

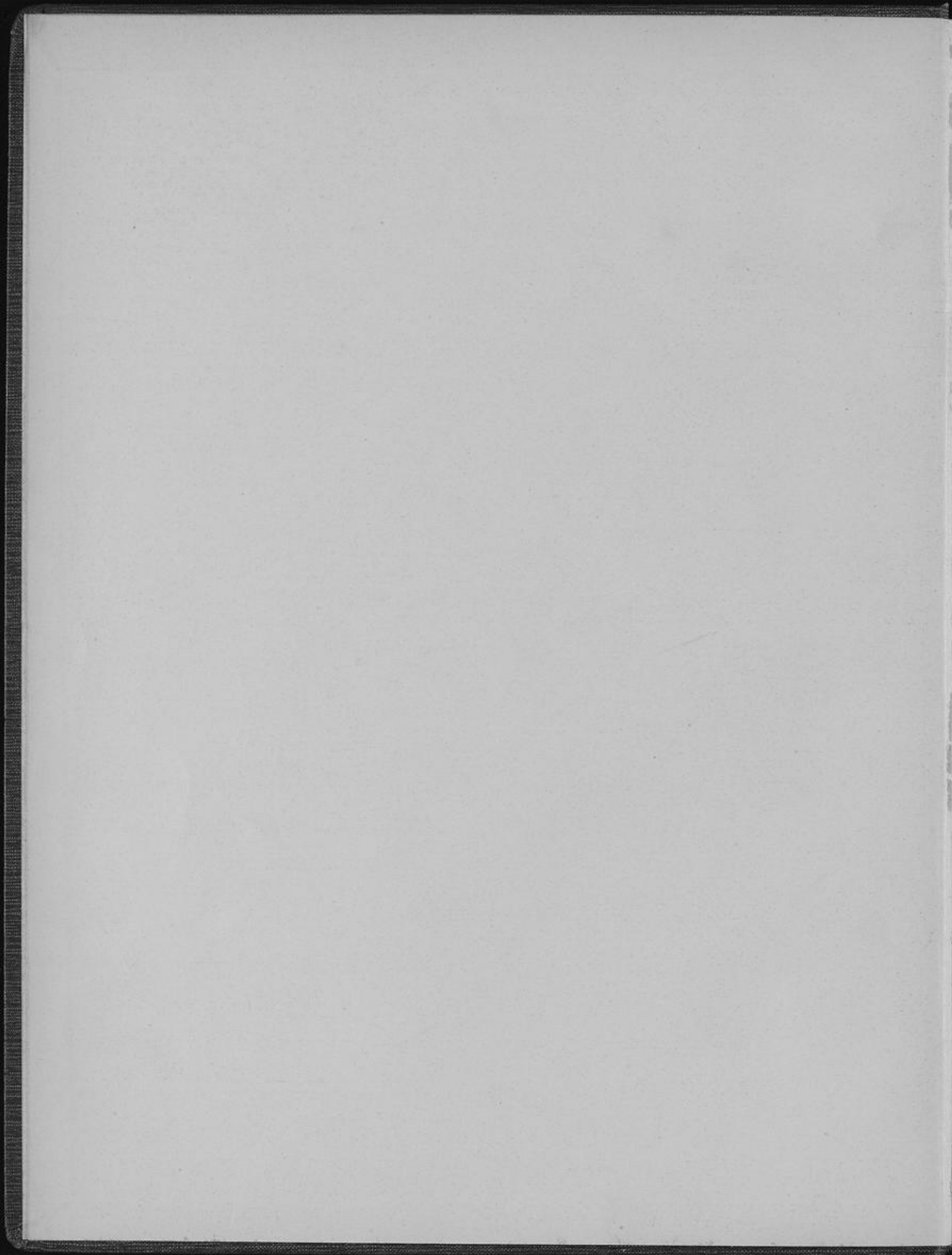
Rhein 
und Düsseldorf.



Sonntagsbeilage
der Neuesten Nachrichten

a

Z. 97a



Z. 949

566

Rhein und Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 1

Sonntag, den 2. Januar

1910

Heidezauber.

Roman von Anny Wothe.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

„Glauben Sie von vornherein für sich zu haben“, ergänzte Prinzessin Erika. „Hüten Sie sich, Gräfin“, fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „Sie treiben ein gewagtes Spiel, und zwar mit Ihrem eigenen Herzen.“

„Ich glaube nicht, daß ich Ew. Hoheit Rechenschaft über meine Gefühle schuldig bin.“

„Gewiß nicht,“ gab die Prinzessin zurück, „aber es gibt Augenblicke im Leben, wo man manches tut, was man im gewöhnlichen Leben nicht tun würde. Ein solcher Augenblick ist mir jetzt gekommen. Sie haben mir vorhin auf meine Frage, ob Sie lieben, keine Antwort gegeben; erlauben Sie mir nun, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle? Sie ist schlicht und recht, ohne sonderliche Pointe, und doch ist sie von tiefer, unsagbartiefer Bedeutung für ein Menschenleben, das mir teuer ist, über alles teuer auf der Welt. Wollen Sie die Geschichte hören, Elinor?“

Wie weich der Prinzessin Stimme klang und welch seltsam feuchter Glanz in ihren Augen lag.

Die junge Gräfin beugte ihr blondes Haupt, einem plötzlichen Impulse folgend, tief auf die kleine Hand der Prinzessin und berührte sie innig mit ihren roten Lippen.

Da flog es wie Sonnenschein über das blasse Gesichtchen des Fürstentindes. Sie preßte Elinors Köpfchen fest an ihre Brust und drückte einen innigen Kuß auf die weiße Stirn des Mädchens.

„Nun wird mir meine Erzählung leicht werden“, sagte sie mit süßtraurigem Lächeln, dann begann sie leise:

„Es war einmal ein Fürstentind. Alle liebten und umschmeichelten es, aber es stand doch einsam auf seiner Höhe. Es wuchs wie im Traum zur Jungfrau heran. Das Leben schien ihm nur Glanz und Duft, und die große Menge sagte von

der jungen Prinzessin: „Ihr Fuß wandelt über Blumen, und wohin er tritt, da sprießen Blumen auf.“

Ein fast bitteres Lächeln flog über Prinzessin Erika's Züge, dann fuhr sie, das Köpfchen tiefer in die Polster drückend, fort:

„Leichtsinzig wie ein Schmetterling war das junge Fürstentind durch das Dasein geflattert und hatte oft gemeint,

daß es jede Minute hoch hinauf bis zur Sonnenhöhe des Daseins tragen könnte.“

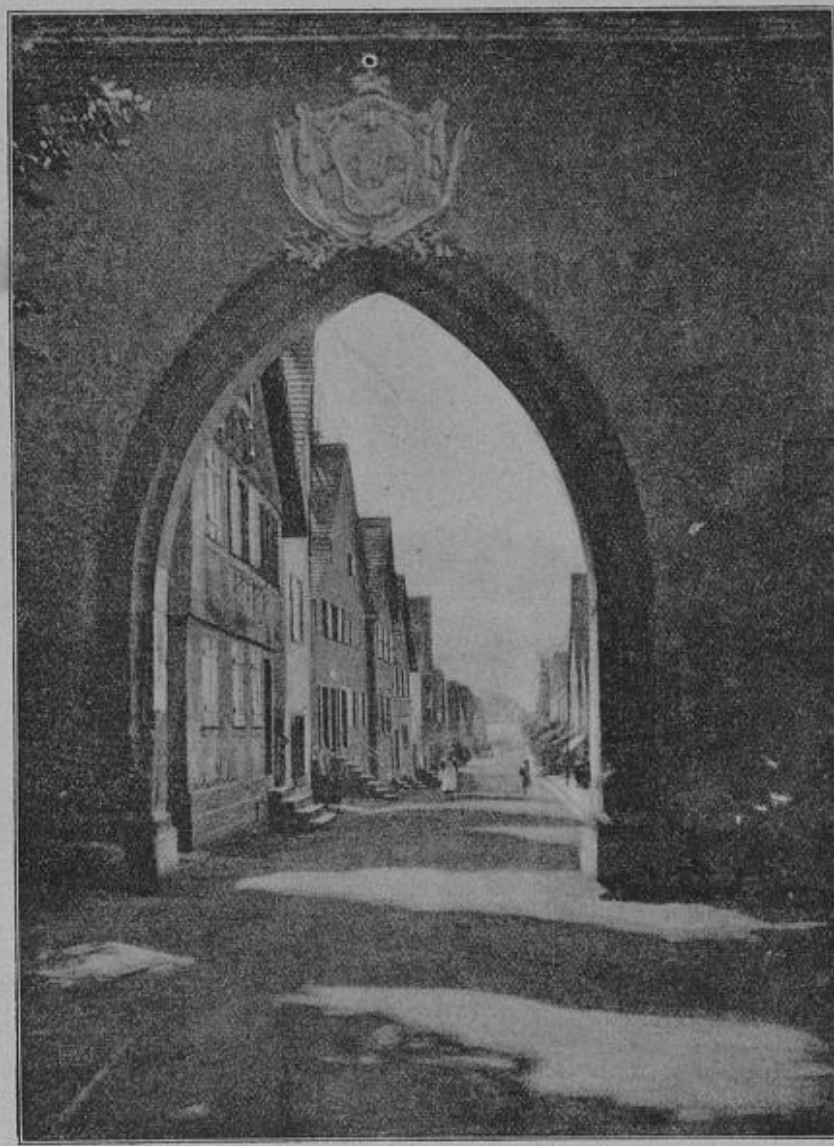
Die junge Prinzessin hatte nicht daran gedacht, daß dazu Adlerfittiche gehörten, aber nicht der leise, leichte Flügelschlag des Schmetterlings.

Sorglos durchs Leben gankelnd, nur tief im Innern die heiße unennbare Sehnsucht nach etwas Unsagbarem, Unfassbarem hatte sie dahingelebt.

Da plötzlich war es ihr, als breche zum erstenmal in ihrem jungen Leben das Morgenrot des Glückes für sie an. Das war an dem Tage, wo ihr einziger Bruder seinen Freund zu ihr brachte, einen tiefen Mann, wie sie vordem noch seinen gekannt. Er, der Fremde, von dem ihr der Bruder oft erzählt, sollte ihr Lehrer werden. An seiner Hand sollte sie durch den Dichterpark wandern, durch die Tempel der Weisheit durch die Hallen und Gänge der Wunderwerke der Schöpfung schweifen immer mit „Ihm!“

Der Gedanke be rauschte sie fast Sie, das stolze, oft so übermütig lachende, alles beherrschende, kleine Geschöpfchen, sie stand zum erstenmal verlegen vor einem Mann, der ihr nichts weiter bot, als freundliche Höflichkeit.

Er sahien die Ehre, der Lehrer einer Prinzessin zu werden, noch nicht recht begriffen zu haben, so nachlässig stand er vor ihr. Das reizte sie — eine leichte Wendung im Gespräch, und



Altes Stadttor. Von Helene Peters, Düsseldorf.
Aus der Amateur-Photographen-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum.

sie zeigte sich ihm als das kapriziöse, kleine Ding, daß alle bei Hofe liebten und doch fürchteten. An seiner Ruhe prallte ihr ungleiches Wesen machtlos ab — ein Blick seiner dunklen Augen machte sie vor sich selbst erröten.

Mit tiefer, innerer Beschämung, mit vollständiger Zerknirschung mußte sich das Fürstenkind gestehen, daß es in dem ernstesten Manne, der so selbstbewußt in dem schlichten, schwarzen Rocco vor ihr stand, seinen Meister gefunden.

So wurde sie seine Schülerin. Er kam oft und gern ins Schloß, der Professor, und für sie waren es so unsagbar glückliche, sonnenbelle Tage, so märchenschön und zauberhaft, wie nichts auf der Welt.

Sie lernten sich bald ganz verstehen, die beiden so ungleichen Menschenkinder. Ein Freundschaftsbund, wie es schöner, reiner und inniger sich kaum denken läßt, umschloß die beiden. Niemals trat Neid und Mißgunst — die in unseren Kreisen so besonders geschäftig sind — hoch die Prinzessin ein — an das Freundespaar heran. Man gönnte dem jungen, launenhaften Fürstenkinde die Spielerei, und der Professor hatte keine Feinde. Die bleiche, oft leidende kleine Prinzessin kannte jeden Zug seines

Herz haben könnte, ein heißes, leidenschaftliches Herz, das stumm und lautlos bei seinen jubelnden Worten verblutete.

Die Morgenröte des Glückes, die, wie die Prinzessin wähnte, für sie angebrochen, war erloschen. Ein anderes Frührot, das fühlte sie in ihrem jungen Herzen, ging wohl bald für sie auf, doch dieses war nicht von dieser Welt.

Welche Schmerzen die junge Brust der seinen Worten Lauschenden durchwühlten, welche tausend Qualen die junge Seele klaglos litt, das wußte nur Gott allein, nur der hat sie verzeichnet in dem großen Schicksalsbuche, das er mit ehernem Griffel schreibt.

Alles, was das junge Herz gehofft und so heiß begehrt, war nun vernichtet. In still verschwiegener Brust, tief in der Nacht, wenn alles schlief und die Prinzessin aller gesellschaftlichen Verpflichtungen ledig war, da hatte sie sich oft in süße Träume gewiegt. Sie hatte es sich so tödlich gedacht, Glanz und Pracht von sich zu werfen, um dem geliebten Manne folgen zu können in ein enges, kleines Heim, reich geschmückt durch gegenseitige Liebe, beschienen von der Sonne des Glückes, das eins im andern fand. Wie leicht, wie spielend leicht hatte sie sich den Kampf gedacht,



Uferbild von Rügen. Von Jul. Riemer, Düsseldorf.
Aus der Amateur-Photographen-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum.

Herzens. Wenn er oft stundenlang an ihrem Ruhebett, an das sie gefesselt war, saß, um ihr vorzulesen oder tief sinnige Gedanken mit ihr zu tauschen, war es ihr immer, als wäre der Himmel auf die Erde gestiegen, als wäre sie selbst ein Sonnenkind des Glückes.

Und in solchen trauten Stunden des Alleinseins, da hatte er ihr dann auch öfter von sich gesprochen, von seinen Wünschen, seinem Hoffen, seinen Plänen für die Zukunft.

Und eines Tages — die Dämmerung senkte sich fast hernieder — da war er wieder bei ihr gewesen, und er hatte mit seltsam bewegter Stimme zu ihr geredet. Zuerst von seiner rot blühenden, süßen Heide, seiner Heimat, und zuletzt von einem goldblonden Heidekinde, das er einst auf den Armen über die Heide getragen dem Vaterhause zu.

Wie ein Zauber war es da mit einem Male durch seine Stimme gegangen, und er hatte ihr erzählt, daß nun das Heidekind schön und groß geworden, und daß er sie sich dereinst mit Gottes Willen aus Herz heften wolle als schönste Heideblüte.

Und weiter hatte er ihr vertraut, wie er ringen, kämpfen und arbeiten wolle, das holde Geschöpf, dem jeder Atemzug seines Herzens galt, sich zu erringen. Wie süß, wie berauschend der Gedanke für ihn wäre, das blonde Mägdlein einst sein nennen zu dürfen, und wie selig er sein würde in ihrem Besitz.

Auf das bleiche Fürstkind an seiner Seite war dabei kein Blick gefallen. Er hatte wohl nie daran gedacht, daß eine Prinzessin auch ein

den sie feinetwegen zu bestehen haben würde. Wie eine Wonne, eine Wohltat war es ihr erschienen, feinetwegen kämpfen zu können, feinetwegen Schmerzen zu erdulden, und nun schickte ihr Gott den größten Schmerz — den der Entfugung.

Und während er mit glänzenden Augen von seinem blonden Lieb auf der Heide sprach, da fiel Träne um Träne aus ihren halb geschlossenen Augen auf ihre zitternde Hand.

'Sie weinen, Prinzessin? Sie weinen um mich!' war da plötzlich seine Stimme an ihr Ohr gedrungen, und ein Blick in seine Augen hatte ihr verraten, daß ihm plötzlich das Verständnis gekommen.

'Mein Gott, das habe ich nicht gekhnt', hatte er fast verzweifelt ausgerufen, ihre zuckenden Hände warm mit den seinen umschließend. 'Armes, kleines Sonnenkind, warum mußte ich dir diesen Schatten bringen?'

Und die Prinzessin lächelte ihm glücklich durch Tränen zu. 'Nicht also, lieber Freund', sagte sie, ihre Hände sanft aus den seinen befreiend, nichts von Schatten. 'Ich danke Gott, das er mir den Sonnenstrahl der Liebe gab. Kein sündhaft Begehren knüpft sich daran. Werden Sie mit Ihrer Heideblume glücklich! Täglich, häßlich will ich für Sie beten. Wir aber wollen Freunde sein.'

Da legte er gütig und mild wie ein Vater seine Hand auf das Haupt der bleichen Prinzessin und sagte innig: 'So helfe dir Gott, mein armes Kind.'

Dann ging er.“ —

Prinzessin Erika machte eine Pause und hob die gesenkten Augen über zu Elinor empor, die stumm und bleich, das Haupt wie verzweifelt in die schlanken Hände vergraben, ihr zur Seite saß.

„Hören Sie, Gräfin?“ fragte Prinzessin Erika fast tonlos, „und wollen Sie meine Geschichte weiter hören?“

Die Gräfin nickte stumm. Die Stehle war ihr wie zugeschnürt, nicht einen Laut vermochte sie zu erwidern.

„Sie wissen, daß ich meine eigene Geschichte erzählt habe,“ fuhr die Prinzessin leise, wie müde, fort, „und Sie wissen also auch, daß wir, der Professor und ich, Freunde im wahren Sinne des Wortes wurden.“

Eines Tages fiel es mir auf, daß mein Freund besonders trübe und bleich aussah. Ich fragte ihn nach der Ursache, und er erzählte mir — erzählte mir — bitte, geben Sie genau acht, Gräfin — daß seine Heideblume für ihn gestorben wäre, tot und kalt seit der Zeit, da sie auszog, anstatt der Heide sich Rosen fürs Leben zu pflanzen. Diese Heideblume ist —

„Nichtweiter, Hoheit, bitte, nicht weiter!“ rief Elinor leidenschaftlich. „Ich ertrage es nicht, hier Gedanken und Gefühle zur Sprache gebracht zu sehen, die mich bis ins innerste Herz treffen.“

„Seiner Liebe, so sie groß und edel ist, liebste Elinor, braucht sich kein Mensch zu schämen. Frei und offen habe ich Ihnen meinen Herzenszustand klargelegt — nicht Ihnen, nicht meinen, aber um dessen willen, der unsagbar leidet, und dessen Glück zu bauen die letzte und einzige Aufgabe meines kurzen Lebens sein soll. Beantworten Sie mir eine Frage, Elinor: Lieben Sie Wolfgang?“ Atemlos in fieberhafter Spannung lauschte die Prinzessin der Antwort.

„Nein!“ klang hart Elinors Stimme durch den Raum.

„Haben Sie ihn jemals geliebt? Keine Lüge in diesem Augenblick, Elinor, ich bitte Sie!“

In heißer Bitte hoben sich die schwarzen Augensterne zu Elinor empor.

„Ja!“ kam es fast tonlos von den Lippen des jungen Mädchens.

„Aber nun, Hoheit, üben Sie Barmherzigkeit, entlassen Sie mich.“

Die Prinzessin strich mit ihren weichen Händen lieblosend über Elinors blonden Scheitel.

„Ich will Sie nicht quälen, Kind,“ entgegnete sie sanft, „aber noch etwas muß ich Sie fragen. Sie wissen auch, wie ‚Er‘ denkt, und ich

meine, Sie müßten meine Verbündete werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln jene verhaßte Heirat mit der Cousine hintertreiben will.“

„Und Hoheit wünschen mich dazu als Werkzeug zu benutzen?“ fragte Elinor satirisch.

„Ja“, gab die Prinzessin offen zurück. „Sie, nur Sie können es verhindern. Seien Sie vernünftig, Elinor. Lassen Sie nur ein einziges Mal Ihren Stolz beiseite. Zeigen Sie ihm, wo ihm des Glückes Wunder-

blume blüht, damit er nicht elent an der Seite jenes nichtswürdigen Geschöpfes zugrunde geht.“

„Und was befehlen Hoheit, das ich als erster Schritt tun soll?“

„Brechen Sie Ihre Beziehungen zum Erbprinzen ab, geben Sie meinem Bruder sein Wort zurück und gehen Sie zu Wolfgang und sagen Sie ihm: die Rosen lieben Sie hier, daheim in der Heimat werden von nun an mit die Heide für Sie blühen. Er wird Sie verstehen, Elinor,“ sagte die Prinzessin mit glücklichem Lächeln, „und alles wird gut werden. Wollen Sie mir folgen?“

„Nein und tausendmal nein!“ rief die Gräfin außer sich. „Wirklich recht nett gedacht,“ fuhr sie mit beifühendem Hoh in der Stimme fort, „die sentimentale, rührselige Geschichte wurde mir aufgetischt nur damit ich der Erbprinzen freigebe. Der Prinz hat mein Wort Hoheit, und ich werde es niemals zurückgeben, es sei denn, daß er es freiwillig von mir fordert.“

Prinzess Erika war bei Elinors beleidigenden Worten tief erregt aufgesprungen; es war, als taste ihre Hand nach dem Klingel, aber sie beherrschte sich mühsam und sagte nur matt:

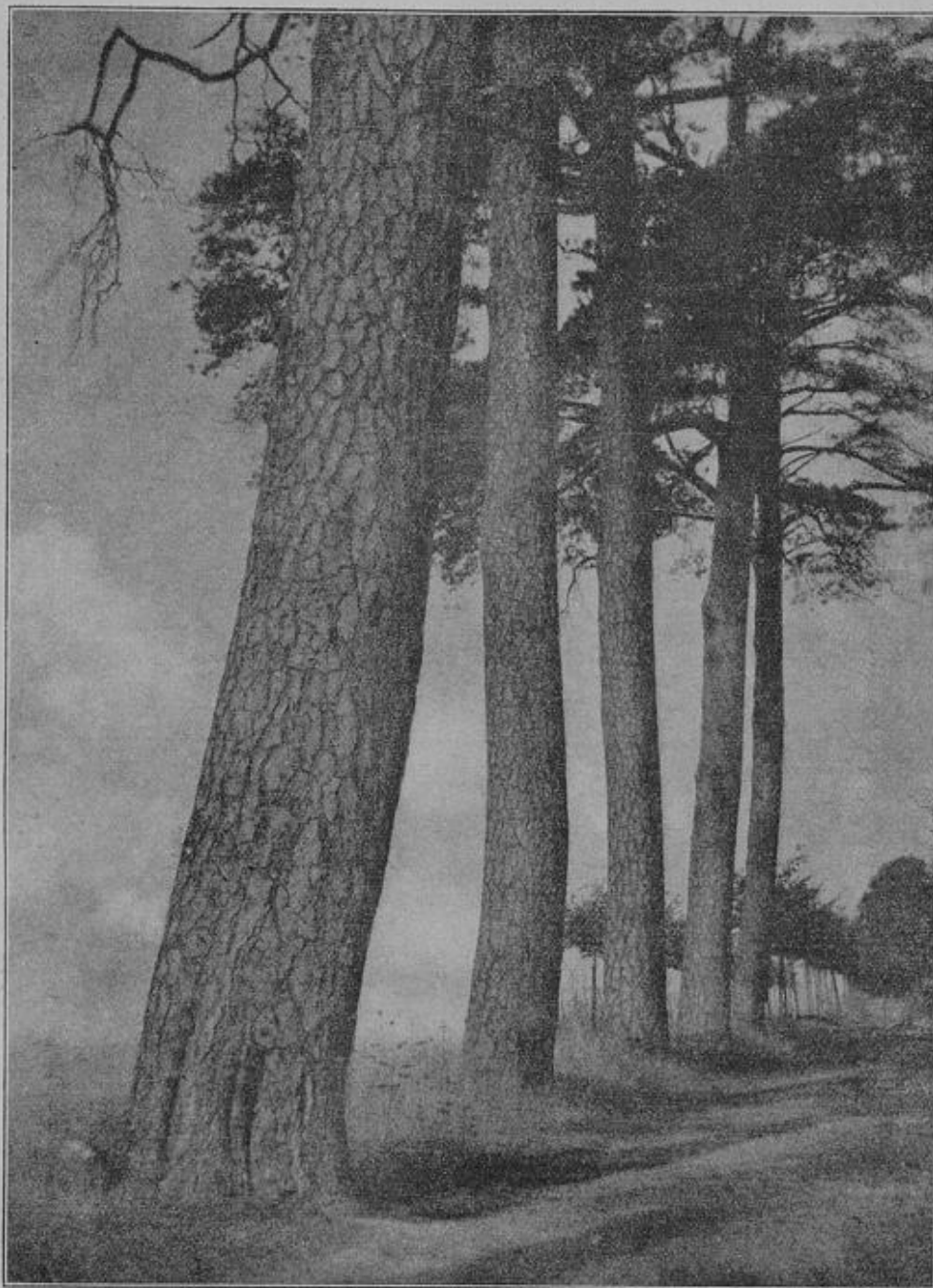
„Und der Professor und sein Glück?“

„Können Hoheit ihm ganz nach Belieben errichten, aber ich bitte mich von meiner Rolle in dem Schauspiel auszuschließen.“

„Elinor!“ bat die Prinzessin mit einem herzzerreißenden Lächeln um den Mund.

Die Gräfin bebte fast wie im Fieber. Die Augen der Prinzessin redeten eine so eigentümliche, berückende Sprache, und doch durfte und konnte sie nicht weich sein.

„Haben Sie Mitleid, Hoheit,“ rief sie endlich leidenschaftlich, „aber ich kann und darf nicht nach Ihrem Willen tun. Sie wissen nicht,“ fuhr sie fort, „wie es ist, so in tiefster Seele verwundet zu sein, wie ich es bin. Niemals, und könnte ich mir zehnmal des Lebens Seligkeit erkaufen



Pinien. Von Max Mehner, Grefeld.

Aus der Amateur-Photographen-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum.

Welt, und man darf so etwas überhaupt nicht von mir verlangen, das ist Egoismus. Ich will doch meine neunzehn Jahre genießen, ich will nicht im Winter auf dem Lande verfaulen, wenn sich alle andern Mädchen zu Hause amüsieren . . ."

Da aber war Mutter sehr böse geworden. Und Vater erst recht! Margot mußte auf Befehl einen sehr liebevollen Brief an Tante Zettchen schreiben, ihr Kommen anmelden, der Koffer wurde gepackt, ehe sie noch recht zur Besinnung kam, war der Reisetag da. Es war ein grauer, trüber Novembermorgen.

Auf dem Wege zum Bahnhofe schluckte Margot fortwährend, um nicht loszuweinen. Mutter war zwar wieder sehr nett, redete gut zu, und die kleineren Geschwister hingen an ihr, als ob es ein Abschied für ewig wäre.

Irgend jemand hatte ihr sogar einen großen Strauß roter Rosen früh ins Haus geschickt. Obgleich keine Karte dabei lag, wußte Margot doch, wer sie gesendet hatte. Am Tage vorher im Stadtpark hatte sie ja Gerb Wallmann ihr grenzenloses Leid geklagt. Und da waren seine hellen, süßigen Augen ganz trüblich geworden, und man hatte sich kaum trennen können, als die Dunkelheit so früh hereingebrochen war. Was nützten ihr aber nun seine Rosen, wenn sie ihn solange nicht sehen durfte?

Mutter sprach fortwährend von Weihnachten auf dem Wege zum Bahnhof. Weihnachten würde Margot ja wieder zurück sein, und dann hätte ihr Kind unter dem Weihnachtsbaum wenigstens das schöne Gefühl, segensreich gewirkt und die Tante erfreut zu haben.

Margot hörte gar nicht hin. Sie stieg mit einem Gesicht in ihr Stupsee, als würde sie in die ewige Verbannung geschickt.

Mutter lächelte ihr aufmunternd zu, schob im letzten Augenblick noch ein Schächtelchen mit Makronen in ihre Hand, küßte sie und winkte mit dem Taschentuch, doch Margot nickte nur mürrisch ein wenig mit dem Kopf zurück. Jetzt war es also so weit.

Sie schluckte krampfhaft, wischte hastig über das Gesicht, wo eine Träne nach der andern herniederrollte, und sah sich dann in dem Wagenabteil um.

Außer ihr sah noch ein junges, zartes Mädchen in der ihr gegenüberliegenden Ecke, das anscheinend schlief. Ein seltsames Gesicht war das . . . Muter den geschlossenen Augen war ein Mund, der fortwährend stumm vor sich hinlächelte. Bald merkte Margot, daß die Fremde doch nicht schlief, denn ihre feine, weiße blaugärberte Hand glitt ab und zu wie suchend zur Seite, wo ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe saß, der in einem Buche las. Und jedesmal, wenn die Mädcheninger die dünnen des Knaben streiften, lächelte er auch, und sagte ihr irgend ein paar Worte:

„Ja, ja . . . nun sind wir bald da, Mariechen“, . . . oder „Siehst du auch nicht so nah am Fenster?“

Dann lächelte das junge Mädchen noch versöhnlicher, und antwortete, ohne die Augen zu öffnen.

Margot fühlte, wie ihr das Blut siedendheiß im Gesicht saß. Sie kam gar nicht los von diesen geschlossenen Augen. Sie machte sich umständlich mit ihrem Gepäck zu schaffen, ruckte und räumte, und stieß dabei ihren Schirm um, und gerade auf die Füße der Fremden.

„Verzeihen Sie“, sagte sie hastig, indem sie sich bückte, um ihn aufzuheben.

Da war ihr aber der Knabe zuvorgekommen, hob den Schirm auf und überreichte ihn Margot mit leichtem Kopfnicken.

„Meine Schwester ist blind“, sagte er erklärend. „Sie möchte gern, daß ich ihr erzähle, wer mit uns im Stupsee sitzt, darf ich das?“

Margot nickte, und wurde noch röter und noch heißer dabei.

Der Knabe benahm sich wie ein Herr. Mit ruhiger Sicherheit wandte er sich an die Schwester: „Es ist eine junge Dame in deinem Alter, die dir gerade gegenüber sitzt, Mariechen. Sie hat braunes Haar, braune Augen, nur größer ist sie wie du.“

Die Blinde hatte aufmerksam den Kopf erhoben, jetzt streckte sie die Hand aus.

„Und sehr traurig, nicht wahr?“ fragte sie leise in der ihr eigenen, klingenden Aussprache.

Margot zuckte zurück. Und gleich hinterher griff sie zu und nahm die tastend ausgestreckte Hand.

„Woher wissen Sie das?“

Die andere sah wie laufend da.

„Ich hörte es vorhin an Ihrer Stimme, als Sie von jemand Abschied nahmen an der Stupsee. Und an Ihrem Atem, Ihren Bewegungen . . . denn wir Blinden fühlen, was wir nicht sehen können, wissen Sie? Unsere Welt ist größer wie die von anderen Menschen, die sie sehend umfassen können. Unsere Phantasie gibt überall ein Stückchen zu . . . Reisen Sie weit, liebes Fräulein?“

Margot sah wie auf Kohlen. Vor diesen blinden Augen hatte sie beinahe ihr Reiseziel und ihr Herzeleid vergessen. Jetzt fiel ihr alles wieder ein.

„Nach Drontheim“, sagte sie kurz.

„Wir nach Wiefenhagen“, sagte da die Blinde beinahe jubelnd. „Dort hat meine Großmutter ihr Gut. Kennen Sie Wiefenhagen?“

Margot nickte. Ihr fiel ein, daß ein Bauernhof so hieß, den die Blinde so stolz „Gut“ nannte. Sie war als Kind manchmal mit Onkel Pastors Wagen da vorbeigefahren. Ein kahles, mit rotem Ziegeldach bedecktes Haus mußte es sein, ein paar Stallungen dabei, und ein ver-

wilderter Garten, der an ödes, flaches Ackerland grenzte. Drontheim dagegen hatte Wald, bergige Felder, sogar einen blauen See hinter den Kleewiesen . . .

„Sie antworten ja gar nicht“, sagte die Blinde. „Aber Sie nickten wohl?“

Margot erschrak vor so viel klarem Denken.

„Ja . . . ich nickte. Ich hatte vergessen, daß Sie . . .“ das schreckliche Wort „blind“ wollte nicht über ihre Lippen. Was war denn überhaupt? Was ging mit einem Male in ihr vor? . . .

Mit zusammengedrückten Händen saß sie da, und hatte ein Gefühl im Herzen, ein Gefühl, das beinahe wie Scham aussah. Aber warum denn . . . ? Die Blinde lächelte ihr strahlendes Lächeln weiter.

„Das schadet nichts. Sie brauchen auch gar nicht daran zu denken, das ich nicht so sehen kann wie Sie. Ich vergesse das ja auch sehr oft. Ich bin so sehr glücklich, daß ich wieder einmal nach Wiefenhagen darf. Mein Bruder fährt gleich wieder zurück, der muß ja zur Schule, und hat heute nur den einen Tag frei, um mich hinzubringen. Wiefenhagen ist wunderschön! Großmutter schreibt, daß im Garten sogar noch Rosen blühen. Denken Sie nur, im November noch Rosen! Die sind gewiß extra für mich stehen geblieben. Aber Vater hat recht, Wiefenhagen liegt so sehr geschützt, da kommt der Winter nicht so schnell hin, wie in unser nördliches Land. Ich kann das so gut brauchen, wärmeres Klima, und konnte die Zeit kaum abwarten, bis ich die vertrauten Plätze alle wiederhabe, das schöne Haus, die Ställe, den wundervollen Garten neben dem Feld. Da ist auch ein Jagdhund, Bella heißt er, der geht auf Schritt und Tritt neben mir. Wenn Bella bei mir ist, fürchte ich mich niemals. Und die Dorfkinder . . . ach, liebes Fräulein, auf die Dorfkinde freue ich mich doch am allermeisten. Ganz kleine, zutrauliche sind dabei mit Vöckchen und einem Lachen wie Glockenläuten, wenn die Klänge des Sonntags herüberwehen von Drontheim. Ich kenne sie alle, sie kennen mich alle, ich habe große Lüten in meinem Koffer, wir singen zusammen, ich zieh' ihnen Püppchen an . . . ach, ich freu' mich doch so . . .“

Die Blinde schwieg.

„Ja aber, wie wissen Sie denn davon . . . wie lernten Sie denn das alles kennen mit ihren blinden Augen“, wollte Margot rufen, sie konnte aber nicht. Ein Weilchen saß sie, und hörte zu, dann als die Fremde still war, und sich wie abwartend borneigte, sagte sie leise:

„Ich fahre auch zu Verwandten, mein Onkel ist Pfarrer in Drontheim“. Aber ich wollte da gar nicht hin, und ich bin sehr unglücklich darüber, hätte sie doch nun eigentlich hinzusetzen müssen, gerade jetzt muß ich in solch einem Nest sitzen, ohne Vergnügen, ohne meine Freundinnen oder Gerb Wallmann . . .

Ja, warum sagte sie das nicht? Die Tränen, die ihr lose hinter den Augenlidern saßen, galten ja gar nicht mehr dem eigenen Kummer, ein tiefes großes Erbarmen füllte ihre Seele . . . Was war denn geschah'n? Ihr eigenes kleines Leid war ja gar nicht mehr da, ein großes gutes Gefühl zwang ihr geradezu die Hände zusammen, als ob sie beten müßte, danken für etwas, das in jäher Erkenntnis in ihr Leben hineingekommen war . . . War es der lachende Mund unter den blinden Augen? War es das fremde, rührende Glückseligsein über jede kleine Freude am Wege, trotzdem sie die Fremde nur fühlen konnte?

Und sie mit ihren gesunden, hellen Augen, mit Augen, die Vater, Mutter, die Geschwister und den Liebsten sehen, anstrahlen konnten . . . die den Weihnachtsbaum in kurzer Zeit wieder aufleuchten sehen würde daheim, sie war schon unglücklich gewesen, weil sie ein paar vergnügte Stunden durch diese Reise verlor! Alle die sie liebte, nicht mehr mit den Blicken umfassen können, den Himmel, die Blumen, die vertrauten Wege ihrer Kindheit, Onkel und Tante im eisenumkränzten Pfarrhaus, den weißen Winterschnee und die goldene Frühlingssonne . . . nein, so lächeln wie diese seltsame Fremde hätte sie dann niemals können . . .

Die Blinde hatte ein Weilchen stumm dagehessen, während der junge Bruder in seinem Buch las. Als Margot gar zu lange schwieg, verschwand das strahlende Lächeln um den Mund der Lauschenden.

„Sie dürfen sich durch meine blinden Augen nicht traurig stimmen lassen, liebes Fräulein“, sagte sie bittend, „ich habe meine Welt voll Licht deshalb ebenso gut wie Sie.“

Da schluckte Margot, wie von schwerer Last befreit, auf, und reichte ihre heiße Hand wie abtüttelnd der Fremden hinüber. Und fuhr in den trüben Nebeltag, in Pflicht und Fleiß und Einsamkeit hinaus, als warte da draußen ein Meer von Glück auf ihr Kommen . . .

Unsere Bilder.

Ueber die Bilder von der Amateur-Photographen-Ausstellung im Düsseldorf-Kunstgewerbe-Museum in der heutigen Nummer von „Ahein und Düssel“ steht in der heutigen Nummer der „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“ ein besonderer Artikel. — Die Geburtstagsgratulation. Das kleine Mädel wollte der Mutter eine besondere Freude machen, und hat zu ihrem Geburtstage ein kleines Gedichtchen „auswendig“ gelernt. Anscheinend klappt die Sache aber nicht recht und der Mutter wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als ihren Liebling in die Arme zu schließen und ihm das „Aufsagen“ zu schenken.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 2

Sonntag, den 9. Januar

1910

Heidezauber.

Roman von Anna Bothe.

(Nachdruck verboten.)

(9. Fortsetzung.)

Christel schluckte ein paarmal heftig zu. Was brauchte der Balg zu sehen, daß sie, die alte harte Christel, mit den Tränen kämpfte über das junge Liebesglück ihres Liebings, das kaum erblüht, schon gebrochen, geknickt am Boden lag.

„Aufsteh, Kleine,“ kommandierte sie. „Kopf in die Höhe! Red' dir nichts ein, so ist die Liebe nicht. Da gib's ein nettes Sprüchlein, das heißt:

Kein Graben zu tief, keine Mauer zu hoch,
Wenn zwei sich nur gut sind, die finden sich doch.

Daran denke und damit basta!“

„Nein, nein, Christel, so ist's nicht, dein Sprichwort heißt: „Wenn zwei sich gut sind“ aber er — er hat mich wohl nimmer lieb gehabt!“

Es sprach ein so grenzenloser Jammer, ein so namenloses Weh aus den schlichten Worten des jungen Mädchens, das sich tief in die Seele der alten Dienerin grub.

„Du bist ja noch ein Kind, Lotte,“ suchte sie zu trösten.

Der Blick, der sie traf, zeigte ihr nur zu deutlich, daß das Kind gestorben und das Weib dort geboren war.

„Lotte?“ schrie sie fast verzweifelt und faltete betend ihre Hände um das braune Köpfchen, „Lotte, mein Herzenskind.“ Lotte aber hörte nicht auf sie. Gespannt hingen ihre Blicke an einer hohen, sich langsam durch den Garten nähernden Männergestalt.

„Er kommt, Christel,“ schluckte sie plötzlich auf. „Christel, er kommt!“ Vergessen war alles Leid, Sonnenhell bligte es in den blauen Augen auf, ein süßes, köstliches Stinderlächeln stahl sich um die roten Lippen, und die alte, häßliche Küchenschürze, die sie umgebunden hatte, weit von sich schleudernd, stürmte Lotte hinaus, „ihm“ entgegen. Es war ihr, als sei mit ihm das Glück gekommen.

Christel aber hielt die dünnen Hände gefaltet auf den Knien.

„Mein herzlichster Gott,“ so betete sie, „gib dem armen, kleinen Menschenherzen nur eine einzige Blume und nimm mir dafür jedes Glück des Daseins.“

Sollte es ein frommer Wunsch der braven Alten sein? — Wie festgebaut blieb Lottes Fuß auf dem halbdunklen Gange haften. Nein, was sollte er von ihr denken — sie durfte ihm ja nicht entgegenbringen. Zum erstenmal empfand sie diese zart-mädchenhafte Scheu Niendorf gegenüber. Dieses Gefühl war ihr selbst unverständlich und legte sich beklemmend auf ihr warmes Herz.

Jetzt betrat sein Fuß die Schwelle der Haustür.

Lotte stieß unwillkürlich einen kleinen Schrei aus und drückte sich etwas enger gegen die Wand.

„Ach, Fräulein Lottchen!“ rief Niendorf wie zerstreut. „Habe ich Sie erschreckt? Das würde mir leid tun.“

Damit nahm er flüchtig ihre zitternde Hand in seine Rechte.

„Ich Jude vor allem Wolfgang“, fuhr er fort. „Ist Ihr Bruder daheim?“

„Nein, Herr Baron,“ antwortete Lotte leise und öffnete die Tür zum Wohnzimmer; „er muß aber jeden Augenblick zurück sein. Mama und meine Cousine haben Besorgungen in der Stadt, werden aber auch gleich wiederkommen.“

„So lassen Sie mich hier einen Augenblick Ihrer Angehörigen harren, denn es wird lange Zeit vergehen, bevor ich Sie wiedersehen kann.“

Eine unendliche, qualvolle Angst erfaßte Lottes Seele. Sie wollte reden, ihn fragen, brachte aber keinen Laut über die Lippen. Nur eine heiße, bange Frage lag in ihren Augen.

Niendorf merkte es nicht. Er ging unbesorgt um Lottes Gegenwart im Zimmer auf und ab. Das junge Mädchen war ans Fenster getreten. Voll fiel der scheidende Sonnenglanz auf ihr üppiges Haar, goldene Lichter darauf leuchtend. Wie Schleier lagen jetzt die Lider tief über den sonst so lachenden Wangen.

„Nun, kleine Freundin,“ sagte Niendorf endlich, wie sich besinnend. „Sie sagen kein Wort; es war doch sonst nicht ihre Art, zu schweigen.“

„Sie sind so sonderbar, Herr von Niendorf,“ stieß Lotte gepreßt hervor. „So ganz anders als sonst.“



Alexander Bertrand in seinem Atelier Düsseldorf-Obercassel.

„So, bin ich das?“ Der Adjutant lachte schneidend auf. „Also anders als sonst? Sehen Sie mich mal ganz genau an, kleine: so wie ich, sieht ein abgewiesener Freier aus. Haben Sie schon mal einen gesehen?“

Lotte starrte Niendorf mit weit geöffneten Augen an. Was sollte das alles?

„So reden Sie doch, Kind! Versuchen Sie denn nicht, daß das Schweigen entsetzlich ist?“

Nein, sie verstand nichts — ihr war der Kopf wüst und wirr. Nur die blauen Augen hoben sich jetzt zu ihm auf und sahen ihn so angstvoll, so tränenschwer an, daß er davor betroffen den Blick senkte.

„Arme Kleine, ich habe Sie erschreckt“, sagte er mitleidig. „Sie wissen noch nicht, wie es ist, wenn die Seele tausend Schmerzen leidet. Möchte es Ihnen immer verborgen bleiben.“

„O doch, doch!“ schluchzte da Lotte auf und sah wie hilflos in seine so trübe blickenden Augen.

Er lächelte milde wie ein Vater zu ihr hernieder.

„Das Leid der Kinderseelen flieht schnell“, sagte er, seine Hand einen Moment auf ihren welligen Scheitel legend. „Was heute noch trüb und traurig war, ist morgen sonnenhell und mit Rosen geschmückt. Bei uns aber ist es anders. Das Leid, das mir geworden, ist das schwerste und bitterste meines Lebens.“

Lotte schluchzte herzbrechend.

„Kind, Kind, was ist Ihnen? Bereitet es Ihnen Weh, daß ich leide und daß ich darum von hier fortgehe?“

„Sie gehen fort, fort für immer?“ Lotte stieß es atemlos hervor.

Er senkte langsam das Haupt. „Für immer“, entgegnete er. „Ich habe vom Herzog meinen Abschied aus dem Dienst erbeten und — erhalten. Ich kam — um Abschied zu nehmen!“

Lotte sank mit einem leisen Wehelauf zusammen.

Bestürzt hob er sie auf und trug die leichte Gestalt zu einem Lehnstuhl, wo er sie sanft niedergleitend ließ. Schon faßte seine Hand nach der Klingel, die alte Christel herbeizurufen, als Lotte die Augen wieder aufschlug.

„Wie haben Sie mich erschreckt“, sagte er, sich tief zu ihr herabbeugend und ihr mit stummer Frage in die Augen sehend. „Ist Ihnen wieder besser?“

„Oh, es ist nichts, Herr von Niendorf“, sagte sie mit schwankender Stimme, „ein leichter Ohnmachtsanfall, wie er mich häufig trifft“ — es war die erste Lüge ihres Lebens — „aber nun ist es vorüber, lassen Sie uns weiter plaudern.“

„Wunderbar“, dachte er. „War es mir doch fast, als redeten die blauen Kinderaugen da eine so seltsam heraufschende Sprache, wie ich sie so heiß von ein paar anderen Augen erfährt; aber es war wohl nur Täuschung!“

Natürlich war es Täuschung. Lotte lachte und plauderte so unbeständig, wie seit langer Zeit nicht mehr. Wer sie genau kannte, der wußte allerdings, daß in ihrer lachenden Stimme Tränen klopften, der wußte, daß das junge Herz aufschrie in qualvollem Weh, während der Mund lachte. O ewiges, unlösbares Rätsel, Weiberherz. In den schwersten, leidvollsten Stunden bist du am stärksten und größten!

Sie sprachen noch lange zusammen. Seine Erregtheit, mit der er ihr bei seinem Kommen entgegengetreten, war gewichen. Ruhig und klar erzählte er, daß er beabsichtige, sich auf seine Güter zurückzuziehen und ein Krautjunker zu werden. Was ihn dazu veranlaßt, erwähnte er nicht mehr; aber sie wußte es ja, seine Andeutungen hatten es ihr verraten, daß es die unerwiderte Liebe zu Glorin war.

„Da kommt Wolfgang“, sagte Lotte plötzlich tief aufatmend und sah nach dem Fenster. „Sie haben gewiß noch mancherlei mit ihm zu sprechen. Leben Sie wohl, Herr von Niendorf, und — und reisen Sie glücklich.“

Sie stand ernst und ruhig vor ihm und reichte ihm freundlich aber gemessen die Hand zum Abschiede entgegen.

Niendorf strich wie beklommen mit der Hand über seine Stirne, eh er sie dem jungen Mädchen reichte.

Wie war das nur gekommen? Woher kam dem Kinde der ungewöhnliche Ernst, die ruhige Sicherheit, die ihn so merkwürdig befremdete und ihm fast beängstigend auf das Herz fiel?

„Lottchen!“ sagte er, sich zärtlich zu ihr herniederneigend, „Lottchen, fehlt Ihnen etwas? Vertrauen Sie mir, Sie haben keinen treueren Freund als mich.“

„Nein, nein“, wehrte sie ab, aber den Augen, die ihn so merkwürdig weich und tränenvoll ansahen, ihnen konnte ja Lotte doch nicht gebieten.

„Lottchen“, bat er noch einmal.

Sie schüttelte lächelnd das Köpfchen, während eine heiße, brennende Träne auf seine Hand fiel, die noch immer die ihre umschloß. „Leben Sie wohl, Herr von Niendorf, und —“

„Und — auf Wiedersehen!“ ergänzte er herzlich.

„Auf Wiedersehen!“ erwiderte sie tonlos, dann war die Stelle, wo sie gestanden hatte, leer, und Niendorf war es, als wäre es dunkel im Zimmer geworden, obwohl noch das lichte Abendrot sich in den blauen Fenster Scheiben spiegelte.

In demselben Augenblick trat der Professor ins Zimmer.

Auf den harten, kalten Steinfliesen der Küche aber lag ein junges, verzweifeltes Menschenkind auf den Knien und barg das braune Köpfchen schluchzend in dem Schoß der alten Magd.

„Ach, Christel, nun ist alles, alles aus!“ war das einzige, was von den jungen Lippen kam.

Die Alte saß still und redete nicht. Das Gebetbuch, in dem sie gelesen hatte, lag achtlos am Boden, nur von Zeit zu Zeit streichelte sie zärtlich über den glänzenden Scheitel ihres Lieblings.

So verging Stunde um Stunde. Es war schon tief, tief dunkel geworden. Niendorf war noch immer bei Wolfgang. Leise, immer leiser klang das Schluchzen Lotte's zu der alten Frau empor, dann verstummte es ganz. Ein erschütterndes, lodestrauriges, unheimliches Schweigen. — Endlich knarrte eine Tür. Schritte hallten auf dem Gange.

„Er geht, er geht für immer!“ Lotte schrie es in heißem Schmerz und stürzte zum Fenster. Aber sie konnte nichts als die Umrisse einer hohen Gestalt entdecken, die geknickten Hauptes durch den Garten schritt.

Da beugte sie wie in tiefer Ergebung das Köpfchen. „Es hat nicht sollen sein“, sagte sie

tonlos, und während eine Träne nach der anderen auf ihre gefalteten Hände tropfte, betete sie leise:

„Lieber Gott, der du mir schon so viel Freude und Glück im Leben gespendet, der du mir die süße, wonnige Liebe zu ihm ins Herz gelegt, nimm das Leid von seiner Seele. Laß ihn glücklich sein, ihn froh werden: laß ihn das Leid, das ihn betroffen, überwinden. Nimm mein Glück für das seine und gib mir Kraft zum Tragen und Entfagen!“

„Amen!“ sagte Christel andächtig.

Dann aber breitete sie ihre Arme weit aus, und Lotte barg leise weinend ihr Köpfchen an der treuen, alten Brust.

„Weine dich aus, mein Herzenskind“, flüsterte die Alte leise. „Tränen sind für die Menschen wie Frühlingsregen für die Blumen. Weine dich aus.“

Aber Lotte hob das Köpfchen mutig empor. „Nein, Christel“, sagte sie schmerzlich lächelnd. „Ich werde mich doch durch ihn nicht beschämen lassen. Ich leide ja nur denselben Schmerz, den er leidet! Auch er gab die Hoffnung auf sein Liebstes hin, gerade so wie ich.“

Kopfschüttelnd blickte Christel der langsam hinausgehenden Lotte nach.

„Daß sich Gott erbarm“, murmelte sie, „wie das arme, kleine Ding ringt und kämpft, um nicht zu zeigen, wie weh, wie grausam weh es tut. Und das hat nun noch vor ein paar Tagen herumgesprungen und gesungen und ist ein echter, rechter Kindskopf gewesen voller Schnurren und toller



Alexander Bertrand, Düsseldorf: Sintende Sonne.

Einfälle, und eine einzige Stunde hat dem kleinen, lustigen Vogel die Flügel geknickt für lange, lange Zeit. Will's Gott, nicht für immer, nicht für immer."

Und während Christel so vor sich hin redete, stand Niendorf still sinnend noch immer an der Gartentür und blickte wehmütigen Auges zurück nach dem freundlichen Häuschen.

"So lasse ich denn alles hinter mir zurück," murmelte er, "was mich an den 'Heidezauber' erinnern könnte. Alle Brücken breche ich ab, damit das alte dumme Herz entsagen lerne. Möge Elinor es nie bereuen, daß sie mein treues Herz so kalt lächelnd verschmähte, und möge ein gütiges Geschick dem jungen Kinde da drinnen die süßen Augen wieder sonnig lächeln machen, so lächeln wie einst auf der Heide, wo mich ihr holder Zauber entzückte und mich doch ein anderes Augenpaar gefangen nahm."

Langsam sinnend schritt er weiter. Ein Sternlein nach dem anderen flammte am Himmel auf und es war ihm, als wäre er wieder auf der Heide wie einst, und leise, leise klang eine einzige, süße Melodie in seinem Herzen nach:

Ach könnt' ich noch ein's: in die Welt hinaus,
Nicht zög' ich vorüber am Heidehaus,
Ich rastete Tag' um Tage!
Derweil das Glück, der Jugendmut wirbt,
Verdunstet der Wein, und die Liebe stirbt,
Und der Weißdorn welket am Tage.

Aber jetzt war es Frühling und auf der Heide blühten gewiß die Weißdornhecken, wie es im Liede heißt; aber die Heide war weit von hier, und ihr Zauber war unheilbringend für ihn gewesen. —

"Vorbei!" flüsterte er.

Langsam schritt er durch die balsamische Frühlingsnacht seiner Wohnung zu.

Der kommende Morgen sollte ihn hinwegführen, einem neuen, einsamen Leben — einem Leben des Vergessens — entgegen.

14. Kapitel.

Im Vorzimmer des Herzogs herrschte ein peinliches Schweigen. Keiner der anwesenden Kammerherren und Offiziere wagte die düstere, unheimliche Stille nur durch einen geflüsterten Laut zu unterbrechen. Plötzlich hallte mit scharfem Klang eine Klingel aus des Fürsten Arbeitszimmer. Der Adjutant — die Stelle Niendorfs war durch einen anderen Offizier besetzt worden — stürzte leichenbläß in das Gemach des Herzogs.

"Ich lasse dem Erbprinzen befehlen, sich augenblicklich zu mir zu begeben!" herrschte der Fürst den Adjutanten zornbevend an.

Der Offizier flog von dannen und wieder herrschte das dumpfe, unheimliche, erdrückende Schweigen.

Der Herzog trommelte mit den Fingern nervös auf der Schreibtischplatte und murmelte ungeduldig mit der Hand und wandte sich mit

Endlich ein sporenklirrender Tritt.

"Seine Hoheit der Erbprinz!" meldete der diensttuende Kammerherr. Der Herzog winkte ungeduldig mit der Hand und wandte sich mit einem Bornesblick dem eintretenden Erbprinzen zu, der sich tief vor dem Herzog neigte.

"Schöne Geschichten das," rief der Fürst seinem Sohne aufgeregt entgegen, "die man von dir zu hören bekommt, und noch zu einer Zeit, wo deine Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth so nahe bevorsteht. Alle unsere Pläne können an deiner Unvorsichtigkeit und deinem Leichtsinne scheitern."

"Aber ich verstehe absolut nicht, Papa," entgegnete der Erbprinz treuherzig und sah seinem Vater offen ins Gesicht.

"Lach das! Ich rede jetzt nicht nur als dein Vater zu dir, sondern vor allem als Fürst; hast du mich verstanden?"

"Wie Hoheit befehlen", antwortete Georg Wilhelm, bis in die Lippen erbläsend.

"Nun wohl", sagte der Herzog tief Atem holend. "Ich höre da, du hast ein Liebesverhältnis mit der Gräfin Bergholz angeknüpft. Ist dem so?"

"Nein, Hoheit!"

"Was, du wagst es zu leugnen," braute der Fürst auf, "wo ich die untrüglichen Beweise dafür in Händen habe?"

"Ich wiederhole es," antwortete der Erbprinz sich stolz emporrichtend, "ich habe kein Liebesverhältnis mit der Gräfin Bergholz. Abgesehen davon, daß die Dame viel zu stolz und edel wäre, ein solches Verhältnis einzugehen, würde das auch gar nicht den Gefühlen entsprechen, die ich für die Gräfin hege. Ich liebe diese Dame, und ich habe ihr mein Wort gegeben, sie zu heiraten."

"Du bist ein Phantast oder ein Wahnsinniger!" rief der Herzog wütend. "Hoffentlich ist aber deine Auserkorene vernünftiger und begnügt sich mit der Liebe ohne Heirat."

Des Erbprinzen Augen sprühten drohend auf, aber sich fast gewaltsam zur Ruhe zwingend, sagte er kühl:

"Ich habe nichts weiter zu erwidern, als daß die Gräfin Bergholz meine Braut ist."

"Ist denn das Frauenzimmer ebenfalls verrückt geworden?" schrie der Herzog aufgebracht.

"Gestatten Hoheit, daß ich mich entferne? In ruhigeren Momenten bin ich gern zur weiteren Erörterung des Themas bereit."

"Unverschämter!" Der Herzog rief es fast heiser vor erstickter Wut. "Du wagst es, mir zu trotzen, so sollst du mich auch kennen lernen."

Der Erbprinz, der wohl fühlte, daß er zu weit gegangen, stand gesenkten Hauptes vor seinem Vater, der jetzt in seiner ihm plötzlich überkommenen Ruhe Georg Wilhelm etwas unheimlich erschien.

"Ich hatte gehofft," fuhr der Herzog fort, sich wie müde in den Stuhl zurücklehnd, "mit dir vernünftig reden zu können. Ich wollte dir vorstellen, wie unklug, ja wie offenbar wahnsinnig es von dir ist, auf eine Verbindung mit der Gräfin Habenichts zu bestehen; ich wollte dir vorstellen, daß dadurch nicht allein deine Thronfolge in Frage kommen könnte, sondern daß auch alle unsere politischen Pläne zugrunde gehen, wenn aus der beabsichtigten Verbindung mit der Prinzessin Elisabeth nichts wird. Du bist Vernunftsgründen nicht zugänglich, also muß ich meine Macht dir gegenüber gebrauchen. Ich befehle dir also unverzüglich, noch heute abzureisen. In allerlängstens drei Tagen wirst du, wie mir der Minister St. Joeben mitteilt, am Eschen Hofe als Brautwerber erwartet."

"Halt!" donnerte der Fürst, als er sah, daß der Erbprinz die Lippen zu einer Entgegnung öffnete, "keinen Widerspruch! Nur der Adjutant von Herbig wird dich begleiten, sonst niemand. Die Gräfin, die ich am liebsten sofort nach ihrem Heidenest zurückschicken möchte, wo sie hergekommen ist, bleibt, um nicht unnützes Aufsehen zu erregen, vorläufig hier."

Ein Druck auf die Klingel rief, ehe der Erbprinz antworten konnte, den Adjutanten herbei.

"Minister von Sedendorf?"

"Ist im Vorzimmer, Hoheit."

"Soll sofort eintreten."

Ein Wink der Hand verabschiedete Georg Wilhelm ziemlich ungnädig, der sich nur kurz vor seinem Vater neigte, ohne Gelegenheit zu haben, auch nur noch ein Wort an den Herzog zu richten, denn die hohe Gestalt des Ministers stand bereits in der Tür und beugte sich bis zur Erde vor dem Fürsten.

Georg Wilhelm ging zögernd, gesenkten Hauptes aus dem Gemach.

15. Kapitel.

Elinor hatte keine Ahnung, welche drohenden Wetterwolken sich über ihrem Haupte zusammenzogen. Wohl war es ihr ab und zu gewesen, als zeigte die Herzogin eine leichte Verstimmung gegen sie; aber sie hatte wenig darauf geachtet, weil ihre eigenen Gedanken und Gefühle sie zu sehr in Anspruch nahmen.

Die Prinzessin Ruth, die, wie die ganze Hofgesellschaft wußte, eine offenkundige Neigung für Niendorf hegte, war ihr seit Niendorfs so plötzlich erfolgter Abreise noch kühler, noch unnahbarer entgegengetreten. Elinor machte sich nichts daraus, da ihr die kühle, stolze Prinzessin in der Seele zuwider war. Die Prinzessin Erika hatte sie in der letzten Zeit weniger gesehen, da dieselbe fast immerfort leidend und dadurch an ihr Zimmer gefesselt war. Ein Verlangen nach einem Plauderstündchen mit Elinor, wie sonst so oft, hatte die Prinzessin nicht kundgegeben, und Elinor war froh darüber, denn um nichts in der Welt hätte sie derartige Auseinandersetzungen, wie sie solche das letzte Mal mit der Prinzessin gehabt, noch einmal ertragen mögen.

Niendorfs Abreise war ihr eine gewisse Erleichterung. Es war ihr tief schmerzlich gewesen, ihn abweisen zu müssen, sie hegte so aufrichtige, herzliche, dankbare Freundschaft für ihn, daß unter anderen Verhältnissen es ihr gewiß nicht allzu schwer geworden wäre, ihr Gefühl für Niendorf allmählich in Liebe zu verwandeln, so aber war ihr sein Gefühl für sie nur eine Pein, und sie war ihm dankbar dafür, daß er gegangen war.

"Die Wunde, die ich ihm wider Willen schlug, wird heilen", sagte sie oft zuversichtlich zu sich selber, wenn sie seiner und seiner Liebe gedachte; aber oft schlug sie dann betroffen die Augen zu Boden, wenn sie ihres eigenen Herzenszustandes gedachte.

Nein, sie wollte nichts denken, nichts fühlen, nichts erkennen! Sie wollte weiter leben im Taumel, ohne nach rechts und links zu blicken, sie wollte genießen!

Freilich war es nur, um das eigene dumme Herz in der Brust zu betäuben; aber es war doch besser als die Erkenntnis, diese grauenvolle Erkenntnis, vor der sie eine fast wahnsinnige Angst hatte, daß Wolfgang ihr sagen könnte: ich verschmähe deine Liebe. Immer, wenn sie ihn sah, las sie es ja in seinen Augen; aber nun wollte sie ihm auch zeigen, daß sie selbst seiner niemals in Liebe gedacht. Ihre Vermählung mit dem Erbprinzen sollte ihm die Gewißheit geben, daß sie ihn nie geliebt.

Sie war schon wochenlang nicht mehr bei Frau Pastor Niemann gewesen. Das hatte einen ganz besonderen Grund, der Elinor, wenn sie daran dachte, das Blut stürmisch in die Wangen trieb.

Sie hatte vor einiger Zeit schriftlich bei Wolfgang's Mutter angefragt, ob sie ihr erlaube, zu einer Stunde, die sie näher bestimmt hatte und von der sie wußte, daß der Professor nicht daheim war, sie zu besuchen.

Sie hatte sich fast krank danach gefühlt, mit seiner Mutter ein Stündchen zu plaudern, und sie hatte sich wie ein Kind auf eine doch gewiß zusagende Antwort gefreut.

Statt dessen war ein Brief von Maria Magdalenes Hand bei ihr eingetroffen, der ihr in kühlen Worten sagte, "ihre Tante bedauere, die

Gräfin vor Wolfgang's Hochzeit nicht mehr empfangen zu können, da die Vorbereitungen zur Feier ihre ganze Zeit in Anspruch nähmen, und Wolfgang und sie selbst auch so beschäftigt wären, daß sie an Besuche nicht denken könnten. Nach ihrer Hochzeit würde es ihrer „Schwiegermama“ gewiß ein Vergnügen sein, die Gräfin zu empfangen. Für sich und ihren Gatten müßte sie zu ihrem Bedauern auch alle Besuche nach ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise ablehnen, da sie beabsichtigten, nur ganz sich selbst zu leben.“

Elinor hatte stundenlang mit dem Brief in der Hand dagelesen und starr darauf herniedergeblüht.

geliebten Heide mit dem sonnigen Zauber kam über sie, und stundenlang saß sie oft träumend am Fenster und blickte sehnsüchtig in die Ferne, dorthin, wo ihre Heimat, ihre geliebte Heide lag.

So saß sie auch heute wieder allein in tiefes Sinnen verloren, als ihre Kammerjungfer ins Zimmer trat und mit heller Stimme meldete: „Herr Professor Niedmann wünscht die gnädige Gräfin in dringender Angelegenheit zu sprechen.“

Elinor antworten konnte, stand Wolfgang schon vor ihr.

Zürnend hoben sich Elinors graue Augen zu Niedmann empor. „Ihr Eindringen hier, mein Herr, ist —“

„Unverantwortlich; ich weiß es“, ergänzte er. „Doch was ich Ihnen zu sagen habe, Gräfin, duldet keinen Aufschub. Sie sind in Gefahr, Ihre Ehre ist bedroht; fliehen Sie, bevor es zu spät ist!“

Elinor sah ihn voll lächelnder Ironie an.

„Wirklich? Sehr hübsch ausgedacht, mein Herr Professor. Aber selbst wenn Sie recht hätten, würde ich Ihnen doch nicht folgen. Ich tröste jeder Gefahr!“

„Das werden Sie nicht, Gräfin!“ Drohend richteten sich seine dunklen Augen auf ihr Antlitz. „Sie werden nicht wollen, daß Ihr Name, Sie selbst in den Schmutz gezerzt werden. Sie müssen fort von hier, und zwar unbedingt so gleich.“

„Sie haben kein Recht, über mich zu bestimmen oder auf meine Entschlüsse einzuwirken, Herr Professor.“

„Das weiß ich“, lächelte er resigniert, „aber ich habe die Pflicht, zu verhindern, daß die Gefährtin meiner Kinderjahre zugrunde geht.“

„Sparen Sie Ihre Redensarten“, antwortete Elinor, den blonden Kopf in den Nacken werfend. „Ich brauche weder Schutz noch Hilfe — ich helfe mir selbst!“

„Es würde mich freuen, wenn Sie das können; aber ich glaube, daß es, wie ich die Verhältnisse kenne, dazu bereits zu spät ist.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Elinor etwas unsicher, und es war ihr, als bebe ihr Herz einen Moment angstvoll zusammen.

„Die Würfel sind gefallen“, sagte er ruhig. Es lag eine gewisse Grausamkeit in dem Tone, als er leise fragte: „Sie wissen, daß der Erbprinz noch heute die Residenz verlassen wird?“

„Nein, davon weiß ich nichts!“ entgegnete Elinor stolz. „Was kümmert's mich?“

„Mehr als Sie denken“, entgegnete er ruhig. „Weil dieses Fortgehen entscheidend für ihr ganzes Lebensglück sein wird.“

Elinor zuckte hochmütig die Schultern und wandte sich dem Fenster zu. Warum mit ihm über eine Sache reden, die doch längst abgetan war.

„Sie zwingen mich, deutlicher zu werden, Gräfin, so ungern ich es zu werden, Gräfin, so ungern ich es gereiztem Tone fort, als Elinor nach noch immer anscheinend gleichmütig zum Fenster hinausjah.

„Bitte“, entgegnete sie ruhig, „Sie können mich durch nichts mehr kränken.“

Eine heiße Röte flammte über sein Antlitz.

„Ich habe auch nicht die Absicht, Gräfin“, jagte er langsam, „denn Sie werden auch ohne meine Kränkungen schon genug an den Kränkungen anderer zu tragen haben.“

„Es ist genug, Herr Professor!“ rief Elinor empört und hob mit stolzer Geberde die Hand. „Ich habe nicht Lust, mich noch länger Ihren Anschuldigungen auszuliefern. Verlassen Sie mich, und nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß ich Sie jetzt ganz erkannt.“

Er lächelte bitter.



Alexander Bertrand, Düsseldorf: Diener des Herrn.

Dann aber hatte sie den Brief wie ein giftiges Insekt mit dem Gefühl des Ekels in ihren Arbeitskorb geschleudert. Da lag er noch. Elinor hatte nie wieder einen Blick darauf geworfen.

Noch etwas anderes bedrückte ihr Herz. Sie hatte sonst in regelmäßigen Zwischenräumen Briefe von ihrem Vater erhalten, während die Mutter nur selten, dann aber desto ausführlicher schrieb. Seit einiger Zeit vermehrte sie die Antwort ihres Vaters, während die Mutter einige kurze, flüchtige Billette gesandt hatte, die fast nichts als die Nachricht enthielten, „daß auf dem Gojenhofs alles wohl sei.“

Obwohl Elinor überzeugt war, daß, wenn ihrem Vater etwas zugestoßen wäre, man ihr sofort Nachricht gesandt hätte, war ihr Herz doch voller Sorge.

Der Gojenhof lag wie ein Stückchen sonnigen Edens in ihrer Erinnerung. Etwas wie eine heiße, namenlose Sehnsucht nach ihrer



Er kommt! Nach dem Gemälde von Stefano Nervo.

„Sobald ich meine Pflicht hier getan, werde ich keine Minute zögern, Ihren Wunsch zu erfüllen. Vorerst aber möchte ich Sie fragen: Ist es Ihnen bekannt, daß in der Stadt die abenteuerlichsten Gerüchte über Sie und den Erbprinzen kursieren? Ist es Ihnen bekannt, daß diese Gerüchte auch dem Herzog und der Herzogin zu Ohren gekommen sind?“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Was haben denn ‚Gerüchte‘ mit meiner Person zu tun?“

„Mehr als Sie denken, meine Gnädigste. Abgesehen davon, daß es einer jeden Dame unangenehm sein muß, im Munde des Volkes zu sein, hat es noch den Nachteil, daß schließlich auch die bessere Gesellschaft glaubt, was der Volksmund spricht.“

„Und das wäre?“ fragte Elinor anscheinend gleichmütig.
Niedmann atmete tief auf. Wie schwer machte ihm doch dieses Mädchen seine Aufgabe.

„Man hält Sie für die Geliebte des Erbprinzen.“
Elinor fuhr empor, als habe sie einen Schlag erhalten.

In ihren Augen stand deutlich zu lesen: „Sie wagen es, mir das zu sagen?“

Aber nur einen Moment. Ein verächtliches Lächeln kräuselte um die Oberlippe, als sie leise sagte:

„Wögen doch die bösen Zungen lästern. Wer mich kennt, wird es nicht glauben.“

„Elinor,“ bat er weich, „Sie wüten gegen sich selbst! Hören Sie mich, nur ein einziges Mal,“ fuhr er fort, als sie ihm unwillig den Rücken wandte, „und tun Sie, was ich Ihnen sage.“

„Und das wäre?“

„Bitten Sie sofort die Herzogin, daß sie Ihnen gestattet, in Ihre Heimat zurückzureisen, da man dort Ihrer dringend bedarf.“

„Ich denke nicht daran!“

„Sie wollen nicht?“

„Nein, und tausendmal nein! Ich bleibe!“

„Auch dann, wenn ich Ihnen sage, daß morgen schon Ihr Abschied von hier vielleicht kein freiwilliger sein wird?“

„Auch dann!“

„So bleibt mir kein anderer Ausweg, als meinen Auftrag auszuführen“, entgegnete der Professor mit gedämpfter Stimme. „Zuerst der eine, und dann noch der schwerste — der andere.“

Er zog ein mit einer Krone verziertes und mit dem erbprinzlichen Wappen versehenes Kuvert aus seiner Brusttasche.

„Ich komme im Auftrage des Erbprinzen, Gräfin,“ sagte er langsam.

„Er verlangt, er forderte von mir diesen Freundschaftsdienst — den schwersten, den ich wohl je in meinem Leben geleistet — ich wollte Sie vorbereiten, es Ihnen leichter machen — Sie haben mich nicht verstanden, oder wollten es nicht.“

Elinor nahm gesenkten Blickes den Brief entgegen.
Etwas wie ein Gefühl tiefer Ohnmacht überkam sie. Ihr Herz klopfte in ungestümen, angstvollen Schlägen, und doch war es ihr, als müße es stillstehen für immer.

Aber nur einen Augenblick währte ihre Schwäche.
Fest und sicher nahm sie den goldenen Brieföffner von ihrem Schreibtisch und gelassen schob sie ihn zwischen das duntige Billetpapier.

Es waren nur wenige Zeilen, die das Briefblatt enthielt, und doch war es ihr, als wäre eine Welt rings um sie her in Trümmer gegangen, als sie die Worte las:

„Teuerste Gräfin!
Mit blutendem Herzen muß ich Ihnen entsagen. Der Herzog zwingt mich, noch heute nach A. zu reisen und um die Hand der Prinzessin Elisabeth anzuhalten. Ich bin der Unglücklichste aller Sterblichen, und ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, wenn ich Sie bitte, mir mein Wort zurückzugeben. Niedmann, der sich zwar geweigert hat, diesen Brief zu besorgen, ist der einzige, dem Sie vertrauen können; er wird sich Ihrer annehmen, wenn man Ihnen, was ich nicht hoffen will, wehe tun sollte. Ich bin Ihr ewig getreuer, aber unglücklicher
Georg Wilhelm.“

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Bertrand.

Wohl alle Düsseldorfer Figurenmaler der jüngeren Generation sind durch die Schule von Claus Meyer gegangen. Da ist denn nun sehr interessant zu betrachten, was aus den akademischen Schülern der Claus Meyer-Klasse geworden ist, welchen Einfluß der Meister auf seine Jünger ausgeübt hat, ob fördernd oder retardierend, ob segensreich oder unheilvoll. Wenn man also nach dem Satz „An den Früchten sollt ihr sie erkennen“ gehen will, dann muß der stille ruhige Professor ein Ideal von Lehrer sein, denn nicht einer seiner Schüler gleicht in seinem Schaffen dem anderen, ebensowenig wie dem Präzeptor selbst. Es wird ihm in der Kunstgeschichte dereinst als besonderes Verdienst angerechnet werden müssen — und es geschieht schon jetzt — daß er seinen Schülern von jedem Nachahmen seiner Eigenart abriet, daß er ihrer Individualität freien Lauf ließ und jedem die Wege zu ebnen suchte zu dem Ziele, zu dem ihn seine besondere Begabung führte, kurz, daß er die geistige Veranlagung in dem lernenden Jüngling ebenso respektiert wie den Menschen. Diese bis ins einzelne gehende Fürsorge und Urbanität wird auch dankbar von seinen

Schülern anerkannt und gerühmt, nicht zum wenigsten von Bertrand, von dem wir heute zwei Werke reproduzieren.

Als der zweitjüngste von sechs Geschwistern war Alexander Bertrand am 27. Oktober 1877 zu Darmstadt geboren. Sein Vater war ein aus Belgien eingewandertes Gutfabrikant, und seine deutsche Mutter haben für Erziehung und Fortkommen der Kinder alles getan, was in ihren Kräften stand. So besuchte der junge Alexander die Realgymnasien zu Darmstadt, Gießen und Siegen; seiner Vorliebe für Musik entsprachen die Eltern, indem sie ihm durch ein Mitglied des Darmstädter Hoftheaterorchesters, Richard Walter, einen sehr tüchtigen Musiker, Unterricht erteilen ließen, in dem er schnelle Fortschritte machte. Noch ausgeprägter zeigte sich jedoch schon in der Schulzeit das Talent für das Zeichnen und Malen. Dem Wunsche, Künstler zu werden, wurde väterlicherseits kein Hindernis in den Weg gelegt. Er besuchte zuerst in Düsseldorf die Kunstgewerbeschule, deren damaliger Direktor den neuen eines *academici* mit den wenig ermunternden Worten empfing: „Also Sie sind der Unglückliche, der Maler werden will?“ Und er wurde es. Nach Absolvierung der Vorläufe wurde er Schüler des jetzigen Professors J. Wagner, später arbeitete er unter Professor Neuhaus. 17 Jahre alt bezog er die hiesige Akademie. Und nun begann die schöne Zeit in der Elementarklasse, wo man nur die Größten, wie etwa Rubens, Rembrandt, Michelangelo und Velasquez, noch eben gelten läßt; da gibt es nur kleine Könige. Goldene Jugend, die spielend nach dem Höchsten greift! Als Bertrand einmal in der Meiste-Klasse eine Frage an den Professor stellte, erhielt er die Antwort: „Wenn Sie es ganz genau wissen wollen, müssen Sie mal in der Elementarklasse fragen, da weiß man es sicher, wie es sein muß!“

Die Sommermonate verbrachte er immer studienhalber auf dem Land, in der Heide, an der Lahn oder der Nahe im Gebirge, wo fleißig gearbeitet wurde; dazwischen fielen Reisen nach Holland und Belgien, auch die großen deutschen Galerien wurden besucht. Nachdem er noch ein Jahr unter Artur Kampf gearbeitet hatte, ging dieser nach Berlin, an seine Stelle kam aus Karlsruhe Claus Meyer, während in der Zwischenzeit Peter Janssen forgierte; bei beiden war er Meisterschüler. Im Jahre 1904 verließ er die Akademie und bezog ein eigenes Atelier. Gleich in dieses erste Jahr der Selbstständigkeit fällt der erste größere Erfolg: die Kunsthalle erwarb seine „Trappisten“. Das Bild ist bekannt: es stellt eine hl. Kommunion unter Trappisten dar, deren strenge Regel sie zu ewigem Schweigen und zu harter Asefe verpflichtet. Die Szene, an der etwa sechs Personen teilnehmen, spielt sich bei künstlichem Lichte ab. Abgesehen von dem ersten Ausdruck in den Charakterköpfen übermüht der Gegensatz der tiefen und schweren Farben die feierliche Stimmung. Dieses Gefühl der Weihe, diese ergreifende Stimmung, die sich beim ersten Blick dem Beschauer mitteilt, liegt beinahe über allen Werken Bertrands, auch dort wo er keine religiösen Motive oder Szenen aus dem Klosterleben bietet. So hatte er auf die letzte große Düsseldorfer Ausstellung einen Erker geschickt, darin eine Dome (die Mutter des Künstlers). Der Aufbau des Bildes, das ganze Arrangement, der Gegensatz zwischen dem warmen gelben Tageslicht zu dem violetten Schatten des Interieurs machte einen ganz eigenartigen, feierlich stimmenden Eindruck. In erhöhtem Maße natürlich diejenigen Gemälde, die gemäß ihrem Inhalt direkt darauf berechnet sind. So außer der Kommunion bei den Trappisten, die Ursulinerinnen, die betend an der unter Blumen aufgebahrten Leiche einer Schwester stehen; zugleich eine wundervolle Farbenharmonie: ein parkettierter Estrich aus gelben und violetten Fliesen, der Katafalk mit weißen und gelben Chrysanthemen reich geschmückt, zu Häupten der Toten zwei brennende Kerzen; und nun im scharfen Gegensatz zu dieser blühenden und glühenden Farbenglut das strenge Schwarz-weiß der Schwestertracht. Oder die „Diener des Herrn“, von der wir hier eine Abbildung geben; der Pastor in weißem Chormantel, die Leviten in dunklem Blau, die Szene in Dämmerlicht getaucht, aus dem als Mittelpunkt die silberne Muttergottes herausleuchtet — das Ganze eine ernst stimmende, erbauliche Andacht atmend. Von den mehr beschaulichen Szenen aus dem Klosterleben erinnert der „Klosterfrieden“, sechs Patres in weißen Gewändern an einem roten Tisch sitzend und stehend, in Lektüre vertieft, das Ganze gegen das hereinflutende Licht gemalt, am ehesten noch nach der ganzen Art der Auffassung an seinen Lehrer Claus Meyer. In den folgenden Bildern dieser Art geht er immer mehr seinen eigenen Weg. Wir geben hier als Probe die „Sintende Sonne“ wieder. Der Bruder Gärtner, in schwarz-weißem Gewand, begiebt seine Liebliche, die weiß und violett aus dem Grünen hervorblickt. Auch in dem schönen „Cardamine pratensis“, — drei Brüder mit Gartenarbeiten auf einer Wiese zur Zeit der Blüte des Wiesenschamkrauts beschäftigt — stimmt er leichte Töne, ein zartes Vlla gegen Grün und Weiß; dieselben Farben finden wir in „Der Novize“ auf dem Hintergrunde einer Backsteinmauer; aber im allgemeinen bevorzugt Bertrand die tiefen Klänge, blau oder dunkelviolett gegen goldbraun.

Ein an Tonhöhen treffliches Stück ist auch das „Mädchen mit dem Vinnen“. Im Halbdunkel eines Interieurs, das zumeist aus einer alten Truhe besteht, sitzt eine Näherin in weißen Ärmeln mit weißer Schürze, an einem langhingestreckten Vinnen arbeitend. Bemerkenswert ist hier besonders, wie die drei Nuancen weiß zueinander gestimmt sind und wie das Leinwandstück aus dem Zwielicht in die Tageshell überleitet.

Bei Bertrand gibt es keine Irrlichterei, kein Gegenpaß zwischen einem zu hohen Willen und einem nicht zu erreichenden Können, keine sprungweise Entwicklung. Er hat das Handwerksmäßige gebiegen und gründlich gelernt, beherrscht die Technik und weiß in ihr auszudrücken, was er will. Bravourmalerei liegt ihm ebenso fern wie Künstelei und Manierismus. Seine Palette ist noch nicht sehr reich, aber was er schafft ist immer von gutem Geschmack, voll Harmonie und Wohlklang. So ist er der gegebene Maler für religiöse Motive, und in dieser Richtung dürfte auch wohl seine Weiterentwicklung vor sich gehen.

Em Tröfke sine Namensdag.

Skizze von Hans Müller-Schlösser.

(Nachdruck verboten.)

Möllerjch Tröfke hatte heute seinen Namensdag. Darum saß es auch so vergnügt auf ihrem Klappstühlchen an der Mariensäule und ließ sich die Morgensonne in das runzelige Gesicht scheinen. Sie saß vornüber gebeugt da, drehte lebhaft den Kopf hierhin oder dorthin, wenn ein Wagen vorbeifuhr oder Kinder lärmten. Ihre zarten, knochigen Hände bewegten häftig die blinkenden Stricknadeln, und eine Pause kam nur dann, wenn der Morgenwind ihr die langen Mützenbänder ins Gesicht blies. Mit einer raschen, fast ziellichen Bewegung strich sie dann die Bänder wieder hinter's Ohr.

Jeden Morgen saß sie da, bis das Mittagsglöckchen anfang zu läuten. Dann packte sie das Strickzeug ein, klappte das Stühlchen zusammen und humpelte, auf einem altmodischen, dicken Schirm gestützt, nach Hause.

Möllerjch Tröfke war schon sehr alt, sie trug schon an die neunzig Jahre auf ihrem gebeugten Rücken mit sich herum. Aber sie freute sich noch wie ein Kind auf ihren Namensdag. Denn an den Geschenken konnte sie sehen, daß man sie gut leiden mochte.

Der heutige Namensdag hatte zwar nicht gut angefangen. Jenna, das war ihre Tochter, hatte ihr noch nichts geschenkt. Bloß „vill Glöck z'm Namensdag“ hatte sie gesagt. Und ihre beiden anderen Töchter Wisa und Stina haben ihr zwei kleine Geraniumtöpfchen vom Marke mitgebracht. Die hatten doch gewiß nicht mehr als ein Kastemännchen gefosset. Aber was würde ihr Jüngster, der Johann, ihr diesmal schenken? Das vorige Mal hatte er ihr ein Paar Plüschpantoffel gekauft, ganz rote, mit schwarzem Sammetband eingefasht. „Die kannte sojar bei Nejewäder aandonn, do jehst tee Wasser dorch“, hatte er gesagt. Und das hatte sie ihm geglaubt und war im Regen über die Straße gelaufen, um bei Ingenhovens ein Lot Pfeffer zu holen. Die Sohlen von den Pantoffeln waren aber aus lackierter Pappe gewesen, der Regen war dadurch gekommen, und am anderen Tage hatte sie einen steifen Pips gehabt. Sie hatte aber ihrem Johann nichts davon erzählt, nein.

Möllerjch Tröfke strickte eifrig weiter und dabei verzogen sich ihre dünnen Lippen zu einem inuigen Lächeln.

Ihr Johann war ein guter Junge, ja! Er hatte ein Herz wie von Butter. Er war jetzt fünfzig Jahre alt, ihr Jüngster. Seit vier Jahren war er verheiratet mit Trüdele. Sein dreijähriger Gibring hieß Männie. Der jagte immer, wenn sein Vater schimpfte: „Pappa, muß nit Donnertiel jage, — och Jott, och Jott noch!“

Möllerjch Tröfke bückte sich auf ihren Strumpf herab. Sie hatte einen Stich verloren. Wie sie den Kopf wieder hob, kam Johann um die Ecke. Er trug einen großen Fuchsiatopf auf dem Arme und nickte ihr schon von weitem lächelnd zu.

Sie hörte auf zu stricken und schob mit ihrer vor Freude zitternden Hand die Hornbrille in die Höhe.

Als er vor ihr stand, bückte er sich zu ihr hinunter und küßte sie herzhaft auf die faltige Stirn. Dann sagte er:

„Vill Glöck, Heil on Seje oy Ohre Namensdag! Möje d'r liebe Jott Sch, lew Mütterle, noch lange Johre en Besondheit on Fröhlichkeit erhalte als wie bis jes! Möje d'r liebe Jott, lew Mütterle —“

Er konnte nicht weiter, teils weil er nichts mehr wußte, teils weil ihm die Tränen vor Mührung über die Backen liefen. Er hatte ja ein Herz wie von Butter. Er setzte ihr den großen Fuchsiatopf in den Schoß; sie lächelte ihn glücklich an und sagte mit zitteriger Stimme:

„Danke, lewe Jong.“

Sie drehte den Fuchsiatopf in ihrem Schoße herum, betrachtete ihn von allen Seiten und zahlte die Knospen.

„Sch meut noch eso vill Johr läwe, wievill Knöppkes he an der Fuchsia sind.“

Johann nickte und sagte: „Komm, Mütterle, et es am Meddaglüde. Sommer jonn.“

Sie packte das Strickzeug zusammen und legte es mit ihrer Brille in ein schwarzlackiertes, gepflockenes Hentelkörbchen.

Johann nahm das Klappstühlchen, das Körbchen und den Fuchsiatopf, Möllerjch Tröfke ergriff ihren Schirm und hängte sich in Johanns Arm. Dann gingen sie, und hinter ihnen himmelte das Mittagsglöckchen.

„Ehr kommt hilt Kommedag no ons, ja, Mütterle. Da here mer Namensdag. Et Trüdele kocht och ene ganze Pott voll Schokolad met Vedersjch. En ganze Bloss för Sch alleen!“

Tröfke nickte eifrig.

„Wor et Wisa on et Stina schon bei Sch, Mütterle?“

„Eja, Johann. Se hant mich äwer noch nix jeschent, och et Jenna noch nit!“

„Die Schendöster, die Fultsknoche!“ knurrte Johann.

„Bes stell, Johann, schäng nit met eens. — Wann soll ich denn diese Meddag doome? Nidch nom Esse, ja?“

„Jo, Motter, Nidch nom Esse“, erwiderte Johann und half ihr die Stufen zur Haustüre hinauf. Dann ging er und unterwegs kaufte er eine große Tüte gezuckerter Hejesachen.

Möllerjch Tröfke hielt diesen Mittag kein Schlätchen wie sonst. Sie hatte es sehr eilig. Sie laute noch am letzten Stückchen Rindfleisch, da suchte sie in der Kommode schon ihre schwarze Feiertagsmüge mit den grünen Seidenbändern. Das war wohl ein feines Stück, die Müge! Und Stina und Wisa hatten es sich schon öfter merken lassen, daß sie sich eine solche Müge gern schenken ließen. Sie wäre doch eigentlich für eine alte Frau zu bunt. Aber diese Müge verschenten? Im Leben nicht! Sie war doch ein Andenken von ihrem seligen Trades, der Lotse war auf dem Rhein. Gott tröste seine Seele, er war ein goldner Mann! Er suchte nie. Bloß wenn ihm etwas verauer ging, rief er im höchsten Zorne: „Zackerzucker!“ oder „Denkerjckneit!“ das war aber auch das Schlimmste.

Tröfke stellte sich vor den Spiegel mit dem geschnitzten Rahmen aus Zigarrentistenbrettchen und septe sich mit Andacht die Müge auf. An den Ohren guckten ein paar geringelte, dunkelblonde Locken heraus. Ja, dunkelblonde! Tröfke hatte noch kein weißes Haar trotz all ihrer Sorgen. Sie strich die Locken tofett zurecht und lächelte. Diese Locken hatten in ihrem Leben eine große Rolle gespielt. Wie sie noch ein kleines Kind war, da hatten die Locken schon da gehangen. Wenn sie in ihrem Bettchen saß und ihr Milchpüllchen leersog, dann hatte sie sich dabei die Locken um das rechte Zeigefingerchen gedreht. Auch ihr Trades selig hatte sich die Locken immer um den Finger gewickelt, wenn er mit ihr abends am Rhein saß und sie ihren Kopf an seine Schulter lehnte.

Tröfke hatte die grünen Bänder zu einer schönen Schleife unter dem Kinn zusammengebunden. Sie zog sich auch die Pulswärmer über die Hände trotz der Julisonne. Aber die Pulswärmer waren auch mit gekräuseltem, grünen Sammetbande verziert und paßten darum so gut zu der Müge. Dann legte sie sich noch das große Umschlagtuch um den Rücken und heftete es auf der Brust mit einem geschliffenen, weißen Achat zusammen. Das Tuch war ehemals schwarz, aber mit der Zeit war es grünlich angelauten.

„Ben ich eso jot?“ fragte sie ihre Tochter Jenna und drehte sich vor ihr herum.

Jenna nickte.

Darauf nahm Tröfke ihren alten Schirm mit der großen Holzkrücke und ging nach der Rheinstraße, wo ihr Johann wohnte. Er stand in Hemdärmeln in der Haustüre und wartete auf sie.

„M'Dag, Mütterle! Et es jot, dat Ehr eso fröh schon gekoome sid.“ Tröfke hängte sich in seinen Arm.

„Wat mächt der Männie?“ fragte sie, als sie, auf Johann und ihren Schirm gestützt, die Treppe hinaufhumpelte.

„D'r Männie“, entgegnete Johann stolz, „ich dörf et Sch jo eijentlich nit verode, d'r Männie deht Sch nachher e Sprüchste oysage.“

Da ging oben die Tür auf und der dreijährige Männie kam heraus. „Ah, Gromamma!“ fing er an zu schreien. Er wollte die Treppe herunter, ihr entgegen und hatte schon ein Füßchen auf die nächste Stufe gestellt.

„Blew bowe, Kent!“ rief Möllerjch Tröfke ängstlich, „du fällt eraff!“

Und so rasch sie konnte, humpelte sie hinauf.

„Dag, liebe Jung“, sagte sie, ganz hinter Atem.

Trüdele gab dem Tröfke die Hand, küßte sie auf die Backen und wünschte ihr „vill Glöck z'm Namensdag.“

Der Tisch war weiß gedeckt. In der Mitte stand ein Strauß von Korublumen und Kamillen. In der Nachmittagssonne, die durchs offene Fenster fiel, blinkten die weißen Porzellantassen mit den blauen Blumen und den goldenen Rändern, und viele Fliegen kletterten hinein und hinaus oder summten um die zwei großen Tüten herum, die unter dem Blumenstrauße lagen.

Johann drückte das Tröfke aufs Kanapee, das er im vorigen Winter, als die Arbeit schlecht ging, selbst gemacht hatte. Es war mit roten, buntgeblütem Tuche überzogen und sah aus, wie im Laden gekauft.

Trüdele nahm Tröfke Tuch, Müge und Pulswärmer ab, trug alles ins Schlafzimmer und legte es aufs Bett. Männie stellte den Schirm in die Ecke. Darauf nahm Trüdele die Porzellantasse mit der Schokolade vom Ofen und wollte eingießen. Da sagte Johann:

„Ne, Ogeblet, Trüdele, d'r Männie moß zeecht dat Jedicht för et Tröfke oysage, ja, Mütterle?“

Tröfke nickte, und Männie stellte sich in die Mitte des Zimmers, legt die Händchen auf den Rücken und machte eine Verbeugung. Dann schluckte er ein paarmal und fing an:

„Als ich heute morje früh aufstand,

Hört ich ein Glöckchen läute.

Wußte nicht, was soll's bedeute

Un da hab' ich mich emal recht bedacht,

Da war em Tröfke seine Namensdag!“

Darauf sprang er auf Tröfke zu, kletterte auf ihren Schoß und gab ihr einen Kuß.

Tröfke klopfte ihm auf den Kopf, lächelte und sagte: „No lommer och Schokolad drinke.“

Johann schüttelte die beiden Tüten mit den Hefesachen auf einem Teller aus.

„Se die Blos es von mich on die angere vom Trüdele. Dat hät och een jekooft. Se sind alle beide för Sch, Mütterke. No eht on drinkt, solang wie et Sch schmeckt.“

Möllersj Tröfke aß und trank. Sie tat sich noch zwei Stücke Zucker in die Tasse, denn die Schokolade war ihr noch nicht süß genug. Jedes Stück Gebäckes tunkte sie in die Schokolade und wenn sie es zum Munde führte, tropfte die Schokolade herab und bildete auf der weißen Tischdecke eine braune Landstraße.

Als sie satt war, wuschte sie sich mit der Hand den Mund ab. Dann faltete sie die Hände im Schoße und drehte die Daumen. Ein paar-mal stießen ihr die Hefesachen auf, denn sie hatte sich dran verschluckt.

„Eht Sch noch jet,“ sagte Johann „et sind noch jeds Stückses do.“

Tröfke machte „hm“ und schüttelte den Kopf, daß die Lötchen hin und her gondelten.

„Mutter,“ fragte Trüdele, „süd Ehr öwer jet am nodente?“

Tröfke nickte bedächtig. „Eja,“ fing sie zögernd an, „ich öwerleg frab, wat ich wol von Sch op d'r Namensdag jeshent kri.“

Johann und Trüdele schauten sich verlegen an.

„Mer hant Sch doch die zwei Blose Hefesache —“, meinte Trüdele. Tröfke blickte auf und schüttelte den Kopf.

„Dat es doch nij för der Namensdag! Dat es doch tee Jeshent!“

Enä. — „Ich hän för d'r Wenter esjo nöddig e wölle Dooft jehatt.“

„Ehr hatt doch esjo wölle Dooft.“

Enä.

„D'r Hubert hät doch us Amerika em letzte Breef Jeld jeshent.“

„Dooft sollt Sch et Jenna e wölle Dooft kooft.“

„Eja, Jlöteek!“ knurrte Tröfke und hielt Trüdele die Tasse zum Einschenken hin, „dat Dooft hät et wol jekooft, äwer et dräht et selwer.“

„Eid mar stell, Mütterke“, beruhigte sie Johann. „Dat Dooft moß et Jenna Sch widderjewe!“

Tröfke legte die Tasse heftig auf den Tisch, daß die Schokolade spritzte, und entgegnete:

„Lot om mar dat Dooft! Et soll sich jöcklich domet maake! Ich mag dat Dooft jeh öwerhaup nit mieh! — Du öwerhaup“, jubr sie nach einer kurzen Pause fort und zog den Mund in Falten, „et jeshent mieh jarnit mieh beim Jenna, jarnit nit mieh!“

„Warom denn nit?“ fragten die beiden.

„Weil dat et mich et Dooft futtjenahme hät on et hät och e paar Strömp von mich aanjetrocke, von die schöne, schwaze Strömp, die ich selwer jeshent han. — Ich jonn öwerhaup jarnit mieh nom Jenna, ich blyw jeh he, ich jonn jarnit mieh futt. He jeshent et mich vill besser als wie beim Jenna. He hät et mich immer besser jeshent. Beim Jenna es et küßlich on he es et propper!“

„Mutter,“ sagte Trüdele ernsthaft nach einer Pause, „he bei ons blywe, dat könnt Ehr nit jot. Wo wollt Ehr denn jehloope?“

„He om Stannep.“

Trüdele schüttelte den Kopf.

„Äwer dat jeh doch!“ behauptete Tröfke. „Et es jeh Sommer, do bruch mer als nit vill för zuzudecke. Du em Wenter leg ich mieh em Johann sine dicke Swerzieher op de Föß, on domet dat ich nit einsfall, stellt ehr mieh e paar Stöhl dervör.“

Johann nickte und schien damit einverstanden, aber Trüdele entgegnete:

„Enä, Mutter, et jeh nit. Ehr könnt jo esjo oft herfoome, wie Ehr wollt, äwer Sch immer hehalde, dat könne mer nit.“

Tröfke verzog das saltige Gesicht und rief weinerlich:

„Sch, lee Minsch mag mieh! Se jent, dat ich alt wäd on no wäd ich von een Eck en de angere jeshubbt. Ich wollt öwerhaup, d'r Herrjott hän mieh als jesholt, dann wört Ehr mieh quitt!“

Johann stand auf und ging ans Fenster. Er konnte seine Mutter nicht so sehen, denn er hatte ja ein Herz wie von Butter.

Trüdele aber sagte in ärgerlichem Tone: „Dobon es jarkeen Ned, Mutter! Ehr hatt Sch doch immer jot men Jenna verdrage, worom denn op eemol jeh nit? Dat wölle Dooft moß et Sch widderjewe, och Ehr Strömp dörs et nit mieh drage. — No süd stell! Kommt, drinkt Sch noch e Täßke Schokolad on eht Sch e Stückske Ledde jeh.“

Tröfke steckte noch ein Stückchen Kuchen in den Mund und trank. Die Tränen, die ihr von den Backen herunterliefen, fielen in die Tasse und vermischten sich mit der Schokolade.

Sie sog die Tasse leer und holte sich mit dem Zeigefinger die Schokolade heraus, die sich unten am Boden der Tasse zu Klümpchen festgesetzt hatte. Als sie den Finger abgeleckt hatte, stand sie auf.

„Männie, hol mieh d'r Scherm! Johann, wo häste mieh Strich on mieh Mäs?“

„Wollt Ehr schon jonn?“ fragte Johann. „Blywt doch noch jet he!“

Und er wollte sie wieder zum Sofa führen.

„Enä, enä, Johann, ich jonn jeh nom Jenna on du jehs met on jehs om, dat et mieh dat wölle Dooft jövt und die Strömp!“

„Dat kammer doch och morje, Mutter,“ meinte Johann.

„Enä, enä, Johann, jeh meicens! Wo häste mieh schway Dooft?“

Johann holte alles.

Tröfke stellte sich vor den Wandspiegel und zog sich an. Auch die Lötchen strich sie sich wieder kokett zurecht.

„Ben ich esjo jot?“

Trüdele nickte, und Tröfke nahm den dicken Schirm und humpelte, auf Johann gestützt, die Treppe hinunter.

Jenna klopfte gerade Strümpfe, als sie ankamen.

„Beste schon widder do, Mutter?“ fragte Jenna.

Aber Tröfke wandte sich zu Johann und rief:

„Süch, Johann, dat es och e paar Strömp von mieh, die et do am stoppe es!“

„Hör emol, Jenna,“ sagte Johann, „du dürst em Tröfke sin Strömp nit mieh aandonn.“

„No, dat wäd doch wol esjo schlemm nit sin, wenn ich he on do emol e paar Strömp von de Mutter drag. Ich stopp se jo och dervör.“

„Dat bruchste nit mieh!“ rief Tröfke. „Ich stopp mieh min Strömp nächstens selwer.“

„Jösses Marja, brängt Sch blos nit om!“ entgegnete Jenna

getränkt und warf die Strümpfe auf den Tisch. „Dä, do hatt Ehr se!“

„Du wo es dat wölle Dooft von de Mutter?“ fragte Johann.

Jenna tat verwundert.

„Enä, Johann, wat beste besorgt om de Mutter! So op eemol!“

Süch, do han ich doch noch Spas draan!“

Johann zog die Stirn in Falten. „Maat mieh he keen Fijematenches vor, Jenna! Jev dat Dooft! Du weck, et jeshent de Mutter.“

Jenna wollte etwas erwidern, aber Johann blickte ihr zu böse, und mit Johann war nicht zu spaßen. Sie ging knurrend ins Nebenzimmer.

„Moß nit schänge, Johann,“ sagte Tröfke leise. „Ich kri jo min Sache widder!“

Jenna kam und warf das Tuch über die Stuhllehne, ohne etwas zu sagen.

„No ben ich äwer froh, Johann. Jev han ich mi Dooft. Ich well mieh vörstell, du häns et mieh op d'r Namensdag jeshent.“

Johann gab dem Tröfke die Hand.

„Tschüs, Mütterke, bis nächstens.“

„Tschüs, leewe Jong.“

Johann ging zur Türe. Er drehte sich noch einmal um und sagte zu Jenna:

„No bedrag dich orntlich jehen de Mutter, höfsche!“

Jenna verzog den Mund. Johann ging.

Als die Dämmerung kam, legte sich Möllersj Tröfke ins Bett. Die schwarzen Strümpfe hatte sie unter's Stopfissen gelegt, das wollene Tuch aber hatte sie sich um die Schultern geschlungen und so lag sie da und schlief und lächelte zufrieden.

Gedankensplitter.

Schöne Weiber, die nichts taugen,
Fangen die Männer mit den Augen;
Aber Frauen von echter Güte
Gewinnen die Herzen mit dem Gemüte.

Mancher, der das Meer befahren,
Kommt gesund durch Sturm und Klippen,
Scheitert aber noch im Hafen
Oft an schöner Mädchen Lippen.

Aus dem „Buche der Sprüche“

von Oskar Blumenthal, welches die Concordia, deutsche Verlagsanstalt Berlin W., soeben herausgegeben hat, geben wir hier im folgenden einige wieder. Der Verfasser so vieler amüsanten Lustspiele, der bekanntlich in witzigen Pointen unübertroffen ist, hat in diesem Buche etwa 500 gereimte Sprüche vereinigt.

Nur der wird einst von allen Wunden
Der lieben Eitelkeit geheilt,
Der manchmal — in verschämten Stunden —
Die Ansicht seiner Gegner teilt.

Wie oft befragten gute Menschen mich:
„Warum nur denkst du stets zuerst an dich?“
Und immer mußte sie die Antwort frähen:
„Weil stets zuletzt an mich — die andern denken.“

Oft wehte mir's der Herbstwind her:
„Die Bahn so kurz, der Weg so schwer!“
Doch eine ferne Stimme rief:
„Das Ziel ist nah, die Last so tief!“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 3

Sonntag, den 16. Januar

1910

Heidezauber.

Roman von Anny Bothe.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Elinor lachte leise auf. Es war ein unheimliches, verzweifertes Lachen, das Riedmann in die Seele schnitt. Warm mitempfindend, trat er näher und sagte herzlich:

„Ich bedauere es tief, daß ich gerade derjenige sein muß, welcher Ihnen durch Überbringung der Nachricht, deren Inhalt mir mein hoher Freund vertraut, alle ihre Wünsche und Hoffnungen zertrümmern muß!“

„Schweigen Sie!“ rief Elinor heftig und schlug dann die Hände, leise aufstöhnend, einen Augenblick vor ihr erblaßtes Gesicht.

„Elinor, fassen Sie sich“, bat er warm.

Sie brach mit heißem Erschrecken ab.

„Zwischen wem, Gräfin?“

„Nichts — das gehört nicht hierher“, wehrte sie hastig ab.

„Was werden Sie jetzt tun?“ lenkte er ein.

„Ich? Nichts! Ich werde bleiben, den Spöttern zum Trost, dem Erbprinzen zur Scham.“

„Elinor, das kann ihr Ernst nicht sein. Sie können nicht so jeden weiblichen Gefühls har sein, das Sie etwas erzwingen wollen, was ganz unmöglich ist.“



Im Rominte-Tal.

„Fassen?“ wiederholte sie. „Ich lache darüber, daß ich auch nur einen Augenblick daran gedacht habe, meine Hand in die eines Mannes zu legen, der nichts ist wie ein Rohr im Winde. Ja, ich lache über mich, daß ich töricht genug war, zu glauben, daß Manneswort heilig sei. Bis-her habe ich nicht gewußt, daß auch Fürstenwort oft nur hohler Klang ist, aber diese Minute hat es mich gelehrt. Nicht zertrümmerter Hoffnung, verratener Liebe trauere ich nach, aber mein Stolz ist verletzt, der unbändige, grenzenlose Stolz, der mich verführte, dem Erbprinzen mein Wort zu geben, um eine unüberwindliche Scheidewand aufzurichten zwischen —“

„Weibliches Gefühl!“ lachte sie auf. „Wer hat das meine geschont, es geehrt, als es sich aufbäumte in grenzenlosem Weh? Wer hat es verstanden, wer begriffen? Keiner, keiner! Und jetzt, wo man bemüht ist, mich wie eine Bettelbirne beiseite zu schieben, da sollte das weibliche Gefühl sprechen? Nein, ich will es töten in meiner Brust, ich will, daß es sterbe, damit kein Atom mehr davon in mir ist. Meinem Stolz will ich es opfern. Nicht um den Erbprinzen will ich kämpfen — er ist nicht wert, daß ich mich ihm opfere — aber ich will den anderen meine Macht zeigen!“

Mit großen, leidenschaftlich blickenden Augen stand sie vor ihm, jeder Nerv ihres schönen Körpers bebte vor Erregung. Wie gern hätte er ihr glühendes Antlitz an seine Brust gedrückt; wie gern hätte er zärtliche, beruhigende Worte zu dem erregten Mädchen gesprochen, aber er beherrschte sich.

„Es wäre ein nutzloser Kampf, Elinor,“ sagte er weich, „der für Sie nur blutende Wunden zurückläßt. Hören Sie auf mich, verlassen Sie noch heute das Schloß, die Residenz. In der ferneren Heide — unserer Heimat — Gräfin, bedarf man Ihrer.“

Er hatte die letzten Worte besonders betont, als er aber sah, daß Elinor ihn nicht verstand, fuhr er fort:

„Meine Mutter reist heute noch in die Heimat zurück und wird Sie gern unter ihren Schutz nehmen.“

„Ihre Mutter!“ Wieder lachte Elinor, das schreckliche, verzweifelte Lachen, das ihn vorhin schon bei ihr so erschüttert hatte. „Ihre Mutter!“ rief Elinor noch einmal und schritt zu ihrem Arbeitskorb, dem sie mit den Fingerspitzen ein zerfüttertes Briefblatt entnahm. „Da lesen Sie, wie Ihre Mutter über mich denkt.“

Unruhig irrte sein Auge über den Brief von Maria Magdalenes Hand. „Das ist ja aber empörend!“ schrie er auf. „Zum Wahnsinnig werden! Wie kam der Brief in Ihre Hände?“

„Ihre Braut schickte ihn mir!“

„Maria Magdalene?“ Etwas wie ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Einen Moment bedeckte er mit zitternder Hand seine glühenden Augen, dann aber faßte er sich schnell und fragte hastig:

„Darf ich den Brief behalten?“

Sie neigte bejahend das Haupt, dann sagte sie so ruhig als möglich:

„Es ist freundlich von Ihrer Frau Mutter, daß sie meinetwegen — doch wohl nur im Interesse des Erbprinzen, der ja Ihr Freund ist — die Reise machen will; aber ich verzichte gern auf den mir zugebachten Schutz, den ich nicht gebrauche.“

„Sie mißverstehen mich, Gräfin,“ antwortete der Professor mit leiser Trauer in der Stimme. „Mama geht nicht nur Ihre Wege, sondern eine traurige Pflicht ruft sie in unsere alte Heimat.“

Elinor sah fast angstvoll sehend zu ihm auf.

„Wir haben uns so lange Zeit nicht gesehen, daß Sie wohl nicht wissen, Gräfin, welches Leid uns widerfahren.“

„Ein Leid?“ Elinor klopfte das Herz hörbar in der Brust.

„Ja“, fuhr der Professor leise fort. „Unsere Lotte, das arme, kleine Ding, das so ungern die Heide verließ, das glaubte, nur in der Heide blühen die Rosen, hat erfahren, daß Liebesrosen schon oft in der Stoa weilen und sterben müssen. Und als ihr die Erkenntnis kam, da glaubte sie es nicht aushalten zu können in der Fremde, und sie flüchtete bei Nacht und Nebel hinaus in die Heide, dorthin, wo sie immer Trost und Ruhe für ihr kleines Herz gefunden. Der Zauber unserer Heide lockte sie unwiderstehlich, so daß sie uns heimlich verließ, um hinauszuflüchten und das heiße Herz zu betäuben. Der Pastor in unserem Heidedorfe fand sie gestern morgen leblos an der Schwelle seines Hauses. Seine Depesche gab uns den ersten Aufschluß über den Verbleib Charlottens, die jetzt an einem heftigen Nervenfieber erkrankt im Pastorenhanse liegt. Doch das wird Sie nicht weiter interessieren.“

Ihr Blick machte ihn verstummen. Welche leidenschaftliche Selbstanklage, welche Betrübniß und zärtliche Besorgniß lag darin.

Er trat dicht an Elinors Seite.

„Und noch etwas, Gräfin, zwingt mich dringend, Ihre Heimreise zu befürworten. Ich habe zwar Ihrer Frau Mutter, die sich an mich wendet, um Rat in einer verwickelten Angelegenheit zu erhalten, versprechen müssen, gegen Sie zu schweigen, um Ihnen keine unnütze Sorge zu machen, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie über Verhältnisse Ihres Elternhauses aufzuklären, die Ihnen bisher unbekannt geblieben sind.“

Wie ein schneues Reh blickte Elinor zu ihm auf. Was sollte das? Wollte er sie noch tiefer demütigen, als er es dadurch schon getan, daß er ihr die Abjage des Erbprinzen brachte?

„Ist Papa, ist Mama krank?“ fragte sie tonlos.

Sein Blick glitt wie in leiser Trauer über ihr schönes, angsterfülltes Antlitz. Es war, als stockte ihm der Atem, dann aber sagte er in anscheinend ruhigem Tone:

„Ihr Herr Vater ist seit längerer Zeit nicht ganz wohl gewesen; er bedarf Ihrer Liebe, Ihrer Pflege! Und —“

Er stockte wieder, als sein Blick auf das junge Mädchen fiel. Die Hände wie in Verzweiflung gegen die Brust gepreßt, blickte sie in irrer Angst zu ihm empor.

Was war die Niederlage, die sie soeben durch den Brief des Erbprinzen erlitten, gegen den Stachel, der sich tief in ihre Brust drückte! In Lust, Freude und Glanz hatte sie gelebt, nur selten der alten Eltern gedenkend, die daheim ein freudloses, kummervolles, einsames Dasein führten.

Und um ihr den Glanz, den Schimmer zu lassen, hatte die Mutter geschwiegen, hatte der Vater sein Kind entbehrt, ihretwegen vielleicht gar — gehungert, gedarrt.

„Aber Sie Barmherzigkeit, Herr Professor, und sagen Sie mir alles!“

„Ich weiß nichts mehr,“ entgegnete er leise, „nur vermute ich — verzeihen Sie die Indiskretion — daß Sorgen, bittere Sorgen den

Gosenhof umschleichen, ja daß sogar Gefahr für Sie ist, die alte, liebe Heimat ganz zu verlieren.“

Elinor stöhnte qualvoll auf und legte die schlanken Hände verzweifelt gegen die klopfenden Schläfen.

„Es ist nicht möglich, es kann ja nicht sein!“ stieß sie endlich hervor; „ich würde sterben ohne meine Heimat.“

Ein Leuchten, ein seltsames Leuchten flog über sein Gesicht. Er wollte soeben in warmer Herzlichkeit dem verzweifelt Mädchen näher treten, da flog die Tür auf und die Jose meldete mit erschreckter Stimme: „Seine Hoheit, der Erbprinz!“

Wolfgang und Elinor erblickten bis in die Lippen. Die Gräfin faßte sich zuerst; sie hatte es bei Hofe schon gut gelernt, ihre Gefühle und Gedanken zu beherrschen. Hoheitsvoll, unnahbar stand sie dem Erbprinzen gegenüber. Die blonden Zöpfe hingen wie dicke, goldfunkelnde Schlangen lang herab über das weiße Gewand, welches sie trug. Sie sah märchenhaft schön und dabei doch stolz und königlich aus.

Der Erbprinz neigte sich unwillkürlich tief bis zur Erde vor ihr, während er Wolfgang nur flüchtig zunickte.

„Sie haben meinen Brief erhalten, Teuerste,“ sagte er atemlos, während ein wütender Blick zu Rieckmann flog, der weder wach noch wankte. „Oh, seien Sie barmherzig und geben Sie mir das kleine Blättchen zurück. Ich war wahnsinnig, als ich es schrieb; es war mir, als könnte ich nichts gegen den Willen des Herzogs tun, als wären mir Hände und Füße gebunden. Aber als ich den Willen meines Vaters erfüllt, als ich fühlte, daß ich Ihrer wirklich entsagen müßte, da faßte mich Verzweiflung und Grauen, und ich konnte noch einmal, ehe ich den Reisewagen besteige, um nicht nur Ihre Vergebung zu erflehen, sondern um Sie zu bitten, mit mir zu fliehen, mein zu sein in alle Ewigkeit.“

Während man sich an dem Pflaster Hof glaubt, sind wir längst in Sicherheit. Bist du erst mein Weib, Elinor, dann kann uns keine Nacht mehr trennen, auch die des Herzogs nicht. Wolfgang, der Getreue, wird uns helfen! Er muß uns begleiten. Antworte, Elinor, willst, kannst du verzeihen, daß die Liebe fehlte?“

Er war unbekümmert um die Gegenwart Wolgangs der Gräfin zu Füßen gesunken, die jetzt mit kühl-vornehmer Handbewegung, als wäre jede Berührung mit ihm eine Sünde, ihr Kleid etwas aufnahm, dessen Saum er gestreift.

„Hoheit sind sehr großmütig“, entgegnete sie mit feiner Ironie. „Aber Hoheit vergessen auch, wo Sie sich befinden.“

„Gräfin!“ In seinen Augen leuchte es drohend auf. Sie sah ihm kühl fragend in die Augen.

„Was empört Sie so, mein Prinz? Sie gaben Ihr Fürstentum und vergaßen es zu halten. Ihr Besinnen macht die Tat nicht ungeschehen.“

„Elinor! Sie müssen vergeben! Ich gebe es zu, es war leichtsinnig, es war schlecht von mir, aber ich kann nicht ohne Sie leben, ich kann nicht.“

„Das werden Hoheit wohl müssen,“ antwortete sie ruhig und gelassen, „denn Sie werden doch wohl nicht glauben, daß die Gräfin Vergholz einem Wortbrüchigen die Hand zum Ehebunde reicht!“

„Ein fast heiserer Schrei entrang sich des Erbprinzen Kehle. „Das ist zu viel“, leuchtete er, und es war, als wollte er mit seiner erhobenen Hand das blonde Haupt Elinors zerschmettern.“

„Gut fürstlich“, sagte diese ruhig und trat einen Schritt zurück bis dicht an Rieckmanns Seite, der, sich nur mühsam beherrschend, den peinlichen Austritt mit glühenden Augen verfolgte.

„Das sollen Sie büßen, Gräfin!“ rief der Erbprinz, wütend im Zimmer auf- und abschreitend, „das gelobe ich.“

„Bitte,“ entgegnete sie kühl, „rufen Sie es doch in die Welt hinaus, daß ich so leichtgläubig war, einem Fürstentum zu trauen, daß ich glaubte, was Sie mir sagten — ich werde die Antwort nicht schuldig bleiben.“

„Elinor, Elinor,“ warnte Rieckmann, „Sie reizen Georg Wilhelm.“ „Hat er danach gefragt, als er versuchte, mich, meine Ehre achtlos in den Staub zu treten.“

„Elinor,“ hat nun auch der Erbprinz noch einmal, „fassen Sie sich. Sie haben ja recht, mir zu zürnen, aber Sie müssen auch verzeihen können, um unserer Liebe willen, Elinor!“

„Nein, niemals!“ gab die Gräfin zurück, „und wenn Sie Tag um Tag wie ein Sterbender zu meinen Füßen liegen, Ihnen angehören könnte ich nie!“

„Aber die Liebe verzeiht, Elinor.“

„Die Liebe, ja!“ sagte sie mit einem traumhaft süßen Lächeln um den Mund, „die Liebe, die reine, selbstlose, aufopfernde Liebe; aber ich, Hoheit, habe Sie nie geliebt!“

Der Erbprinz trat erlassend einen Schritt zurück, und Rieckmanns Brust hob sich wie in einem befreienden Atemzuge.

„Ich war eitel, ich war verblendet, der Glanz, die Pracht des Hofes hatten mir die Sinne berauscht“, fuhr Elinor atemlos fort, als fürchtete sie, daß man sie aufhalten könnte in ihrem Gesändnis. „Ich wollte Ehre und Macht einheimsen an Ihrer Seite. Ich liebte Sie nicht, aber ich wollte herrschen, glänzen. Mein Mund hat nie ein Wort von Liebe zu Ihnen gesprochen, denn die Liebe, die ich einst empfunden, liegt lange tot und eingejahrt in meinem Herzen. Glück wollte ich an Ihrer Seite, aber nicht das Glück der Liebe, sondern das berauschte, süße Gift, das betäubt, und alles Sehnen des Herzens stillt. Ich bin bestraft, grausam

betrast; aber Ihr Bankelmut, mein Prinz, hat mir auch endlich den rechten Weg gezeigt, mich von der verderbenbringenden Bahn, die ich aus Stolz und Eitelkeit betreten wollte, zurückgerissen für alle Zeit. Ich kehre noch heute in meine weltferne Heimat, in die Heide zurück. Dort, umflossen von dem Zauber meiner schlichten Heide, soll allein fortan für mich des Glückes Wunderblume blühen."

"Elinor!" Wie ein Rauchzen kam es von des Professors Lippen, und unbekümmert um die Gegenwart des Erbprinzen, trat er mit erhobenen Armen auf die bebende Mädchengestalt zu, die mit glänzenden Augen soeben Worte gesprochen, die ihn erschauern machten in stiller Seligkeit.

"Was sieht dich an, Wolfgang!" tönte die Stimme des Erbprinzen dazwischen. "Du vergißt wohl, daß deine Braut dich erwartet?"

"Ja, vergesse nichts, Hoheit," entgegnete der Professor, die erhobenen Arme matt sinken lassend, "auch nicht, was ich einst gesagt."

"Du bestehst darauf, daß ich dich deines Amtes enthebe?"

Der Professor neigte sich stumm.

"Gut, wir reden später darüber."

Und sich zu Elinor wendend, fuhr der Erbprinz fort:

"Ich gehe, Gräfin, wie Sie es wünschen, aber ich gehe schweren Herzens. Nicht auf die Brautschau an den Königshof, wie es mir mein Vater befiehlt, sondern weit hinaus in die Welt. Habe ich gesagt, so will ich auch büßen. Sie aber mögen daraus erkennen, Gräfin, daß Fürstentum nicht ohne Spur verweht, und daß auch Fürsten lieben können. Und wenn ich einst zurückkehre, Gräfin," — jetzt bebte seine Stimme merklich — „haben vielleicht auch Sie mir verziehen, und Wolf, du, mein alter getreuer Wolf," wandte er sich an Niedmann, „hau mir deine Freundschaft, die du mir gekündigt, als ich auf den Dienst bestand, der Gräfin den Brief zu bringen, wieder auf."

Er wartete keine Antwort ab. Leicht nur beugte er das Haupt, dann verließ er mit hastigen Schritten das Zimmer.

Elinor stand in der Mitte des Gemachs. Die Dämmerung malte schon ihre Schatten, aber sie stand vor Niedmann wie ein lichtumflößenes, zauberhaftes Märchenbild.

"Frei, frei!" jubelte sie auf und hob die weißen Arme hoch empor, „endlich frei! Und nun, mein Heidezauber, komm' und spinn dein armes, krankes Kind gar freundlich ein."

Niedmann wollte der jungen Gräfin ein paar tröstende Worte sagen, aber er konnte nicht. Nie war sie ihm so schön, so sinnberückend schön erschienen, wie eben jetzt.

Ein Diener unterbrach die plötzlich eingetretene bange Stille, indem er auf silberner Platte eine Depesche brachte.

Elinor griff mit nervöser Hast danach. Angstvoll zitterten ihre Augen über das kleine Blatt in ihrer Hand, dann brach die Gräfin mit einem gellenden Aufschrei zu des Professors Füßen zusammen.

Er hob sie empor. Dabei suchten seine Augen das gefallene Blättchen zu entziffern. Es enthielt nichts als die Worte:

"Der Gosenhof für immer verloren, wie dein guter Vater. Er ist nicht mehr!"

Deine unglückliche Mutter."

Angestüm riß der Professor an der Klingel, welche die Jose herbeiführte. Ihren vereinten Bemühungen gelang es bald, Elinor wieder ins Leben zurückzurufen.

Sie war wie versteinert im Schmerz. Sie hörte Wolfgangs Stimme nur wie aus weiter Ferne zu sich dringen, aber die Stimme klang ihr hart und fremd. Und doch lauschte sie, und es war allmählich, als klinge sie jetzt tröstend, lieb und schmeichelnd zu ihr, wie einst, als sie noch ein Kind war und er, der lang aufgeschossene Junge, sie über die Heide trug.

Da löste sich all das grenzenlose Weh, der ganze qualvolle Jammer ihrer jungen Seele in Tränen auf, und wie einst als Kind legte sie ihr tränenüberströmtes Antlitz auf seine Hand.

"Darf ich Ihnen meine Mutter schicken?" bat er weich.

"Ja," entgegnete sie, „Ihre Mutter! Sie soll mich in die Heimat führen."

"Ich danke Ihnen!" Es waren nur drei Worte, die er sagte, aber sie fanden den Weg zu Elinors Herzen.

Sie entzog ihm die Hand nicht, die er mit seinen heißen, zuckenden Lippen berührte, und dann war sie allein, allein mit ihrem Jammer, mit ihrem Schmerz.

Und während er durch die Straßen der Stadt ging, klang unaufhörlich eine einzige Melodie in das Wirral seiner Gedanken — es war das alte, süße Lied, das sie einst gemeinsam gesungen:

Nicht in der Enge duft'ger Rosenauen
Des Glückes Wunderblume mir erstand;
Nein, fern im Wald, wo finst're Nebel brauen,
Der Sturmwind peitscht den weißen Heidesand,
Der Bergquell rauscht mit wildem Schaumgetriebe:
Da fand ich dich — und mit dir Glück und Liebe.

„Und nun noch zu Maria Magdalene“, zog es wie ein greller Mißton durch seine Seele.

16. Kapitel.

Professor Niedmann war kaum zu Hause angekommen und hatte seine Mutter, die schon reisefertig war, mit einigen Worten über Elinor verständigt, als ein herzoglicher Diener ins Haus kam, um Wolfgang zur Prinzessin Erika zu befehlen.

Niedmann folgte nur zögernd dem Gebot, und erst als der Diener sein sofortiges Kommen besonders dringlich machte, da die Prinzessin ihn notwendig sogleich sprechen mußte, griff er nach seinem Hut und schritt nach flüchtigem Abschied von seiner Mutter dem Schlosse zu.

Er war im tiefsten Herzen unwillig und verstimmt, daß die Prinzessin ihn in Anspruch nahm. Es lastete soviel auf seiner Seele, das er erst abwälzen mußte, ehe er anderen Menschen gegenübertrat. Aber der Wunsch der Prinzessin duldete keinen Aufschub.

Nun stand er im Musikzimmer der Prinzessin, dort, wo sie ihm so oft andachtsvoll lauschend zur Seite gesessen.

Die Fenster waren weit geöffnet und ließen den Duft des Flieders und der Rosen, der aus dem Garten aufwallte, voll ins Zimmer. In dem Fliederbusch vor dem Fenster sang eine Nachtigall ihr Liebeslied. Im Zimmer selbst brannten nur matt einige Kerzen und warfen ein bleiches, gespenstiges Licht über die Prinzessin, die in der Nähe des Flieders wie ein mattes Blumenblatt in ihrem roten Sammetessell lag und ihm mit wehmütigem Lächeln entgegen sah.

Bei seinem Eintritt erhob sich die Herzogin, die zu Füßen der Prinzessin gesessen hatte, und legte bedeutungsvoll den Finger auf die Lippen.

Das Antlitz der hohen Frau trug deutliche Tränen Spuren. Befremdet schaute der Professor von ihr zu Erika hinüber. So zart, so düftig, so hinfällig war ihm die Gestalt der kleinen Prinzessin nie erschienen. Wie sie so dalag in dem leichten, weißen indischen Mullkleide, erschien sie wahrhaft überirdisch schön.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Professor, daß Sie gekommen“, sagte die Herzogin, Wolfgang warm die Hand reichend, die er erfürchtvoll an seine Lippen führte. „Die Prinzessin verlangte so lebhaft nach ihrem Freund und Lehrer, daß wir ihr die Bitte nicht versagen konnten.“

Wie feierlich das alles klang. Niedmann war ganz verwirrt. Er hielt das schmale, weiße Händchen der Prinzessin in seiner Rechten und stammelte ein paar Worte, die niemand verstand.

Die Herzogin war an das Fenster getreten und bemühte sich sichtlich, ihrer Bewegung Herr zu werden.

„Darf ich wissen, was Sie mir zu sagen haben, Hoheit?“ fragte der Professor leise.

Erika winkte ihn auf den Platz zu ihren Füßen, den die Herzogin so lange inne gehabt, und sagte mit halbverschlossenen Augen: „Was ich Ihnen sagen wollte, lieber Freund, duldet keinen Aufschub. Ich wollte Abschied von Ihnen nehmen.“

„Wollen Sie verreisen, jetzt, so plötzlich?“ fragte er erschrocken.

Sie nickte. „Ja, verreisen, liebster Freund; aber es ist eine unfreiwillige Reise, ein unfreiwilliges Scheiden.“

„Aber es wird Sie, es kann Sie doch nichts dazu zwingen, Prinzessin?“

„Doch, doch, mein Freund. Ich reise dorthin, wo für mich des Glückes Wunderblume blüht, zu den Sternen.“

„Hoheit!“ Es klang wie ein Weheruf.

Vom Fenster her vernahm man unterdrücktes Schluchzen.

„Die gute Mutter leidet“, flüsterte die Prinzessin mit einem zärtlichen Blick auf die Herzogin, „und doch weiß sie, wie der Tod mich frei macht und meine Seele dorthin führt, wo es keinen Unterschied mehr gibt, wo wir alle gleich sind, wo man einem Fürstentum nicht die Dornenkrone aufs Haupt drückt, wie hier, wo es entsagen muß, sondern wo man ihm die Friedenspalme reicht, gleich den anderen, die vor uns einziehen.“

„Beruhigen Sie sich, Hoheit“, bat Niedmann, „Sie sehen zu schwarz; Sie werden, Sie müssen ja wieder gefunden. Haben Sie viel Schmerzen?“

„Nein, keine, mein Freund! Keine Schmerzen, aber auch keine Hoffnung. Die Ärzte selbst, wenn sie es auch nicht eingesehen wollen, haben auch keine. Ich aber fühle es: ehe die Nacht anbricht, wird mein Leben erlöschen, wie ein Licht verglimmt.“

Wieder schluchzte die Herzogin auf und barg ihr Antlitz in den Händen.

„Still, still, Mutter“, flüsterte die Prinzessin zärtlich, und dann sich wieder zu Niedmann wendend, fuhr sie fort:

„Ich habe heute von all meinen Lieben Abschied genommen, denn niemand als die Mutter, die, wenn sie mir alles nehmen, doch ewig mein bleibt, soll zugegen sein, wenn ich scheide. Mit ihr kann ich von der Heide plaudern, der Heide, von der Sie mir so oft erzählten, die schuld daran ist, daß niemals ein Glückesdämmer in meine Seele fiel.“

Sie hatte die letzten Worte leise, nur ihm verständlich, gesprochen. Wie seltsam sie ihn erschütterten.

„Prinzessin“, sagte er weich, „Elinor —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, lieber Freund. Man sagte mir soeben, daß sie vor einer kleinen Weile in ihre Heimat zurückgekehrt ist und wohl für immer.“

Wolfgang schüttelte trübe den Kopf.

„Sagen Sie nichts, liebster Freund! Oh, bitte, lassen Sie mir den süßen Glauben! Lassen Sie mich ihn mit mir nehmen in jenes Schattenland, den Glauben, daß Ihr Glück Ihnen wieder auf der Heide neu erblüht.“

„Elinor und ich, Hoheit, sind für immer geschieden, — es gibt keinen Weg, der uns wieder zueinander führt.“

„Doch, Professor, es gibt einen!“ rief die Prinzessin, und ihre schwarzen Augen strahlten glücklich auf. Dann löste sie ein feingliederiges



Liebesgrüße. Nach dem Gemälde von Ch. Haigh-Wood.
Copyright 1904 by Franz Hanfstaengl, München.

Reitchen, an dem sich eine goldene Kapsel schaukelte, mit matten Fingern von ihrem Halse.

„Hier, nehmen Sie, mein Freund. Bringen Sie Elinor diesen Schmuck als letztes Vermächtnis einer Sterbenden, und sagen Sie ihr, der Inhalt der kleinen Kapsel, die sie in Ihrer Gegenwart öffnen soll, enthielt einen Talisman für jede Qual ihres Herzens. Ihm soll sie folgen. Wollen Sie meinen Wunsch erfüllen?“

„Ich gelobe es!“ entgegnete der Professor feierlich. „Aber nun, Hoheit, schonen Sie sich! Sie sind übermüdet — Sie —“

Er stockte. Wie merkwürdig verändert die Prinzessin aussah! Erika hatte das Köpfchen und die Augenlider wie müde gesenkt.

„Hoheit!“ bat der Professor zur Herzogin herüber.

Die hohe Frau kam sofort näher und kniete an dem Lager ihres Kindes nieder.

„Soll ich Hilfe herbeirufen?“ flüsterte ihr der Professor zu.

Die Herzogin schüttelte in kummern Schmerz das Haupt.

„Ehren wir ihren letzten Willen“, flüsterte sie ebenso leise zurück.

„Befehlen Hoheit, daß ich mich entferne?“

„Nein, nein, bleiben Sie. Es ist ja das letzte Glück, das ich meinem armen Kinde geben kann.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Prinzessin. Die schwarzen Glutaugen strahlten sonnig auf, als sie noch einmal das Haupt hob und das ihr eigene, träumerisch-süße Kinderlächeln ihren Mund umspielte.

„Seht ihr die Heide?“ flüsterte sie, sich gewaltsam aufrichtend.

„Mutter, Wolfgang, seht ihr sie? Sie strahlt in holdem Zauberlicht — und — meine Namensschwester — schmücken sie — wie ein rosiges Teppich — und die Glocken läuten — und in der Heidekirche stehen ‚Sie‘ und ‚Er‘, der meines Herzens Leben war. — Hört ihr nichts? — Seht ihr auch nicht die rosigen Wolken am Heidejaume? — Mutter, Geliebter, ich bin bei euch!“

Jäh fiel das Haupt der Prinzessin zurück.

Wolfgang fing die leichte Gestalt Eriks in seinen Armen auf. Scheu und leicht, wie man ein krankes Vögelchen berührt, hielt er das bleiche Köpfchen an seinem Herzen.

„Welch seliges Sterben!“ kam es wie ein Hauch von den Lippen der Prinzessin.

Und dann noch einmal: „Mutter, meine süße Mutter!“

Die Herzogin nestete die bleiche Hand ihres Kindes mit Küßen und Tränen.

Eine Weile war es still, totenstill im Gemach, nur die Nachtigall vor dem Fenster sang noch in leisen, ersterbenden Tönen.

Noch einmal strahlten die schwarzen Augensterne auf und sahen mit heißem Verlangen in Wolfgangs Augen.

Da neigte er sich in tiefem Erbarmen über das arme, kleine Fürstkind und berührte mit seinen Lippen leise ihre Stirn.

Wie Glückslächeln flog es da um den schon erblaßten Mund, und leise wie im Traum kam es in abgebrochenen Lauten von den Lippen der Prinzessin:

Müß' neigt die Erika ihr Haupt,
Der Wind schläft in den Bäumen,
Doch wir, wir wollen glückgeweiht,
Geliebter, in die Ewigkeit
Uns still hinüberträumen.

Dann war's still. Das Nachtigallenlied war verklungen. —

Durch die Straßen der Residenz aber wehten die Trauerflaggen und die Trauerglocken klangen weit in das Land hinein. — — —

(Fortsetzung folgt.)

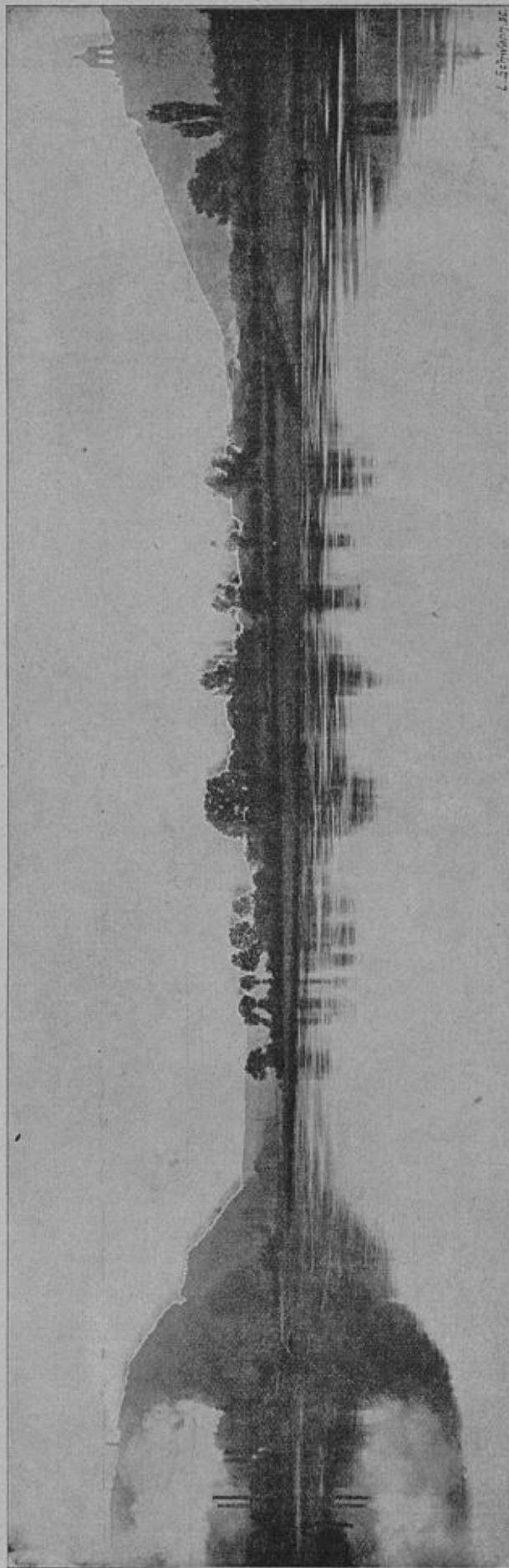
Düsseldorfer Miniaturmaler.

Im Kunstverlage von F. Bruckmann in München ist soeben ein Prachtwerk erschienen „Die Bildnis-Miniaturen in Deutschland von 1550—1850“ von Ernst Lenberger. Wir geben hier mit Bewilligung des Verlags den Aufsatz über Düsseldorf wieder.

In Düsseldorf wirkten in der zweiten Hälfte des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einige Miniaturmaler. Zwei Künstler, die es auf dem Kunstgebiete zu Ruhm und Ansehen brachten, Eduard Straehl und Bernhard von Guérard, stammten wohl aus Düsseldorf. Beide verließen aber ihre Vaterstadt bereits in jungen Jahren. Peter Heß und Peter von Cornelius betätigten sich auch als Miniaturisten. Sie versuchten sich darin, wie sich so viele andere auf dem Kunstgebiete versuchten. Den eigentlichen Miniaturmalern sind sie nicht zuzuzählen. Die Düsseldorfer Akademie wurde von einigen Kölner Malern frequentiert, die sich dort auszubilden suchten. Die Akademie besaß aber unter ihren Lehrern zu keiner Zeit eine Persönlichkeit, die sich auf dem Gebiete der Miniaturmalerei mit Erfolg betätigte. Ein Lehrer von der Werkkraft eines Oser oder Jünger hätte gewiß eine große Anzahl von Miniaturmalern aus Süd- und Westdeutschland angelockt.

Um 1720 berief der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz den Frankfurter Schmelzmalen Peter Boh nach Düsseldorf. Er ernannte ihn zu seinem Kabinets-Emailmalen und verlieh ihm die Stelle eines

Wittelsbaber mit Kaiserkrone.



Salobäro mit Kaiserkrone.

Die Doria Westfalica.

Inspektors der berühmten Düsseldorfer Gemäldegalerie. Unter Verwahrung seines Frankfurter Bürgerrechtes leistete der Künstler dem Rufe Folge. Er war aber nicht lang in der neuen Ehrenstelle tätig, denn er starb am 20. März 1727 in Düsseldorf. Der kürzlich, der den Meister hoch verehrte, ließ ihm in der lutherischen Kirche eine Grabstätte mit einem Marmordenkmal errichten.

Im achtzehnten Jahrhundert arbeitete der Schmelzmalers Johann Friedrich Ardin in Düsseldorf. Aber auch ein Miniaturmaler Nic. Ardin war im achtzehnten Jahrhundert in Düsseldorf tätig. Wir haben vor Jahren eine „Nic. Ardin, Düsseldorf 17.“ (Die letzten Ziffern waren verwischt) bezeichnete Miniatur. Ob die beiden Künstler in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zueinander standen, ist uns nicht bekannt.

Johann Kauth arbeitete in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Miniaturmaler in Düsseldorf. Er blieb jedoch nicht dauernd in der Stadt. Kauth, dessen Miniaturbildnisse gelobt wurden, fand auch an verschiedenen Höfen Beschäftigung. 1759 zog er nach Berlin.

Der Maler und Radierer Johann Joseph Langenhöfel wurde 1750 in Düsseldorf geboren. Die Anfangsgründe seiner Kunst erlernte er auf der Akademie seiner Vaterstadt. Der Künstler dürfte bis um 1780 in Düsseldorf gearbeitet haben. Um diese Zeit kam er nach Mannheim. Um 1787 verweilte der holländische Miniaturmaler Gisbertus Johannes van den Berg in Düsseldorf, wo er die Galerie studierte und Bilder kopierte. Da er sich aber erst in späteren Jahren — zwischen 1800 und 1810 — eifrig mit der Miniaturmalerei beschäftigte, ist kaum anzunehmen, daß er während seines Düsseldorfer Aufenthaltes, der nicht länger als ein Jahr währte, zahlreiche Miniaturbildnisse angefertigt habe. Bernhard von Guérard war lothringischer Abkunft. Sein Vater, der 1784 starb, war Arzt und Direktor der militärisch-chirurgischen Schule in Düsseldorf. Sein älterer Bruder war Medizinalrat und Phytikus in Elberfeld. Bernhard von Guérard wurde in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Düsseldorf geboren. Das Geburtsjahr ist unbekannt. Lange dürfte der Künstler jedoch nicht in seiner Vaterstadt gewohnt haben. Leisinger berichtet: „... Unser Guérard hatte eben einen Ruf als Zeichner nach London erhalten, als Fürst Carl Auerberg, der ihn wohl in Düsseldorf kennen lernte, ihn 1793 nach Wien mitnahm. Guérard hatte zuerst die „Rechtsgelahrtheit und andere Natur- und Kunstwissenschaften auf der Universität zu Duisburg“ studiert, dann sich aber ganz dem „Naturberuf“ gewidmet. In Wien wandte er sich wohl sogleich der Miniatur zu ... daß er auch viele kleine Porträts in Öl malte, wissen wir. In den Schwarzenbergischen Rechnungen ist wiederholt auch von Porträts in „Alein-Öl-Manier“ die Rede. Wie Guérard es mit der Ähnlichkeit gehalten hat, können wir heute natürlich nicht feststellen, daß aber seine Technik und Farbe und allem Anscheine nach auch die Auffassung des persönlichen Lebens ihm einen Platz unter den ersten Wiener Miniaturisten anweist, macht uns alles klar, was wir von ihm wissen. Und es ist nicht wenig. Er war auf der Miniaturen-Ausstellung Wien 1905 durch sechs Miniaturen vertreten, darunter durch die feingestimmten, im Tone wunderbar tiefen Porträts der Kaiserin Maria Ludovica aus dem Besitze des Erzherzogs Franz Ferdinand.“ Der Künstler starb auf einer Reise in Italien am 11. November 1836 in Neapel an der Cholera.

Der älteste Sohn des Hofkupferstechers und Akademieprofessors Karl Ernst Christoph Heß, Peter Heß, wurde am 29. Juli 1792 in Düsseldorf geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, der ein sehr guter Zeichner war. Peter Heß wurde später ein berühmter Schlachten- und Genremaler. Er verfertigte aber auch Miniaturbildnisse und Landschaftsminiaturen. Heß blieb bis 1806 in seiner Vaterstadt. Mit vierzehn Jahren kam er nach München, wo er ein Schüler von Kobell wurde. Die Königl. Neue Pinakothek in München bewahrt 22 Miniaturen des Künstlers. Sie sind zu einem Inklus auf einer Tafel vereinigt. In der Mitte der Tafel befindet sich das Porträt des Königs.

Eduard Straely (er signierte oft: Strvelv) war ein begabter Miniaturist. Er war aber gleichzeitig der größte Abenteurer unter den Miniaturmalern seiner Epoche. Mit einem eleganten Talent und einem noch eleganteren Äußeren begnadet, wußte er sich großartig in Szene zu setzen. Er war auch einer der bestbezahlten Miniaturkünstler seiner Zeit. Er verlangte und erhielt von Privatpersonen für ein kleines, oft nur ganz skizzenhaft hingezeichnetes Miniaturbildnis dreißig bis fünfzig Dukaten. Eduard Straely wurde um 1770 (1768?) in Düsseldorf geboren. Seine Vaterstadt wurde ihm bald zu eng. Es trieb ihn hinaus in die Welt. Er ging nach London, wo er die Miniaturmalerei erst gründlich erlernte, es aber darin sehr bald so weit brachte, daß er mehr Aufträge erhielt, als er auszuführen imstande war. Er legte sich Titel und Würden bei, die ihm nicht zulaufen; er war unausgesetzt in allerlei Handel verwickelt, verstand es aber, sich in die höchsten Kreise einzudringen. Als ihm der Londoner Boden zu heiß wurde, ging er nach Italien, von da nach Rußland und Dürreid. Straely kam auf seinen Kreuz- und Wanderfahrten auch öfters nach Deutschland. Es ist uns aber nicht bekannt, ob er seine Vaterstadt besuchte und dort arbeitete. Wahrscheinlich ist es nicht. Was sollte auch der von Kaisern und Königen Beschäftigte in Düsseldorf von 1800! Er starb nach 1801. Im Besitze des österreichischen Kaiserhauses befinden sich zwei Miniaturen des Künstlers.

Peter von Cornelius, der berühmteste deutsche Historienmaler neuerer Zeit, versuchte sich auch als Porträtminiaturist. Und man kann nicht einmal sagen, daß diese Versuche mißglückten. Vielleicht taucht von dem Künstler noch das eine oder andere Bildchen auf. Allzuviel Miniaturen wird er wohl nicht angefertigt haben. Den deutschen Miniaturmalern ist er jedenfalls nicht zuzuzählen. Peter von Cornelius wurde am 23. September 1783 in Düsseldorf geboren. Er starb in Berlin am 6. März 1867.

1825 kam der Bonner Miniaturmaler Matthias Nadermacher nach Düsseldorf. Er setzte seine in Bonn begonnenen Studien nunmehr bei Professor Kolbe fort. Später wurde er ein Schüler von Schadow. Nadermacher malte außer Miniaturbildnissen auch Ölbildnisse.

In Düsseldorf betätigten sich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch einige geschickte Silhouetteteure. Wir nennen: Rosa Maria Barnhagen von Enje, Wilhelm Müller und seinen Sohn Müller d. J. Rosa Maria Barnhagen von Enje, die Schwester des Dichters Karl August Barnhagen von Enje, wurde am 28. Mai 1773 in Düsseldorf geboren. Sie starb 1840. Sie blieb in ihrer Vaterstadt bis 1816, verheiratete sich dann mit dem Hamburger Arzt Affing und ließ sich nach ihrer Vermählung dauernd in Hamburg nieder. Rosa Maria Barnhagen stand im Rufe einer geschickten Silhouetteteurin. Der Schuster Wilhelm Müller wurde zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren. Er entfaltete eine sehr umfangreiche und ausgiebige Tätigkeit als Silhouettenschneider. Er verfertigte außer Porträts auch komisch-satirische Bilder, er schnitt Insekten, Blumen und Pflanzen, Landschaften mit Staffagen, Jagden, Rennen u. v. a. mit seiner Schere aus. Wilhelm Müller, der zu seiner Zeit zu den Düsseldorfer Berühmtheiten zählte, starb 1865 in Düsseldorf. Sein Sohn, Müller d. J., erbt das Talent des Vaters. Auch er stand in dem Rufe eines außerordentlich geschickten Silhouettenschneiders.

Nach dem Feste.

Von Marie Walter.

(Nachdruck verboten.)

Irma von Kollendorf war ein Schoßkind des Glücks. Von der Natur reich bedacht — sie war jung, schön und klug — von ihrem Vater, einem Witwer, vergöttert und mit allem Luxus umgeben, erschien sie sich wie eine kleine Königin, der man von allen Seiten huldigte. Der einzige, der in dieser Beziehung eine Ausnahme machte: und sich ab und zu einen Widerspruch erlauben durfte, war ihr um fünfzehn Jahre älterer Vetter Bruno von Sauten, der Gutsnachbar ihres Vaters. Er allein konnte es ungestraft wagen, sie zu necken, zu kritisieren und so oft es ihm beliebte, anderer Meinung zu sein, ein Privilegium, das er recht häufig ausübte. Es war zwei Tage vor dem Weihnachtsfest, als Irma am Morgen eine Spazierfahrt unternahm. Auf halbem Wege begegnete sie ihrem Vetter, der von einem Gang nach der Försterei seines Gutes heimkehrte. Irma lud ihn ein, sie zu begleiten, und bereitwillig stieg er zu ihr in den Schlitten, den sie selbst fuhrt.

„Denke dir,“ erzählte sie dem Vetter lachend, „als ich vorhin durchs Dorf fuhr, kam mir die alte Lene entgegen. Du weißt, sie versteht sich ein wenig aufs Kartenspielen und gilt bei den Bauern als Wahrsagerin. Ich sprach ein paar Worte mit ihr und da sagte sie plötzlich: „Gnädiges Fräulein, für Sie hat's Christkind diesmal noch was Besonderes — aber erst nach dem Fest. Da kriegen Sie Ihr schönstes Geschenk.“ Ich fragte natürlich, was es sei, doch das wollte sie mir nicht verraten.“

„Sehr schön von ihr“, bemerkte Bruno. „Man sollte meinen, die Alte kenne den Wahrspruch der Diplomaten: „Nur keine Blöße geben!“

„Apropos, wie steht's mit deinem Ball am zweiten Feiertag?“

„Ganz gut. Die Damen haben alle zugefagt, aber es fehlt mir noch an Herren. Du könntest mir mit deiner kostbaren Ware aus-helfen.“

„Ja?“

„Ja. Du hast mir doch erzählt, daß du einige Freunde zu einer Jagdpartie einladen willst. Laß sie schon am zweiten Feiertag kommen und bringe sie mit.“

Bruno machte ein undefinierbares Gesicht. „Eigentlich ein köhnes Verlangen, Confinchen! Meine Freunde sind zwar tüchtige Nimrode vor dem Herrn, aber ich glaube kaum, daß sie einen Pflöckerling ums Tanzen geben.“

Irma warf das hübsche Blondlöschchen zurück. „Oh, sie werden schon Lust bekommen, wenn sie unsere Damen sehen“, meinte sie zuversichtlich. „Bring' sie nur alle mit. Ja?“

„Nun, meinnetwegen! Dein Wunsch ist mir Befehl.“

„Na, ich wußt's ja!“ rief Irma triumphierend. „Mein galanter Vetter kann mir nichts abschlagen. Zum Lohn will ich dir auch ein Geheimnis verraten.“

„Ah, ein Geheimnis, das du als echte Evastochter so rasch als möglich los sein möchtest“, spottete Bruno.

„Durchaus nicht!“ gab sie beleidigt zurück. „Ich verstehe zu schweigen wie — wie —“

„Wie ein Mann!“ half Bruno nach.

„Nein, das ist ein falscher Vergleich“, protestierte sie. „Die Tugend der Verschwiegenheit ist doch wahrlich nicht euer Privilegium.“

„Also wie das Grab?“
 „Ja, das geht eher. Wenn ich es dir nun trotzdem sage, so geschieht es nur, weil ich vor einem alten Kameraden, wie du es bist, keine Geheimnisse habe.“

„Sehr lobenswert von dir! Also — schlag' los!“
 „Papa meinte neulich,“ begann sie, „ich würde bald zwanzig Jahre, da wär es Zeit, ans Heiraten zu denken. Jetzt hat er zu unserem Ball den Freiherrn von Sprottau — er ist Gesandtschaftsattaché — eingeladen und der hat auch zugesagt. Du weißt, als ich im Herbst in Berlin war, machte er mir sehr den Hof.“

„Ah, hat der am Ende Absichten? Wie ist er denn? Hände er Gnade vor deinen Augen?“

Irma errötete leicht. „Oh, er sieht gut aus,“ sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, „ist durch und durch Aristokrat —“

„Für dich eine Hauptsache!“ schaltete Bruno ein.

„Und hat die besten Aussichten, einmal Minister, ja vielleicht gar Reichskanzler zu werden.“

Bruno piffte leise vor sich hin. „Eine Stufenleiter zu schwindelnder Höhe“, bemerkte er ironisch. „Wenn die Sprossen nur halten —“

„Spötter!“ schmolte Irma. „Jedenfalls komme ich durch ihn in die höchste Gesellschaft — an den Hof —“

„Um — und du? liebst du ihn?“

Wieder errötete sie bei dieser direkten Frage. „Oh, er gefällt mir soweit recht gut“, sagte sie zögernd. „Würde sicher ein Musterhemann werden, mich verwöhnen, auf Händen tragen —“

„Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“ zitierte Bruno den Dichter. „Na, ich wünsche ihm Erfolg und hoffe, du ladest mich, wenn's dazu kommt, — zu deiner ‚aristokratischen‘ Hochzeit ein, obgleich ich nicht zu den ‚Exklusiven‘ gehöre.“

„Ja, du,“ tadelte sie ihn, „du gibst dich mit jedem ab.“

„Gewiß; mit jedem, der sich durch Talent, Geist oder Verdienst einen Platz auf der Lebensbühne erobert hat. Doch darüber wollen wir nicht streiten, Cousinchen, um die Weihnachtszeit bin ich immer friedliebend.“

„Davon habe ich nichts gemerkt“, lachte Irma. „Na, du bringst mir also deine Herren? Abgemacht?“

„Abgemacht!“
 Sie hatten jetzt die Allee erreicht, die zu Herrn von Nollendorfs Gut führte und hier trennten sie sich.

Der große Saal des alten Herrenhauses erstrahlte in hellem Kerzenschimmer. Einer phantastischen Eingebung folgend, hatte Irma ihn in eine grüne Waldlichtung verwandelt. Überall sah man prächtige Gruppen von Tannenbäumen; an den Wänden zogen sich Escuranken hin; weiche Moosbänke luden zum Sitzen ein und über das Ganze war eine verschwenderische Fülle von Moosrosen ausgestreut. Ein entzückender und origineller Anblick zugleich! Das Entzückendste in dieser Waldpracht war aber Irma selbst, die in dem duftigen, mit Moosrosen verzierten grünen Gewand einer Elfenkönigin glückte.

Das dachte auch Bruno, als sie ihn mit sonnigen Lächeln begrüßte. „Auf Ehre, Cousinchen,“ nickte er zufrieden, „du hast ein Meisterwerk geschaffen — ein echtes Waldidyll! Wie prosaisch werden wir Männer uns inmitten dieser Poesie ausnehmen!“

„Wenn ihr ein wenig Ritter und Troubadour spielen wolltet, so wäre auch von eurer Seite die Poesie gewahrt“, lachte sie, im stillen erfreut, daß der härteigste Better ihr Werk bewunderte.

„Du verlangst viel von den Herren der Schöpfung des zwanzigsten Jahrhunderts!“ gab er scherzend zurück. „Sieh, ob du unter ihnen einen Lohengrin entdecken kannst. Deinen Wunsch habe ich übrigens erfüllt und alle meine Freunde mitgebracht. Erlaube, daß ich sie dir vorstelle!“

Er wandte sich zu einer etwas zurückstehenden Gruppe Herren, die er der schönen Tochter des Hauses vorstellte. Nur ein einziger erregte Irmas besondere Aufmerksamkeit. Es war ein Jugendfreund Brunos, Dr. Hartwig, eine männlich kräftige Erscheinung mit klugen Augen und einer ernsten Denkerstirn. Wider Erwarten Irmas entpuppte er sich als ausgezeichnete Tänzer und als sie sich dann noch eine Weile mit ihm unterhielt, fand sie, daß er interessanter zu sprechen verstand, als die meisten ihrer Bekannten. Ein eigentümliches Fluidum ging von seiner Persönlichkeit aus, — ein Etwas, das in Irma eine seltsame Beklemmung und doch zugleich ein vorher nie gekanntes Wohlgefühl erzeugte.

Ihr nächster Tänzer war Freiherr von Sprottau. Die Begeisterung, die sie Bruno gegenüber für den zukunftsreichen Aristokraten an den Tag gelegt, kühlte merklich ab, als sie im stillen einen Vergleich zwischen ihm und Dr. Hartwig anstellte, der nicht zu Sprottaus Gunsten ausfiel. Der junge Diplomat sah doch schon ziemlich verbleicht aus und verdankte seine Stellung — was Irma freilich nicht wußte — mehr der Protektion als eigenen Verdiensten. Sie hatte keine Lust, mit ihm zu tanzen, schüzte Ermüdung vor und ließ sich in einer der Moosrosenlauben nieder.

„Zählt dieser Hartwig, mit dem Sie sich vorhin so eifrig unterhielten, zu Ihren Bekannten, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Sprottau in eifersüchtigem Ton.
 „Nein“, entgegnete Irma. „Ich sehe ihn heute zum ersten Male. Mein Better Bruno hat ihn eingeführt.“
 „Das wundert mich“, bemerkte Sprottau, die Augenbrauen hochziehend. „Er mußte doch wissen, daß dieser Mensch eigentlich gar nicht in unsere Kreise gehört — soll, wenn ich nicht irre, der Sohn eines Gärtners oder Kutschers sein. Echter Plebejer!“

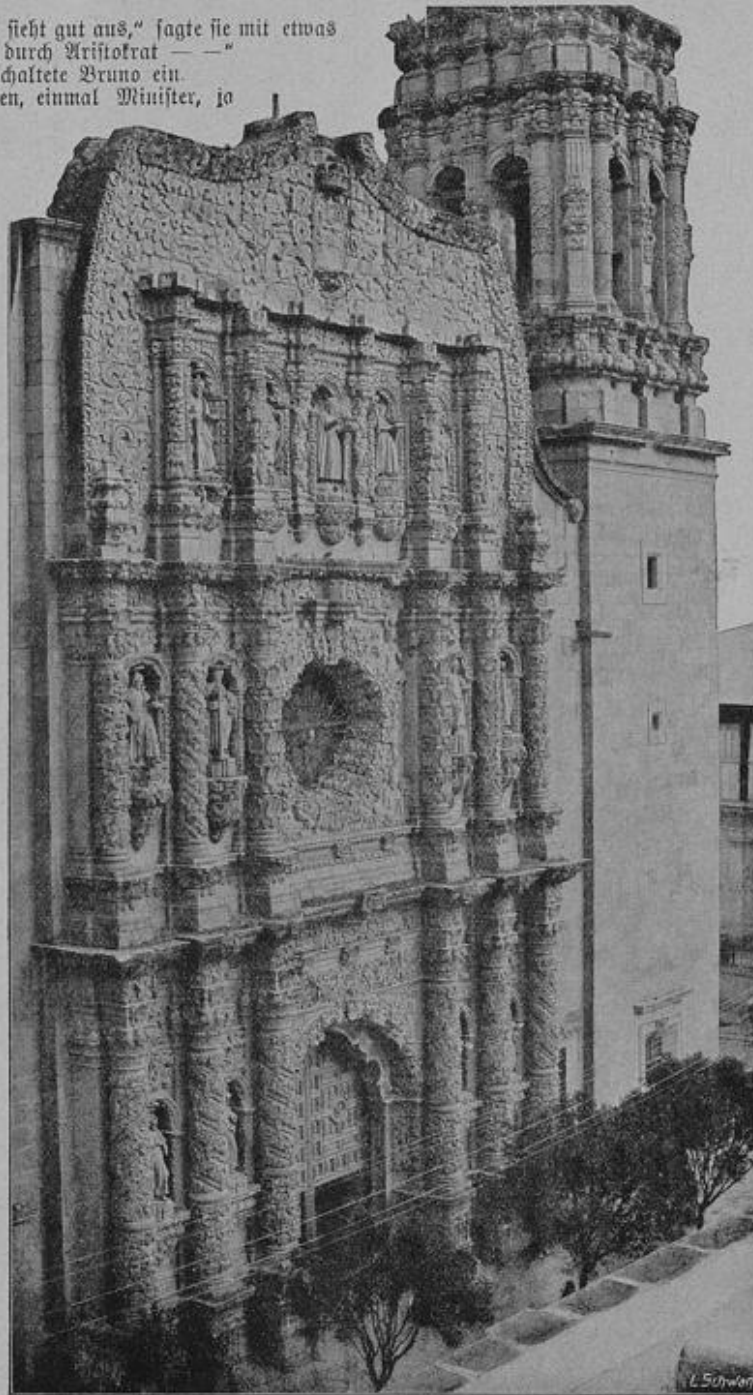
Das Wort berührte Irma unangenehm — vielleicht weil es auf Dr. Hartwig angewendet wurde; trotzdem revoltierte sich ihr aristokratisches Gefühl bei dem Gedanken, mit einem Manne so niederer Herkunft getanzt zu haben.

„Ich werde meinen Better darüber zur Rede stellen“, sagte sie stirnrunzelnd. „Wollen Sie die Güte haben, Herr von Sprottau, ihn aufzustöbern und hierher zu schicken?“

Der verliebte Diplomat gab nur ungern seinen Platz neben der von ihm begehrten Schönheit auf; allein der eifersüchtige Wunsch, Hartwig, der trotz seines Plebejerturns wohl fähig schien, ein unerfahrenes Mädchenherz zu betören, möglichst rasch kalt zu stellen, siegte über sein Zögern und er entledigte sich eilig seines Auftrages.

Nach kaum fünf Minuten stand Bruno vor seiner Cousine, die ihn vorwurfsvoll fragte, weshalb er ihren exklusiven Kreis durch die Einführung eines Plebejers, wie Herr von Sprottau ihr gesagt, entweiht habe.

„Nicht meine Schuld“, verteidigte Bruno. „Du befehlt, meine ganze Herde in deinen Ballsaal zu treiben — ich habe diesem Befehl gehorcht. Übrigens, dein Orakel irrt sich doch ein wenig. Hartwig hat zwar keine vierzehn Ahnen aufzuweisen, ist aber der Sohn eines Gartenbaudirektors,



Portal an der Kathedrale von Zacatecas.

nachdem der von ihm begehrten Schönheit auf; allein der eifersüchtige Wunsch, Hartwig, der trotz seines Plebejerturns wohl fähig schien, ein unerfahrenes Mädchenherz zu betören, möglichst rasch kalt zu stellen, siegte über sein Zögern und er entledigte sich eilig seines Auftrages.

Nach kaum fünf Minuten stand Bruno vor seiner Cousine, die ihn vorwurfsvoll fragte, weshalb er ihren exklusiven Kreis durch die Einführung eines Plebejers, wie Herr von Sprottau ihr gesagt, entweiht habe.

„Nicht meine Schuld“, verteidigte Bruno. „Du befehlt, meine ganze Herde in deinen Ballsaal zu treiben — ich habe diesem Befehl gehorcht. Übrigens, dein Orakel irrt sich doch ein wenig. Hartwig hat zwar keine vierzehn Ahnen aufzuweisen, ist aber der Sohn eines Gartenbaudirektors,

der allerdings als Kunstgärtner angefangen hatte, und besitzt, wenn nicht den Adel der Geburt, so doch den des Geistes. Er zählt erst zweiunddreißig Jahre und hat bereits den Professorentitel — durch eigenes Verdienst. Wir waren zusammen auf der Universität und obgleich wir uns dann lange nicht gesehen, ist er derselbe prächtige Mensch geblieben, wenn er auch schwerlich — ein satirisches Lächeln umspielte Bruno's Lippen — „einen Vergleich mit Herr von Sprottau auszuhalten vermag.“

Irma hätte ihm darin gern widersprochen, wagte es jedoch nicht, aus Furcht, von ihm geneckt zu werden.

Der Diplomat aber hatte einen falschen Schachzug getan: es war ihm nicht gelungen, den „Ableger“ matt zu setzen; im Gegenteil, derselbe erregte sich zum nicht geringen Arger Sprottaus an diesem Abend wiederholt eines regen Interesses von seiten Irmas, der Königin des Festes.

Zwei Tage später hielt Bruno seine Jagdpartie ab und am darauffolgenden Nachmittag begaben sich die jungen Leute sämtlich nach dem großen, vor dem Dorf gelegenen Teich, der eine prächtige Schlittschuhbahn lieferte.

Sie hatten ihn fast erreicht, als ihnen ein Mädchen von etwa zehn Jahren begegnete, das laut weinte und jammerte. Irma kannte die Kleine — es war die verwaiste Enkelin der alten Lene.

„Was hast du denn, Gretchen?“ rief Irma ihr zu.

„Ach, Fräulein,“ schluchzte das Kind, „die Großmutter ist gefallen und hat den Arm gebrochen. Ich bin zum Doktor gelaufen, aber der ist nicht da und kommt erst heut' abend wieder und die Großmutter hat arge Schmerzen.“

„Wenn du mich zu deiner Großmutter führen willst,“ wandte sich Hartwig an die Kleine, „so werde ich versuchen, ihr zu helfen. Ich habe darin einige Erfahrung,“ bemerkte er zu Bruno, „und finde dort wohl jemand, der mir zur Hand geht.“

„Ich werde mit Ihnen gehen“, erklärte Irma rasch. „Kommen Sie, Herr Doktor, wir wollen der armen Lene helfen. Geht ihr nur weiter, Bruno, wir folgen bald nach.“

„Das elende Bauernvolk!“ murkte Sprottau halblaut, „muß einem das noch stören.“

Irma, die ein sehr scharfes Gehör besaß, vernahm seine Worte, machte aber keine Bemerkung, sondern schritt in Begleitung Dr. Hartwigs und des Kindes der nahen Wohnung der alten Lene zu. Die Frau schaute erbärmlich, aber unter den geschickten Händen des hilfreichen Samariters war der Arm bald regelrecht eingerichtet und in einen Verband gelegt. Irma ging dem Professor eilig zur Hand, zum Erstaunen der alten Lene, denn im Dorf war man nicht gewöhnt, daß das stolze Fräulein vom Schloß sich sonderlich um das Wohl und Wehe der Bauern kümmerte. Heute jedoch war Irma nicht wieder zu erkennen, versprach sie ja sogar der Alten, ihr bis zur Heilung des Armes das Essen aus dem Herrenhaus zu schicken.

Als sie sich dann mit Hartwig nach dem Teich begab, wo sich die übrige Gesellschaft schon lustig tummelte, kam ihr Herr von Sprottau dienstbeflissen entgegengeekelt, allein sie schenkte ihm nur wenig Aufmerksamkeit. In ihren Augen hatte er sich heute nicht so aristokratisch benommen, als der von ihm geschmähte Professor. Sprottau schien auch bald zu ahnen, daß ihm von dessen Seite Gefahr drohe, denn er entfaltete seine ganze Liebeshörigkeit, das verlorene Terrain wieder zu erobern. Und um sich den begehrten Schatz zu sichern, hielt er am nächsten Morgen kurz entschlossen bei Herrn von Nollendorf um die Hand des jungen Mädchens an.

„Ich habe nichts gegen Ihre Werbung einzuwenden“, entgegnete dieser.

„Natürlich lasse ich meiner Tochter volle Freiheit — in Herzensangelegenheiten soll man keinen Zwang ausüben. Wenn Sie also der Meinung Irmas sicher sind, gebe ich gern meine Zustimmung. Gehen Sie zu ihr und versuchen Sie Ihr Glück — ich wünsche Ihnen den besten Erfolg.“

Erst am Nachmittag gelang es Sprottau, seine Auserwählte allein zu treffen. Er fand sie neben dem großen Saal in der Drangerie, wo sie die welken Blätter von den Pflanzen entfernte.

„Gnädiges Fräulein, sind beschäftigt?“ fragte er sie begrüßend. „Ich wollte sie gern sprechen.“

„Bitte, ich stehe zur Verfügung,“ entgegnete Irma, in ihrer Arbeit fortsetzend, „ich vermag recht gut zu gleicher Zeit Ihnen und meinen Blumen Aufmerksamkeit zu schenken.“

„Ich möchte dieselbe aber für mich allein beanspruchen,“ stotterte er — „wenigstens auf ein paar Minuten. Es ist etwas Wichtiges, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Irma wandte ihm das Gesicht zu — halb ahnte sie, was kommen würde.

„Ich — ich sprach soeben mit Ihrem Herrn-Vater über Sie“, begann er stüßlich verlegen.

„Aber mich?“ fragte sie lächelnd. „Was sagte denn mein Väterchen von mir?“

„Er sagte — hm — er wünschte mir Erfolg.“

„Erfolg — in was?“ Sie sah ihn zerkürent an.

„In meiner Werbung — ich bat ihn nämlich um Ihre Hand.“ Nun war es heraus, das große Wort, allein die Wirkung blieb aus. Irma gab ihm in höflicher Form einen Storb. Trotzdem ließ er sich nicht völlig abschrecken.

„Lassen Sie mir eine kleine Hoffnung, gnädiges Fräulein! Überlegen Sie sich, welche Annehmlichkeit ich Ihnen zu bieten vermag, welche

glänzende Los Ihnen an meiner Seite beschieden sein würde. Ich will Sie nicht drängen, sondern will geduldig warten und — hoffen!“ Damit entfernte er sich.

Irma war von dieser Unterredung doch erregter als sie sich eingestehen mochte, da sie wußte, da ihr Vater eine Verbindung zwischen ihr und Herrn von Sprottau, der in eingeweichten Kreisen als ausgezeichnete Partie galt, gern gesehen hätte. Wäre der Diplomat einige Wochen früher mit seinen Absichten hervorgetreten, würde sie ihn wahrscheinlich angenommen haben — heute war es ihr nicht mehr möglich, obgleich sie sich den eigentlichen Grund dafür nicht anzugeben vermochte.

Um sich zu beruhigen, machte sie einen kurzen Spaziergang, und ohne recht des Weges zu achten, schritt sie dem Häuschen der alten Lene zu. Sie fand dieselbe bedeutend besser als am Tage vorher.

„Der nette Herr von gestern“, erzählte ihr die Frau, „war heute früh mit dem Doktor hier und wollte am Nachmittag nochmal kommen. Ein lieber Herr und wie schön er von Ihnen gesprochen hat, Fräulein!“

„So — so!“ nickte Irma, indem sie ihre Verlegenheit hinter einem Lächeln verbarg. „Hat er nicht gefunden, daß ich eigentlich recht ungeschickt im Helfen war?“

„Das hat er nicht gesagt,“ entgegnete die Alte mit verschämtem Blick, „er meinte —“

Zu diesem Moment öffnete sich die Türe und Dr. Hartwig trat ein.

Eine heiße Röte stieg Irma in die Wangen, doch der Professor bemerkte es nicht. Sie höflich grüßend fragte er die Alte nach ihrem Befinden und nachdem er ihr baldige Herstellung gewünscht hatte, bat er Irma um die Erlaubnis, sie nach Hause begleiten zu dürfen. Sie gestattete es ihm und er teilte ihr mit, daß er sich von ihrem Vater zu verabschieden wünsche und ihn zu dieser Stunde anzutreffen hoffe.

„Sie wollen schon abreisen?“ fragte Irma überrascht. „Wie schade!“

„Warum?“

„Oh, Bruno und ich, wir hatten eine recht vergnügte Silvesterfeier geplant, natürlich nur in ganz kleinem Kreis und rechneten dabei auch auf Sie.“

„Nun, Sie werden leicht Ersatz finden“, meinte Hartwig. „Ich versprach einem alten Onkel, ihn in den Ferien zu besuchen. Wäre Ihnen wirklich daran gelegen, wenn ich bliebe?“ fügte er zögernd hinzu.

Irma küßte sich dieser Frage gegenüber plötzlich furchtbar verlegen; sie senkte schweigend den Kopf.

„Ich darf es Ihnen wohl offen gestehen, gnädiges Fräulein,“ fuhr Hartwig fort, „daß es mir schwer wird, von hier zu scheiden, nachdem ich das herrlichste Kleinod gefunden, das ich je gesahnt.“

Er blieb stehen und ihr voll ins Auge blickend, sagte er mit bewegter Stimme: „Ich bin nur ein schlichter Mann, ein Bürgerlicher, der sich seine Stellung im Leben Schritt für Schritt erkämpft hat, und ich weiß nicht, ob Sie mir verzeihen werden, daß ich die Kühnheit habe, meinen Blick zu einem Wesen zu erheben, das in den Augen der Welt so hoch über mir steht. Sollten Sie mir aber auch zürnen — ich kann das Wort nicht in mich verschließen — ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe — unsagbar liebe! Und nun“ — er stockte — „nun — schicken Sie mich fort!“

„Nein,“ sagte sie mit leisem Erbeben, „bleiben Sie!“

„Irma!“ jubelnd ergriff er ihre Hand, jubelnd zog er sie an sich. Und so standen sie zusammen auf der verschneiten Landstraße, umflossen von einem letzten Sonnenstrahl, der sich verstoßen durch die grauen Wollenschleier gebrängt hatte, um das Wunder zu beleuchten, wie sich in Schnee und Winte kälte zwei junge Menschenherzen gefunden.

„Die alte Lene hat doch recht gehabt,“ sagte Irma zu ihrem Vetter, als sie ihn eine Stunde später in ihr süßes Geheimnis einweihte, „sie hatte mir ja prophezeit, das schönste Geschenk erhielt ich erst — nach dem Feste.“

Unsere Bilder.

Das Rominte-Tal, das mit der Rominter Heide als Lieblingsaufenthalt des Kaisers bekannt geworden ist, bietet viele landschaftliche Schönheiten. Das von Wäldern gesäumte Rominte-Tal liegt träumerisch da, und unwillkürlich wendet sich das Auge vom Jagdschloß des Kaisers, das von norwegischen Bauleuten aus rotgebeizten Kiefernstämmen errichtet ist, nach den sanft aufsteigenden Höhen im Süden. Verschiedene andere Bauten, auch ein Schloßchen für die Kaiserin, sind dort in neuerer Zeit errichtet worden. — Liebesgrüße. Welcher von den beiden Damen gelten die Liebesgrüße? Jedenfalls müssen sie sehr gute Freunde sein, denn von Neid ist bei keiner von beiden etwas zu bemerken. Das soll doch aber bei guten Freundinnen in solchen Fällen gerade zu allereinst passieren? Wer soll sich da austennen? — Die Porta Westfalica haben sich wohl die meisten unserer Leser schon einmal angesehen. Die Gegend ist eine der reichsten an landschaftlichen Reizen in unserem engeren Vaterlande. — Heute bringen wir wiederum ein Bild aus Amerikas „Italien“: Das Portal an der Kathedrale von Zacatecas. Zacatecas ist eine reiche, prachtvoll gelegene Bergstadt, deren doppeltürmige Kathedrale mit ihrem schier überreichen, wie feinste Filigranarbeit anmutenden Fassadenschmuck nächst der der Hauptstadt Mexicos die größte und schönste der Republik ist.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 4

Sonntag, den 23. Januar

1910

Heidezauber.

Roman von Lunny Wotho.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß statt Fortsetzung.)

17. Kapitel.

Es war tief dunkel, als Wolfgang nach Hause kam. Wie leer, wie öde ihm alles erschien, als er über die Steinfliesen des Hausflurs schritt. Christel steckte den Kopf zur Küchentür heraus. Ihr Gesicht sah trotz der diebverweinten Augen sehr böse aus, als sie sagte:

„Ach, du grundgütiger Himmel, wie kann ein Mensch bloß so lange ausbleiben, Herr Professor, wenn ein anderer, den er lieb hat, vielleicht geradewegs beim Sterben ist? Das Fräulein ist reisefertig, und die Frau Mutter ist mit der Gräfin Bergholz vor einer Stunde abgereist. Wir müssen fort, wenn wir den Nachtzug noch erreichen wollen, der uns in die Heimat bringt.“

Christels Stimme zitterte heftig. Sie gedachte ihres kranken Lieblings im Pfarrhause, und jede Minute, die sie hier verbrachte, schien ihr wie Stunden.

„Wir wären mit der Frau Mutter gern gleich mitgefahren, Herr Professor,“ schloß sie ihren Bericht, „aber die Frau Pastor wollte es nicht leiden — sie jagte, wir sollten mit dem nächsten Zuge nachkommen.“

„Schon gut, Christel,“ nickte der Professor. „Mache dich fertig und reise allein!“

„Allein? Ja, aber was soll denn hier aus Fräulein Braut werden?“

Wolfgang's Lippen umspielte ein bitteres Lächeln.

„Auch sie wird noch heute das Haus verlassen. Sorge dich nicht, Alte, und beeile dich!“

Damit ließ er die verdugte Christel stehen und betrat schnell das Wohnzimmer, in welchem eine halb verdunkelte Lampe brannte.

Maria Magdalene sah reisefertig auf dem Sofa, den blonden Kopf nachlässig in die grobe Hand gestützt. Bei seinem Eintritt sprang sie erregt auf. Ein eigenartliches Licht irte durch ihre Augen, als sie grollend sagte:

„Es ist wirklich unverantwortlich von dir, Wolfgang, mich so lange warten zu lassen. Es ist die höchste Zeit, daß du kommst.“

„Nur zu früh für dich!“ murmelte er zwischen den Zähnen, dann aber setzte er laut hinzu: „Ich erfüllte den letzten Wunsch einer Sterbenden.“

„Sterben müssen wir alle,“ höhnte Maria Magdalene, „und ich sehe nicht ein, warum man der Sterbenden wegen die Lebenden vernachlässigen soll. Du freilich hattest schon immer so sentimentale Anwandlungen.“

Wolfgang senkte den Kopf tief auf die Brust.

Wie sollte er es nur möglich machen, mit diesem Mädchen zu reden.

„Du' mir die einzige Liebe, Wolfgang,“ rief Maria Magdalene empört, „und laß das Jammergeschick! Es ist ja gewiß sehr traurig, daß du es Gottes unverantwortlich dummen Streich unsere Hochzeit wieder aufgehoben wird, aber es läßt sich doch nicht ändern. Ich hoffe, wir kommen in den nächsten Tagen schon wieder aus der Heide zurück. Der Balg wird doch nicht so albern sein und jetzt wirklich ernstlich krank werden. An Nervenfieber und so was, wie der rührselige Pastor schreibt, glaube ich nicht, und —“

„Halt!“ rief Wolfgang. „Laß die Reflektionen, die gar keinen Zweck haben. Ich wollte dir nur sagen, daß du auf keinen Fall Mama nachreisen wirst.“

„Was soll das heißen? Welche Sprache führst du gegen mich?“ kam es erschreckt von den Lippen Maria Magdalenes.

„Die Sprache des Rechts“, gab er kalt zurück.

„Ich werde aber auf jeden Fall fahren!“

„Das wirst du nicht tun. Im übrigen vergißt du wohl, daß die Gräfin Bergholz sich in Begleitung meiner Mutter befindet!“

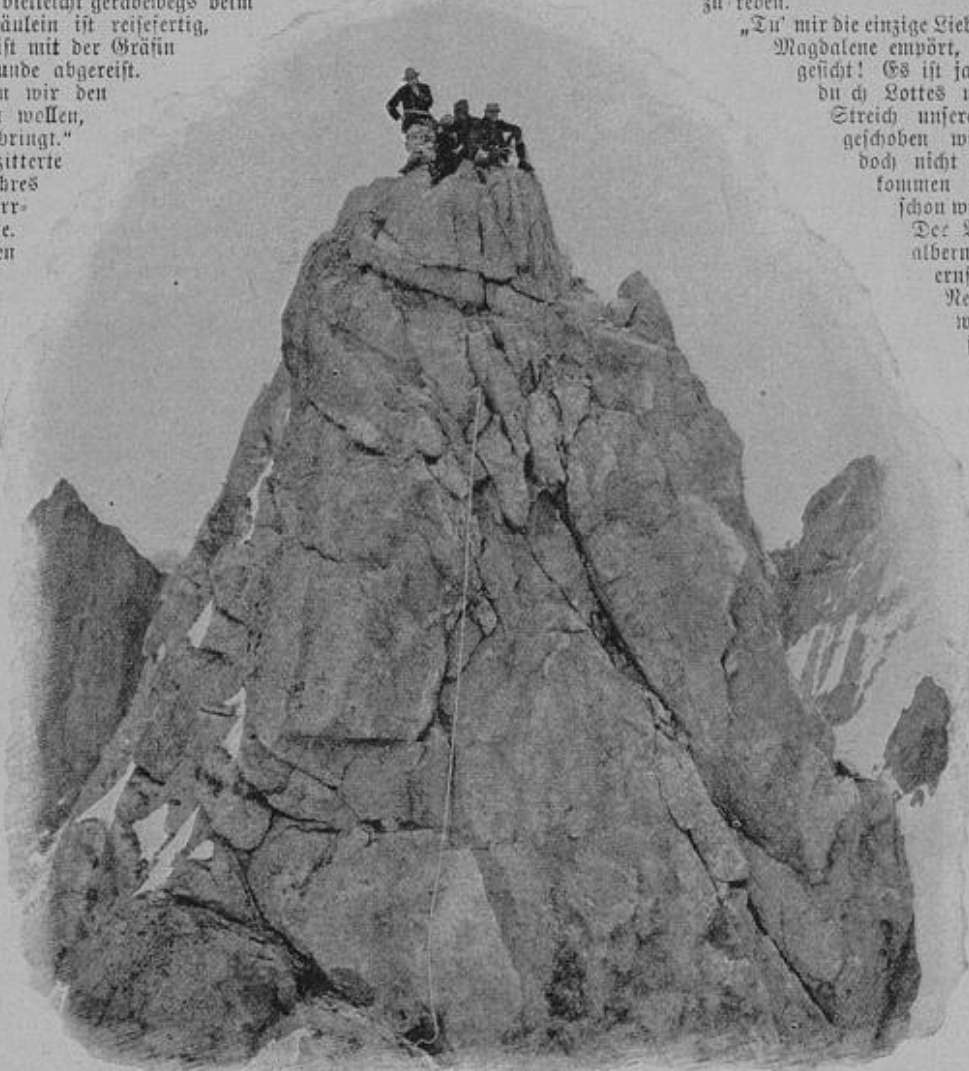
„Das wäre nur ein Grund mehr, ihr zu folgen.“

Ein Zug des Stels flog über sein Gesicht.

„Du hast viel-

leicht vergessen, daß du noch vor ganz kurzer Zeit jede Gemeinschaft mit der Gräfin abgelehnt hast.“

„Ich habe niemals daran gedacht, mich darüber zu äußern.“ In welchem verächtlichen, wegwerfenden Tone sie das sagte. Das Blut stieg Wolfgang siedend heiß ins Gesicht. Langsam zog er seine Brieftasche hervor.



Punta Graham von der Punta Sella.

„Ich habe zwar immer gewünscht, Maria Magdalena,“ sagte er, jedes Wort schwer betonend, „daß du kein Herz hast, aber ich habe nicht geglaubt, daß du schlecht genug wärest, zur elenden, gemeinen Lügnerin herabzusinken. Kennst du diesen Brief, hast du ihn geschrieben?“

Mit hartem Druck hatte er ihr Handgelenk umspannt und zwang sie so zu seinen Füßen nieder, indem er ihr den Brief, welchen ihm Elinor gegeben, unter die Augen hielt.

Bis in die Lippen erbleichend brach Maria Magdalena zusammen. Verächtlich schlenkerte Wolfgang ihre Hand weg und trat einige Schritte von ihr zurück.

„Du hast dich selbst gerichtet“, sagte er dann milder. „Von Kindesbeinen an mit Wohltaten in meinem Elternhause überhäuft, hast du dich nicht entblödet, gegen die in gemeiner Weise zu intrigieren, der du Dankbarkeit und Ehrfurcht zu zollen hast. Was du mir damit getan, ich will es nicht erörtern.“

„Wolfgang!“ Verzweifelt, stehend hoben sich die Augen Maria Magdalenes zu ihm auf.

„Laß die Komödie, Cousine,“ entgegnete er gebieterisch. „Von frühester Jugend an hast du versucht, mich zu beherrschen, meinen Willen unter deinen Willen zu stellen. Du hast es meisterhaft verstanden, mich als dein Eigentum zu betrachten und mich, wenn es dir paßte, als solches zu erklären. Ich habe mich nicht dagegen gewehrt, weil — sagen wir — weil es mir zu un bequem war. Ich meinte, es lohnte sich nicht der Mühe, und ließ dich gewähren. Ich kannte die Wünsche meiner Mutter und die deinen, und jetzt — jetzt, Maria Magdalena, beginnt der Teil meiner Schuld. Während mein Herz einer anderen gehörte, die mich verschmähte, warb ich um dich. Du kanntest mein Herz, besser als ich selbst es kannte; aber du nahmst die Werbung an, und als du fürchtetest, das Herz derjenigen, die mir einst wehe tat, könnte milder gegen mich gestimmt werden, griffst du zur gemeinen Lüge, um jene unserem Hause fernzuhalten. Ich mache dir keinen Vorwurf; ein jeder handelt eben, wie es sein Charakter bedingt. Aber diese meine Tat macht mich, Gott sei es gedankt, frei von dir, frei von der Fessel, die mich seit langer Zeit fast zu Boden drückt! Was ich dir getan, indem ich mich dir, ohne mehr als brüderliche Liebe zu empfinden, verlobte, hast du wettgemacht. Wir sind quitt. Siehe zu, wie du dich mit deinem Gewissen abfindest. Von heute an gehen unsere Wege auseinander.“

„Du weisest mich aus dem Hause, Wolfgang? Nein, nein, es kann ja nicht sein. Wo soll ich denn hin, wovon soll ich denn leben?“

Ein verächtliches Lächeln zuckte um Wolfgang's Lippen.

„Auch dafür ist gesorgt“, antwortete er lakonisch. „Du kannst jede Stunde in die Pension der Frau Dr. Burmuth, mit welcher ich bereits gesprochen habe, treten. Dort magst du bleiben, bis du einen dir zuzugenden Wirkungskreis gefunden hast.“

Maria Magdalena senkte tief das Haupt. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie, daß in dem blonden Riesen da vor ihr eine Welt für sie verborgen lag, die sie in maßlosem Egoismus selbst zertrümmert.

Wieschwer lag es ihr in den Gliedern. Mühsam erhob sie sich und wandte zur Tür.

Er sah, daß sie litt, und etwas wie tiefes Erbarmen kam über ihn.

„Maria Magdalena,“ bat er weich, „laß uns in Frieden scheiden.“ Sie winkte während mit der Hand, aber sie berührte seine ausgestreckte Rechte nicht.

„Leb' wohl und sei glücklich“, hauchte sie leise, dann fiel die Tür ins Schloß und man hörte nichts als ihren schlurfenden, müden Schritt auf dem Gange; dann verstummte auch dieser. — Wolfgang war in einen Sessel gesunken und barg sein Gesicht in den Händen.

So sah er lange. Der Mond zog mit seinem bleichen Silberlicht herauf und warf gespenstische Schatten in das Gemach. Er sah noch immer unbeweglich, seinen qualvollen Gedanken hingegeben.

Er hatte wie im Traume gehört, daß Maria Magdalena das Haus verlassen, auch Christel's „Adieu, Herr Professor, werde die Heide grüßen“, hatte er dunkel und verworren vernommen. Sie hatte es wohl durch die Tür gerufen. Nun war es ganz einsam im Haus — ganz einsam. Und sie, an die er dachte jede Stunde seines Lebens, sie stand wohl nun bald an einem Totenlager, an der Bahre ihres Vaters, und ihre warmen Tränen tropften darüber hin.

Ach, wer doch weinen könnte!

Wie ein heißer Wunsch nach Tränen quoll es in seinem Herzen auf. Sie weinte ja auch, sie, die Heideblume, sie weinte um den Vater, um das verlorene Gut, den Gosenhof, — nur nicht um ihn!

Der Gosenhof! Blüßschnell durchflog ihn der Gedanke. Die alte, liebe Stätte der Kinderzeit sollte ihr genommen werden, und sie sollte heimatlos durch die Welt irren, sie, die geschaffen war, nur Glückesrosen zu brechen?

Er sprang erregt auf. Nein, das sollte, das durfte nicht sein.

Wolfgang schrieb die ganze Nacht. Erst als das Frührot im Osten lagte, ließ er die Feder sinken.

Ein glückliches Lächeln huschte über sein ernstes Antlitz. Müde sank der blonde Kopf auf die breite Brust. —

Er schloß zum erstenmal seit langer Zeit den glücklichen, traumlosen Schlaf der Jugend.

18. Kapitel.

Der Herbst war nahe, aber noch sah die Heide warme, sonnige Septembertage. Noch spannen sich des Sommers bligende Fäden über

den roten Heidetepich, aber nicht lange mehr, dann würde als ein Mahubief des Todes Blatt um Blatt zur Erde sinken, und dann — dann würde es Winter sein. —

Ob der Mann, der rüstig über die sonnenflimmernde Heide schritt, ähnliche Gedanken hegte? Nein, die Augen sahen zwar ernst und sehnsüchtig in die Weite, aber es lag ein gar seltsames Leuchten darin, wie von nahem Frühling und Maientlust.

Der Wanderer, der so einsam dahinschritt, ist uns schon einmal auf der Heide begegnet. Damals trug er eine goldfrohende Uniform und Lackstiefel, heute schritt er im einfachen grauen Reise-Anzug und mit tüchtigen Wanderschuhen angetan dahin. Damals lag etwas Stedtes, Herausforderndes in seinem Wesen, heute ging er ernst und doch glücklich lächelnd einher.

Niendorf war es, der über die Heide dem Dorfe zuschritt, in dem das Witwenhäuschen der Pastorin Niedmann lag.

Jetzt suchte sein Blick die Zinnen der Turme des Gosenhofes. Wirklich, dort schimmerten sie zwischen den Föhren auf. Ulrich's Herz klopte nicht schneller bei dem Gedanken, daß sie dort weilte, deren Anblick ihn noch vor Jahresfrist so entzückte; sie, die damals sein ganzes Sinuen und Denken gefangen nahm.

Wie viel lag zwischen dem Einst und Jetzt. Den Tod des alten Grafen hatte er durch Niedmann, mit dem er in regem Briefverkehr stand, erfahren, auch daß Elinor mit ihrer Mutter in abgeschiedener Stille noch immer auf dem Gosenhof lebe. — Es war ihm auch nicht unbekannt geblieben, daß der Erbprinz Georg Wilhelm noch wiederholte Versuche gemacht hatte, Elinor zu gewinnen, aber auch, daß die junge Gräfin ihn ebenso energisch abgewiesen. Der Erbprinz war auf Reisen gegangen, um wie er sagte, in der Ferne zu vergessen. Wolfgang hatte es abgelehnt, ihn zu begleiten, und war gern dem Rufe einer anderen Universität gefolgt und in eine ferne Stadt übergesiedelt, die ihn weit abführte von dem Schauplatz der vielen trüben Erinnerungen. Wolfgang's ehemalige Braut war in eine Diakonissenanstalt eingetreten, in der sie Ruhe und Frieden zu finden hoffte und vor allem Ergebung in ihr Geschick.

Der Herzog und die Herzogin überschütteten Elinor, die, wie sie meinten, sich so leicht und freiwillig ihren Wünschen gefügt hatte, fortgesetzt mit Beweisen ihrer Huld und Gnade, welche die junge Gräfin ebenso bestimmt als gleichmütig ablehnte. Kurt von Herbig und Liddy von Wedell waren inzwischen auch ein Paar geworden, und Lotte endlich — das kleine Lottchen? Hier wurde Niendorf rot wie ein Schulbube. Er dachte des kleinen, lachenden Heidelindes, wie er es vor Jahresfrist hier in der Heide gefunden, — er dachte des mädchenhaften Zaubers, der ihn damals umfing, und der doch nicht stark genug war, ihn zu halten. Er dachte seiner stürmischen leidenschaftlichen Liebe zu Elinor, und wie bald sie verflücht. Es fiel ihm ein, wie elend, wie grenzenlos elend er gewesen damals, als er von dannen zog, um vergessen zu können. Und dann die alte Heimat, das traute väterliche Haus, wie hatte es auf ihn gewirkt? Wie oft, wenn er des abends müde und matt vom Felde heimgekehrt, war es in ihm wie leise, zitternde Sehnsucht aufgestiegen nach einem Paar sonniger blauer Augen, die er zum letztenmal so todestraurig gesehen. Und der Blick hatte ihn verfolgt bis in den tiefsten Traum, und hatte ihn so wehmütig und doch so süß lächelnd begrüßt beim Erwachen.

Dann war eine Zeit gekommen, wo er gemeint hatte, die alten Wände des Vaterhauses müßten ihn erdrücken, als könne er es nicht aushalten in der schrecklichen, obwohl selbstgeschaffenen Einsamkeit. Das war damals gewesen, als Wolfgang schrieb: Lotte, die kleine Lotte, wäre bei Nacht und Nebel zurück in die Heide gelaufen, weil sie sich fast tot gefühlt nach ihrer Heimat. Sie läge krank, dem Tode nahe im Pastorenhause, und er selbst und seine Mutter hätten keine Hoffnung mehr. Wie war es da über Niendorf in fast wahnsinniger Angst gekommen, daß diese strahlenden kindlichen Augen brechen könnten, daß er es nicht wiedersehen sollte das süße Gesichtchen, das ihn oft so froh, so liebevoll angelacht. Und er hatte an Wolfgang geschrieben, tausend närrische Worte — er wußte es selbst nicht mehr was; aber der Freund mußte sie wohl verstanden haben, denn jede Woche kamen ein paar Briefblätter zu Niendorf, die ihm Kunde brachten von Lottes Ergehen. Welche Wonne es für ihn war, zu hören, daß die Gefahr vorüber, daß es besser ginge, und daß sie mit ihrer Mutter und der getreuen Christel in das Witwenhäuschen, welches einst die Pastorin so verschmäht, gezogen war.

Und dann endlich die Kunde: „Sie ist genesen! Schon färbt wieder eine schwache Röte ihre Wangen, schon lächelt sie wieder.“

Da war es wie ein Taumel über ihn gekommen! Eine Sehnsucht riesengroß nach der Kleinen, bescheidenen Heideblume, nach der sonnigen Heide war da in seinem Herzen erwacht, und er hatte sich auf den Weg gemacht, sie wiederzusehen.

Das flog alles durch Ulrich's Gedanken, als er so sinnend dahinschritt. Gerade wie zum ersten Male wollte er ins Heidedorf kommen. Mehr wie damals wollte er den Zauber der Heide genießen, ihn auskosten. Nichts sollte sich in ihm dagegen wehren. Noch einmal wenigstens wollte er in Gedanken glücklich sein.

Sinnend schritt er weiter. Da blühte wie damals der gelbe Ginster, und die Bienen summten über den blauen Glockenblumen am Wege, wiegen sich auf den rotblühenden Erisastrageln, alles wie einst.

Horch, klang da nicht auch das Lied:

Und es kam der Herbst und mit ihm das Glück,
Nun freue dich, Seele, wir fahren zurück,
Wo Stummer nicht herrscht noch Klage.
Und da erreicht der trauliche Ort,
Das Haus ist zerfallen, die Schenkin ist fort,
Und der Weibdorn verblühte am Hage.

Nein, er hatte sich getäuscht. Nur der Sommerwind rauschte leise durch die Fichten. Aber wenn es so wäre, wie's im Liebe heißt, wenn er wirklich zu spät kam?

Eine heiße Angst überkam ihn. Plötzlich stockte sein Fuß; es war ihm, als müsse er aufpassen vor Lust, denn dicht am Waldestrande war ihm auf weichem Moostepich ruhte im Schatten einer dunklen Tanne eine weibliche Gestalt. Unter Tausenden hätte er sie herausgesehen. Diesen matten Goldglanz des braunen Haars kannte er lange, lange; war er doch oft wie flüßiges Feuer durch seinen Sinn geirrt in der langen Zeit der Einsamkeit.

Behutsam trat er näher. Die Gestalt schien zu schlafen. Wirklich, er hatte sich nicht getäuscht! Die schlanken Glieder wie ein Mädchen zusammengeschniegelt, ruhte Lotte vor ihm. Noch lag eine durchsichtige Blässe auf dem süßen Gesicht, aber es sah aus, als warteten die Rosen der Gesundheit nur darauf, plötzlich unter einem Glückeslächeln aufzubrechen. Tief lagen die dunklen Wimpern auf den zarten Wangen. Der rote Mund lächelte wie im Traume, und die kleinen Hände hielten lässig einen Strauß Heideblüten.

Niendorf stand lange vor dem liebreizenden und doch so wehmütigen Bilde. Seine Brust wogte in heftigen Atemzügen. Er trat hinzu, als wollte er die leichte Gestalt zu sich empor an seine Brust reißen, aber er trat, vor sich selbst erschrocken, unwillkürlich einen Schritt zurück und faltete dann wie zum Gebet die Hände.

„Lotte, süße, kleine Lotte!“ flüsterte er leise.

Da hoben sich wie in tiefer Verwirrung die dunklen Wimpern. Ein fast tödlicher Schreck zuckte durch Lottes Augen, zitterte durch ihre Glieder. Eine innere Angst vor etwas Unfassbarem lag auf ihrem ganzen Antlitz, in ihrer abwehrenden Haltung ausgeprägt, als sie jetzt erschreckt in die Höhe sprang und leise sagte:

„Herr von Niendorf, wie haben Sie mich erschreckt — — ich war so müde vom Blumenfuchen und — —“

„Lotte!“ Mehr konnte er nicht sagen, aber er streckte ihr beide Arme entgegen.

„Lotte, Kind, fühlst du denn nicht, was mich hergeführt?“

Da hoben sich die blauen Augen in süßem Erschrecken zu ihm auf, aber kein Laut kam über die zitternden Lippen.

„Lotte!“ bat er noch einmal, unwillkürlich vor ihr auf die Knie sinkend und ihre zarten Händchen, die er ergriffen hatte, gegen seine feuchten Augen pressend, „Lotte, sei mein, endlich mein!“

Da kam es wie ein glückseliger Jubellaut aus ihrem Munde. Ihre Hände umfingen sein Haupt und ruhten betend darauf, während vom Dorf herüber die Glocken klangen.

So standen sie lange in stummer, selbstvergessener Glückseligkeit. Stillfelig ruhte Lotte an des Geliebten Herz, und die Heide flimmerte im Sonnengolde um sie her wie in einem Zauberlicht.

Dann aber hob Ulrich die leichte Gestalt jauchzend empor und küßte wieder und immer wieder die rosigen Lippen, während er sein junges Glück lachend und plaudernd über die Heide dem Dorfe zu trug.

Überm Gofenhof lag klammerndes Sonnenlicht, und die Bienen surrten wie einst über dem Ginsterstrauch. — — —

19. Kapitel.

Oh nicht zum Kranz mir nicht die rote Rose,
Die in des Gärtners treuer Hut erwacht;
Dem Spiel der Winde gönne die Dauerlose,
Wie bald entflattert traumgleich ihre Pracht.
Und nichts als Dornen dürst' ich mit mir tragen
Aus meines Glückes gold'nen Sonnentagen

Noch hing am andern Morgen der Tau der Nacht an den Gräsern und Blumen, als wir Lotte schon in dem kleinen Gärtchen wiederfanden, der zu dem Häuschen gehörte, welches sie mit ihrer Mutter bewohnte. Das junge Mädchen brach lächelnd die letzten Rosen von den Büschen und reichte sie Christel, welche schon einen ganzen Korb Blumen in der Hand trug, aufjauchzend zu.

„Sieh nur, Christel, die Pracht! Oh, wie herrlich, wie wunderherrlich ist Gottes Welt!“

„Ja, aber recht ist es doch nicht, alles „ragentast“ abzurupfen und dem lieben Herrgott so seine Kinder zu stehlen. Ich dachte, wir hätten nun genug Grünzeug.“

„Aber Christel, einzige Christel, heute an meinem Verlobungstage brauche ich doch notwendig alle Blumen. Geht, du bist nicht böse?“

Ein aufstrahlender Blick aus den alten Augen, welche schon halb blind von den vielen Freudentränen waren, die sie seit gestern Abend geweint, traf die Sprecherin.

„Dummer Schind-Schmaad,“ polterte sie, „wer wird denn gleich böse sein. Verliebte Leute muß man überhaupt nicht so ernst nehmen, denn was sollte man wohl sonst dazu sagen, daß dein Baron — daß er das ist, ist übrigens das einzige, was ich an ihm auszusuchen habe — gleich so eins, zwei, drei Hochzeit machen will.“

„Das ist doch ganz natürlich, Christel! Ulrich will sich nun, da wir uns endlich gefunden haben, nicht mehr von mir trennen. In allerhöchstens sechs Wochen bin ich für immer sein, und dann —“

„Dann gehst du auf und davon,“ grollte Christel, „und denkst nicht mehr an die Heide, nach der du dich erst fast tot gesehnt.“

„Du gehst natürlich mit“, gebot Lotte, als wäre das ganz selbstverständlich. „Oder glaubst du, ich könnte ohne dich in der Ferne leben?“

„Und die Frau Mutter sollte hier ganz allein bleiben? Das wär' 'ne schöne Geschichte und undankbar von uns im höchsten Grade.“

„Ach, die Mama! Die zieht ja, wie sie schon gestern mit der Gräfin Bergholz verabredet, zu ihr in den Gofenhof. Elinor will doch nun mal durchaus ihre Mutter verlassen, und da findet es Mama ganz selbstverständlich, daß sie die Einsamkeit der Gräfin teilt.“

„Und du hast gar keine Bange, du undankbare kleine Kreatur, so auf und davon zu gehen in die fremde, weite Welt?“

Die blauen Augen Lottes hoben sich in staunend-kindlicher Frage zu Christel auf:

„Wie kann mir bange sein, wenn Er bei mir ist, wenn Er, den ich liebe, mit mir geht in die neue Welt, in die ich trete. Nein, Christel, ich gehe ja dem Glück, dem sonnigsten Glück entgegen.“

Die Alte blickte bewegt in das strahlende, von Glück verklärte Gesicht ihres Lieblings.

Jetzt lächelten die blauen Augen schelmisch zu der alten Dienerin auf, und die Stimme klang fast jubelnd, als Lotte, indem sie noch ein paar hinstillernde Ästern in den Korb der Alten warf, dieser zurief:

„Jetzt hab ich's, Christel: Du mußt ja mit! Wer soll denn Ulrich die schönen Eierküchen backen, wenn nicht du? Und wer soll es der kleinen, ungeschickten Lotte beibringen, wenn du es nicht tust? Du sagst mir ja alle Tage, ich wäre, was die edle Kochkunst anbelangt, noch dümmer, als die Polizei erlaubte, und da du in deiner Weltweisheit, wie mein Ulrich es nennt, auch immer behauptest, die Liebe der Männer gehe durch den Magen, so hilft kein Widerstreben, süße Alte, du mußt mit! Verstanden?“

Christel nickte resigniert mit dem grauen Kopf. Sie war geschlagen. Das Kind hatte recht: wie sollte es mit dem jungen Haushalt werden, wenn sie die Sache nicht in die Hand nahm? Das Kind verstand ja rein gar nichts, sie, die alte Christel mußte mit, sie mußte sich opfern. Daß sie es gern tat, ach nur zu gern, daß ihr altes Herz seit gestern abend unaufhörlich im Trennungsschmerz gebebt, das wollte sie sich selbst nicht eingestehen.

Lotte lächelte vergnügt vor sich hin. „Aberlistet!“ rief sie fröhlich, die Arme fest und zärtlich um Christels Hals schlingend. Dann aber lief sie aufjauchzend wie ein Kind durch den Garten, denn vom Fenster des Wohnzimmer her ertönte seine Stimme:

„Guten Morgen, meine süße, kleine Heibelotte!“

Auffubelnd warf sie Ulrich ein paar Rosen zu, die er geschickt auffing und an seine Lippen führte. Dann stürmte sie selig über ihr junges Glück ins Haus.

Niemand außer Christel hatte die hohe schwarze Gestalt bemerkt, die vom Gartenzaun aus das süße Treiben mit angesehen. Er hatte es ja gestern schon erfahren, der ernste Herr Pfarrer, und es war Christel gewesen, als hätte er dabei noch bleicher als gewöhnlich ausgesehen. Aber heute im hellen Tageslichte sah es die Alte noch deutlicher, wie sehr der Herr Pastor, den Christel besonders gern mochte, litt. Er strich wiederholt mit der weißen Hand über die augenscheinlich schmerzende Stirn, und seine Augen wurden dunkel.

Christel schossen die Tränen in die Augen, als sie sah, wie der Pastor sich tief aufseufzend wandte und wieder der Pastorei zuschritt, ohne ins Haus zu treten.

Sie hatte es ja lange, lange gewußt, daß der Pastor ihre kleine Lotte gern mochte. Damals schon, als er sie halbtot an der Schwelle seines Hauses gefunden, mit dem wunden und kranken Herzen. Wie lieblich, ernst und mild hatte er damals das junge Menschenherz aufgerichtet, als Lotte genesen, wie hatte er sich um den Pflanzling bemüht — es war umsonst gewesen. Die kleine süße Heibelotte zog die sonnige Glücksbahn an eines anderen Mannes Seite, und er, der Pastor, blieb einsam auf der stillen Heide.

Christel schluchzte herzbrechend.

„So viel Tränen hab' ich ja mein Lebtag nicht geweint, wie seit gestern Abend“, polterte sie, sich unwirch die Tränen aus den grauen Wimpern wischend. „Das kommt alles von der verdammten Liebe, wie mein Vater selig sagte; ja, ja, die verdammte Liebe.“

Noch immer schluchzend, ging sie ins Haus.

20. Kapitel.

Zur selben Zeit sah Elinor im Turmzimmer des Gofenhofes, wo wir sie zuerst gesehen, und schaute träuben Blickes über die weite sonnensimmernde Heide. Das dunkle Trauergewand, welches sie trug, bildete einen wunderbaren Kontrast zu dem blonden Haar, das noch immer wie einst in festlicher Pracht ihr blaßes, schönes, seltsam verklärt schimmerndes Antlitz umgab.

„Endlich, endlich,“ flüsterte sie vor sich hin, „habe ich mich durchgerungen. Endlich ist es mir gelungen, in fremdem Hause einen passenden Wirkungskreis zu finden. Ich gehe! Morgen schon lasse ich die Heide, Heimat und Vaterhaus hinter mir und ziehe in die Welt.“

hinaus zu fremden, vielleicht hartherzigen Menschen, um zu — dienen! Wie mich das Wort ergreift! Ich, die ich einst herrschen wollte, herrschen um jeden Preis. Und doch gehe ich gern, doch gehe ich freudig. Die Manern des Gosenhofes, von denen uns kein Stein mehr gehört, erdrücken mich. Die Gastfreundschaft des neuen, unbekanntem Besitzers, die er mir und der Mutter nach des Vaters Tode so freundlich bot, macht mir Pein, ja unsagbare Qual. Die Mutter empfindet nichts davon. Sie ist glücklich, in bescheidenem Maße das zu haben, was sie für ihr Leben bedarf, nachdem sie schon alles aufgegeben

in feucht schimmernder Verklärung an den roten Grikabüscheln der Heide. Ein Geräusch an der Tür veranlaßte sie, den blonden Kopf zu wenden. Wie erstarrt in tödlichem Schreck blickten ihre Augen unverwandt nach der Tür, in deren Rahmen Wolfgangs hohe Gestalt lehnte.

Es lag etwas wie Trauer in seinem Blick, als er näher tretend und die Tür hinter sich schließend, sagte:

„Haben Sie kein Wort des Willkommens für mich, Gräfin, hier auf der Heide?“ Sie winkte abwehrend mit der Hand.

„Nein“, entgegnete sie hart. „Sie wissen und Sie haben es mir

selbst einst gesagt, daß es zwischen uns keine Brücke der Verständigung gibt. Enden Sie bitte die Qual, und verlassen Sie mich.“

„Elinor!“ Es klang fast wie ein schmerzlicher Aufschrei. Aber der Professor faßte sich sofort, und eine fast verbindliche Haltung annehmend, entgegnete er:

„Ich hätte nicht gewagt, Gräfin, gegen Ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen mich Ihnen wieder zu nahen; allein ein hoher Auftrag führt mich zu Ihnen; ich hatte nicht eher Gelegenheit ihn auszuführen. Wollen Sie ihn hören?“

„Sprechen Sie!“ jagte Elinor kaum hörbar, noch einen Schritt zurücktretend.

Wolfgang zog langsam und feierlich eine goldene Kapsel hervor, die sich an einem blühenden Stettlein schaukelte.

„Es ist das letzte Vermächtnis einer Sterbenden. Einige Minuten vor ihrem Ende reichte mir Prinzessin Erika das Medaillon mit der Weisung, es Ihnen, Gräfin, als ihren letzten Gruß zu überbringen. Die Prinzessin bestimmte, daß die Kapsel in meiner Gegenwart geöffnet werden sollte. In ihr verborgen ruhe für Sie ein Talisman für jede Qual; ihm nur sollen Sie folgen.“

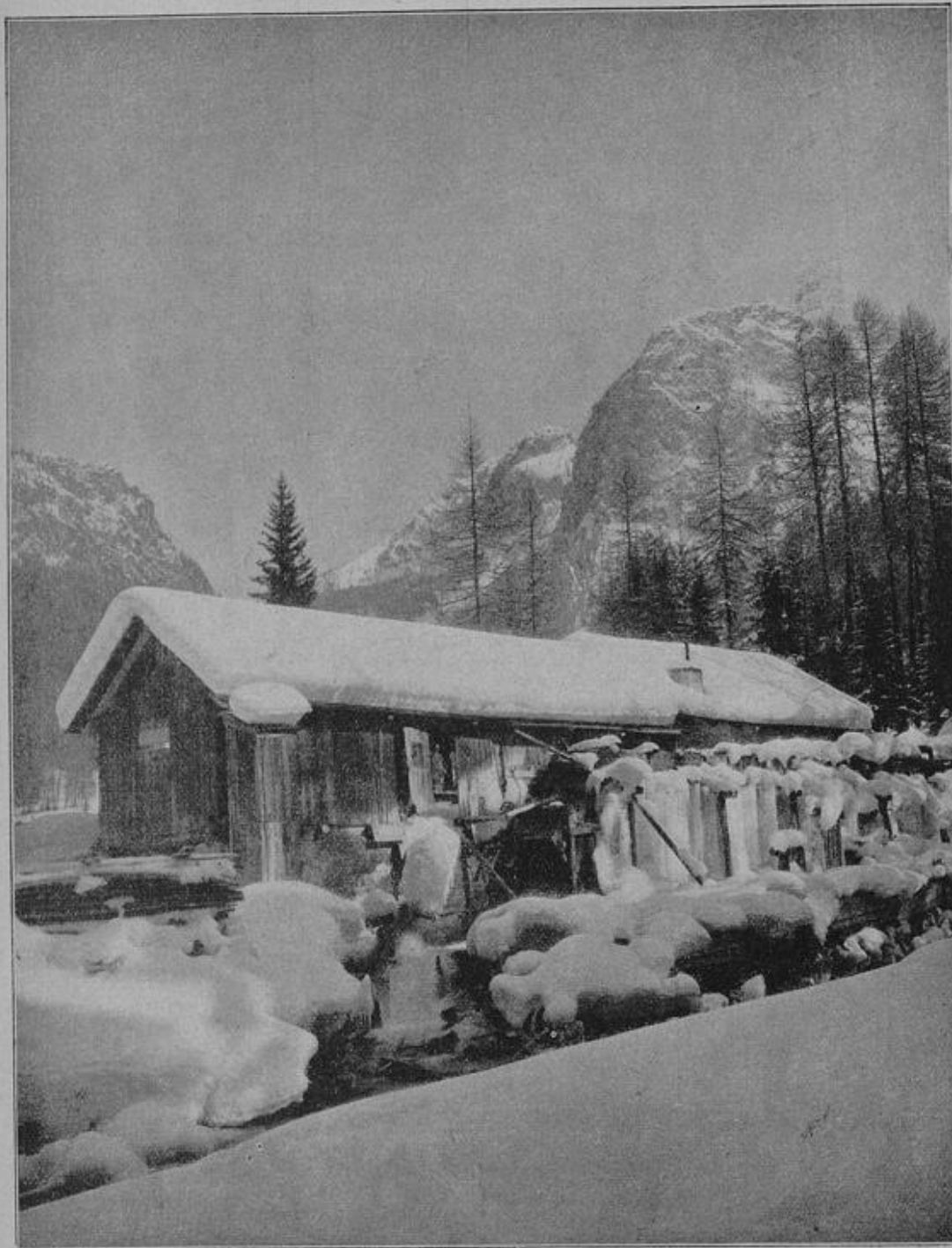
Elinor hielt die Kapsel in ihren Händen — ein leichter Druck der Feder — der Deckel sprang auf, und Elinors Augen fielen auf Wolfgangs wohlgetroffenes Bildnis, das ihr ernst und liebevoll entgegen sah. Mit einem leisen Schrei ließ Elinor das Medaillon zur Erde gleiten.

Wolfgang war bei dem Anblick des Bildes heiß errötet. Er faßte sich aber schnell.

„Verzeihen Sie, Gräfin,“ jagte er mit abgewandtem Gesicht. „Hätte ich den Inhalt der Gabe gekannt, ich hätte mich nicht zum Überbringer benutzen lassen und Sie und mich dadurch in die peinlichste Verlegenheit gebracht. Die Prinzessin hat es ohne Zweifel gut gemeint, aber sie verkannte die Tatsachen, sie glaubte, daß in Ihrem Herzen ein Gefühl für mich lebte, das ausreichen würde, mein freudloses Dasein mit Blumen zu schmücken. Sie hat sich, wie mir Ihr Erschrecken, Ihr

Abwenden zeigt, geirrt. Verzeihen Sie mir und gehen Sie nicht allzu streng ins Gericht mit einem, der den alten Heidezauber noch immer nicht vergessen kann. Leben Sie wohl, Gräfin!“

Er neigte sich tief vor ihr und schritt zur Tür hinaus. Sie hörte seinen Tritt auf der Treppe — sie wollte rufen, ihm nur ein einziges Wort sagen — sie konnte nicht. Jetzt schritt er über den Gosenhof, und jetzt ging er weiter, immer weiter, nicht zu seiner Mutter, sondern er schritt über die Heide dorthin, zu ihrem alten Lieblingsplatz, wo sie so oft gemeinsam gesessen.



Winterruhe in der Mühle.

hatte. Die Freundin, die sie in Frau Pastor Niedmann gefunden, macht ihr das Scheiden leichter. — Lotte, unsere süße kleine Lotte, tritt an der Hand dessen ins Leben, der mir einst sein Herz und eine glänzende Zukunft bot. Was bleibt mir zu tun übrig, als fortzuwandern, weit, weit weg von der Heide, dem Schauplatz meiner Qual und meiner Schmerzen. In all die trostlose Ede und Einsamkeit meines Herzens fällt Lottes Glück allein wie ein freundlicher Sonnenstrahl. Möge Gott das Glück von Wolfgangs Schwester gnädig behüten und bewahren.“ Elinor hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet. Ihr Blick hing wie

Eine heiße, namenlose Angst um ihn, der ihr nun für immer verloren, quoll in Elinor auf. Es war ihr, als müßte sie ihn mit der Kraft ihrer Seele, mit ihren Gedanken bannen. Fast willenlos verließ sie das Zimmer und eilte die schmale Stiege hinab, zum Gosenhof hinaus, mit angstvoll klopfendem Herzen über die Heide.

Wenn er nun doch nicht den bekannten Weg gegangen? Wenn sie ihn auf der alten Moosbank nicht fand? Elinors Herz klopfte zum Zerspringen. Ihr blondes Haar wallte im Winde, und achtlos trat ihr Fuß die schönsten blauen Glockenblumen zu Boden. Endlich, endlich war der Platz erreicht, dort stand die Moosbank unter den Tannen, und er — er war wirklich dort und starrte die Näherkommende an wie ein Gespenst.

Dann aber ging es wie eine Verklärung über sein Gesicht, und er breitete ihr wortlos die Arme entgegen.

„Ich kann ja nicht leben ohne dich!“ stammelte sie und sank halb ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Seine Arme drückten die bebende Gestalt fest an seine Brust, seine Lippen legten sich in heißem Kusse fest auf ihren roten, sonst so herben und fest so hingebenden Mund.

„Mein holdes, mein geliebtes Weib!“ war alles, was er sagen konnte. Dann saßen sie gemeinsam, dicht aneinander geschmiegt auf der Moosbank, selig lächelnd von der Zukunft plaudernd.

„Und du wirst nicht mehr die glühenden Lebensrosen begehren, die draußen in der Welt blühen, mein holdes Lieb?“ flüsterte er zu ihr hernieder, ihr zärtlich die wirren Locken von der Stirn streichend.

Da lächelte sie unbeschreiblich süß und sinnverwirrend zu ihm auf. „Nein, Wolfgang, nie, nie mehr!“ Und dann kam es in leisem Flüsterton, das blonde Haupt an seine Brust geschmiegt, von ihren Lippen:

Nicht in der Enge düst'ger Rosenauen
Des Glückes Wunderblume mir erkand;
Nein, fern im Wald, wo finst're Nebel brauen,
Der Sturmwind peitscht den weißen Heidesand,
Der Bergquell rauscht mit wildem Schaumgetriebe:
Da fand ich dich — und mit dir Glück und Liebe

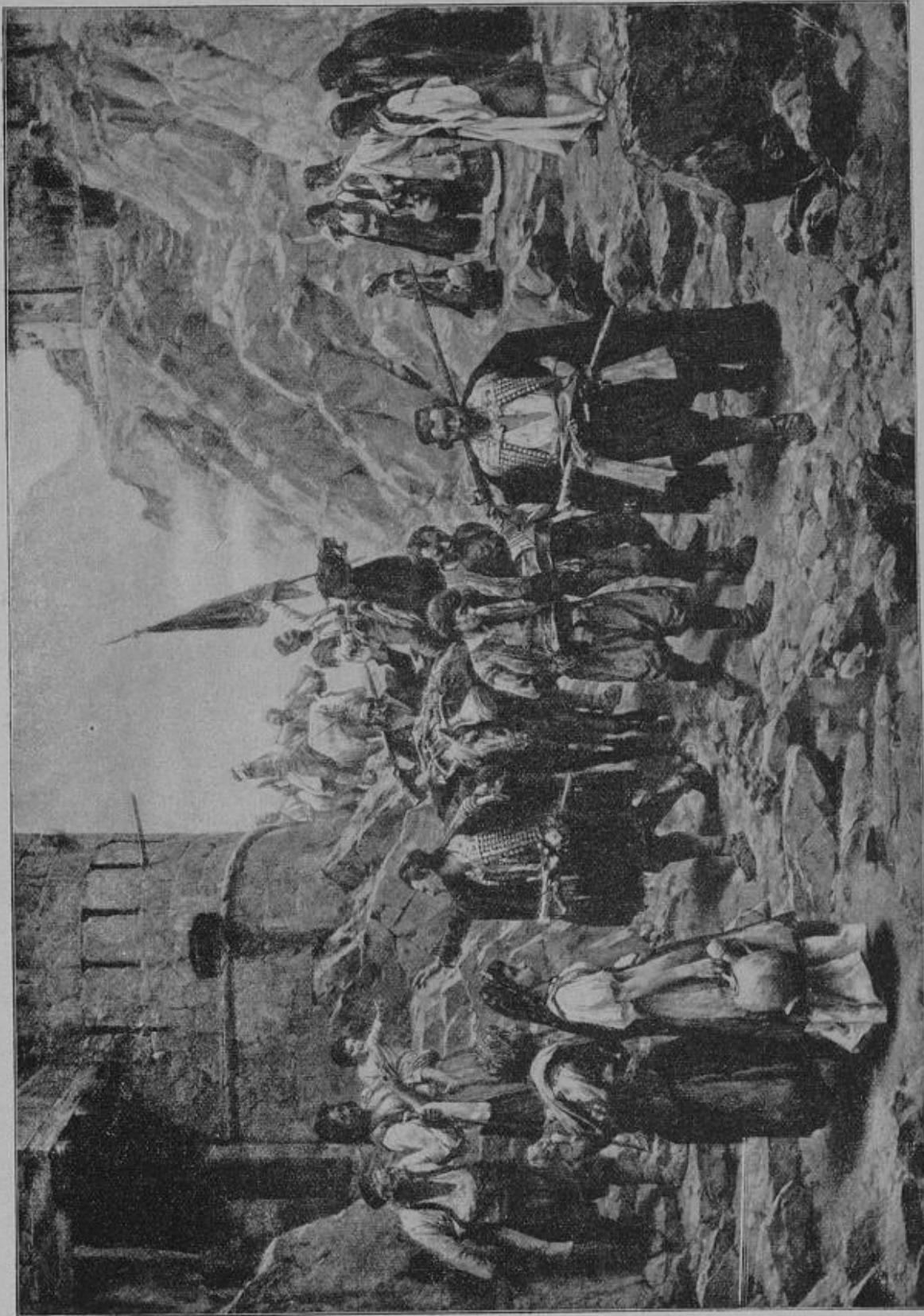
Wieder legten sich seine Lippen fest auf die ihren.
„Und du wirst auch gern mit mir gehen in die fremde Stadt, in das kleine, bescheidene, aber freundliche Heim, das ich dir bieten kann, Elinor?“
„Wohin du mich führst, Geliebter, da gehe ich mit dir!“

Du wirst die Heide nicht zu entbehren brauchen, Liebling, denn alle Jahre kehren wir zur Sommerzeit in den Gosenhof ein, damit unsere Mütter auch teilhaben können an unserem Glück.“

„Du vergißt,“ sagte sie dunkel errötend, „daß der Gosenhof uns nicht gehört, daß wir alle nur „geduldet“ hier sind.“

„Närrchen,“ entgegnete er zärtlich, „der Gosenhof gehört uns — ich erstand ihn damals für dich, für deine Mutter, um euch die Heimat zu erhalten.“

„Du guter, lieber, edler Mann!“ rief Elinor, sich innig an seine Brust schmiegend, „wie soll ich dir nur danken?“



Heimkehr vom Kampfe. Nach dem Gemälde von F. Ivanowitsch.

Alles das ausgedacht haben in hoffnungslosen, dunkeln Nächten, in denen sie Hunger und Angst vor der Zukunft jagten und quälten — all das sich vorgelebt haben mit dem Lichtblick der Erlösung für Toni und die einzig treue Seele, die ihnen ins Unglück gefolgt ist.“

Es wäre verächtlich, feige! Von Ehrbegriffen hat sie mal reden hören; die Männer in den schönen Uniformen und die in den schwarzen Fracks haben es sehr eindringlich oft getan. Und ihren Vater hat das Ehrgefühl in den Tod getrieben. Nur ein wenig Mut — sie umklammert den eisernen Pfahl — wie kalt er ist! Ihr Herz schlägt so laut, daß, wer vorüber geht, es hören muß. Man geht vorüber und blickt nicht her — es rollt vorbei und hält nicht an — und dann ein paar Schritte seitwärts, ein Schwung, ein Sprung — — —

Gräfin Verhagen geht langsam die Stufen hinunter, sie will in eine Wohltätigkeitsstiftung fahren. Wenn der Baron Holz redet, kann man sich auf eine Gebüßsprobe gefaßt machen. Wie angenehm die Luft ist. Man sollte sie genießen, statt in einem von Menschen angefüllten Saale sitzen zu müssen. Aber das ist nun so. Stand gibt Pflichten und ein wenig erbarmungsvolles Mitleid mit dem armen Menschen ist ja auch dabei. Der Schlag fällt hinter ihr zu. Sie streicht die Spitzenfabel ihres Grenadinfleides zurecht und läßt den Blauschafstragen weiter über die Schultern herabgleiten. Wenn all diese Armutsfahldungen nur nicht auf die Nerven gingen. Man erregt sich und soll das doch vermeiden. Nerven! Und ein blaßes Gesicht sieht sie an und bläulichweiße, schöngestaltete Lippen sprechen das Wort aus —

Ja! die Kleine! eigentlich sehr sympathisch und gute Manieren. Solche vollendete, unangelernte findet man nicht leicht. Den Namen weiß sie nicht einmal, aber die Augen erinnern sie jetzt plötzlich an eine kleine Kontesse Morf, die einen vielfachen bürgerlichen Millionär heiratete, natürlich des Geldes halber — und früh starb. Sie hatte sich der jungen Frau an der Riviera genähert. Seltsame, ja das richtige Wort! — langbewimperte schwere Augen und wie ein Schatten lag's auf den weichen Wangen. Eine zu süße zarte Person, der man gut sein mußte — alle Welt war unter ihrem Charme. Wahrhaftig, wenn sie daran gedacht hätte, vorhin, dann würde sie ausführlich mit dem Mädchen gesprochen haben, vielleicht, daß sich's doch gemacht und sie sie nahm. Sie liebte Grazie und Weiche, weil sie davon selber sehr wenig besaß. Nun hatte sie Trautmann, dem Kammerdiener, die Papiere schon zum Zurückfinden gegeben. Und der mit seiner Pünktlichkeit kann einen auch nervös machen. Wie drückte sich doch die Kleine aus? so lebenserfahren und rührei. Ja, ja, wie die reizende, verhätschelte Morf war sie.

Ob Trautmann ihr in das Täschchen die Zirkulare für heute gelegt? Sie drückte auf den Knopf des elektrischen Wagenlämpchens und öffnete die silbergestrichelte Tasche. Was ist denn das? Der muß sich doch geirrt haben — zum ersten Male in seinem Leben gewiß. Dieser Kammerdiener!

Sie muß lachen, kurz, vergnügt. Was für ein Gesicht wird er machen: „Trautmann, Sie haben sich vergriffen, — was Sie mir mitgegeben haben — ja, was ist es denn?“ „Ich heiße Erna von Röschen, wohne Linienstraße Nr.“ Das ist nun ein wunderlicher Zufall, Röschen? — wohin den Namen bringen, den hat sie doch schon gehört?

Der Wagen hält plötzlich unweit der Hertulesbrücke. Viele Menschen. Ein Strahlaufschlag? Ein Unglücksfall? Sie schreckt zusammen und gibt das Zeichen für Frits — der weiß doch, das man pünktlich sein muß. Er steht aber schon mit abgezogenem Hut am offenen Fenster.

„Frau Gräfin, es ist nichts! Sie haben nur eine aus dem Wasser gelangt und die Wagen haben sich gestaut wegen der Elektrischen!“

„Mein Gott!“

„Nein, es geht gleich weiter!“

„Ich meine die Unglückliche!“

„Sie lebt doch noch und schlägt um sich. Und Sie wollen sie nach dem Krankenhaus bringen. Sie juchen 'ne Drosdke.“

Ah — die Nerven! sie bäumen sich plötzlich und schwingen und dann ist die Gräfin draußen und macht sich selber einen Weg durch die Menge der Umstehenden. Witz! Ausrufe des Mitleids; Neugier! Ein Polizist schiebt die Leute zurück. Ein anderer hält eine schwarz gekleidete junge blonde Person auf der Bank fest.

„Laßt mich! Es war getan! laßt mich —“ schreit sie wild und reißt die Augen auf, und das losgelöste Haar hängt in triefenden Strähnen über ihre Schultern. Die Kleider sind bei dem Rettungswert zerrissen. Die eine entblößte weiße Schulter ist sichtbar.

„Mein Gott!“ sagt die weißhaarige Frau und dann zu dem Polizeileutnant: „Nehmen Sie meinen Wagen. Ich kenne die Arme.“ Sie weiß plötzlich alles, auch was sie da in den Tod trieb.

Und die neugierige Schar drängt sich weiter heran.

„In der Tasche haben wir die Ausweise gefunden, Erna von Röschen, Linienstraße“, sagt der höfliche Beamte ein wenig zögernd.

Gräfin Verhagen, drüben Maassenstraße — mit nicht zu widersprechendem Ton. „Dr ves Kind, armes Kind!“

Und auf die Atlaspolster bettet man die Wassertriefende behutsam und die Besizerin des Wagens und der Leutnant setzen sich gegenüber und statt des Dieners klettert ein Schutzmann neben den Kutscher. Weit offen sind die blauen Augen, sie starren die Gräfin entsetzt an, immer wieder strecken sich die schlanken Hände abwehrend aus, jede Hilfeleistung, jede Mitleidsbewegung wehrend.

„Ah, die Nerven wollen wir schon beruhigen“, sagt Gräfin Verhagen. „Meine erweisen sich jetzt auch stärker, als ich je geglaubt.“ Und wie der

Polizeileutnant sie sehr verblüfft und fragend ansieht, denn diese Art von Barmherzigkeit und schnellen Zugreifens zur Hilfsbereitschaft ist ihm denn doch noch nicht vorgekommen, sagt sie, beide Hände der vor kalte Schlotternden nehmend:

„Ich kannte ja ihre Mutter! Und die ist wohl tot, denn sonst — Erna richtet sich auf. „Und mein Vater — Konrad Röschen — zu dem — weil der — Was laßt ihr mich nicht. Er nahm sich ja auch das Leben.“

„Ah!“ sagt der Polizeileutnant. Er ist nun orientiert. Und flüsternd macht er der Gräfin seine Mitteilung. Erna schließt die Augen, ihr Atem geht leuchtend.

Dann hält der Wagen. Mit ihrem kleinen feinen Tuch fährt die Gräfin der Liegenden über das Gesicht und bittet:

„Sehen Sie mich an, liebes Kind. An Ihre Mutter wollen wir denken und uns von ihr erzählen, ganz viel — wenn wir warmen Tee getrunken haben und Sie bei mir bleiben, wie ich's ja schon vor hatte!“

Und dann hat Erna wieder eine irdische Empfindung, wie Teeduft und Geruch von frischem Kuchen umweht es sie, und sie streckt sich und versucht zu lächeln und sagt: „Ach ja — ja!“ und willentlos läßt sie sich die Treppen emportragen.

Der lateinische Trost.

Skizze von Paul Rühning. (Nachdruck verboten.)

Ich saß beim Nachmittagskaffee am geöffneten Fenster, vor dem die letzten Rosen blühten, und dachte gerade an die Korrektur eines Stapels Hefte zu gehen, als das Mädchen einen kleinen Brief brachte. Ein Junge, wahrscheinlich ein Schüler, habe ihn abgegeben, sagte sie. Das auf eine Diarinnenseite hingeflexte Schreiben lautete:

„Um hier Ur heute findet wider eine Schlacht stat. Ein Schüler.“

Ich mußte zuerst lachen. An der fehlerhaften Orthographie, noch mehr aber an der unvergleichlich trafeligen Schrift erkannte ich Ole Hansen. Er war der schlechteste Schüler meiner Klasse, gleichzeitig aber eine Seele von Junge, und er wäre, trotzdem ich ihn scharf ansah, jederzeit für mich durchs Feuer gegangen.

Daß er als ungenannter Warner auftrat, hatte seine guten Gründe. Die Sache hing so zusammen:

Seit alters fanden in unserer Stadt, wie das auch anderswo vorkommen soll, sogenannte Schülerkämpfe, und zwar zwischen den Gymnasialisten und den Volksschülern, statt. Sie nahmen oft einen bösen Verlauf, und es war nichts Seltenes, daß die jungen Kombattanten ein ansehnliches Loch im Schädel heimtrugen oder wohl gar hier und da ein Auge einbüßten. Deshalb waren diese Kämpfe, gewissermaßen die ersten durch die sozialen Unterschiede hervorgerufenen Konflikte, von den Schulleitern aufs strengste verboten worden, freilich ohne durchschlagenden Erfolg.

Vor einem Jahre — es mochte so um diese Zeit gewesen sein — hatte ich einmal gegen Abend Ole Hansen ertappt, wie er sich von einer dieser Schlachten mit einem anständigen Loch im Hinterkopf an der alten Mauer entlang nach Hause schlich. Er beichtete gleich alles in seiner durch die Wunde hervorgerufenen weichen Stimmung, und ich versprach ihm dafür, seine und seiner Mitschüler Untat nicht an die große Glocke zu hängen, falls er mir ein Versprechen geben wolle.

Er fühlte sich sofort an seiner jungen Quartanerehre gepackt und sagte zu, ohne erst lange gehört zu haben, um was es sich handelte. So versprach er denn, mir stets vorher von einem in Aussicht stehenden Kämpfe Anzeige machen zu wollen. Ich glaube sicher, daß ihn sein Versprechen nachher sehr gerent hat. Denn er besaß Ehrgefühl und mußte sich sagen, daß er eigentlich gelobt habe, eine Art Verräter an seinen Kameraden zu werden. Ubrigens tat es später auch mir leid, ihm das Versprechen abgenommen zu haben. Es ließ sich aber nicht mehr ändern, und ich dachte auch kaum noch daran.

Jedenfalls hatte Ole Hansen bisher noch keine Gelegenheit gehabt, sein Wort zu halten. Daß er mir nun eine Anzeige zugehen ließ, bewies seine Ehrlichkeit; daß er sie mir so spät schickte — es war schon nach vier Uhr — sein diplomatisches Geschick. Denn so konnte ich die Schlacht nicht mehr hindern. Es hatte seiner jungen Seele also Kämpfe gekostet, ihren Inhaber als Gentleman weiterbestehen zu lassen, das ging aus allem her vor. Wie schwer diese aber gewesen waren, sollte ich im Laufe des Nachmittags erfahren.

Der Kampf pflegte gewöhnlich auf einer Waldwiese unweit der Stadt ausgefochten zu werden. Um ihn womöglich noch in seinen ungefährlichen Anfängen unterdrücken zu können, machte ich mich sofort auf den Weg. Unglücklicherweise traf ich jedoch unterwegs eine befreundete Dame, der ich Rede und Antwort stehen mußte, und danach sprach mich noch ein Bekannter an, der sich mir noch anschließen wollte, so daß ich erst gegen fünf auf dem Schauplatz erschien.

Ich hätte besser Kampfplatz sagen müssen. Denn in higgistem Gezeche d'angen mit Stöcken, Ästen und andern Waffen die Parteien aufeinander ein, freilich ohne jedes Geschrei. Nur ab und zu hörte man einen halbunte-drückten Kampfruf oder einen Schmerzschrei. Müßte man doch Kampf wie Folgen geheim halten.

Da sah ich, wie ein kleiner unterfester Volksschüler aus seinen Reihen vortrat und einen Feldstein von ansehnlicher Größe, den er mit beiden Händen faßte, in die Reihen der Feinde schleuderte.

Ein lauter, durchdringender Schrei ertönte. Plötzlich war aller Kampf zu Ende. Die Volksschüler flohen wie die bösen Geister beim Nennen des heiligen Namens, und die Gymnasiasten scharten sich um die Stelle in ihren Reihen, woher der Schrei gekommen war.

Ich hatte diese Szene nicht vereiteln können. Als man mich daher eilen sah, wollte alles entweichen. Aber mein Fuß hielt die Jungen fest. Nun sah ich das Unglück. Aus einer tiefen Kopfwunde blutend, lag ein Schüler auf dem zertretenen Rasen. Aber ihm jammerte laut die Hansen. Er versuchte vergeblich mit zitternden Händen das rinnende Blut aufzuhalten, das immer reichlicher aus der Wunde strömte. Der Verwundete schien das Bewußtsein verloren zu haben. Scheu umstanden die jungen Kämpfer ihren Kameraden. Scheu und still machte man mir Platz.

Ich schickte sofort ein paar der Jungen zum Arzt mit dem Befehl, zu laufen, was die Jungen hergeben wollten. Denn dadurch könnten sie ihre Albat um ein wenig gutmachen. Dann schob ich Ole weg, der mich zuerst gar nicht erkannte, dann aber um so lauter jammerte und klagte.

Die Sache stand schlimm. Das konnte man auf den ersten Blick erkennen. Vergebens versuchte ich, mit meinem Taschentuch den Lauf des Blutes zu hemmen. Dabei wurde das Gesicht des kleinen Gefallenen, der noch immer keinen Laut von sich gab, bleicher und bleicher.

Es war ein Süddeutscher, angesehener Leute Kind und früh verwais. Seit zwei Jahren lebte er in unserer nordischen Stadt bei einer Tante seines Vaters, einem wunderlichen alten Fräulein, das bisher Zeit seines Lebens allein gehaust hatte und den Jungen nun mit einer wahren Affenliebe überschüttete, übrigens ohne daß es ihm viel schadete. Fleißig, sehr begabt und ebenso liebenswürdig eroberte er sich bald die Herzen seiner Kameraden und Lehrer, wozu nicht wenig sein liebenswürdiges süddeutsches Dialekt beitrug.

„Walter Fischer ist mein Freund“, erzählte mir eines Tages, als er mir einen Packen Hefste in meine Wohnung brachte, mit großem Stolz Ole Hansen.

In der Tat hatte sich der Fleißige mit dem Faulen zu einem mächtigen Freundschaftsbündnis zusammengetan, eine Erscheinung von eigenartig psychologischen Reiz, die man aber gar nicht so selten beobachten kann. Viel mochte auch des süddeutschen Männchens Hilfe bei allen Arbeiten dazu beigetragen haben, Ole Hansens Herz zu entflammen. Daß dies aber nicht der einzige Beweggrund der guten Freundschaft war, wie einige meiner Kollegen meinten, trat heute deutlich zutage.

Inzwischen hatte ich mit Mühe und Not eine Art Verband zustande gebracht, durch den freilich, wenn auch in geringeren Mengen, das Blut noch immer durchsickerte. Vorsichtig trugen wir sodann den kleinen Kerl zum Wiesentrain. Ole Hansen durfte auf seine Bitte den Kopf seines Freundes im Schoße halten.

Plötzlich schlug dieser die Augen auf und fragte mit merkwürdig heller Stimme: „Ist es was Ernstliches?“

Ole erschrak, konnte aber vor Freude kein Wort hervorbringen. Seine Kameraden, die den Verwundeten gespannt beobachtet hatten, lächelten ganz vernünftigermaßen, daß er den Mund aufgetan hatte.

Ich beruhigte ihn, und er schloß die Augen wieder.

Der Arzt, der nach meiner Berechnung längst hätte eintreffen müssen, ließ noch immer auf sich warten. Ich ging unruhig auf und ab, immer den Weg zur Stadt im Auge behaltend. Dabei entging mir nicht, daß mein Patient inzwischen unruhig geworden war und allerlei vor sich hinhimmelte. Es war eilig und leise Gesprochenes, der Ausdruck eines Fiebers, das ausbrach, und kaum zu verstehen. Ich unterschied, als ich mich über den armen Phantasten beugte, aber doch einiges, offenbar Lateinisches in zusammenhanglosen Sätzen und Wörtern.

Hin und wieder schlug der Fiebernde die Augen auf, ohne jemand zu erkennen. Das ging so eine ganze Weile. Dann kam es wieder mit dieser hellen Stimme von vorhin und ganz schnell hintereinander: „dulce et decorum est, pro . . . pro . . .“

Der Fiebernde stockte, stotterte etwas und schwieg einen Augenblick. Offenbar suchte er nach dem Ende dieses tapfern Satzes, den er erst kürzlich bei mir gelernt hatte.

Da künerte Ole Hansen zu meinem Erschauen plötzlich die Abersetzung: „süß und ehrenvoll ist es . . .“

Aber er kam nicht weiter. Sein Freund mußte ihn verstanden haben. Er begann wieder: „dulce et decorum est, pro . . . pro . . .“ „amicis mori, für seine Freunde zu sterben, kleiner Walter,“

ergänzte ich das alte Wort auf meine und die einzig hier passende Weise, während mir die Tränen in die Augen stiegen.

Er hatte mich verstanden. Sein Blick wurde heller, und etwas wie ein kleiner Stolz zeigte sich in seinen Zügen. Er wollte auch etwas erwidern, verfiel aber gleich wieder in Bewußtlosigkeit.

Da kam endlich der Arzt. Er hatte vernünftigerweise einen Wagen mitgebracht und nahm sich des Jungen mit großer Liebe an. An seinem Achseljucken beim Verbinden der Wunde sah ich allerdings, daß die Sache, wie ich gleich vermutet hatte, schlecht stand. Er schimpfte auch auf den Übermut der Bengels, setzte aber gleich hinzu, daß auch er als Junge an den Schülerkämpfen teilgenommen habe, und fuhr dann mit seinem Schüßling ab.

Ich hatte seine Einladung, mit einzusteigen, abgelehnt, auch Ole Hansen nicht erlaubt, sich zu dem Kranken zu setzen, sondern ein paar größere Kameraden Walters damit beauftragt und ging nun, einen traurigen Blick auf das Schlachtfeld werfend, meines Weges.

Ole Hansen lief neben mir her. Er hatte mich darum gebeten, da er mir etwas mitzuteilen habe.

Er sprach aber zuerst nicht, vielleicht, weil er auf meine Anforderung dazu wartete. Als ich ihn aber nicht ermunterte, erzählte er mir, von vielem Schludzen unterbrochen, dessen er vergebens Herr zu werden versuchte, warum er mir seine Mitteilung erst so spät hatte zugehen lassen. Es war, wie ich gedacht. Er kam sich als Verräter an seiner Klasse vor, hatte lange hin und her geschwankt und schließlich seinen Freund, den Helden des traurigen Nachmittags, ins Vertrauen gezogen. Der hatte gemeint: „Du bist e Kalb. Sein Wort muß man halte.“

Nun bereute er natürlich, sagte er zum Schluß — und sein Schludzen artete beinahe in regelrechtes Weinen aus — nicht rechtzeitig geschrieben zu haben, da dem Walter dann das Unglück nicht geschehen wäre. Und ob Walter nun sterben müsse, ich solle es ihm doch ja sagen.

Ich tröstete ihn und ging langsam bewegt meinem Hause zu. War es nicht trotz aller Traurigkeit eine schönere Welt, in die ich einen Blick getan hatte, eine Welt, in der noch Fremdbestrenge, viel Liebe und Mut und Aufopferung bestanden? Die wahre Welt der Ideale, die neben der andern, böseren leibhaftig da ist? Einst gehörten wir ihr alle an, aber dann kam die Zeit, da sie sich uns verschloß.

Wir waren erwachsen, wir lebten in der wirklichen Welt. Aber was ist wirklich?

Einige Tage später begab ich mich zu Ole Hansens Freund. Er war nicht wieder zum Bewußtsein erwacht. In seinem Grabe durfte ich ihm ein Lebewohl nachrufen. Es handelte von dem Wort, an dem er sich zuletzt erfreute: dulce et decorum est, pro amicis mori.



Zerrissene Hosen.

Silhouette von Georg Jochmann.

Unsere Bilder.

Punta Graham von der Punta Sella. Ein gewaltiger Berggrieß ist das. Viel Wagemut, Energie und bergsteigerisches Talent gehört schon dazu, da hinauf zu kommen. Wer oben ist, hat sein Frühstück redlich verdient. — Winterruhe in der Mühle. Die grimmige Kälte hat die Kraft des Wasserflusses gebrochen. Eis und Schnee umklammern die mächtigen Schaufelräder der Mühle, bringen das Mahlwerk zum Stillstande und zwingen den Müller zu beschaulicher Ruhe. — Heimkehr vom Kampfe. Stolz und jauchzend führen die Sieger aus dem Kampfe heim. Frauen, Bräute und Kinder, Väter und Mütter stehen in freudiger Erwartung am Eingange der Stadt, je nach Alter und Temperament die Heimkehrenden mehr oder weniger lebhaft begrüßend. Den gefesselten Gefangenen ist der ganze Vorgang peinlich.

Gedankensplitter.

Mancher schon hat schlecht gesagt,
Weil er stets gedacht der Ernte;
Wer um Lohn, früh oder spät,
Taten nur vollbringen lernte,
Der hat ihn schon abgemäht,
Oh er sich vom Platz entfernte.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 5

Sonntag, den 30. Januar

1910

Verworrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

Es war ein seltsames altes Haus und eine noch seltsamere Umgebung, in der ich meine Kindheit verlebte.

Diese langen, langen weißgeschuerten Korridore mit den geheimnisvollen Türen rechts und links, an deren jeder fast ein blankes Porzellan-

sie auf ihrem Wege durch die bunt zusammengesetzten Glasscheiben; unruhig schwanften ihre bunten Lichter hin und her, tanzten auf und ab, je nachdem sich die Blätter in dem alten Lindenbaume draußen im Winde bewegten.

Vorsichtig schlich ich an den vielen Türen vorbei, wenn ich vom



Sideler Fahrt. Nach dem Gemälde von Eduard Kämpfer.

oder Messingschildchen hing mit einem schwer zu entziffernden endlos langen Namen darauf! — Und immer herrschte hier eine sonntäglich-feierliche Ruhe. Es war, als schiene durch das hohe Bogenfenster auf der Treppe immerzu die Sonne. Nicht die einfache blaue, ganz gewöhnliche Sonne, wie sie frühmorgens so golden auf meinem Bett lag — nein, eine ganz, ganz andere. Blau und rot und grün und violett wurde

Spiel aus dem schattendunklen Garten kam. Es war mir streng eingeschärft: keinen Lärm machen! Und doch knirschte der feine Sand unter meinen Füßen, und die alten Dielen knarnten wie unwillig. Ach, sie waren die trippelnden, ungeduldigen Kinderfüßchen nicht gewöhnt, sie kannten nur den müde gleitenden Schritt des Alters! Ich balancierte auf den ähkernten Zehenspitzen und machte ganz lange, lange Schritte.

Freilich konnte ich es nicht hindern, daß ab und zu, im Eifer es recht gut zu machen, die Abfälle meiner kleinen Lackstube fest aufschlugen.

„Klapp — klapp!“ ging es. Es weckte förmlich ein Echo in dem langen stillen Gang, den am Ende dicht nebeneinander liegende Türen begrenzten — das Ziel meines Weges. Sie waren eigentlich beide für mich offen, aber in stiller Selbstverständlichkeit benutzte ich nur die eine, die kleinere, namenlose. Die andere war mit einem großen blanken Schild verziert: „Isabella, Freiin von Ebelingen“ stand darauf. Und wenn ich nur ein klein wenig laut gewesen war oder meine Schuhe klapperten, konnte ich sicher sein, sie öffnete sich, einen ganz schmalen Spalt nur, nur so weit, daß der schwarze glattgeschleimte Kopf Tante Bells und ihr warnend erhobener Zeigefinger sichtbar wurde:

„Mon dieu, sachte, sachte, Charlotte!“

Ich senkte den blonden zerzausten Kopf tief, machte den kleinen Knicks, den sie mich gelehrt hatte, und versuchte so rasch wie möglich an ihr vorbei in das nebenanliegende Zimmer hineinzukommen. Das war sehr schwer. Ich mußte mich auf die Fußspitzen heben und den kleinen Körper dehnen und strecken, wollte ich bloß die Klinke erreichen. Und wie oft schnappte sie wieder zurück, wenn ich sie glücklich heruntergedrückt hatte. War die schwere Arbeit endlich bewältigt, schlüpfte ich glücklich in das Zimmer hinein.

Jenes namenlose, ach so liebe freundliche Zimmerchen, der sichere Hafen, in dem ich mit allen meinen künftlichen Leiden und Freuden geborgen war. Wo ich Verständnis und Teilnahme fand für alle die kleinen und doch so unendlich wichtigen Begebenheiten meines kurzen Daseins.

Meine liebe süße Tante Ann! Mit ihrer heißen scheinenden Zärtlichkeit, dem ewig gleichen Lächeln, das etwas Wehes hatte beim lustigen Spiel und mild und weich war, wenn sie strafte — strafen mußte. Ich merkte bald, daß geschah eigentlich nur, wenn Tante Bell neben ihr stand und ihr zuredete mit ihrer harten scharfen Stimme. Derselben, mit der sie bei allen möglichen Gelegenheiten zu mir sagte:

„Mon dieu, Charlotte!“

Meine beiden Tanten! Man konnte sich nichts Ungleicheres denken. Auch ihre Zimmer, nur durch eine kleine Tapetentür getrennt, waren wie zwei Welten. Ich drehte die Tür oft hin und her. Das war schon so merkwürdig; auf der einen Seite rosa Blümchen durch kleine grüne Girlanden verbunden, auf der anderen ein steifes grauschwarzes Streifenmuster. Wie Sommer und Winter! Der Sommer war natürlich bei uns, bei Tante Ann. Hier war auch mein kleines Reich, hier war die Wiege mit meiner Puppe, und hier stand mein kleiner Tisch und das Stühlchen davor. An der Wand hing im blanken Bauer Hänschen, mein geliebter goldgelber Freund, und zwitscherte sein kleines Lied. Hänschen war eigentlich ein Kanarienvogelchen, wie Tante Bell versicherte; aber das hielt mich nicht davon ab, ihn weiter bei diesem Namen zu nennen. Ich hatte ihn nun einmal Hänschen getauft.

Am Fenster blühte und duftete es das ganze Jahr. Monatsrosen und Goldblat und Mejseda und nachtlige Kakteen mit seltenen, märchenhaft bunten Blüten, die so auf einmal da waren — man wußte nie woher. Die kleinen Töpfchen auf der Servante blitzten und glänzten, und die Porzellanfigurchen vor dem Spiegel sahen immer so neu und blank aus und blieben doch ganz ernsthaft, wenn der große bunte Chinese mit dem Kopf wackelte und die lange schwarze Zunge herausstreckte. Das tat er immer, wenn man ihm einen kleinen ernüchternden Stoß gab. Ich machte das oft; ich fürchtete, er würde sonst sein Kunststück vergessen.

Und da war dann auch noch eine kleine Dose; wenn man die aufzog, sang sie ganz süße leise Melodien. In der Dämmerstunde zog sie Tante Ann auf. Sie saß dann ganz still, hatte die Hände im Schoß gefaltet und hörte zu. Es ruhten die immer fleißigen Hände, die so endlos schöne Sachen hervorzaubern konnten. Kleidchen und Schürzchen für mich, zierlich gestickt und genäht, über die Tante Bell den Kopf schüttelte und sagte, es sei Unfug und Sünde. Wenn sie Tante Ann dann ansah und ganz leise sagte:

„Laß mir doch die eine Freude, die eine nur . . .“, da wurde sie still, warf die Sachen hin und ging fort.

Es war sehr schön bei uns; aber Tante Ann in ihrem kleinen Sessel am Fenster war doch das Schönste. Ich glaube, mit ihr wäre ich auch in Tante Bells Reich hinübergezogen, so ungern ich es sonst betrat. Nur wenn es ganz notwendig war, überschritt ich die geheime Grenze zwischen ihrem und unserem Zimmer. Nur wenn sie mich rief oder ich hinübergeschickt wurde. Freiwillig geschah es nie.

Bei Tante Bell war es so ganz anders. Viel dunkle Stoffe, Bilder in schwarzen Rahmen, große steife Möbel, die so ernst und gewichtig aussahen. Ich kam mir wie ein kleiner fremder Eindringling ihnen gegenüber vor und hätte sie am liebsten um Entschuldigung für mein Dasein gebeten. Ich glaube, die Einrichtung war viel eleganter und reicher als nebenan; aber ich atmete doch jedesmal erleichtert und befreit auf, wenn ich wieder zu Tante Ann gehen durfte. Da war es wärmer, schien mir.

Tante Bell kam ja oft genug zu uns. Zu allen Mahlzeiten, die an dem runden Tisch unter der großen Hängelampe eingenommen wurden und die Lisa immer zur selben Zeit von irgendwoher auf einem großen hölzernen Servierbrett brachte. Lisa hatte immer eine große weiße Schürze vorgebunden, stellte alles rasch und geschickt auf den Tisch, den sie vorher mit einem weißen Tuch bedeckte, und verschwand wieder. Manchmal war Lisa blond, manchmal dunkel, groß oder klein; und Tante Bell sagte zu ihr: „Danke, Lisa!“ — oder: „Schön, Alara!“

Tante Bell war nie lange hintereinander bei uns. Aber sie kam oft — mir schien immer, gerade dann, wenn ich sie gar nicht brauchen konnte. Dann stand sie auf einmal neben mir und verbot irgend etwas oder tadelte mich mit ein paar kurzen Worten. Manchmal sprach sie auch nur mit Tante Ann und ging wieder — aber auch dann war es gleich nicht mehr so gemächlich, wie es vorher gewesen war.

„Ein richtiges Schloß mit einem Zuschließeschlüssel an Tante Bells Tür!“ schrieb ich auf meinen Weihnachtswunschzettel. An der Tapetentür war nämlich nur ein einfacher Drücker, ein großer weißer Glasknopf, kein Schlüssel, kein Riegel. Und beides wünschte ich mir so glühend. Denn da hätte ich einfach zugeschlossen, und Tante Bell konnte nicht immer und ewig herüberkommen.

Ich hatte den Zettel fein säuberlich geschrieben, so schön ich es konnte, und legte ihn abends, als es dunkelte, auf das Fensterbrett draußen vor dem Fenster, damit ihn das Christkindlein über Nacht holte. Er war auch richtig fort am Morgen.

Aber mein Wunsch mußte doch nicht an die richtige Adresse gekommen sein. Einige Tage darauf, ich saß gerade mit meinem kleinen Stühlchen neben Tante Ann und dicht aneinandergeschmiegt sahen wir zum Fenster hinaus, wo die weißen Flocken niederrieselten, endlos dicht und gleichmäßig, als würden sie aus einer großen Düte herabgeschüttelt — trat Tante Bell ein. Nicht lautlos wie es sonst ihre Art war. Hart schlug sie die kleine Tür hinter sich zu. Die Porzellantöpfchen klirrten auf den Unterschalen, der Chinese wackelte entsetzlich mit dem Kopfe, und erschrocken fuhren auch wir beide zusammen.

In der Hand hielt Tante Bell einen ganz beschmutzten, von Regen und Schnee fast unleserlich gewordenen Zettel. Meinen Wunschzettel! Ich erkannte ihn beim ersten Blick.

„Da lies!“ — Es war an Tante Ann gerichtet, nicht an mich. Tante Ann las — es dauerte sehr, sehr lange. Dann schüttelte sie nur den Kopf und sah mich mit einem unendlich traurigen, erschreckten Lächeln an, während sie mit sanfter Hand das Haar aus meiner Stirn strich. Ich fühlte aber, ihre Hand zitterte.

„Ann?“ Tante Bell blickte auffordernd von Tante Ann zu mir und von mir wieder zu Tante Ann. In ihrem Blick und ihrer Stimme war viel ehrliche Enttäuschung. Das sonst so spröde Organ hatte einen ungewohnt vollen Klang.

Tante Ann strich mir noch immer die widerspenstigen Locken aus der Stirn; dann fragte sie leise, wohl um Zeit zu gewinnen:

„Hast du das wirklich geschrieben, Lotti? Warum denn nur? Die gute Tante . . .“

Sie kam nicht zu Ende. Ich sah, wie Tante Bells Hand sich schwer auf ihre Schulter legte, wie sie ihr ein paar Worte zuflüsterte, unter denen sie schmerzhaft berührt zusammensackte. Eine Ahnung sagte mir, was Tante Bell verlangte: schlagen sollte mich Ann — zum ersten Male schlagen. Da überkam mich ein wilder Zorn; heftig zog ich die harte Hand von Tante Anns schmaler Schulter, während ich mit der ganzen rücksichtslosen Offenheit des Kindes bekannte:

„Ja, ja, Tante Bell, ich hab's geschrieben. Ich ganz allein! Und ich wünsche es mir wirklich ganz schrecklich, weißt du. Denn ohne dich wäre es viel, viel schöner. Ich kann dich gar nicht leiden, du zankst immer. Nicht nur mit mir, auch mit Tante Ann. Wenn man's auch nicht hört; aber ich merke es wohl. Mitten im schönsten Spiel, wenn's gerade recht lustig ist, kommst du herein und sagst was zu Tante Ann; das ist dann immer, wie wenn jemand mit was Schwarzem ihr übers Gesicht gefahren wäre. Und das leid ich nicht mehr — nein, nein. . .“

Ich mußte erst mal Atem holen, ehe ich weiter konnte. Und dann sagte ich noch rasch, denn ich fühlte, lange dauerte es nicht mehr bis die Tränen kamen:

„Du kannst mich ruhig schlagen, wenn du willst. Tante Ann tut's nicht; die hat mich eben lieb. Tu du es — mir ist das gleich. Immer schlag! — Aber wir machen die Tür dann zu, bitte Liebste, Süße. —“

Fest klammerte ich mich an Tante Ann, barg meinen Kopf in ihren Schoß und brach in fassungsloses Schluchzen aus. Es schüttelte mich förmlich hin und her, so aufgereggt war ich.

Die beiden Tanten sprachen noch lange halblaut zusammen. Ich hörte nur ab und zu einige abgerissene Sätze — Worte, deren Sinn ich nicht verstand. Aber sie prägten sich meinem Gedächtnis fest ein; noch nach Jahren entfaun ich mich ihrer. Sie kamen irgendwo aus einem Winkel meines Gedächtnisses hervorgekrochen, wo sie immer auf der Lauer lagen, und störten und beunruhigten mich. Erst sehr, sehr viel später ging mir ihr Sinn auf.

„Fred's unüberlegte, rücksichtslose Art —“

„Es ist eben wider die Natur — Bell, ach Bell!“ das war Tante Anns süße Stimme . . .

„Geht betteln — geht alle beide — ohne mich . . .“

Und wieder die sanfte bittende Stimme: „Es geht nicht — die Wahrheit . . . merkst du denn nicht, sie fühlt es, fühlt —“

Tante Ann drückte meinen Kopf fast schmerzhaft fest an sich; ihr Herz klopfte dumpf hämmernd gegen meine Stirn. Es tat mir weh und zugleich unendlich wohl, wie ich sie so dicht an mir fühlte. Ganz still hielt ich. Da — ein paar leise gemurmelte Worte: „Sie ist doch mein, mein einziges . . .“

Weiter verstand ich nichts. Tante Bell riß mich unsanft in die Höhe, drehte mich um und schob mich, deren Widerstand ganz gebrochen

war und die ich nur noch stoßweise schluckte und schluckte, ins Schlafzimmer. Hier ließ sie mich auskleiden und ins Bett gehen. Sie stand stumm dabei, sah zu und rührte keine Hand. Und unter ihren strengen Augen brachte ich es auch richtig fertig; ich kleidete mich ganz allein aus. Das erstmal in meinem Leben, wo mir Tante Ann nicht half mit weicher Hand — das erstmal wo ich alle die vielen Bänder und Knöpfe und Hefel allein entwirren mußte. Aber nichts in der Welt hätte mich vermocht, Tante Bell um eine Hilfeleistung zu bitten. So kamen meine zitternden, von den eben vergossenen Tränen noch feuchten Hände mit allem zutande. Ach! und endlich schloß sich die Tür hinter der Tante, und ich war allein.

Es herrschte abendliche Dämmerung in dem großen Raum. An jedem anderen Tage würde ich mich gefürchtet haben. Heute dachte ich gar nicht daran. Es sah mir alles so neu und fremd aus; die ganze wohlbekannte Umgebung schien eine andere geworden in der letzten Stunde.

Mein kleines Bett stand dicht neben der Verbindungstür, die in Tante Anns Zimmer führte, an dem kurzen Stück zwischen ihr und der Außenwand mit dem großen dreigeteilten Fenster in der Mitte. Mir schräg gegenüber schlief Tante Ann. Sie lag so, daß sie mich sehen konnte; und wenn ich einmal frühmorgens zeitig aufwachte oder nachts nicht gleich wieder einschlafen konnte, brauchte ich nur zu ihr hinzuschauen, nach den großen lieben Augen, die immer für mich offen standen und über mir zu wachen schienen Tag und Nacht. Das kleine Nachtlicht in seinem gläsernen Häuschen warf einen streifen ruhigen Schein über ihr liebes Gesicht, während ich in meinem Eckchen in traulichem Dämmer lag.

Tante Bell mochte das kleine Lichtchen nicht. Sie hatte ihr Reich ganz unten am anderen Ende des langen Raumes und war außerdem noch durch eine hohe stoffbezogene Wand, wie einen riesigen Ofenschirm, von uns getrennt.

Von uns! Uns — wir — das waren in meinen Gedanken immer Tante Ann und ich. Hatte ich den Unterschied bisher ganz unbewußt gemacht, von heute ab geschah es absichtlich, in stummem Widerstand und der offensindigen Absicht, Tante Bell zu verlegen.

Erst lag ich lange ganz still in meinem Bett. Es war mir, als müßte noch etwas geschehen, als könnte dies nicht das Ende des seltsamen Abends sein. Ich lag und wartete und horchte. Aber es rührte sich nichts; es blieb ganz still nebenan. Da ließ meine Spannung nach. Ich wurde wieder das kleine wilde Mädchen, das ich gewesen. Ich vergnügte mich damit, Tante Bells Namen mit einigen schönen Beinworten zu schmücken, nannte sie ekelhaft, gräßlich, häßlich und dumm. Dachte mir aus, wie schön es wäre, wenn sie alle Tage Erbsen essen müßte; ich würde ihr dann auch so viel davon auflegen, wie sie mir immer auf den Teller tat. Und als meine Phantasie nichts mehr wußte, steckte ich ihrer Gede im Zimmer die Zunge heraus und schnitt greuliche Fragen.

Darüber mühte ich endlich eingeschlafen sein, denn ich war sehr erschaut, als ich auf einmal Tante im Zimmer sah, die das Nachtlichtchen angebrannt hatte. Sie machte eine Bewegung nach mir hin, aber da rief es nebenan:

„Anna! Anna!“ und fort war sie, lautlos, wie sie gekommen.

Aber ich war mit einem Male wieder ganz wach. Ich starrte nach dem kleinen hellen Lichtchen. Erst lange im halben Traume. Ich sah eigentlich nichts Bestimmtes. Da fragte ich. Da war doch gar nicht mehr der Schuzengel darauf, der das Kindchen in der Wiege bewacht. Nein, wie sah das altgewohnte erleuchtete Bildchen denn aus?

Ich schlüpfte vorsichtig aus den warmen Decken und war in einem Augenblick an dem Nachtlichtchen. Wichtig, gerade an der anderen Seite, da war mein Schuzengel! Tante Ann hatte es sicher falsch hingestellt in der Eile. Ich verglich die beiden Seiten: es waren eigentlich vier, aber die beiden schwächeren interessierten mich nicht; da war nichts darauf. Doch an der anderen war ein richtiges Bild. In der Nähe erkannte ich es ganz deutlich: ein kleines schloßähnliches Häuschen mit einer wehenden Fahne auf dem runden Turm. Und darunter in dem blanken Metall, in das die Scheiben gefaßt waren, stand: Annenhof.

Ich konnte das Wort deutlich lesen und war stolz darauf, denn die Schrift war klein und verschönert.

Ich drehte das Nachtlichtchen wieder um, so wie ich es gewohnt war, den Schuzengel nach meiner Seite. Das Schloßchen war ja sehr hübsch, es gefiel mir ganz schrecklich — aber der Schuzengel war doch noch hübscher.

Dann kroch ich wieder ins Bett, meine Füße waren eiskalt geworden, wickelte mich tüchtig ein und schlief bald fest und traumlos.

2. Kapitel.

Von diesem Tage an änderte sich etwas in meinem Leben. Ich empfand es damals wohl kaum bewußt; jetzt nach vielen Jahren scheint mir, jener Abend hätte einen Abschnitt bedeutet. Als wäre er gewissermaßen die Grenze meiner unbewußten glücklichen Kindheit gewesen. Die Grenze jenes unberührten, blumengleichen Daseins, wo die kleinen Sorgen und Schmerzen so im Augenblick wieder abgeschüttelt und vergessen sind, als wären sie nie gewesen. Wo jeder Tag ein Festtag ist, wir noch keine Ahnung haben von Pflichten und Lasten, von Mühe und Qual; wo gleichsam unbewußt unser Leben hingeleitet, ein Tag dem andern still die Hand reicht, sie zu einer langen bunten Kette zusammenschließt, deren einzelne Glieder unmerklich ineinander übergehen.

Es war, als hätte diese lustige glänzende Kette an jenem Abend einen Riß bekommen. Mit einem Male waren meine Kinderaugen sehend geworden, die wie aus tiefem Schlaf zum plötzlichen Leben erwachenden Sinne mühten sich ängstlich, eine auf einmal rätselhafte Umgebung zu erforschen. Ich machte mir Gedanken über so manches, was ich bisher als selbstverständlich hingenommen hatte. Zog Vergleiche, stellte Fragen.

Da war die Weihnachtsgeschichte mit Mutter Maria und Vater Joseph, da waren in den Märchen der König und die Königin, die armen Arbeitsleute oder die böse Stiefmutter — überall, wo Kinder vorkamen, gab es auch Eltern, gab es Vater und Mutter.

„Tante Ann, nicht wahr, jedes Kind hat Vater und Mutter?“

„Gewiß, Liebling!“ Tante Anns Stimme klang leise und gepreßt. Sie ahnte wohl, welche Frage nun kommen würde.

„Ja, aber ich, ich bin doch auch ein Kind — wo sind denn dann meine Eltern? Wo hast du sie hingetan, Tante Ann?“ — Und immer drängender: „Wo sind sie denn? Weißt du es nicht?“

Tante Ann antwortete nicht. Und wie ich stürmisch weiter bat und in sie drang, wurde sie ganz blaß, zog mich dicht an sich und fragte flüsternd:

„Lotti, denkst du, irgendeine Mutter in der ganzen Welt könnte ihr Kind lieber haben wie ich dich? Oder möchtest du bei irgend jemand anderem sein wie bei mir?“

Ich schlang meine Arme wild um ihren Hals: „Nein, nein, nie! Niemand anders habe ich lieb wie dich!“ versicherte ich ihr wieder und wieder.

Sie lächelte froh: „Nun, dann frage nicht wieder!“ — Und als sie das Erstannen in meinen Augen las und die noch wache unbefriedigte Frage, fuhr sie hastig fort, während ihre Stimme ganz ängstlich klang:

„Frage mich das nie, nie wieder; ich bitte dich! Wenn du mich lieb hast, frage nicht — du — du tuft mir so weh!“

Ich meiner geliebten Tante weh tun! Nein, ich wollte sie nie wieder fragen, ich nahm es mir fest vor. Und ich tat es auch nicht. Nur etwas stiller wurde ich in jener Zeit, und manchmal saß ich lange in einem Eckchen oder lag wachend im Bett und grübelte, was denn mit mir wäre; wie es käme, daß mich Tante Ann so lieb hätte, viel, viel lieber wahrscheinlich wie eine richtige Mutter. Und warum mein Vater weggekommen war und ich keinen hatte. Und warum ich hier war bei den Tanten, deren eine ich gar nicht leiden konnte, in dem wunderlichen Haus mit den vielen fremden alten Damen, die ich alle nicht kannte. Mit einem weit über meine Jahre hinausgehenden Ernst suchte ich oft einen Zusammenhang zwischen dem mir Unverständlichen zu finden. Bis dann wieder etwas anderes kam, was mein Interesse in Anspruch nahm und worüber ich eine Zeitlang die alten quälenden Fragen vergaß. Aber immer und immer tauchten sie wieder auf, oft durch eine Kleinigkeit hervorgerufen. Ein Bild, eine Geschichte, eine ganz allgemeine Auserkung.

Tante Bell zu fragen kam mir nicht in den Sinn. Trotzdem ich in der Folge viele, viele Stunden täglich mit ihr zusammen war.

Bisher hatte ich bei Tante Ann gelernt. Lesen und Schreiben und Rechnen und ein wenig biblische Geschichte. Es war mir nicht wie eine Arbeit erschienen, es war ein Spiel wie jedes andere, mir eher noch lieber als ein solches, denn so eindringlich gab sich Tante Ann sonst selten mit mir ab. Da aber ließ sie die immer fleißigen Hände ruhen, hockte neben mir an dem kleinen Tischchen, auf dem die Schiefertafel lag, und schrieb mir vor oder sah zu, wie ich ihre geraden schlanken Buchstaben nachkriechte. Manchmal umschloß sie auch meine ungeschickten Fingerringen mit ihrer warmen, weichen Hand und führte sie leitend auf und ab — auf und ab. Es kam dann ein so frohes Gefühl über mich; war sie doch dann so ganz bei mir, gehörte mir so ausschließlich wie sonst nie.

Das wurde mit einem Male anders. Tante Bell nahm meinen Unterricht in die Hand. Ich bekam Schreibhefte und eine Menge neuer Bücher, immer eines nach dem anderen. Wie eine finstere feindliche Schar waren sie, die unaufhörlich gegen mich anrückte, die wuchs und wuchs und kein Ende nahm. Für jedes endlich Bewältigte tauchten ein, zwei neue auf. Ich sah ein, ich würde sie nie besiegen können, würde nie und nimmer mit ihnen fertig werden. Es waren ihrer zu viele. In stummer Ergebung nahm ich sie endlich hin wie etwas Unabänderliches — wie ein Schicksal.

Nun durfte ich nicht mehr an meinem kleinen Tischchen schreiben, nicht mehr mit Schiefer, den man verlöschen konnte, als wäre da nie etwas gewesen. Feder und Tinte kamen an die Reihe. In Tante Bells grauem Zimmer mußte ich sitzen. Es kam mir manchmal vor, als sähe ich ein ganzes Menschenleben lang dort, als gäbe es gar nichts anderes mehr auf der Welt. So lasteten diese Stunden auf mir, so überwogen sie den ganzen übrigen Tag. Eine kleine hochlehnige Bank, mit einem schmalen Tisch davor, stand am Fenster. Hier saß ich und sah. Der Schnee rieselte vor dem Fenster, die Weihnachtsglocken läuteten, als ich zum erstenmal das Bänkchen benutzte. Und der Schnee wechselte mit Regen und Sonne und Wind, es war hell und dunkel, heiß und kalt auf meinem Plätzchen; fahles Winterlicht, flimmernd heiße Sommerluft lag darüber. Aber immer gleich schwer ruhte die Last der verrinnenden Stunden auf mir, immer gleich fest und ruhig tönte Tante Bells fragende und belehrende Stimme durch den stillen Raum, und immer gleich schwer lasteten ihre Forderungen auf mir.

Sie stellte hohe Ansprüche an mich, war unerbittlich in dem, was sie einmal verlangte. Stumm, ohne ein Wort fügte ich mich ihr, ja, ich spannte alle meine Kräfte an, ich wollte sie befriedigen. Aber nicht mit Lust tat ich es, wie es wohl bei Tante Ann geschehen wäre. Kein, in dumpfem Groll, in heimlicher Empörung. In einem so tiefen, brennenden Haß, wie ihn nur die Ohnmacht, die sich ihrer bewußt ist, fühlen kann.

Hatte Tante Bell eine Ahnung, wie es in mir aussah, oder war es ein Abereinkommen zwischen ihr und Tante Ann, — jedenfalls kümmerte sie sich außer den Unterrichtsstunden kaum mehr um mich. Sie betrat nur selten Tante Anns Zimmer und nahm auch ihre Mahlzeiten nicht mehr mit uns ein. Sie aß gemeinsam mit einer Anzahl alter Damen drunten in dem großen Speisesaal zu ebener Erde. Der Saal, ein schmaler Seitenflügel des alten Gebäudes, in dem wir wohnten, war lang in den Garten hinein gebaut. Oder war der Garten um ihn herumgewachsen? — Ich wußte es nicht. Jedenfalls nickten die roten Rosen zu seinen Fenstern hinein, die alten Bäume legten ihre Zweige auf sein niederes Dach, und Esen und wilder Wein spannten sich darüber hin. Ein trauliches Dämmerlicht herrschte in dem langen, etwas fahlen Raum. Von dem grünen Gerank gedeckt, stand ich oft und schaute hinein.

Eine lange Tafel stand darin, weiß gedeckt, mit weißem Geschirr besetzt, schneeweiße Servietten darauf. Das Weiß herrschte vor. Schneeweisse Scheitel, weiße Händchen und weiße Taschentücher in feinen weißen Händen. Dazwischen die aufwartenden Mädchen in ihren großen weißen Schürzen. Eine gedämpfte Feierlichkeit lag über allen, eine Ruhe, die mir unheimlich war. Es wurde wenig gesprochen und dann nur leise. Ich hörte nie etwas, sah bloß das Spiel der Hände, das zitternde Beugen, Neigen und Wiegen der Köpfe. Das übte eine seltsame Anziehungskraft auf mich aus, die erst nachließ, als ich Tante Bells Gesicht mit dem schwarzen Scheitel unter all den weißen, geheimnisvollen Gesichtern erblickte. Noch dazu oben am Tische sah sie, da, wo bis jetzt ein liebes rundes Gesicht gewesen war, umrahmt von einer dicken weißen Krone. Immer war das da oben gewesen, da, wo nun mit einem Male Tante Bell war. Traurig schlich ich von meinem Pläschen fort; die Veränderung wollte mir gar nicht in den Sinn. Da saß nun Tante Bell — wo war denn die andere? Die ganze lange Tafel suchte ich ab und fand sie nirgends.

Als Lisa uns das Essen brachte — wir aßen immer etwa ein halbes Stündchen, nachdem unten die große Glocke zum allgemeinen Mahl geläutet hatte, hielt ich sie am Kleide fest:

„Du, Lisa, wo ist denn die alte Dame, die sonst da saß, wo Tante Bell heute sitzt?“

Das Mädchen sah mich eine Weile verdutzt an; sie verstand nicht gleich. Dann meinte sie:

„Ach so, ja, das alte Fräulein von Malthem — ja, natürlich, die, die ist doch gestorben.“

„Gestorben? Tot?“ fragte ich. Es kam ein solches Erstaunen über mich. Die Worte waren mir ja geläufig, aber ich hatte mir doch nie etwas dabei gedacht; ihr Sinn war mir noch nicht aufgegangen. Nun belamen sie auf einmal seltsames Leben.

„Sitzt sie nun nie wieder oben an dem langen Tische?“ forschte ich.

„Aber nein!“ Das Mädchen lachte. „Wenn sie doch tot ist, kann sie doch nicht mehr da sitzen. Die wird doch nun begraben.“

Tante Ann winkte ihr; sie ging. In der Tür drehte sie sich noch einmal um und lachte mir zu. Meine Frage war ihr wohl sehr komisch gewesen.

Mit einem Male fiel mir etwas ein. Ich hatte mir öfter ein Gesicht gemerkt gehabt da unten; ich hatte so meine Lieblinge unter den Damen.

Da war es dann schon vorgekommen, daß ich sie nach einiger Zeit gesucht und nicht wiedergefunden hatte. Ich meinte da immer, ich hätte sie mir nicht richtig gemerkt. Sie waren ja auch schwer auseinander zu finden, waren sich alle ähnlich.

Doch nun bekam das plötzlich einen Zusammenhang mit dem, was ich eben gehört hatte. Gewiß, alle waren sie tot. Tot und begraben und kamen nie wieder und saßen nie mehr mit den anderen an dem langen weißen Tisch. Sie waren alle tot, die ich gesucht hatte und nicht gefunden.

Alle — es konnte ja nicht anders sein.

„Tante Ann, sterben Väter und Mütter auch, ebenso wie alte Damen?“

„Gewiß, Kind, gewiß! Wir müssen alle sterben. Aber das ist gar nichts Schlimmes!“ Und sie redete weiter und erzählte mir vom Himmel und vom Sterben eine Menge schöner Sachen, während ich bedächtig meine Suppe auslöffelte. Sie fürchtete gewiß, ich würde sie wieder fragen wollen. Ach, sie brauchte keine Angst zu haben. Mir schien es ganz sicher, ich glaubte es fest und fest, auch meine Eltern, auch Papa und Mama waren gestorben. Fortgegangen auf wunderbare Weise, wie die anderen alle, die dagewesen und nun fehlten. Das war ja schließlich ganz einfach. Ich wußte nun, woran ich war. Nur merkwürdig war es von Tante Ann: warum sagte sie mir das nicht ganz einfach? Aber so waren die großen Leute nun einmal; über die mußte man sich manchmal wundern. Sogar über die geliebte Tante Ann.

Ich dachte nicht weiter darüber nach.

Aber die vielen Türen auf dem langen Korridor übten von da an eine seltsame Anziehungskraft auf mich aus. Meine frühere Scheu wurde durch brennende Neugier verdrängt. Was mochte es da nicht noch alles für Geheimnisse geben? Wie sah es dahinter aus? Langsam schlenderte ich daran vorüber, so oft ich konnte. Ab und zu öffnete sich eine. Dann geschah es auch wohl, daß sich eine faltige zitternde Hand nach mir ausstreckte, mir scheinbar lieblos über das Haar fuhr oder mir verstoßen ein Stückchen Schokolade oder einen rosenduftenden Bonbon in den Mund schob. Ich blieb wartend einen Augenblick stehen; wenn dann nichts weiter folgte, machte ich



Hausmusik. Nach dem Gemälde von Oskar Freiwirth-Lügow.

meinen kleinen Stricks, sagte „Danke!“ und ging dann rasch atmend, mit roten heißen Wangen weiter.

Ich wuchs so einsam auf; jede Berührung mit anderen Menschen war ein Ereignis für mich. Aber die hohen Mauern des Stiftes war ich noch nie hinausgekommen. Das große Eingangstor des vorderen Hofes war immer geschlossen; auch durfte ich mich dort nicht aufhalten. Es zog mich nichts dorthin. Der äußere Hof war sehr kahl und nüchtern, seitlich von Wirtschaftsräumen begrenzt. Der Weg zu ihm führt durch den inneren, jetzt in einen wohlgepflegten Garten verwandelten Hof, unmittelbar unter den Fenstern des Haupthauses vorbei. Dieser Garten, sonnig und frei, bildete das ureigenste Reich der alten Damen. Tante Bell saß oft zwischen ihnen, während ich Tante Ann nie dort sah. Sie verließ überhaupt selten ihr Pläschen am Fenster. Nur jeden Sonntag morgen, wenn Tante Bell, feierlich in Schwarz gekleidet, uns zum Gottesdienst abholte.

Ein hoher Betstuhl mit bunten, gemalten Fenstern, feierliche tiefe Orgellänge, Vieder, von alten, zitternden Stimmen gesungen, eine Predigt, von einem weißhaarigen alten Herrn verlesen, dann wieder Orgel und Gesang. Während noch gesungen wurde, nahm mich Tante Ann bei der Hand und ging leise mit mir wieder hinaus, zurück in unser Zimmer. Wir saßen ganz dicht bei der Tür auf der hintersten Stuhlleihe; niemand bemerkte unser Kommen und Gehen.

Ich war sehr mit unserm frühen Gehen einverstanden. Gesang und Predigt dauerten mir schon reichlich lange. Ich sehnte mich hinaus, den einzig schönen schulfreien Tag zu genießen. Waren doch da draußen

meine einzigen Spielfahrten. Blumen und Blätter, Steine und Moos, der Bach, den ich mit bloßen Füßen durchwatete, die Luft, die ich im tollen Rennen durchschnitt, die Büsche, zwischen denen ich mich versteckte, unter denen ich mein kindliches Spiel trieb, meine kindlichen Träume träumte, denen ich meine kindlichen Sorgen und Leiden, meine Wünsche und Gedanken anvertraute.

Hinter dem Hause, wo der große wohlgepflegte Garten mit seinen schattigen Alleen, den vielen Lauben und blaugeschmückten Plätzchen ziemlich unvermittelt in eine wahre Wildnis überging, begann mein Reich. Hier war ich ganz ungestört. Es war weit vom Hause weg, niemand konnte mich hören und beobachten, kein alter müder Schritt verirrte sich hierher. Für Tante Bell waren die Wege zu ungepflegt; dürre Zweige, vieljähriges Laub deckten sie. Die Spinnen zogen ihre feinen Netzadern darüber hin, Unkraut wucherte ungehindert, und allerlei

von Orleans oder jenen ewig schönen Sehnsuchtsseufzern der unglücklichsten aller schottischen Königinnen:

Fliehende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Heimatland! . . .

Mein Heimatland! Ich suchte es Tag und Nacht, bewußt und unbewußt mit allen Fiebern meiner jungen Seele, auf der die Ruhe und Einsamkeit, die Einförmigkeit des Lebens, des absteigenden Lebens, das um sie war, immer schwerer lastete.

Ich liebte Tante Ann nach wie vor leidenschaftlich. Aber wie hätte ich ihr das alles sagen können, ohne daß ich an jenen verbotenen Gegenstand rührte? Je mehr ich heranwuchs, je zarter, feiner und blasser kam sie mir vor, je ängstlicher hütere ich mich, sie zu betriiben. Nie hätte ich



Kaiser Joseph II. auf dem Totenbett.

Buschwerk hatte sich breit gemacht, und wehrte unliebsamen Leuten den Durchgang.

Hier nun konnte ich laufen und schreien und toben und tollern nach Belieben. Niemand hörte mich, niemand tadelte mich. Hier löste sich der ungeheure Zwang, den Tante Bells Stunden auf mich ausübten; hier gesundete ich gleichsam jeden Tag wieder, indem ich alle meine Empörung, meine Wut und meinen Haß hinaus schrie. In unartikulierten, halb tierischen Lauten tat ich es, indem ich dabei wie verrückt herumraufe und mit den Händen um mich schlug wie eine Besessene. Sant ich dann endlich todmüde und erschöpft irgendwo zu Boden, war mein innerliches Gleichgewicht wieder hergestellt. Ich konnte dann ganz ruhig und vernünftig spielen oder mich irgendwie beschäftigen.

Oft wandelte ich dann mit einem Buche in der Hand in meiner geliebten grünen Wildnis umher, eintönig Gesichtszahlen oder Vokabeln vor mich himmelmelnd; oder ich begeisterte mich an den großen Dichtern, deklamirte den Monolog aus der Iphigenie, aus der Jungfrau

es über das Herz gebracht, ihr von meiner ulerlosen Sehnsucht zu sprechen, die mich hinaus zog in die Welt, die heruntastete an den verborgenen Wurzeln meines Seins, die aus Neugier und Verlangen und ungestillter Sehnsucht sich ein eigenes Bild formte von Welt und Leben und Menschen und ihren Schicksalen.

Wenigstens jene zwei Gräber, die Gräber meiner Eltern, wollte ich finden; und wenn ich die ganze Erde durchsuchen müßte, von einem Ende zum anderen.

Und dann wollte ich leben, ach leben! Und alles, was groß und schön und herrlich war, wollte ich sehen und fühlen und genießen. Und Tante Ann sollte bei mir sein, sie allein, und alles mit mir teilen. Sie sollte lachen lernen und froh und glücklich werden, und ihre ewig fleißigen Hände sollten endlich feiernd ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschlagen.

Ein lustiges Stücklein aus der guten alten Zeit von

Franz Kurz-Elsheim.

(Nachdruck verboten.)

Als ich noch ein Kind war, hatte ich Reisender werden wollen. Denn das Reisen war für mich der Inbegriff der Seligkeit. Bei den Indianergeschichten, der stillen und gefährlichen Freude der Jugend, gefielen mir hauptsächlich die Schilderungen von Land und Leuten. Reiseverke verichlang ich auf Kosten meiner Nachtruhe. Und wenn es damals schon Ansichtskarten gegeben hätte, ich wäre zweifelsohne einer der eifrigsten Sammler geworden.

Ach ja, die Welt ist schön. Das fühlte ich mit all meinen begeisterungsfähigen Sinnen. Und da gab es nun Leute, die das alles betrachten und bewundern konnten, die jeden Tag neue Orte, neue Menschen sehen durften, die jetzt vielleicht den wundervollen Rhein hinauf-fuhren, an dem in hellen Sommernächten alle die alten Sagen wieder aufleben, und morgen im Gewühle Berlins umhertummeln. Aber die Hauptsache: ihnen kostet das Reisen noch nicht einmal etwas. Die Speise zahlte ja die Firma. Wie hätte ich unter solchen Umständen nicht Reisender werden wollen?

Doch man wird größer und vernünftiger. Und die Träume von Poesie und Romantik schwinden. Und sie schwanden total, als ich selbst einmal Reisender spielte, mitten im Winter, als ich im dichtesten Schneegestöber durch die Strassen trottelte, als ich mir manches unfreundliche abweisende Wort gefallen lassen mußte und als ich am Abend, glücklich, nur in einem warmen Restaurant zu sitzen, meine Kommissionen überschlug und mit Schrecken gewahr wurde, daß ich schon wieder nicht die Speise verdient hatte.

Da fand ich, daß jeder Stand seine Schattenseiten hat und daß diese oft genug die hellen freundlichen überwiegen. Und fand weiter, daß die Herren Reiseontels wenig Zeit haben, um die Schönheiten der Gegenden zu genießen. Und nachdem ich meine Erfahrungen drei Monate lang fortgesetzt, sagte mein Chef meinem Vater: „Hören Sie mal, lieber Herr, aus Ihrem Herrn Sohn wird nie ein gescheiter Kaufmann, geschweige ein tüchtiger Reisender. Der hat zu viel Fahren im Kopf. Statt sein Kommissionsbuch voll zu schreiben, schreibt er sein Tagebuch voll. Was aber in ich mit den Tagebüchern? Statt Kalkulationen macht er Gedichte. Ich bitte Sie, Gedichte. So'n unpraktischer Mensch.“ Oh, mich freute das, daß der Mann so sprach. Denn er hatte recht. Und wie recht. Und hätte er nicht so gesprochen, ritt ich heute vielleicht doch noch den Kontorbesel für 100—125 M. im Monat, anstatt daß ich den Lesern erzählen darf, was mich freut und sie hoffentlich auch.

Immerhin, das Reisen ist heute im Zeitalter des Verkehrs ein Kinderpiel geworden gegen früher. Ich meine allerdings nicht das Verkaufen. Die liebe Konkurrenz hat die Geschichte bedeutend verschlechtert. Früher, da war man meist auf die Postkutsche angewiesen, wollte man von einem Ort zum andern gelangen. Das mag für romantische Gemüter ja sehr angenehm gewesen sein. Nun habe ich die damaligen Onkels im Verdacht, daß sie ebenso wenig romantisch veranlagt waren wie heutigen Tags. Und so dürften sie das Vehikel nicht gerade zu den Bequemlichkeiten des Lebens gezählt haben.

Wenn Max Blumberger, der für ein großes Hamburger Haus reiste, nun ärgerlich war, so hatte das indessen noch einen Grund. Er kam nämlich, wo er auch erscheinen mochte, zu spät. Überall war schon sein Konkurrent dagewesen und hatte ihm alle Aufträge weggeschnappt. Denn überall galt schon damals das Sprichwort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Oh, er kannte diesen Konkurrenten, diesen Moritz Streufand — wenn er den Namen hörte, überkam ihn eine innere Wut. Wie kann ein Mensch nur Streufand heißen! — zur Genüge. Das war ein Kerl, mit allen Hunden gehegt. Und ein Mundwerk hatte der: einfach nicht dagegen aufzukommen. Na, sein Chef wird ihn schon abkürzen, wenn er ihm von dem Mißerfolg seiner Tour Bericht erstatten muß. Da darf er sich auch gar nicht getrauen, ihn um die Hand seiner einzigen Tochter — mit der war er längst einig — und um Gehaltszulage zu bitten.

Das Wetter zudem besserte seine Stimmung auch nicht. Man war mitten im Winter. Draußen auf dem Lande lag der Schnee fußhoch. Und die Pferde seiner Kutsche waren auf dem Wege nach Rigenbüttel fast stecken geblieben. Nur mit Mühe und Not hatte er sein Ziel erreicht, um zu erfahren, daß Streufand auch hier schon gewirtschaftet hatte.

„Dieser Mensch“, wütete er, „dieser Halunke. Ich wünscht' ihm ja nichts Böses. Im Gegenteil, hundert Jahre mag er alt werden auf der Stell.“ Wenn er ihm nur mal eins auswischen könnte. Doch dieserhalb muß er ihn erst mal haben. Aber das war ja gerade das Verfluchte. Moritzchen war ihm doch immer voraus.

Um so mehr erstaunte er, als er ihn am Abend im „Goldenen Anker“, dem einzigen vernünftigen Wirtshause Rigenbüttels, traf. Auch vergrämt und mißmutig. Max setzte, als er ihn erblickte, sofort sein freundlichstes Gesicht auf und ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Guten Abend, lieber Kollege; sieht man Sie auch einmal wieder? Wie klein doch die Welt ist. Gute Geschäfte gemacht?“

„Danke, ich kann nicht klagen“, brummte der Angeredete.

„Freut mich. Mir geht's gerade so. Aber welche trübselige Miene haben Sie sich denn angeschafft?“

„Es ist zum Blitzeinschlagen, mitten im Winter. Ich habe das öde Nest hier abgekloppt und kann nun nicht weiter. Die Postkutsche ist belegt und ein Wagen nirgends auszutreiben. Der morgige Tag ist pflutsch.“ Dieses „Pflutsch“ sagte er in einem Tone, der seinen Kollegen unbedingt zum Lachen zwang. Das aber machte unsern Moritz erst recht ärgerlich, und so fuhr er geharnischt fort: „Sie sollten das Lachen nur bleiben lassen. Denn Sie sitzen hier auch fest. Oder wollen Sie nicht auch nach Eldern?“

„Natürlich will ich.“ Max rieb' sich die Hände. „Natürlich. Nur war ich diesmal vernünftiger als Sie.“

„Haben Sie etwa die Postkutsche belegt?“

„I wo. Ist mir gar nicht eingefallen. Aber ich habe mir bereits auf meiner letzten Station einen Wagen genommen, der mich nicht nur hierher nach Rigenbüttel, sondern morgen früh auch nach Eldern bringen soll. Eldern ist 'ne gute Stadt, 'ne große Stadt. Ich hoffe, dort schöne Geschäfte zu machen. Sie nehmen's mir doch nicht übel, lieber Kollege. Jeder ist sich doch schließlich selbst der Nächste. Sonst würde ich Ihnen ganz gern einen Platz auf meinem Wagen anbieten.“

Moritz knirschte mit den Zähnen. Eldern war tatsächlich ein guter Platz. Und dort sollte ihm sein Konkurrent den Vorrang ablaufen? Das wäre doch zum Haarausraufen.

„Ich muß hin, ganz gleich wie. Und wenn ich einen Passagier mitbringe und ihm die Platzkarte raube. Hin muß ich.“

„Wann fährt denn die Post ab?“ erkundigte sich Max.

„Gegen 8 Uhr erst.“

„Schön, daß ich das weiß.“ Und es freute ihn, diesmal seinem Kollegen so recht seine Überlegenheit fühlen lassen zu können. „Ich wollte mich, zumal bei dem Wetter, hier eigentlich ausruhen. Doch da ich Sie für fähig halte, wirklich einem den Garaus zu machen, so werde ich bereits um fünf Uhr losfahren und hoffe gegen Mittag dann dort zu sein. Bei den jetzigen Wegen muß man schon 'ne Stunde zugeben. Dann habe ich doch noch den Nachmittag für mich. Sie aber kommen selbst mit der Postkutsche erst gegen Abend an, wenn Sie überhaupt ankommen. Na, gute Geschäfte denn, mein Lieber. Ich geh' schlafen. Gute Nacht.“

Eben trat der Kutscher in die Stube, um zu erfahren, wann morgen früh die Reise weitergehen soll. Dem schien's nun zwar gar nicht recht zu sein, als er hörte, schon um fünf. Er versuchte auch zu opponieren, aber es nützte ihm nichts. Max Blumberger blieb bei seinem Entschluß.

Der Kutscher lehnte noch an der Schenke, als sein Reisender bereits die Türe von außen zugemacht hatte, und trank seinen Schnaps. Auf einmal stand Moritz neben ihm und begann mit ihm ein Gespräch. Das behagte ihm wohl wenig, das frühe Aufstehen. Na, meinte der Kutscher, das sei bei dem Wetter auch wahrlich kein Vergnügen. Anständige Leute warteten doch wenigstens, bis es Tag geworden sei. Und Moritz gab ihm recht und bestellte ihm einen Krug Bier. —

Aus seinen schönsten Träumen riß Max am anderen frühen Morgen das Knippen seines Kutschers, der weckte. Ach, wie gerne wäre er noch liegen geblieben und hätte sich noch den wohligen Armen des freundlichen Morpheus, des besten Wohltäters der Menschheit, überlassen. Aber was nützt sein Wollen? Das Müßigen kommandierte und hieß ihn die Gelegenheit, die sich ihm endlich einmal bot, seinen Konkurrenten zu schlagen, auszunützen. Also 'rin ins Vergnügen, nein, 'raus in die kalte Winterluft. Es hatte in der Nacht so stark gefroren, daß der dampfende Atem fast zu gefrieren drohte. Galt alles nichts, er mußte. Eigentlich war sein Kollege Moritz doch noch zu beneiden, trotz der Niederlage, die ihm die Ungunst des Schicksals zuzog. Der konnte doch wenigstens noch im warmen Bette liegen bleiben.

Der Kutscher hatte den Nädern die Schlittenschuhe untergelegt, öffnete dann die Wagentüre und meinte brummend: „Nu' steigen Sie ein.“ Max aber vergewisserte sich doch erst einmal, von einer plötzlichen Ahnung getrieben, ob sein lieber Kollege nicht etwa unter einem der Polster verborgen liege. Doch nein, nichts Außergewöhnliches war zu entdecken. Das beruhigte ihn. So stellte er denn, nachdem er sich niedergelassen, die Füße auf eine Wärmflasche, zog den langen Rockfragen hoch über die Ohren, steckte die Hände in einen Pelzmuff und mummelte sich überhaupt so gut ein, wie er konnte. Und er versprach dem Kutscher, als dieser den Schlag schloß, ein gutes Trinkgeld, wenn er so schnell wie möglich nach Eldern führe.

„Wollen schon sehen“, gab dieser zurück, von dem nur die Nasenspitze und die beiden Augen sichtbar waren. Alles andere verschwand unter dem dicken Kutschermantel und dem Tuche, das er sich zur Vorsicht noch drei- bis viermal um den Hals gewunden hatte.

Und nun los. Und der Schnee leuchtete wie abertausend Diamantstäubchen. Und der Wagen huschte dahin, bald mit einer Neigung nach rechts, bald nach links. Eine verteuerte Fahrt. . .

Aber es wurde Morgen und langsam Tag. Die Winter Sonne zog hell und rot auf und übergoß den Morgenhimmel mit einem rosigen Flaum. Max merkte nichts davon. Der war gleich, nachdem sich der Wagen in Bewegung gesetzt, wieder eingeschlafen und wachte auch nicht eher auf, als bis der Kutscher ihn weckte und ihm bedeutete, daß man am Ziele sei.

Zwar war es nicht Mittag, wie Max gerechnet hatte, sondern bereits 2 Uhr.

Inzwischen, verschlug das was? Er brauchte doch gar nicht so eilig zu sein. Denn wenn Moritz heute in Nissenbüttel bleiben mußte, so konnte er hier ebensoviel erst morgen abend eintreffen. Da hatte Max Zeit in Masse, es ihm gründlich zu besorgen.

Den Kutscher lobte er aus. Fürstlich. Zwei Taler Trinkgeld gab er ihm extra. Das konnte er sich erlauben. Und im Grunde genommen, der arme Kerl muß ja auf dem Boock halb erfroren sein. Seine Nasenspitze, noch immer das einzige nur, was man von ihm außer den Augen sieht, ist total blau.

Selbstredend hat er Hunger. Den stillt er vor allem im „Blauen Fuchs“. War da übrigens eine schmeckliche Kellnerin, die ihm ausnehmend gefiel, obwohl er doch so gut wie verlobt war.

Es dunkelte bereits, als er sich erhob, um nun doch ans Geschäft zu denken. Aber als er draußen die Kälte aufs neue spürte, verging ihm wieder die Lust, und er tröstete sich, daß er seinen Kollegen trotz allem schlagen werde. Denn den ganzen morgigen Tag war er Alleinherrscher in Eiderborn.

Nur als draußen, gegen 9 Uhr abends erst, das Posthorn erklang, fuhr er erschrocken zusammen und entriß sich den Armen der verführerischen Kellnerin. Wenn Moritz doch noch 'nen Platz erwischt hätte! Es wäre ja möglich, daß ein Passagier noch zurückgetreten wäre! Wer weiß, was alles passiert, wenn man Pech haben soll. Nun, er konnte sich beruhigen. Moritz war nicht unter den Aussteigenden. Moritz sah also noch in Nissenbüttel und ärgerte sich. Und Max bestellte vor Freude eine neue Flasche Wein.

Er hatte es auch am andern Morgen recht gemächlich mit dem Aufstehen. Leben kam erst in ihm, als er gleich beim ersten Kunden, den er aufsuchte, hören mußte, er käme leider einen Tag zu spät.

„Das ist doch nicht denkbar“, stammelte er ganz entsetzt.

„Wenn Sie's nicht glauben wollen, lassen Sie's bleiben. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich meinen Auftrag gestern nachmittag bereits einem Ihrer Kollegen gegeben habe.“

„Wie heißt der Mensch?“ fuhr er, sich zusammenraffend, auf.

„Streußand, Moritz Streußand.“

Max wäre beinahe lang hingegeben. Das konnte doch nicht stimmen. Streußand war doch in Nissenbüttel geblieben. Das wußte er doch genau. Und trotzdem soll der Mensch hier gewesen sein? Schon gestern nachmittag? Ach was, der Mann irrt sich, muß sich irren.

Aber der Mann irrte sich gar nicht. Und wie bei diesem, erging's dem Krusten noch an vielen anderen Stellen. In der kommenden Nacht schlief Max daher nicht. Vor Mut. Das zunächst. Dann aber auch, weil er sich den Kopf darüber zerbrach, wie es dieser Schurke, dieser Teufelsbraten, dieser Satansbissen, dieses Schmeunon, dieser Moritz nur zuwege gebracht hatte, ihn doch zu schlagen und ihm abermals das Feld zu verlegen.

Er fand die Lösung nicht.

Und die Geschichte war doch so einfach. Moritz hatte den Kutscher, mit dem er sich in der Schenke noch angefreundet, beistehen. Nicht, ihn im Wagen zu verbergen; da würde er schließlich doch entdeckt worden sein. Das wußte er. Sondern ihm seinen dicken Fuhrmantel zu leihen und ihn selbst als Kosselenter das Gefährt nach Eiderborn leiten zu lassen. Pferd und Wagen würde er dort im „Braunen Vären“ unterstellen. Er, der Kutscher, könne ja mit der Postkassette nachkommen und dann sein Eigentum wieder in Empfang nehmen. Daß die nächste Post keine Passagiere mehr aufnahm, das verschwiege er wohlweislich. Jedenfalls war der Kutscher zufrieden. In der Post zu sitzen war zweifellos ohne angenehmer als draußen auf dem Boock. Und außerdem konnte er sich, wenn die Pferde angehört waren, nochmals zur Ruhe legen und durchschlafen.

So wurde es gemacht. Und wenn der Kutscher, der also kein anderer war als Moritz, unterwegs nur die Nasenspitze sehen ließ, so hatte er dazu demgemäß noch einen anderen Grund als die Kälte. Gefroren hat er ja mordsjämmerlich. Geld genug hatte ihm die Geschichte ja auch geloset. Dafür war er aber auch Herr der Situation geblieben. Das ist doch auch etwas wert. Und während Max noch im „Blauen Fuchs“ sich seines vermeintlichen Sieges freute, war sein Konkurrent bereits bei den Kunden.

Erst nach langer, langer Zeit stießen die beiden Kollegen wieder einmal zusammen. Da war Moritz boshaft genug, sich nochmals für die zwei Taler Trinkgeld zu bedanken, die Max ihm damals in Eiderborn gegeben. Und da erst ging diesem ein Licht auf. Und mit welchen Ehrentiteln er sich da insgeheim belegte, na, darüber will ich lieber gar nicht reden.

Vom Rauchen.

Die Ergebnisse einer Umfrage über Tabakgenuß und dessen Einfluß auf künstlerische Arbeit sind in der Halbmonatschrift „Nord und Süd“ veröffentlicht. Es äußerten sich hierzu unsere bedeutendsten Dichter, Maler und Komponisten, so daß es wohl nicht ohne Interesse ist, die markantesten Antworten auch an dieser Stelle unseren Lesern vorzuführen.

Peter Altenberg: Rauche ausschließlich Zigaretten. Bevorzuge die türkischen dicken En-Nala, da man dabei die einfach getrocknete Pflanze selbst zu rauchen vermeint ohne Zujüge. Wenig. Bedürfnis nur eine nach Frühstück, nach Nachtmahl. Geistig-seelische Wirkungen seit jeher Null. Tabakgenuß ist wie ein jeder Genuß absolut keine zwingende Notwendigkeit. Man tut alles nur aus Mangel an Selbstzucht und zu wenig Achtung vor seinen latenten Lebensenergien. Man vergeudet aus Unerzogenheit, Stupidität und Irrsinn . . . Unentrinnbar sind Hunger, Durst, Liebe, Eifersucht. Hier zerfällt man an den Klippen. Aber die Genußmittel sind Kinderspielzeug einer tändelnden, unreifen, unmännlichen Menschheit. Hungere, bis dir eine harte Brotkruste als Lederbissen erscheint! Dann wird sie dir implizite zu einem hervorragenden Genußmittel! Das Naturgemäße werde dir zu einem Tonikum! Tabak ist überwindbar!

Leo Blech: Ich habe, seit den ersten üblichen Versuchen nie geraucht, weil ich keinerlei Genußempfindung beim Rauchen hatte. Ob ich andere Mittel dem Tabak vorziehe? Mittel wozu? Zur Hervorbringung großer Kunstwerke? Kennen Sie eines, wird mich die Mitteilung Ihrer Erfahrung glücklich machen.

Otto Ernst: Ich rauche nur Zigarren, und zwar bessere lieber als schlechtere, am liebsten also Importen und Hamburger oder Bremer Fabrikate. Mein tägliches Quantum beläuft sich auf acht bis zehn Stück, darunter eine Importzigarre von bedeutendem Kubikinhalt, einige schwerere und größtenteils leichtere Sorten, habe aber einen Zusammenhang zwischen Tabakgenuß und Produktion oder Inspiration niemals feststellen können.

Rudolf Herzog: Die Zigarre ist mir bei der Arbeit unentbehrlich. Und stets war sie mir Freund und Helfer. Fehlte mir einmal die Zigarre, so verspürte ich eine merkwürdige Unruhe, der ich nur mit großer Willenskraft Herr zu werden vermochte.

Wilhelm Hegeler: Ich rauche jeden Tag ziemlich regelmäßig sechs Zigarren. Ich verspüre beim Rauchen eine angenehm belebende Wirkung.

Paul Heyse: Ich habe nie Zigaretten geraucht, nur Zigarren und immer nur nach einer Mahlzeit, morgens eine ganze leichte, nach Tisch eine importierte, abends eine billige deutsche. Das Rauchen war mir stets ein Genußmittel, als Anregung zu geistiger Tätigkeit hat es mir nie gedient.

Heinrich Klunzinger: Nicht Liebe, Kunst, Freundschaft und Freiheit meiner Person brauche ich zu einem zufriedenen Leben eigentlich nur noch meine Zigarre.

Georg Freyherr von Ompteda: Nichtraucher!

Paul Scheerbart: Ein schnelleres Verknüpfen von Sinnesindrücken wird nach meinen Erfahrungen durch den Tabakgenuß zweifellos hervorgerufen. Die Pfeife wirkt am heftigsten und schnellsten auf mich — schon nach zwei bis drei Minuten. Ich rauche regelmäßig jeden Tag sieben bis acht große leichte Zigarren, Pfeife nur noch sehr selten. Ich glaube, daß die Gedankentätigkeit beschleunigt wird durch den Tabak — nicht die Stimmungsintensität. Andererseits wirkt der Tabak nach der Arbeit auch wieder beruhigend — wohl dadurch, daß er die Gedankentätigkeit auf andere Dinge lenkt. Die Beeinflussung der Produktion durch den Tabakgenuß erscheint mir zweifellos. Es findet schnelle Komposition von Bildern und Vorstellungsbildern statt. Die maßgebenden künstlerischen Stimmungsfaktoren werden vom Tabak nicht berührt. Bei einem Raucher wird also das Klare und Nüchterne überwiegen — das könnte man wohl behaupten.

Wilhelm von Scholz: Ich glaube, der Sinn jedes Narkotikums ist Gegenwart, ruhiges Genießen der Stunde, Ausschalten aller weiter-treibenden Gefühle, bewußtes, ganz waches Ruhen; bei der geistigen Arbeit: Isolation. Bei brieflicher Erledigung ärgerlicher Angelegenheiten ist für mich z. B. die Zigarre notwendiges Mittel, um ruhig am Schreibtisch und bei der Sache zu bleiben. Bei geistiger angeregter geistiger Unterhaltung entbehre ich die Zigarre mehr als bei der Arbeit. Irgendwelche Inspiration kann ich dem Tabak nicht zuschreiben, dagegen wohl eine gewisse isolierende und konzentrierende Stimmung — die aber wieder zuviel Behagen in sich trägt, um nicht die Menge der Arbeitsleistung zu vermindern.

Karl Spitteler: Erst mit 28 Jahren zu rauchen angefangen, ungerne, der Zähne wegen. Hat auch geholfen. Allmählich dann leider ein heilloser Raucher geworden. Von irgendwelcher Einwirkung auf den Geist selbstverständlich keine Spur. Wäre auch traurig um einen bestellt, wenn er seine Inspiration aus dem Tabak holen müßte.

Ernst Freiherr von Wolzogen: Der Tabak ist das einzige Nervenstimulans, auf das ich nicht glaube verzichten zu können. Ich habe immer gefunden, daß eine gute Zigarre zum Stimmungsmachen und zur Konzentration der Gedanken sehr viel beiträgt. Beim Schreiben kann ich allerdings nicht rauchen, und das ist einer der Hauptgründe, weshalb ich das Diktieren vorziehe. Wenn mir die Zigarre nicht schmeckt, so habe ich auch sicher auf keine Inspiration beim Schreiben zu rechnen. So sehr der sonst von mir keineswegs verachtete Alkohol mich im Schreiben stört, so sehr fördert der mäßige Tabakgenuß die Tätigkeit meiner Phantasie und erhöht mir ganz wesentlich die Freude an der Arbeit. Fluch über die, so dem armen Dichter seine Zigarre verteuern!

Konrad Alberti: Meine Meinung über das Rauchen ist sehr kurz und bündig. Ich finde es ekelhaft, pöbelhaft und schweinfisch. Tabaksduft, namentlich kalter, ist mir einer der abstoßendsten Gerüche, die ich kenne.

Franz Adam Beyerlein: Das Rauchen ist meines Erachtens eine recht angenehme Beschäftigung; in Gesellschaft regt es zur Aussprache an, allein betrieben hat es etwas Beschauliches, das Nachdenken Förderndes. Ich meine, oft dabei Gedanken gehabt zu haben, die sich hernach als brauchbar erwiesen. Besonders nützlich erschien es mir, wenn sich nicht ohne weiteres der Übergang aus den Forderungen des Alltagslebens zu der Ruhe der Produktion finden lassen wollte. Diese Grenze wird viel leichter überschritten, wenn man sich dazu seine Zigarre anzündet, und in diesem Sinne — der leichteren Beseitigung von Hemmungen — möchte ich an eine Beziehung zwischen Nikotin und Produktion glauben. Vielleicht liegt sie darin, daß man gezwungen ist, von einer Hauptsache sich auf etwas Nebensächliches bis zu einem gewissen Grad zu konzentrieren und danach und davon zu der neuen, erwünschten Hauptsache übergehen kann.

Adolf Brütt: Hin und wieder eine Zigarette bei der Arbeit reizt meine Nerven, jedoch eine Zigarre bei der Arbeit lähmt meine Energie völlig. Als Mittel der Inspiration habe ich das Rauchen nie empfunden, es erregt meine Nerven, jedoch nur beim Genuß der Zigarette. Auf meine Phantasie hat der Tabak nur in Gemeinschaft mit Alkohol Einfluß. Letzterer sehr stark, aber nur bis zu einem gewissen Quantum genossen.

Michael Georg Conrad: Fort damit! Nicht mehr riechen mag ich den Tabak, geschweige rauchen. Ein edles Kraut? Diese Giftqualmerei? Diese hysterische Verweibung der Zigaretten-schleuderei? In keiner Form findet der Tabakgenuß Gnade bei mir, weder als plebejische Pfeifenrauchererei, noch als aristokratische Giftnuderei. Rauchen ist unvornehm. Daß es auch ungesund, kommt erst in zweiter Linie. Unsere Kultur heißt uns so vieles treiben, was ungesund ist, ohne vornehm zu sein. Aber das Rauchen, zumal das gewohnheitsmäßige, leidenschaftliche Rauchen ist unvornehm und ungesund. Das Stummelrauchen, auch bei den teuersten Zigarrensorten, ist einfach ekelhaft. Ein solcher Stummelraucher ist mir als kulturmenschlische und salonfähige Erscheinung so zuwider, daß ich keine parlamentarische Bezeichnung dafür finde.

Georg Engel:

Ich war ein dummer Bube,
„Stand fest kaum auf dem Bein“,
Da sog ich schon die ersten
Verbot'nen Wolken ein.

Seitdem blies ich das Feuer
Stets mit geschät'gem Mund,
Hab' mich nicht drum gekümmert,
Ob schädlich, ob gesund.

's ist mir ein flüchtig Spielen,
Ein Sinnbild unsrer Zeit.
Wie Weib, wie Ruhm, wie Tugend
Rauch und Vergänglichkeit.

Martin Greif: Das Rauchen halte ich für eine kostspielige Gewohnheit, die sehr wohl entbehrt werden kann, der aber zu entzagen große Überwindung kostet. Wir empfinden die Betäubung durch das eingelagerte Gift des Nikotinstoffes als Genuß, dem wir auch gerne eine wohlthätige Wirkung zuschreiben. Geistige Arbeit, die solcher Reizmittel bedarf, wird auch die Spuren davon an sich tragen, wenn ich diesem auch eine anregende Wirkung, von eigener Erfahrung ausgehend, nicht absprechen möchte.

Kurt Herrmann: Die Werke der alten Meister bergen noch so manches Geheimnis für uns, sollten sie etwa ein Stimulans besessen haben, das mit diesen Geheimnissen verloren gegangen ist? Der Tabak war es jedenfalls nicht, na also!

Ludwig von Hofmann: Kann als Nichtraucher zu den Fragen nichts beisteuern.

Gruft Liebermann: Die Zigarre verschönt mir die verhältnismäßig knappen Stunden der Ruhe; die Zigarre hilft mir über Perioden der

Langeweile freundlich hinweg; die Zigarre ist mir ein wertvolles Mittel, die Phantasie lebhafter, das Erfinden leichter werden zu lassen. Vielleicht täusche ich mich in bezug auf den letzten Punkt, aber — was tut's? Der Glaube macht selig.

Venzo Rüttenauer: Ich habe bis zu meinem 35. Jahre nicht geraucht und rauche heute mehr als vielleicht gut ist — wenn ich auch nur rauche, was gut ist. Ich saß eines Abends einsam im Kaffeehaus, müde von der Arbeit, ein wenig kribbelig in den Nerven, eine Schale Zigaretten stand vor mir, ich zündete mir eine an, ohne viel zu denken. Die Wirkung überraschte mich. Meine Erschlaffung war — das Bild mag hier besonders angebracht sein — wie weggeblasen, natürlich allmählich, Zug für Zug. Kein Wunder, daß ich an einem andern Abend das Experiment wiederholte. Und bald rauchte ich eine Zigarette auch nach dem Mittagstisch, endlich sogar nach dem Frühstück. Und ich habe mich seither, nachdem mir die Zigarre, und meistens mehr als drei im Tag, sozusagen zur Unentbehrlichkeit geworden ist, oft ernstlich geprüft und gefragt, ob es nicht doch besser gewesen wäre, die lang bewährte Keuschheit und Enthaltbarkeit mit ins Grab zu nehmen. Aber da hätte ich auch was Rechtes mitgenommen! Im Ernst, ich glaube nicht an eine inspirative Kraft des Tabaks. Ich halte so etwas direkt für Humbug. Aber . . . die Zigarre hilft über vieles hinweg. Und, wie gesagt: in Momenten der Ermüdung und Abgespanntheit kann sie eine wahre Labial bedeuten. Und das wäre zu verachten? . . . Nachteile mögen auch dabei sein. Aber solange wir sie nicht spüren, solange sie uns nicht zum Bewußtsein kommen, glauben wir einfach nicht daran. Hier wird ein Arzt, der nicht raucht, die Stirne runzeln. Aber eben nur einer, der nicht raucht. Und das Allerwichtigste, die religiöse Seite der Sache. Denn die darf in einem deutschen Feuilleton oder in einer sonstigen noch so geringfügigen deutschen Äußerung doch nicht unberührt bleiben. Also erinnere ich daran, daß der alte Bamberger selig die Zigarre des Hensens besseres Jenseits genannt hat. Demnach gehören wir Raucher notwendig zu den Frommen, zu den Nicht-Materialisten, zu den Menschen mit metaphysischem Bedürfnis, kurz zu den allein guten und moralischen Menschen; wir glauben, und zwar nicht nur mit heuchlerischen Worten, sondern bis in unser innerstes Eingeweide hinein, an das bessere Jenseits.

Gustav Schüter: Wenn es gilt,

dem Tabak ein Lied zu singen, so bin ich dabei! Den Göttern Dank für diese kostbare Gabe, die die Sorgen hinwegschwemmt wie eine leichte Welle schaukelnde Korkkähnelein.

Unsere Bilder.

„Fidele Fahrt“. Da es bei uns in diesem Winter wohl nicht gar zu viel Schlittenpartien geben wird, wollen wir jedenfalls unseren Lesern als Surrogat eine fröhliche Schlittenpartie im Bilde vorführen. Den beiden kräftigen Mädels macht es viel Vergnügen, Mütterchen und Schwesterchen in rasender Fahrt durch die Schneelandschaft zu jagen. — „Hausmusik“. Ein Bild stillen häuslichen Glückes hat Oskar Freiwirth-Lübow da gemalt. Andächtig verfunken lauschen die drei dem hingebenden Spiel ihrer Angehörigen. — „Kaiser Joseph II. auf dem Totenbette“. Dieses Bild, das den Kaiser auf dem Totenbette, betrauert von seinen nächsten Angehörigen und Freunden, darstellt, ist eine Reproduzierung eines von G. Conrad gezeichneten Stollfahlgemäldes. — „Die zweibeinige Ziege“. Ein Wunder der Tierwelt ist das. Bei einem Gutsbesitzer in der Nähe Wiens wurde eine Ziege geboren, der die beiden Vorderbeine fehlen, während die Hinterbeine völlig normal sind und das Tier auch sonst keinerlei Fehler aufzuweisen hat. Die Ziege bewegt sich hüpfend vorwärts und wurde als Abnormität der Tierärztlichen Hochschule in Wien vorgeführt.

Gedankensplitter.

Oh! treibt es doch nicht gar zu bunt,
Bedenkt, daß unsre Erde rund!
Wer auf der Erde „fähret fort“,
Kommt wieder an den alten Ort.



Die zweibeinige Ziege, ein Wunder der Tierwelt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 6

Sonntag, den 6. Februar

1910

Vervorrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(1. Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Es fehlten noch zehn Minuten an der vollen Stunde, da schlug Tante Bell den Lamartine zu. Sie las gerade aus seinen „Nouvelles meditations“ vor. Ich mußte das Gelesene in fließendem Französisch wiederholen und mich über den Eindruck äußern, den es mir hinterlassen. Ach, ich hatte so gar nicht aufgepaßt heute. Ich fand es so schrecklich langweilig, und meine Blicke und Gedanken irrten immer wieder ab, flogen hinaus in den schönen sonnigen Herbsttag, der seine Düfte zum offenen Fenster hereinschickte gleich werbenden Boten. Der ab und zu wie leise Wahnung ein welch's dürres Blatt vom alten Banne draußen herabflattern ließ. Müde und weich, einem sterbenden Falter gleich in seiner bunten Schöne, taumelte es dahin, durchschnitt mit zuckenden Windungen die laue, vom Resedaduft geschwängerte Luft. Weiter, immer weiter hinab ging es, bis mein Blick nicht mehr folgen konnte.

Erschreckt fuhr ich zusammen, wie Tante Bells Stimme so plötzlich abbrach. Schuldbeußt senkte ich den Blick und erwartete so gleich das altbekannte: „Mon dieu, Charlotte!“ dem sich in diesem Falle eine längere Ermahnung anschließen würde.

Aber es folgten nichts von alledem. Tante Bell schien meine Unaufmerksamkeit entgangen zu sein. Sie stand ruhig auf, legte das Buch an seinen Platz, blieb eine Weile wie unschlüssig stehen und sagte dann: „Charlotte, du kommst mit mir gehen. Hole deinen Hut und mache dich fertig.“

Mit ihr gehen? Wohin? Tausend Fragen und Möglichkeiten

schossen mir durchs Gehirn. „Vite, vite! Die Zeit steht nicht still!“ Ich flog davon, wusch mir die Hände, nahm meinen Hut. Im Vorbeigehen drückte ich rasch Tante Ann einen Kuß auf die Wange und flüsterte ihr die große Reue zu. Sie schien nicht überrascht, lächelte nur leise und wehmütig, wie es ihre Art war.

(Nachdruck verboten.)

Tante Bell stand schon bereit in Hut, Spitzenmantille und Handschuhen. Sie sah sehr elegant und stattlich aus. Noch würdevoller als sonst. Prüfend überblickte sie meinen Anzug. Ich trug ein hellblaues Leinenkleid, das Tante Ann zierlich bestickt hatte, dazu den großen runden Hut mit schwarzem Sammetband. Handschuhe besaß ich nicht, ich war ja nie über den Garten hinausgekommen. Unwillig konstatierte Bell das Fehlen derselben. Ein Paar von ihnen, die ich anziehen sollte, waren ganz schrecklich groß. Lachend gab ich sie ihr wieder:

„Hast du große Hände!“ meinte ich ganz erstaunt. Sie machte ein bitterböses Gesicht, kniff die schmalen Lippen zusammen und ging rasch zur Türe hinaus, die Treppe hinunter. Ich immer einen halben Schritt hinter ihr drein. Vorbei an den Blumenrabatten, den alten Damen, die einzeln oder in kleinen Gruppen beisammen saßen auf den sonnbestrahlten Plätzen oder bedächtlich umherwandelten zwischen den schmalen Beeten, wo bunte lustige Asten in dichter Fülle sich zwischen die steifrückigen hohen Georginen drängten, gleich Landvolk unter vornehmen Herrschaften. Vorbei an dem Portier im äußeren Hofe, der mit tief geneigtem Kopf das Portal vor uns



Demasniert. Nach dem Gemälde von G. Straß.

öffnete. Draußen auf der Straße, die nach kurzer, scharfer Wendung in das Dorf führte, winkte mich Tante Bell an ihre Seite:

„Achte auf den Weg, Charlotte; du wirst ihn jetzt täglich gehen müssen.“

Ich war ganz in Schauen versunken, entzückt über das Neue, was sich meinen Augen bot. Die kleinen bunt angestrichenen Häuschen mit dem schmalen Gartenstreifen davor, die Hühner und Enten und Gänse, die ich über die niederen Bäume hinweg in den Höfen und an den offenen Türen sah, die Tauben auf den Dachrinnen, die kleinen Kinder, die über den Weg liefen. Neue lebendige ungekannte Töne überall her aus den Häusern, Ställen und Höfen. Ich sperrte Augen und Ohren auf vor lauter Entzücken, all das, was ich nur aus Büchern und Bildern kannte, nun endlich in der Wirklichkeit zu sehen.

An einem etwas größeren, weinmurranten Hause blieb Tante Bell stehen und zog die Glode. Sie klingelte, trotzdem die Tür weit offen stand. Ein kleiner, krausköpfiger Junge war schreiend vor uns davongelaufen in das Haus hinein. Nun riß er dort eine Tür auf und rief:

„Vati Vati! Fräulein von! — Fräulein von!“

Der Pfarrer, ein noch junger Mann mit feinen durchgeistigten Zügen, kam uns entgegen und bat uns in sein Zimmer. Ich musterte ihn ebenso ungeniert wie all das andere Neue, das mir heute vorgekommen war. Wem glich er nur? Er kam mir so bekannt vor! Ach ja, nun wußte ich es: dem Apostel Johannes auf Dürers Bekenntnistafeln.

Nun ich die gesuchte Ähnlichkeit gefunden hatte, war ich ganz beruhigt und gab mich dem Rauber seiner klangvollen melodischen Stimme hin, gegen die Tante Bells sprödes Organ doppelt unvorteilhaft abfiel.

Tante Bell bat den Pfarrer, mich für die im Frühjahr stattfindende Konfirmation vorzubereiten. Es durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Ich sollte konfirmiert werden, sollte erwachsen sein. Frei sein! Denn dann kam sicher die Freiheit, dann konnte ich tun und lassen, was ich wollte, konnte hinaus — hinaus ins Leben . . . die Welt . . . meiner Eltern Grab suchen . . .

„Also, Sie wollen meine liebe Schülerin werden, Fräulein —“

Der Pfarrer stockte, Tante hatte wohl meinen Namen nicht genannt.

„Charlotte —“ half ich ein, während ich meine Hand in seine ausgestreckte Rechte legte.

„Fräulein Charlotte“, sprach er weiter. „Nun, gebe Gott, daß mein Unterricht zum Segen für Sie werde — zu einem Segen fürs Leben. Er blickte mir ernst und forschend in die Augen, dann ließ er meine Hand los und wandte sich in mehr geschäftlichem Tone wieder zu Tante Bell:

„Die nötigen Papiere haben gnädiges Fräulein wohl mit? Geburts-, Taufzeugnis — Heiratsurkunde der Eltern —“

Tante Bell stand rasch auf. Wieder preßte sie wie in plötzlichem Ärger die Lippen zusammen. Dann sagte sie langsam, jedes Wort betonend:

„Ich wächte, es genügt, wenn ich Ihnen meine Rechte persönlich anmelde. Die nötigen Papiere werden Ihnen demnächst schon zugehen. Im evangelischen Glauben getauft und erzogen ist sie selbstverständlich. Tragen Sie immerhin Anna Charlotte von Ebelingen in Ihre Listen ein.“

„Anna Charlotte von —?“

„von Ebelingen!“ wiederholte Tante Bell scharf. Eine leise Röte stieg ihr ins Gesicht, ihre Augen bligten. „Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Solch scharfen Ton hatte sogar ich noch nicht von ihr gehört.“

„Nein, danke — zunächst nicht!“ Pfarrer Martens machte der Tante eine Verbeugung, die sie mit einem kaum merklichen Kopfschütteln erwiderte. Mir gab er nochmals die Hand:

„Adieu, Fräulein Charlotte! Auf Wiedersehen!“

Ich nickte ihm zu: „Auf Wiedersehen!“

Zweimal wöchentlich durfte ich von da ab in des Pfarrers gemütlichem Studierzimmer neben seinem Schreibtisch sitzen, während er mir gegenüber Platz nahm, oder, im kleinen Raum auf und ab schreitend, mit seiner innigen warmen Stimme die Bilder des alten und neuen Testaments vor mir aufrollte. In ungeahnter Größe und Schöne erstanden vor meinem geistigen Auge alle jene Helden des Wortes und der Tat. Und über ihnen allen thronte die Gestalt des Heilands. Sie wuchs förmlich aus ihnen heraus, licht und hehr, Trost und Segen spendend. Ein Herr der Liebe und des Friedens, der auch meinem heißen trostigen Herzen die Ruhe brachte.

Es war eine wunderbare Zeit für mich, deren Segen ich in das ganze fernere Leben mitnahm. Neu und wunderbar schien mir alles, was ich hörte, schien mir das Christentum selbst. Alle die alten wohlbekanntesten Worte hatten einen anderen Klang als aus Tante Bells Munde. Weit auf tat sich meine hungernde, dürstende Seele und sog den Segen in sich.

Nach dem Unterricht gingen wir hinüber ins Wohnzimmer, wo die Frau Pfarrerin mit den beiden kleinen uns am staunend erwartete. Alles hier hatte ein festliches Aussehen: der blumengeschmückte Tisch, die beiden rosigen Kinder, die Hausfrau selbst, deren Gesicht förmlich strahlte vor Lust und Glück, und die so jung und frisch lachte mit den stinkernen und mir.

Eines Tages konnte ich nicht an mich halten — ich riß sie stürmisch an mich, drückte und küßte sie. Ganz verlegen wehrte sie mich ab, fast ängstlich:

„Aber nicht doch, nicht doch — Fräulein von Ebelingen!“

Ich erschraf über mein Ungestim. Tränen kamen mir in die Augen. Die ungewohnte Anrede richtete sich wie eine Schranke zwischen uns auf. Es war doch Tante Bells Name. Mon dieu, Charlotte! würde sie sagen und Erörterungen über mein unschickliches Benehmen würden folgen. Tante Bells Name mir! Nein — Nein! Er kam mir vor wie ein fremdes Kleid, das nicht passen wollte.

„Nennen Sie mich nicht so, nennen Sie mich beim Vornamen!“ bat ich. „Und du!“

Die Pfarrerin zögerte mit der Antwort. Da drängte ich weiter: „Ach bitte, bitte, dann finden Sie es auch nicht so unpassend, was ich getan. Es war wirklich nicht böse gemeint!“ versicherte ich weiter. „Aber außer Tante Ann habe ich niemanden zum Liebhabern!“

Meine Stimme zitterte von zurückgehaltenen Tränen. Hier in dieser sonnigen Häuslichkeit kam mir alles das, was mir fehlte, wonach ich mich sehnte mein Leben lang, so recht zum Bewußtsein. Und ich meinte, ich müßte verzweifeln, so scharf packte mich der Schmerz und die Sehnsucht. Da schloß mich die Pfarrerin fest in ihre mütterlichen Arme und erwiderte meine Zärtlichkeit.

Von da an dehnte sich das Kaffeestündchen immer länger aus. Oft brach die frühe Dunkelheit herein, eines der Mädchen aus dem Stift kam und holte mich ab. Merkwürdigerweise tabelte mich Tante Bell nie deswegen. Sie machte stets ein böses Gesicht, kniff die Lippen zusammen und sah noch häßlicher aus als sonst. Aber sie sagte kein Wort dagegen. Wenn sie dabei war, erzählte ich auch nichts von den schönen Stunden, die ich im Pfarrhause verlebte. Davon erfuhr nur Tante Ann. Ach, niemand verstand die Kunst des Zuhörens so wie Tante Ann! Stundenlang hätte ich ihr zu Füßen hocken können auf dem kleinen Fenstertritt und erzählen mögen von alle dem, was mein Herz bewegte.

Von allem außer jenem einen, außer jener nie schlafenden Sehnsucht, die wie ein grauer nächtiger Wanderer neben mir herschritt auch durch jene goldenen Stunden.

Eines Tages, es mochte Mitte Februar sein, kam ich sehr zeitig aus dem Pfarrhaus zurück. Der Pfarrer war zu einem Kranken gerufen mitten aus der Unterrichtsstunde hinweg. Aus dem Wohnzimmer hörte ich fremde Stimmen — Besuch! Ich nahm leise meine Sachen von dem Haken im Hausflur und ging nach Hause zurück. Der frühe Schluß der Stunde war mir sogar ganz lieb heute, denn ich sorgte mich etwas um Tante Ann. Sie war so still und blaß gewesen den ganzen Tag, um ihre lieben Augen lagen tiefe dunkle Ränder, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Sollte sie am Ende krank sein? Ich sorgte mich, trotzdem sie auf meine schüchtern darauf hinstellende Frage lebhaft den Kopf geschüttelt hatte.

Vorsichtig ging ich, im Hause angekommen, den langen Gang hinab und trat still ins Zimmer. Vielleicht schlief sie doch ein wenig. Es dämmerte bereits; aber ich sah sofort, der Raum war leer.

Lag Tante Ann gar im Bett? Rasch zum Schlafzimmer. Da — mit einem Male stockte mein Fuß — nebenan in Tante Bells Reich hörte ich sprechen. Eine tiefe fremde Männerstimme. Der Arzt? — Doch nein, der nicht. Es war eine mir ganz unbekannte Stimme. Die des alten Dorfarztes, der mich in den Kinderkrankheiten behandelt hatte, klang ganz anders. Ich horchte unwillkürlich mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Also einer Adoption durch das gnädige Fräulein würden vom rechtlichen Standpunkte aus keinerlei Schwierigkeiten entgegenstehen. Die betreffenden Paragraphen der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen habe ich Ihnen bereits zur Kenntnis gebracht. Das fünfzigste Jahr haben Sie vor einigen Tagen vollendet — bliebe nur noch die Totenerklärung des Vaters, die ja schon längst zulässig sein dürfte. Es heißt wörtlich im Gesetz: „Wenn . . .“

Einige leise Worte Tante Anns, die ich nicht verstand, dann Tante Bells Stimme:

„Aber natürlich, selbstverständlich — das ist doch nur noch eine Formsache, Anna!“

Und mit einem Male Ann, laut und schrill, im höchsten Schmerz: „Nein, nein, nein! Niemals! — Fred ist nicht tot, es kann nicht sein. In meinem Herzen lebt er, wird immer und ewig leben — und seinen Namen soll sie führen, sein Kind ist und bleibt sie — ich be- taube ihn nicht — nein — nein — nein!“

„Nein! Nein!“ Ich riß die Tür auf und schrie es ihnen allen dreien entgegen. Sie sollten Tante Ann nicht plagen und quälen. „Nein! Nein!“ — Instinktiv schleuderte ich ihnen immer wieder Tante Anns letzte Worte entgegen, während ich mich zum Schuß vor die arme totblasse Tante Ann stellte und meine beiden Arme um sie schlang. Ihr zarter Körper bebte und zitterte an dem meinen; sie schmiegte sich an mich wie ein gehetztes Tier.

Ich war wie von Sinnen vor Wut und Schmerz, und als Tante Bell von ihrem Sopaplag, wo sie bei meinem unerwarteten Eindringen regungslos sitzen geblieben war, aufsprang und auf Tante Ann und mich zusam, legte ich diese behutsam in den Sessel zurück und stellte mich vor sie hin, bereit, jeden Angriff tätlich abzuwehren. Dabei schrie ich ihr entgegen:

„Du hörst es doch: Nein — nein — nein!“

Tante Bell sah mich böse an. Ihre kleinen schwarzen Augen funkelten, um den Mund mit den festgekniffenen Lippen zogen sich unzählige schlangengleiche Fältchen. Sie öffnete und schloß die Finger wie im Krampfe.

„Na, Gott behüte mich — so eine streitbare junge Dame! Ha, ha!“ Ein alter Herr, der neben Tante Bell gesessen hatte, erhob sich und fügte mit einem kleinen Lächeln nach mir hinzu:

„Justizrat Biedert.“

Ich sah ihn kaum an. Ein feindliches Gefühl regte sich in mir. Gewiß hatte er Tante Ann auch mitgequält. Flüchtig neigte ich den Kopf nach ihm. Bisher hatte ich noch stets mit meinem kindlichen Knidschen gegrüßt, mochte es auch für mein Alter und meine Größe kaum mehr passend sein — heute indes war es, als fielen auch im rein äußerlichen Wesen jede letzte Spur der Kindheit von mir ab. Ihr, die selbst des Schuges bedarf, entwuchs ich, als ich für ein anderes teureres Wesen schirmend und helfend eintrat.

Während der Worte des alten Herrn hatte Tante Bell ihre Fassung wiedergefunden. Sie schloß einige Augenblicke die Augen in tiefem Nachdenken, nickte dann vor sich hin, und als sie mich darauf wieder ansah, spielte sogar etwas wie ein Lächeln um ihre Mundwinkel.

„Nun wohl, Charlotte,“ sagte sie mit heller durchdringender Stimme. „Nun wohl! Gestehen wir dir das Recht zu, zu wählen. Und nehmen wir an, du habest gewählt.“ — Und nach einer kleinen Pause, während es so still war, daß ich mein Herz klopfen und das Blut in meinen Adern pulseren fühlte, fügte sie hinzu:

„Für Anna Sorge ich nicht — so lange sie hier bei mir bleibt und die alten Bedingungen einhält. Die alten Bedingungen! — Du aber, Charlotte, gehe hinaus und suche dir deinen Weg im Leben, deinen selbstgewählten Weg. Und Glückauf dazu!“ —

Die letzten Worte klangen wie eitel Hohn und Spott. Es war mir, als müßte ich mich dagegen wehren. Aber ehe ich mich so weit gefaßt hatte und etwas sagen konnte, war ich allein mit Tante Ann. Bell war mit dem alten Herrn, der nur einige undeutliche Abschiedsworte murmelte, fortgegangen.

Es war mir nun auch gleichgültig. Alle meine Sorge galt Tante Ann, die halb ohnmächtig im Sessel lag. Ich trug sie mehr als daß ich sie führte in ihr Zimmer hinüber und weiter in das Schlafzimmer, entkleidete sie wie ein kleines Kind und brachte sie zu Bett. Dann legte ich ihr kalte Kompressen auf den Kopf, machte ihr Zitronenwasser zurecht und sah den ganzen langen Abend und die ganze Nacht an ihrem Bette, hielt ihre heißen fiebernden Hände in den meinen, kühlte ihr tröstende und beruhigende Worte zu, wenn wirre Fieberphantasien sie ängstigen wollten.

Ein Name kehrte immer wieder. Fred, Fred! Bald flüsterte sie ihn in heißer Zärtlichkeit, bald wieder rief sie ihn laut, sehte jammernd, er solle sie doch hören, solle wiederkommen. Es klang herzzerreißend in der Stille ringsum.

Endlich schlief sie ganz erschöpft ein, meine Hände in den ihren haltend. Es mochte gegen Morgen sein, denn das Nachtlichtchen in seinem gläsernen Häuschen kuisierte und zischte und bog sich schon zur Seite in halbem Gelächern. Ich zitterte vor Aufregung und Frost. Es wurde immer kälter im Zimmer, und ich hatte nur ein leichtes Tuch um die Schultern. Aber ich wagte es nicht, mich zu rühren, Tante Ann hätte aufwachen können. Endlich wurde der Druck ihrer Finger lässiger, ließ ganz nach; sie schlief.

Da legte ich mich, angekleidet, wie ich war, auf mein Bett und wickelte mich in die Decken. Angestrengt dachte ich nach, suchte Klarheit in die verworrenen Erlebnisse des vergangenen Tages zu bringen. Aber so viel ich auch suchte und Vermutungen aufstellte, immer war da wieder etwas, was nicht paßte, was nicht zusammen stimmte. Und schließlich — ich war jung, ich war müde und erschöpft: mitten im Nachdenken schlief ich ein, schlief fest und traumlos, bis es heller Tag war.

Tante Bells Bett war unberührt, dasjenige Tante Anns leer. Sie war also bereits aufgestanden? An ihrem gewohnten Platz am Fenster saß sie, ganz wie alle Tage. Wie alle Tage küßte sie mich und sagte mit ihrer leisen Stimme: „Guten Morgen, Liebling!“ Wie alle Tage frühstückten wir zusammen. Wie alle Tage nahm ich darauf meine Bücher, die ich zum Unterricht brauchte. Aber ich zögerte etwas an Tante Bells Tür und dann trat ich erst ein, nachdem ich angeklopft und sie „Come in!“ gerufen hatte.

Es war heute der englische Tag. Englische Sprache, Geschichte, Literatur. Ein dritter hätte wohl an dem Unterricht heute nichts anders gefunden, aber ich fühlte genau, Tante Bells Stimme, ihre ganze Art mir gegenüber, ihre Berichtigungen, ihr Tadel selbst waren unpersonlicher geworden als bisher. Ich war nur mehr eine Sache, ein Ding, an dem hin und her gedreht und korrigiert wurde, je nachdem es nötig war und sein mußte. Und ich selbst strengte mich noch mehr an als sonst; ich wollte mir keine Blöße geben, ihr kein Recht zum Tadel.

Somit blieb alles ganz wie früher, so, als wäre gar nichts geschehen. Doch nein; Tante Bell schlief nicht mehr mit uns zusammen, ihr Bett blieb Nacht für Nacht unberührt.

Und dann änderte sich noch etwas. Jene glücklichen beiteren Stunden im Pfarrhaus, die ich so lieb gewonnen, sie gehörten der Vergangenheit an.

Ich hatte mir an jenem Abend an Tante Anns Bett eine tüchtige Erkältung zugezogen und mußte das Zimmer hüten. Pfarrer Martens kam in dieser Zeit zu uns und erteilte mir seinen Unterricht in Tante Anns Zimmer. In ihrer Gegenwart. Ganz still saß sie da, die Hände im Schoß gefaltet, und hörte mit leuchtenden Augen zu. Es war, als befäme ein kleines feines Licht, das schon ständig in ihr brannte, neue Nahrung und glänzte nun immer heller, strahlte aus ihren Augen, ihrem Lächeln, ihrer Stimme wieder.

Hätte ich es über mich bringen können, ihr das Licht zu umschatten? — Ich ging längst wieder im Park unter den hohen schneebedeckten Bäumen spazieren, Tag für Tag, wie ich es gewöhnt war, und repetierte meine Aufgaben für Tante Bell. Aber wie in stillschweigendem Ubergang ging ich nicht wieder ins Dorf hinunter, ins Pfarrhaus zum Unterricht, sondern erhielt ihn oben bei uns in Tante Anns Gegenwart. Und Tante Ann küßte mich jedesmal hinterher und sagte:

„Danke dir, Liebling. Gott vergelt's dir!“

Sie ahnte wohl, was ich ihr zu Liebe tat, wenn ich ihr die Stunden im Pfarrhaus opferte. Oder war es, weil sie mich um sich haben wollte, die kurze Frist, die ich ihr noch zu eigen war? — Weil sie meinen Anblick nicht entbehren mochte, nicht für kurze Stunden, da sie doch wußte, wie bald die Zeit kam, da ich ganz von ihr gehen mußte? Ich ahnte es ja nicht; aber wie glücklich war ich, ihr dies kleine Opfer bringen zu dürfen — ihr, die so viel für mich tat und litt, schweigend — lächelnd.

4. Kapitel.

Anfang April wurde ich als eine der ersten in der kleinen Dorfkirche konfirmiert. Ich war bald 17 Jahr und bedeutend größer als alle die Kinder, die da um mich herum saßen. Sie rückten auch so weit als möglich von mir weg, tuschelten und flüsterten zusammen und zeigten verstoßen mit den Fingern nach mir. Ich wurde ganz welegen dadurch und sah an mir herab, ob etwas an meiner Kleidung in Unordnung wäre. Doch wie hätte das wohl sein können! Mit welcher unendlichen Sorgfalt und Liebe hatte mir Tante Ann alles fein und zierlich genäht, vom kleinsten Wäschestück an bis zu dem weißen Batistkleid mit der Stickerei an Hals und Ärmeln und an jeder der vielen kleinen Fältchen. Und wie zärtlich hatte sie mir Stück für Stück zurechtgelegt, wie behutsam mir früh beim Anziehen geholfen.

Trotzdem kam ich mir unter all den anderen Kindern, die sich kannten, bei Namen nannten und von einander wußten, so unendlich einsam vor. Ich wagte es nicht, den Blick zu heben von meinem Platz vorn an der Seite des Altars und hineinzuschauen in die kleine Kirche, dorthin, wo alle die Väter und Mütter saßen und nach ihren Kindern hinblickten, ihnen zunickten, sie mit frohen, stolzen Augen musterten am heutigen Tage, wo sie in ihre Reihen, die Reihen der Erwachsenen, aufgenommen werden sollten.

Wie eine Ausgestoßene kam ich mir vor, ein einsamer Fremdling. Denn auch Tante Ann, die hinter mir in der Sakristei saß, konnte ich nicht sehen. Ich wußte, sie war da. Aber was half mir das? Ich hätte sie sehen müssen unter all den Fremden, mitten darunter, wo die anderen alle saßen, die sich freudig bekannten durch ihre Gegenwart als Eltern, Verwandte und Freunde der Kinder.

Endlich nahm die heilige Handlung meine Aufmerksamkeit gefangen. Mahnend und eindringlich klang die Stimme des Geistlichen an mein Ohr, sie fand den Weg in mein Herz hinab; und demütig senkte ich den Kopf und lauschte seinen Worten.

Mit einem kleinen stämmigen Knaben kniete ich vor dem Altar nieder, gemeinsam empfingen wir den Segen, dann ein jeder seinen Spruch. Laut und feierlich tönte des Pfarrers Stimme in die Stille der Kirche hinein:

„Anna Charlotte Walden; Psalm 27, Vers 10: Denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf!“

Noch einmal ruhte seine Rechte segnend auf meinem Haupte. Dann reichte er mir den zusammengefalteten Schein. Eine kleine Weile später sah ich wieder auf meinem Plage. Um mich her nahm die Handlung ihren Fortgang.

Aber ich konnte meine Gedanken nicht mehr darauf konzentrieren. Unablässig klang es mir im Ohr: „Anna Charlotte Walden — Vater und Mutter verlassen dich, aber der Herr nimmt dich auf!“

Ah, wo waren sie, jene beiden — Vater und Mutter? Warum hatten sie mich verlassen? Wo weilten die, die jenen fremden Namen einst getragen oder noch tragen, der heute zum ersten Male an mein Ohr schlug — der Name, den auch ich führte. Durch den ich mit ihnen verbunden war wie durch eine feine, unzerreißbare goldene Kette. Wo? — ah wo?

5. Kapitel.

Kurze Zeit darauf verließ ich das Heim meiner Kindheit, die Stätte meiner Jugend, ging hinaus ins Leben, mir meinen Weg zu suchen, wie Tante Bell gesagt hatte.

Allein hinaus ins Leben, in das fremde unbekannte, unter Menschen, die ich nie gesehen, die nichts von mir wußten und kannten, die mich nicht liebten wie Tante Ann. Ach, wie sie mich liebte! Ich hatte es stets gewußt, hatte nie daran gezweifelt, trotz allem, was mir in ihrem Wesen oft unklar war. Aber wie ihr der Abschied ins Herz schnitt! Ich brauchte meine ganze Kraft, mußte meinen ganzen Stolz und Trost zu Hilfe rufen, wollte ich nicht gleich ihr zusammenbrechen beim letzten Kuß, beim letzten Händedruck und Blick.

Tante Bell brachte mich im Wagen zur Bahn. Während der Fahrt unterrichtete sie mich erst von allem Nötigen. Sie war es ja auch, die mir die Stelle besorgt hatte — bei einer Frau von Kathen.

„Du wirst dort der Dame des Hauses vorlesen, die Sprachstudien der jungen Mädchen leiten und die kleine in den Anfangsgründen unterrichten.“

„Und?“ fragte ich angstvoll, als sie schwieg, bemüht, etwas Licht in das Dunkel, das vor mir lag, zu bringen.

„Was und?“ meinte Tante Bell scharf. „Du wirst das Deine tun und der Erziehung, die du genossen Ehre machen, hoffe ich.“

Blätterdach fast verborgen lag. Da fuhr Tante Bell fort: „Du wirst natürlich eine bestimmte Geldsumme für deine Arbeit erhalten. Denke daran, daß du ganz allein stehst, daß du für dich sorgen mußt.“

Ich starrte sie betroffen an. Ganz allein? Hatte ich nicht noch wie

vor Tante Ann? Sie schien meine Gedanken erraten zu haben. Denn sie wiederholte mit schärferer Betonung: „Ganz allein! Du hast kein Geld, keinen roten Heller. Bedanke dich dafür bei deiner lieben Tante Ann.“

Ich biß die Zähne zusammen und sagte kein Wort. Oh, wie ich sie in diesem Moment haßte, die da neben mir saß. Wollte sie mir auch noch das Vertrauen zu Tante Ann rauben, meine Liebe zu ihr zerstören, indem sie ihr die Schuld gab, wenn ich jetzt ins Leben hinaus mußte. In das Leben, nach dem ich mich doch so oft glühend gefehlt, das mir nun, als mein Wunsch erfüllt ward, solche Angst einflößte.

„Bedanke dich dafür bei Tante Ann!“ Was sollte das heißen?

Stumm legten wir den Rest des Weges zurück. Stumm blieb Tante Bell im Wagen sitzen, stumm reichte sie mir die Hand zum flüchtigen Abschied. Ich atmete wie von einer Last befreit auf, als ich sie nicht mehr sah, als auch das leise ferne Rollen des Wagens nicht mehr zu hören war. Es gab ja auch so viel Neues für mich zu sehen und zu hören. Ich mußte alle meine Gedanken zusammennehmen, wollte ich mich in der so gänzlich fremden Welt zurechtfinden.

Und dann saß ich in einer Ecke des Zuges und starrte mit großen verwunderten Augen hinaus in die unendlich weiten Fernen, die da an mir vorüberflogen. Wälder und Felder und Seen und Häuschen, ein fernliegendes Dorf, eine Stadt. Auf den Haltestellen



Rückkehr vom Maskenball.

Ich senkte den Kopf. Wie konnte ich mich ihr gegenüber auch nur einen Augenblick gehen lassen und auf Verständnis für all das hoffen, was unausgesprochen in mir stürmte und drängte. Ich sah zur Seite auf das kleine Dörchen hin, an dem unser Wagen vorbeifuhr, sah noch einmal hinüber nach dem hohen alten Gebäude, das unter dem grünen

lärmendes Ab und Zu, drängende, schiebende Menschen, die fröhlich lachten und plauderten oder ernst und traurig waren, schluchzend Abschied nahmen. Einzelne Reisende, Einsame gleich mir, andere, die einen Strom von Leben mit sich brachten, die zu zweien, zu dreien, zu vielen ankamen.

Ich saß in meiner stillen Ecke. Das Leben selbst, schien es mir, das da an mir vorüberbrauste und stürmte, an mir, der einsam und unbeweglich Zuschauenden.

Es dunkelte bereits, als ich ans Ziel meiner Fahrt kam. Der Schaffner riß die Tür auf, ich stieg rasch aus; der Schnellzug hielt nur eine Minute auf der kleinen Station. Kaum besann ich mich, wo ich sei, da brauste er auch schon weiter, immer weiter. Wie ein langes, wildgewobenes Tier wälzte er sich fauchend und prustend in den grünen Wald hinein.

Mir war, als verschwände mit ihm der letzte Freund, den ich hatte. Hilflos schaute ich mich um. Ich war allein auf dem menschenleeren, abenddunklen Bahnsteig. Suchend ging ich um das Gebäude herum. Da kam mir ein alter Mann mit einem kleinen Handwagen entgegen. Er hatte eine kurze Pfeife im Munde, auf den halb ergrauten, wirren Haaren eine alte Schirmmütze.

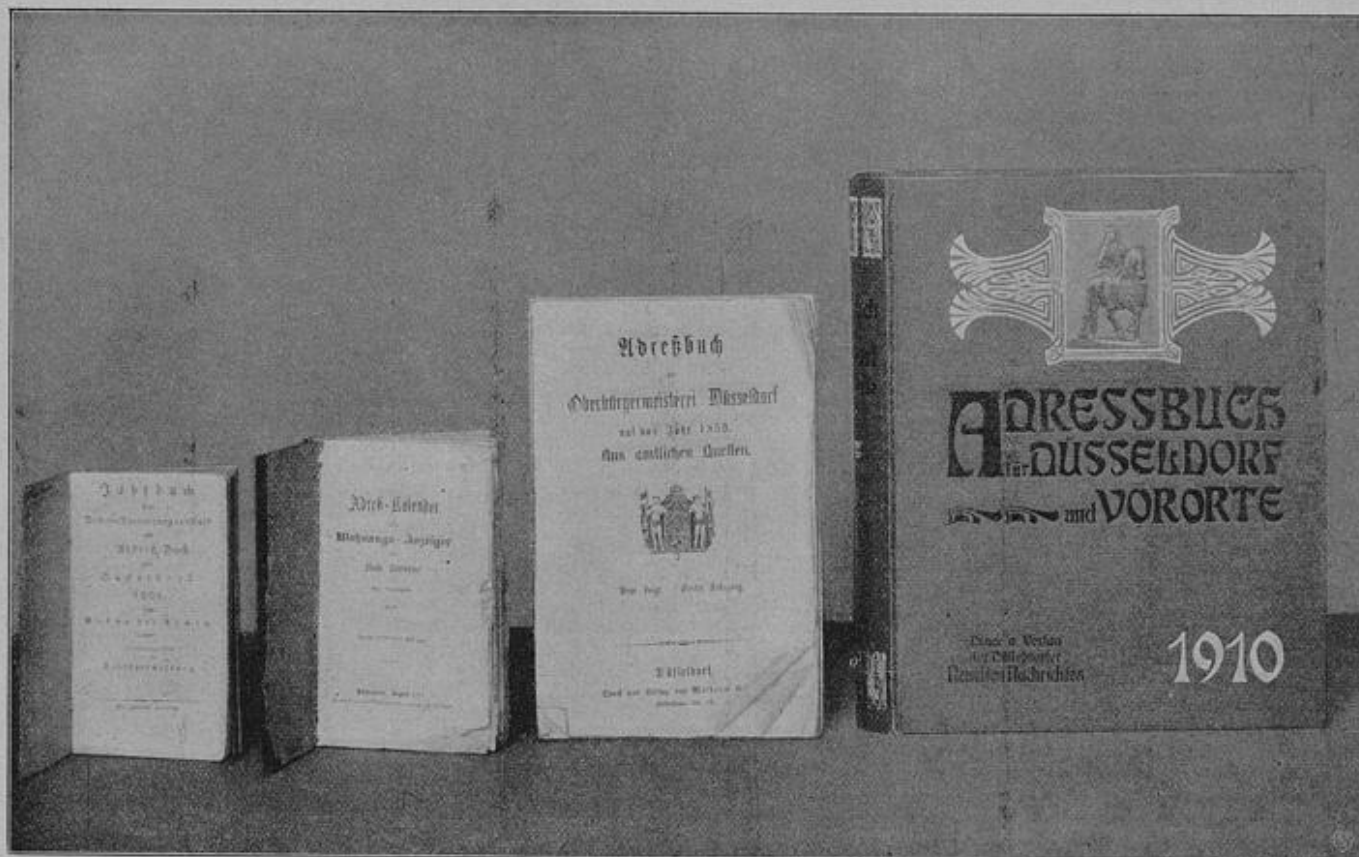
„Sind Sie das neue Fräulein?“

„Charlotte Walden — ich möchte nach Mathenow. Ist kein Wagen da?“ Suchend sah ich mich um. Tante Bell hatte davon gesprochen, die Besingung der Mathens läge ziemlich weit ab von der Bahnstation.

Düsseldorfer Adreßbücher einst und jetzt.

Von Hans Müller-Schlösser.

Wenn man das heutige riesige Adreßbuch der Stadt Düsseldorf besitzt und das erste Adreßbuch von Düsseldorf aus dem Jahre 1801 daneben hält, dann bekommt man einen Begriff von der staunen-erregenden Entwicklung unserer Stadt. Das 172 Seiten starke Büchlein, von dem aber bloß 77 Seiten das eigentliche Adreßbuch umfassen, ist so klein, daß man es bequem in die Westentasche stecken könnte. Die Einbanddeckel sind mit schönen Stahlstichen geschmückt, die Göttinnen Ceres und Minerva darstellend. Das war ein sehr zeitgemäßer Schmuck, denn die deutsche Ceres und die französische Minerva lagen sich um diese Zeit in unserer Gegend beständig in den Haaren. Die französischen Revolutionstruppen unter General Bernadotte trachten damals ihr *liberté, égalité, fraternité* in Gestalt von Senen, Brennen und Rauben in unsere Gegend. Vor sechs Jahren gerade war unsere Stadt, das



1801

1847

1859

1910

Düsseldorfer Adreßbücher.

„Na, da stimmt das ja denn! Nu los, Mamsellchen!“ Und als ich zögernd stehen blieb, ihn nicht verstand: „Ach so, nee, 'n Wagen is nich da. Sie müssen man loofen. Ja, ja, so'n richtigen Anfang gleich, da gib's dann keine Konfuschon, meinte die Gnädige.“

Er nahm meinen Gepäckschein entgegen, band unter viel Seufzen und Stöhnen meinen Koffer auf dem kleinen Wagen fest, und mit einem ermunternden: „Na, denn man los, Fräuleinchen!“ ging er vor mir her in den dämmerigen Abend hinein.

Ich folgte ihm wohl oder übel. Was blieb mir auch sonst übrig? Gewiß war der Weg nicht gar so weit, tröstete ich mich. Außerdem ging ich gern, die frische Luft und Bewegung würden mir gut tun nach dem langen Zigen. All meine Zuversicht und frohe Hoffnung hatte ich nötig; der Weg war lang, er nahm gar kein Ende. Stellenweise führte er durch Wald; da war es schon ganz finster. Auf dem schmalen Fußwege strauchelte ich, so ging ich immer ganz dicht hinter dem Wagen her mitten auf der breiten leeren Landstraße im tiefen Staub der ausgefahrenen Gleise.

Der alte Mann versuchte verschiedentlich ein Gespräch mit mir, da ich aber nicht darauf einging, schwieg er endlich ganz.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß mit vielen kostbaren Gemälden und Möbeln einem Bombardement zum Opfer gefallen. Das war in der Nacht vom 5. bis 6. Oktober 1794. Die allegorische Darstellung der Ceres und Minerva ist wohl ein Hinweis auf diese Ereignisse. „Zum Besten der Armen“ steht unter dem Titel des Adreßbuches und das kommt daher, daß das Adreßbuch auf Veranlassung der hiesigen Armenverforgungsanstalt entstanden und etwa nicht, um einem wirklichen Bedürfnisse zu entsprechen. Denn Düsseldorf war damals noch sehr klein, und jedermann kannte den anderen und nannte ihn „Herr Nachbar“, wie das jetzt noch einige alte Düsseldorfer tun. Die Düsseldorfer Armenverforgungsanstalt, deren Plan drei verdienstvolle Männer, der Appellationsgerichtsrat Lenzen, der Schulrat und Kanonikus Bracht und der Stiftsbedient Lilsdorf ausgearbeitet hatten, wurde durch Urkunde vom 9. September 1800 des damaligen Kurfürsten Max Josef genehmigt. Max Josef erlaubte als Zeichen seines Wohlwollens, daß die von dem Rechtslehrer Schramm zusammengestellten Grundsätze der Armenpflege als Anlage dem Düsseldorfer Adreßkalender beigelegt und für die Kasse der Armenanstalt zum Preise von 15 Stübern verkauft werden durften. Der erste Teil dieses Adreßbüchleins ist eingerichtet wie ein gewöhnlicher Kalender. Da findet man eine Zeitrechnung für das Jahr 1801, die vier Jahreszeiten, die Finsternisse des Jahres und, was bemerkenswert ist, eine Erklärung der neuen französischen Zeitrechnung. Bekanntlich wurde mit der französischen Republik auch eine neue Zeitrechnung eingeführt, die mit dem Stiftungstage der Republik,

dem 22. September 1792. begann. In den Anmerkungen zu dem Kalender finden sich einige sehr interessante Notizen. So geht aus ihnen hervor, daß die alte Kapuzinerkirche noch an der Ecke der Mittel- und Flingerstraße stand. „Am 15. Februar“, so heißt es in den Anmerkungen, „sangen die Fastenandachten und Predigten in der Kapuzinerkirche an.“ Die Kreuzherrnkirche am Eingange der Ratingerstraße — jetzt Militärbekleidungsdepot — bestand auch noch. Am 29. März, nachmittags 5 Uhr, zog eine feierliche Prozession durch die Stadt. Die Kreuzbrüder mit ihren weiten, weißen Kutten waren natürlich bei dieser Prozession, die einen malerischen Anblick gewährt haben muß. Aus dem Kalender geht übrigens hervor, daß in damaliger Zeit viel mehr Prozessionen durch die Stadt zogen als heutzutage, was auch leicht erklärlich ist bei den vielen Klöstern und bei der Frömmigkeit damals. Am 12. Oktober war das Namensfest des durchlauchtigsten Landesherren Maximilian Josef, der in München residierte. Bekanntlich wurde dieser Kurfürst im Jahre 1806 König von Bayern durch Napoleons Gnade. Nach dem Kalender folgt ein Verzeichnis des Abgangs und der Ankunft der reitenden Posten. Jeden Mittwoch um 12 Uhr ging eine reitende Post nach Brabant, Geldern, Kleve, dem Rülcher Land und Frankreich. Jeden Abend ging eine Post nach Köln, Bonn, Oberdeutschland und Österreich, nach Opladen, Elberfeld und Solingen. Jeden Montag ging eine nach Mülheim an der Ruhr, Dienstags nach Essen, Münster, Bremen, Hamburg, dem ganzen Norden, Westfalen und England, nachmittags nach Holland und Preußen. Mittwochs um 6 Uhr abends ritt eine Post nach Wehlar, Marburg, den nassauischen Landen, in die Schweiz, Elsaß, Ungarn, Böhmen und Italien. Es dauerte bei diesen Verkehrsverhältnissen natürlich manchmal Monate, bis eine solche Post zurückkam. Neben diesen reitenden Posten gab es noch fahrende, die beim Postmeister Maurenbrecher, beim Posthalter Schrodt und bei der Witwe Rätig ankamen und abgingen. Diese fahrenden Posten gingen aber höchstens bis Aachen. Wollte man Güter noch weiter verschicken, dann mußte man das schon selber besorgen. Die Fußposten endlich, die bis Brüggeln, Düllen, Grefeld, Essen, Gladbach, Solingen, in der Regel aber meist bloß in die umliegenden kleinen Ortschaften gingen, sind unsere heutigen Briefträger. Sie hatten in unserer Stadt im ganzen 13 Einkehrstellen, so im „Hohen Dürpel“, jetzt Flingerstraße 55, auf der Zollstraße „Zum Pfühgen“, auf dem Markt „In den drei Kronen“, im „Roten Kreuz“ auf der Volkerstraße, „Im alten Kaffeehaus“ auf der Kurzstraße, auf der Bergerstraße, „In der Stadt Franzfurt“, auf der Ratingerstraße „Zum Fühgen“ usw. Der ständige Schiffsverkehr auf dem Rhein nach Holland beschränkte sich darauf, daß sechs Schiffe nach Amsterdam und vier nach Dordrecht fuhren. Jeden Samstag fuhr ein Schiff nach Holland und eins kam von dort hier an. Nach einer Genealogie des Kurhauses Pfalz-Bayern folgt ein Verzeichnis der schier unendlichen Reihe der Geheimen Sekretäre, Wirklichen Räte, adeligen Räte, Kammerer, Registratoren, Kanzlisten, Akzessisten, Vermögensmeister usw. usw. Es hört gar nicht auf. Die Stadt und das Amt Düsseldorf wurden verwaltet von einem Amtmann, einem Amisverwalter, einem Stadtschultheißen und einem Stellvertreter. Der städtische Magistrat bestand aus dem „regierenden Bürgermeister“ und sieben Schöffen. In seiner Amtstätigkeit wurde der Magistrat unterstützt von sieben Alt- und neun Jung-räten. Unsere berühmte Akademie der schönen Künste hatte damals zwei „anwesende“ und zwölf „abwesende“ Lehrer! Die Akademie der Wissenschaften hatte fünf Lehrer der theologischen Fakultät, vier der juristischen und drei der medizinischen. Der Professor der Chirurgie hieß damals Lehrer der „Zergliederungskunst“. Damals hatte man in der Medizin auch noch deutsche Ausdrücke. Zergliederungskunst heißt heute Anatomie. Das Gymnasium begnügte sich mit drei Lehrern der Philosophie, mit einem der ersten und einem der zweiten Rhetorik und zweien der Grammatik. Damals gab es 142 Kaufleute, darunter zehn jüdische. Unter diesen jüdischen Kaufleuten ist auch der Vater unseres Heinrich Heine verzeichnet. Neun jüdische Kaufleute handelten mit „Eisenwaren“, einer hatte ein Wechselgeschäft. Es gab damals sieben Weinhandlungen und drei „Tobackfabriken“. Die Spezerei- und Eisenwaren sind am meisten vertreten. Zwei Buchhandlungen sind angeführt, nämlich die Perollaische und die von Schreiner. Doigt und Witwe Dänzer hatten eine Musikalienhandlung. Einer hatte eine Weinessigfabrik und war zugleich chirurgischer Instrumentenmacher. Am seltsamsten kommt es einem vor, daß es auch eine „mechanographische Gemäldefabrik“ gab. Den größeren Teil des Adressbuchs nimmt eine Übersicht der im Jahre 1800 gestifteten, oben erwähnten allgemeinen Armenpflege ein.

Der zweite „Adresskalender und Wohnungsanzeiger der Stadt Düsseldorf und der Vorstädte“, der mir in die Hände kam, stammt aus dem Jahre 1847. Er ist schon ein Büchlein von 205 Seiten. Düsseldorf ist schon ein ziemlich großes Städtchen geworden. Damals residierte Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine Luise im Jägerhof. Während der Sommermonate weilte die Prinzessin auf ihrem Schloß Eller. Die Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander und Friedrich Wilhelm Georg Ernst weilten auch in Düsseldorf, das damals eine von Fürstlichkeiten bevorzugte Residenz war. In dem Adressverzeichnis finden sich eine Menge berühmter Namen. Andreas Achenbach, damals im ersten Mannesalter, wohnte in der Altstadt 232. Diese hohe Hausnummer erklärte sich daraus, daß die Häuser der Stadt hintereinander und nicht straßenweise

numeriert wurden. Die Hausnummern gingen bis in die Tausende. Vor dem Jahre 1800 hatten die Häuser noch keine Nummern, sondern besondere Namen wie „Im wilden Mann“, „Im Luftballon“ usw. Einige dieser Namen haben sich heute noch erhalten. „En de Uhl“ z. B. oder „Im Schiffchen“. Der Staatsprokurator Theodor von Ammon, der in der Revolution des Jahres 1848/49 eine Rolle gespielt hat, und Ferdinand Vitten, der, als er seine Karre von der Barricade abholen wollte, erschossen wurde, stehen auch verzeichnet. Franz von Düsseldorf, ein Düsseldorf-Original, der einer verarmten Adelsfamilie entflammte und immer sehr vornehm tat, der Eberly Mag, ein origineller Wirt vom Burgplatz, der bekannte Pastor Gerit, der hochverdiente und berühmte königliche Archivat und Bibliothekar Doktor Theodor Lafomblet, der Silhouetteur Wilhelm Müller, der Tanzlehrer Passrath, der in der Kurzstraße der Düsseldorf-er Jugend die Geheimnisse der Terpsichore beibrachte, und viele hochberühmte Düsseldorf-er Maler, wie Hasenclever, Müldemann, Freyer, Schroeder, Seyppel, Sonderland, begegnen uns in dem alten Adressbuche. Nahrath, bei dem die Düsseldorf-er Kinder ihre Bilderbücher, Holzsperrdchen und Gummibälle kauften, steht auch darin. Einen Anton und einen Kaspar Molitor habe ich auch gefunden. Sie waren Müller und wohnten am Friedrichplatz, wo damals noch die alte Stadtmühle stand. Als Kuriositäten fand ich noch einen Hoffappennmacher, einen „Rhein-zollbejeher“, zwei Sporenmacher und vor allem zwei Markterenderinnen, nämlich die Witwen Hilgerath von der Flingerstraße und Krüll von der Bastionsstraße. Diese Markterenderinnen waren jedenfalls noch Überbleibsel der napoleonischen Feldzüge.

In dem „Adressbuche der Oberbürgermeisterei Düsseldorf auf das Jahr 1859“, das wieder etwas gewachsen ist — es ist 190 Seiten stark und hat Oktavformat — sind die „Vermischten Nachrichten“ im Anfange sehr lehrreich. Die Zahl der Zivileinwohner der Oberbürgermeisterei Düsseldorf betrug im Jahre 1858 46849. Militärpersonen waren 2351 vorhanden, so daß die Gesamtbevölkerung 49200 betrug. Darunter waren 38691 katholische, 9874 evangelische, 6 Mennoniten und Dissidenten und 629 jüdische Einwohner. Im Stadtbereiche wohnten von dieser Gesamtbevölkerung 38748, in den Vororten 10452. Die Vororte, wie Bilk, Flehe, Mörsenbroich usw., müssen noch sehr klein gewesen sein, Stoffeln z. B. hatte nur 211 Einwohner. Im Jahre 1858 ist auch eine neue Numerierung der Häuser durch Polizei-Verordnung vom 29. Juli angeordnet worden. Die Häuser wurden danach straßenweise numeriert. Sehr interessant ist der Nachweis der Geschäfte und Gewerbetreibenden. Aus diesem Verzeichnisse geht hervor, daß es in Düsseldorf dazumal über 224 Schankwirte, Gasthöfe usw. gab. Eine große Zahl für die verhältnismäßig kleine Stadt. Brauereien gab es 51! Das kam daher, daß jeder Wirt in der Regel sein Bier für seinen Bedarf selbst braute. An Künstlern war Düsseldorf auch damals sehr gesegnet. Ich habe 195 Maler, Bildhauer und Stupserstecher gezählt. Dazu kommen noch die vielen Akademie-schüler.

Mittlerweile ist Düsseldorf immer größer und immer — ungemütlicher geworden. Das jetzige Adressbuch ist imponierend in seiner Größe und lehrreich und interessant in jeder Beziehung, und wenn wir beim Durchblättern dieses Buches über das Wachsen unserer Stadt staunen und sich freuen, so dürfen wir doch nicht dabei vergessen, daß Düsseldorf damals trotz seiner Kleinheit Größes beherbergte, die seinen Namen in alle Welt getragen haben; seinen Namen als Kunst- und Gartenstadt verdankt Düsseldorf der damaligen Zeit, und wir sollten dankbar die Überbleibsel aus Anno dazumal pflegen und hüten und sie nicht im Trubel der Großstadt übersehen.

Stilleben.

Skizze von Eva Gräfin v. Baudissin.

(Nachdruck verboten)

„Der Wein schmeckt nach dem Korfen“, sagte die alte Tante Babette. Sie war neunundachtzig Jahre, aber die einzige aller Anwesenden, die den Fehler, der übrigens sehr gering war, bemerkt hatte.

Anna Gildehaus erhob sich lächelnd und holte eine andere Flasche vom Seitentisch. Ein Büfett besaß sie nicht, dazu wäre der kleine Raum mit den abgeschragten Wänden zu eng gewesen. Geschirr und Gläser verwahrte sie auf den Borden, die rings entlang liefen und auf die sie nun, um die Lücken auszufüllen, Rosen mit Straußen und einige Blumentöpfe gestellt hatte. Das kleine Zimmer hatte dadurch etwas ungemein Freundliches bekommen: „Beinah' wie'n Wintergarten“, meinte dieselbe Tante Babette, die alles sah, hörte und schmeckte, als seien ihre Sinne durch das Alter nur noch verfeinert worden.

Hendrik Mans ärgerte sich über die Bemerkung. Er hatte der Wirtin gerade etwas Passendes, Originelles über diese simple und doch so hübsche Ausstattung sagen wollen, nun wäre jedes Wort nur ein Nachtrag gewesen. Und so ging es schon den ganzen Abend. Diese behändigen Leute da auf den antiken, in der Form aber ganz verschiedenen Stühlen schnappten ihm alles fort. Mit seltener Sachkenntnis nahmen sie die besten Bissen und, was ihn noch mehr wunderte, auch seine Beobachtungen und Einfälle, die er von jeher für sehr apart gehalten hatte. Wenn er sprach, hörten sie ruhig zu — fast als seien ihnen treffende Bemerkungen tägliche Münze. Ein paar seiner hübschesten

Bonmots, die in seinen Kreisen sicherlich weiterkollportiert worden wären, hatte nur Anna beachtet und leicht belächelt. Dies Lächeln — ja, das war wohl beinahe ihre einzige Ausdrucksweise geworden. Hatte sie nicht ebenfalls nur gelächelt, als er plötzlich vor ihr stand und unverzüglich mit derselben freundlichen, aber unendlich unpersönlichen Miene gebeten, er möge gleich dableiben und an ihrem kleinen Abendessen teilnehmen?!

„Es geht herum, Hendrik. Jeden zweiten Sonntag ist es bei einem anderen von uns — so komme ich höchstens ein- bis zweimal im Jahr an die Reihe — und dann mache ich es natürlich so üppig wie möglich, soweit das in meinen Kräften steht.“

Die Kräfte mußten nicht gering sein: ein gutes Gericht folgte dem anderen, herrliche Früchte lagen auf Kristallschüsseln in der Mitte der Tafel, ein Mädchen servierte — sie trug dabei weißbaumwollene Handschuhe, was ihn direkt innerlich aufbrachte — und im Atelier hatten zierliche Empiretassen und Löffelgläser bereit gestanden — alles so gut aufgezogen wie bei jedem Dupendmenschen!

„Du hast dich ja riesig komplett eingerichtet, Anna!“ sagte er und besah sein Fischbesteck. „Du bist eine tüchtige Hausfrau geworden — mit allen Chikanen!“

„Die Fischbestecke sind meine, damit kein Irrtum aufkommt“, sagte die Neunundachtzigjährige. „Sie scheinen ja meiner Nichte fast einen Vorwurf daraus machen zu wollen, Herr Mann, daß es alles bei ihr in Ordnung ist? Und wie kommt es eigentlich, daß ihr euch duzt, Kinder?“

Sie sah mit ihren scharfen, wintigen Augen von einem zum andern. Anna lachte etwas spöttisch, blickte Hendrik an und erwiderte: „Wir haben uns immer gebuzt, weißt du. Vermutlich von Anbeginn der Welt an. Solche tiefen, inneren Beziehungen gibt es nämlich, weißt du.“

„Weißt du, weißt du — ich weiß gar nichts“, entgegnete Tante Babette gereizt, die den leichten Hohn in Annas Worten wohl hörte, aber nichts mit ihm anzufangen wußte. „Bildet euch nur nicht ein, ihr hättet jetzt andere Beziehungen zueinander, als wir früher — die Grundelemente, aus denen sich alles mischt — na, du weißt ja! — sind genau dieselben geblieben.“

Anna wußte wirklich und in aufrichtiger Angst, Tante Babette möchte sich jetzt auf naturwissenschaftliche Betrachtungen einlassen, was sie mit absoluter Ignoranz, aber größter Offenheit zu tun pflegte, bat sie Hendrik:

„Sagen! doch Tante Babette wieder ein!“

Er gehorchte und setzte die Flasche hart in den Untersatz nieder. Es war ja fast, als mache sich Anna heimlich über ihn lustig. Aber da sah sie ihn zum erstenmal mit bittem Ausdruck an. Das beunruhigte ihn wieder: sie konnte sich hier eben nicht anders geben, sie war gefesselt eingeeengt nach allen Seiten, der formelle Ton am Tisch mochte ihr sogar ein willkommener Schutz sein.

„Ich habe nämlich die letzten Jahre in Paris gelebt“, bemerkte er in leichtem Konversationsston zu seiner Nachbarin. Anna sollte sehen, daß er sie nicht im Stich ließe.

„Nämlich — ist gut! Woraus soll ich das schließen?“ fragte Tante Babette. Unendlich klein kam er sich diesen bald hundertjährigen Pupillen gegenüber vor, die in Größe eines Stefnabelknopfes in der Mitte der weißblauen Iris saßen. „Und dann — Paris! Wenn ich noch an die Frau denke, die mit einer Riesentrommel an der Ecke eines Boulevards stand und trommelte, daß man es straßenweit hören konnte —! Eine niederträchtige Stadt!“

„Trommeln ist jetzt in Paris nicht mehr Mode“, entgegnete er; es klang nicht ganz so überlegen, wie er es gewünscht hätte und wie es eigentlich zu dieser geschickten Antwort gehörte. Seine Freunde, ja, die hätten rajend Beifall geklatscht: Paris mit dem Worte zu charakterisieren, daß Trommeln nicht mehr Mode sei — glänzend, ausgezeichnet!

„Ach was“, beharrte Tante Babette furchtlos. „Dann haben sie sich sicherlich etwas anderes ausgedacht.“ Das konnte er nicht leugnen, und verneigte sich verbindlich. — „Ein ganz unmöglicher Ort!“

„Anna ist recht gern dort gewesen“, schob er ein.

„O ja“, stimmte Anna ihm bei, „weshalb nicht, für ein paar Jahre? — Man muß alles ausprobieren.“

„Und ihr Französisch ist vorzüglich! Manchmal 'n paar unklaffische, ich möchte fast sagen: gewöhnliche Ausdrücke dazwischen, wie sie nicht in den Salons gehören, aber die wird sie schon wieder ablegen! Gerade ihr Französisch hat ihr am meisten geholfen.“ —

„Wollen wir nebenan Kaffee trinken?“ bat Anna.

Geräuschvoll erhoben sich alle, wünschten sich mit Händedruck und Kuß gesegnete Mahlzeit, lobten die Bewirtung sowie einzelne Gänge und drängten sich dann in dichtem Schwarm ins Atelier.

„Geholfen?“ fragte Hendrik und hielt Annas Hand fest, sie waren die letzten. „Was meinte die alte Dame damit?“

„Ja, das ist nicht so einfach, du! Das muß ich dir ausführlicher erklären, wenn wir allein sind. Willst du noch hier bleiben, wenn die übrigen gehen? Oder sonst vielleicht morgen...“

„Bewahre! Weshalb bin ich denn gekommen! Doch einzig und allein, um dich zu sehen und alles von dir zu hören — und zu wissen, was du jetzt arbeitest.“

Sie hob die Hand. „Laß das bis nachher, bitte! Es hat jetzt keinen Zweck.“

Vor diesen Banaußen nicht, da hatte sie recht! Vor denen verbirgt sich eine echte Künstlerseele. Die sagten doch nur: Das ist zu hell oder das ist zu dunkel oder moquierten sich gar noch über einen etwas freieren

Stoff. Wie Anna sie durchschaute — sie ging also ganz ihren eigenen Weg. Wie immer, wie früher.

Sie stand am Tisch und schenkte den Kaffee aus einer Meißner Kanne in die Tassen. Ihre Figur war unverändert, schlank und gerade, ihr dunkelblondes Haar immer noch in einem Knoten geschlungen, über den die Pariserinnen so spotteten und ihn doch nicht nachzuahmen wagten — um ihren Hals lag die lange, silberne Kette, von den dunklen Perlen des Lapislazuli unterbrochen — sie hatten sie einmal zusammen bei einem Tröbler gekauft. Alter war sie geworden, freilich, und ruhiger; aber dieses rätselhafte, stille und ihn doch wieder aufreizende Lächeln um den Mund, das hatte sie nie gehabt. Das war eine neue Akquisition — und ein großer Reiz, er mußte es zugeben. Er hätte immerfort auf ihre Lippen sehen mögen. Aber das ging doch nicht gut — vor den Banaußen.

Er nahm seine Tasse und schritt langsam an den Wänden des Ateliers entlang: ein paar Kupferstiche, Janinets „Noce du village“ und einige amüsante Szenen, wie die Engländer sich Berthers Leiden und seine Lotte vorgestellt haben. Und Radierungen nach Wildern gemeinsamer Freunde, er erinnerte sich, wann Anna sie geschenkt erhalten hatte und an ihr treffendes Urteil über dies und jenes. In einer Ecke hing ein Stillleben: eine Bronzeschale mit Rosen — Rosen, die er einst Anna gebracht und die sie sofort gemalt hatte. So impulsiv war sie damals gewesen, immer gleich fortgerissen von einer Idee und ebenso schnell zur Ausführung. — Mit einem Ruck drehte er sich herum: mein Gott, jetzt wußte er, was hier fehlte: Bilder von Anna und ihre Staffelei, und Skizzen übereinander gestapelt, Blendrahmen, Leinwand, Farben. — Suchend blickte er sich um: nichts.

Und Anna sagte mit ruhigem Lächeln: „Die Rosen da — die hängen dort zur Erinnerung.“ — Er konnte nicht sprechen, irgend etwas lag in der Luft, was er nicht begriff. Die Anwesenden sahen stumm vor sich nieder.

Dann stand Tante Babette auf. „Du schickst mir also die Fischbestecke morgen wieder, Kindchen! Und daß mir die Griffe nicht mit in heißes Wasser gesteckt werden!“

Wie auf Kommando hatten sich alle anderen erhoben und verabschiedeten sich. Zu ihm sagte die alte Dame: „Gute Nacht, Herr Nämlich aus Paris!“

Es kam Hendrik vor, als habe sich noch nie jemand so lustig über ihn gemacht wie Tante Babette mit diesen paar Worten.

Anna räumte im Atelier auf, während ihr Mädchen im Korridor den Gästen half. Tante Babette steckte noch einmal den Kopf in die Tür und rief: „Laß dich nicht bluffen, Kind, ich falle beim Pöter nie darauf rein.“

Anna nickte ihr heiter zu.

„Das sind ja fürchtbare Menschen“, sagte Hendrik, als die Schritte der Fortgehenden allmählich im Treppenhause klangen.

„Nicht wahr?“ fragte Anna dagegen.

„Diese Schwunglosen, Nichternen sind mir immer die Verhaftesten gewesen! Offengestanden, ich verteidige dich nicht. Und auch nicht manches andere — zum Beispiel, weshalb du überhaupt noch ein Atelier bewohnst?“

„Es war billig zu bekommen, niemand wollte es haben. Ein verriäter Maler soll es sich mal gebaut haben, seine Bilder seien auch danach gewesen, heißt es. Und hier, in der kleinen Stadt, ladet man nicht gern den Verdacht der Eigentümlichkeit auf sich.“

„Du hast es dennoch gewagt?“

„Du lieber Gott, ja, Hendrik! Sie mußten mir ja ohnehin so viel nachsehen: daß ich so lange im Ausland gewesen war, ohne jeden Schutz, daß ich mein Vermögen verbraucht habe und mir einbildete... na, da lief die Idee mit der Atelierwohnung so mit unter die Abstaten. Und nun haben sie sich daran gewöhnt, — besonders, da ich sonst so harmlos geworden bin.“

Sie stützte sich ganz leicht mit den Fingerspitzen auf den Tisch.

„Du malst also gar nicht mehr?“

Sie schüttelte den Kopf. „Aber es hat mir wundervoll geholfen, das Zeichnen ebenso wie das gute Französisch, wie Tante Babette schon sagte. Als ich wiederkam — sie neigte die Stirn so weit vor, daß er ihre Augen nicht sehen konnte — „war ich verbraucht. Körperlich und seelisch — und was noch mehr bedeutet,“ sie lachte leise, „meine Garderobe und meine Mittel. Ich war eigentlich ein Schrecken für die ganze Familie! Aber sie schoben mich nicht ab oder verriegelten ihre Türen vor mir — nein, sie waren durchaus großmütig. Ein gemähter Stab zu schlachten war ja zwar nicht nötig — doch sonst nahmen sie sich meiner an, wandten all ihre Beziehungen dazu auf, für mich etwas zu erreichen und das Resultat übertraf fast ihre eigenen Erwartungen! Denn siehst du,“ jetzt hob sie den Kopf und blickte Hendrik an, „ich war eigentlich zu alt — und weil ich so lange fort war — ein unsicherer Kantonierte! Trotzdem wurde ich vom Staate an einer Schule angestellt, mit einem guten, pensionsberechtigten Gehalt. Vorher mußte ich ein Examen in Sprachen und im Zeichnen ablegen — daß ich dies bestand, kannst du dir wohl denken.“

„Du bist also Lehrerin?“ fragte Hendrik.

„Ja. Seit bald vier Jahren.“

Er lachte auf. Es sollte höhnisch klingen, aber es mißlang; denn ihm war, als hörte er Tante Babettes Stimme fragen: „Ja, was gibt's denn da eigentlich zu lachen?“ Aber er wollte sich nicht auch von der Familie besiegen lassen.

„Von allen hätte ich es erwartet, nie von dir.“ sagte er leichtsinnig als lobte sich kein ernster Disput mehr, „daß du in den Niederungen des täglichen Lebens untergehen würdest!“

„Das tägliche Leben hat mich gerettet“, widersprach sie ruhig. „Und dein Künstlerium? Dein Talent? Deine hochschwingende Seele — wo sind sie geblieben?“

„Ach Hendrik, hätte ich das wirklich alles befehen — nicht nur in eurer Illusion, nicht nur in meiner Eitelkeit — sie hätten mich hier nicht festhalten können.“

„Das ist das Rechte! Sich selbst verleugnen, jeden Schatten, jede Spur des Genies unterdrücken, vernichten — nur um sich in nichts von diesen Bananen zu unterscheiden!“

„Diese Bananen haben mich eben besser erkannt als du, als ihr alle. Ich bin ihnen dankbar.“

„Auch noch!“ Er trat mit gefalteten Händen auf sie zu. „Und alles, was du könntest und was in dir lag, hast du beiseite geworfen, in der Eier nach dem süßen Brot deine Kunst verlassen?“

„Wohi eher sie mich, als umgekehrt, Hendrik. Und dann mußte ich ihnen feierlich versprechen — Tante Babette nannte das: als Schutz gegen mich selbst — nie mehr einen Pinsel anzurühren. Nur eben, wenn es für den Unterricht nötig ist, aber nichts mehr erfinden, weißt du, nicht unnütze Farbe vertun — und vielleicht mich mit —“

„Nun, das kann dir ja nicht mehr schwer gefallen sein.“

Sie schwieg. „Das eine wissen sie nicht und würden es kaum verstehen“, sagte sie nach einer Weile ruhig, „was es kostet, täglich wieder seiner Kunst zu begegnen, immer von neuem durch die naiven oder schlechten Zeichnungen der Kinder mit ihr in Kontakt gebracht zu werden — ihre Versuchungen zu fühlen und ihren Atemzug — immer so, als lauere irgendwo eine Seele auf mich, der ich aus dem Wege gehen muß, als prüfe sie mich auf und risse heimlich an mir — manchmal, manchmal ist mir, als sei ich wund am ganzen Körper und meine Haut bedeckt von tausend brennenden Flecken —“

Er stand dicht vor ihr, nur durch des Tisches Breite getrennt: „Das ist ja alles Unsinn, Anna!“ sagte er eindringlich. „Die ganze Komödie hier! Raff dich auf — mach dich los und frei — da, da ist meine Hand, ich helfe dir!“

Sie schüttelte den Kopf. „Damals“, sagte sie mit feinem Lächeln, „war keiner von euch bereit! Und ihr wußtet doch alle um meine Not. Also galt ich euch innerlich nichts — und noch weniger meine Kunst — es galt ja nicht mich zu retten, sondern sie. Ein zweites Mal würde ich das Verlassenwerden und sein nicht ertragen.“

Er runzelte die Stirn: Versprechungen mochte er nicht geben, wenn man im vo. aus weiß, daß sie nicht zu halten sind! „Aber zu diesem täglichen Martyrium findest du dich stark genug?“ fragte er.

Sie sah ihn voll an und lächelte. Für eine Sekunde lang wußte er, aus welcher Quelle dieses fremde Lächeln stieß: aus ewig gleich und stark strömender Traurigkeit. Dann siegte wieder der Hochmut und machte ihn blind: zwischen ihm, der seiner Kunst alles opferte, worunter eigentlich nur zu verstehen war, daß er ganz nach Behagen und Laune lebte, und ihr, der Abtrünnigen, Käuflichen, konnte es kein Verständnis mehr geben.

„Es ist schade um dich, sehr schade! Ich hätte dir mehr Kraft zugetraut. Nun kann ich dir also nur wünschen, daß du nie bereust und dich weiterhin mit deinem Los abfindest.“

„Das will ich versuchen“, antwortete sie tapfer.

Es kam ihnen vor, als könnten sie sich nichts mehr sagen. Sogar die frohen Erinnerungen hatten ein anderes Gesicht bekommen; natürlich, in die Farbe dieser Atelierwohnung ohne Künstler wollten sie sich nicht einstimmen lassen. Man konnte mal wieder eine Probe auf „Echtes“ machen — Unwahres wie Anna, ihre Existenz und ihre Umgebung, das ließ sich nicht mit der Vergangenheit in Einklang bringen. Und noch weniger mit seiner Zukunft, die bergauf führen sollte!

Beiden war es eine Erleichterung, als er ging.

„Um eine traurige Erfahrung reicher“, dachte er, als er die Treppe hinunterstieg. Ein Wiedersehen hatten sie sich nicht versprochen — wozu?

Anna ging in die Küche und wusch selbst die Fischbestecke für Tante Babette ab. Morgen, während der Schulzeit, sollte das Mädchen sie zurückbringen. „Hast du dich blaffen lassen?“ würde die alte Dame sie das nächste Mal fragen.

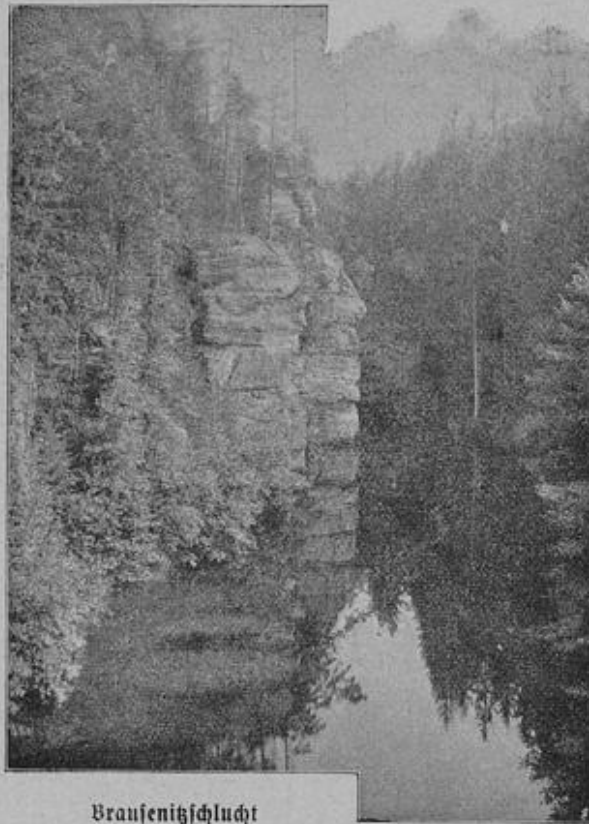
Nein, nicht ein bißchen! Wer nichts aus seinen Erfahrungen lernt, ist nicht wert, sie gemacht zu haben.

Und sie war nun ein angesehenes Mitglied der Familie geworden. Ob auch der menschlichen Gesellschaft?

Wer wollte das entscheiden? Hendrik —? Für den war sie tot. Andre galten ihr nichts, hatten ihr nie etwas gezollt. Einmal wußte er das — heute abend hatte er vergessen, danach zu fragen. Die Künstlerin wollte er, nicht den Menschen. Und er tat, als sei auch der Mensch in ihr untergegangen, als sie das Künstlerium aufgab.

Wie schlecht er sah! Sie mußte lächeln. Und ruhig schritt sie an den Rosen in der Bronzschale vorüber, ohne sie anzublicken.

Morgen von 8 bis 12 Uhr war Zeichenunterricht in vier verschiedenen Klassen —!



Brausenigklucht
oder Wesenigklamm.

Unsere Bilder.

„Demaskiert“. — Auf dem Maskenballe brennt man ja bis zur Demaskierung vor Rugierde: wach ein Gesicht mag sich wohl hinter dem winzigen und doch so viel verdeckenden kleinen Lärchen verstecken. Manchmal ist die Freude groß, oft die Enttäuschung noch größer und man wünscht: hätte sie sich doch nie demaskiert, der holde Wahn wäre dann nicht so grausam zerstört worden. Unsere Schöne auf dem Bilde da, die soeben die Larve vom Gesicht entfernt hat, dürfte aber wohl selbst dem verwöhnten Geschmack genügen. — Rückkehr vom Maskenball“. Die kleinen zierlichen Nofokobäumen haben sich auf dem Heimwege vom Maskenball schon gerade so vergnügt, wie es unsere heutige hoffnungsvolle Jugend auf den begangenen Bürgersteigen tut. Sie haben eine hübsche kleine Schlüßerbahn — Schurrbahn jagt man auch in einzelnen Teilen unseres großen Vaterlandes — gemacht. Wenn man nun mal nicht aufachtet, oder der Schnee eine dünne Schicht auf die glatte Fläche gelegt hat, findet man sich plötzlich längelangs auf der Erde liegend wieder. — Brausenigklucht oder Wesenigklamm ist ein vergessenes Stück der sächsischen Schweiz und doch ein Bild voll hohen landschaftlichen Reizes. Wohl fehlt diesem Talstück ein Hauptmerkmal der Klamm, die senkrechten Fels-

wände auf beiden Seiten; aber etwas anderes fordert den Vergleich mit den Engtälern der Sternitzsch und Kammig heraus; auch hier wird das Wasser durch eine großartige Felsperre 15 Meter hoch gestaut und so jener stille Wasserpiegel geschaffen, der den Hauptreiz einer Fahrt, z. B. auf der Hinterhermsdorfer Schleuse ausmacht.

Allerlei.

Ein Preis für „Verkehr mit einem Planeten“, wobei der Mars ausdrücklich ausgeschlossen ist, ist für das Jahr 1910 von der französischen Akademie der Wissenschaften zu vergeben. Es ist dies der Peter Guzman-Preis von 100 000 Franks Höhe, den die Witwe Guzman dem ausgesetzt hat, der mit einem andern Planeten als dem Mars irgendeine Verständigung erzielt. Bis es jemandem gelingt, diese Bedingung zu erfüllen, werden die Zinsen zum Kapital geschlagen, um dann nach je fünf Jahren in Form anderer Preise für Fortschritte auf dem Gebiete der Astronomie verteilt zu werden. Man kann darauf schwören, daß dieser Preis für Fortschritte der Astronomie recht oft zur Verteilung gelangen wird, ehe das Kapital als Preis weggegeben wird. Offenbar hat die Witwe Guzman bei der Stiftung des Preises geglaubt, der Verkehr mit dem Mars sei nur ein Kinderspiel!

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 7

Sonntag, den 13. Februar

1910

Vernvorrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

2. Fortsetzung.)

Wir mochten etwa zwei Stunden so gewandert sein, als die Umrisse eines großen Gebäudes vor uns auftauchten. Rathenow! Wir kamen näher, um die im Dunkel liegenden Fabrikgebäude herum und in den hellen Schein des Lichtes, das aus den Fenstern der Villa strahlte. Wie traut und heimlich schien es mir nach dem endlos langen Gang durch Nacht und Finsternis. Und wie wohl tat mir nach all dem Schweigen der Laut menschlicher Stimmen, das Lachen und Gläserklingen, das durch die weitgeöffnete Verandatür in die weiche Luft hinausdrang.

Neuen Mut im Herzen ging ich die breite Freitreppe hinauf, die in das hochgelegene Erdgeschoß führte. Der alte Mann war mit meinem Gepäck irgendwo in den darunter liegenden Wirtschaftsräumen verschwunden. Die Halle, in die ich trat, war reich und elegant eingerichtet. Überreich schien es meinen unüber der hohen Flügeltüren ständen geter, Schilde und Teile alter Rüstungen hingen an den gefädelten Wänden, unter denen sich kissenbelegte Bänke hinzogen bis zur breiten, reich geschnittenen Treppe, die sich nach oben im Halbdunkel verlor — da, wo das Geländer der rund um den Raum laufenden Galerie schimmerte.

Ich wartete lange Zeit; es kam niemand. So stand ich und wußte nicht, was tun. Müde, bestaubt und beschmüzt vom langen Wege — wie konnte ich in diesem Zustand an eine der Türen, hinter denen Sprechen, Lachen und Gläserklingen vernehmlich war, klopfen und Einlaß begehren? Sollte ich umkehren und einen anderen Eingang suchen, wo vielleicht ein Mädchen war, das mich meldete? Schon wandte ich mich zum Gehen, da drang Kinderweinen an mein Ohr. Bitterliches Weinen, das sich rasch steigerte bis zum lauten, hilfeheischenden Schreien. Und jetzt hörte ich auch deutlich kleine trippelnde Schritte droben auf dem Gang.

Ich eilte die Treppe hinauf und kam gerade recht, das kleine halbverschlafene Ding, das da an der oberen Treppenstufe balancierte und fast das Gleichgewicht verlor, in meinen Armen aufzufangen.

Staumend über die fremde Erscheinung, vergaß die Kleine ganz das Weinen und wurde mäschenstill. Als ich sie aber dann nach der weit offenstehenden Schlafzimmertür hintrug und wieder in ihr Bettchen legen wollte, schrie sie von neuem aus Leibeskräften. Das Kind mochte aufgewacht sein, vielleicht von einem Traume erschreckt, und fürchtete sich nun so ganz allein. Denn es war niemand bei ihm; keine Menschenseele war hier oben. Ich wollte die Kleine beruhigen, redete ihr gut zu, irrschelte die langen blonden Locken, die wirr um das heiße Gesicht hingen, tröstete und fragte, was denn los sei. Aber es half nichts, das Weinen und Schreien dauerte fort.

Da kamen feste Schritte die Treppe heraufgestürzt, den Gang entlang; die nur angelehnte Tür wurde eiligst aufgerissen.

„Aber Gerda, Kind, was ist denn! Was hast du, kleine Maus?“

„Ah, ah! Huhu!“ machte die Kleine.

Eine hohe Männergestalt trat zu dem Bettchen, beugte sich nieder: „Nanu, bist du denn ganz allein? Was heißt denn das?“

Ich hatte das Kind losgelassen und war etwas in den Schatten zurückgetreten, als ich jemand kommen hörte. Nun trat ich vor, erklärte mit einigen kurzen Worten mein Hiersein.

„Fräulein Walden?!“ Grenzenloses Ersauern klang aus seiner Stimme. Und er wiederholte noch einmal fragend: „Fräulein Walden?“

Ich richtete mich höher auf, verlegt durch sein seltsames Benehmen. Da, sich besinnend, stellte er sich vor:

„von Rathen! — Sie müssen schon verzeihen; ich wußte nicht, daß Sie heute ankamen. Und dann — ja dann — offen gestanden, ich hatte mir eine etwas ältere Dame vorgestellt, so eine Art Stiftsfräulein. Und nun Sie!“ Mit einem unerklärlichen Ausdruck sah er mich an — halb betroffen, halb stauend.

Ich errötete; und um meine Verwirrung zu verbergen, beugte ich mich über das Kind, das nun ganz ruhig und zufrieden in seinem Bettchen lag. Ich schien den Erwartungen, die man von mir gehegt, so gar nicht zu entsprechen; es bedrückte mich tief.

Herr von Rathen stand einen Augenblick überlegend; dann ging er zur Tür und drückte heftig auf den Knopf der elektrischen Leitung. Ein Mädchen kam.

„Bitten Sie die gnädige Frau hierher und ebenso Frau Timm.“

Als das Mädchen fortgeeilt war, trat er wieder zu mir:

„Wie in aller Welt haben Sie sich denn hergefunden? Soviel ich weiß, serviert doch Franz; und der andere Kutscher ist krank.“

Ich erzählte ihm, wie ich hergekommen war. Ehe ich noch geendet, fuhr er ärgerlich auf:

„Unglaublich! Gegangen! Jetzt bei Nacht und Nebel, den ganzen langen Weg! Und kein Mensch da, der Sie empfängt — —. Armes Kind!“

Meine ganze Selbstbeherrschung kam ins Wanken unter seinen mitleidigen Worten. Es war, als brächten sie mir erst so recht meine ganze Verlassenheit zum Bewußtsein. Heiß stieg mir das salzige Naß in die Augen. Da schlang die Kleine ihre Arme um meinen Hals:

„Nicht weinen, Fräulein, gut sein. Papa tut dir nichts. Guter Papa!“

Sie streckte das eine Armchen nach dem Papa aus, während sie mit dem anderen mich noch umschlungen hielt.

„Was in aller Welt ist denn los, Alex?! Mußtest du mich denn durchaus von unsern Gästen wegholen lassen?“ — Unbemerkt von uns allen war Frau von Rathen eingetreten. Vollständig erschöpft sank sie gleich neben der Tür auf einen Stuhl und fächelte mit dem riesigen großen Straußenfächer das erhitzte Gesicht. Sie war in großer Toilette:



Connenburg.

an dem tiefen Ausschnitt des violetten Seidenkleides und im hochfrisiertem Haar glänzten große Brillanten. Ihr ganzes Wesen drückte Ärger und Ungebild aus; die an sich feingeschnittenen Züge bekamen dadurch einen häßlichen Ausdruck. Ehe eine Antwort erfolgte, sprach sie rasch weiter:

„Wenn Gerdchen auch mal einen Augenblick allein ist — davon wird sie ja nicht umkommen. Ich brauchte die Timm unten — aber nun — na siehst du, da ist sie ja!“

Eine alte Frau mit weißem Häubchen und ebensolcher Schürze war still eingetreten und setzte sich in den großen Lehnstuhl neben des Kindes Bett.

Herr von Rathen runzelte die Stirn: „Darum handelt es sich nicht — wenigstens nicht in erster Linie. Fräulein Walden —“

„Ach, Fräulein, da sind Sie. Nun, das ist gut!“ wendete sich Frau von Rathen an mich, als sähe sie mich erst jetzt. „Heute hätte ich Sie so nötig brauchen können; aber natürlich, da waren Sie noch nicht da. So ist es immer. Na ja, schon gut, natürlich können Sie nichts dafür. Aber jetzt könnten Sie schließlich gleich bei Gerda bleiben. Sie haben sich wohl schon angefreundet mit dem Kinde? Das ist ja gut.“

Während sie noch sprach, trat Herr von Rathen wieder zur Klingel, und zu dem Mädchen, das offenbar vor der Türe gestanden und gehorcht hatte, denn es war merkwürdig rasch zur Stelle, sagte er ruhig und bestimmt:

„Führen Sie Fräulein Walden nach ihrem Zimmer und sehen Sie, ob alles in Ordnung ist, ob Sie ihr etwas helfen können. Besorgen Sie auch Abendbrot, ein Glas Wein und was sonst nötig.“

Ich sah zweifelnd von ihm nach Frau von Rathen und wußte nicht, was tun. Da reichte er mir die Hand:

„Gute Nacht, Fräulein Walden. Sie werden Ruhe und Schlaf nötig haben nach der langen Fahrt, nach dem Wege. Möge Ihnen beides werden in unserm Hause.“

Frau von Rathen erwiderte meine Verbeugung mit einem kaum merklichen Kopfnicken. Kaum hatte ich mich zum Gehen gewandt, hörte ich sie hinter mir schelten:

„Na, was heißt denn das, Alex! Da hört doch alles auf! Wie soll sie einen Begriff von ihrer Stellung bekommen, wenn du sie behandelst wie unsereinen. Aber natürlich, ein hübsches Fräulein, ein Getue wie eine Prinzessin —“

Ich rannte den Gang entlang wie gesagt. Das Mädchen konnte mir kaum folgen. Am liebsten hätte ich mir beide Ohren zugehalten. Was mochte diese dicke elegante Frau noch alles über mich sagen. Und sie sollte über mich bestimmen, ihr sollte ich mich unterordnen! Nicht ein herzliches Wort hatte sie für mich gehabt, keinen Gruß. Nichts, gar nichts. Am liebsten wäre ich wieder hinausgelaufen in die Nacht, aus der ich kam. Aber wohin?

„Du hast keinen roten Heller!“ hatte Tante Vell zu mir gesagt. Und sie hatte nur zu recht. Mochte kommen was wollte, ich mußte ja doch hier bleiben. Hatte ich doch nicht einmal Geld zur Rückfahrt.

Mein Mut kam auch wieder, als ich mich etwas erfrischt und ausgeruht hatte. Emsig packte ich meinen Koffer aus; es wurde auch bald mit allen möglichen vertrauten Kleinigkeiten recht behaglich in meinem kleinen, etwas lahlen Stübchen. Als ich mein Nachtzeug zurechtlegte, fiel mir ein kleines Päckchen in die Hand.

„Dem Liebsten in der Welt das Liebste, was ich besitze!“ stand darauf in Tante Anns wunderbarer Schrift.

Ich wickelte das Paketchen aus. Es war ein reich verziertes Medaillon darin. Herzförmig war es und hing an einem feinen goldenen Ketten. Auf der Rückseite standen kaum leserlich die Worte: „Du bist gelassen ins Herze mir, verloren ist das Klüßlein.“

Dazu einige verschlungene Buchstaben, die ich nicht entziffern konnte.

Lange betrachtete ich das feine alte Schmuckstück. Dann küßte ich es und hing es mir um den Hals. Immer wollte ich es tragen, tief unter dem Kleide versteckt, da wo niemand meinen heimlichen Schatz sehen konnte. Wie eine weiche kühle Hand glitt es an meinem Halse hinab; es durchschauerte mich wie die Ahnung etwas fernem Unbekannten, das ich nicht zu deuten vermochte. Und dann kam ein tiefer Friede, eine köstliche Ruhe über mich.

Lange stand ich noch an dem geöffneten Fenster und schaute in die laue Nacht hinaus. Hinauf nach dem blickenden Sternenhimmel, der sich über mir wölbte hoch und weit. Derselbe hier wie in der fernem Heimat. Vielleicht blickte Tante Ann jetzt auch zu ihm hinauf, gedachte meiner und faltete die Hände, wie sie es abends gern tat. Unwillkürlich faltete ich auch die meinen und sandte ein wortloses Gebet hinauf zu dem Vater im Himmel. Zu dem einzigen Vater, den ich kannte, den ich mein nennen durfte und der mir darum in ganz besonderem Sinn der meine zu sein schien, an den ich ein ganz besonderes Anrecht zu haben dünkte.

6. Kapitel.

Als ich am anderen Morgen erwachte, fühlte ich mich wunderbar erfrischt. Alle die trüben Gedanken vom Tage vorher waren wie weggeblasen. Es würde schon nicht zu schwer sein, was man von mir verlangte. Gern und willig wollte ich alles tun; dann mußte es ja gut gehen.

Während ich mich so rasch als möglich anzog — ich wollte mich nicht allzusehr verspäten am ersten Tage — überflog ich in Gedanken

noch einmal den gestrigen Abend. Was für ein liebes Ding war die kleine Gerda. War es nicht ein gutes Zeichen, daß sie mir gleich die Armchen um den Hals geschlungen hatte, um mich zu trösten und über ihren Papa zu beruhigen? Ach, ich fühlte wohl, das war nicht nötig. Vor dem hatte ich keine Angst. Im Gegenteil. Herr von Rathen küßte mir ein tiefes ruhiges Zutrauen ein. Wie nett und väterlich war er zu mir gewesen. — Wie mochten bloß die anderen Kinder sein, die jungen Mädchen, von denen Tante Vell gesprochen. Gewiß liebe, süße Dinger, jung und frisch und froh, wenn ich nach dem fidelem Leben von gestern abend urteilen konnte. Mit denen mußte das Lernen und Arbeiten eine Lust sein. All das viele Wissen, das mir Tante Vell eingetrichtert hatte, schien mir auf einmal etwas recht Köstliches und Wertvolles, nun es Leben bekommen sollte, nun ich anderen von meinem Reichtum abgeben durfte.

Angstlich vermied ich jeden Gedanken an Frau von Rathen. Ich wollte mir meinen jungen frohen Mut nicht trüben lassen. Sie war gewiß nur stark beschäftigt gewesen durch die vielen Gäste oder irgendwie geärgert; heute würde sich alles ausgleichen.

In froher Erwartung verließ ich mein Zimmer und suchte und fand denselben Weg hinab, den ich gestern heraufgekommen war. Unten standen Türen und Fenster weit offen, die Mädchen waren noch beim Reinmachen. Sie grüßten mich erstaunt. So zeitig kam keine von den Damen, die frühstückten stets im Bett. Augenscheinlich wußten sie nicht recht, wie sie es nun mit mir halten sollten. Mit neugierigen, dreisten Blicken sahen sie mich an, lächelten und tuschelten zusammen. Um dem ein Ende zu machen, ging ich rasch durch die mit bunten Blumen bestellte Veranda hinaus in den Garten. Mir war, als hätte ich Gerdas Stimme gehört.

In zierlichen Bindungen zog sich der mit feinem rotem Nies bestreute Weg dahin, an saftigen grünen Rasenflächen vorbei. Grellbunte Blumenbeete hoben sich daraus hervor, dann wieder kunstvoll verschnittene Bäumchen und Büsche, ein kleiner Teich mit Goldfischen und einer Tuffsteingruppe. Alles war sorgsam gehalten, kein Blättchen auf dem Rasen, kein Zweiglein auf dem Weg. Und doch überkam es mich wie Heimweh, Sehnsucht nach meinem lieben, wilden Garten mit seinem lauschigen Schatten, seiner urwüchsigem Schönheit. Meine liebe, geliebte grüne Wildnis. Nicht so wohlgepflegt, von Menschenhand zurechtgestutzt und gemodelt wie hier, nein, einfach, alltäglich, wie ein lieber Freund, an dem man nicht herumzerrt und tadelt, der mit und um uns ist und für uns da zu jeder Tages- und Jahreszeit. Dessen tolle Auswüchse und Launen wir uns gern gefallen lassen, weil sie immer und immer schön sind, Zeichen seiner Stärke und unverminderten Kraft.

Grün und Blumen, Sonne und Licht selbst kam mir hier so künstlich vor, so fremd und anders; ich fand keinen inneren Zusammenhang damit, keine Fühlung. Schmerzhaft zog sich mein Herz zusammen. Rasch eilte ich weiter.

Bei einer Biegung des Weges fand ich Gerda. Gerda und Herr von Rathen, die ihren morgendlichen Spaziergang machten, wie mir die Kleine erzählte. Bald plauderten wir alle drei wie alte Bekannte. Gerda hängte sich in meinen Arm und hüpfte neben mir her, fröhlich und guter Dinge. Sie war selig über ihr Fräulein. Jeden Morgen sollte ich zu ihr kommen, mit ihr frühstücken und dann mit ihr und Papa spazieren gehen.

„Das Kind war bisher recht einsam!“ sagte Herr von Rathen entschuldigend. „Es wird Sie sehr in Anspruch nehmen.“

Ich hatte die Kleine schon längst ins Herz geschlossen. Meiner eigenen Einsamkeit gedenkend, zog ich sie nun fester an mich. Zutraulich legte sie ihr Köpchen auf meinen Arm und bettelte mit halblauter Stimme: „In den Wald, Fräulein! Papa, in den Wald!“ — Herr von Rathen sah nach der Uhr. Nein, es ging nicht, heute nicht. Viel leicht morgen. Jetzt war es höchste Zeit für die Arbeit.

Wir standen und sahen ihm nach, wie er nach kurzem herzlichem Abschied den Weg nach der Fabrik einschlug. Mit raschen federnden Schritten ging er dahin, die stattliche hohe Gestalt ein wenig vornüber gebeugt, den leichten Hut in der Hand. Die Morgensonne tanzte zitternd über sein dichtes braunes Haar und ließ ihm einen leisen goldbroten Schein. Wie jung und frisch sah er aus. So gar nicht wie der Vater großer Mädchen.

Wie der Mann seiner Frau noch weniger! fuhr es mir durch den Sinn. Frau von Rathen mußte bedeutend älter sein als er. Daher vielleicht auch die feinen Fältchen auf der sonst so klaren Stirn, der wehmütige, etwas ironische Zug um Auge und Mund. Gewiß — er, der so alles hatte, Frau und blühende Kinder und Heim und Arbeit, er war trotzdem nicht glücklich! Ach, wie schwer mochte das Leben sein, was mochte es alles Trauriges und Trübes in sich bergen, da nichts das Glück verbürgen konnte.

Beim späten Mittagessen lernte ich erst die ganze Familie kennen. Luise und Dorothee, die beiden jungen Mädchen, mochten schon am Ende der Zwanzig stehen. Sie ähnelten sich sehr. Beide blond und dick und phlegmatisch, mit etwas verschwommenen Zügen. Trotzdem sie zwei Jahre auseinander waren im Alter, waren sie für Fremde nicht leicht zu unterscheiden. Zudem trugen sie sich meist gleich gekleidet, hatten dieselbe Art beim Sprechen, dieselben Bewegungen und im Grunde auch denselben Charakter.

Frau von Rathen nannte sie Lulu und Dodo und war sehr zärtlich mit ihnen. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um lauter Personen

und Gegenstände, die ich nicht kannte. Dabei gelang es allein Dr. Hiller, Lulu und Dodo ein gewisses Interesse daran einzuklösen. Ja, er brachte sie schließlich durch Erzählen einiger Wiße, und indem er verschiedene ihrer Bekannten in ihren kleinen Eigenheiten kopierte, zu einer lebhafteren Anteilnahme am Gespräch.

Dr. Hiller arbeitete als Volontär in der Fabrik. Er war schon längere Zeit da, war ganz zu Hause in der Familie und wurde von Frau von Nathen mit großer Liebeshuld behandelt. Er war noch jung, trotzdem leuchtete sich sein Haar schon bedenklich; die Stirn erschien sehr hoch. Er fuhr häufig mit der schlanken, wohlgepflegten Hand darüber hin, langsam, wie sinnend. Dabei glänzten seine langen polierten Nägel mit dem großen Brillantring um die Wette.

Die Mahlzeit zog sich ziemlich lange hin. Ich saß still neben Gerda am unteren Ende des breiten Tisches, mühte mich, alle Einzelheiten in mich aufzunehmen und die Persönlichkeiten, mit denen ich nun leben sollte, kennen zu lernen. Dabei mochte ich etwas selbstvergessen die verschiedenen Gesichter studiert haben.

Wieder gingen meine Blicke von Frau von Nathen, die oben quer vor an der Tafel präsiidierte, zu ihrem Gemahl hin, der nur durch Gerda von mir getrennt sah. Der Altersunterschied war jetzt im hellen Tageslicht noch größer, als es mir gestern abend schien. Was für ein ungleiches Paar! „Nun, Fräulein Walden, wie fällt die Prüfung aus?“ Herr von Nathen fragte es mit halblauter Stimme und einem gütigen Lächeln.

„Oh!“ Verlegen sah ich ihn an. Es kam mir nicht gleich eine Antwort in den Sinn. Denn die Wahrheit konnte ich doch unmöglich sagen, und sie mit irgendeiner kleinen Redensart zu umgehen oder ihr sonstwie die Spitze abzubreaken, dazu war ich noch zu sehr Neuling zu wenig an Welt und Menschen gewöhnt.

Da zufällig eine Pause im allgemeinen Gespräch eintrat, hörte Frau von Nathen die paar Worte, die merkwürdigerweise ihr Mißfallen erregten.

„Fräulein!“ rief sie scharf und unangenehm laut zu mir herüber. „Fräulein, ich möchte Sie doch sehr bitten, begleiten Sie Gerda und Herrn von Nathen nicht auf ihren morgendlichen Spaziergängen. Mein Sohn ist

da gern mit seinem Kinde allein; wir alle achten diesen Wunsch und bleiben deshalb, so schwer es uns wird, fern. Also bitte!“

„Es ist mir nicht nur ein Vergnügen, wenn Fräulein Walden an unseren Morgengängen teilnehmen wird, ich bitte sie sogar herzlich darum!“ schnitt Herr von Nathen jedes weitere Wort über diesen Gegenstand ab. Ohne auf eine Entgegnung von irgendwelcher Seite zu warten, erhob er sich dann und verließ mit einem kurzen „Mahlzeit!“ rasch das Zimmer.

„Unglaublich!“ Frau von Nathen rückte sich auf ihrem Stuhle energisch zurecht, die Seide ihres schwarzen Kleides krachte in allen Nähten. Sie sah rot und ärgerlich aus.

„Ja, ja, der gute Alex ist doch nicht so ganz unempfindlich für schöne Blicke!“

„Wie sie ihn aber auch angefunkelt hat mit den großen schwarzen Augen.“ Lulu und Dodo gaben sich gar keine Mühe, leise zu sprechen. Ich mußte



Erinnerungen. Nach dem Gemälde von Hugo Händler.

ihre Worte hören, sah auch das verstoßene Lächeln und den inte essierten Blick, den mir Dr. Hiller mit einem Male zuwarf.

„La belle Blonde au yeux noir!“ flüsterte er und drehte mit spitzigen Fingern den rötlichen Schnurrbart.

„Ach, was wollten sie denn alle von mir? Was hatte ich ihnen denn getan? In tödlicher Verlegenheit, dunkelrot, sah ich auf meinen Teller herab. Ich hatte das Gefühl, irgend etwas mußte ich sagen. Trotzdem

ich nicht recht verstand, was das alles bedeuten sollte, durfte ich es nicht stillschweigend hinnehmen. Ich richtete mich hoch auf:

„Gnädige Frau, ich — es war wohl ein Irrtum, ich hielt Herrn von Rathen für Ihren Gemahl. Da war es doch natürlich, wenn ich Näheres . . .“

Lulu und Dodo plagten in ein nicht endemwollendes Gekicher aus; Frau von Rathen sah mich scharf an:

„Sind Sie wirklich so unglaublich naiv — oder denken Sie nur, es steht Ihnen?“

Ich schaute ihr voll und gerade in die Augen. Sie hielt meinem Blick nicht stand, wurde unruhig.

„Nun, schon gut! Sie wissen ja nun Bescheid!“ meinte sie abwehrend.

Es konnte ja nur ein Mißverständnis ihrerseits vorliegen. Denn wenn auch Gerda in ihrer kindlichen Art geplaudert hatte, so war doch absolut nichts geschehen, worüber sie mir zürnen konnte. Trotzdem beeilte ich mich, ihr zu versichern:

„Es soll nicht wieder vorkommen, gnädige Frau. Ich werde Herrn von Rathen und Gerda nicht wieder begleiten.“

Sie nickte herablassend: „Schon gut! Schon gut! Sie können aufstehen und mit Gerda im Kinderzimmer spielen“, fügte sie nach einer Weile hinzu.

Gerda schlang ihre Armchen um mich und zog mich hinaus. Sie war beim Essen merkwürdig still gewesen und fühlte sich wohl nun ebenso erlöst wie ich.

Im Kinderzimmer fanden wir Frau Timm. Peinlich sauber und einfach gekleidet, sah sie dort am breiten offenen Fenster, einen großen storb Wäsche zum Ausbessern neben sich. Ihre alten welken Hände hantierten unglaublich flink mit Nadel und Faden. Sie sah lächlig auf, als wir eintraten. Was für ein liebes Gesicht die dünnen weißen Scheitel umrahmten, wie freundlich ihre klugen grauen Augen mich anblickten. Sie kam mir gar nicht fremd vor. Ich ging rasch zu ihr und stand eine Weile neben ihr, ohne ein Wort zu finden. Da streichelte sie sanft meine herabhängende Hand:

„Ja, ja, Kindchen — fremdes Brot ist sich schwer!“

Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Zumal in der Jugend!“ fuhr sie fort. „Ja, ja! Na, das gibt sich wohl mit der Zeit. — Und sonst, die alte Timm vertritt gern mal Mutterstelle, wenn's Heimweh kommt, oder sonst was ist, wo alte Augen besser sehen als junge.“

Dankend drückte ich ihr die Hand. Es konnte schon sein, daß ich ihren Rat brauchte. Hatte ich doch eben erst gesehen, wie jung und unerfahren meine Augen noch waren. Wie hätte ich mich sonst so in den Verhältnissen täuschen können. Es schien mir selbst nun dumm und albern. Wie konnte ich Herrn von Rathen für den Gatten seiner Mutter, für den Vater seiner Schwester halten! Die Note stieg mir ins Gesicht, als ich daran dachte.

Gerda war in ihre Spielecke gegangen. Sie wollte mir ihre Lieblingspuppe holen, „die Niese, die Papa und Mama sagen kann.“

„Gerdas Mama?“ fragte ich halblaut.

„Ist tot — lange schon. Das Kind war ganz klein, ein paar Monate.“ Frau Timms Hände bewegten sich hastiger, sie bekam einen harten Zug um den Mund.

Noch inniger schloß ich da Gerda ins Herz. Ich wußte ja, was es heißt, ein armes vater- und mutterloses Ding sein. Mutterlos? — Ach, ich hatte ja Tante Ann; und sie, die Kleine, hatte einen Vater, einen herrlichen Vater. Es wurde mir warm ums Herz, wenn ich an ihn dachte. War er doch auch der einzige, der mir mit Rücksicht und Achtung entgegenkam.

7. Kapitel.

Trotz meiner Liebe zu dem Kinde und trotz Herrn v. Rathens sich immer gleich bleibender Herzlichkeit kamen nun Tage und Wochen, in denen die stillen Abendstunden, die ich für mich verleben durfte, es ganz allein waren, was mir Halt und Trost gewährte. Sie allein hielten mich aufrecht in dem fremden Leben mit seinen mannigfachen Forderungen und Ansprüchen.

War ich doch ein „Fräulein“ geworden. Ein armes namenloses Wesen, ein „Fräulein“ schlankweg, dem nichts Persönliches anhaften durfte, dem nichts zu eigen war, nicht einmal ein armer kleiner Name. Selbst das harte „Charlotte“, mit dem mich Tante Bell anredet, schien mir jetzt in der Erinnerung begehrenswert. Ich sehnte mich fast danach. Wie viel Anteilnahme deuchte mir auch darin noch enthalten im Vergleich zu dem „Fräulein“, das ich nun geworden.

Nur einer gab mir stets meinen Namen: Herr von Rathen. Und wenn mir auch anfangs das so ungewohnte „Walden“ ein fremder Klang war, wurde er mir doch bald vertraut und lieb, denn die Absicht des Sprechenden, mir etwas Liebes zu beweisen, mir zu helfen und beizustehen und einen freundlicheren Schimmer über mein Tagewerk zu breiten, war nicht zu verkennen. Oft trat sie zu deutlich zutage. Es zog mir häßliche Anspielungen und mißbilligende Blicke der übrigen Familienmitglieder zu.

Der Unterricht der kleinen Gerda in der Morgenstunde machte mir viel Vergnügen. Sie war ein aufgewecktes Kind, das mit großem Eifer seine ersten Lese- und Schreibübungen betrieb. Leider konnte die Zeit, die ich dafür angelegt hatte, selten innegehalten werden. Mitten im eifrigsten Lehren wurde ich zur gnädigen Frau gebeten. Frau von

Rathen lag noch im Bett, die Haare aufgewickelt, Salben und Pasten im Gesicht. Ich mußte ihr vorlesen, während sie Toilette machte. Es war das eine äußerst wichtige Angelegenheit, die mit allen möglichen mir bisher unbekanntem Mitteln unglaublich lange Zeit in Anspruch nahm.

Eine Menge Zeitschriften und Journale lagen zur Auswahl da; aber sie bevorzugte immer eine gewisse Sorte: alte abgegriffene Leihbibliotheksbücher, die sich in der eleganten Umgebung seltsam genug ausnahmen und deren Inhalt meist in einer Anhäufung unnatürlicher, äußerst romantischer Szenen bestand. Frau von Rathen interessierten sie lebhaft.

„Nein, großartig! Wie spannend! Wirklich? Fräulein, lesen Sie das noch einmal.“

So, mit lebhaften Ausrufen und Gesten verfolgte sie die Lektüre. Das Mädchen, das mit ihr beschäftigt war, ein junges blaßes Ding, hatte seine liebe Not. Es war für sie rein unmöglich, jeder der raschen impulsiven Bewegungen Frau von Rathens zu folgen. Es kam so natürlich zu fortwährenden Störungen. War ein Roman weniger spannend, wurde mir gewissermaßen die Schuld zugeschoben, mußte ich die Ungnade fühlen.

„Nein, wie langweilig! Wie können Sie bloß so etwas lesen! — Es ist reinweg, als suchten Sie die Sachen aus, um mich zu ärgern! Wenn Sie durchaus das Lesen satt haben, da ist es schon besser, Sie sagen es und versuchen nicht, es mir zu verketeln. Na, nun gehen Sie nur.“ (Fortsetzung folgt.)

Sein bester Freund.

Skizze von Alfred v. Hedensjerna.

(Nachdruck verboten.)

Es gab Leute, die zu flüstern wagten, Kanzleirat Singling sei ein schön maskierter Dumbog; doch es waren ihrer nur sehr wenige, und ihre Stimmen fanden kein Gehör, denn wo man sie vernahm, verzog man spöttisch die Lippen und murmelte: „Neidhämme!“

Kanzleirat Singling selbst war aufrichtig davon überzeugt, daß er nicht nur ein außerordentlich korrekter Mann, sondern auch ein guter und empfindsamer Mensch sei, der eifrig jeden denkbaren Anlaß zum Klatsch mit der gleichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit von sich abschüttelte, wie er jedes Staubkorn von seinem stets peinlich sauberen Anzug entfernte. Er war jung gewesen, wie andere auch, hatte während der Studienjahre die Verwandten möglichst ausgefogen, wie andere auch. Aber nie hatte er etwas Schlechtes getan um des Schlechten selbst willen, sondern stets nur, um wirklichen Genuß oder Vo teile davon zu haben. Er hatte geschmackvolle, ja kostbare Grabkränze für alle die alten Onkel und Tanten geschickt, die ihm gegen noch nicht eingelöste Unterschritten Studiengelder geliehen hatten; und in einem Falle, da seine Schuld einer Frau gegenüber unbestreitbar bewiesen war, hatte er die Forderung eines Kinderheims erfüllt.

Einmal aber war er übel dran gewesen. Er mochte kaum mehr daran denken. Er suchte es zu vergessen und sich selbst einzureden, daß es doch nicht wirklich so war, wie es war. Aber in krankhaften Fieberphantasien, bei Anfällen von Schlaflosigkeit infolge guter Soupers, hatte er die Halluzination, daß er einst, um seine Ehre zu retten, ein paar Tausend Kronen von einem Freunde geliehen hatte, der eine Kasse verwaltete. Nur für „einige Tage“. Aber während dieser kurzen Zeit fand der nebenan wohnende Notar Singling seinen Freund plötzlich eines Morgens tot im Bett.

Singling war wirklich sehr erschrocken — aber dann setzte er sich hin und überlegte, ehe er Lärm schlug.

Der Tote hatte im Leben ganz allein gestanden, besaß weder eine Frau, noch eine Braut, die das Urteil über den toten Mann irgendwie treffen könnte. Dieses Urteil würde ja allerdings streng genug ausfallen, denn niemand würde Singlings Unterschrift als vollgültige Valuta in der Kasse gelten lassen, und er wußte am besten, daß er außerstande wäre, sie schnell einzulösen.

Was bedeutete es nun eigentlich für einen Toten ohne überlebende Frau und Kinder, ob er als Unbescholtener oder als Entehrter im Grabe lag? Was bedeutete es?

Singling wiederholte sich diese Frage so oft, bis er es sonnenklar fand, daß es tatsächlich — gar nichts bedeutete. Und so suchte er unter den Papieren des Verstorbenen nach seiner Unterschrift, steckte sie zu sich, schlug Lärm und nahm ganz nahe bei dem Toten in einem Lehnstuhl eine finstere, angemessene Pose an.

Es erregte große Bestürzung, daß der brave, bescheiden lebende Svensson ein Dieb gewesen sein sollte, aber es war nun nicht zu bezweifeln, da etliche Tausend in der Kasse fehlten. Gottlob trauerte keine Gattin um ihn, kein Kind weinte über die Schmach und Schande, und von den weniger guten „Freunden“, die er im Leben gehabt hatte, war Singling der allerbeste.

So benahm er sich auch; er mied nicht etwa das Haus der Schande, sondern verhielt sich wirklich rührend treu, ganz wie ein teilnehmender Bruder. Und als Svenssons junge, sympathische Schwester plötzlich unerwartet aus einem fernen Landesteil auftauchte, lag er stundenlang vor dem Toten auf den Knien und stammelte in wirrer Verzweiflung:

„Wie konntest du das tun, du, der du stets so ehrlich und gut warst?“

Er ergriff die Hand der jungen Dame und verteidigte in schönen und rührenden Worten den „Fehltritt“ des Bruders. Dann führte er sie in das Pensionat ein, in dem er selbst zu Mittag speiste, nahm sich der jungen Dame gegenüber die Rechte eines Angehörigen und wich kaum von ihrer Seite, bis Svensson beerdigt war — was recht lange währte, da man argwöhnte, er habe Gift genommen.

„Sie dürfen nicht so gut zu mir sein! Überlassen Sie mich mir selbst und meinem Stummer! Die Schande des Verbliebenen soll nicht den Freund streifen, der auch eine falsche Vorstellung von ihm hatte!“ sagte Fräulein Svensson. Aber Singling war aufopfernd, edel und gut, bis die junge Dame vom Coupé-Fenster aus mit ihrem schwarz geränderten Taschentuch ihm Lebewohl winkte. —

Manch ein weniger hervorragender Mann als Singling hat schon am Ratstisch des Königs gesessen oder irgendwo an der Spitze der Gesellschaft gestanden. Es war nur ein Zufall, daß er beim Kanzleirat stehen geblieben war. Aber geachtet und angesehen war er. Als seine Frau starb, als sein fünfzigster Geburtstag und dann sein dreißigjähriges Amtsjubiläum im Dienste des Staates feierlich begangen wurde, umgaben ihn die Spitzen der Gesellschaft wie eine huldigende Mauer.

Er hatte einen einzigen Sohn, der den philosophischen Doktorgrad befaß, schon mit 29 Jahren berühmte Abhandlungen veröffentlichte und eine Française elegant anzuführen verstand.

Eines Tages kam dieser Sohn nach Hause und erzählte, daß er in der südschwedischen Universitätsstadt das Herz eines sehr reichen, hübschen und guten Mädchens gewonnen habe. Genau in dieser Reihenfolge sagte er es, reich, hübsch, gut.

Der Vater lächelte zufrieden und freute sich darüber, daß die Gelehrsamkeit des Sohnes ihn nicht blind machte für die Realitäten des Lebens. Dann packte der Kanzleirat seinen Frack ein und machte sich bereit, mit dem Sohn zur Veröffentlichung der Verlobung nach dem Süden zu reisen.

Das Haus des Fabrikanten Gummson wurde aufs prächtigste gerichtet und gepuzt, denn die Eltern Gummson wußten sehr wohl, daß sie den jungen Leuten zwar ein gut Teil Moneten geben mußten, daß aber der Doktor eine gute Partie und der alte Kanzleirat ein höchst angesehenes Mann war.

Als Vater und Sohn ankamen, empfing sie ein liebes Mädchen, eins von der Art, wie die meisten eben sind; ein etwas corpulenter, kupferroter, herzlich verbindlicher Papa, der würdiger Vize-Vortführer der Stadtkämmerei war; und eine recht fein aussehende, doch momentan etwas gedrückt und bang dreinschauende Mama, deren ganzes Gesicht



Grenadierpatrouille in alter Zeit. Nach dem Gemälde von Carl Röckling.

verlegen errödete, als der Kanzleirat mit warmer Galanterie ihre Hand an seine Lippen führte.

„Als zukünftige Verwandte will ich Sie gleich Franz nennen“, sagte sie. „Wollen Sie mir wohl ein paar Minuten zu einem Gespräch unter vier Augen gewähren?“ fragte sie dann weich und verbindlich, fast ein wenig scheu, nachdem die Begrüßung glücklich überstanden war.

Als sie in ihrem kleinen Voudoir allein waren, blickte sie demütig zu dem stattlichen Kanzleirat auf und flüsterte:

„Wir haben uns schon einmal gesehen . . .“

Der Kanzleirat bemühte sich extrem, höflich und erkennend zu blicken, es gelang ihm jedoch nicht, dies weiter zu bringen als bis zu einem für einen so intelligenten Mann recht albernen Anstarren.

Es zuckte in Frau Gumsjóns Gesicht, als wäre sie im Begriff, in Tränen auszubrechen, sie senkte den Kopf und fuhr fort:

„Ich bin . . . ich bin eine geborene Svensson . . .“

Der Kanzleirat gab seinem Gesicht den Ausdruck von Verständnis und von einer Freude, die auf jeden Träger des Namens Svensson schmeichelhaft wirken mußte. Aber die Frau des Hauses begriff, daß er von der Wirklichkeit noch immer weit entfernt war, verbarg ihr sanftes, bestimmtes Gesicht in ihrem Taschentuch und schluchzte:

„Ich bin Anna Svensson, gegen die Sie einst so gütig und herzlich waren, als . . . als mein unglücklicher Bruder . . .“

Der Kanzleirat errötete und erstarrte für einen Moment bei dem Erwachen der demütigendsten Erinnerung seines Lebens. Frau Anna mißverstand ihn, sank zusammen und murmelte tonlos:

„Ich kann es Ihnen ja nicht verdenken, wenn Sie durch die Schande des Ansehlichen auch auf seiner reinen, unschuldigen Nichte einen Makel sehen. Aber bitte . . . schonen Sie die jungen Leute! Ich schwöre Ihnen, daß unsere beiden Familien im übrigen fleckenlos sind . . .“

Das Gesicht des Kanzleirats leuchtete auf, er küßte mit einer gewissen Herzlichkeit ihre Hand und sagte impulsiv:

„Meine beste Anna, versehen Sie es nicht falsch, wenn die traurige Erinnerung an einen lieben und unvergeßlichen, aber unglücklichen Freund mich nicht unberührt lassen kann, doch ich schwöre, daß ich in diesem Augenblick warm und treu für den Toten empfinde und . . . nicht mit Unwillen an seine Schwester und deren Tochter denke, oder um des Blutes willen besorgt bin . . .“

Er war geradezu imponierend und bezaubernd liebenswert, als er schloß:

„Deine Tochter ist ebenso gut wie mein Sohn, ja, noch viel besser, da eine gute Frau stets besser ist, als ein guter Mann!“ —

Beim Verlobungsdiner strahlte der Kanzleirat und erwärmte alle durch seine bezwingende Herzlichkeit, so daß der Sohn stolzer als je auf seinen Vater war. Die junge Braut war entzückt und Fabrikant Gumsjón ordentlich hochmütig, weil er mit einem solchen Mann nun bald verwandt sein sollte.

Auch Frau Annas letzter Gedanke war noch vor dem Einschlafen: „An meinem armen unglücklichen Bruder muß doch wohl etwas Gutes gewesen sein, wenn er einen solchen Freund gewinnen konnte.“

Stenograph Nr. 20.

Skizze von Maximilian Stadl.

(Nachdruck verboten)

I.

„Mein, wirklich — es ist zum Davonlaufen! Es ist ein Jammer! Sie können sich in meine Lage gar nicht hineinreden —“

„Vor allen Dingen setzen Sie sich, geben Sie mir Ihren Hut und reden Sie deutlicher — so verstehe ich kein Wort! Ich soll mich nicht in Ihre Lage versetzen können, ich, der ich selbst Schriftsteller bin? Wenn ich jetzt auch aus dem Größten heraus bin, so ist mein Gedächtnis doch nicht so kurz, daß ich die Zeit der unbezahlten Rechnungen und ewigen Gerichtsvollzieherbesuche schon vergessen hätte.“

„Gerichtsvollzieherbesuche — sehen Sie, so ist es ganz in meinem Fall! Und um gleich mit der Hauptsache anzufangen: ich muß Sie dringend bitten, mir fünfzig Mark zu leihen, und zwar auf unbestimmte Zeit — sonst muß ich verhungern —“

„Hier — bitte — mit Vergnügen! Aber verhungern? Das ist doch wohl übertrieben, mein Vieder . . .“

„Leider nein! Am Ersten schmeißt mich meine Wirtin auch noch raus — das hat sie mir schon angekündigt — dann bin zu allem übrigen sogar obdachlos! Ich schulde ihr nämlich seit zwei Monaten die Zimmermiete Schuster, Schneider und ein Duzend anderer Leute, die alle bekampten etwas von mir zu bekommen, türmen mir die Bude mit Rechnungen in den schmutzigen Fingern —“

„Ja, aber Mühling — Mensch, so toll ist es mit Ihnen? Sie sind doch sonst Ihre Arbeiten immer gut losgeworden!“

„Bin ich auch! Aber der Gerichtsvollzieher, dem leider jedes Verständnis für das „Höhere“ abgeht, hatte mir vor vierzehn Tagen meine Schreibmaschine gepfändet, die ich von Fuchs & Richter auf Abzahlung genommen hatte. Natürlich hat er sie wieder herausrücken müssen. Aber Fuchs & Richter haben vorgezogen, sie nun in ihre eigene schützende Obhut zu nehmen, da ich auch seit drei Monaten mit den Abzahlungen im Rückstande war.“

„Ja aber, was hat denn das . . .“

„Aber, Mann Gottes — kennen Sie denn meine Handschrift nicht? Einfach unlesbar! Meine Manuskripte kommen alle prompt zurück — einige sogar noch mit maliziösen Bemerkungen: eine Redaktion sei keine

Anstalt zur Entzifferung von Hieroglyphen usw. So häufen sich denn bei mir die Manuskripte aber seit länger als einer Woche habe ich keinen Pfennig Geld in Händen! Das hier ist das erste wieder — ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll —“

„Das ist aber doch schrecklich, lieber Freund . . .“

„Ist es auch! Ach, Gommermann — Mensch, könnte ich nur einmal dreitausend Em auf einem Brett vor mir sehen — ein Jahr arbeiten ohne den lähmenden Gedanken, jede Zeile sofort in klingende Münze umsetzen zu müssen! Nun regnet es Brei und ich habe natürlich wieder keinen Löffel. Schreibt da ein großer Verlag einen Preis von dreitausend Mark aus für eine kleine Novelle. Ich habe was liegen — beinahe habe ich die Überzeugung, daß ich mir damit den Preis erringen könnte — aber eine Hauptbedingung der Zulassung zum Wettbewerb ist, daß das Manuskript in Maschinenschrift hergestellt ist . . . und meine „Underwood“ befindet sich in der sicheren Obhut von Fuchs & Richter. Ist das nicht eine zum Himmel schreiende Gemeinheit?“

„Allerdings, angenehm ist das nicht! Aber sagen Sie mal, haben Sie denn so viele unleserliche Manuskripte liegen, daß Sie bei schnellem Absatz Ihre Schreibmaschine einlösen könnten?“

„Gewiß, Teuerster, zweihundertfünfzig Mark wären mir in weniger als zwei Wochen sicher — und neunzig brauche ich nur, um meine Schreibmaschine zurückzuerlangen.“

„Nun, dann seien Sie vorläufig ganz zufrieden. Ich will Ihnen einen Rat geben, der Ihnen vielleicht aus der Klemme hilft — aber nur unter einer Bedingung tue ich's: Sie geben mir Ihr Ehrenwort darauf, niemandem etwas davon zu verraten, wenn die Sache glückt.“

Edgar Mühling war einverstanden und als er nach kurzer Zeit den Freund verließ, schmunzelte er vergnügt und piff eine neue Operettenmelodie vor sich hin. —

II.

Am Abend darauf war in mehreren größeren Zeitungen folgende Anzeige zu lesen:

„Stenograph und Maschinenschreiber gesucht. Zeugnisse und Referenzen nicht erforderlich. Bedingung: Besitz eigener Maschine und Probeklatsch von 1/4 Stunde; Fertigkeit mindestens 200 Silben Stenographie und 100 Silben Maschinenschrift in der Minute. Honorar usw. nach Vereinbarung. Offerten in Maschinenschrift unter Chiffre P 524 an die Exped. d. Bl.“

Schon am nächsten Tage sah Mühling vor einem Stoß von etwa dreißig Offerten und suchte sich zwanzig davon heraus, die ihm am meisten zusagten. Dann nahm er eine Lage Briefpapier und bestellte elf der Restekanten für den nächsten, die anderen für den zweiten Tag, beginnend morgens um sieben Uhr, jede Stunde einen. Die letzte Offerte, Nr. 20, war von einer Dame geschrieben; sie verlangte die Antwort postlagernd.

Höchst eigenhändig trug er die zwanzig Briefe zur Post und begann dann, nach Hause zurückgekehrt, zu arbeiten. Ihm war so leicht zumute wie lange nicht, und die Feder flog nur so über das Papier — endlich mußte und würde es doch anders werden!

Am nächsten Morgen stand Dr. Edgar Mühling gegen seine Gewohnheit sehr früh auf, sah bereits um halb sieben an stauffisch und erwartete den ersten Bewerber, der punkt sieben Uhr bei ihm eintrat. Ihm folgte um acht Uhr der zweite und so ging es fort. Nur um zwölf Uhr trat eine Partie von zwei Stunden ein, die Mühling dazu benutzte, um eilig zu Mittag zu essen. Von drei Uhr ab kamen sie wieder stündlich mit größter Pünktlichkeit: blonde, braune, schwarze, gerade, krumme, große und kleine, die meisten waren blaß und hager. Alle schrieben sie das Diktat von fünfzehn Minuten mit großer Schnelligkeit nieder und alle vollendeten die Übertragung jedesmal in einer halben Stunde. Mühling nahm die Blätter, wie sie aus der Maschine kamen und sah sie durch; sauber war alles — und auf jeder Seite kaum ein unbedeutender Buchstabenfehler, der durch Vorbeitippen entstanden sein konnte; selten, sehr selten einmal ein Schreib- oder Interpunktionsfehler. Jeder fragte beim Gehen, ob er das Resultat nicht gleich erfahren könnte, aber Edgar erwiderte ihnen kurz und bestimmt, auf das Inserat hätten sich natürlich eine ganze Reihe von Bewerbern gemeldet und er müsse die Arbeiten erst miteinander vergleichen — in kurzer Zeit würde er die Bewerber benachrichtigen.

Kurz vor 8 Uhr abends verabschiedete sich der 11. Stenograph, und Edgars Wirtin erschien, um das Abendbrot aufzutragen. Sie machte ein bitterböses Gesicht und fragte spitz, ob denn die Lauferei von jetzt ab den ganzen Tag so gehen solle. Er beruhigte sie: nur noch morgen würde das andauern — und in wenigen Tagen werde sie die rückständige Miete erhalten. Zu der letzten Versicherung machte die gute Frau ein halb erfreutes, halb ungläubiges Gesicht und verließ brummend das Zimmer. Edgar aß schnell, kehrte dann zu seinem Schreibtisch zurück und arbeitete noch mehrere Stunden. Spät noch brachte er verschiedene dicke Briefe zum nächsten Postbriefkasten.

III.

Der folgende Tag verlief genau in derselben Weise wie der vorausgegangene, bis sich kurz vor 5 Uhr Nummer 19 verabschiedete. Jetzt also mußte Stenograph Nr. 20 kommen, und diesem Besuche sah er mit

einiger Spannung entgegen. Wichtig — um 5 Uhr wurde mit ziemlicher Energie an seine Tür geklopft und herein trat eine mittelgroße, schlanke Blondine in dem ganzen Reiz der ersten strahlenden Jugend.

Edgar war es unmöglich, diesem Bewerber ebenso geschäftlich kühl und von oben herab entgegenzutreten, wie seinen 19 Vorgängern. Er stieg von seinem Stuhle empor, ging der jungen Dame entgegen, begrüßte sie höflich, nahm ihr die schwere Bürde der Schreibmaschine ab und bat sie, Platz zu nehmen. Gerade wollte er mit einigen kurzen geschäftlichen Bemerkungen beginnen, als zu seinem Erstaunen sie das Wort nahm und ruhig und bestimmt erklärte:

„Ich habe Sie gebeten, mir postlagernd zu schreiben, damit mein Vorhaben geheim bleibt. Ich bin Beamtentochter und studiere Philologie, um Oberlehrerin zu werden. Aber ich bin darauf angewiesen, mir die Kosten meines Studiums selbst zu verdienen. Also bitte ich Sie, mir ungefähr die Bedingungen mitzuteilen, unter denen ich für Sie arbeiten würde. Wenn's der Mühe nicht lohnt, so brauchen wir uns mit dem Probebillet nicht erst aufzuhalten, denn meine Zeit ist sehr knapp und ich nehme an — die übrige auch!“

Das war stark — die fragte schon vorher — und dabei mit einer Bestimmtheit —

Wenn er ihr jetzt so antwortete, wie den anderen — und das ging schon deshalb nicht, weil er sich gleich im Anfang ihr gegenüber im Ton vergriffen hatte — so würde sie sehr energisch aufstehen, ihre Maschine nehmen und die Tür von draußen zumachen. Damit war ihm aber nicht gedient. So sagte er denn kurz aber verbindlich:

„Nun, es käme auf die Leistungen an — hundert Mark würde ich für das Vergnügen, Sie täglich zwei Stunden zum Diktat bei mir zu sehen, schließlich monatlich anlegen.“

„Und täglich hätte ich vier Stunden am Stenogramm zu übertragen,“ jagte sie, und ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund, „na einei — ich brauch's eben und muß gute Miene zum bösen Spiel machen.“

„Nun, nun,“ erwiderte Edgar begütigend, „ich hoffe, daß wir uns einigen werden. Aber ich möchte Sie bitten, unter Einhaltung der ausbedungenen Mindestgeschwindigkeit mein Diktat durchaus wörtlich aufzunehmen und nicht etwa nach Gurdünnen einen andern Ausdruck niederzuschreiben, wenn ich einmal zu rasch diktieren sollte. Und wenn sie mich einmal nicht verstehen —“

„Dann frage ich — das ist doch selbstverständlich,“ erwiderte sie ungeduldig und machte sich zur Arbeit bereit.

Sie verstand zu arbeiten! Hatten einige der jungen Leute vielleicht etwas schneller stenographiert, im Maschinenschreiben tat's ihr keiner gleich; die schlanken Finger flogen nur so über die Tasten. Edgar versäumte nicht, ihr darüber Komplimente zu machen, die sie aber anscheinend überhaupt nicht hörte. Edgar las die Blätter nicht, die sie aus der Maschine nahm; er hatte genug zu tun, über das Buch hinweg, in dem er anscheinend eifrig las, ihr feines Profil zu bewundern und ihre blonden Locken. Als sie gegangen war, schob er die Blätter in eine Schublade seines Schreibtisches und blickte minutenlang gedankenverloren vor sich hin.

IV.

In den nächsten Tagen vollzog sich in Edgars Äuße er Lage eine gründliche Veränderung. Statt der Gerichtsvollzieher war kurze Zeit der Geldbrieftträger sein ständiger Gast. Die „Underwood“ hielt wieder ihren Einzug bei ihm, und nach wenigen Tagen konnte er die „Preisnovelle“ abschicken, die er nach dem längst vollendeten Konzept abgetippt hatte.

Danach dachte er auch an die Stenographen, die auf Antwort warteten, und er tippte 19 Absagebriefe — angeblich war die Wahl nicht auf den Empfänger gefallen!

Nun kam Nr. 20 an die Reihe. Was sollte er tun? Kurz und geschäftsmäßig abschreiben? Unmöglich! Auch hatte er ihr Stenogramm überhaupt noch nicht durchgesehen. Er nahm es zur Hand und überflog die Blätter.

Was war denn das? Mitten in den diktirten Sätzen las er Bemerkungen, die damit in absolut gar keinem Zusammenhang standen: „Was für hübsche schlanke Finger Sie haben, mein Fräulein!“ — „Wunderbar, wie Sie so schnell schreiben können, mit diesen kleinen Fingern, fast ist es wie eine Schar Möven, die über das Wasser fliegt — wie ein Schwarm weißer Tauben über den Aker!“

„Wart', kleine raffinierte Person,“ dachte Edgar Mühling, „dir will ich antworten.“ Und rasch tippte er ein Schreiben, in dem er ihr kurz und entschieden mitteilte, er könne ihrem Engagement nicht näher treten, da sie nicht einmal eingeschaltete Bemerkungen vom Text des Diktats unterscheiden könne. Die gute Laune verging ihm aber, als er schon am Abend des nächsten Tages folgenden Brief erhielt:

Herrn Dr. G. Mühling, hier.

Wörtliches Nachschreiben war erste Bedingung Ihres Abkommens. Ich ersuche Sie daher um Uebersendung von 10 M. Honorar für geleistete Arbeit, wenn Sie wollen, daß ich Ihren Trick der Öffentlichkeit vorenthalte. Ich habe nämlich die Ehre, Ihnen gegenüber zu wohnen — und nachdem ich auf meine Offerte Ihre Antwort erhalten hatte, interessierte ich mich für mein Gegenüber, dem ich so schön in die Fenster sehen kann, weil sie ja stets geöffnet sind, und das niemals, nachdem es die Lampe angezündet hat, ein Rouleaus herunterläßt oder

eine Gardine zuzieht! Ich sah die „Tippflaven“ auf Ihre Haustür zusteuern und nach geraumer Zeit Ihr Zimmer betreten, leuchtend unter der schweren Last ihrer Maschinen. Wenn sie weg waren, so schoben Sie, auch das konnte ich sehen, die von ihnen beschriebenen Blätter mit Briefen, die Sie unterdes geschrieben, in Umschläge und warfen Sie in den Briefkasten an der nächsten Straßenecke. Sie haben durch Ihren Inzeratentrick die Ausgabe für die Abschrift einer ganzen Reihe von Manuskripten — erspart!

Hochachtungsvoll

Elisa Weber, stud. phil.

Doktor Mühling las diesen Brief zweimal und hatte das unbestimmte Gefühl, dabei ein ziemlich dummes Gesicht zu machen. „Schlaueheit, dein Nam' ist Weib!“ dachte er. — Aber am nächsten Vormittag machte er sich doch lieber selbst auf den Weg nach dem Hause gegenüber, um seine Schuld persönlich zu begleichen. Es gelang ihm auch, seiner energischen Gläubigerin den Hergang der Dinge so drastisch und humorvoll zu schildern, daß sie erklärte, alles zu verstehen und zu verzeihen.

Seitdem wurden die beiden gute Freunde, und da Edgar Mühling ein paar Monate später wirklich den 300-Mark-Preis für die Novelle und daraufhin kurz danach einen Antrag vom Verlage derselben Zeitschrift erhielt, in die Redaktion einzutreten, so geht er ernstlich mit der Absicht um, aus dem „Stenographen Nr. 20“ demnächst seine Frau zu machen.

Vorsichtshalber aber hat er es sich angewöhnt, abends nur noch bei herabgelassenen Rouleaus zu arbeiten.

Serümpel.

Skizze von Kurt Martens.

(Nachdruck verboten.)

Vor dem geöffneten Attenschrank stand ein altes gebrechliches Männlein im Schlafrock und Filzpantoffeln, die Glage bedeckt mit schwarzem Käppchen, fröstelnd, lebensängstlich, lebensmüde, und suchte nach seinem Revolver.

Es war Herr Julius Spag, jüngst noch Geheimrat in Amt und Würden, jetzt pensioniert, überflüssig, nach jeder Richtung hin untauglich und auch schon von jedermann vergessen. Den armen Alten hatten am vergangenen Tage zwei schwere Schläge unvermutet zu Boden geschmettert: sein letzter Freund und einziger Partner im Bézigue war todeshalber nicht mehr im Cafe erschienen, und da Herr Julius Spag über genau dieselben Altersbeschwerden zu klagen hatte wie jener, so war er erschreckt gegen alle bisherige Gewohnheit zum Arzte gelaufen, einem rücksichtslosen Gesellen, der immer nur den Kopf geschüttelt und mit dunklen Andeutungen auf ein nahes Ende hingewiesen hatte.

So war es dem Geheimrat Spag auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß er ein hoffnungsloser Greis sei, ein ausgesprochener Todesandidat, und daß die paar Monate, die ihm bestenfalls noch vergönnt blieben, keinen Pfifferling wert seien, sondern ihm in trübeliger Verlassenheit, ja zuletzt noch unter qualvollen Leiden verstreichen würden. Nationell denkend, wie er nun einmal war, beschloß er, die Sache lieber gleich selber prompt und kurzweg zu erledigen.

Nach längerem Suchen und Kramen fand er endlich die Waffe im obersten Fache zwischen Akten und Scharfeten versteckt; sie war rostig und verstaubt und schien wie schlaftrig nach ihrem Gebieter zu blinzeln. Ungewidert faßte er sie mit zwei Fingern und trug sie vorderhand behutiam einige Schritte weg von sich nach dem Schreibtisch hinüber.

Pakete und Aktenbündeln waren beim Suchen heraus gefallen und lagen verstreut auf der Diele umher. In dem mächtigen Schranke selbst fand der Geheimrat ein wüstes Durcheinander, das seinen Ordnungssinn verlegte. Hier galt es, erst einmal gründlich aufzuräumen, demnächst wohl auch noch die letzten Verfügungen darüber zu treffen.

Herr Spag hob die Aktenbündel vom Boden auf. Bei näherer Betrachtung erhellte sich ein wenig seine verdüsterte Miene. Waren es doch die von ihm verfaßten Entwürfe zu der ehemaligen Landgemeindeverordnung, die zwar schon vor zehn Jahren einem neuen Gejeze hatte weichen müssen, aber doch immerhin früher einmal so eine Art Lebenswert von ihm gewesen war. Er begann darin zu blättern, las, las weiter, vertiefte sich und fühlte hohe Schöpferfreude über das gelungene Werk. Andere wichtige Papiere kamen zum Vorschein und gemahnten ihn an die große Zeit seiner Allmacht im Ministerium: Reiserate über die Stromregulierung, Notizen zu den Personalakten zahlreicher Untergebener, Vorträge vor seiner Erzelenz dem Minister, ja selbst das Konzept einer offiziellen Ansprache an Se. Majestät, der ihm daraufhin die Hand geschüttelt und leutselige Worte erwidert hatte. — Hm! — Hm! — Das waren doch Leistungen gewesen! Darin lag doch noch Tüchtigkeit, Ernst und Fleiß! Das waren sozusagen die Dokumente seines hohen Amtes, seiner erfolgreichen Karriere, sozusagen seines Daseins Gipfelpunkte. Von solch ehrwürdigen Fajzikeln trennt man sich nicht so leicht, wie der und jener meint!

Und da Geheimrat Spag gerade dabei war, über das ehemals so imponierende seiner Stellung nachzudenken, so konnte er sich nicht ver-, sagen, aus einem anderen Fache ganze Bündel von Glanzfärtchen hervor-, zuziehen, die Dokumente seiner gesellschaftlichen Position. Mit Gemug,

tung stellte er daraus fest, wie oft und in wie angesehenen Familien er nebst seiner seligen Frau zu Dinern und Abendgesellschaften eingeladen gewesen war, daß er einmal zum Beispiel die schöne Gräfin X zu Tische geführt, ein andermal dem Divisionsgeneral gegenüber gefessen hatte, daß die Hochzeit seiner Tochter, die er nach auswärtig an einen hoffnungsvollen Landrat verheiratet hatte, korrekt und feierlich verlaufen sei, daß man ihn bei seiner Besuchstournee ungebührlicherweise übergegangen und ihn bei Festessen stets an die ihm zukommende Stelle placiert habe, kurz, daß er ein Mann sei, den die Gesellschaft, wenn sie ihn auch jetzt nicht mehr kennen wollte, früher jedenfalls sehr angelegentlich umworben hatte.

Freilich, damals war auch seine selige Frau noch am Leben gewesen. Die verstand es noch besser als er, sich vor der Gesellschaft in Positur zu setzen. Die war förmlich eine Weltkame gewesen, eine Dame der Repräsentation! Hatte sie ihm zu Haus auch das Leben mit ihren Launen, ihrer Verschwendung und ihrer Neigung zu Gezänk schwer genug gemacht, draußen vor den Leuten war sie berühmt gewesen wegen ihrer Eleganz und anmutvollen Würde. Unter pietätvollen Gefühlen nahm Julius Spag aus dem dritten Fache eines der Albums zur Hand, in denen die Photographien seiner Familienmitglieder und befreundeten Kollegen gesammelt waren. Das Porträt seiner seligen Gattin prangte an erster Stelle. Ja, in der Tat, auch noch in ihren späteren Jahren war sie eine stattliche Erscheinung gewesen, eine Matrone mit huldvollem Lächeln, nach der sich der vereinsamte Mann jetzt auf einmal wieder zurücksehnte, ganz zu schweigen von den Bildnissen aus ihrer besten Zeit, als er sie noch liebte und zuweilen ein Späßchen mit ihr riskierte.

Da waren auch zahlreiche Aufnahmen seiner lieben Tochter aus ihren verschiedensten Lebensaltern. Ach, wie hing er im Grunde noch immer an diesem seinem einzigen Kinde, das nun seit lange schon fern von ihm lebte und sich kaum anders mehr um ihn bekümmerte, als daß es ihm in jedem Quartal pflichtschuldigst einen Brief schrieb und zu Weihnachten eine Kiste mit Handarbeiten schickte! Kleine Familienfeste fielen dem alten Vater ein, bei denen er das Töchterchen stets so vergnügt gesehen hatte, Geburtstage, Landpartien und Sommerreisen. Bei jedem neuen Bild von ihr, das er im Album fand, stieg zugleich das Bild irgendeiner vertrauten Familiengewohnheit oder häuslichen Episode vor ihm auf: längst verklungene Witzchen und Scherzworte, wie sie in manchen Häusern als stereotyp sich einbürgern, kamen ihm ins Gedächtnis, und er erprobte sie murrend mit den zahlosen Kliefen auf ihre ehemals so erheitende Wirkung. Das wunderliche Spiel mit toten Dingen behagte dem alten Herrn ganz außerordentlich; es zerstreute ihm die schweren Kümernisse dieser Nacht, belebte ein wenig seine trostlose Einsamkeit und wickelte sich, so gelinde anregend, so gemächlich ab wie Märchen aus dem Munde einer guten Kinderfrau.

Was hielt der morische Alterschrank nicht alles noch in Bereitschaft! Die ganze sprühende Jugendzeit eines jetzt vertrockneten kleinen Bureaufraten, ihm so fremd, merkwürdig und ungläubhaft, als hörte er einen übermütigen Springinsfeld hinter sich, dem würdigen alten Herrn, mit Spott und Neckereien herlaufen. Aus einem Bündel rissiger Lumpen quollen bunte Korpsbänder und Bierzipfel hervor, leichtfertige Korrespondenzen und freche Liebdien, die er selbst gedichtet hatte. Wahrhaftig, er hatte einmal auch Verse geschmiedet, der Herr Geheimrat, und was für wilde, feurige Sachen hatte er seinem Genius abgerungen! Eine Kommetragödie fiel ihm in die Hände, ein Preisgesang auf Catilina, den Revolutionär. Geheimrat Spag las sich so pathetisch, als es sein dünnes Stimmlein nur hergab, den Monolog des heroischen Scheufals vor und war fast noch stolzer darauf als auf die abgeschaffte Landgemeindeordnung.

"Donnerwetter! Was für ein forscher Kerl ich doch im Grunde war!" sagte der Geheimrat zu sich selbst. "Und ich bin es am Ende noch bei näherer Betrachtung. Solch ein Talent sollte ich doch lieber nicht verkümmern lassen. Vielleicht, daß eine Umarbeitung dieses Trauerspiels sich lohnt!"

Zunächst aber wanderte er gerührt noch weiter zurück in seine Vergangenheit, bis hinein in die Knabenjahre, deren Sonnenschein ihm aus einer Schachtel voll Zinnsoldaten mitten unter dem ältesten Gerümpel entgegenleuchtete. Ebenso behutsam, wie zuvor den Revolver, trug er sie zum Schreibtisch hinüber, schob die Waffe beiseite und ließ voll innigen Vergnügens die Soldaten aufmarschieren in Reih und Glied, wie damals, als er noch ein winziger Burtsche war, zärtlich geliebt und behütet von seinen Eltern

Als am nächsten Morgen seine Haushälterin ins Zimmer trat, fand sie den Herrn Geheimrat am Schreibtisch eingecklamert, zwischen einem Kinderspielzeug und einem rostigen Revolver. Erwacht, lächelte der Geheimrat hilflos und verlegen vor sich hin, trank aber seine Morgenschokolade mit bestem Appetit.

Still und veronnen ging er von nun ab seine Wege in der Stadt und in den Anlagen umher; stundenlang saß er in dem Café, wo keiner mehr seiner wartete. Er gehörte nun zu jenen Gestalten, nach denen die Leute auf der Straße den Kopf umdrehen: murrend und gestikulierend schritt er dahin.

Dahin hörten ihn die Dienstboten und Nachbarn oft laut predigen und lachen oder mit Phantomen streiten. Rührend teilten sie einander mit, daß der Herr Geheimrat aus zerrissenen Papieren sich selber vorlese, mit Bildern sich unterhalte, manchmal wohl gar mit zerbrochenem Spielzeug tändele. Es schein, daß er kindisch geworden sei, wie so viele alte Leute, die mit sich und der Welt nichts mehr anzufangen wissen.

Ja, Herr Julius Spag war in der Tat wieder zum Stinde geworden; er spielte still für sich allein, wie ein träumerischer Knabe, spielte sich beglückt noch einmal die kleine Komödie seines Lebens vor.



Tantalus. Originalzeichnung von G. Rod.

prächtigen Jungen des großen Preußenkönigs in ihrem ganzen pathigen Auftreten vorgeführt. — „Tantalus“. Die Qualen des Tantalus waren eigentlich nichts gegen die Empfindungen des herumtrollenden Hundes, dem vor Hunger, oder vielleicht auch nur vor kulinarischen Gedankenidwelgereien die Haare zu Berge stehen. Sein grimmier Gesichtsausdruck läßt darauf schließen, daß er verbrecherische Gedanken in seinem Gehirne herumwälzt. Armer Kerl, gib's lieber auf. Dort wird scharf aufgepaßt, und solltest du wirklich so eine warme Wurst erwischen, wird sie dir sicherlich mit einer erbärmlichen Tracht Prügel gewürzt. Sieh nur lieber zu, daß du auf anständige Art und Weise zu einigen Stöckelchen kommst und bleibe ein anständiger Kerl. Ja, wer in so eine Hundesele schauen könnte!

Gedankensplitter.

Nicht immer die, die dienen,
Sind gerade auch die Sklaven,
Mancher Herr läuft mit verstörten Mienen,
Und sein Diener geht ruhig schlafen.

Nur wenigen ist der Geist des Lebens Norm.
Die große Masse hält sich an die Form.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 8

Sonntag, den 20. Februar

1910

Vervorrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(3. Fortsetzung.)

Meine Stimmung schwankte zwischen Freude und Ärger, wenn ich auf diese Weise entlassen wurde. Ich wünschte nicht: sollte ich mir eine langweilige oder eine spannende Geschichte wünschen. In ersterem Falle wurde ich bald wieder weggeschickt, allerdings mit Schelten und oft in Ungnade für den ganzen Tag; im anderen Falle dauerte die Sache oft Stundenlang — denn leider, je größer die Spannung war, je länger waren auch die Bücher. Und meist mußte ich sie im selben Vormittag zu Ende lesen. Es war ein Glück, daß ich bei der Wahl derselben keine Stimme befehl — ich hätte wirklich nicht gewußt, welcher Art Lektüre ich den Vorzug geben sollte. Nachmittags trieb ich mit Lulu und Dodo Englisch und Französisch. Beide hatten, wie ich mich bald überzeugte, nur ganz mangelhafte Vorkenntnisse. Über einige allgemeine Redensarten kamen sie nicht hinaus, und auch diese waren nicht einmal korrekt.

„Wissen Sie, spielend müssen Sie es den Kindern beibringen!“ befehlt mich Frau von Rathen beim ersten Male.

„Die Kinder“ nickten zustimmend, während sie sich in ihren bequemen Gartenstühlen dehnten und streckten.

„Wissen Sie, Lulu und Dodo sind so unendlich begabt; es kann ja nur an der Art des Unterrichtes liegen, wenn sie nicht in ein paar Wochen perfekt parlieren.“

Wieder nickten Lulu und Dodo, während sie mich, soweit es ihre apathische Art zuließ, interessiert fixierten, ob ich auch wohl das von ihnen gewünschte ideale Wesen sei.

„Wir wollen im Hochsommer nach Ostende, Fräulein; bis dahin, es ist ja reichlich Zeit, kommen Sie wohl so weit.“

Ich versprach mein Möglichstes. Und in Anbetacht des belgischen Seebades schlug ich vor, zunächst das Französische zu bevorzugen.

„Ach ja, das ist auch leichter!“ meinte Lulu mit einem befriedigten Seufzer. Und:

„Ach ja, nur eine Sprache auf einmal!“ stimmte ihr Dodo bei. Dann versanken sie wieder in Schweigen.

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, erzählte ihnen auf französisch, stellte ihnen Fragen, las aus meinen mitgebrachten Büchern vor und suchte sie so für französische Sprache und Literatur zu interessieren.

Aber zu einem ernstem Studium konnte ich sie nicht bewegen. Und da sie ganz im Gegensatz zu der lebhaften Mama still und teilnahmslos waren, solange nicht ihre meist tief schlummernde Leidenschaftlichkeit geweckt wurde, konnte ich auch im täglichen Verkehr nichts oder doch fast nichts erreichen. Ihre Antworten bestanden aus „Oui“ oder „Non“, wenn sie es nicht gerade vorzogen, Deutsch zu sprechen oder überhaupt nichts zu erwidern. Was ich vor, sahen sie unbeweglich mit geschlossenen Augen; ich wußte oft nicht, hörten sie überhaupt oder waren sie sanft ent schlummert.

(Nachdruck verboten.)

Das war für meine ohnehin nicht große Gebuld eine harte Probe. Eines Tages — es war ein heißer Juninachmittag — schienen sie mir wirklich zu schlafen. Seftig warf ich das Buch hin und stand auf. Ich wollte in mein Zimmer gehen. Unterewegs begegnete ich Frau von Rathen. Sie sah mich erstaunt an, und ich nahm die Gelegenheit wahr und machte ihr in einigen erregten Worten die Zwecklosigkeit eines Unterrichtes, der so wenig Interesse und Entgegenkommen fand, klar. Es sei ja nur schade um Zeit und Mühe. Frau von Rathen nahm mich ohne ein Wort beim Arm und ging mit mir wieder zu den Kindern. Die beiden waren jetzt am Tisch



Ein Turnier. Nach dem Gemälde von Ralph Headley

beschäftigt, hatten die Köpfe über mein Buch gebeugt und stellten sich, als läßen sie eifrig. Die Mutter machte eine große, fast feierliche Handbewegung nach ihnen hin:

„Sehen Sie da: die lieben Kinder! Was sie für ein Interesse haben! Sie müssen es nur nicht ertöten durch die Form des Unterrichtes. Die Form ist alles! Es liegt nur an Ihnen, ihr die rechte Gestaltung zu geben, die Gestalt, die dem hohen Geiste der beiden entspricht. Freilich, das mag Ihnen schwer fallen; aber nehmen Sie sich die Zeit und Mühe, studieren Sie die Kinder. Sie sind es wert. Nicht wahr, Lulu, Dodochen?“

Bärtlich strich sie über die beiden dicken blonden Köpfe, fühlte dann nach der Stirn: „Erhitze euch bloß nicht zu sehr. Das verdirbt den Teint. Und auch nicht überanstrengen, nicht zu viel lernen. Daß ihr mir hübsch frisch seid zum Abend; es kommt Besuch.“

Die Mädchen wurden auf einmal lebhaft. Das Gespräch ging hin und her. Die Besuche der umliegenden Bekannten, meist Gutsbesitzer

und Fabrikanten, war das einzige, was sie näher beschäftigte, was sie anregte. Sie fuhren oft aus, auch gab es ab und zu Gesellschaft im Haus, meist abends. Es dauerte dann bis in die späte Nacht hinein.

Ich war da vom Familienanschluß dispensiert und aß mit Gerda zusammen im Kinderzimmer oben. Das waren meine liebsten Stunden. Ich spielte mit dem Kind, erzählte ihm Märchen im Dämmerlicht oder streifte ein Stückchen mit ihm in den abendstillen Wald, ehe ich sie an Mutter Timm abgab, die sie zu Bett brachte.

Gerda schloß sich mir immer inniger an. War ich doch die einzige, die sich mit ihr beschäftigte, die auf ihre kleine Welt einging, die mit ihr lebte. Ach, es gehört ja nur so wenig dazu, ein Kinderherz zu erobern. Nur ein klein wenig Liebe und Sicherheiten in die junge Seele. Und dazu hatte bis jetzt niemand im Hause Zeit gehabt.

Der Papa war ihr Abgott; sie hing mit einer stürmischen Liebe an ihm. Aber er war den ganzen Tag beschäftigt in Kontor und Fabrik; und auch wenn er in der Familie weilte, waren seine Gedanken noch drüben hinter den roten Ziegelmauern, schien er noch vertieft in Pläne und Berechnungen, die ihn ganz in Anspruch nahmen, ihn von der Außenwelt abschlossen. Und das merkte das Kindesherz wohl.

„Papa denkt!“ sagte sie dann und legte den Finger an die Stirn. „Leise sein, Papa denkt!“ Und sie war ganz unglücklich und böse, wenn Großmama und die Tanten das nicht sehen wollten und nicht Rücksicht darauf nahmen.

8. Kapitel.

Ende August wollte Frau von Rathen mit Lulu und Dodo nach Ostende. Die Sprachkenntnisse der beiden Mädchen hatten nicht im geringsten zugenommen. Wer könnte auch das Wunder bewirken und Wissen und Können auf andere übertragbar machen? Gleichsam im Schlaf oder in der Hypnose hätte es ihnen zuteil werden müssen, vorausgesetzt, daß selbst das ihnen nicht noch zu viel Mühe bereitet hätte. Aber natürlich lag es an der Lehrerin — sie war zu jung, zu gleichgültig und verstand es nicht richtig. Zwei so hervorragende Individualitäten wie die lieben Kinder mußten ganz anders behandelt werden.

„Außerdem ist es gar nicht so nötig. Jeder gebildete Ausländer spricht auch Deutsch!“ tröstete sich Frau von Rathen schließlich.

Vor der Reise gab es alle Hände voll zu tun. Eine der ersten Schneiderinnen der nahen Residenz war mit ihrem ganzen Stab Untergebener in der Villa einquartiert. Es gab endlose Besprechungen, Anproben, dazwischen wieder Fahrten nach der Stadt. Die Stimmung wechselte ewig, je nachdem die Toiletten zur Zufriedenheit ausfielen oder nicht. Es war, als sollten einige Bräute ausgestattet werden für Lebenszeit. Sogar ich wurde oft zur Hilfe zugezogen.

„Es ist ganz gut, wenn Verdachen einmal Ferien hat. Wenn wir dann fort sind, können Sie das ja nachholen. Sie sind dann ganz auf das Kind angewiesen.“

So durfte ich denn an den schönen sonnigen Sommertagen stundenlang mit hinter den geschlossenen Jalousien sitzen, im grünlichen Dämmerlicht, und an den feinen weichen Seidentoffen nähen, durfte die rieselnden Spitzen durch meine Hände gleiten lassen und das schneeweiße zarte Leinen, in das meine heißen Finger eine unendliche Menge winzig schmaler Sämnchen brachen.

Lulu und Dodo waren wie ausgetauscht. Sie berieten stundenlang über eine Farbe, über den Schnitt eines Kleides und die Anzahl der Volants, der Zwischenjäse, die Tiefe des Ausschnittes und was es sonst da noch alles Wichtiges gab. War die Garnierung auch noch so reich, es genügte ihnen nie; da mußte hier noch ein Schleifen dazu, dort noch eine Rosette oder eine Blume und Spitze. Als ich einmal schüchtern von dem Zuviel abriet, da es die Gesamtwirkung nur störe, erklärte Lulu:

„Aber Fräulein, Sie haben eben gar keinen Geschmack!“

Und Dodo fügte hinzu:

„Ah bah! Die Geschichte von den sauren Trauben. Wenn sie es nur so haben könnte.“

Von da an hütete ich meine Junge wohl; ich sagte nichts mehr dazu. Sie hätten ja doch nie verstanden, daß meine einfachen, schlichten, von Tante Ann genähten Kleider mir tausendmal wertvoller waren als ihre ganze Herrlichkeit.

Es herrschte eine köstliche Ruhe im ganzen Hause, als Frau von Rathen mit Lulu und Dodo endlich abgereist war. Und sie wirkte um so wohlthuender nach dem Trubel der letzten Wochen. Auch Herr von Rathen war auf einer längeren Reise begriffen. Es lagen Geschäfte vor, die ihn weit abführten; seine Rückkunft war unbestimmt. In der letzten Zeit hatte ich erst so recht gemerkt, was seine Anwesenheit, seine sich ewig gleich bleibende rücksichtsvolle Teilnahme für mich bedeutete. Ich vermisse ihn oft schmerzlich.

Nun blieb ich mit Gerda und der zusammengeschmolzenen Dienerschaft, die nur aus Frau Timm und einem Mädchen bestand, ganz allein. Die unteren Zimmer waren wohlverschlossen und verwahrt. Wir lebten also oben in unserem kleinen Reich allein. Wie abgeschlossen von der Welt.

Jede Woche mußte ich einmal an Frau von Rathen berichten, wie es Gerda ging, dafür flog ab und zu eine jener schnell hingekritzeltten Ansichtskarten ins Haus, die so bequem und nett sind, wenn man sich nichts zu sagen hat. Der Inhalt bestand in einer Aufzählung all der neuen Bekanntschaften. Herren mit glänzenden, ziemlich exotischen Namen

waren darunter. Besonders einer, ein gewisser von Borowsky,ehrte immer wieder; er schien die Damen überallhin zu begleiten. Abgesehen von Tante Ann wurde matter, wenn auch bei ihren lieben, ach, nur zu seltenen und kurzen Briefen mich das Verlangen nach ihr mächtig packte. Könnte ich sie nur einmal in die Arme schließen, ihre lieben strahlenden Augen küssen, ihre sanfte Stimme flüstern hören: „Lotti, liebes Kleines!“

Jetzt hatte ich auch viel Zeit für mich. Wie war ich Tante Vell im stillen dankbar; sie hatte mich meine Bücher mitnehmen heißen. „Dein ganzes Vermögen!“ hatte sie spöttisch dabei gesagt. Nun trieb ich meine Studien weiter, frischte das Alte auf, ergänzte es mit Neuem. Daneben lernte und spielte ich mit Gerda. Stundenlang waren wir im Freien. Wir nahmen uns Vesper oder Frühstück mit und lagerten uns im dunklen schattigen Wald. Hier zeigte ich ihr all die großen und kleinen Wunder der Natur, führte sie ein in das mannigfache Leben und Werden, Werden und Wachsen und Vergehen. Lehrte sie das Leben auch im Kleinsten lieben und achten und es schützen und hegen, soweit es in ihrer jungen Kraft stand.

Die gläubigen Kinderaugen weiteten sich in freudigem Staunen; ihr kleines Herz, das so übertoll war, mußte sich irgendwie Luft machen. Oft schlang sie ihre Arme um mich und drückte mich zärtlich an sich, während ihr weicher Kindermund meine Wangen suchte und Kuß um Kuß darauf hauchte. Sie nannte mich „Lotte“ und „du“ und ich wehrte ihr nicht. War ich doch zu glücklich, Liebe nehmen und geben zu können.

Blumenbeladen traten wir meist den Rückweg an. Dann hängte sich die Kleine in meinen Arm und bat so lange: „Lott, sing was!“ bis ich nachgab und mit halblauter Stimme eine jener süßen wehmütigen Volksweisen sang, die ich im Winter mit der Pfarrerin und den Kindern geübt hatte. Oft kamen wir auch laut und lustig heimgelockt. Gerda jagte lachend vor mir her, und ich suchte sie zu fangen. Es war ja niemand da, der uns die tolle Jugendlust wehren konnte; es waren keine spähenden Augen hinter den geschlossenen Fenstern.

Nur unser Fortgehen mußte ich möglichst unauffällig und ungesehen bewerkstelligen. Auch ging ich nie mehr den so viel näheren Weg an den Fabrikgebäuden vorbei nach dem Walde zu. Lieber wählte ich den weiteren durch den Garten und quer über die Chaussee. Dr. Hiller, der in der Fabrik zurückgeblieben war und Herrn von Rathen dort vertrat, hatte sich uns einige Male angeschlossen, auch war er uns im Walde oft plötzlich begegnet, war mit uns gegangen und hatte in seiner aufdringlich liebenswürdigen Art eine Unterhaltung mit mir begonnen.

Ich war wenig dazu angelegt. Seine ganze Art behagte mir nicht, ja war mir geradezu unsympathisch. Gelang es mir nicht, ihm dies begrifflich zu machen, oder wollte er nicht verstehen, immer wieder drang er seine Begleitung auf. Da war mir Gerda eine große Hilfe. Eines Tages, als ihr sein Mitgehen gar zu lange dauerte, erklärte sie ihm einfach: „Nun kannst du wieder gehen, ich habe jetzt Schule!“

„Und willst du mich denn da nicht auch zuhören lassen?“ fragte er. „Sieh mal, das wäre doch nett von dir. Ich lerne auch gerne noch — noch dazu bei so einer Lehrerin!“ fügte er mit einem Blick nach mir leiser hinzu.

Gerda schüttelte den Kopf. Auch die in Aussicht gestellte Schokolade half nichts, sie blieb unbefriedigt. Hiller begann wieder:

„Siehst du, ich vertrete doch Papa in der Fabrik, das weißt du doch. Ja? Na also! Der dürfte doch sicher auch dabei sein. Oder nicht? Ist jeder Mann von den Geheimnissen ausgeschlossen?“

„Papa, ja!“ Gerda strahlte. „Aber der ist auch kein Mann. Papa ist eben mein Papa, wie Lotte meine Lotte ist!“ Sie hängte sich an mich: „Sag's ihm rasch, er soll endlich gehen!“

„So, so!“ Dr. Hiller kniff die Augen zusammen. Sie bekamen etwas Falsches, Lauerndes. „So — so!“ wiederholte er.

Um dem ein Ende zu machen, bot ich ihm die Hand und sagte scherzend:

„Ich glaube, die Kleine hat recht. Sie vertreten Herrn von Rathen in der Fabrik, ich hier bei Gerda. Also am besten: Jeder bleibt auf seinem Posten!“

Dr. Hiller hielt meine Hand fest umschlossen, ich mußte sie ihm gewaltsam entziehen.

„Verfluchte Strabbe!“ murmelte er, nach Gerda hinblickend, die, als sie sah, ich ordnete alles nach ihrem Wunsche, tat, als ginge sie die Sache nichts mehr an. Seitlich am Wege pflückte sie Blumen und sang halblaut vor sich hin.

Dr. Hiller ging. Deutlich hallte sein kurzer rascher Schritt auf der stillen Straße, achlos hieb er mit dem silberbeschlagenen Stock in das Grün des Weges. Zerfetzte Blätter, geknickte Blüten blieben hinter ihm liegen.

Da sah ich zum erstenmal, wie in Ge das Herzen meine Saat aufgegangen war. Blau, zitternd blickte sie dem Manne nach, zuckte bei jedem Schlage zusammen, als fühlte sie ihn auf ihrem eigenen kleinen Leibe.

„Darf er das, Lotte? Ach, sieh doch, sieh! Was haben ihm die armen Blumen getan?“

Schügend zog ich sie an mich und führte sie fort von dem Anblick, der ihr so weh tat, den ich ihr so gern erspart hätte. Aber vor diesem

Tage an hatten wir wenigstens Ruhe vor Dr. Hiller. Er begegnete uns nicht mehr. Und wenn ich noch immer meine kleinen Vorsichtsmaßregeln trug, so geschah es mehr aus Gewohnheit, als daß ich es selbst für notwendig gehalten hätte.

Der Oktober kam mit Einm und Regen und kalten unfremdlichen Tagen. Gleichsam über Nacht hatte er dem Sommer sein buntes Kleid ausgezogen und trieb es nun vor sich her, raschelnde, bunt zusammengeknüllte Fäden, denen schon ein leiser Nordergeruch entströmte.

Seit etwa einer Woche war ich nicht spazieren gewesen. Gerda war leicht erkältet, für sie verbot es sich gänzlich; und da das Wetter so wenig lockte, war ich gern die ganze Zeit über bei ihr im Zimmer geblieben. Nun rächte sich das aber. Ich hatte einen dumpfen schmerzenden Kopf und fühlte mich matt und abgepaunt. Mutter Timm, wie ich sie, Gerdas Beispiel folgend, nannte, behand darauf, ich solle an die Luft gehen. So nahm ich denn einen Mantel um, zog die Kapuze über den Kopf und machte mich auf den Weg. Ich wußte ja selbst, frische Luft war das Einzige, was mir fehlte, war ich doch von klein auf daran gewöhnt, stundenlang im Freien zu sein.

Ein leichter grauer Schleier lag über der Welt. Es regnete nicht, aber die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft umfaßte alles mit kalten nassen Armen. Große tränengleiche Tropfen hingen an den Blättern, und wenn die Bäume und Büsche sich in leichtem Frostschauer schüttelten oder sich klagenb zusammenneigten, rollten sie zum Boden herab, verschwanden irgendwo rasch und lautlos, als wären sie nie gewesen.

Ich wollte mich erwärmen und ging immer rascher. Tief kam ich in den Wald hinein, bog dann von der breiten Straße ab in einen schmalen Fußweg, der, die großen Bogen der Chaussee abschneidend, ebenso wie diese nach der Bahnhofsstation führte. Er wurde selten benutzt, da er nicht fahrbar war. Was von der Fabrik zur Bahn wollte, benutzte ja stets das Geschirr. Nur ich war ihn damals gegangen, an jenem warmen Frühlingabend, als ich hierher kam. Wie lange dünkte mich die kurze Spanne Zeit, die seitdem vergangen war!

In Gedanken verfunken ging ich dahin. Wunderbar grün war es hier zwischen den dichten rauschenden Tannen, der Boden mit Moos bedeckt, weich wie ein Teppich. Zur Seite im Graben rieselte ein Wasserchen, leise gluckend und rauschend, als erzähle es alte, liebe Geschichten. Kein Vogelruf, kein Laut weit und breit, nur die grauen wehenden Nebelschleier, die hier im dichten Walde immer feiner und silbriger wurden. Sie spannen mir Sinn und Gedanken ein, ließen meine Schritte langsamer und immer langsamer werden.

Eine unbequeme Empfindung zwang mich plötzlich zum Stehenbleiben. Es war wie ein kurzes Erschrecken. Vor mir, so weit der Blick reichte, war nichts zu sehen. Es war menschenleer und einsam, keine Seele weit und breit. Aber hinter mir! Ich drehte ich mich herum. Ein Mann kam hinter mir her. In weiten lautlosen Schritten näherte er sich.

Schreckliche Angst bemächtigte sich meiner. In rascher Folge arbeiteten die Gedanken. Einige Arbeiter waren neulich aus der Fabrik entlassen worden, sie sollten sich noch in der Gegend herumtreiben. Wie, wenn es einer von ihnen war? In guter Absicht würde er sich mir kaum in dieser Schnelligkeit nähern! Und doch blieb ich wie angewurzelt stehen, bis er heran war. Ich war wie gelähmt von einer schrecklichen nervenzerreißenden Angst.

„Sehen Sie, das ist mal nett — endlich allein!“

Dr. Hillers Stimme. Sie klang laut und frisch. Befreit von der atemraubenden Spannung begrüßte ich ihn herzlich, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Seine Worte hatte ich kaum gehört, erst als er nochmals scharf betonend wiederholte:

„Endlich allein!“ kam mir ihr Sinn zum Bewußtsein.

„Ja, leider ist Gerda etwas erkältet!“ sagte ich rasch. „Und ich bin so an frische Luft gewöhnt, ich konnte es drin nicht mehr aushalten.“

„Na ja, gesegnet sei ihr Schnupfen! Geben die Götter, daß er noch eine Weile anhält!“

Unwillig ging ich weiter, wie selbstverständlich schritt er neben mir her.

„Kunzeln Sie nur die Stirn nicht gleich so, Gnädigste. Das steht Ihnen nicht. Außerdem gibt's häßliche Falten mit der Zeit. So ein süßes junges Gesichtel sollte immer nur lachen und froh aussehen.“

Es war wohl am besten, seine faden Schmeicheleien ganz zu ignorieren. Ich ging nur auf seine ersten Worte ein:

„Es ist sehr häßlich, wie Sie von Gerda sprechen. Ich selbst habe den einzigen Wunsch, die Kleine so bald als möglich wiederhergestellt zu sehen. Ist die Erkältung auch an sich harmloser Natur — man kann doch nie wissen. Außerdem —“

„Ach tetetä!“ Dr. Hiller wirbelte mit seinem Stock in der Luft herum. Die blauen Tropfen fielen von den Zweigen und stoben, ein leichter Regen über mich hin. Er merkte es nicht. Er fuhr fort:

„Tun Sie nur nicht so! Wir sind ja unter uns. Sie müssen doch froh sein über die seltene Freiheit! Wissen ja auch, was damit anfangen, bummeln mal hübsch solo und warten der Dinge, die da kommen sollen. Gottlob, sämtliche Drachen, alte wie junge, sind ja außer Schußweite.“

War es möglich, sprach er so von der Familie, an deren Tisch er täglich geessen, die ihn mit ausgefuchter Lebenswürdigkeit behandelte? — Mein Gewissen regte sich etwas: Gewiß, ich hatte ein Gefühl der Erleichterung gehabt, als Frau von Nathen mit ihren Töchtern abfuhr und ich allein blieb — aber doch nicht so, so!

„Schweigen Sie, kein Wort weiter!“ herrschte ich meinen Begleiter an. „Ich will das nicht hören.“

„Ach so!“ Er sah mich von der Seite an. „Immer hübsch korrekt, immer hübsch vorsichtig. Das kann ja nichts schaden. Vorsicht ist die Mutter der Porzellanfüße. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Fräulein. Ihre Entrüstung klang wirklich echt. Also, reden wir von etwas anderem, ganz wie die Gnädigste befiehlt.“

Mein einziger Wunsch war, er möchte endlich gehen und mich allein lassen. Aber unverdrossen schritt er neben mir weiter, schwante so obenhin von allem möglichen. In einer nachlässigen ironischen Art, rein äußerlich, ohne jede tiefere Anteilnahme. Ich ließ ihn reden, mochte er, wenn es ihm Spaß machte.

Indes, nach einiger Zeit wurde er auch still. Er ging weiter neben mir her, ganz stumm. Ich fühlte nur, wie er ab und zu von unten herauf in mein Gesicht sah, mich beobachtete mit einem Ausdruck, der mir das Blut in die Wangen trieb. Oder kam es von der raschen Gangart? Denn von einer inneren Angst getrieben, eilte ich wieder schneller dahin. Der Weg beschrieb jetzt einen größeren Bogen, es konnte nicht lange währen, kam die Chaussee in Sicht. Wäre sie doch erst erreicht! Auf ihr wollte ich zurückgehen. Dort kamen ab und zu Leute vorbei, Geschirre aus den umliegenden Dörfern fuhren dort, die Frachten zur Station brachten oder von da abholten.

Hatte Dr. Hiller meine Gedanken erraten? Er lachte mit einem Male laut auf.

„Ach, rennen Sie doch nicht so unsinnig. Das steht ja bald aus, als hätten Sie Angst vor mir! Sehr schmeichelhaft — aber ich verifiziere Ihnen, ich tue Ihnen nichts. Ich heiße nicht.“

Er faßte mich am Arm und zwang mich so, langsamer zu gehen:

„Sooo . . . Na, sehen Sie, immer langsam voran! Die Raserei hat doch gar keinen Zweck. Sie erkühen sich bloß und verderben sich Ihre famosen Farben. — Wenn Sie wüßten, wie ich Ihnen aufgelauert habe die ganze Zeit über! Das ist doch wohl auch eine Belohnung wert, nicht? Seien Sie also nicht hartherzig, Kleine! Na, wie ist's?“

Sachte legte sich sein Arm um meine Taille, zog er mich an sich. Willenlos, ganz gelähmt vor Entsetzen ließ ich es einen Augenblick geschehen. Da — wie ich sein Gesicht dicht an dem meinen fühlte, seine Lippen schon den meinen nahe waren, gaben mir Ekel und Entsetzen die Vorkraft. Ich stieß ihn von mir, daß er taumelnd zur Seite wich, und rannte in großen Sägen den Weg hinab, weiter und weiter.

So eng standen die Bäume um mich herum zu beiden Seiten. Wie gefangen kam ich mir vor. Gefangen und einem Entsetzlichen überliefert auf Gnade und Ungnade. Wilde Feinde, finstere Mächte waren die Tannen, die mir den Weg nach der Seite hin verlegten mit ihrem dichten Unterholz, das undurchdringlich schien wie eine Mauer.

Mein Atem flog, das Herz klopfte mir zum Berspringen, schmerzhaft stach und bohrte es in meiner Brust. Schon hörte ich die Schritte wieder deutlich hinter mir, nah und näher kamen sie . . . ach, was wurde, wenn sie mich erreichten! Schon hörte ich hastige Atemzüge — da, endlich! — Wie ein breites schmutzgraues Band dehnte sich die Straße vor mir aus.

Menschenleer? — Nein, da war jemand. Ein Herr kam mir entgegen, nur wenige Schritte trennten mich noch von ihm. Zugleich hörte ich Dr. Hiller ganz nahe bei mir keuchen, fühlte seinen Atem in mein Ohr dringen:

„Verschütes Pech! Ah so — na warte —“ klang es. Ein Rauschen im Gehölz, dann nichts mehr. Kein Schritt, kein Laut. Ich drehte mich um: mein Verfolger war verschwunden, wie verschluckt vom Erdboden. Nichts von ihm zu sehen weit und breit.

Der einsame Wanderer war unterdes bis zu mir herangekommen. Mit einem Auf des Staunens blieb er bei mir stehen:

„Fräulein Walden, Sie!“

„Herr von Nathen!“

Es war eigen. Zugleich mit dem tiefen Gefühl der Sicherheit, das bei seinem Anblick über mich kam, verließ mich alle Kraft. Ich taumelte zu einem Steinhaufen dicht am Wege, lehnte mich an ihn. Ich brauchte einen Halt, wollte ich nicht zusammenbrechen. Und dann kamen mir die Tränen, unaufhaltbar. Ein Schluchzen schüttelte mich, verzweifelter, fassungstloses Weinen, wie ich seit meiner Kindheit nicht gewohnt hatte.

„Na, na, nur ruhig! Sie sind ja ganz außer sich! Sind ja ganz außer Atem! Wer wird denn aber auch so laufen! — Es hat Sie wohl was erschreckt, Kind? Ein fallender Zweig, oder gar so ein armer kleiner Vogel? Der hatte aber sicher noch mehr Angst vor dem großen Menschenkind, das unversehens an seinem Neße vorbeikam . . .“

Lange sprach er so ruhig und beruhigend auf mich ein, ließ mir Zeit, mich zu fassen. Wie dankbar war ich ihm, wie wohlthuend berührte sein ruhiges Reden meine aufgeregten Nerven. Schon brachte ich ein Lächeln zustande, konnte einige Worte auf seine Fragen antworten.

„Ach ja, es war ganz dumm von mir — nur . . .“ Ich sah mich unwillkürlich ängstlich um: es war nichts von Hiller zu sehen, keine Spur.

Herr von Nathen mochte die Angst in meinen Augen gelesen haben: „War da jemand? Hat Sie jemand belästigt?“ fragte er plötzlich. Seine Stimme klang scharf.

„Nein, nein!“ wehrte ich instinktiv ab. Mir war, ich könnte den Vorgang nicht über die Lippen bringen, ich hätte in Scham vergehen müssen. Was sollte auch Herr von Nathen von mir denken? Brauchte

er nicht annehmen, ich hätte durch mein Benehmen Dr. Hiller gleichsam Grund zu seinem Vorgehen gegeben. Unmöglich konnte ich erzählen, was vorgegangen war.

„Also es war niemand da?“

Wieder wartete Herr von Rathen auf Antwort. Ich schüttelte nur stumm den Kopf. Da sagte er, und es klang wie ein Seufzer der Erleichterung:

„Also nur so ein kleiner Nervenschok — oder so eine Art Nachmittags-gepenst. Eigentlich hätte ich Ihnen das gar nicht zugetraut. Sie sind doch sonst solch kleines tapferes Geschöpfchen. Ja, aber freilich die Nerven!“

Ich war nun ganz ruhig geworden. Fast schämte ich mich meiner kindischen Tränen. Und als ich dann mein Haar geordnet, das, wie vom hastigen Lauf, mir ins erhobte Gesicht fiel und die hinabgeglittene Kapuze wieder darüber gezogen hatte, war mir meine vorherige Aufregung fast unbegreiflich. Wie konnte ich gleich so alle Fassung verlieren. Das durfte nie wieder vorkommen.

Gemeinsam gingen wir nun den Weg hinauf, den ich eben gekommen war. Ach, mit wie anderen Gefühlen geschah es jetzt. Auf Herrn von Rathens Veranlassung erzählte ich ihm von Gerda, von unserem gemeinsamen Leben und Treiben, von allen jenen tausenderlei kleinen alltäglichen Ereignissen, die an sich unwichtig und belanglos sind und doch solch festes, unzerbrechbares Band bilden, das die miteinander Lebenden oft enger knüpft und bindet als alle großen Schicksale.

Herr von Rathen hörte aufmerksam zu. Er regte mich durch Fragen zu immer näherem Eingehen an. Und gern ließ ich ihn, so tief er nur wollte, in unsere kleine Welt blicken.

Dann erzählte er von seiner Reise, von dem Grund, der sie so bald abbrechen ließ. Dodo hatte sich verlobt. Mit einem Herrn von Borowski, Denselben, dessen Name mir schon als so oft auf den Karten wiederkehrend aufgefallen war. Die Damen hatten die Verlobung gleich unter der Hand in dem Kreise ihrer Vadebekannten veröffentlicht. Nunkehrten sie in den nächsten Tagen zurück;

der Bräutigam kam gleich mit ihnen. „Eine ärgerliche Sache!“ jählos Herr von Rathen. „Ein gänzlich unbekannter Mensch. Aber ich kann nichts dabei tun. Nur hier sein wollte ich wenigstens und den Herrn kennen lernen — soweit das eben unter diesen Verhältnissen möglich ist. Es wird ja eine Menge Leben ins Haus kommen mit dem Brautpaar — dafür kenne ich Mama. Schließlich fühlt man sich selbst am wenigsten bei sich zu Hause.“

Wie konnte ich ihm das nachfühlen! Auch ich dachte mit Trauer daran, wie über Erwarten rasch die schöne ruhige Zeit nun vorbei sein sollte. Und doch: Ein Brautpaar im Hause! Eine Braut! Das Wort allein schon übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. Unter seiner Trägerin hellte ich mir etwas ganz Duftiges, Zartes vor, etwas Reines, Weißes, das Glück und Liebe strahlte nach allen Seiten, das der Erde entrückt in höheren Regionen schwebte. Liebe! Liebe! Zauberwort der Jugend. Ach, wie jung, wie kindisch jung war ich noch, wie wenig kannte ich Welt und Menschen.

„Wie glücklich Dodo sein muß — wie sehr glücklich!“ Halbblut, aus übervollem Herzen kam es mir. Die wenig frohe Art, in der Herr von Rathen über die Angelegenheit sprach, hatte mich gar nicht berührt. Erst später fiel es mir wieder ein.

„Glücklich? Sehr glücklich? Ach, Sie großes Kind Sie.“

Er senkte tief und versank dann in Sinnen. Ich stötte ihn nicht. Gewiß dachte er an seine verstorbene Frau, an Gerdas Mutter. Wie mußte er sie geliebt haben, da ihm sein Glück, weil es nur so kurz

gewesen, nun bitter schien in der Erinnerung. Aber wenn er es auch verloren hatte, war der Besitz nicht doch süß gewesen, blieb er es nicht trotzdem? Oder war es besser, Glück und Liebe nie besitzen, nie verlieren? —

Stumm kamen wir an der Villa an. Herr von Rathen öffnete mir die Tür, ließ mich voranschreiten. Dann bot er mir die Hand zum Abschied. Er hielt die meine lange umfaßt und seine Worte klangen seltsam bewegt und warm:

„Eine Bitte noch: Gehen Sie nicht wieder allein spazieren. Ich will ja nicht scheitern — verstehen Sie mich recht — aber ich, ich sorge mich. Also nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen?“

Ich sah voll zu ihm auf. Sein Auge ruhte in dem meinen, sein Blick war innig wie nie vorher. Verwirrt senkte ich den meinen.

„Nein, nein, ich tue es nie wieder!“ versprach ich. „Nie wieder!“

„Ich danke Ihnen!“ — Noch ein fester Händedruck — ich war allein.

Mir war so froh und leicht zumute, als ich auf mein Zimmer eilte; und während ich mich umzog, summte ich ein Liedchen vor mich hin. Dazwischen klang es immer in meinen Ohren: Ich sorge mich — ich sorge mich um Sie, verstehen Sie doch recht. . . . Aber in der Nacht hatte ich einen häßlichen Traum. Schwer und schwarz senkte es sich auf mich — eine riesige Fledermaus mit großen Flügeln. „Ich wand mich

stöhnend hin und her, konnte aber dem Unier nicht entkommen, konnte es nicht abschütteln. Es troch auf meine Brust hinauf, höher und höher, schließlich bis zu meinem Ohr. Ganz deutlich hörte ich es dort fragen: „War da jemand? War jemand da?“ — Und dann wollte es sich vor Lachen schütteln, hatte einmal einen laugen rotblonden Schnurrbart und sprach mit Dr. Hillers schnarrender Stimme: „Niemand! Niemand!“

In Schweiß gebadet wachte ich auf. Schreckhaft stand der Traum vor mir. Und mit ihm der vergangene Nachmittag in allen seinen Einzelheiten.

Ach, was hatte ich getan! Warum hatte ich „nein“ gesagt auf Herrn von Rathens Frage? Warum hatte ich ihn belogen? Denn es war eine Lüge gewesen! Jetzt in der Stille der Nacht

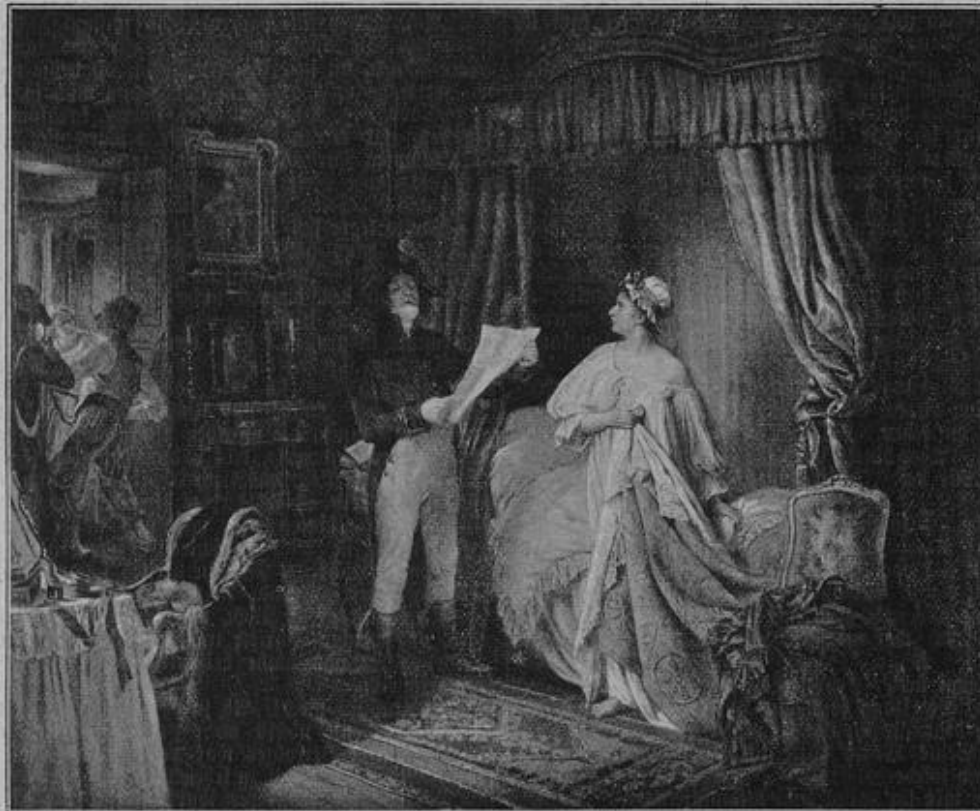
wußte ich das mit einem Male klar, und alle Entschuldigungen, die ich zu meiner eigenen Rechtfertigung anführte, halfen mir nichts, gar nichts. Ich hatte ihn belogen.

Lüge war das Abscheulichste, Verabscheuungswürdigste, was es gab. „Sei wahr und offen!“ hatte Tante Ann mir eingepreßt, als ich noch ein Kind war. Und immer war ich es gewesen. Oft zu meinem Nachteil Tante Vell gegenüber, der meine rebellischen Gedanken und Wünsche viel zu schaffen gemacht hatten.

Und jetzt, wo ich selbst ein Kind erziehen sollte, wo eine Kinde seele in meine Obhut gegeben war — wie durfte ich da gegen dieses oberste Gebot fehlen. Ich selbst! Nein, das ging nicht. Gleich am nächsten Morgen wollte ich Herrn von Rathen alles sagen, so schwer es war. Es mußte sein.

Und von diesem festen Vorsatz getrübt und beruhigt, schlief ich endlich wieder ein. Schliefe fest und traumlos bis zum Morgen.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Zeit der Sprechensherrschaft. Nach dem Gemälde von Anna Maria Wieth.

Im Schnee.

Von B. Eginhardt.

(Nachdruck verboten.)

Tausend noch eins — jetzt hatte er die heillose „Walzerei“ aber gründlich satt. Er, Leberecht Grüneisen, Schriftsetzer und Schweizerdegen seines Zeichens. Da hatte er sich Jahr für Jahr durchgeschnorrt

von der russischen Grenze über Warthe, Oder, Spree, Elbe bis zur Weser, keine Herberge, keine Unterstützungskasse hatte er ausgelassen, mit dem „Gott grüß die Kunst“ noch überall Erfolg erzielt —, aber jetzt war er mit seinem Latein zu Ende. Und da es nun Winter zu werden begann, steckte er gerade mitten drin in dieser miserablen Gegend. Erst waren Hügel gekommen, dann Berge und schließlich . . . nee, nee, war das eine Kraxerei! Dabei befand sich Leberecht in der denkbar schlechtesten Kondition: durch das dünne Röckchen pfliff der scharfe Nordost und die mo-schen Stiefeln hatte er schon mit Stollmenschuhen zusammenbinden müssen.

Nee, nee — Leberecht versuchte einen Monolog zu halten, aber die Windstöße drückten ihm die Worte immer wieder in die Kehle zurück. So war er lediglich aufs Denken angewiesen, während er mit blau angelauener Nase die Gebirgsstraße empor tippelte. Und es waren trübe Gedanken, die sein Hirn bewegten. Als der Wind mal einige Minuten aussetzte, brachte es Leberecht fertig zu murmen: „Mein Schädel ist rein bloßiert. Überall Durchschuß, ganze Quadrate und Halbgewierte. Ich ganzes Kerl bestehe nur noch aus Zwiebelstücken. Wenn ich nur erst mal den Kamm erreicht hätte, der Abstieg wird schon leichter gehen

decke festgehalten wurde. In der Hinterwand war eine Art Tür gefügt. Leberecht drückte dieselbe behutsam auf und steckte den Kopf durch den Spalt; so weit er im Zwielicht bemerken konnte, war der Bau leer. Er schob den übrigen Körper nach und sagte laut und vernehmlich: „Guten Abend!“ — niemand antwortete. Er hatte also recht gesehen, es war niemand zu Hause.

Nun galt es, das Terrain vorsichtig zu rekonozieren. Leberecht rigte ein Bündelholz an: ah, hier sah's ja ganz wohnlich aus. Da an der Längsseite eine Erhöhung, eine Art Lagerstatt, und dort ein kleiner Ausbau — der Herd. Mit dem letzten Rest des Bündelholzes leuchtete er dorthin. Und welch ein Glückspilz er war: da steckte in einem Stein-spalt noch ein Stümpfchen Talglück, das er zum Brennen brachte. Nun konnte er den ganzen Raum überblicken. Er hatte augenscheinlich eine jener Hütten entdeckt, wie sie sich Drehorgelspieler in jenen Gebirgspässen aufrichten, um Schutz vor dem Regen zu finden. Während der Sommermonate erheischen diese Höhlenmusikanten von den zahlreichen Touristen ihren Obolus und im Winter steigen sie zu Tal, wo sie sich als Hof-künstler niederlassen. Über die Person des Vorbesizers zerbrach sich übrigens Leberecht nicht weiter den Kopf. Als praktischer Mann untersuchte er



Gemeinderat. Nach dem Gemälde von Franz Hecker.

Doch was ist denn das? Schnee? Na, das hat mir zu meinem höchsten Wohlbefinden gerade noch gefehlt!

Es war wirklich Schnee! Erst einige Flocken, die anscheinend zaghaft durch die Luft wirbelten, dann ein ziemlich starkes Gestöber und endlich jagte der Wind ganze Schneewolken vor sich her, so daß innerhalb weniger Minuten eine vollständige Winterlandschaft fertig war. Und das Schneetreiben hielt nicht nur an, es gestaltete sich immer toller und eindringlicher.

„O weh,“ stöhnte Leberecht, „das wird eine jammervolle Nacht werden. Wer doch erst ein Unterkommen hätte. . .“ Er stärkte sich durch einen Schluck aus der Pflö, der ihm wenigstens die Kälte fürs erste etwas aus den Gliedern trieb. Also immer weiter bergauf, durch den fuhhohen Schnee hindurch! Bald aber senkten sich die Schatten der Dämmerung hernieder, das Wetter wurde immer unsichtiger, und in dieser Gebirgsgegend gab's nicht einmal einen Strohhäufen, in den man hätte kriechen, oder einen Heuschaber, in dem man hätte kampieren können. Sollte er denn wirklich und wahrhaftig einschneien und auf der Landstraße erfrieren? Ein solch furchtbares Schicksal hatte Leberecht Grün-eisen denn doch nicht verdient!

Doch halt — was gab's denn da? Da schien ja Hilfe in der höchsten Not zu sein! Etwas abseits von der Landstraße ragte ein eigenartiger Bau aus den Schneemassen hervor. Gebirgssteine waren im Quadrat aufeinandergehichtet, wohl zwei Meter hoch. Das Ganze war überdacht mit Brettern, auf denen durch flache Steine eine Moos-

vorerst das Lager. Na, sehr einladend sah das gerade nicht aus, denn außer einem Haufen Laub war nichts zu entdecken. Aber — 's war doch besser wie gar nichts. Vorsichtig wurde das Licht ausgelöscht und Leberecht kroch unter das Laub, wo er sich zusammenrollte gleich einem Igel und sofort in den Schlaf des Gerechten verfiel.

Am nächsten Morgen konnte er sein Hotel bei Tageslicht in allen Winkeln und Ecken erforschen. Das Ergebnis war ein so befriedigendes, daß Leberecht beschloß, hier längeren Aufenthalt zu nehmen, falls sich nur irgendwie Proviant heranschaffen ließ. „Schau, Schau, braver Leberecht“, murmelte er, „das hättest du dir gestern doch nicht träumen lassen, daß du's über Nacht zum Hotelbesizer bringen würdest. Ich erkläre mich hiermit als alleinigen und ausschließlichen Gast in dem mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Winteranatorium Grün-eisen!“

In einer Ecke entdeckte er einige Scheite Holz, so daß er sich bald auf dem Herd ein mässig wärmendes Feuer angezündet hatte. Nun aber galt es eine Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Das war freilich nicht leicht, denn der Schneefall hatte die ganze Nacht angehalten, so daß er nur mit Mühe die Tür öffnen konnte: hohe Schneewälle rings herum! „'s ist eigentlich 'ne Gemeinheit, daß die mißlichen Zeitverhältnisse einen Schweizerdegen mit 22.50 M. Minimum zu einem Schneeschipper herabbrücken, der im Stundenlohn arbeitet.“

Aber es half nichts. Er konnte sich weder einkapseln wie 'ne Trichine, noch vom eigenen Fett leben wie ein Hamster — also frisch

ans Werk! Leberecht benutzte ein Brett als Schippe und arbeitete sich durch die Lawine. Das Wetter hatte sich aufgelockert und die Strahlen der Winter Sonne beleuchteten das Gelände. Ein herrlicher Anblick! Tief drunten im Tal Dörfer, Städte, die schwarzen Schienen der Eisenbahnliesen gleich Kohlenstrichen bis zum Horizont. Nach rechts zu eine Baude oder Hütte des Gebirgsvereins, die er in etwa einer Stunde erreichen konnte — morgen wollte er mal da hinüber spazieren, für heute hatte er gerade noch etwas zu beißen und zu kochen und die paar Tagesstunden mußte er dazu verwenden, seine Garderobe nach Möglichkeit auszukleiden und das Mobiliar seines Hotels zu komplettieren.

Beim Schneeschippen hatte er übrigens noch eine Entdeckung gemacht. Er hatte zwei Grenzsteine freigelegt, so daß er bald feststellen konnte, daß die Landesgrenze mitten durch sein Sanatorium lief. „Das ist herrlich,“ dachte Leberecht, „da steht's ja ganz in meinem Belieben, heute in dem einen, morgen in dem anderen Staate zu wohnen. Und wenn ich schlaf, ist meine obere Hälfte I. und L. österreichischer, meine untere Igl. bayerischer Untertan! Da hab' ich also die Auswahl.“

Leberecht prüfte an diesem Tage den verschiedensten Handwerkern in ihre Betriebe: er schüßerte, schnaiderte, tischlerte und zimmerte. Und als er in einem Winkel eine Anzahl aus Pferdehaaren gebrochene Schlingen entdeckte, war es ihm klar, daß er im Nebenbetrieb auch das edle Weidwerk ausüben müsse. Der Besuch in der Schuhhütte war ein außerordentlich zufriedenstellender. Er fand dort alles, was sein Herz begehrte: Proviant, Enzian, wollene Decken, so daß er sich fast zu einer Übersiedelung veranlaßt fühlte. Aber er überlegte, daß er „bei sich zu Hause“ vor Überraschungen viel mehr gesichert sei. Zudem verspürte er gar keinen Trieb zur Geselligkeit in sich. „Ich will's lieber bleiben lassen,“ meinte er, als er sich zum Heimmarsch anschickte, „bei mir ist's zwar sehr eng, aber ich halt's mit dem Sprichwort: „Klein, aber mein!“

Vorher ließ er auf dem Tisch einen Zettel zurück, auf den er mit großer Antiqua-Schrift verzeichnete: „Aus den Vorräten der Hütte habe ich Endesunterfertiger heute verschiedene Kleinigkeiten laut unten spezifizierter Rechnung entnommen. Da ich in der nächsten Sommerjaison diese wunderschöne, ruhige Gebirgskette wiederum zu bereisen gedenke, werde ich meine Nota begleichen. Leberecht Grüneisen, Besitzer des Winter-sanatoriums Grüneisen.“

So — nun hatte er sein Gewissen salbiert, denn ein Scheck von ihm, Leberecht Grüneisen, war baren Gelde gleich zu achten. Und diese edle Tat zeitigte auch schnell ihren Lohn. Als Leberecht das letzte Anieholzgekrüpp vor seinem „Sanatorium“ erreicht hatte, sah er in der Pferdehaarschlange ein Häselein hängen — das arme Tierchen war an der zwangsweisen Entziehung der frischen Luft zugrunde gegangen. Das störte aber Leberecht wenig — weshalb sollte sich ein Sanatoriumbesitzer nicht auch einmal einen Hasenbraten gönnen.

In dieser stillen Beschaulichkeit verging Woche um Woche, Monat um Monat. Leberecht strahlte vor Glück: so behaglich hatte er noch keinen Winter verbracht. Möchte es draußen schneien oder stürmen — er sah behaglich in seiner warmen Bude und kümmerte sich den Henker um die Handel dieser Welt.

Da erfuhr das Idyll plötzlich eine Unterbrechung. Gines Mittags — Leberecht hielt eben sein Schläschen — erreichten zwei Gendarmen auf einer Streife sein „Sanatorium“. Ein wichtiger Fußtritt sprengte die Tür. Leberecht sprang entsetzt empor. Aha zwei bayerische Landjäger. Sofort retirierte er auf die andere Seite der Hütte.

„Nanu,“ sagte der eine, „was macht denn dieser Kerl hier oben? Vorwärts, runter mit zur Station! Wollen uns den Bummel mal genauer ansehen.“

„Bedauere sehr, Herr Wachtmeister,“ antwortete Leberecht, „aber Ihrer freundlichen Aufforderung kann ich leider nicht Folge leisten. Ich befinde mich nämlich auf österreichischem Grund und Boden und bin in diesem Augenblicke Untertan Sr. kaiserlich und königlich österreichisch-ungarisch-apostolischen Majestät, dem bayerische Beamte gar nichts zu sagen haben. Einer Grenzverletzung werden sich die Herren doch wohl nicht schuldig machen wollen.“

„Saltra,“ wetterte der Feldjäger, „der Lumpazi hat recht. Na wart', du Fallot! Wir telefonieren rüber, die österreichischen Gendarmen werden dich schon greifen. Raus mußt du hier“ — damit gingen die beiden nach der bayerischen Seite zu ab. Leberecht schlich vorsichtig zur Hintertür hinaus. Er sah, wie der eine zu Tal stieg — der sollte wahrscheinlich telefonieren —, während der andere den Kamm auf und ab patrouillierte. Da half es freilich nichts: Leberecht mußte sein Bündel schnüren. Noch hatte er etwa acht Stunden Vorsprung und die mußte er ausnutzen. Er packte also seine sieben Sachen zusammen und schlug sich in die österreichischen Wälder: „Leb' wohl, du mein trautes Winter-sanatorium Grüneisen, Zeit meines Lebens werde ich deiner in Liebe gedenken!“

Als am anderen Morgen ein konzentrierter bayerisch-österreichischer Angriff auf das „Sanatorium“ unternommen wurde, fand man das Nest leer . . .

Aus dem Handgelenk.

Skizze von Käthe Helmar. (Nachdruck verboten.)

„Sag' mal, Ilse, was hast du eigentlich gegen Dr. Hart einzuwenden?“ Fortwährend stichelt du und willst mir keine Gesellschaft ver-leiden.“

Frau Grabow stand in dem behaglich eingerichteten Fremdenzimmer hinter ihrer Schwester und steckte Ilse's Pelzhut fest. Das dunkle Gitter des großmaligen Schiebers hob die leuchtende Farbe des rot-blonden Haares und erhöhte den Reiz des kapriziösen Gesichts, aus dessen feinem Oval ein paar kluge, graublau Augen blickten.

„Erlaube, daß ich mit einer Gegenfrage antworte, liebe Lore. Warum bekamst du plötzlich solche Sehnsucht nach mir, daß ich schleunigst hierherkommen mußte? Natürlich kam ich gern, und du weißt ja, daß ich hier in Berlin auch viel arbeiten und lernen will. Aber ich finde kaum Zeit zu meiner Malerei. Heute ist nun der erste Tag, an dem gutes Licht ist, und da redest du mir ein, daß ich auf jeden Fall auf die Eisbahn müßte statt ins Museum. — Außerdem will ich dich aber gleich noch was fragen: Warum vergeht kein Tag, an dem mir Doktor Hart nicht irgendwie präsentiert wird, jedesmal in anderer Form; mal als Tänzer, mal als Kunstkenner, dann wieder als unterhaltender Tischherr und nicht am wenigsten als reicher Junggeelle und vielbeschäftigter Arzt. Heute natürlich wird er die Gestalt eines Schlittschuhläufers und galanten Kavaliere annehmen.“

„Das will ich dir gern beantworten. Erstens war die Sehnsucht nach dir nicht plötzlich, sondern sie bestand. Nur hab' ich dich gerade jetzt dringend eingeladen, weil mein Mann für Monate abkommandiert ist und ich mich dir nun mehr widmen kann, als wenn er hier ist. Das ist die eine Antwort, und die andere konntest du dir selber geben. Denn du weißt doch, daß Doktor Hart der Better meines Mannes und sein bester Freund ist. Unser Hausarzt natürlich auch, dem die Kinder regelmäßig vorgeführt werden. Nun, genügt dir das?“

„Jawohl. Vollkommen! Würst du's wohl glauben . . . ich hab' nämlich geargwöhnt, daß du mich mit dem Doktor verheiratet willst. Dumm, nicht wahr? Aber jetzt bin ich natürlich vom Gegenteil überzeugt. Also adieu, Lore.“

„Adieu, komm nicht zu spät. Du weißt, heute Abend ist Arzteeß“, rief ihr die junge Frau noch nach, während Ilse mit den klirrenden Schlittschuhen überm Arm die Treppen hinunterging.

Draußen lag der Schnee so fest, daß er bei jedem Schritt knarrte. Die trüben grauen Tage waren endlich vorüber und der lang ersehnte Frost war da. Aus klarem blauem Himmel leuchtete die Winter Sonne, daß die Bäume in ihrem silbernen Schmuck glitzerten. Eine fröhliche Menschenmenge tummelte sich draußen auf der spiegelglatten Eisbahn.

Kaum hatte Ilse die Schlittschuhe anschnallen lassen, als auch Dr. Hart schon vor ihr stand. Aus seinen schwarz geschnittenen Zügen sprach Energie und Selbstbewußtsein, aber jetzt auch ehrliche Freude, wie er dem jungen Mädchen die Hand reichte und sie über die Bahn führte. Ilse machte ein paar Versuche, selbständig zu laufen, fand es aber dann bequemer, sich schieben und ziehen zu lassen.

„Ich bin furchtbar unsicher“, sagte sie. „Die Füße sind mir so schwer. Ich hab' die Schlittschuhe schon ein paar Jahre nicht mehr benutzt.“ „Sehr unrecht, Fräulein Ilse. Die Atelierluft wirkt auf die Dauer erschöpfend. Bewegung draußen in der Natur erhält gesund.“

„Ah, die Sprechstunde hat schon begonnen, Herr Doktor? Danke für gütige Konjulation“, antwortete sie ein wenig spöttlich.

Paul Hart sah nach der Uhr. „Noch eine halbe Stunde Zeit“, jagte er gleichmütig, ohne ihren Spott bemerken zu wollen.

„Und was schulde ich Ihnen für Ihren gütigen Rat?“ „Nur das Versprechen, daß Sie mich heute beim Arzteeß als Tischherrn akzeptieren und mir Stotillon und Quadrille à la cour bewilligen.“

„Lassen Sie nicht mit sich handeln?“ „O bitte, der Wohltätigkeit werden keine Schranken gesetzt. Fügen Sie ruhig Francaise oder sonst was zu.“

„Es ist also ganz selbstverständlich, daß ich heute Abend zu dem Arzteeß gebe, um möglichst viel mit Ihnen rumzutänzen? Gott erhalte Ihnen Ihr Selbstbewußtsein!“

„Ganz dasselbe wünsche ich mir auch, Fräulein Ilse. Ich freue mich, daß wir wieder mal einig sind. Sehen Sie, ich bin ein ganz alt-modischer Mensch. Keine Spur von Zerrissenheit oder Selbstironie oder Selbstverachtung. Ich weiß, was ich will, und darauf arbeite ich hin.“

Ilse zog die Stirn kraus. Sie fühlte sich verletzt und wußte nicht, warum. Immer stärker wurde in ihr der Wunsch, diesen scheinbar so sicheren Menschen irgendwie zu ärgern, und sie sah feindselig zu ihm hin.

„Darum will ich mir ein Beispiel nehmen. Ich habe bei meinem Besuch in Berlin bisher noch gar nicht daran gedacht, zu betonen, weshalb ich eigentlich der Einladung meiner Schwester so schnell folgte. Lore glaubt nämlich immer noch, daß mich eigentlich das gesellige Leben der Großstadt lockte, die Theater und all das, was ich in der Provinz nicht so genießen kann.“

„Aber Sie verfolgen natürlich ganz andere Pläne, wenn Sie z. B. heute beim Arzteeß erscheinen?“

„Ja, allerdings; das lassen Sie sich freilich nicht träumen. Auf die ganze Tanzerei gebe ich nicht das geringste. Mich reizt das malerische Bild von solchem Ball und die Typen, die ich da zu sehen bekomme. Weissen Sie sich nur nicht so spöttlich auf die Lippen, Herr Doktor,“ sagte sie erregt. „Sie glauben natürlich in Ihrem Herrenbewußtsein: da kommt so ein Gänsechen aus der Provinz; sie fühlst sich so gottbegnadet, wenn ein irbeliebiger Askulapsjünger sie zur Polonaise führt. Jawohl, das denken Sie. Aber Sie täuschen sich gewaltig!“

„Da muß ich Ihnen doch widersprechen, Fräulein Ilse. Die Schwester von Frau Lore hätte ich nie für ein Gänsechen gehalten. Ich

kannte ja auch Ihre Zeichnungen und habe Sie immer als eine talentierte Malerin geschätzt. Und sobald Sie jetzt ein klein wenig freundlicher zu mir werden, verrate ich Ihnen auch was."

"Wird was Neues sein."

"Ich kann's auch für mich behalten."

"Aber bitte!"

Sie war nun wirklich ganz in Zorn geraten, ließ seine Hand los, machte ein paar unfreiwillige Verbengungen nach vorn und rückwärts und legte sich dann dem Doktor direkt zu Füßen. Als er ihr beim Aufstehen half, spürte sie einen stechenden Schmerz im Handgelenk.

Sie lief eine Weile neben ihm her, ohne eine Wort zu reden. Aber der Schmerz wurde immer stärker. Sie stöhnte leise und suchte eine Pant.

"Haben Sie sich weh getan?" fragte Paul Hart besorgt.

"Ein wenig", sagte sie kurz und presste mit der gesunden Hand das schmerzende Gelenk.

"Erlauben Sie, daß ich Sie bis zum Ausgang schiebe. Sie sind ja ganz blaß geworden. So, und jetzt setzen Sie sich. Können Sie den Handschuh ausziehen?"

Sie nickte. "Sie müssen mir in eine Drojsacke helfen. Mir ist ganz schwach vor Schmerzen. Da, sehen Sie nur."

Er hatte ihr die Sallittschuhe abgeknallt und sah nun die Hand prüfend an, die auf dem Ruff lag. Das Gelenk war rot und stark angeschwollen.

"Verwünscht!" murmelte er ärgerlich. "Ich bringe Sie natürlich zu Ihrer Schwester. Es muß schleunigst ein Verband gemacht werden. Stützen Sie sich auf mich. Ach was, machen Sie jetzt keine Fragen!" sagte er kurz, als sie den Kopf schüttelte. "Wollen Sie etwa noch mal hinfallen?"

Er nahm ihren Arm und half ihr in einen Wagen. Ilse lehnte sich ganz zurück und versuchte mit der Linken die kraftlose andere Hand zu stützen. Obwohl sie sich sehr zusammennahm, konnte sie es doch nicht hindern, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

"Und gerade die Rechte!" stöhnte sie. "Wo ich doch so viel vorhatte hier in Berlin. Wird's lange dauern, Herr Doktor, bis die dumme Geschichte geheilt ist?"

"Wollen sehen. Nach der Untersuchung sag ich's Ihnen."

"Ehrlich?"

"Ganz ehrlich", versprach er.

Lore erschrak furchtbar, als ihre Schwester, von dem Doktor geführt, ankam. Aber sie sagte sich schnell und ging dem Arzt zur Hand. Der enge Ärmel von Ilse's Bluse wurde aufgetrennt, und Lore stützte die Schwester, während der Arzt die schmerzhafteste Stelle untersuchte. Er ließ Verbandzeug holen, ein Stück feste Pappe, das als Stütze des Unterarms diente, und wickelte einen steifen Verband. Aus einer Serviette schlang er die Binde, die er Ilse um den Hals hing, um den kranken Arm hineinzuwickeln. Dr. Hart sprach wenig, wandte sich gar nicht zu der Patientin und gab nur Lore ein paar kurze Anordnungen.

"Die Schmerzen haben schon nachgelassen. Ich danke Ihnen sehr. Ist denn der Arm gebrochen?" fragte Ilse.

"Nein, es ist nur eine Einknickung des Handgelenks. Aber natürlich ebenso schmerzhaft wie ein Bruch. Trinken Sie jetzt vor allem mal ein Glas Wein. Sie waren sehr tapfer und haben eine Stärkung verdient. Ich muß gleich fort. Wenn Sie erlauben, sehe ich abends noch mal nach Ihnen. Adieu"

"Aber der Arztbeutel!"

"Ich hatte Sie doch zu Tisch engagiert, Fräulein Ilse. Ob hier oder dort, ist ja ganz egal. Frau Lore wird noch ein paar Butterbrote für mich haben, nicht wahr? Also auf Wiedersehen."

Es verging eine ganze Zeit, ehe der heiße Verband entfernt und ein leichter aus weichen Mullbinden gewickelt wurde. Doktor Hart kam täglich seine Patientin besuchen; wenn er sich einmal verspätete, schalt Ilse ihn aus und wollte genau wissen, was er sonst noch für Besuche vorgehabt hätte. Sie langweilte sich, wenn er nicht da war und machte Lore Vorwürfe, daß sie Paul Hart nun nicht mehr so oft einlud wie früher.

"Vorher war das was anderes", erklärte Ilse ihrer Schwester; "jetzt bist du ihm wirklich Dank schuldig, weil er sich meiner gleich so angenommen hat"

"Dafür wird er bezahlt", entgegnete Frau Grabow trocken, "das ist nur seine Pflicht."

Obgleich schon länger als 14 Tage vergangen waren, stellte sich der stechende Schmerz immer von neuem ein, sobald Ilse den Versuch machte, auch nur den rechten Daumen zu bewegen.

"Es ist doch vielleicht schlimmer, als Sie denken", sagte sie zu Doktor Hart.

"Ich halte es für eine Einknickung. Aber wenn Sie noch einen Arzt zuziehen wollen, habe ich natürlich nichts dagegen. Ich würde es sogar empfehlen, wenn es Sie beruhigt, Fräulein Ilse."

"Nein, nein, ich vertraue Ihnen als Arzt vollkommen", wehrte Ilse ab.

"Sonst nicht?"

Sie wurde rot. "Aber wie lange wird es noch dauern?" ging sie über seine Frage hinweg. "Sechs Wochen wollte ich bloß hierbleiben. Ich wollte in den Museen kopieren, wollte was lernen und jetzt..."

"Ja, vier Wochen werden wohl noch vergehen, bis Sie die Hand so wie früher bewegen können. Hoffentlich nicht länger. Ich werde Ihrer Frau Schwester zeigen, wie das Handgelenk massiert werden muß. Das soll jetzt täglich zweimal gemacht werden."

"So lange noch! Es ist schrecklich!" fliegte sie.

"Ihre Frau Mutter wird Ihnen gern Nachurlaub geben. Und schließlich, wenn Sie solchen Wert darauf legen, hier die Museen gründlich kennen zu lernen, könnten Sie ja auch für immer hierbleiben." Er sagte das bloß so obenhin und schien gar nicht darauf zu achten, daß Ilse ihn fragend anblickte. "Abgesehen habe ich Ihnen noch immer nicht erzählt, was ich damals auf der Eisbahn verraten wollte. Sie sind wohl gar nicht neugierig?"

"Nur ganz wenig."

"Aber sagen darf ich's Ihnen wohl doch?"

"Ja."

"Also, ich hab' Frau Lore die Skizze entwendet, die Sie von den Stindern gemacht haben, und sie dem Professor Huber gezeigt. Sie kennen ihn wohl dem Namen nach? Ich bin nämlich bei ihm Hausarzt. Der Professor hält Sie für ganz außergewöhnlich begabt und würde Sie als Schülerin annehmen. Sie wissen, daß das eine besondere Auszeichnung ist."

"Doktor!" rief Ilse mit großen verwunderten Augen, "das haben Sie getan?"

"Ja. Ist das so erstaunlich?"

"Er hält mich für begabt?"

"Nicht in die Hände klatschen, wenn ich bitten darf!"

"Doktor... das war sehr freundlich von Ihnen, so was hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut."

"Weiß ich! Sie hätten mir allenfalls zugetraut, daß ich Ihren Daumen schief anwachsen und den Knick in Ihrem Handgelenk recht schlecht heilen lasse, damit die Hand zum Malen untauglich wird, und Sie schließlich aus Verzweiflung irgendeinen irgeliebigen Astulapjünger heiraten. Nicht wahr, so dachten Sie über mich?"

"Ehe ich den Knick bekam, hätte ich vielleicht so geurteilt; aber jetzt habe ich Sie besser kennen gelernt."

"Wirklich, Fräulein Ilse? Und bin ich nicht mehr jeder irgeliebige Astulapjünger?"

"Ja, lieber Gott, verlangen Sie denn, daß ich Ihnen eine Liebeserklärung mache, verehrter Herr Doktor? Das ist doch eigentlich Ihre Sache!" Sie lachte halb verlegen, halb zärtlich zu ihm auf.

Da hob er vorsichtig die kranke Hand an seine Lippen und rief Frau Grabow, die verwundert an der Tür stand, zu:

"Das ist eine Verlobung aus dem Handgelenk, Frau Lore. Gratulieren Sie uns."

Wenn Frauen eifersüchtig sind.

Eine Ehestandshumoreske. Von Walter Kaulfuß.

(Nachdruck verboten.)

Es lebe der Kampf. Es lebe die Schlacht. Auch eine irische fröhliche Ehestandsschlacht. Erst kommt's Geplänkel, dann geht der eine oder andere Teil zum Angriff über — und humms, der Feind geschlagen, vernichtet.

Robert Himmelsteing war ein idealer Ehegatte. Nicht minder seine Frau Gulalia. Beide waren schon mehrere Jahre verheiratet und lebten in der glücklichsten Ehe. Aber wie nicht tagaus, tagein die Sonne scheinen kann, so kann auch nicht immer der Ehehimmel im schönsten Glanze erstrahlen. Auch in Robert Himmelsteing's Ehe zeigte der Himmel die ersten Anzeichen eines drohenden Unwetters. Robert Himmelsteing war mit seiner Gattin Gulalia zum Frühlingsfest bei seinem Vorgesetzten geladen. Was nahm's da wunder, daß Frau Gulalia mit dem Wunsch herausrückte, ein neues Kostüm haben zu müssen. "Wenn man das Frühlingsfest besuchen wollte", sagte sie, "dürfte man nicht schöfel erscheinen." Robert Himmelsteing sah das aber gar nicht ein, um so weniger, als er seiner Gattin erst vor kurzer Zeit ein neues Kleid hatte anfertigen lassen. Er lehnte also rundweg ab. Gulalias Gesicht verzog sich, Tränen traten in ihre Augen und trotzig stampfte der kleine Fuß den Boden.

"Du bist garstig, Robert," schrie sie mit verhaltenem Grimm ihren Mann an, "mir willst du wirklich nie etwas gönnen. Und ein neues Kleid —"

"Brauchst du augenblicklich nicht", fiel ihr Robert ins Wort.

"Brauchst du nicht?" erscholl es fröhlich zurück. "Was verstehst du denn davon, ob ich ein neues Kleid brauche. — Rede ich dir denn davon, wenn du dir einen neuen Anzug bestellst? — Brauchst du denn einen neuen Frack?"

"Ja."

"Nicht möglich. Der, den du besitzt, ist noch in sehr gutem Zustande, sage ich dir."

"Ach, was verstehst du von Herrengarderobe?"

"Und du von der Garderobe einer Frau!"

Robert Himmelsteing stand auf und sagte mit strengem Tone:

"Sehr viel!"

Frau Gulalia drehte sich kurz herum, schluchzte laut auf und warf die Tür mit den Worten: "Ach geh, du bist abscheulich", ins Schloß.

Robert Himmelsteing stand wie ein Feldherr auf dem Kampflage. Der Feind hatte das Feld geräumt. Aber was nun tun? Auf die fernere Taktik kam es an. Robert Himmelsteing überlegte; was sollte er tun? Zunächst galt es auszukundschaften, was seine Frau beabsichtigen würde. Als Diplomat sagte er sich schließlich: abwarten. Er wollte in der Defensive verharren. Zum Angriff konnte er immer noch

vorgehen. Eigentlich tat ihm seine kleine Frau leid. Im Herzen hatte er ihr ja längst das neue Kleid bewilligt. Aber durfte er jetzt so ohne weiteres seiner Frau gegenüber seine Meinung ändern? Das ging nicht. Seine Autorität durfte auf keinen Fall untergraben werden —

Zwischen Robert Himmelsteing und seiner Frau Eulalia war es in den nächsten Tagen zu keinem neuen Kampf gekommen. Der Waffenstillstand dauerte fort. Robert ging allein aus; und auch Eulalia suchte ihre Bekannten allein auf. Indessen rückte der Tag immer näher, an dem das Frühlingsfest stattfinden sollte. Robert Himmelsteing sah ein, daß es so nicht weiter gehen konnte. Eine Ausöhnung mußte stattfinden, denn er konnte doch nicht in dieser Stimmung, die zurzeit zwischen ihm und seiner Frau herrschte, das Fest seines Vorgesetzten besuchen. Da geschah eines Tages etwas Unerwartetes, was die Sachlage verschlimmerte. Robert Himmelsteing hatte seine kleine Frau wieder einmal allein gelassen, wie so oft in der letzten Zeit. Und auch Frau Eulalia war fortgegangen. Als sie so nichtsahnend durch die Straßen ging, fiel ihr plötzlich ein Pärchen auf der anderen Seite des Bürgersteiges auf.

„Alles Wetter!“ entfuhr es Frau Eulalia. Das war ihr Ehegatte. Alles Wetter! Und neben ihm die schlanke Maid. Das war doch stark. Wie die beiden geprächig waren und wie sie lachten. Die schien ja in der allerbesten Stimmung zu sein. Frau Eulalia nahm einen Beobachtungsposten ein. Sie folgte den beiden in angemessener Entfernung. Schließlich machten die Verfolgten vor einem Hause halt. Eulalia sah, wie sich ihr Mann in der lebenswürdigen Welsche verabschiedete.

Als man heim Abendessen saß, war Robert Himmelsteing in der denkbar besten Laune. Triumphierenden Blickes sah er seine Frau an, die wiederum zornesfunkelnde Blicke auf ihren Mann schleuderte. Schweigend nahm man das Mahl ein. Robert Himmelsteing versuchte dann endlich ein Gespräch in die Wege zu leiten. Aber kein Wort kam von den Lippen Eulalias. Nur als sie das Wohnzimmer verließ, sagte sie: „Glender“.

Robert Himmelsteing war böse. Er suchte vergebens eine Aufklärung zu erhalten. Frau Eulalia war traggürtiger denn je. Und dann kam die Katastrophe. Als er eines Mittags nach Hause kam, war seine Frau nicht zugegen. Auf seinem Schreibtische lag ein an ihn gerichteter Brief von einer Damenhand. Robert Himmelsteing nahm ihn auf.

„Vostausend“, der Brief war ja geöffnet. Und als er nun den Briefbogen entfaltet hatte, las er: „Mein lieber Herr Himmelsteing!“

Es ist alles in bester Ordnung. Ich habe es ganz nach Ihrem Wunsch vorbereitet. Kommen Sie heute abend zwischen 6 und 7 Uhr. Fränzi wird zugegen sein. Ich rechne bestimmt auf Ihr Erscheinen.“

Eine Unterschrift trug der Brief nicht. Robert Himmelsteing lachte laut auf. Jetzt war ihm alles klar. Seine Frau war eifersüchtig. Nun, er mußte ihr alles sagen, sonst würde die Geschichte noch einen unangenehmen Ausgang nehmen. Aber nein. Die Gelegenheit ist günstig, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Erstmals mußte er seiner Frau die Eifersucht abgewöhnen und dann ihre Neugierde. Seine Briefe sollte sie in Zukunft nicht mehr zu öffnen wagen. Aber ob Eulalia wiederkam? — Ja, sie kam wieder. Robert Himmelsteing stellte sich in Positur.

„Du hast meine Briefe nicht unberührt liegen lassen, Eulalia. Weißt du denn nicht, daß ich das nicht gerne sehe!“

Da plagte Frau Eulalia heraus.

„Du Glender sage ich noch einmal. Du bist ja ein netter Mann. Du hintergehst deine Frau. Verabredest Rendezvous? Du —“

Frau Eulalia weinte bittere Tränen. Nur stoßweise vermochte sie die Worte hervorzubringen. „Du — bist — nicht — wert —“

„Halt ein,“ wehrt ihr Mann dazwischen, „du beleidigst deinen Herrn und Gebieter.“ — „So, nun willst du auch noch den Beleidigten spielen! Natürlich, ihr Ehemänner seid doch alle gleich.“

„Du bezichtigst mich der Untreue!“

„Ja!“

„Gut, so beweise es.“

„Hier, der Brief“, sagte Eulalia purpurrot.

„Ach,“ sagte Robert Himmelsteing ruhig; „der Brief beweist gar nichts.“ — „Gar nichts, gar nichts soll der Brief beweisen?“

„Nein, absolut nichts.“

„Wie kannst du noch leugnen? Und heute kommst du mit ihr, der impertinenten Person, zusammen. Ach Gott!“

Robert Himmelsteing fühlte Mitleid mit seiner kleinen Frau, die zusammengedrückt und furchtbar schluchzend auf einem Fauteuil saß. Schon machte er einen Schritt vorwärts, um sie in seine Arme zu nehmen und ihr alles zu erklären; da erhob sich Frau Eulalia aber und eilte

davon. An der Tür wandte sie sich nochmals um und sagte mit entsetzter Miene: „Ich lasse mich von dir scheiden!“

Robert Himmelsteing wollte der bis in die tiefsten Tiefen erregten Frau nach: die Tür zum gemeinschaftlichen Schlafzimmer aber war verschlossen. Eulalia hatte sich völlig zurückgezogen. Auch abends, als Robert Himmelsteing nach Hause kam, war von seiner Frau nichts zu sehen. Notdürftig richtete er sich ein Lager auf dem Sofa her und verbrachte keine angenehme Nacht. Am nächsten Morgen setzte er sich, ehe er ins Geschäft ging, an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Mein sehr geehrtes Fräulein!“

Leider war es mir gestern nicht möglich, zu kommen. Würden Sie mir die Freundlichkeit erweisen und zu mir kommen? Seien Sie unbesorgt, wir sind ungeföhrt. Ich würde Ihnen tausendmal Dank schuldig sein.

Ihr Robert Himmelsteing.“

Wie zufällig ließ er diesen Brief liegen. Er wußte bestimmt, daß er doch an die richtige Adresse kommen werde. Dann ging er. Frau Eulalia kam, nachdem sie rekonozitiert hatte, aus ihrer Schlafburg hervor.

Natürlich fand sie den Brief. „So ein Unverschämter!“ sagte sie sich, „wagt er auch noch, diese Person in mein Haus kommen zu lassen. Na warte, ich werde euch in flagranti ertappen.“ Sie nahm den Brief und expedierte ihn höchst eigenhändig.

Der Mittag kam und ihr Mann. Das Mädchen setzte das Essen zurecht und bemerkte auf eine Frage: „Die gnädige Frau ist nicht wohl.“ Da, plötzlich schillte die Korridorlogge. „Das ist sie,“ murmelte Frau Eulalia in ihrem Vestibül. Und richtig, sie war es. Ein reizendes junges Mädchen trat ein. Natürlich, dieselbe von neulich, die neben ihrem Robert daherstolztierte. Und, o Entsetzen, eine zweite junge Dame folgte. Die erste stellte vor „Fränzi — — —“ Weiter kam sie nicht. Frau Eulalia stürzte hervor. Wie eine Rachegöttin stand sie da.

„Meine Frau“, stellte Robert Himmelsteing seinerseits vor.

Die Damen machten eine tiefe Verbeugung.

„Dann ist ja“, wandte sich die erste Dame an jene mit Fränzi bezeichnete, „deine Anwesenheit nicht mehr nötig, die gnädige Frau kann ja selbst —“

„Meine Damen,“ fuhr Frau Eulalia dazwischen, „Sie treiben Ihr Spiel —“

„Keineswegs“, nahm nun Himmelsteing das Wort. „Diese Dame ist die Schneiderin, die dir dein Kleid für das Frühlingsfest bringen wollte.“

Frau Eulalia war aus allen Wolken gefallen. „Aber die Fränzi, Robert?“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Ist die Anprobendame, die deine Figur hat. Ich wollte dir eine Überraschung bereiten. Dein neues Kleid sollstest du ja haben.“

Die beiden Damen hatten die Szene verstanden. Diskret zogen sie sich zurück. Frau Eulalia war tief gerührt. — Und der Schlusssatz?

In den Armen lagen sich beide!



Mädchen aus Tesereggan.

Unsere Bilder.

„Ein Turnier“ wird von den jungen Helden da ausgefochten. Jeder der beiden Fehder bemüht sich heiß, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Kompliziert wird das Spiel noch dadurch, daß die beiden „Pferde“ nicht verfehlen, ihre Stellungen möglichst günstig für ihre Reiter zu gestalten. Gespannt warten die knirschtigen Zuschauer auf den Ausgang des Kampfes. Verwunderlich wär's gar nicht, wenn sie auch recht hohe Betten abgeschlossen hätten. Vielleicht eine Briefmarke gegen eine verrostete Stahlfeder, oder gar einen Frosch gegen einen Perlmutternopf. Das kleine Edelfräulein daneben im Graze schießt aus Butterblumen den Siegesstranz. Und der alte Herr im Hintergrunde hat an alledem seine Freude. — „Zur Zeit der Schreckensherrschaft“. Eine kraffe Schilderung jener ungemüthlichen Zeit stellt Anna Maria Wirths Gemälde dar, nach dem unser Bild gemacht ist. Die rauhe Soldateska machte nicht einmal vor dem Schlafgemach der Frauen halt. — „Gemeinderat“. Eine recht ernste Frage scheint die Kommunalpolitiker zu beschäftigen. Vielleicht braucht der Nachtwächter ein neues Lutehorn, oder am Ende gar will sich der Kleinbauer Klünder nicht dazu verstehen, über seine Sauchegrube ein Brett als Steg legen zu lassen. Die bedächtigen Gesichter aller zeigen, daß sie jetzt alles Heil nur noch von der großen Rede des Tischlers Hinnerks Heinrich erwarten, der sich soeben zum Wort gemeldet hat und — wie ein richtiger Redner — mit der Stuhllehne spielt. Der brave alte Lehrer aber blickt befürmert drein. Es ist noch gar nicht abzu sehen, wann die wichtige Entscheidung fällt, und zu Hause wartet die Frau mit dem Abendbrot. — „Mädchen aus Tesereggan“. Eine Trägerin einer originellen Tiroler Volkstracht macht heute den Beschluß.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 9

Sonntag, den 27. Februar

1910

Vervorrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(4. Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Gerda war bereits aufgestanden und tollte im Zimmer umher, als ich zu ihr kam. Sie empfing mich mit Jubel und Necken. Der Papa war schon dagewesen, hatte ihr einige Kleinigkeiten von der Reise mitgebracht, die sie mir freudestrahlend zeigte. Auch über den neuen Onkel, von dem er erzählt, war sie sehr glücklich. Es fiel mir schwer aufs Herz. Die günstigste Gelegenheit, Herrn von Rathen zu sprechen, hatte ich verpaßt. Wer weiß, wann es nun möglich sein würde!

Ich sah ihn an diesem und den folgenden Tagen nur ganz flüchtig im Vorbeigehen. Er hatte augenscheinlich viel zu tun. Geschäftliches, das während seiner Abwesenheit liegen geblieben war. Dazu die Vorbereitungen zur Aufnahme des Brautpaares, das Wieder-Instandsetzen des ganzen großen Haushaltes.

Die Dienerschaft, die telegraphisch zurückgerufen war, kam an, das gestern noch so stille Haus füllte sich wieder mit Leben und Bewegung. Bei der sich drängenden Arbeit war jede Strafe wertvoll, auch ich bekam alle Hände voll zu tun. Das war mir gerade recht; da traten wenigstens die mich peinigenden Vorwürfe in den Hintergrund. Nur wenn ich einen Augenblick ruhete, kamen sie von neuem hervorgetrocken.

„Sag's ihm! Sag's ihm!“ drängte mich unaufhörlich eine Stimme im Innern. Ach, wie gern wollte ich ihm die Wahrheit sagen. Aber wann? Wo? Es bot sich so gar keine Gelegenheit. Entschlossen klopfte ich schließlich an seinem Zimmer. Ich hörte Schritte darin. Aber er war nicht da, es war nur ein Mädchen, das Fenster putzte.

„Der Herr ist eben nach dem Skontor gegangen!“ antwortete sie

auf meine Frage. Und fügte dann, als ich zögernd stehen blieb, vertraulich hinzu:

„Wenn's was wollen, Fräulein, warten's lieber. Er sah gar so böse aus. Ich glaube, der Herr Bräutigam ist nicht nach seinem Gusto. Gewiß hat er nichts. Bei den reichen Leuten soll immer noch Geld dazu kommen! Oder am Ende sollte es der Hiller sein! Na, der kennt sich aus, der nimmt nicht so 'ne Dicke. Der mag lieber was Schlanke, Feines! . . .“

(Nachdruck verboten.)

Das zierliche junge Ding drehte sich lachend und sichernd auf der Fensterbank herum, strich die gebrannten Löcher aus der Stirn und winkte nach der Fabrik hinüber, wo an einem der geöffneten Fenster Dr. Hiller stand.

Ich trat rasch zurück, ein wenig unwillig, weil ich dem Gesplauder des Mädchens so lange zugehört hatte. Auch mochte ich nicht von Dr. Hiller gesehen werden. Ebenso dünkte es mir unmöglich, unter seinen beobachtenden Augen hinüber in die Fabrik, in das Skontor zu gehen. Dort störte ich sicher nur! — Wer weiß auch, vielleicht hatte Herr von Rathen die ganze Angelegenheit bereits vergessen. Maß ich ihr nicht zu viel Wichtigkeit bei? So suchte und fand ich Gründe und beschwichtigte mein mahnendes Gewissen. Es gab ja auch noch so viel Arbeit.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt über Nacht. Ich holte mit Gerda, die kaum mehr im Zimmer zu halten war, die letzten Blumen des Gartens: Asters und Georginen, Sonnenrosen und Malven und einige bunte langgestielte Sommerblumen; dazu Tannengrün und Schilf. Es war ein wundervolles Durcheinander tiefer gesättigter Farben, wie sie nur der Herbst in Bereitschaft hat. Als wolle er alle Bracht des verfloffenen Jahres in einer letzten



In der Dachstube.

Abchiedsgabe vereinen, in einem letzten glühenden Hauch sein Leben ausatmen. Wir schmückten sämtliche Räume des Hauses damit, auch die große Tafel im Speisezimmer, die schon für ein feilliches Abendessen gerichtet war. Es dunkelte bereits, als der Wagen, der die Heimkehrer abholte, vor das Haus rollte. Gerda ließ froh die Treppe hinab, Blumen in der Hand. Sie konnte es nicht erwarten, sie mußte das Glückwunschverschen, das ich sie gelehrt hatte, loswerden.

Ich ging wieder ins Kinderzimmer zurück. Aus der Halle unten tönte das Sprechen der Damen, dazwischen lautes Männerlachen, eine etwas heifere gutmütige Stimme. Bald kam Gerda zurück:

„Ist das aber ein lustiger Onkel! So ein rundes rotes Gesicht!“ Sie beschrieb mit ihren Armen einen ganz ungläublichen Kreis in der Luft. „Und so ein langer, langer schwarzer Schnurrbart! Der sigelte mich so, wie er mich in die Höhe nahm und mir einen Kuß gab. Er sagte aber, da müßte ich mich daran gewöhnen. Und er hat auch gesagt, ich darf heute mitessen und nach dem Essen noch eine Weile aufbleiben!“ schloß sie triumphierend.

Ich seufzte ein wenig. Nun mußte auch ich an der Tafel teilnehmen. Ich hatte gehofft um Gerdas willen, die seit ihrer kleinen Erkältung immer noch etwas früh zu Bett ging, davonbleiben zu dürfen.

„Mutter Tinn, ist es nicht zu viel für Gerda?“ fragte ich schüchtern. Ich wollte doch mein Heil versuchen.

„Ich denke nicht — das Kind ist ja ganz munter!“ meinte sie ruhig. „Ach...“

Die alte Frau sah mich forschend über die Brille hinweg an. Dann schüttelte sie lächelnd den Kopf:

„Aber, Kind, wer wird sich denn feig vor was drücken wollen? Das Leben geht doch nach; weichen wir ihm heute aus, erreicht es uns morgen desto sicherer. Nur immer ruhig Blut und ein gut Gewissen.“ Sie nickte mir noch zu und versenkte sich dann wieder in ihre Arbeit.

Meine Wangen glühten. Wie gut, sie sah es nicht. Ein gut Gewissen! Mir schien, ich habe es doch nicht so ganz. Jetzt nicht mehr. Gerade ihm gegenüber nicht, ihm, dem einzigen, auf dessen Urteil es mir ankam. Schweren Herzens ging ich hinüber zu Frau von Nathen und begrüßte sie. Sie empfing mich sehr liebenswürdig. Dann klopfte ich bei den jungen Mädchen an. Ihre Zimmer lagen nebeneinander; sie waren durch eine Tür verbunden, die stets offen stand. Es trieb mich zuerst zu Dodo, der jüngeren. Ich wollte ihr meinen Glückwunsch aussprechen, allein, ehe ich sie mit den anderen zusammen sah.

Eine strahlende Helle kam mir aus ihrem Zimmer entgegen, sämtliche elektrische Glammen waren angebracht. Sie selbst stand vor dem hohen Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. Ein frohes zufriedenes Lächeln lag um ihren Mund, die Augen blühten strahlend frisch, wie ich die immer ein wenig schläfrige Dodo noch nie gesehen. Was für ein Zauber lag doch in der Liebe, wie konnte sie einen Menschen verändern in kurzer Zeit!

Dodo hatte sich bereits umgezogen. Ein halbblaues Boilekleid, mit gleichfarbigen Spigeneinsätzen und schwarzem Sammetband garniert, stand sehr gut zu ihren frischen Farben. Der sehr lang gearbeitete Rock mit der kleinen Schleppe ließ sie schlanker und jugendlicher erscheinen. Der Eindruck, den sie auf mich machte, freute sie sichtlich. Herzlich nahm sie meinen Glückwunsch auf, küßte mich und plauderte lebhaft von der Reise, von ihrem Schatz, was er da, was dort gesagt, wie sie sich kennen und lieben gelernt. Eine lange, etwas romantische Geschichte.

Als wir noch plauderten, ging die Tür vom Nebenzimmer auf und Lulu kam herein. Mich sah sie gar nicht, oder tat wenigstens so. Sie stürzte auf die Schwester los.

„Aber nein, auch das noch!“ Ihre Stimme zitterte; sie weinte fast. „Schon wieder das gleiche Kleid. Meine Toiletten nimmt sie mir auch noch weg! Ist's nicht genug, daß du mir den Bräutigam fortgeschnappt hast!“

„Ich dir!“ Dodo fuhr auf. „Du hast dir alle Mühe gegeben, ihn mir abspenstig zu machen! So war die Sache. — Ach, was echauffiere ich mich — zum Glück ist's dir nicht gelungen. Und was du mir vorwirfst, hat keinen Sinn, du weißt es selbst“, schloß sie ruhig.

„Keinen Sinn! Hatte sich Zwan nicht viel mehr mit mir abgegeben alle die Zeit her. Und dann plötzlich eines Abends verlobt er sich mit dir. Zum Lachen! Natürlich im Dunklen — anders konnte es ja nicht passieren. Da hat er eben dich für mich gehalten. Das machen diese verwünschten gleichen Kleider! Aber ich habe mir geschworen: nie wieder! nie wieder!“

Sie zog und zerrte an ihrem Kleid, das dem Dodos aufs Haar gleich. Die Einsätze krachten, die Nähte rissen, bald war es abgestreift. Dann ballte sie den leichten Stoff zu einem Knäuel zusammen und warf ihn mitten ins Zimmer.

Entsetzt wandte ich mich nach der Tür, ich wollte gehen. Sie hielt mich mit festem Griff zurück:

„Nein, nein, bleiben Sie nur, kleine Heilige! Machen Sie nicht so erschreckte Augen. Ihnen tue ich ja nichts. Aber es schadet gar nichts, wenn Sie gleich mal reinen Wein eingeschenkt bekommen. Sie lesen sicher abends beim Mondschein noch Liebeslieder, nicht? Und glauben an Männer und Männerliche? Treue? Wuh, wie das schon klingt!“

Sie wandte sich von mir ab zur Schwester:

„Treu ist keiner! Kannst dich freuen, wenn du mit deinem geliebten Zwan auf der verschuldeten polnischen Klitsche sitzt, die mit deinem Golde für 'ne Zeit neu aufladert ist. Die Frauen dort, das sind denn

doch noch ganz andere als mein kühles blondes Schwesterlein. Na, ich gönne's dir. Dann heult du und ich lache.“

Dodo hatte sich in einen bequem niedrigen Stuhl gesetzt. Sie redete und dehnte sich, lächelte amüsiert und wippte mit dem Fuße auf und ab, als ginge sie das alles gar nichts an. Ähnliche Szenen mochten schon vorgekommen sein.

„Ja, ja, gefährlich ist's, den Leu zu wecken. Nehmen Sie sich in acht, Kleine!“ jagte sie nach mir hin. Und dann nach einer Weile ebenso ruhig zu Lulu:

„Nimm doch den Hüller. Wir können gleich Doppelhochzeit machen.“

Lulu schüttelte zornig den Kopf.

„Danke, so ein Don Juan! Und nicht einmal adlig. Dann lieber keinen.“

„Om — na, na!“ meinte Dodo nachdenklich. „Nun, für alle Fälle würde ich mich hübsch machen heute abend an deiner Stelle. Da, sieh mal in den Spiegel. Solche alberne Aufregung verschönt nicht gerade, abgesehen davon, daß sie auch sonst nichts nützt. Und viel Zeit ist nicht mehr vor dem Souver. — Wie willst du fertig werden? Vielleicht borgt dir Mama mal ihre Jungfer...“

„Ach, Mama denkt doch auch nur an sich! Zum Schluß, da schnappt sie dir den Zwan noch — imstande ist sie's.“

Beide lachten wie über einen guten Witz. Der Friede war wiederhergestellt.

Es dauerte nicht lange, so hatte Lulu ein anderes Kleid hervorgehakt. Dodo sah, als wäre nichts geschehen, beratend neben ihr, und ich durfte sie frisieren, pudern und ankleiden wie eine approbierte Kammerfrau.

„Was Sie für leichte Hände haben, Fräulein!“ meinte Lulu sogar anerkennend. „Wirklich! Und sogar Geschmack! Die Frisur steht mir viel besser als die alte.“

Ich wußte nicht recht, was ich zu alledem sagen sollte. Mir war sehr merkwürdig zumute. Jedenfalls war die Poesie, mit der ich das Brautpaar umkleidete, rasch und gründlich abgestreift worden. Das zufriedene Lächeln um Dodos Lippen verdankte mehr dem Triumph als dem stillen Glück sein Entstehen. Ebenso ihre liebenswürdige Herzlichkeit, die mich so entzückt hatte.

Ich kniete am Boden und zog noch ein letztes Mal glättend die Falten des Rockes zurecht, als Frau von Nathen eintrat. Sie hielt zwei Visitenkarten in der hochgehobenen Hand:

„Matet, Kinder, wer?“ Und nachdem sie ein Weilchen gewartet hatte und sich an den erstauten Mienen ergötzt, fuhr sie eifrig fort:

„Ach, Ihr ratet es doch nicht! Der Amerikaner, der verdrehte Mensch, der die kleine Besingung hinter dem Balde gekauft hat, wißt Ihr, für eine immense Summe. Er wollte das alte kleine Ding, das Schloßchen, um jeden Preis haben, koste es, was es wolle. Na, der Vorbesitzer hat ihn denn ja auch genügend gerupft. Ihr besinnt euch doch?“

„Aber natürlich, Mama! Gib mal her!“ Lulu las die Karte aufmerksam, dann reichte sie sie mir, ich sollte sie wohl auf den Tisch legen.

Spielend ließ ich das kleine weiße Ding durch die Finger gleiten: Mr. Wood — stand darauf. Ganz einfach: „Mr Wood“. Ohne einen Titel oder eine nähere Erklärung. Nicht einmal der Vorname. Nur ganz unten in der Ecke war in kleinerer Schrift zu lesen: „Annenhof“.

„Annenhof?“ Wie seltsam bekannt mir der Name klang. Es regte sich wie eine leise ferne Erinnerung in meiner Seele. Annenhof? Und doch konnte ich mich nicht besinnen, wann und wo ich das Wort gehört hatte, was es mir bedeutete. Aufmerksam folgte ich dem Gespräch der anderen; aber da war nichts, was mir hätte Aufklärung geben können.

„Zwei Karten hat er abgegeben: eine für Alex, eine für mich. Mein offiziell hätte ja eine für Alex genügt, wenn er bloß die notwendigen nachbarschaftliche Höflichkeit erfüllen wollte. Ein Jahr ist er schon hier, aber zu niemand noch gefahren — er galt als menschenfeindlicher Sonderling. Nun sucht er direkt Verkehr mit uns. Denkt nur! Ist das nicht seltsam? Ich weiß wirklich nicht...“ Frau von Nathen hielt inne und sah die Töchter fragend an.

„Um, neugierig bin ich auf ihn!“ meinte Dodo so nebenhin. Sie stand bereits wieder vor dem Spiegel und drehte und wand sich nach allen Seiten. „Warum kommt er denn auf einmal zu uns — eigentlich komisch!“

„Ich finde es gar nicht komisch“, fiel Lulu erregt ein. „Er wird schon seine Gründe haben, wenn er bisher mit niemand verkehrte. Und wenn ihm seine Einsamkeit leid geworden — er sich nach Menschen sehnt, nach einer mitleidenden Seele vielleicht...“

Dodo piff leise und sah interessiert nach der Schwester hin. Frau von Nathen, die auf und ab gegangen war, blieb plötzlich stehen.

„Vielleicht hat er uns einmal zufällig gesehen, wir haben ihm gefallen...“ fuhr Lulu überlegend fort. „Nun, was an mir liegt — außerdem...“

„Außerdem ist er unermesslich reich — Junggeselle“, beendete Dodo den angefangenen Satz. „Abgesehen, wer weiß, vielleicht hat er drüben in Amerika irgendwo Frau und Kinder sitzen — da nimm dich nur in acht, Schwesterchen!“

„Nein, bist du ecklich!“ Lulu stampfte mit dem Fuß. „Du gönnt mir gar nichts. Alles ziehst du mir herunter, es ist wirklich schmeißlich. Was den Amerikaner betrifft, das ist der reinste Neid.“

„Aber Kinder, was soll denn das! Laßt doch solche Scherze. Ihr wißt, ich liebe das nicht. Es macht Lufuchens Herzen alle Ehre, wenn sie sich des armen Amerikaners annehmen will. Ich bin da ganz auf ihrer Seite. — Ubrigens regt euch nicht unnützig auf. Und Zwan wartet gewiß mit Schmerzen, Dodo!“

Frau von Nathen rauschte zur Tür; die beiden Mädchen folgten, einträchtig, Arm in Arm. Auf der Schwelle drehte sich Frau von Nathen noch einmal um:

„Fräulein, Sie können auch gleich mit Gerda kommen. Aber das Kind soll sich ruhig verhalten bei Tische, sorgen Sie dafür!“

Mit einem Seufzer blickte ich den dreien nach. So wenig ihre ganze Art und Weise gerade jetzt nach meinem Geschmack gewesen war, so sehr sie mich verletzt hatte, schwer war es doch, immer allein zurückbleiben müssen, teilnahmslos hervorgeholt oder beiseite geschoben nach Belieben. Wie ein Ding, eine Sache, deren man sich bedient und die man hinterher einfach liegen läßt, wenn man sie gebraucht hat.

Gewiß, ich war Zeit meines Lebens einsam gewesen. Einsam beim Spiel, einsam bei der Arbeit, einsam mit meinen grübelnden Gedanken. Aber es war doch anders als hier. Tante Anns Augen wachten über mir, sie strahlten über meinem Tagewerk vom Morgen bis zur Nacht.

Trostsuchend griff ich nach dem Medaillon an meinem Hals. Deutlich fühlte ich es durch den dünnen Stoff des Kleides, meinen heimlichen Schatz, meinen Talisman. Mit ihm war ich nie so ganz allein, weckte er doch stets die Erinnerung an sie, die ich so heiß liebte, der ich das Liebste war auf der ganzen Welt.

Nach während der Tafel weilten meine Gedanken weit fort in dem seltsamen alten Haus, dem Heim meiner Kindheit. Unaufhörlich gingen sie darin umher, suchend und tastend nach dem einen Wort, das ich da vorhin auf der Karte des fremden Mannes gelesen hatte, das mir in irgendeinem Zusammenhang zu stehen schien mit fernem entschundenen Tagen, mit irgendeiner halbbewußten Erinnerung, die so deutlich war und sich doch nicht greifen und festhalten und formen ließ, so viel ich auch darüber grübelte.

Heute merkte ich es so recht: es hatte doch auch sein Gutes, „nur Gerdas Fräulein“ zu sein, wie Frau von Nathen mich mit einer kurzen Handbewegung dem neuen Familienmitglied vorgestellt hatte. So konnte ich still und unbeachtet neben der Kleinen sitzen, und niemand merkte, wie weit ich weg war von dem festlich geschmückten Tisch mit den lachenden, schwatzenden Menschen ringsum.

Nicht vor meinem Platz hatte ich ein größeres Blumenarrangement gestellt. Es eriparte mir den Anblick Dr. Hillers und sollte mich zugleich vor seinen Blicken verbergen. Es war eine ganz unnötige Vorrichtung, wie ich mich bald überzeugte. Der Doktor tat gar nicht, als könne er mich. Nicht einmal flog sein Blick zu mir herüber. Das war sicher auch das Richtige nach jenem Zusammentreffen im Walde. Denn irgendeine Entschuldigung für sein Benehmen gab es ja nicht.

Deso unvermuteter traf mich das, was dann folgte.

Es war kurze Zeit nach Tisch. Gerda hatte so lange gebettelt, bis sie mit den Großen und dem neuen Onkel, der sie sehr interessierte, noch ein Weilschen in den Salon durfte. Mich hatte niemand zum Mitkommen aufgefordert. Unschlüssig ob ich den anderen folgen sollte oder nicht, war ich im Wohnzimmer zurückgeblieben und wartete auf Gerda. Es konnte ja nicht lange dauern, bis sie kam oder man mich rief, sie zu holen. Und Frau von Nathen konnte sehr ungnädig werden, wenn ich dann nicht gleich zur Hand war.

Im Salon wurde Staffee gereicht. Das servierende Mädchen ging ab und zu. Einzelne Worte drangen zu mir heraus, Bruchstücke der Unterhaltung, dann wieder ein unentwirrbares Geräusch von Stimmen, vermischt mit dem Klirren der Tassen und dem Klappern der Löffelchen auf dem feinen Porzellan.

Es hatte etwas Einschläferndes für den gänzlich Unbeteiligten. Zudem war ich müde von der ungewohnten Arbeit der letzten Tage. So setzte ich mich in einen der großen Lehnstühle, die seitwärts vom Kamin standen, und träumte vor mich hin.

Ein rascher wohlbekannter Schritt ließ mich aufsehen. Es war Herr von Nathen, der an mir vorbei durch die große Halle hinüber in sein Zimmer ging. Deutlich hörte ich, wie er die Tür dazu öffnete — schließen hörte ich sie nicht. Er mochte nur eine Kleinigkeit von dort holen, konnte jeden Augenblick zurückkehren. Jetzt! fuhr es mir durch den Sinn, jetzt war die beste Zeit für mich; jetzt konnte ich ihn einen Moment ungestört sprechen, meine Angabe von jenem Nachmittag berichtigen.

Nach sprang ich auf, ich wollte ihm folgen. Doch kaum war ich bis zur Mitte des langgestreckten Raumes gekommen, als ich hörte, wie die Salontür hinter mir sich abermals öffnete, jemand kam. Ich suchte einen Moment. Dann dachte ich, es sei ein Mädchen, und ging weiter.

Blödsinnig stand Dr. Hiller neben mir. Scheu gingen seine Blicke an mir vorbei, aber seine Stimme klang hell und laut, als er sagte:

„Nun, wie ist der kleine Spaziergang bekommen neulich? Sie haben sich hoffentlich nicht erkältet — war unangenehmes Wetter. Na, und die Abendluft . . .“ Er hüftelte leicht, und während er das stark parfümierte Seidentuch vor die Lippen hielt, flüsterte er mir zu:

„Ein Wort, ein Blick — ich schweige über alles — alles, verstehen Sie, alles!“

Erschrocken, verständnislos sah ich ihn an. Unbeirrt fuhr er, jetzt wieder ganz laut sprechend, fort:

„Ubrigens, Frau von Nathen wünscht Sie — ah, da ist die gnädige Frau schon selber mit Gerden.“

Frau von Nathen kam näher, das Kind an der Hand. Gerda sah blaß aus und müde; sie war das lange Ausbleiben nicht gewöhnt. Ich zog sie an mich, sie mußte so rasch als möglich ins Bett. Doch Frau von Nathen hielt mich zurück:

„Bitte, Fräulein, was ist das — ich hörte da eben ein paar Worte. Sie gehen doch nicht spät abends mit dem Kinde spazieren? Dann ist es allerdings kein Wunder, wenn Gerda ewig erkältet ist.“

Ich verneinte, so ruhig es mir möglich war.

„Aber, gnädige Frau, Abendspaziergänge macht ein junges Mädchen doch immer allein!“ fiel Dr. Hiller ein. „Oder vielmehr nicht allein . . .“

„Was soll das heißen? Ich verstehe nicht.“ Frau von Nathen hob ihre Lognette und musterte mich von oben bis unten.

„Ach, es war nur Scherz — kleine Mädchenheimnisse!“ wehrte Hiller ab. Dann wandte er sich an mich: „Ist's nicht so?“

Ich wußte, es brauchte nur leichtes, zustimmendes Kopfschütteln meinerseits, nur die Andeutung meines Einverständnisses, und mit seiner leichten, glänzenden Redekunst hätte er das Gespräch gelenkt, hätte ihm alles Beinliche genommen, mich in Frau von Nathens Augen vollständig gerechtfertigt. Aber das wollte ich nicht. Nicht die leiseste Gemeinschaft mit ihm wollte ich haben. Um alles in der Welt nicht. Mir graute vor ihm.

„Nein!“ sagte ich laut und bestimmt. „Ich habe keine Geheimnisse. Mit Ihnen zuakkerlegt.“ Fest sah ich Dr. Hiller an. Er schlug die Augen nieder, blickte auf seine wohlgepflegten Hände und lächelte. Ein verstecktes, höhnisches Lächeln, das mich unfählich reizte. Doch nahm ich meine ganze Kraft zusammen und fuhr gefaßt fort:

„Gnädige Frau, Herrn Dr. Hillers Anspielung gilt allerdings einem Spaziergang, den ich vor einigen Tagen gegen Abend machte — allein, — meines Stoppwehns wegen. Daß ich ihn nicht wiederholen werde, weiß er selbst am besten.“

„Mon dieu, was sind das für Sachen!“ Frau von Nathen sah mich mißtrauisch an. Dann wendete sie sich wieder an ihren Nachbar:

„Also, was ist's damit? Heraus mit der Sprache!“

Dr. Hiller nahm eine ablehnende Haltung an:

„Oh, nicht das geringste. Ich möchte dem Fräulein durchaus keine Angelegenheiten bereiten!“

„Weiter — weiter!“ bestand Frau von Nathen. Ihre Stimme klang gereizt. Da fuhr Dr. Hiller in leichtem Tone fort:

„Nun, wenn Sie darauf bestehen — —. Ich hatte neulich das Vergnügen, Fräulein auf ihrem abendlichen Spaziergang zu treffen, begleitete sie eine Strecke, wurde aber dann ziemlich brüsk verabschiedet, weil . . .“

„Nun, weil?“

Doktor Hiller rieb sich wie in leichter Verlegenheit die Hände.

„Weil — nun, ich möchte wohl stören . . . Fräulein erwartete jemand, traf sich mit jemand . . .“ Er stockte, drehte an seinem Bart und schwieg. Alles in einer Art und Weise, die jede Deutung zulässig scheinen ließ.

Unwillen und Scham trieben mir das Blut in die Wangen. Vergaß er denn ganz, daß er es war, der mich beleidigt hatte, der sich in ungläublicher Weise vergaß mir gegenüber? Nun mußte ich sprechen.

„Gnädige Frau —“

„Ach was, Sie!“ schnitt mir Frau von Nathen sofort das Wort ab.

„Bitte, Herr Doktor, weiter — weiter . . . Was wissen Sie? Wer war es, wer?“

Doktor Hiller dämpfte seine Stimme. Es war fast ein Flüstern, als er sagte:

„Nun, Herr von Nathen kam gerade an diesem Abend zurück, zufällig natürlich.“ Die letzten Worte waren halb an mich gerichtet. „Nun zu Fuß, von der Bahn, den Waldweg . . .“

„Wer? Wer?“ Frau von Nathens Stimme klang schrill und laut. Gerda fuhr schreckhaft zusammen, dann schmiegte sie sich näher an mich. Und mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung sagte sie:

„Ach, Papa, da ist Papa!“

Herr von Nathen stand hinter uns. Wer weiß, wie lange schon. Keines hatte ihn kommen hören auf dem weichen Teppich. Hilfesuchend glitt mein Blick zu ihm. Doch er sah über mich hinweg, als wäre ich nicht vorhanden. Und nur seiner Mutter galten seine Worte:

„Rege dich nicht auf, Mama. Du weißt selbst, wie unvorhergesehen meine Rückkehr war. Es bedarf also keines Wortes weiter darüber. Ich bedaure höchstens, andere in ihren Dispositionen gestört zu haben.“

Wie schneidend kalt das klang. Es schnitt jede Erörterung, jede Aufklärung ab. Ein kaum merklicher Gruß nach uns hin, dann bot Herr von Nathen seiner Mutter den Arm und führte sie mit sehr bestimmter Bewegung nach dem Salon hin.

Nach ein paar Schritten drehte sich Frau von Nathen nach mir um:

„Pui, Fräulein!“ rief sie entrüstet. Und noch einmal: „Pui, Fräulein!“

Dummächtig, keines Wortes fähig, stand ich. Da riß sich Gerda von meiner bebenden Hand los, stürzte nach vorn und rief mit heller Kinderstimme:

„Gar nicht pui, Fräulein; pui, Herr Doktor; mußt du sagen, Großmama. Der hat uns immer geärgert, wie ihr fort ward. Gar

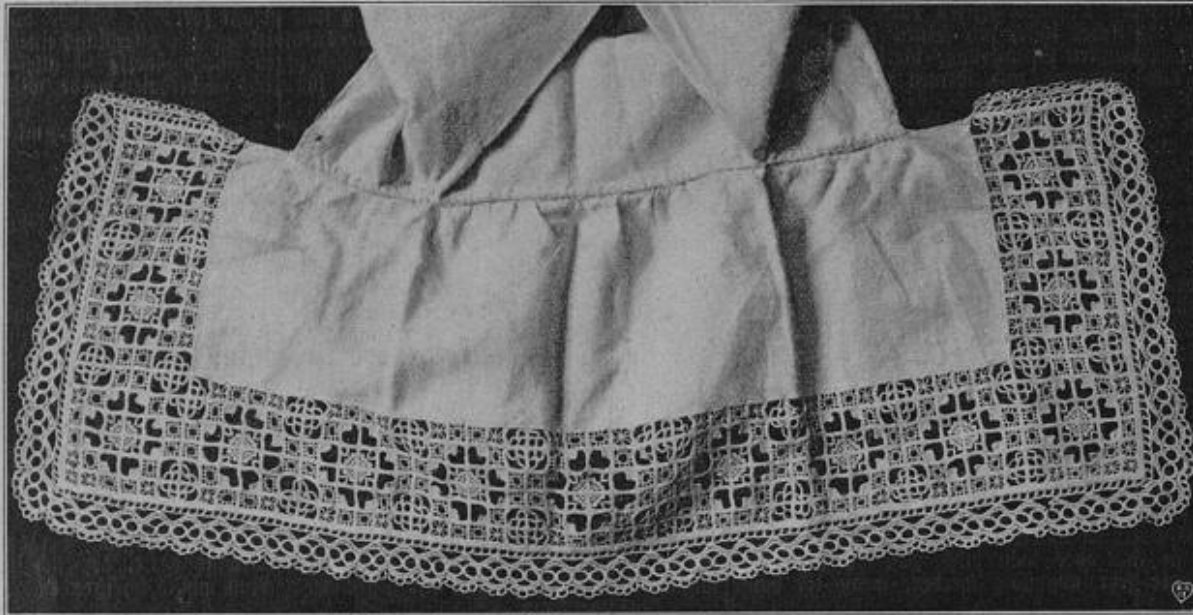
nicht in Ruhe gelassen hat er uns beim Spazierengehen. So'n Ekel!" Empört ballte sie die kleinen Fäuste: „Nicht wahr, Lotte?"

Herr von Rathen hemmte seinen Schritt und wandte sich um. Wie plötzliches Versehen zuckte es über sein Gesicht. Und über des Kindes lockigen Kopf hinweg suchten mich seine Augen. Fragend, forschend blickte er an den meinen. Und er mußte wohl mit meiner stummen Antwort zufrieden gewesen sein, denn er bückte sich zu Gerda, küßte sie zärtlich auf die Stirn, und es war ein weicher Klang in seiner Stimme, der wie beruhigendes Streicheln über meine aufgeregte Seele glitt, als er sagte: „Gut, gut! Nun geh' aber zu deiner lieben Lotte!"

An diesem Abend saß ich noch lange an des Kindes Bett — bis Mutter Timm mich allen Ernstes schlafen gehen hieß. Und da bückte ich mich vorsichtig und küßte Gerdas Stirn. Küßte sie an derselben Stelle, an der vorhin ihres Vaters Lippen geruht hatten. Feierlich und ehrfürchtig fast küßte ich. Und es war wie Sühne und Dank zugleich und verwischte all das Elfe, Häßliche, das an mich herangekommen war in diesen letzten Tagen.

10. Kapitel.

Dodos Hochzeit sollte bereits im Dezember stattfinden. Die Vorbereitungen dazu wurden in großer Eile betrieben. Die Damen waren fast mehr in der Residenz als in der Villa zu Hause. Endlos waren die Verhandlungen mit allen möglichen Lieferanten. Auf allen Tischen und Tischen, in allen Räumen lagen Kataloge, Entwürfe, Zeichnungen und Kostenanschläge. Dazwischen kostbare Stoff- und Spitzenproben.



Hedebo-Sticherei.

Sogar Gerda wurde mit in den allgemeinen Strudel gezogen und trieb sich aufgeregt überall umher. Es wurde erst besser, als sie eines Tages ihrer Lieblingspuppe aus dem Möbeldamast ein Kleid genäht und künstlerische Entwürfe für Eigenkleider für ihre Papierpuppen zurechtgeschnitten hatte.

„Es ist schrecklich, Fräulein! Wozu in aller Welt sind Sie denn nur da?“ versicherte mir Frau von Rathen wiederholt.

In der Folge erhielt ich mit Gerda so eine Art Zimmerarrest und entging dem Trubel glücklich für eine Weile. Das stille Leben mit dem Kinde, geteilt zwischen Spiel und Arbeit, sagte mir auch am meisten zu. Wieder lebten wir wie im Sommer in einer Welt für uns, die um so weniger gestört wurde, als auch die gemeinsamen Mahlzeiten oft ausfielen. Die Damen kamen sehr unregelmäßig aus der Stadt zurück, meist aßen sie dort zu Mittag, oder es gab in dem großen Bekanntenkreis Dinners und Soupers zu Ehren des Brautpaares.

Dr. Hiller war nie zu sehen. Wie ich erfuhr, führte er Herrn von Rathens unterbrochene Geschäftsreise zu Ende. Herr von Rathen selbst hatte eine nachdenkliche finstere Miene, und selbst Gerda glückte es nicht, die Sorgenfalten auf seiner Stirn zu glätten.

Kopfschüttelnd sah ihm Frau Timm nach, wenn er einen Tag wie den anderen morgens und abends nach kurzem Gruß wieder ging. Ging wie er gekommen, ohne auf des Kindes Gepländer einzugehen, ohne ein zärtlich neckendes Wort, das er doch sonst immer für die Kleine gehabt.

Und dann kam er eines Abends gar nicht. Gerda hatte lange gewartet; sie wollte durchaus nicht einschlafen ohne Papas Gutenachtluß. Aber schließlich war die Müdigkeit doch größer; ihr Atem wurde ruhiger, gleichmäßig und kündete schließlich, wie sie ihr Kinderleid und -weh im Traum vergaß.

Frau Timm sah ganz gebrochen in ihrem Stuhl am Fenster. „Ach Gott, Fräulein Lottechen,“ seufzte sie, „wo soll das bloß noch hin?“

Ich setzte mich zu ihr: „Was ist denn eigentlich los, Mutter Timm? Was ist?“ fragte ich ängstlich.

„Haben Sie ihn schon einmal gehen sehen, Kindchen? Wenn er sich unbeobachtet weiß — so von weitem, von hier oben über den Hof hinüber?“

Ich nickte stumm. Wie manches Mal stand ich und schaute ihm nach. „Na, sehen Sie da, wie müde er geht und wie gebückt er sich in den Schultern hält? Wie ein alter Mann sieht er aus! Lieber Gott, der schöne junge Herr!“

„Ja, aber was denn? Warum denn, Mutter Timm? Warum?“ flehte ich angstvoll und faßte ihre beiden alten Hände. Sie sah mich etwas verwundert an, dann sagte sie leise:

„Ach, die Sorgen, die Sorgen!“

Ich verstand absolut nicht:

„Sorgen? Was für Sorgen denn?“ fragte ich.

„Ja, Kind,“ meinte die alte Frau, „so geht einer, dem die Sorgen das höchste Leben erdrücken, dem sie das Leben totschlagen. Tot — alles tot! Das elende Geld, das die Gnädige und die Fräuleins zum Fenster hinauswerfen ihr Leben lang. Und sie danken's ihm nicht mal. Sie bringen auch noch einen Bräutigam an, der auch von ihm zehren soll. Von seinem Leben! Aufessen werden sie ihn, bis nichts mehr übrig bleibt.“

Ihre Stimme versagte; sie wischte sich mit der flachen Hand über die Augen. Die Hand zitterte. Ich sprang erregt auf:

„Aber das ist ja schrecklich! Warum tut er es denn? Und das dürfen sie doch nicht. Warum denn nur, warum?“

„Pst! Pst!“ beschwichtigte mich die alte Frau. „Das Leben ist nun einmal nicht so einfach und hat auf jedes Warum eine Antwort. Und nach Recht und Gerechtigkeit geht es vollends nicht zu. Schon damals mit der Frau . . .“

„Seine Frau?“ Mein Herz brannte. Endlich sollte ich von seiner so sehr geliebten Frau, von Gerda das Mutter hören.

„Ja, seine Frau! — Nun, Gott mag ihr verzeihen. Sie ist ja immerhin Gerdas

Mutter. Aber sie starb zur rechten Zeit, wirklich, zur rechten Zeit.“

Ich fuhr entsetzt zurück und starrte sie an. Doch bestätigend nickte Mutter Timm vor sich hin. Dann strich sie mit einer energischen Bewegung das spärliche weiße Haar, das sich etwas vorgehoben hatte, wieder unter die Haube zurück, sah mich eine Weile nachdenklich an und fuhr dann ruhig fort:

„Ich will Ihnen die Sache erzählen. Vielleicht ist es gut, wenn Sie Bescheid wissen. Für alle Fälle. Ja, ja, Kind, wissen und verstehen ist immer gut im Leben. Das spart manche Träne.“

Damals, wie der alte gnädige Herr starb, ging es los. Er starb ganz plötzlich, verunglückte auf der Jagd. Es wurde so allerlei gemunkelt, aber das glaube ich nicht — nein, das nicht! Nun, jedenfalls war der alte Herr tot. Der junge, der Alexander, kam nach Hause. Ich sehe ihn noch in seiner blühenden hellblauen Uniform. Rittmeister bei den Husaren war er und so lustig und heiter, das Herz ging einem förmlich auf, wenn er lachte. Na, das Lachen ist ihm ja damals gründlich vergangen.

Er ging ins Kontor hinüber und hat über den Büchern gefessen, einen Tag und eine Nacht — und dann hat er den bunten Rock ausgezogen. Klein Mensch hat gemerkt, was ihn das gekostet hat.“

Traurig sah sie vor sich hin. Dann nach einer Pause fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort:

„Ich hab' ihm auch nichts sagen dürfen. Versucht hab' ich's einmal, da hat er mich nur so still angesehen, und da sind mir alten Frau doch die Tränen gekommen und ich bin wieder von ihm fortgeschlichen ohne ein weiteres Wort. Aber wie die Gnädige dann auf Reisen ging mit den Mädchen, und ich sollte mit als Jungfer, da hab' ich rundweg ‚Nein‘ gesagt. ‚Nein, ich bleibe beim jungen Herrn.‘ Und sie hat sich's auch

gefallen lassen. Ich bin beim Herrn geblieben in der schweren Zeit und habe gesehen, daß es ihm wenigstens nicht an Pflege fehlte bei all der schweren ungewohnten Arbeit. Wenig kann ja so eine alte Frau. Sehen Sie, Fräulein, wie er klein war, da ging's besser. Tag und Nacht habe ich ihn bei mir gehabt — wie die Gerda jetzt. Und für alles wußte ich ihm Trost und Rat. Ja, damals schon war ich die Mutter Timm! Denn, sehen Sie, wie die Gnädige ist: um die Kinder hat sie sich nicht viel gekümmert, besonders nicht um den Ältesten. Die beiden Mädchens dann, die waren ruhig und still, die hatte sie viel um sich, an denen hat sie ja rein einen Narren gefressen. Aber der Alex, das war ein unbequemes Kind. Stolz und hart und lebhaft war er und dabei doch zart und weich und so leicht verletzlich — aber eine Seele von Menschen ...“

Sie schwieg. „Und dann, Mutter Timm — wie kam es mit der Frau?“ drängte ich.

„Ach, Kind, da kam zu der ungewohnten Arbeit und den Sorgen auch noch Gram und Herzleid. Hätten sie ihn wenigstens damit in Ruhe gelassen! So eine hätte er ja aus sich selber nie und nimmer zu seiner Frau gemacht. Aber gut und weichherzig, wie er ist, gab er schließlich nach. Sie mögen ihm auch nicht schlecht zugelegt haben.“

„Wir sind drei, hieß es — und du nur einer, und die Dore Arnheimer liebt dich schrecklich, das arme Ding!“ — Sie mochte sich ja auch in den jungen Herrn vergafft haben, hübsch genug war er ja. Und immer so höflich und ritterlich gegen die Damen. Aber der Gnädigen war es doch nur ums Geld von dem alten Kommerzienrat Arnheim; denn die Fabrik ging nicht und ging nicht trotz aller Mühe. Und wie das einmal ist: solche Maschinen, die können nur mit Geld geschmiert werden, wenn sie mal nicht weiter wollen. Alle Arbeit und aller gute Wille hilft da nichts.“

„Und dann? Wie kam es dann?“ Meine Spannung wuchs. Hatte er wirklich nur des Geldes wegen eine Frau erwählt, hatte er sie wirklich nicht geliebt? Hatte er die Liebe noch nicht kennen gelernt? Oh, wer mir Antwort gäbe auf diese Fragen alle! Mutter Timm fuhr fort zu erzählen:

„Ja, wie dann alles kam? Ganz einfach. Das Fräulein Arnheim war denn immerzu zu Besuch hier, und die beiden jungen Leute wurden allein gelassen. Und überall wurden sie nebeneinander gesetzt, bei jedem Essen, bei jeder Ausfahrt, jedem Vergnügen. Da kamen dann die dritten alle, die redeten und tuschelten; und das Fräulein hatte rote verweinte Augen und sollte so arg kompromittiert sein. Und sie wäre so todunglücklich. Die Gnädige sagte, sie habe wahrhaftig Angst, das Fräulein Dorchon tue sich ein Leid an. Und was solcher Mittelchen mehr waren, die einen guten, weichen Menschen schließlich mürbe machen. Da sagte er denn ja. — Verlobung und Hochzeit und alles ging Hals über Kopf — zu war die Falle ...“

Ich wagte nicht wieder zu fragen. Ich wartete, bis die Erzählerin von selbst fortfuhr. Aber mein Herz schlug laut. Mitleid und Bewunderung und eine kleine Enttäuschung waren in mir; und ich wußte nicht, was von den dreien das stärkste war.

(Fortsetzung folgt.)

Düsseldorfer Kunstgewerbe-Museum.

Ausstellung von Hedebo- und Amagerstickereien.

Von Kopenhagen aus ist mit der Eisenbahn in einer Stunde die Stadt Roskilde zu erreichen. Hier befindet sich in dem mit Kunstschätzen aller Art geschmückten Dom die Gruft der dänischen Könige. Südlich von Roskilde breitet sich eine Landschaft aus, wo, ähnlich der Senne bei Bielefeld oder der Lüneburger Heide, zwischen Büschen, Wiesen, Heiden und Moorstreifen zerstreut, Bauerngehöfte liegen. Die Bauernfrauen dieser Heide (Hedeboerne) haben seit langem, man kann dies an den Mustern der Stücke bis 1780 zurück verfolgen, zur Ausstattung ihrer Kleidung viele in technischer Beziehung abwechslungsreiche Stickereien gemacht, die sich in Stil und Geschmack von den Hausindustrien anderer Gegenden nicht unwesentlich unterscheiden. Seit den 60er Jahren ist auch über den heimischen Bedarf hinaus von fleißigen, in den einsamen Gehöftenwohnenden Frauen diese Arbeit hergestellt worden. Die Muster fanden immer mehr Anklang und seit einigen Jahren ist der Name „Hedebo“ allgemein im Gebrauch für verwandte Arbeiten, gleichviel wo sie geschaffen werden. Das geht so weit, daß amerikanische Kaufleute die sogenannten Hedeboarbeiten in Japan herstellen ließen, weil sie dort viel billiger gemacht werden konnten und rascher in größeren Massen zu beschaffen waren als in Amerika und am Ursprungsort.

Die Hedeboarbeiten sind Leinenstickereien, entweder Stickereien mit weißem Leinenfaden auf Leinentoff, in Form von Ranken, Blumen und Tieren, oder es werden, und das zumeist, aus dem Leinen Kettenfäden und Schußfäden ausgezogen in beliebiger Zahl und die stehenbleibenden Fäden zu einem festen Gitter geformt, in welches das regelmäßige Muster, in ähnlicher Art wie bei Nadelspitzen, eingearbeitet ist. Seit 1850 fing man an, quadratische oder anders geformte Stücke aus der Leinwand herauszuschneiden und die Löcher mit Spizentischen in verschiedener Gruppierung wieder auszufüllen.

Von diesen Hedeboarbeiten sind aus dem Besitze des Herrn Chr. Permin in Kopenhagen einige größere Stücke, Hemden, Hemdkragen, Handtücher, Manschetten und dergleichen ausgestellt, Arbeiten, die in der Zeit zwischen 1780 und 1865 südlich von Roskilde

gemacht worden sind. Die älteren Arbeiten erinnern sehr an die auf der Insel Amager hergestellten Stickereien, die ganz gut als die Vorläufer der sogenannten Hedeboarbeiten gelten können, allerdings in der Ausführung in dem dünnen Leinengarn sehr mühsam zu machen sind und darum auch eine beschränkte Verbreitungsfähigkeit haben.

Auch die Amager-Stickereien sind ursprünglich auf weißer Leinwand hergestellt. Die Motive, meist regelmäßig und klar, werden durch Wiederholung zu einer gewissen Wirkung gebracht. Meist sind es Sterne, Blumen, Vier-, Sech- und Achtecke mit Spizentischen in verschiedener Art ausgefüllt. Man findet aber auch Teile für Kopfbedeckungen ausgeführt, an denen Tier- und Menschenfiguren, wie Reiter auf Pferden, Löwen, Frauen, Schwäne, aus solchen geometrischen Motiven zusammengesetzt und reizvoll ausgebildet sind.

Amager ist eine kleine, fruchtbare, nicht sehr stark bevölkerte Insel gegenüber der Stadt Kopenhagen. Im Jahre 1516 ließ König Christian



Hedebo-Stickerei.

der Zweite 24 holländische Familien nach Amager kommen, um dort die Gärtnerei einzuführen. Da dies befriedigende Erfolge hatte, kamen auch noch in späterer Zeit weitere Familien aus Holland hinzu. Daß durch diese die Stickerart in Dänemark eingeführt wurde, ist wahrscheinlich, läßt sich aber nicht feststellen. Nur ist es ziemlich glaubhaft, daß die Blausfärberei von Frankreich über Holland nach Dänemark gekommen ist, und daß in dieser ausnahmsweise dunklen, fast schwarzen gewachsenen und geglätteten Art allein die Stickerei auf der Insel Amager behandelt worden ist.

Vergleicht man diese Amager-Stickereien mit den italienischen Musterbüchern der Renaissance, mit den Reticellaarbeiten Oberitaliens so findet man eine große Verwandtschaft, und da die Anfänge dieser Arbeiten wieder auf den ehemals venetianischen Besitz im Orient, insbesondere auf die Insel Cypern, wo ich ähnliche Arbeiten noch vor 20 Jahren ausführen sah, zurückgehen, so ließe sich eine Wanderung der Technik und Muster von Süden nach Norden konstruieren, von Cypern über Italien, Frankreich, Holland nach Dänemark.

Die Hebearbeiten haben in weiten Kreisen Anerkennung gefunden, ähnlich wie die Hardanger Arbeiten; ebenso verdienen auch die schönen Amagerstickereien Beachtung.

Seit zwei Jahren hat sich in Kopenhagen eine Gesellschaft zur Förderung der Hebearbeiten gebildet, die die nur noch in geringer Zahl vorhandenen alten Muster begierig aufkauft, sie im dortigen Kunst-

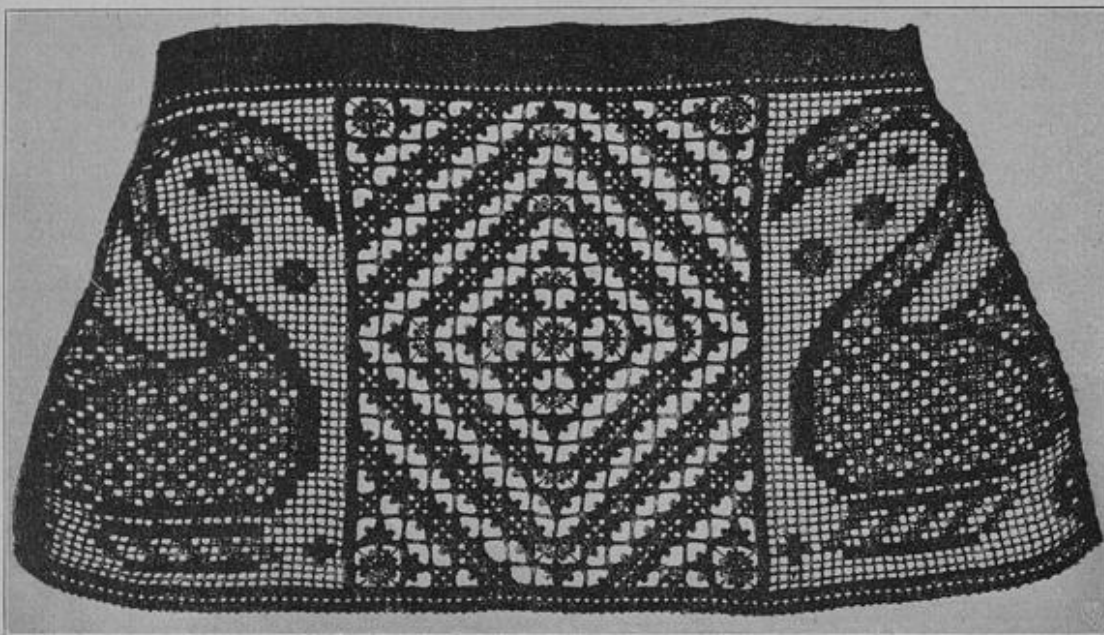
wind raucht es durch den Saal, denn man hat sich ja so viel zu sagen und Gile tut not. Zuweilen kommt aber auch einer der anderen Angestellten mit Freikarten, und dann wird es trotz der Gegenwart der roten Nase lebhaft. Obwohl die Herren alles Gute für sich behalten und nur den „Rist“ bringen, bedeuten diese Freikarten ja doch für viele der Mädchen nicht mehr und nicht weniger als — das Leben! Das, was in ihren Gesprächen und Träumen als „Leben“ gaulst.

Und jetzt öffnet sich wieder die Tür und einer der Direktoren tritt ein. Wer bekommt jetzt eine Nase? Hoffentlich der mit der roten! Aber der Direktor geht auf eines der jungen Mädchen zu und sagt mit der schnarrenden Stimme eines Gentleman, der den Reservelieutenant hervorheben will: „Sie haben ja noch beide Eltern, Fräulein Thümmler, nicht wahr?“

„Beide, Herr Direktor,“ echot Fräulein Thümmler, deren hübsches, wenn auch schon abgemüdetes Gesichtchen plötzlich wie von Blut überflossen ist.

„Na dann — hier sind drei Freikarten für's heutige Promenadenkonzert. Gute Unterhaltung!“

Damit geht der Gewaltige wieder, aber trotz der roten Nase weht jetzt ein ungestümes Flüstern durch den Saal. Promenadenkonzert — das hat etwas zu bedeuten. Und auch Fräulein Thümmler glaubt, daß es etwas zu bedeuten hat, und wie im Rausch klappert sie weiter. Der Direktor ist ja noch Junggeselle — will er heute vielleicht ihre Eltern kennen lernen?



Amager-Stickerei.

gewerbe-Museum zur Ausstellung bringt, sowie auch gleichzeitig, unter Zugrundelegung der alten Muster, neue Arbeiten ausführen läßt. Für die Amagerstickereien hat sich Herr Chr. Bermin in Kopenhagen, dem wir die reiche Sammlung verdanken, aus der auch die Stücke zu kaufen sind, interessiert; er hat damit angefangen, die älteren Reste auf der Insel zu erwerben und zu versuchen, in den Werdegang dieser intimen Bauernarbeit einzubringen.

Flgr.

Freikarten.

Skizze von Emil Peschka.

(Nachdruck verboten.)

In einem langgestreckten Saale mit kahlen Wänden, dessen Fenster nach der den Hofraum abschließenden Feuermauer gehen, sind, trotz dieses wenig verlockenden Ausblickes, die unteren Scheiben mit weißer Blase undurchsichtig gemacht und nur die oberen können geöffnet werden. An etwa vierzig Schreibmaschinen sitzen junge Mädchen und klappern emsig, während ein Herr mit sehr hohem, blendendweißem Modedragen, ebenso auffälligen Manschetten und — wie die Damen sagen — „unaussehlich roter“ Nase, gleich dem Wärter einer Menagerie im Mittelgang auf- und ab-schreitet, wenn er nicht die Arbeiten ausstellt, die ihm aus den übrigen Abteilungen zugesandt werden, oder sie einsammelt und weiterbefördert. So geht es jeden Wochentag von acht bis zwölf Uhr und von zwei bis sieben. Unterbrechungen gibt es kaum, da der Portier selbst Mütter, die ihren Töchtern etwas sehr Wichtiges zu sagen haben, schon im Vorweg unerbittlich zurückweist. Nur wenn der Herr mit der roten Nase sich auf kurze Zeit entfernt, hört das Klappern auf, und wie ein jäher Sturm-

dir . . . manche Männer und schon so. Vater hat seinen schwarzen Anzug —

Nun regt sich's plötzlich auch am Fenster. „Mich laßt nur aus dem Spiel!“ knurrt es von dort her, und der graue Kopf verschwindet ganz hinter der Zeitung.

„Aber, Vater!“ stammelt Liesel, der schon die Tränen in die Augen gestiegen sind. „Wenn man schon die Karten umsonst bekommt —“

„Vater hält eben auf gar nichts“, unterbricht Frau Thümmler scharf. „Da könntest du noch eine alte Jungfer werden! Wenn es auf ihn ankäme, braucht man keine Religion, keine Ehe, nichts, gar nichts —“

„Nur Geld!“ knurrt es noch grimmiger vom Fenster her, und Frau Thümmler wird ganz blaß, ringt nach Atem und sieht sich nach einem Stuhl um, als wollte sie in Ohnmacht fallen. Schließlich aber begnügt sie sich mit einem heftigen „Pui!“, während Liesel schon den Vater umfaßt hat und ihm zuflüstert: „Du gehst doch mit! Mir zuliebe, nicht? Ich will auch gleich nach deinen Sachen sehen, damit du dir nicht vielleicht wieder die Stiefel selber zu putzen brauchst.“

Dann eilt sie zur Mutter, die noch immer nach Atem ringt, und zieht sie hinaus. Herr Thümmler aber knurrt noch etwas Unverständliches und liest dann weiter.

Liesel strahlt geradezu. In ihrer frohen Erwartung sieht sie so hübsch und jugendlich aus, daß allein „promenierende“ Herren sich sogar nach ihr umwenden. Auch Herr Thümmler ist ausnahmsweise in rosigiger Stimmung. Die heitere Musik und das bunte Treiben in dem lichterglänzenden, festlichen Saale wirken auch auf ihn, nachdem Mutter und Tochter einstimmig erklärt haben, er brauche nicht mit zu promenieren, sondern könne ruhig auf seinem Platz bleiben. Man werde es so einrichten, daß man mit dem Herrn Direktor vorbeikomme, und dann —

„Aber wir haben doch nichts anzuziehen, Liesel!“ erwidert Frau Thümmler auf Liesels aufregende Mitteilung, und dabei wirft sie einen bedeutungsvollen Blick auf Herrn Thümmler, der im Lehnstuhl am Fenster sitzt und die Zeitung studiert. Sie hat sich eben über das Dienstmädchen geärgert und ist noch kampflustig. Aber Herr Thümmler antwortet nicht und Liesel weiß schon Rat.

„Du nimmst den neuen schwarzen Blüfferoch, Mutter,“ sagt sie nachdenklich, „und die weiße Seidenbluse, die du noch gar nicht getragen hast, weil du sie ja erst bekamst, als der Sommer fast vorbei war.“

„Das könnte ja gehen“, seufzt Frau Thümmler. „Und du ziehst das Blaue an, das ist wenigstens neu, wenn auch recht bescheiden fürs Konzert. Aber vielleicht nützt's

„Dann stehst du eben 'n bißchen dalli auf und stellst dich vor“, hat ihn Frau Thümmler instruiert.

Und nun ist das Konzert bald zu Ende und er sitzt noch immer und wartet. Und Liesel strahlt nicht mehr, und Frau Thümmlers bittere Mundfalten ziehen sich wieder ganz erschreckend abwärts. Der Herr Direktor ist gar nicht sichtbar geworden. Er hat sie nicht aufgesucht, sie haben ihn aber auch nicht gefunden, er ist einfach nicht da! Liesel hat zwar noch eine leise Hoffnung, daß er plötzlich schwer krank geworden ist; aber Frau Thümmler kennt ihn nun! Ein Spießbube, dem's um Vater und Mutter gar nicht zu tun ist, das ist er! Nur unschädlich machen will man die Eltern mit diesen geschenkten Starten. Schlau eingefädelt hat er's allerdings, aber schlau ist sie auch noch wie so einer, der nicht mal wirklicher Beamter ist, Staatsbeamter, wie Vater!

„Jetzt laß dich nur auf nichts ein, Liesel, ehe er sich nicht Vater vorgestellt hat“, sagt sie erbittert.

„Na Thümmler? Sieht man dich auch mal wieder?“

Herr Thümmler ist eben ein wenig eingenickt, als ihn die lange nicht gehörte Stimme des ehemaligen Kollegen aufweckt.

„Du, Mösche? Wie kommst denn du hierher zur Musike?“ fragt er verwundert.

Herr Mösche aber lacht überlegen auf und streicht selbstgefällig die Enden des für seine sonstige Erscheinung etwas auffällig schwarzen Schnurrbarts in die Höhe.

„Bin jetzt immer da. Und überhaupt jeden Abend, mal so, mal so... bin ja Junggefelle, nicht so'n oller Ehekrüppel wie du, und seitdem sie mich pensioniert haben — sag' mal, der blaue Engel, ist das deine Tochter?“

„Ich schmeichle mir“, knurrt Herr Thümmler, als ob Liesel doch wenigstens ein Vorzug vor dem glücklicheren Kollegen wäre.

„Das kannst du auch!“ erwidert Herr Mösche, das Mädchen mit den Augen verfolgend. „So was Feines hät' ich dir gar nicht zugetraut! Und so bescheiden angezogen! Das gibt mal 'ne gute Frau. Erwartet ihr vielleicht den Bräutigam?“

„I wo! Wie kommst du auf so was?“

„Na, ich meine nur. Die Damen haben so etwas Suchendes.“

„Kommen eben nicht genug ins Bergehügel. Und nun seh'n sie alles an, wi die Kuh 's neue Tor. Du weißt ja, was ich an Pension genieße — um mich respektvoll auszudrücken. Du hast's weiter gebracht.“

Herr Mösche nickt lebhaft und reibt sich vergnügt die Hände.

„Gerade auch noch die Gehaltsaufbesserungen erwischt! Ueberdies hab' ich geerbt, so daß ich mir ganz bequem 'ne Familie zulegen kann.“

„Du willst heiraten? Jetzt noch?“

„Jetzt ist's erst die richtige Zeit, mein Lieber. Man muß nur auch die richtige Frau finden. Und deine Tochter — hat sie eigentlich was gelernt?“

„Stenographie und Schreibmaschine. Da hat sie sich so nach und nach bis auf monatlich achtzig Em hinaufavanciert. Von ihrem Geschäft haben wir ja auch die Freikarten.“

„Freikarten habt ihr —?“

„Na, sonst wär' doch ich nicht da! Ohne was zu trinken! Und rauchen darf man auch nicht!“

„Und vom Geschäft habt ihr die Freikarten?“

„Na ich denke, wenn ich was sage —“

„Dann steckt also kein Bräutigam dahinter! Ich mein' nur — ganz sicher kann das ja der Vater nicht immer sagen. Sei also jetzt so gut, altes Haus, und stell' mich deinen Damen vor. Das ist wahrhaftig schon die Liebe auf den ersten Blick — mein Ehrenwort drauf!“

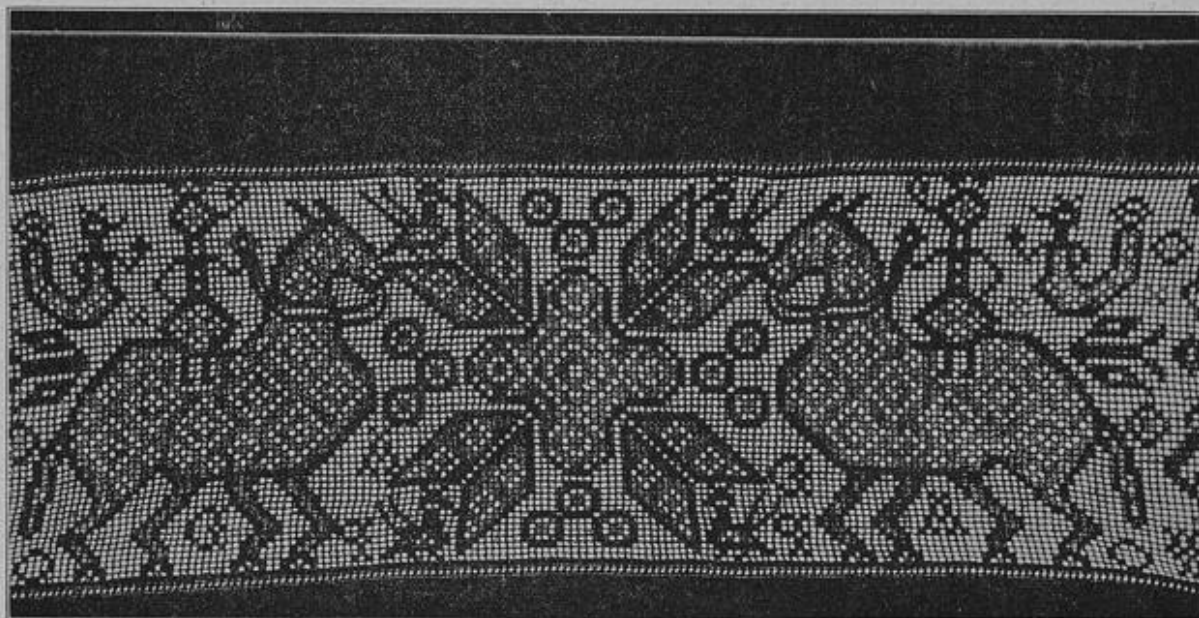
Das Konzert ist zu Ende. Man geht natürlich zusammen ins Restaurant, und dann begleitet Herr Mösche die Herrschaften nach Hause. Es hat zwar zu tanzen begonnen, aber auch Frau Thümmler ist der Ansicht Herrn Mösches, das man nirgends leichter nasse Füße bekommt,

als in der Elektrischen oder gar in einer Droschke, während Bewegung gesund ist. Sie war deshalb auch immer besorgt, daß Liesel in der Hauswirtschaft fix wird, und wenn das Kind da nicht so gern bei der Hand wäre — vor der Schreibmaschine hätten sich ihre Figur sicher nicht so schön entwickelt. Liesel fällt ihr nun zwar mit einem halb entriesteten, halb glücklichen „Aber, Mutter!“ ins Wort. Herr Mösche meint jedoch so feierlich, als hätt' er's im dreißigjährigen Staatsdienst erprobt: „Die Wahrheit muß man immer sagen“, und dann macht er mit der Gewandtheit eines jungen Schwerenöters eine Wendung um Herrn und Frau Thümmler herum an Liesels Seite, worauf Herr und Frau Thümmler alsbald zurückbleiben.

Schon im Restaurant hat Herr Mösche mitgeteilt, daß seine Erbschaft 50000 M. betrug, die er in mündelicheren Papieren in der Reichsbank deponierte, wo's Defraudationen nicht gibt, und das bringt jetzt Frau Thümmler zu einem Entschlusse.

„Weißt du, Alterchen“, sagt sie fast zärtlich, „wir laden ihn für Sonntag ein. Ich laufe bei Wertheim eine Kalbskeule, da bleibt dann noch was für Montag, und morgen wird Liesel ja gleich erfahren, ob der Direktor vielleicht doch nur krank geworden ist. Aber hab' ich dir's nicht immer gesagt, daß man unter Leute gehen muß? Nun ist der Mösche dein Kollege, und ohne die Freikarten vom Direktor hätten wir'n gar nicht kennen gelernt!“

Auch Liesel denkt an den Direktor. Herr Mösche ist ja so nett, aber die jugendliche Offiziersgestalt schwebt immer wieder vor ihren Augen. Da hält nur wenig Schritte von ihr entfernt plötzlich ein



Amager-Sticherei.

Automobil vor einem „hochherrschaftlichen“ Hause, ein Herr in elegantem Pelzrock springt heraus und hilft zwei ebenso eleganten Damen beim Aussteigen.

„Also auf morgen, Schatz! Gute Nacht, Mama!“ Das hört Liesel noch im Vorübergehen mit abgewandtem Gesichte, dann läßt sie's geschehen, daß Herr Mösche, den der Kuß unter dem Torbogen plötzlich noch ganz gewaltig angefeuert hat, ihre Hand an seine Lippen zieht. Liesels haßerfüllter Blick folgt noch dem Automobil, in dem der Direktor davonfährt, ihre Brust hebt sich und ein Seufzer wird hörbar.

„Fräulein Liesel“, stammelt Herr Mösche, „wie glücklich Sie mich machen! Sie wollen also Frau Mösche werden?“

Und Liesel senkt wieder, während er ihre Hand abermals küßt — nun schon über dem Handschuh: „Hoffentlich bringen uns die Freikarten Glück!“

Krach!

Von Ernst Konrad.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten eben eine recht amüsante Vorstellung im „Apollo“ genossen. „Nun, mein Verehrtester“, meinte der Berliner Agent Köhler zu seinem Besuch aus der Provinz, dem Fabrikanten Deimling, „wenn's schon mal ein angerissener Vormittag ist, dann werden wir uns allein doch nicht auf die Soldaten ausbeßen. Gehen wir also mit dem Schlachtkuif „Gals and Hals“ in Lucan Erven Bois Zylinder-Destille.“

Und sie hockten auf den niedrigen Sesseln und stüpften die Stiefelspitzen auf das Gitter des Kamins.

„Tausend,“ schleckte der Provinzler, „das Zeug schmeckt wirklich nicht uneben.“

„Bah,“ lachte der Berliner, „das Zeug kann der ärmste Mensch trinken, wenn er's hat. Solche Chosen kennt ihr wohl in eurem Postmüdel nicht?“

„Aber gestatten Sie . . .“, Herr Deimling erhob sehr energisch Protest.

„Na na, Bester,“ lachte der Großstädter, „damit wird's nicht weit her sein. Und ich meine, selbst wenn Sie zu Haus solch' eine Durst-Still-Station hätten, würden Sie doch nicht hineingehen.“

„Um, um,“ machte der Provinzler, „das is so 'ne Sache. Meine Frau meint allerdings, ich könnte mich in 'ne Weinstube auch setzen, das gestatten mir meine Verhältnisse. Die Konkurrenz aber sagt, ich sei kaum für die Destille zahlungsfähig, denn jede Mehrausgabe würde mich in den Konkurs treiben. Und zumal die guten Freunde: der eine empfiehlt mir Bettruhe, und dabei kommt er selbst vor Morgengrauen nie nach Hause; der andere flütert hinter meinem Rücken davon, daß ich ein Alkoholik sei, und setzt dabei seinen Magen täglich zwei Zentimeter unter Spiritus, und der dritte hebt meine Don-Juan-Eigenschaften hervor und hat sich eine Kellnerin zur linken Hand antrauen lassen. Schließlich mein früherer Hausarzt: der gönnt mir keinen Blick mehr. Der hat mir schon vor drei Jahren erklärt, daß mich der „Suff“ sofort unter die Erde bringen werde. Daß ich trotzdem heute noch lebe, verzeiht er mir niemals . . .“

„Sie Armster,“ bedauerte ihn der Berliner, „da sind Sie wirklich zu bedauern. Aber machen Sie doch mal Krach!“

„Krach?“ staunte der Fabrikant, „Krach?“

„Natürlich,“ bekräftigte der Berliner mit einem Faustschlag auf das neben ihm stehende Tischchen, „Söllenskrach, Milliardenkrach . . .“

„Ja, wie meinen Sie denn das?“

„Werde ich Ihnen sofort zeigen,“ erklärte der Großstädter und gab dem japanischen Tischchen einen Fußtritt, der es bis in die Mitte des Schankraumes schleuderte, „Kellner, Kellner, Kellneer . . .“

Mit Bligesschnelle eilte der Befrachte herbei. „Der Herrwünschen . . .?“

„Zum Donnerwetter,“ schnauzte der, „wie können Sie denn Ihren Gästen allerhand unnütze Möbel in den Weg setzen!“

„Aber entschuldigen Sie . . .“

„Ich entschuldige gar nichts,“ spektakelte sein Gegner, „Ordnung aber verlange ich in einem Lokale, in dem ich verkehre, verstehen Sie? Und wenn Ihnen das nicht paßt, so werde ich mich beim Wirt beschweren, verstehen Sie? Sie sind ja ein höchst unwillkürter Europäer, verstehen Sie? Einen solchen Menschen von Kellner habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Der Wirt wird Sie rauschmeißen, auf der Stelle entlassen, Sie . . . Sie . . . Sie!“

„Mein Herr, aber was —?“

„Dummer Mensch, mit Ihnen lasse ich mich in eine Diskussion überhaupt nicht ein . . . Noch zwei Füllungen — aber dann, wenn ich bitten darf!“

„Sehr wohl, gnädiger Herr,“ — der Kellner eilte von dannen, servierte noch zwei Schnäpchen und strich dafür das fürsliche Trinkgeld von fünfzig Pfennig ein, über das er knabbelnd quittierte.

„Sehen Sie,“ triumphierte der Berliner, „das nennt man hier Krach, und wenn Sie zu Hause auch so vorgehen, dann ist der Sieg immer auf Ihrer Seite.“

„So, so,“ meinte der Provinzler, „nun, ich kann's ja mal versuchen. Nutzt es nichts, dann schadet's auch nichts.“

„Schaden — nee, Bester, Schaden kann so ein Gefühlsausbruch niemals,“ bemerkte mit wichtiger Miene der Berliner, „im Gegenteil, den Menschen gefällt das Temperamentvolle!“

Fabrikant Deimling schien von seiner Berliner Reise schlechte Laune mit nach Hause gebracht zu haben. Er „schnauzte“ bald den Kontordienner, bald das Stubenmädchen an, was er sich sonst noch nie erlaubt hatte. Aber er merkte doch, daß er mit seinem „Temperament“ Erfolg erzielte, denn man war ihm selten mit so großer Dienstwilligkeit begegnet wie jetzt. Und dabei war er noch immer verhältnismäßig zahm aufgetreten, wie würde es erst werden, wenn er erst mal ordentlich „Krach“ machte. Er wartete nur auf die erste beste Gelegenheit, um endlich seinem Herzen kraftvoll Luft zu machen. Und diese Gelegenheit bot sich schneller, als er erwartet hatte.

„Eduard,“ erklärte ihm Mittwoch mittag seine Frau, „heut' abend müssen wir Onkel Wille einen Besuch abstaten.“

„I wo,“ protestierte Eduard, „heut' hab' ich bekanntlich meinen Regelabend.“

„Ist ganz gleich,“ beharrte seine Frau auf ihrem Willen, „zum Onkel Wille mußt du mit, um ihm zu seinem 25-jährigen Jubiläum als Hausbesitzer zu beglückwünschen.“

Schon wollte Eduard los „krachen“, aber seiner Frau gegenüber erschien ihm das doch nicht angebracht, weil er aus Erfahrung wußte, daß die auch über etwas „Temperament“ verfügte. Da war es geraten, milde Saiten aufzuziehen. Aber dieser alte Ego, dieser Onkel Wille! Wie konnte der sein Jubiläum gerade auf Mittwoch verlegen und ihm so die Stegelfreude verderben. Na, dem wollte er schon einen ordentlichen

Tanz vorführen! Und mit fürchtbarem Groll im Herzen begleitete er seine Frau hinunter in das Jubelhaus.

Als ihm das Mädchen für alles den Überrock abnahm, gab's schon eine kleine Explosion: „Gehen Sie mit meinem Rock behutsamer um,“ fauchte Eduard, „Sie denken wohl, ich bekomme meine Kleider geschenkt?“ Und als er im Korridor über den Läufer stolperte, räsionierte er so laut, daß man es im Zimmer hören mußte: „Warum ist denn hier keine Gasflamme angezündet? Natürlich, nur durch solche Knauerei kann man es in jungen Jahren zum Hausbesitzer bringen.“

Onkel Wille öffnete die Zimmertür, um sich nach der Ursache des Spektakels zu erkundigen. „Aber, mein Freund,“ — er mußerte verwundert den Ankömmling — „Sie scheinen mir etwas erregt zu sein . . .“

„Da soll man nicht erregt sein,“ tobte Eduard und schob den Onkel zur Seite, „verrückt kann man hier werden, verstehen Sie? Ich lasse mir nicht die Kleider vom Leibe reißen, auch den Hals will ich bei Ihnen nicht brechen, verstehen Sie? Überhaupt haben Sie Ihr bißchen Vermögen doch nur Ihren Mietern abgegannt, Sie Grund- und Bodenwucherer, Sie!“

Onkel Wille schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Als aber Eduard eine neue Beleidigung herausschleuderte, stieg auch ihm das Blut zu Kopf.

„Sind Sie hierher gekommen, um mich zu beschimpfen?“ brauste er nun auch auf. „Hinans mit Ihnen . . .“ und ehe Eduard noch weiter den Mund aufzutun vermochte, war er sich der „Tragweite“ der kräftigen Arme des Onkels schon bewußt: er stand plötzlich vor dem Kleiderständer, das Mädchen für alles halferte ihm seinen Überrock an, riß die Korridortür auf und als Eduard in lebhaftem Protest dem Türrahmen einen derben Tritt ver setzte und freischte: „Krach werd' ich euch machen, karnibalschen Krach . . .“, stolperte er auch schon die Treppe hinunter und das Mädchen für alles schlug eine helle Lache hinter ihm drein. Diese Expedition treppab war natürlich mit ziemlichem Gepolter verbunden, so daß der Portier wutschnaubend aus seiner Loge stürzte: „Herrrr, was fällt Ihnen denn ein? Ich habe darauf zu achten, daß Ruhe im Hause herrscht und jeden Krawallmacher bugliere ich an die frische Luft . . .“ und schon wieder machte sich eine gepanzerte Faust an Eduards Rocktragen zu schaffen und Rock nebst Inhalt wurden schonend zwar, aber doch mit Energie, auf den Bürgersteig gestellt.

„Tausend noch einmal,“ knurrte Eduard, „das scheine ich diesmal nicht geschickt genug angefangen zu haben — aber wartet nur, ich werde mir das schon anlernen“, und damit schlug er den Weg nach der Regelhahn ein. Die Partie war schon im besten Zuge und man wollte den Spätling nicht mehr einrangieren. Der Zigarrenhändler Krause meinte sogar: „Wenn wir diese Dummelei einreißen lassen, kommt kein ordentlicher Stamm mehr zustande. Also müssen wir auf pünktliches Antreten halten — wir können auf einen solchen Pantoffelhelden nicht warten, bis . . .“

Kaum hatte Eduard den Ausdruck „Pantoffelheld“ vernommen, da stieg ihm auch schon wieder die Galle ins Blut. Wie eine toll gewordene Rakete fuhr er auf seinen Gegner los: „Sie Gistmüdel-Verkäufer, Sie, wie können Sie so dumme Reden führen, verstehen Sie? Ihre Glimmstengel tangen des Teufels was, verstehen Sie? Die Bude müßte man Ihnen zusperren, verstehen Sie?“

Der Zigarrenhändler verärgerte sich. „Unverschämte“, murmelte er — dann aber rief er überlaut: „Kellner, nen anderen Gast werd' ich mir schon selbst besorgen“, und Eduard fühlte sich gegen die Glastüre des Vorraumes der Regelhahn gedrängt . . . eine Scheibe krachte und im Garten stand er. Ein Windstoß segte ihm den Hut vom Kopf, hinter dem er wohl oder übel herrtrotten mußte.

In diesem Abenteuer hatte Eduard für diesen Tag genug und er beschloß, sein trautes Heim aufzusuchen. Ah — merkwürdig: der Salon war noch erleuchtet. „Die Gnädige ist bereits zu Hause“, meldete ihm das Stubenmädchen. Eduard trat zögernden Schrittes in den Salon. Die Gnädige hatte es sich auf dem Divan bequem gemacht.

„Guten Abend, meine Teure!“

Eisiges Schweigen.

„Hemm, hemm“, räusperte sich Eduard. „Hemm — — Onkel Wille schien heute sehr ungnädig zu sein.“

Auf die Erwähnung des Onkels schien die Gnädige nur gewartet zu haben.

„Was?“ sie martierte ein nervöses Schluchzen, „du Barbar, du Ungeheuer, wie konntest du den ehrwürdigen Herrn in dieser Weise beleidigen? Mein lieber, guter, braver Onkel, unser hervorragender Erb-onkel! Er wird uns schließlich noch auf ein Legat setzen wegen deines unerhörten Benehmens. Aber das sage ich dir, dann mache ich dir einen unerhörten Krach. Ausrücken werde ich dir, verstehst du? Scheiden werde ich mich von dir lassen, verstehst du? Morgen gehst du hin zum Onkel und leistest ihm Abbitte, verstehst du? Ich habe schon heute angedeutet, daß du gestern in einem Anfall von . . .“ sie tippte bedeutungsvoll mit dem Zeigefinger nach ihrer Stirn, „verstehst du? Und gehst du nicht, dann sollst du mal sehen, den Krach, na, den Krach — —!“

Eduard retirierte in sein Arbeitszimmer. Als er merkte, daß sich der Sturm gelegt hatte, schlich er in sein Bett. Vor dem Einschlafen sah er aber den festen Vorfaß, niemals in seinem Leben mehr einen Krach zu provozieren.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 10

Sonntag, den 6. März

1910

Vervorrene Wege.

Roman von H. Sturm.

(5. Fortsetzung.)

Eine Zeitlang ließ sich alles gut an. Die junge Frau war ein liebes kindliches Ding, und schön war sie auch, und der Herr mochte sie schließlich wohl auch ganz gut leiden. Aber dann nach einer Zeit, wie ihn die Arbeit wieder in Beschlag nahm, mochte sich die junge Frau langweilen. Sie fuhr allein mit der Gnädigen oder den Fräuleins aus, als hätte sie gar keinen Mann. Damals wurde Gerda erwartet, da ging es immer noch, sie hielt sich. Aber wie das Kind dann da war, da gab es kein Halten mehr.

Von einem Fest zum anderen, immer in Sauf und Braus. Immer ohne den Mann; der konnte ja auch wirklich nicht immer und alle Tage mitfahren. Na, und wie das da so geht: so eine Frau ist wie vogelfrei. Jeder denkt, er könne sie haben.

Jung und unvorsichtig war sie. Das reine Kind in manchen Sachen. Mit allem spielte sie, leicht und lustig ging es in den Tag hinein. Und die Gnädige war ja auch nicht danach, einen guten Einfluß auszuüben. Vielleicht war sie es sogar selber einmal im Arger, die der jungen Frau zugestütert hatte, der Alex habe sie bloß des Geldes wegen geheiratet. Denn einmal gab es eine Szenedebatte, hier an Gerdas Bettchen hatten sich die beiden getroffen, und zwar zufällig. Sie wollte eben zu einer Gesellschaft fahren. Bildschön war sie in

dem weißen, tief ausgeschnittenen Spitzenkleid, rote Rosen im schwarzen Haar. Und sie sagte ihm böse Worte. Er aber konnte nichts sagen auf all die bitteren Vorwürfe. Was er vorzubringen hatte, würde sie ja doch nicht verstanden haben. Schweigend mußte er es hinnehmen: Schimpf und Schande für seine Güte, Groß und Haß für sein Mitleid.

Anklage und Empörung klangen aus der Stimme der alten Frau. Als ihre Erregung sich gelöst hatte, sprach sie ruhig, fast monoton weiter: „Von der Zeit an trieb sie es ganz toll. Aber wie es am schlimmsten wurde, hatte der Himmel ein Einsehen und machte ein Ende. Auf einer Schlittenfahrt, heiß vom Tanz, erkältete sie sich. Das Fieber packte sie, Walzermelodien noch in den Ohren und auf den Lippen, starb sie einige Tage später. — Gott habe sie selig!“

(Nachdruck verboten.)

Eine Weile blieben wir stumm. Die alte Frau in Gedanken versunken, ich bewegt und erregt von dem Gehörten. Da sagte sie, und es klang eine leise Genugtuung daraus hervor:

„Aber Gerda hat nichts von ihr! Zug für Zug gleicht sie dem gnädigen Herrn, wie der war als Kind. Auch im Charakter ist sie ihm ähnlich, das Goldkind, das!“

Wir traten beide an Gerdas Bettchen. Sanft

und friedlich ruhte die Kleine; sie lächelte im Schlaf. Als ich sie zum Abschied küßte, schlang sie die Arme um meinen Hals und sagte leise, ganz beglückt:

„Papa, ach Papa kommst du doch!“

II. Kapitel.

Was ich gehört, wollte mir nicht aus dem Kopfe. Und die nächste Zeit trug auch viel dazu bei. Denn als wäre ich hellsehend geworden, hörte und verstand ich nun so manches, das früher spurlos an mir vorüber gegliitten war.

Lulus Hochzeit wurde vom Dezember auf den Januar verschoben, und dann wieder vom Januar auf den Februar. Es gab einen ungemütlichen Winter, viel Tränen und Szenen auch vor mir. Denn ich war ja doch nur Gerdas Fräulein, ein Ding ohne eigene Ansichten, ohne eigene Meinung.

FrauvonRathen zog mich wieder öfter

morgens zu ihrer Toilette zu. Ich mußte dann ihre Klagen mit anhören: „Es ist unerträglich mit Alexander! Natürlich hat Ivan einige Schulden — dafür ist er Kavaliere! Aber glauben Sie, mein Sohn macht Schwierigkeiten — Schwierigkeiten wegen ein paar Tausend Mark! Und die arme Dodo soll warten und immer wieder warten. Wie bei kleinen Leuten, wo die Aussteuer nicht fertig ist!“ Sie klopfte mit den ringgeschmückten Händen ungeduldig auf den Toilettentisch. Die Kristallflaschen klirrten leise aneinander.

„Das Glück der Schwester ist ihm natürlich gleichgültig. Arme Dodo! Und unser Trousean wird unterbes alt — die Mode wechselt ja so rasch. . . . Es ist unaussprechlich! . . .“

„Herr von Rathen sieht nicht gut aus!“ wandte ich schwächern ein. Sie fuhr herum:



Kunst bringt Günst. Nach dem Gemälde von Fritz Martin.

„Was, nicht gut aus?! Was Sie nicht alles leben! Und wenn auch — braucht er deswegen meine ganzen Dispositionen anzustoßen? Ich wollte ihm ja gerade helfen! Aber so ist er immer: keine Vernunft, kein Einsehen. Nun ist Mr. Wood verreist! Er hat so lange gewartet! Nun können wir mit der Hochzeit auch gleich warten bis zum Frühling. Auf Lulu nimmt mein Herr Sohn eben auch keine Rücksicht. Wo sich doch Mr. Wood auf dem Diner neulich so mit ihr abgegeben hat! Aber unser ganzes häusliches Leben hat er sie ausgefragt; sie hat ihm erzählen müssen von allem. Na, was das heißen will, sieht doch ein Blinder. Das Kind wird auch schon überall mit ihm geneckt. Die Amerikanerin nennt man sie. Haha!“

Frau von Rathen lachte herzlich; ihr ganzes Gesicht strahlte mit einem Male vor Glück und Freude. Um sie bei guter Laune zu erhalten, warf ich eine Frage ein:

„Er ist also nicht menschenscheu, der Mr. Wood?“

„Nun, wenn er es war, so ist er es doch jetzt nicht mehr. Brillant hat er sich mit Lulu unterhalten. Es war wirklich frappant! Und so intim — sogar nach den Diensthöfen hat er sich erkundigt.“

Frau von Rathen hielt inne und sah mich an, als erwarte sie wieder eine Frage.

„Nach den Diensthöfen?“ wiederholte ich gefällig ihre letzten Worte. Er war mir so gleichgültig, dieser Mr. Wood, den ich nie gesehen hatte, besonders nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß die kleine Beisung, die er gekauft, den Namen „Annenhof“ schon viel früher getragen und also nicht im geringsten mit ihm zusammenhing. Der Besitzer selbst wurde also von dem leisen Zauber, den das Wort nach wie vor auf mich ausübte, nicht im geringsten berührt.

„Ja, nach den Diensthöfen! Nach Thuen, Fräulein. Er hat Sie wohl einmal spazieren gehen sehen im Sommer, mit Gerda, — oder auch allein, wie Sie das liebten!“ fügte sie halb scherzend, halb wegwerfend hinzu.

Ich fuhr auf. Erst in dieser häßlichen Art zu den Diensthöfen gerechnet, und dann dieser Ton, über ein Vorkommnis zu sprechen, bei dem ich es doch allein war, die von ihr beleidigt worden!

„Gnädige Frau, ich verbitte mir . . .“

„Was denn?“ — Sie sah mich verwundert an. „Sie sind wohl ganz unflug, Kleine? Oder haben Sie vielleicht neuerdings Nerven? Das müßte ich mir doch sehr verbitten.“

Ja, was denn? Wie sollte ich ihr klar machen, was ich fühlte. Sie konnte mich nicht verstehen; ich wußte es. Ihre ganze Denkweise, ihr Urteil war zu verschieden von dem meinen, verschieden von den Anschauungen, in denen ich aufgewachsen war. Sollte ich mich bei Herrn von Rathen beschweren? Die Verlechte spielen? Ach, er konnte ja auch nichts ändern. Seine Parteinahme hätte meine Stellung nur erschwert.

Das einzige, wenn ich es nicht aushalten konnte hier, war: fortgehen, eine andere Stelle suchen. Und das schien mir nach kurzer Überlegung doch das Schwerste von allem.

Mir war, als hörte ich Tante Belis höhnische Worte: „Dein selbstgewählter Weg! Glückauf dazu!“ Aber daneben erschien auch Tante Anns süßes Gesicht mit den traurigen großen Augen, die lehrten mich stille sein und mich beherrschen. So senkte ich stumm den Kopf, was Frau von Rathen wohl für ein Zeichen der Reue und des Schuldbewußtseins hielt; denn sie klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte begütigend:

„Sayon gut, Fräulein, schon gut!“

12 Kapitel.

Anfang April war es geworden, als Dodos Hochzeit endlich stattfand. Es war ein schöner, warmer Vorfrühlingstag. Wie kommende Süße, wie Knospen und Blüten lag es in der Luft — der feuchte laue Atem des Lenzes war duftend. Drängen und Treiben überall. Vereinzelt Vogelstimmen, schwacher Weichengernsch, und der herbe würzige Duft frisch umgebrogener brauner Erdschollen.

Auch mir war seltsam unruhig zumute. Meine Nerven mußten doch etwas mitgenommen sein von dem langen unerquicklichen Winter. Denn was sollte mir sonst das Herz rascher schlagen lassen, was trieb mir so oft das Blut in die Wangen.

„Fräulein.“ Frau von Rathen sah mich musternd an. „Fräulein. Sie nehmen natürlich an dem Diner, überhaupt an der ganzen Feier teil. Da es doch gewissermaßen ein Familienfest ist, kann man Sie nicht gut ausschließen. Gerda bleibt ja auch dabei, da ist es ganz bequem.“

Ich verneigte mich zustimmend.

„Hat sie denn aber was anzuziehen, Mama?“ warf Lulu ein, die am Nebentische stand und die eben eingelaufene Post musterte.

„Aber natürlich! Darauf kommt es doch gar nicht an. Irgegend ein helles Kleid genügt vollkommen. Je einfacher, je besser, da werden keine falschen Vorstellungen erweckt.“

„Es darf aber auch nicht gar so ärmlich sein, Mama; das fällt dann auf uns. Sie hat so schon eine gewisse gesuchte Einfachheit, welche die Augen auf sich zieht.“

„Ah bah!“

Frau von Rathen, unter deren Leitung ich eben so zum soundsjovielsten Male die kostbaren Hochzeitsgeschenke, die im Musikzimmer aufgestellt waren, anders ordnen mußte, trat ärgerlich von mir hinweg.

„Sie haben's gehört; richten Sie sich also danach!“

Und dann sagte sie am Tisch zärtlich zu Lulu:

„Ist denn nichts dabei, Kindchen?“

„Nein, Mama, unbegreiflicherweise! Nichts, rein nichts! Mich so zu blamieren.“

Lulus Stimme zitterte, hochrot vor Erregung warf sie den Stoß Briefe und Karten durcheinander.

Im selben Moment klopfte es. Der für heute noch aushilfsweise in Livree gesteckte Gärtner brachte einen riesigen braunen Karton. Unwirsch wies ihn Frau von Rathen zurecht:

„Was soll's hier damit? Lassen Sie draußen auspacken!“

„Is ja nich groß was auszupacken! — Wird sich was, die schönen Blumen, da draußen — 'ne Schande wär's . . .“ brummte der Alte, setzte den Karton mitten auf den Teppich und löste das kreuzweis darum geschlungene Band.

„Hört er denn nicht, was ich sage!“ fuhr ihn Frau von Rathen an. Statt aller Antwort nahm der Mann vorsichtig den Deckel von der Schachtel.

Eine Märchenwelt quoll unter seinen arbeitsharten braunen Fingern hervor. Lebendig gewordene Blütenessäume, rätselhaft, geheimnisvolle Orchideen waren es. Ich kannte sie von Abbildungen. Und doch, wie übertraf die Wirklichkeit alle Vorstellung! So freud, so schreckhaft waren sie. Fleisch- und Blut-Gewordene, seltsame Wesen mit gierigen Augen und brennendem Mund.

Stumm vor Staunen standen wir. Auch Frau von Rathen unterbrach durch kein Wort die Stille.

Drei große Arrangements in verschiedenen Farbentönungen kamen zum Vorschein. Jedes mit einer Visitenkarte daran. Das eine, das den Namen der Braut zeigte, war mit einer Brillantagraffe geschlossen. Lulu riß das ihre an sich; las die Karte:

„Von Mr. Wood, Mama!“ kam es jubelnd von ihren Lippen. „Er kommt, Mama, er kommt! Und die Blumen sind aus seinem eigenen Gewächshaus — denke doch!“

Lustig trällernd hüpfte sie mit ihrem Strauß im Zimmer herum und hätte dabei bald den alten, noch am Boden knienden Mann getreten.

„Nun, was denn? Noch was, Krause?“

Er hielt ihr einen großen Weichensstrauch entgegen.

„Hier das noch, gnädig Fräulein!“ sagte er und lachte breit und behaglich. „Aber 'ne Karte is nich dran. Soll das vielleicht meine sein?“

Lulu nahm den Weichensstrauch, roch daran, besah ihn eine Weile, dann zog sie ein verächtliches Gesicht:

„Jedenfalls nur Füllmaterial!“ Sie warf ihn mir zu: „Da, Kleine, damit Sie nicht leer ausgehen. Machen Sie sich schön damit!“

Behutsam nahm ich die süß duftenden Blumen. Alte Bekannte schienen sie mir. Doppelt lieb und vertraut nach dem Anblick all der fremdländischen Pracht. Wie ein Gruß aus der Heimat. Wie oft hatte ich sie für Tante Ann im großen alten Stifsgarten gesucht und gepflückt, reich belohnt, wenn sie dann leise und weich zu mir sagte: „Dante, Lotte, danke, Liebling!“

Ach, wer würde Tante Ann in diesem Jahre ihre Lieblingsblumen suchen?

Ich konnte so gar nichts für sie tun. Meine Hände waren und blieben leer, während mich ihre Liebe und Fürsorge immer umgab. — Das feine seidige Watistkleid mit den weichen Spitzen, das ich anlegte, hatte sie mir zu Weihnachten geschickt. Es stammte noch aus ihrer Jugendzeit, zeigte auch die damalige Empiremode, die jetzt wieder aufkam.

„Es ist fast unverändert,“ schrieb mir Tante Ann dazu, „und ich war sehr glücklich, als ich es einst trug. Mögest du es auch sein!“

Ach, Glück! Wo war wohl Glück für mich? Mit schwerem Herzen zog ich mich zur Hochzeitsfeier an. Ob ich den an mich gestellten Anforderungen entsprach? Aufmerksamster als sonst betrachtete ich mich im Spiegel. Das Haar trug ich wie immer in zwei Flechten um den Kopf gewunden. „Eine kleine schimmernde Krone!“ hatte Herr von Rathen neulich neckend gesagt. Es fiel mir plötzlich wieder ein. Er hatte nicht so unrecht. Ein goldiger Schein lag auf meinem Haar, wie ein Reif wanden sich die langen Flechten rundum, rahmten mein Gesicht ein und ließen es unendlich zart und weich erscheinen. Die Augen —

Da sah ich, wie mein Spiegelbild errötete. Unwillig wandte ich mich ab. Was fiel mir ein, so in eitler Selbstbetrachtung mich zu ergehen. Das war doch sonst meine Art nicht. Ich ärgerte mich über mich selbst. Und doch — ich war noch so jung. Es war das erste mal, wo ich mich zu einem Feste schmückte, an einem Feste teilnehmen sollte! War es auch nur als lästiges Anhängsel, als ungebeter Gast?

Nebenbei sollte ich ja auch gar nicht hübsch aussehen. Das schickte sich gewiß nicht für das Fräulein. Und wie war es denn sonst? Ich sah an mir hernieder. In glatten Linien fiel der weiße Stoff des Kleides lang hinab zum Boden, doch ohne die für mich jedenfalls unstatthafte Schleppe. Höchstens war der herzdörmige, von einem Spitzensichu umgebene Ausschnitt etwas tief. Die funkelnden Steine auf Tante Anns Medaillon bligten daraus hervor. Überlegend schaute ich mich um:

„Ah, der Weichensstrauch!“

Ich befestigte ihn in den Spitzen dicht am Hals. So schloß es besser. „Einfach, aber nicht ärmlich!“ wie es verlangt war, schien es mir zu sein.

Gerda, die ich zur Kirchfahrt abholte, meinte zwar tabelnd:

„Aber Lotte, du rauchst gar nicht!“

Doch Frau von Nathen nickte mir wohlwollend zu. Sie war sichtlich in strahlender Laune. Ebenso Lulu.

Dodo stand etwas gelangweilt neben ihrem Bräutigam. Sie sah sehr stattlich aus in Kranz und Schleier und trug bereits ihre neue Würde zur Schau, während sich Herr von Borowsky entschieden unbehaglich fühlte. Seine heitere, joviale Art vertrat sich schwer mit dem feierlichen Ernst des Tages. Gerda eilte gleich auf ihn zu:

„Onkel Zwan, Onkel Zwan!“ — Wie so oft wollte sie von ihm auf den Arm gehoben und in der Luft herumgeschwenkt werden. Das ging doch gewiß jetzt nicht an. Ich wollte sie zurückhalten, doch gelang es mir nicht, da auch Herr von Borowsky protestierte:

„Aber Fräulein, lassen Sie uns doch! Warum denn nicht heute wie alle Tage?“

Dodo wippte ungeduldig mit dem weißen Atlaschuh. Eine unmutige Note trat in ihr Gesicht.

„Ach bitte, lassen Sie! Bitte!“ sagte ich leise. Hatte er die Angst in meiner Stimme gehört? Er ließ das Kind plötzlich los. Aber was nun kam, war noch unendlich peinlicher, als der kleine Verweis, den mir Gerdas Ungeköm zugezogen hätte.

„A la bonheur, Fräuleinchen, großartig!“ Er kniff die kleinen Augen zusammen, betrachtete mich mit einem strahlenden Lächeln und wiederholte:

„Großartig! Großartig!“

Dodo schob ihren Arm in den des Bräutigams:

„Mais non, Zwan, bist du verrückt?“

Rajch trat ich mit dem Kinde an der Hand zurück. Doch es war zu spät; die Aufmerksamkeit der übrigen war erregt worden. Man wartete auf die Wagen, die sich etwas verspätet hatten; es kam kein rechtes Gespräch auf. Auch war der Kreis nur klein, nur die Familie und die nächsten im Hause wohnenden Verwandten führen nach der etwas entfernten Kirche. Die übrigen Gäste fanden sich später nur zum Diner ein.

„Es waren ja nur die Spizen; die schönen Spizen, meinte ich, Dodochen!“ sagte der Bräutigam halb entschuldigend.

„Ach so!“ Dodo war sofort beruhigt. „Zwan ist leidenschaftlicher Spizenkammer!“ wandte sie sich erklärend zu den übrigen.

„S sind doch keine echten Spizen?“ meinte Lulu verächtlich.

„Aber freilich! Gächte alte Valenciennes, ich möchte sogar behaupten, aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Muster und Ausführung erinnert an . . . na, wie heißt er doch gleich . . .“ Herr von Borowsky verwirrte sich. Er war förmlich in Eifer geraten.

„Ist es die Möglichkeit!“ Frau von Nathen hielt ihr Vorgehen vor die Augen und musterte mich spöttisch. Dann wandte sie sich an ihren Schwiegersohn:

„Nun, vielleicht tritt sie dir Fräulein gegen die entsprechende Entschädigung ab. Für sie hat es doch keinen Wert.“

Aller Augen musterten mich neugierig. Wie ein Stück Ware, das zum Kauf ausgestellt ist. Siebend heiß stieg es mir in die Wangen, in Stirn und Schläfe.

„Nicht wahr, Fräulein? Sie sind doch einverstanden?“ klang Frau von Nathens Frage zu mir her.

„Bedauere — ich habe nichts zu verkaufen, gnädige Frau!“ sagte ich eifrig kalt.

„Bravo! Stolz liebe ich mir den Spanier!“ Herr Dr. Hiller, Lulus Brautführer, sagte es in seinem näselnden Ton.

„Bettelstolz!“ antwortete Lulu ungeniert laut. Und dann zu mir: „Wo haben Sie das Kleid denn her. Um?“ Und auf meine leise Antwort hin, fuhr sie ärgerlich fort:

„Von Tante Ann? Immer und ewig Tante Ann. Reinweg alles von den alten Tanten! Dann ist's doch nicht so eine heilige Sache. Wenn's noch ein Andenken an Ihre Eltern wäre! So eine Anstalterei mit den alten Tanten!“

„Oh — meine Tante Ann ist mir mehr als Vater und Mutter!“ Meine Stimme zitterte vor Erregung. Und doch war mir, ich müsse für Ann eintreten. Niemand durfte sie lächerlich machen.

Die Damen des Hauses traten zusammen lächelnd und flüsternd sprachen sie mit einigen der Gäste, mit dem Bräutigam und Dr. Hiller. Ich wollte nichts mehr sehen, nichts hören. Und doch konnte ich es nicht hindern — etwas von ihrem Gespräch drang in mein Ohr. Dr. Hillers Worte waren es; er wiederholte sie noch einmal, da Lulu nicht gleich verstand:

„Ein seltener Fall! Nicht nur die Nachforschungen nach dem Vater — auch die nach der Mutter scheinen vergeblich.“

Was ich von dem tieferem Sinn seiner Rede nicht gleich verstand, sagten mir die halb verächtlichen, halb mitleidigen Blicke, die in ungenierter Neugier über mich hinglitten. Beleidigt vor Zorn und Scham stand ich. Das tiefste, heiligste Leid meines Lebens allen preisgegeben, herabgezogen bis in den Staub durch den allerniedrigsten Verdacht. Und ich allein und hilflos. Ohne Waffe.

Ohne Waffe? Nein, nein! Mein Stolz blieb mir. Das war das einzige — ich fühlte es. Steil und hoch richtete ich mich auf, ernst und streng erwiderte ich die Blicke. Da senkten sich aller Augen verlegen, wie in leiser Scham, vor den meinen. Niemand sah mehr spähend nach mir hin. Eine laute, etwas forcierte Unterhaltung begann sogar, die fernab liegende Dinge berührte.

Als endlich die Wagen vorfahren, wurde hastig aufgebrochen. Paarsweise zogen alle an mir vorüber, die ich mit Gerda bis dicht zur Tür gewichen war. Mit Aufbietung aller Kraft gelang es mir, außerlich ruhig zu bleiben bis zuletzt. Ich fühlte mein Gesicht wie versteinert, keine Miene zuckte. Aber eiskalt zog es sich die Glieder herauf, ein ohnmächtiges Schwächegefühl schlich lähmend durch meinen ganzen Körper, trampfte mir Herz und Hirn zusammen mit harter Hand.

„Kommt, Lotte, rajch! Wir kommen sonst nicht mit!“ drängte Gerda.

Von den ungeduligen Kinderhänden halb gezogen, kam ich durch die große Halle, an der flüsternden Dienerschaft vorbei, die breite Stein- treppe hinab. Alles halb bewußtlos. Die Wagen waren schon davongefahren, nur Herr von Nathens kleines Coupé hielt noch. Ungeduldig tänzelte die zierliche Fuchsstute hin und her. Sie war nicht gewöhnt, auf ihren Herrn zu warten.

Da kam er auch schon über den großen Fabrikhof herüber. Er winkte schon von weitem:

„Nun, da sind wir ja drei Nachzügler!“ Rajch hob er Gerda in den Wagen, half mir hinein. „Jetzt heißt's zufahren, Kutscher!“

Gerda rückte sich behaglich zurecht. Vorsichtig lehnte sie ihr Blumenkörbchen in eine Ecke.

„Das war mal gut, Papa, daß du noch da warst!“ sagte sie wichtig. „Wer sollte denn sonst Blumen streuen? Die anderen fahren einfach davon ohne uns. Sie sind wirklich ekelig. Nicht, Lotte?“

„Nicht doch, Gerda!“ verwies ich sie. War das seltsam — ich hörte meine Stimme kaum, sie klang wie von weit her kommend.

„Was haben Sie? Ist Ihnen nicht wohl?“ Beforgt sah mich Herr von Nathen an; dann sah er nach meinen Händen. „Eiskalt und wie blaß Sie sind! Was ist Ihnen denn, Kind?“

„Oh, nichts — es ist schon besser . . .“ wehrte ich ab. Doch von einer plötzlichen Schwäche übermannt, mußte ich mich tief in die Polster lehnen.

„Lotte, du stirbst doch nicht? Lotte, meine Lotte! Ach, Papa!“ hörte ich Gerda jammern. Sie warf sich über mich.

Ich konnte schon wieder lächeln. Wie neues Leben, neue Kraft und Hoffnung ging es von seinen warmen haltenden Händen auf mich über. Und als er sich besorgt über mich beugte, als sein Kopf dicht an dem meinen war, sein Atem über mich hintrieb, zog sogar ein süßes Glücksgefühl durch meine Seele. Ein wunschloser Friede, eine selige nie gekannte Ruhe. Wie als Kind, wenn ich den Kopf in Tante Anns Schoß legte, war es — nur schöner, viel, viel schöner.

„Liebe, liebe Lotte!“ klang es weich und zärtlich zu mir herab.

Träumte ich, hatte ich recht gehört? War es seine oder Gerdas Stimme gewesen?

Verwirrt richtete ich mich auf, jammerte gewaltig meine Gedanken. Vor allem galt es, Gerda zu beruhigen, ihr das Ganze recht harmlos hinzustellen, damit sie nicht darüber sprach. Es gelang mir auch bald, die Gedanken des Kindes von mir ab auf die so unendlich wichtigere Hochzeit und allem, was damit in Zusammenhang stand, zu lenken.

Herr von Nathen verstand wohl meine Absicht; er half mir jedenfalls nach Kräften. Er war so lustig und angeregt mit einem Male, wie ich ihn noch gar nicht gesehen hatte. Fast verletzte mich seine lachende Heiterkeit, die so unvermutet meinem Glend folgte, ein wenig. Ich ließ mir indes nichts merken, und wir bildeten für den Rest der Fahrt eine sehr seltene kleine Gesellschaft.

In der Kirche war ich dann allein in einer der Bänke. Für die übrigen waren Stühle auf den geschmückten Altarplatz gestellt. Gerda, die dem jungen Paar ihre Blumen auf den Weg gestreut hatte, saß mit ihrem halb geleerten Körbchen dicht am Altar und folgte mit großen aufmerksamen Augen dem, was vor sich ging. Auch ich wollte mich in den Gang der heiligen Handlung versenken. Vergebens versuchte ich es.

Wie Falter trotz aller Gefahr wieder und wieder dem grellen goldigen Lichtschein zutaukeln, immer von neuem durch ihn aufgeregt und angezogen, so flogen meine Gedanken zurück zu jenem seligen Gefühl, das mich vorhin in seiner Nähe umfing. Ich wollte nicht mehr daran denken, wollte ihm nicht nachhängen — und konnte es doch nicht lassen!

War das Liebe? — Liebe! stieg es endlich in mir auf. Jauzend erst, dann mit tiefem zitterndem Schreck, mußte ich mir die Frage bejahen. Ich liebte ihn, liebte ihn — ich mochte wollen oder nicht. Es war die Wahrheit, ich konnte ihr nicht entkommen. Hier nicht, an dieser heiligen Stätte, die der Liebe geweiht war.

„Die Liebe erträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles — sie duldet alles!“ sagte der Prediger mit klarer eindringlicher Stimme.

Ertragen — glauben — hoffen! — Nein, hoffen nicht; das durfte ich nicht. Dulden, das war mein Teil, das würde immer und ewig mein Teil sein.

Ich dachte an alles, was mir Frau Timm erzählt, dachte an Frau von Nathen, an Lulu und Dodo, dachte auch mit bangem Schmerz meiner Vater- und Mutterlosigkeit. Nein, da war nichts; mit dem Hoffen hatte ich nichts zu tun.

„Liebe, liebe Lotte!“ — Jene Worte vorhin im Wagen? — Es waren die feinen; ich wußte es mit unumstößlicher Sicherheit jetzt.

Und feier faltete ich meine Hände. Ach, meine arme Liebe! Zu Entstehen gleich mußte sie niedergedrungen werden, erstickt, getötet.

Wenige Schritte vor mir sah Herr von Rathen. Scharf umrissen hob sich sein Profil dunkel von dem hellen Raume. Unverwandt blickte er nach dem Geistlichen. Und als dieser jetzt die Trauformel beendete hatte und segnend seine Hände auf dem jungen Paar ruhen ließ, lag ein so tiefer inniger Ernst auf seinen Zügen, daß meine Augen nicht von ihnen lassen konnten. Dabei kam es mir: du mußt fort von hier,

Und ich fühlte auch, Gott stärkte mich. Er schenkte mir Frieden und Ruhe — er löschte auch die Bitterkeit des Morgens aus in mir. Mit aufrichtigem Herzen konnte ich dem Ehepaar Borowsky Glück wünschen — freudig, neidlos.

Als wir aus der Kirche zurückkehrten, strahlte die Villa bereits im Herzensschimmer. Eine festliche Gesellschaft wogte durch die Räume, und immer noch zählten in schier endloser Zahl die Wagen vor.

Zuwelengeschmückte schöne Frauen in glänzenden, tief dekolletierten Seidenroben, Herren im Frack, mit Orden geschmückt, einzelne bunte Uniformen. Lautes Sprechen und Lachen, Begrüßen und Händeschütteln, Glückwünsche, Verbeugen und Wogen und Neigen nach allen Seiten. Eine glühende Welle von Duft und Licht und prickelndem, elegantem Leben.

Ich stand mitten darin und schaute und schaute. Und meine jungen ungewöhnten Augen konnten sich nicht sattsehen an all der Schönheit und dem Glanz. Auch vor mir neigten sich die Herren, nannten ihre Namen, sprachen einige unverständliche Worte — dann ging es wieder weiter zu anderen. Ich merkte gar nicht, wie fremd und allein ich unter den Damen stand, die in wechselseitigen Beziehungen sich einander näherten, küßten und lachten.

Es wurde in zwei Räumen gespeist; da das Wohnzimmer bei weitem nicht ausreichte, war noch die Halle dazu genommen worden. Hier, bei der Jugend, fand auch ich neben Gerda meinen Platz.

Aus dem Musikzimmer klangen gedämpfte weiche Geigentöne, ein ungarisches Quartett spielte die betörenden Weisen seiner Heimat, jene wehen sehnsüchtigen Melodien voll heißer unterdrückter Leidenschaft. Sie ließen das Blut rascher durch die Adern fließen, die Augen höher leuchten in Daseinsfreude, die Lippen voller blühen in frischer Jugendlust. Dazu die auserlesenen Speisen, die feinen Weine, die Schönheit und der Glanz ringsum. Angenehm regte sich in mir die Jugend, das Verlangen nach heiterer ungebundener Lust. Nur einmal jung sein, einmal mit Lachen und Scherzen mit den anderen, einmal alle die Gedanken verschleichen. Ich fühlte, ich brauchte es förmlich als Gegengewicht zu dem Kampf, der mir bevorstand, wenn ich Gerda, wenn ich ihn verlassen wollte.

In meiner Nähe saßen die allerjüngsten, Backstischen, ein paar Schüler, ein Student. Es ging erst sehr still zu, dann aber tauten sie alle auf; es war ein kindliches Lachen und Scherzen. Niemand dachte daran, daß ich nur Gerdas Fräulein war; und da von der näheren Familie niemand unter uns saß, auch wohl sonst alles, was irgendwie Würde, Rang oder Titel zierte, im anderen Raume tafelte, fiel es niemand ein, daran zu erinnern. Ich war „Fräulein Lotte“, ein „lieber Kerl“, ein „süßer Käfer“, ein „famoses Frauenzimmer“ und wie die kleinen schmeichelhaften Titel alle lauteten, die nicht für mein Ohr bestimmt waren, die mir Gerda aber alle neidend überbrachte.

„Die gnädige Frau läßt bitten, die Herrschaften möchten Gerda sehen!“ meldete mir der Diener mit einem Male. Aber Gerda wollte nicht.

Nein, hier ist es gerade so schön, nein, nein!

Nur mit Mühe überzeugte ich sie, Großmama dürfe nicht warten.

„Ja, aber da mußt du mit, Lotte,“ brachen in Lachen aus. Ja legte ihr rasch die Hand auf den Mund:

„Ja, ja, Gerdchen, — aber du darfst mir drüben nicht solchen Unsinn wiederholen. Auf keinen Fall, da müßte ich sehr böse werden.“

Gerda versprach alles, wenn ich nur mit ihr ging. So nahm ich sie bei der Hand und schritt durch die große weit geöffnete Flügeltür hinüber in das Speisezimmer. Es ging auch hier sehr laut zu, doch



Ein Herz und ein Sinn. Nach dem Gemälde von E. Rau.

fort aus seiner Nähe. Bleibst du, geht es über deine Kraft. Also fort von hier, so bald als möglich.

Heiß und dringend bat ich Gott um Kraft dazu. Um Kraft zum Entfagen. Um ein stilles ruhiges Herz, das da sprechen konnte: Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe. — Ich rang mit ihm in meiner Not. War er doch der einzige, zu dem ich gehen konnte damit. Der einzige, dem ich alles sagen durfte.

„süßer Käfer!“ behauptete sie. Alle brachen in Lachen aus. Ja legte ihr rasch die Hand auf den Mund:

anders als bei uns. Mir war, die Luft sei hier schwüler, die Musik lauter, das Licht greller.

Obenan an der Tafel sah das junge Paar, dicht dabei entdeckte ich Frau von Nathen. Doch ehe wir zu ihr gelangen konnten, hatte uns Lulu gesehen:

„Komm', Gerdchen, komm' mal her!“ rief sie zärtlich.

Gerda machte ein Mäulchen und wollte weiter, als habe sie der Tante Ruf gar nicht gehört. Ich hielt sie fest:

„Lulu ruft dich, komm', komm'!“

„Ach, die!“ machte Gerda verächtlich. Doch ging sie folgsam die paar Schritte hin und machte artig ihren kleinen Knicks vor dem fremden Herrn, zu dem Lulu sagte:

„Hier, meine kleine Nichte, nach der Sie sich so liebenswürdig erkundigten, Mr. Wood!“

„Trinken Sie, Mr. Wood, bitte, hier!“

Dem alten Herrn wurde sichtlich besser. Er kam wieder ganz zu sich, nahm das Glas mit bebender Hand und trank es gierig bis zum letzten Tropfen.

„Es ist nichts — ein altes Herzleiden, das ich mir drüben in Brasilien zugezogen“, beruhigte er seine Nachbarin. „Verzeihen Sie gütigst, ich habe Sie gewiß erschreckt. Es kommt so plötzlich —“

Ich ging mit Gerda weiter. Der kleine Zwischenfall war rasch vergessen; schon gingen die Wogen des Gesprächs wieder hoch. Man hatte das Unwohlsein Mr. Woods nicht einmal überall bemerkt.

Nur meine Gedanken flogen immer wieder zu dem alten Herrn hin, und während ich Gerda nach Frau von Nathens Anweisung einige der Gäste begrüßen ließ, suchte mein Auge wieder und wieder Lulus Nachbar. War es Wahrheit, war es nur eine Täuschung meiner auf-



Grühlingsblumen. Nach dem Gemälde von Emil Artigue.

Mr. Wood, Lulus Tischherr, mochte in Gedanken versunken dageessen haben. Er fuhr wie in plötzlichem Schreck zusammen, sah dann in die Höhe, sah das Kind und über des Kindes Kopf hinweg zu mir in den Raum hinein. Helle Röte überflog seine hageren eingefallenen Wangen, der dann ebenso rasch eine Todesblässe folgte. Seine Finger krampften sich in die Lehnen des Sessels, er richtete sich hoch auf mit starrem, wie versteinertem Blick. Aber gleich darauf sank er mit einem leisen Wehlaut wieder zurück.

„Wasser!“ schrie Lulu ängstlich auf.

Ganz benommen drehte ich mich um. Was war da hinter mir gewesen, was hatte den alten Herrn so erschreckt? — Es war nichts zu sehen.

Der Diener kam mit einer Karaffe und einem Glas. Ich goß rasch das Wasser ein und trat damit zu dem halb Ohnmächtigen. Als ich ihm das Glas an die Lippen hielt, traf mich ein Blick unter halbgeschlossenen Lidern:

„Ann!“ flüsterte er kaum hörbar. „Ann!“

Ann? Was war das? — Meine Hand zitterte, einige blanke Tropfen perlten über den Rand des Glases und rannen in seinen langen grauen Bart.

„Wie ungeschickt!“ tabelte Lulu und schob mich zur Seite. Mit ihrem zierlichen Spigentuch trocknete sie das verschüttete Naß. Dann hielt sie ihm das Glas hin:

geregten Nerven? Auch seine Blicke folgten mir unablässig, verstoßen, fast scheu, mit banger Frage.

Ich konnte den Anschluß an meine vorige Heiterkeit nicht wiederfinden und war froh, als man bald nach meiner Rückkehr in die Halle die Tafel aufhob.

(Fortsetzung folgt.)

Die Boa.

Skizze von Edela Rüst. (Nachdruck verboten.)

Tina Wolters benutzte die Zwielichtstunde zu ihrem Erholungsgang vor den Toren der Stadt. Am hellen Tag und beim Lampenschein sah sie angestrengt über ihre Zeichenbretter gebeugt, Muster entwerfend für Fabrik- und Privatlandschaft. Sie lebte nicht im Überfluß, aber es ging auch nicht larv bei ihr her, obwohl sie noch eifrig bemüht war, einen Zehrgroschen für ihr späteres Alter beiseite zu legen.

Jetzt war Tina Wolters noch jung, leidlich hübsch und einigermaßen mit sich und der Welt zufrieden. Sie hatte außer dem Theater, für das sie stets Geld übrig hatte, keine kostspieligen Passionen und ihre Toiletten machten ihr wenig Sorgen.

Nur eine Sehnsucht trug sie in ihrem innersten Herzen: sie konnte an keinem Schaufenster vorbei, in dem kostbares Pelzwerk hing. Und einmal vor zwei Jahren, als die Gelder um die Weihnachtszeit reichlicher denn je flossen, raffte sie sich zur Verwirklichung eines lieben Traumes auf und schenkte sich selbst eine echte Stunksboa, lang und breit, mit vielen Schwänzen und weißem Futter.

War das ein Fest! 250 Mark hatte sie gekostet! Ein Leichtsinns sondergleichen, aber — war das ein Fest! Sie trug sie im Winter und im Sommer, auf der Straße und im Hause. Sie legte lieblosend ihre Wangen darauf und wickelte ihre schlanken und immer etwas kalten Hände darin ein. Die Stunksboa war ihr Ideal, da es leider kein Blauschwarz oder Zobel sein konnte. Diese Seligkeit, die sich gar nicht abschwächte, währte ein Jahr. Dann kam der ewig unvergeßliche Tag: sie kehrte aus dem Theater heim ohne Boa!

Sie ließ sie nie in der Garderobe zurück, niemals! Aber als sie zum Schluß der Vorstellung ihren Mantel umnehmen wollte, hatte sie sie eine Minute lang neben sich auf einen Stuhl gelegt. Als sie nach ihr griff, war sie fort, im Gedränge verschwunden, um trotz allen Aufgebots nie wieder anzutreten.

Da hatte Tina Wolters wie über einen geliebten Verstorbenen geweint und sie als unerreglich betrauert, denn — dieser Passion noch einmal die Fingerringe schießen zu lassen, das gab's nicht! Und billigen Notbehelf? Nein, niemals!

Und — böses Schicksal! Im selben Jahre hatte sie noch dies und jenes aus ihrem geringen Kronschatz hergeben müssen: ein altes goldenes Armband, das ein Andenken an ihre tote Mutter war — eine silberne Handtasche, ein Gewinn aus einer Muster-Konkurrenz, und einen Anhänger — ein Bielliebschen aus alter Zeit, das sie wertbielt.

Soviel sie sich auch bemühte — verloren auf Nimmerwiederkehr war alles. Sie lernte verschmerzen, aber sie vergaß ihres Schwurs nicht: Was ich auch finde, ich geb's auch nicht wieder her!

Und hatte früher ihr Blick sich stolz wolkenwärts gerichtet, wenn sie über die Straße ging, jetzt suchte er längs den Wegen, über den Fahrbaum hin, über Treppen und Korridore und jeden Ort, wo Menschen sich aneinander drängten. Sie gab wohl acht, sie vergaß es nie, nur — es wollte sich nichts finden lassen.

Und heute ging sie im Zwielicht vor den Toren der Stadt die Promenade lang, die so oft das Ziel ihrer Spaziergänge war. Schnee lag dicht und weich an den Rändern des Hauptweges, und die von so vielen Spaziergängern festgetretene Mitte verschneite ganz langsam, langsam immer wieder von neuem und die Sterne bligten wie Brillanten durch die dastenden schaumigen Wölkchen hindurch, so daß Tina Wolters es doch nicht lassen konnte, den Blick immer wieder nach oben zu kehren und sich an dem Zauberglanz zu erfreuen. Und da sie der Erde vergaß, stolperte sie schließlich über etwas, das sich weich und warm um ihre Füße wand. Entsetzt bückte sie sich und griff beherzt nach dem Ungeheuer: eine Stunksboa, lang und breit, mit vielen Schwänzen und weißem Damastfutter!

Ihr stockte der Atem, das Herz hämmerte bis in die Schläfen hinauf. Der Blick flog vorwärts, dann rückwärts, scheu und wild zugleich. Niemand war hinter ihr, weit vor ihr nur ein Trupp laut plaudernder Herren; kein weibliches Wesen im Umkreis war zu sehen.

Die Boa sah an ihrem Hals, weich und warm, nach Weichen duftend, die Härchen vom leisen Winde zärtlich an ihre glühenden Wangen gebläsen.

Schnell, schnell heim mit dem Schatz, mit dem wiedergefundenen Schatz — schnell, schnell, daß er vor suchenden Augen geborgen ist! Mit eiligen Schritten durch möglichst dunkle Gassen, heim, heim!

Zu Hause schließt sie alle Türen ab, sie arbeitet nicht mehr. Wie ein Kind streichelt sie mit subtilen Fingern, mit lachenden Augen und lachendem Mund ihr wiedergefundenes Kleinod. Die Boa ist noch schöner und voller wie ihre verlorene, das Futter so viel weicher, der Schnitt noch vornehmer — es ist ein guter Tausch!

„Ich behalte dich, ich behalte dich!“ jubelt sie, und so recht glücklich und ausgeföhnt mit ihren Verlusten schlummert sie ein, ein sonniges Spigbudenlächeln auf dem hübschen jungen Gesicht.

Wer sie verloren hat, den macht's nicht arm! Das tröstet sie, wenn doch von Zeit zu Zeit das Gewissen sie mahnen will. Sie traut sich zuerst mit der Boa nicht auf die Straße, später nur auf kurzen Gängen, schließlich aber immer auf allen Wegen. Solcher Boas gibt es viele, wer sollte ihr ansehen, daß dies eine gefundene war? Das kleine dumme Gewissen vertrieht sich zuletzt halb geniert; die Freude, der Triumph bleiben!

Nicht lange danach, an einem jener goldigen Wintervormittage, da der sonnengetränkte Schnee in die violette Dunstphäre hineingleuchtet, hastet Tina Wolters, ihre schwarze Aktenmappe unter dem Arm, über die Straße — sie hatte eilig Muster abzuliefern.

„Die Boa!“ hörte sie plötzlich hinter sich her rufen. Und ehe der Ruf sich ihrem Ohr noch zur drohenden Anlage formuliert, greift eine Hand stürmisch über ihre Schulter nach ihrer Boa.

Aber, im Nu verstehend, schließt Tina Wolters' schlankes Faust sich um die gierig ausgestreckten weißbehaudelten Finger ihrer Verfolgerin und schleuderte sie von sich: „Was wollen Sie?“ fragte sie brüst.

„Meine Boa — Sie tragen meine Boa — ich ihr verloren habe — ich ihr kenne aus tausend solcher Stück!“

Tinas erster Schreck war verfliegen. Sie sagte sich: Eine reiche Russin! Die Boa ist für sie kein Verlust! Sie bleibt mein, sie muß mein bleiben, meine Ehre steht auf dem Spiel!

Der Selbsterhaltungstrieb bäumte sich sprungbereit ihrer Angreiferin entgegen, die, in kostbarem Persianer mit breitem Zobeltragen und allerneuestem Zobel-Muff, mit rollenden Augen vor ihr Front machte.

„Gebe Sie her meine Boa oder ich rufe der Polizei!“

„Die Person ist wahnsinnig!“ sagte Tina ruhig und versuchte durch den Menschenmäuel, der sich schnell um die beiden Damen gestaut hatte, sich einen Weg zu bahnen, doch wurde sie nicht durchgelassen. Man hatte Spaß an der Sache, sie sollte ausgeföhnt werden.

„Gebe Sie meine Boa gutwillig — ich geb' Sie Belohnung!“ versuchte die Russin freundlicheren Tones.

„Ich weiß nicht was Sie von mir wollen, ich habe Ihre Boa nicht, ich trage meine Boa!“

„Nein, nicht Ihre Boa! Polizei . . . Polizei . . .!“

„Was da! Wenn Sie mich insultieren, werde ich Schutz zu finden suchen. Da ist Polizei!“

Der Polizist fragte, um was es sich handle. Er lächelte überlegen: „Ja, womit wollen Sie dem beweisen, daß diese Dame Ihre Boa trägt? Soviel ich davon verstehe, gib's mehr von der Sorte hier herum.“

Die Russin lachte geärgert auf: „Ich will Sie beweisen, daß es meine Boa ist — nehmen Sie uns mit auf der nächsten Wache!“

Tina ging blutübergossen aber aufrecht zwischen Schutzmann und Russin. Ja, womit wollte sie dem beweisen, daß es ihre Boa sei? Bemerkenswert war an ihr doch nichts, sie kannte sie ja aus- und inwendig! Oh, sie wollte sich den Spaß nicht verderben lassen, sie blieb bombenfest und machte sich in Bindeseile ihren Kommentar für die Polizei zurecht. Die elegante kleine Person sollte gründlich ausgelacht werden.

„Die Boa gehört Ihnen, mein Fräulein?“ fragte der Polizeileutnant, der sich der Sache annahm.

„Natürlich!“ lachte Tina.

„Ist die Firma daran?“

„Nein.“

„Wo haben Sie sie gekauft?“

„Im vorigen Jahr in Leipzig.“

„Bei wem?“

„Das weiß ich wirklich nicht — es war auf der Durchreise.“

„Um . . .“ machte der Polizeileutnant und wandte sich zu der Russin.

„Wie kommen Sie darauf, diese Boa als Ihr Eigentum anzusehen? War an Ihrer Boa eine Firmen-Adresse?“

„Nein.“

„Nun also! Erinnern Sie sich, wo Sie Ihre verlorene Boa gekauft haben?“

„O ja, ferrr gut: in Mostau bei Asipoff, bei die berühmte Asipoff!“

„Wenn Sie kein Abzeichen haben, wie wollen Sie es beweisen?“

„Die Futter ist . . .“

„Weiße Seide wie bei tausend anderen! Das ist doch kein Beweis. Geben Sie den Scherz auf und belästigen Sie die Dame nicht weiter. Sie kennen doch den Paragraphen vom lästigen Ausländer?“

„Die Futter ist aber . . .“

„Genug, die Sache ist erledigt!“

„Ich will beweise mit die Futter!“

„So beweisen Sie endlich!“ fragte der Leutnant ungeduldig. „Wir haben hier mehr zu tun, als uns mit Ihnen . . .“

„Gebe Sie mich ein Scheer, ein Messer!“

Tina trat mehrere Schritte zurück — sie sah sich schon von der Furie erdolcht. Auch der Leutnant winkte heimlich dem Schutzmann, als dürfte es im nächsten Augenblick zur Fesselung einer Irrsinnigen kommen.

„Wen wollen Sie hier erdolchen?“ sagte er scherzend.

„Ich will Sie die Beweis gebe: Wenn dies meine Boa ist, sind 20000 Rubel in Papier in die Futter genäht! Also gebe Sie mir ein Scheer, mein Herr!“

Tina nebelte es vor den Augen.

„Sie gestatten“, sagte der Leutnant höflich und nahm ihr sanft die Boa von der Schulter, wandte sich dann überlegen lächelnd an die Russin: „Und wenn nun die 20000 Rubel herausgenommen wurden — wie in aller Welt wollen Sie beweisen, daß sie drin waren?“

„Werden sie drin säin!“ frohlockte die Fremde, und trennte mit sicherem Griff links unten das Futter auf. Ein Freudenslaut kam von ihren Lippen, als die erregt zitternde Hand ein flaches in Watte gehülltes Päckchen hervorzoq.

Tina Wolters, wachsbleich im Gesicht, wankte. Der Leutnant schob ihr rasch einen Stuhl hin und reichte ihr ein Glas Wasser.

„Ich bitte um Vergebung . . . Wenn ich das hätte ahnen können . . .“

„Ich hatte selbst eine teure Boa verloren — genau wie diese . . .“ stammelte sie fassungstlos.

Nachdem die Sache diese Wendung genommen hat, muß ich um die näheren Personalien bitten. Über die eventuellen Folgen werden Sie sich wohl noch nicht ganz klar sein, mein Fräulein,“ sagte der Beamte jetzt geschäftsmäßig.

Die Russin beschäftigte sich damit, ihr Kapital in Sicherheit zu bringen, aber in ihrer freudigen Aufregung horchte sie jetzt auf. Ein mildes Lächeln zog über ihr Gesicht: „Oh, machen Sie die Fräulein keine

Angst — nichts von bestrafe — ich sein so froh, daß ich hab meine Geld! Sie habbe mir nicht wolle bestehlen, nicht wahr?"

"Gewiß nicht! Ich habe selbst so viel verloren . . . und nie etwas wiederbekommen . . . und nun wollte ich mich mal rächen . . . mit der Boa . . ."

"Na, so was gibt's nicht im Deutschen Reich! Freilich, wenn Sie keinen Strafantrag stellen wollen . . .?" wandte sich der Leutnant an die Russin.

"Aber näin! Sie habe eine Boa verlore, meiner gefällt Sie — behalte Sie ihr zur Belohnung!"

"Um Gottes willen, nein!" schrie Tina.

"Doch! Wann Sie herauskomme mit Boa, werden Leute denken, ich sein verrückt gewesen, Boa gehört Sie. Macht nichts! Ich reisen ab, Sie bleiben hier! Sie müsse weiter mit die Boa pazieren, sonst — eine kleine Stadt ist nicht wie Moskau und Petersburg — Sie müsse die Boa behalte, Sie müsse!"

Tina griff nach der Hand der Dame und küßte sie gerührt: "Wie soll ich Ihnen danken?"

"Garnitz! Komme Sie — Adieu, mein Herr!"

Draußen erwartete die beiden Damen der Mob, der sie hergeleitet hatte, und empfing sie mit lautem Gejohle: "Sie hat die Boa um, sie hat die Boa um! Sie hat es nicht beweisen können, die Ausländische! So was, Menschen hier zu beschimpfen! So was! Da könnt ja jeder kommen!" So und anders schrie man um die beiden herum, die auf Zuruf der Russin die nächst erreichbare Droschke bestiegen und zum Staunen aller Zurückbleibenden einmütig davonsuhren.

Unterwegs beruhigte die Russin die unaufhörlich weinende Tina: "Mein Herrgott, daß Sie kein Diebsbrut sein, sieht Ihnen doch jeder von weitem an. Es war eine Kinderei von Sie — aber Sie könne mir nicht verdanke, daß ich hinter mein 20000 Rubel her war."

Sie blieben den Tag über zusammen und schlossen sogar Freundschaft miteinander. Tina hatte eine Einladung nach Moskau erhalten für Frühjahr oder Herbst, wie es ihr am besten passe . . .

Aber wenn Tina nun ausging, hing sie doch ihre Boa nicht mehr um die Schultern — sie war zum ruhmlosen Dasein im Dunkel des Kieberschranke verurteilt. Die naive Freude an ihr war dahin, seit sie ihr rechtmäßiges Eigentum geworden war.

Die Amerika-Flieger.

Humoreske von G. Thiele. (Nachdruck verboten.)

Das war ein seltener Abend im Honoratiorenklub der "Weintraube". Senftenberg war zurückgekehrt. Der reiche Senftenberg, der nach dem Tode seines Vaters die Fabrik und alles verkaufte und nach London zog. Wie es ihm da ergangen war, hatte man nie recht erfahren können. Einmal hieß es, er sei das ganze Vermögen los, ein andermal wurde erzählt, er wäre jetzt Millionär.

Nun war er da. Im besten Hotel war er abgestiegen und hatte gleich am zweiten Tage wegen Ankauf der prächtigen gerade leeren Fröbelschen Villa am Waldsee verhandelt. Also mußte es wahr sein, daß Senftenberg reich war; denn die Villa kostete ein schönes Geld und wer darin leben wollte, mußte viel des schönen Mammons haben.

Wie ein Lauffeuer war die Kunde von dem allen durch das Städtchen geschwirrt, und so konnte es nicht wundernehmen, daß auch die ehrsamten Stammgäste der "Weintraube" eifrig darüber diskutierten.

Beim Bürgermeister hat er schon Besuch gemacht", meinte Bäckermeister Schulze wichtig. "Ich sah ihn, wie er in seinem Auto hinfuhr. Schneidig und tadellos von Aussehen."

"Das hatte er schon immer an sich", bestätigte der Herrenschneidermeister Hopp und warf sich in die Brust. "Er wird's auch weiter sein, wenn er — und das wird er zweifellos — bei mir arbeiten läßt."

"Sicher wird er das", meinte der Lederwarenfabrikant Herbel. "Wir müssen überhaupt sehen, daß er hier sein Geld läßt."

"Ganz recht", stimmte der Gärtner und Blumenzüchter Feldmann zu. "Er muß unserer Stadt die Promenade schenken, deren Entwurf nun schon so lange liegt. Auf die 20 Mille wird's ihm doch sicher nicht ankommen. Wir könnten's ja allein auch; aber das Geld steckt im Geschäft und da — höchstens Hertel könnte —"

"Warum nicht gar", rief Hertel, dessen "Sparsamkeit" des öfteren herhalten mußte. "Da sind die anderen alle gerade so gut. Wenn wir zusammenlegten, könnten wir zehn Promenaden bauen."

Er brach ab, denn die Türe des Zimmers tat sich auf und herein trat Senftenberg mit einem fremden Herrn. Beide in Pelz und Zylinder. Sie legten ab und Senftenberg stellte seinen Begleiter vor: "Herr Ingenieur Doktor Bredelli!"

Bald sahen die sechs Herren gemüthlich beisammen und plauderten. Senftenberg ließ alten Chateau Laroche auffahren und nachher Sekt, so daß die Stimmung eine äußerst seltene wurde.

Inzwischen hatte auch Senftenberg den Zweck seiner Rückkehr verraten. Sein Begleiter war Erfinder einer Flugmaschine, deren Ruhm er mit dem der Vaterstadt Senftenbergs verbinden wollte.

Die Stammgäste fanden das vortrefflich und anerkanntswert, waren aber schnell von dem ungewohnten Quantum der Bachsausgaben feilsch

so außer Fassung gebracht, daß sie ernstem Gespräch keinen Geschmack abgewinnen konnten. Sie tranken, sangen und freuten sich.

Die Gesellschaft auseinanderging, bekam jeder noch eine Bittenskarte Senftenbergs mit den Worten: "Erbitte für morgen abend 8 Uhr Ihren Besuch zu einem einfachen Abendbrot in der Fröbelschen Villa".

Nachdem sie am Abend in der Fröbelschen Villa, die in Eile so gut es ging eingerichtet worden war, ein tadelloses Souper eingenommen hatten, forderte Senftenberg seine Besucher auf, im Rauchzimmer Platz zu nehmen.

Als sich dann jeder eine Dose angebrannt hatte, plauderten sie über dies und jenes, bis Schulze die Frage einwarf:

"Wie weit ist Herr Bredelli denn mit seinem Luftschiffe?"

Senftenberg schnippte die Asche von seiner Zigarre und meinte nachlässig:

"Das klappt noch nicht alles so, wie es sollte. Es fehlen da noch einige Geldmittel. Mein Geld ist zum Teil bei den Versuchen draufgegangen, zum Teil liegt es fest; aber es ist weiter nicht gefährlich. Mein Bankhaus in London wird zweifellos die fehlenden Beträge geben. Schade nur, daß wahrscheinlich die ersten Aufflüge in London stattfinden müßten. Und schade auch, daß ich zu solch sicherem und schönem Geschäft, bei dem Millionen zu verdienen sind, Ausländer zuziehen muß."

"Millionen?" staunte Hertel.

Senftenberg lächelte mitteilend.

"Ja, Millionen. Totfischer. Denken Sie doch nur: eine Flugmaschine, die in neun Stunden nach Amerika fährt."

"Unmöglich!" riefen gleichzeitig die Gäste.

"Was sagen Sie unmöglich", sprach hart mit gerunzelten Brauen der Ingenieur. "Sie kennen doch meine Maschine nicht."

"Aber lieber Doktor, warum denn so empfindlich?" beschwichtigte Senftenberg den Erregten. "Die Herren bestreiten die Möglichkeit der Fahrt ja nicht. Sie scheint ihnen nur nicht faßlich. Mir ging es doch gerade so."

"Und nun glauben Sie daran", fragte leise Feldmann, der ihm zunächst stand.

"Ich glaube nicht nur, ich weiß, daß es geht. Meinen Sie, ich riskierte sonst mein Geld damit!"

Feldmann schüttelte zweifelnd den Kopf.

"In neun Stunden nach Amerika, das kann nur ein Scherz sein!"

"Sie täuschen sich", entgegnete Senftenberg. "Es ist kein Scherz, sondern wirklich und wahrhaftig Ernst. Mit seiner Maschine, die auf Mitfahrt von sechs Personen berechnet ist, vermag er nach neun Stunden in Amerika zu landen."

Die Gäste sahen sich mit ungläubigen Blicken an.

"Ich kann es Ihnen sogar beweisen", fuhr Senftenberg fort. "Sie gestatten doch, Doktor, daß ich meinen Freunden das Geheimnis enthülle?" Der Ingenieur nickte zustimmend. "Sie müssen mir natürlich versprechen, daß Sie strengstes Stillschweigen bewahren."

Sie versprachen es.

"Die Sache ist die", erläuterte nun der Gastgeber. "Es gibt in der Atmosphäre in der Höhe von über zwanzigtausend Meter eine Luftschicht, die stillsteht. Ihr Vorhandensein ist mit seismographischen Instrumenten unterucht und bestätigt worden; außerdem finden Sie einen Beweis dafür bei jedem Schwungrade. Dieses wirbelt beständig, wie es auch die Erde infolge ihrer Anziehungskraft tut, einen Teil der Luft mit. In einem gewissen Abstände nun findet sich ein schmaler Luftstreif, der die Drehung nicht mitmacht. Was Sie hier im Kleinen haben, zeigt sich bei der Erde im großen. Wenn es nun also gelänge, die stillstehende Luftschicht zu erreichen, so brauchte man nur eine Stunde in ihr zu verweilen, um beim Niederkommen auf die Erde, infolge der östlichen Drehung derselben, in England zu landen. Das ist Ihnen doch klar?"

"Gewiß doch", rief Feldmann begeistert, und die anderen Herren fielen zustimmend ein.

"Die Maschine, um zu dieser Luftschicht zu gelangen, hat Herr Bredelli erfunden. Sie ist schon einmal mit Erfolg hochgeflogen, hatte aber einige kleine Konstruktionsfehler, die ein Beharren in der Höhe erschwerten. Jetzt ist eine größere und verbesserte im Bau. Und wie gesagt, sobald das nötige Geld da ist, kann es in vierzehn Tagen losgehen."

Herbel hatte unterdessen den Stammtischgenossen ein paar fragende Worte zugeflüstert, die Zustimmung fanden.

"Die Maschine steigt also senkrecht in die Höhe und vermag längere Zeit ruhig in der Luft zu verharren?" fragte er dann Senftenberg.

"Ganz recht", antwortete dieser lächelnd.

"So! — Nun sagen Sie mir noch das eine, Herr Senftenberg: warum haben Sie sich wegen des Geldes nicht an uns gewandt?"

"An Sie? Der Gastgeber sah seine Gäste der Reihe nach stauend an. "Der Gedanke ist mir gar nicht gekommen. Sie wollten wirklich? Aber nein; so viel können Sie nicht aufbringen?"

"Das wäre noch schöner", brummte Hopp. "Nicht können? Um wieviel handelt es sich denn?"

"Etwa eine halbe Million müßte schon gezeichnet werden."

"Und das sollen wir nicht können? Ich nehme allein zweihunderttausend Mark", brummte Hopp weiter.

"Das geht nicht", rief Herbel. "Wenn Sie auch geerdet haben. Hier geht's zu gleichen Teilen. Wir übernehmen jeder hundertundfünf- undzwanzigtausend Mark."

Senftenberg warf Bredelli einen verständnisvollen Blick zu. Dann schüttelte er jedem der Herren herzlich die Hand.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Entschlusse“, sagte er mit freudig bewegter Stimme. „Sie müssen uns und Ihnen. — Nun, lieber Doktor,“ wandte er sich zu diesem, „Sie haben wohl die Freundlichkeit, unseren Gästen und nunmehrigen Teilhabern die Zeichnungen zu erläutern und die Kostenberechnung zu geben.“

Der Ingenieur holte aus dem Nebenzimmer eine große Mappe herbei und erklärte nun sein System.

„Es handelt sich um einen Klappenflieger. Durch 200 Klappen, mit einer Tragfläche von je 64 Quadratcentimeter, die abwechselnd geschlossen und geöffnet werden, hebt sich die Flug- oder besser Steigmaschine in die Höhe. In zwei Stunden schwebt ich mehr als 20 000 Meter über der Erde. Falls ich nunmehr nach sechs weiteren Stunden den Apparat fallen lasse, bin ich in einer Stunde, also in einer Gesamtzeit von neun Stunden, im Herzen Nordamerikas.“

„Großartig! Ausgezeichnet!“, rief Feldmann.

Der Ingenieur erläuterte den Herren sodann die Zeichnungen genau und sagte dann: „Was die Kostenfrage anlangt, so ist ein Teil der Kosten für die Patentanmeldung, die in allen Staaten zugleich erfolgen soll, bestimmt. Im übrigen werden mehrere Hunderttausende für Material und Arbeitslöhne bedurft.“

„Vorläufig ist etwa die Hälfte des Kapitals notwendig. Wenn vielleicht jeder der Herren 70—75 000 Mark zahlen kann“, meinte Senftenberg.

„Aber natürlich. In vierzehn Tagen können die Beträge beschafft sein“, sagte Hopp.

„Gut denn, am Mittwoch in vierzehn Tagen treffen wir uns hier und machen den Vertrag. In vier Wochen kann dann die Fahrt erfolgen.“

„Ich fahre mit“, rief Schulze begeistert.

„Ich auch!“ „Ich auch!“ stimmten Hopp und Feldmann bei.

„Ne, ich bleibe lieber zu Hause“, meinte Herbel. „Das Geld will ich riskieren; meine Knochen aber nicht.“

„Alles nach Belieben“, sagte Senftenberg lächelnd. „Wenn Sie übrigens den Korbbau der Steigmaschine sehen wollen, sie steht im Wagenschuppen. Morgen lasse ich auf der Wiese ein Zelt bauen, wo dann das Flächengestell errichtet wird.“

Sie gingen alle zum Wagenschuppen. Senftenberg drehte das elektrische Licht an und wies auf einen großen runden Kasten, an dem eine Tür angebracht war. Nachdem diese offen stand, zeigte sich das Innere des Kastens als ein ausgepolsterter Raum, nach Art einer Schiffskajüte. An den Seiten und im Boden waren kleine Fenster aus dicken, klarem Glas angebracht. Um einen in der Mitte befestigten runden Tisch gruppierten sich sechs Stühle, an der Wand hing ein Bücherschränken und in der Ecke stand ein Büfett.

„Bis Mittwoch in vierzehn Tagen also“, sagte Senftenberg, nachdem alle die eigenartige Gondel genau gemustert hatten. „Und strengstes Stillschweigen bis zum Flugtage. Auf Ehrenwort, meine Herren!“

„Auf Ehrenwort!“ riefen die vier einmütig zurück.

In das Haus zurückgekehrt tranken sie noch ein Gläschen Chartreuse und rauchten sich eine Zigarre an. Dann ließ Senftenberg es sich nicht nehmen, die Herren trotz ihres Widerstrebens in seinem Auto selbst in die Stadt zurückzubringen.

Die Gelder kamen vorläufig ein. Wie verabredet, fanden sich Mittwoch abend die Mitglieder des Konfortiums zur Erbauung und Verwertung der Steigmaschine zusammen. Herbel hatte seinen Anteil in Banknoten mitgebracht und zählte wohlgefällig die braunen Scheine auf den Tisch des Hauses. Auch die anderen gaben den größten Teil in bar, so daß in wenigen Minuten das grüne Tuch des Diplomaten-schreibstisches unter knisternden Banknoten, schimmerndem Gold und Päckchen von Wertpapieren verschwand.

Senftenberg und Bredelli quittierten über die Summen und legten den Vertrag vor, der sämtlichen Beteiligten eine sechsprozentige Verzinsung und außerdem nach der Rentabilitätsaufstellung eine hervorragende Gewinnquote verhielt.

Als alles unterschrieben war, erhob sich Senftenberg, nahm den mit perlendem Sekt gefüllten, vor ihm stehenden Kelch und toastete auf

das Wohl der Gesellschaft und das glückliche Gelingen der ersten Tour. „In wenigen Tagen also“, schloß er seine Worte, „wird sich die Maschine stolz in die Luft erheben und uns in einer erstaunlich kurzen Spanne Zeit ins Land der unbegrenzten Möglichkeit überlegen. Ich erwarte Sie vormittags gegen 10 Uhr bei mir. Bis dahin müssen Sie sich gedulden und weiter strengstes Stillschweigen bewahren. Ich selbst fahre morgen früh ab, um die Patentangelegenheiten ins reine zu bringen. Unsern guten nervösen Doktor lassen Sie am besten die Zeit über unbelästigt. Selbstverständlich komme ich rechtzeitig zurück.“

Die vierzehn Tage vergingen. Wieder war es Mittwoch. Um ein halb zehn fanden sich die wackeren Stammtischgenossen ein. Der Diener führte sie in den Salon und überreichte dem Lederwarenfabrikanten ein Telegramm, das soeben angelangt war. Es war zu Händen des Herrn Herbel adressiert.

„Glücklich in Amerika gelandet. Alles allright. Gruß und Dank Senftenberg, Bredelli.“

Herbel machte ein tröstlos dummes Gesicht. Er reichte die Depesche an Hopp weiter. Der schüttelte den Kopf; er verstand ebenfalls nicht. So machte das Blatt die Runde, bis endlich Feldmann tief aufseufzte:

„Ich glaube, wir sind die Aufgeflogenen!“

Da kam Leben in Herbel. Wie ein von der Sehne abstrichender Pfeil flog er die Treppe hinunter, die endlich hinterdrein. Auf dem großen Gartenrasen im Park war ein großes Leinwandzelt errichtet und drinnen stand einsam die sonderbare Gondel. Sonst nichts.

Feldmann war es wieder, der zuerst Worte fand.

„Der Schwindler! Der Gauner!“ rief er ein über das andere Mal. —

Es war tatsächlich ein fein eingefädelter Schwindel gewesen, dem die vier Stammgäste der „Weintraube“ zum Opfer fielen. Herbel, der noch am selben Tag nach Berlin fuhr und von dort nach dem Gaunerverpaar fahnden ließ, mußte erfahren, daß Senftenberg in London total verfrachtet war. Geschickt hatte er nun die leichtgläubigen Bürger seiner Vaterstadt zu prellen gewußt. Auf die Villa war natürlich nicht einmal eine Anzahlung geleistet; ebenso war die Einrichtung nicht bezahlt.

So verblieben außer den Konfortiumsmitgliedern noch weitere Leidtragende. Dies war ihr einziger Trost neben dem, daß niemand um ihren Neinsfall wußte. Mit der Freundschaft der vier war es allerdings auch vorbei. Der Stammtisch im kleinen Stübchen der „Weintraube“ stand verwaist.

Von Senftenberg, seinem famosen Ingenieur und den dreimalhunderttausend Markern kam niemals eine Kunde. Alle Nachforschungen blieben ergebnislos.

Unsere Bilder.

„Kunst bringt Günst“. Der schmucke Schuhmachermeister hat der schönen jungen Frau in einem Paar Schuhe ein wahres Kunstwerk geliefert. Das trägt ihm das schönste Lächeln der vornehmen Dame und die freundliche Betulichkeit der alten Mutter ein. — „Ein Herz und ein Sinn“. Im allgemeinen machen sie da oben in den Bergen nicht viel Umstände. Der Verliebte sondiert nicht erst die ganze Sippe seiner Auserwählten bis ins dritte und vierte Glied. Auch hegt er keine Auskunftsfehler auf sie. Die Kühe und Äcker ihres Vaters kann er selber auch ganz gut zählen. Tragen sie sich mit Hypotheken, dann pfeifen's die Spagen von den Dächern. Er kommt also bald zu einem Entschlusse, ob es sich empfiehlt, mit ihr ein Herz und eine Seele zu werden oder nicht. — „Frühlingsblumen“. Düftige entzückende Frühlingsblumen hat Emil Artigue in die herrliche Landschaft hineingestreut. — „Der Kreuzbaum auf dem alten Stettiner Friedhof“. Im Jahre 1851 wurde auf dem alten Friedhof in Stettin ein Kreuz gesetzt und daneben ein Baum gepflanzt. Dieser wurde im Laufe der Jahre so stark, daß er das Kreuz zu verdrängen suchte und es schließlich völlig umklammerte und emporhob. Der Kreuzbaum ist nunmehr dadurch eine Sehenswürdigkeit Stettins geworden.



Der Kreuzbaum auf dem alten Stettiner Friedhof.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 11

Sonntag, den 13. März

1910

Vernorrone Wege.

Roman von H. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

6. Fortsetzung.)

Es dauerte nicht lange, waren die Tische hinausgetragen, die Geiger nahmen an der Verbindungstür der beiden Räume ihre Plätze ein, und der Tanz begann. Unwiderstehlich lockten die Straußschen Walzermelodien. Auch die älteren Herrschaften, die sich in die Salons und das Rauchzimmer zurückgezogen hatten, konnten ihnen nicht widerstehen. Wieder und wieder mischten sie sich unter die Jugend; und wenn sie auch nicht am Tanze teilnahmen, standen sie doch eine Weile und schauten mit glücklich lächelnden Gesichtern zu.

Herr von Borowsky war in seinem Element. Er tanzte unermüdet. Mit der feurigen Leidenschaftlichkeit seiner Nation schwenkte er eine Dame nach der anderen durch den Saal, bis sie hoch atmend stehen blieb. Ihm wurde es nie zu viel. Je toller, je lieber. Lulu und Dodo hingegen drehten sich mit ihren Tänzern in statuenhafter Ruhe. Ein Tempo, das sie auch dem Mann und Schwager gegenüber durchaus nicht aufgaben.

Aber Dodos Gesicht wurde immer ärgerlich, je mehr Zwan mit anderen tanzte und nicht mit ihr. Regte sich jetzt schon die von Lulu prophezeigte Eifersucht? Wie würde es dann erst auf seinem Gute in Polen werden?

In meine Beobachtungen vertieft, hatte ich gar nicht gemerkt, wie Borowsky neben mich getreten war.

„Gestatten!“ Er streckte den Arm nach mir aus, wollte mit mir tanzen. Dankend wehrte ich ab: „Ich tanze nicht.“ Aber er bestand darauf. Ich habe mit anderen getanzt, könne es ihm also ohne Beleidigung nicht abschlagen.

„Ach, warum hatte ich mich vorher von den lustigen jungen Leuten verlocken lassen und einige Runden mit ihnen getanzt. Sie hatten so schrecklich zugeredet; ich glaubte auch, es würde niemand bemerken. Nun stand ich und wußte mir nicht zu helfen.“

Dodo hatte den kleinen Wortwechsel gesehen. Sie trat zu uns: „Was ist denn los? Was willst du hier, Zwan?“ fragte sie erregt. — „Nun, tanzen, Schatz. Die Kleine sperrt sich und will nicht. Sag' du ihr's doch!“

„Das wäre noch besser!“ Dodos Worte klangen eifrig. „Fräulein scheint mehr Taktgefühl zu haben, wie du leider heute den ganzen Abend über zeigst.“

„Nanu! Sie sieht doch aber brillant aus. Und tanzen muß sie! Also laß mich doch!“ bestand er auf seinem Willen. „Oder bist du gar schon eifersüchtig?“ fügte er scherzend hinzu.

„Auf die!“ Dodo warf den Kopf zurück. Scharf wie ein Peitschenschlag fuhren ihre Worte über mich hin. All der im Laufe des Abends aufgespeicherte Groll machte sich darin Luft. Es galt nicht mir allein, ich wußte es, und doch: warum war ich es, immer wieder ich, über der sich aller Ärger entlud? Ohne ein Wort trat ich zurück, ich wollte nichts mehr hören. „Gnädiges Fräulein!“ Herr von Rathen verneigte sich tief vor mir. Und wie ich ihn stehen sah, vergaß ich alles, vergaß meine Vorsätze, meine fest gefaßten. Ich sah nur seine bittenden Augen, seine geöffneten Arme. Einmal wollte ich mit ihm tanzen, nur einmal. Dann mochte kommen, was wollte! — Und an seiner Seite flog ich hin zu den süßen Klängen. Eine Unendlichkeit schien es mir; die ganze Umgebung schwand vor meinen Blicken. Da war nur ein weiter leerer Raum, und er und ich — ich und er. —

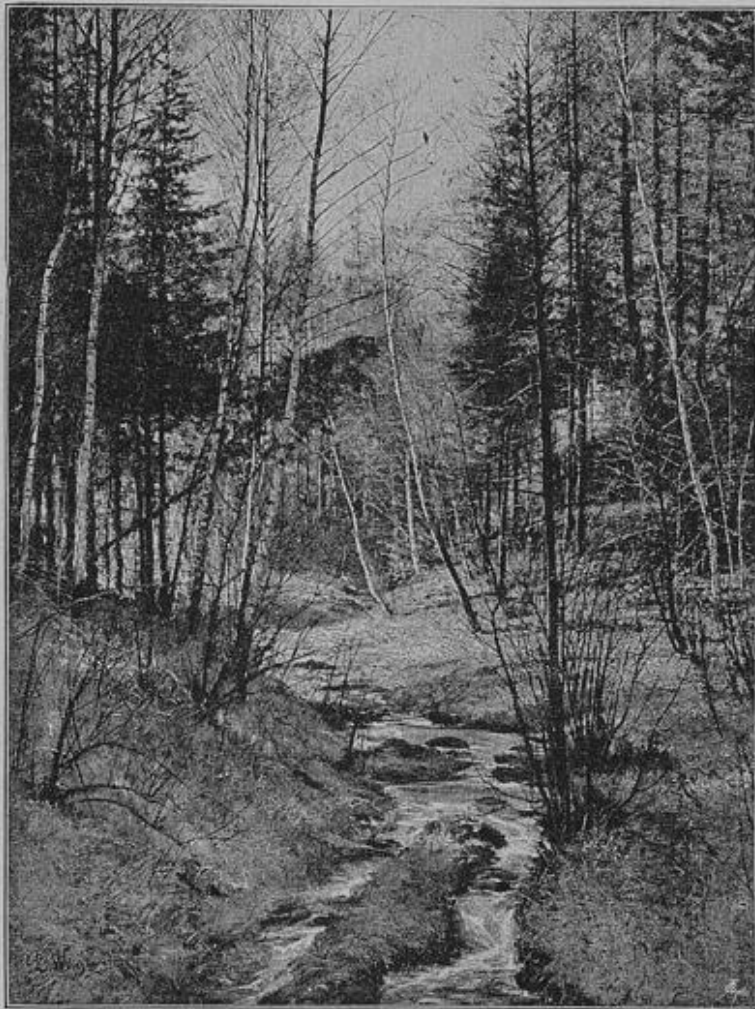
Verwirrt blieb ich stehen, als die Musik endete. Wie ein Nistton klang es. Und wie ein Nist ging es mir durch die Seele. Zu Ende! Zu Ende!

Aber mit der Erkenntnis der Größe meiner Liebe regte sich auch zugleich mein Mitleidgefühl wieder. Ich mußte fort von hier, fort aus seiner Nähe. Und gleich, ehe ich wieder wandend wurde, wollte ich ihm meinen Entschluß mitteilen. Ich sah mich um. Wir standen ziemlich allein. Eine größere Pause fand statt; die Gesellschaft hatte sich in den Zimmern zerstreut, die Geiger waren nicht mehr an ihren Plätzen.

„Herr v. Rathen, ich möchte Sie um meine Entlassung bitten!“ Ich atmete auf, da war es heraus. Das Schwerste war wohl überstanden. Er sah mich an, als habe er nicht gehört. „Was, was sagten Sie?“ Ich wiederholte noch einmal genau dieselben Worte, mechanisch, wie eingelernt klang es. Statt jeder Antwort nahm er meinen Arm, zog ihn durch

den feinen und führte mich hinüber in sein Zimmer. Hier schob er mir den großen Schreibtischstuhl zurecht. Dankbar setzte ich mich hinein. Meine Sinne zitterten mit einem Male. Er selbst blieb neben mir stehen, an den Schreibtisch gelehnt. Nach einer Weile fragte er: „Sie wollen fort? Hat Sie jemand beleidigt?“

Und als ich ohne zu antworten den Kopf senkte, fuhr er fort: „Nicht so, — ich weiß ja; natürlich hat man Sie beleidigt. Man beleidigt Sie täglich, stündlich an allen Ecken und Enden. Sie müßten



An der Waldquelle. (Natur-Photographie.)

den feinen und führte mich hinüber in sein Zimmer. Hier schob er mir den großen Schreibtischstuhl zurecht. Dankbar setzte ich mich hinein. Meine Sinne zitterten mit einem Male. Er selbst blieb neben mir stehen, an den Schreibtisch gelehnt. Nach einer Weile fragte er: „Sie wollen fort? Hat Sie jemand beleidigt?“

Und als ich ohne zu antworten den Kopf senkte, fuhr er fort: „Nicht so, — ich weiß ja; natürlich hat man Sie beleidigt. Man beleidigt Sie täglich, stündlich an allen Ecken und Enden. Sie müßten

ja nicht die sein, die Sie sind, wenn Sie das nicht als unerträglich empfinden. Nein, machen Sie keine Einwendungen. Ich kenne Mama, kenne meine Schwestern. Ich könnte Ihnen sagen: es ist nicht so gemeint, es ist nun einmal ihre Art so, — ihre Art, gegen die ich gekämpft habe seit Jahren, der ich eben gerade mein Kind entziehen wollte durch Sie, durch Ihren Einfluß. Wie hat sich die Kleine entwickelt an Ihrer Seite! — Reizt Sie die Aufgabe nicht? Kann sie Sie das andere nicht ver-gessen lassen? Sie müssen bleiben — um Gerda's willen.“

Ich schüttelte nur stumm den Kopf. Er überlegte eine Weile, dann fragte er:

„Wann wollen Sie denn fort?“

„So bald als möglich!“ jagte ich stockend und leise. Er zuckte zusammen:

„Ah! Ist es so schlimm, — das dachte ich nicht. Doch nun Sie wissen, ich kenne Ihre Gründe, ich verstehe und ehre sie, ja mehr noch, — nun Sie wissen, wie voll und ganz ich auf Ihrer Seite stehe, wie ich Mamas Benehmen mißbillige, wie ich selbst darunter leide, — genügt Ihnen das nicht?“

„Ach Gott, was sollte ich antworten, wie ihm klar machen, daß es nicht dies war, was mich aus seinem Hause trieb.“

„Wollen Sie nicht mein Bundesgenosse sein? Wollen Sie nicht groß sein, größer als Ihre kleine Umgebung, um des Kindes willen? Damit das Kind nicht Schaden leidet?“

Fest preßte ich meine Lippen zusammen, das „Ja“, das mir auf der Zunge stand, durfte ihnen nicht entschlüpfen. Nochte er mich für kleinlich, für erbärmlich klein und eitel halten, ich mußte es auf mich nehmen. Als ich immer noch nichts erwiderte, fuhr er bittend fort:

„So bleiben Sie wenigstens noch eine Zeit. Dodo verläßt heute das Haus, Mama und Lulu wollen auch auf Reisen gehen. Ich werde dafür sorgen, daß es bald geschieht. In den nächsten Tagen schon, wenn Sie es wünschen. Niemand kann Ihnen dann zu nahe treten. Dann bleiben Sie noch. Wir sind dann so schön friedlich zusammen, wir drei allein, Gerda — Sie — ich . . .“

„Nein, nein! Das geht nicht, — lassen Sie mich!“ schrie ich angstvoll auf. War ich vorher wartend geworden, seine letzten Worte, die mich halten sollten, trieben mich vollends hinaus.

Herr von Rathen sah mich verständnislos an:

„Da es nicht die Taktlosigkeiten Mamas sind, — was in aller Welt sonst? Was treibt Sie so plötzlich hier fort?“

Mit harten Schritten ging er einige Male im Zimmer auf und ab. Dann trat er dicht vor mich hin:

„Hat man Ihnen andere Anerbietungen gemacht? Lockt Sie anderes?“ Seine Stimme war drohend, finster blickte er auf mich nieder.

„Andere Anerbietungen?“ Ich verstand nicht. „Nein!“

„Nun also, ganz offen, — was treibt Sie von mir fort? Ich ver-lange die Wahrheit. Hören Sie, die Wahrheit! Oder soll sie mir vor-enthalten werden wie schon einmal?“ Schmerzlicher Vorwurf klang durch seine letzten Worte.

Ich barg das Gesicht in den Händen. Die Qual war zu groß.

„Nein, ach nein!“ bat ich. „Fragen Sie doch nicht, ich kann Ihnen nicht antworten, — Ihnen nicht!“ jagte ich mit Aufbietung meiner letzten Willenskraft, indem ich rasch aufstand. Ich mußte ein Ende machen, mußte gehen. Doch er ließ mich nicht. Er faßte nach meinen beiden schlaff herabhängenden Händen.

„Sehen Sie mich an!“ Weich und mild war sein Ton. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Schen sah ich zu ihm auf.

„Lotti, Kleines, — steht es so?“

Was war das? Ich hatte doch kein Wort gesagt, hatte ihn kaum angesehen. Hatte er in dem einen Blicke all die Qual, all die Sehnsucht meiner Seele gelesen? — Der ganze Mann war wie verwandelt, so jung, so froh mit einem Male. Jubelnd hell klang seine Stimme. Und dann, — wie war es nur gekommen? — Ich lag in seinen Armen, an seiner breiten Brust, und zärtliche Liebesworte zogen über mich hin. Sie ließen mich für eine Weile alles vergessen: Welt und Menschen, Ort und Zeit.

„Ist es denn wahr, Kind, du liebst mich?“ fragte er wieder und wieder. „Ich wagte es ja nie zu hoffen. Mein Alter — und deine blühende Jugend. Wie stimmt das zusammen?“

Lachend und weinend zugleich wand ich mich endlich aus seinen Armen. Der Rausch mußte verfliegen, die Vernunft, die Überlegung zurückkommen.

„Laß mich,“ flehte ich, „ich habe nicht Namen noch Heimat, noch . . .“ Er unterbrach mich stürmisch:

„Bin ich denn nicht nun deine Heimat, mein Name der deine, — ach, deine ganze holde Frühlingsfrische ist ja tausendmal mehr als alles, was ich dir bieten könnte. Du bist eben du: Lotte Walden, — die Kleine, die Schöne. . .“ Du ahnst ja gar nicht, was für ein armer Mann ich bin, und wie reich du mich machst. . .“

Wieder zog er mich an sich. — Arm, — reich? Das waren ja gerade die bösen Worte.

„Die Sorgen, — deine Sorgen, — ich habe nichts, kein Geld, keinen roten Heller. . .“

„Die Sorgen?“ Seine Arme wurden einen Moment schlaff, dann faßten sie mich desto sicherer. „Laß heute die Sorgen“, jagte er warm. „Die Sorgen sind mein. Sei versichert, ich werde schon mit ihnen fertig. Nun ich dich habe, — dich, die Aller schönste. Ach du — du —“

Kaum konnte ich seiner ungestümen Zärtlichkeit wehren. Ich hatte Angst. Wir waren hier doch nicht allein. Wenn auch sein Zimmer bei Geselligkeit nie mitbenutzt wurde und immer zu seiner alleinigen Verfügung stand, konnte doch jeden Augenblick jemand eintreten, konnte ihn suchen; ein Gast konnte sich hierher verirren.

„Laß mich gehen!“ bat ich.

„Schön!“ Alexander war gleich einverstanden. „Aber nur an meinem Arm. Sie sollen es gleich alle erfahren, was für ein Glück ich heute Abend gefunden habe!“

Ich schauderte. Wie würden sie es aufnehmen? Frau von Rathen und die anderen alle? Was für Szenen würde es geben mit der maß-losen Frau! — Das durfte nicht sein, dem durfte Alex sich und mich nicht aussetzen. Mir zitterten die Füße, wenn ich nur daran dachte. Es war auch heute zu viel gewesen, was auf mich eingestürmt. Ich fühlte, ich konnte dem, was kommen mußte, wenn ich an seinem Arm, als seine Braut aus diesem Zimmer träte, nicht mehr standhalten.

„Laß es sein, Alex; heute noch nicht. Morgen, wenn es denn sein muß. Laß sie unser Glück nicht gleich antasten!“ bat ich dringend.

Er überlegte eine Weile. Dann stimmte er zu:

„Nun, wie du willst. Vielleicht ist es besser so. Obwohl — ich schiebe es nicht gern auf. Ich möchte dich gern, je eher je lieber, unter meinem Schutz wissen.“

„Ach!“ sagte ich unbeforgt. „Wer soll mir wohl heute noch etwas zuleide tun. Bin ich nicht nun geheilt? Außerdem hole ich mir bloß Gerda, bringe sie zu Bett und lasse mich auch nicht wieder sehen dann. Meine Rolle ist hier unten doch für heute ausgespielt. Ist's so recht?“

„Gewiß, Lieblich! Aber dann verlange auch nicht, daß ich mich noch sehen lasse. Ich habe eine Menge Arbeit im Kontor liegen, wenn ich mich jetzt noch ein paar Stunden daran setze, habe ich morgen mehr Zeit für dich.“

Er küßte mich heiß. Einmal und dann noch einmal.

„So, Gute Nacht, Herzchen, — der ist für dich, und den bringst du unserm Kind, unserm Gerda!“

Noch ein fester Händedruck, ein tiefer zärtlicher Blick, und ich eilte hinaus.

„Unser Gerda! Unser Kind!“ wie süß das klang. Unbemerkt mischte ich mich wieder unter die Gäste. Das junge Paar war nicht mehr da. Sie fuhren mit dem Nord-Süd-Express, der gegen 1 Uhr nachts die Stadt passierte, und mußten deshalb gegen 12 Uhr auf-brechen. Ich sah nach meiner Uhr. Wirklich, es war schon so spät. Gerda mußte sofort ins Bett.

Endlich fand ich die Kleine halb schlafend auf dem Divan im kleinen Salon. Ich nahm sie auf den Arm, die Last spürte ich kaum in meinem Glücksgefühl und trug sie hinauf in ihr Zimmer. Oben auf dem schmalen, dämmerigen Gang stieß ich gegen etwas.

„Ist da jemand?“ fragte ich laut. Aber nichts rührte sich. Und doch hatte ich ganz deutlich die Empfindung, als wäre ich an einem warmen Körper vorbeigestreift. Der Hund? Aber nein, der würde mir entgegen-springen.

Behutsam ließ ich Gerda zu Boden gleiten und öffnete rasch die nahe gelegene Tür. In breiter weißer Bahn fiel das Licht heraus. Mitten in seinem Schein stand Dr. Hiller.

„Sie hier?“ fragte ich erstaunt.

„Wenn Sie gestatten, Gnädigste! entgegnete er mit häßlichem Lachen. Ich warf einen Blick in Gerda's Zimmer. Da stand an Frau Timms Stelle eines der Stubenmädchen, das junge hübsche Ding, das ich schon neulich am Fenster beobachtet hatte. Nun war mir Hillers Anwesenheit hier oben etwas erklärlich.

„Ohne ein weiteres Wort nahm ich Gerda wieder auf den Arm, trug sie hinein und schloß die Tür. Dann begann ich das Kind aus-zukleiden und zu waschen. Das Mädchen, das helfen wollte, wehrte ich ab:

„Gehen Sie, ich brauche Sie nicht!“

„Nein, Fräulein, wahrhaftig, 's is nich so, wie Sie gewiß denken“, begann sie sogleich weinerlich. „Ich habe den Hiller, den Herrn Dr. Hiller just im selben Moment erst gesehen, wo Sie kamen, — ich. . .“

„Was ging mich dies alles an? „Holen Sie Frau Timm!“ jagte ich ruhig und bestimmt statt jeder Antwort.

Als Frau Timm erhigt und atemlos kam, — sie hatte wieder unten aushelfen müssen, — lag Gerda bereits im Bett und schlief.

Auch ich war müde; wie ich es Alex versprochen, wollte ich gleich mein Zimmer aufsuchen.

„Gute Nacht, Mutter Timm!“ Ich reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Fräulein Lottchen“, gab sie zurück. „Nun, war's denn schön? Haben Sie sich auch mal amüsiert heute? Sie sehen ja so vergnügt aus!“

Ich nickte ihr zu. „Ach ja, — und morgen. . .“ Bald hätte ich ihr alles verraten, ihr mein Herz ausgeschüttet. Doch nein, heute noch wollte ich mein Glück still für mich haben. Morgen war ja auch noch ein Tag. Morgen!

„Nun, was ist denn morgen los?“ fragte die alte Frau freundlich. Ich wehrte ab. „Ach nichts, nichts weiter! Gute Nacht, — und auf Wiedersehen!“

Glückselig eilte ich hinaus. Ich freute mich auf mein stilles Stüb-chen, allein mit meinem Glück wollte ich sein, — wollte an ihn denken, an ihn allein. —

An dem Geländer, das oben den Gang nach der Halle zu begrenzte, blieb ich noch einen Augenblick stehen. Ich schaute suchend hinunter. Vielleicht konnte ich Alex noch einmal flüchtig sehen, noch einen Gruß von ihm erhaschen.

Mit einem Male hörte ich verwundert auf. Es war so eine merkwürdige Unruhe da unten. Ging man denn schon? So früh? Das war sonst hier nicht üblich. Meist dauerten die Feste bis in den hellen Morgen hinein. Ich hörte gespannt. Mr. Woods Name war das einzige, was ich verstehen konnte. Und er kehrte wieder und wieder. Was war es mit dem alten Herrn? War ihm etwas zugestoßen? Besorgt eilte ich die Treppe hinunter.

„Was ist denn los, was ist geschehen?“

Eben kam Frau von Nathen herbeigeführt. Einige Damen folgten ihr. Lebhaft gestikulierend fuhr sie herum:

„Ach, suchen Sie doch bitte, suchen Sie! Mr. Wood hat ein kostbares Schmuckstück verloren — mit Brillanten besetzt, Tausende im Wert. — Gerade heute, gerade hier bei mir! Jetzt, wo er nach Hause fahren wollte, merkte er es plötzlich. Er ist außer sich, — ich bin außer mir, — Lulu. . . Großer Gott!“

Ich trat zu ihr, wollte sie beruhigen:

„Es wird sich schon finden, — wenn er es sicher hier verloren hat —“

„Aber natürlich! Er hat es Lulu doch erst gezeigt bei Tische. Ein großes goldenes Medaillon!“ Sie bezeichnete eine schier unmögliche Dimension.

Die Dienerschaft war zusammengelaufen. Frau von Nathen fuhr die Leute an:

„Daß mir keiner von euch das Haus verläßt! Man kann ja nicht wissen, es ist vielleicht gestohlen worden.“

Die Leute machten bestürzt, getränkte Gesichter. Dann verteilten sie sich eifrig suchend in allen Räumen. Sie krochen auf den Teppich herum, waren in allen Ecken und Winkeln. Wer noch nichts wußte von dem unlieblichen Vorkommnis, erfuhr es durch ihre Unruhe. Peinlich berührt stand Mr. Wood zwischen alledem:

„Aber bitte, lassen Sie doch!“ bat er wieder und wieder. „Lassen Sie! Wäre es nicht ein mir sehr liebes Andenken, hätte ich ja kein Wort darüber verloren. Es wird sich schon morgen wiederfinden. — Lassen Sie, bitte, lassen Sie!“ Aber Frau von Nathen drückte ihn energisch in seinen Sessel zurück:

„Nein, keinesfalls. Sie dürfen mein Haus nicht verlassen, ehe Sie Ihr Kleinod wieder haben.“

Der alte Herr tat mir leid. Der Verlust schien ihm wirklich nahe zu gehen. Dabei war es ihm entschieden peinlich, wie er so ganz unbesorgterweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Wo hatte er doch bei Tisch gegessen? Wichtig, in einem jener neuen gerabwandigen Sessel, mit hoher Seiten- und Rückenlehne. Vielleicht war das Schmuckstück dort zwischen die Polsterung geklitten.

Ich bückte mich und fuhr suchend mit der Hand zwischen die kühlen Lederfalten, tiefer und tiefer hinein. Bei der hastigen Bewegung verschob sich der Ausschnitt meines Kleides, das Medaillon, Tante Anns Geschenk, rutschte heraus. Schwer hing es herab an dem feinen goldenen Kettchen.

Ich wollte es zurückschieben. Schon griff ich danach. Da hielt eine Hand die meine fest, hielt sie wie mit eiserner Klammer umschloßen. Hochrot vor Zorn stand Lulu neben mir.

„Was wollen Sie denn? Was ist?“ stammelte ich.

„Was ist? Diebin, elende! Jetzt hilfst die Unschuldsmiene nichts, jetzt habe ich dich sicher. Mr. Woods Medaillon wollte sie eben zu sich stecken; gewiß lag es hier auf dem Stuhle, — oder sie hatte es vorhin bereits gestohlen, bekam nun Angst und wollte es unbemerkt hier finden . . .“

„Nein, aber nein, es ist das meine!“ Ich hielt mein Medaillon fest. Mit aller Kraft wehrte ich mich, sie sollte es mir nicht entreißen.

Ich kämpfte vergebens. Lulu war stärker als ich. Das Kettchen riß, sie hielt mein Kleinod in der hocherhobenen Rechten. Und mit der Linken mich nach sich ziehend, eilte sie durch die rasch in Gruppen zusammeneilenden Menschen, die stumm vor uns Platz machten. Es war eine lange, entsetzliche, lebende Gasse, die sich lautlos vor uns öffnete und wispernd und rannend wieder hinter uns schloß.

Vergeblich versuchte ich mich von Lulu zu befreien. Sie ließ mich nicht los. Auch nicht, als wir endlich vor Mr. Wood standen. Ganz gebrochen sah der alte Herr in seinem Sessel.

„Hier, Mr. Wood, hier!“

Bei Lulus lebhaftem Anruf richtete er sich auf:

„Ah, da ist es ja!“
Trotz meiner schrecklichen Erregung sah ich ganz deutlich, wie ein heller Schein über sein Gesicht fuhr, wie er in freudigem Erkennen die Hand ausstreckte, — ausstreckte nach meinem Kleinod!

„Nun, bestehen Sie noch darauf? Ist es noch das Ihre?“ fragte Lulus hämische Stimme dicht an meinem Ohr. „Glende Diebin und Lügnerin noch dazu!“

Mit aller Gewalt schleuderte sie mich von sich. Ich strauchelte, fiel in die Knie. Dicht vor Mr. Woods Füßen lag ich.

„So recht! Da gehört sie hin! Nun heißt's abbitten!“

„Es ist das meine, so wahr Gott lebt, es ist ja mein eigen!“ stammelte ich immer zu, ganz benommen. „Es gehört mir, mir allein. Oh sagen Sie es doch, helfen Sie mir!“ bettelte ich fassungslos.

„Also doch, also doch!“ kam es leise statt jeder Antwort von den Lippen des alten Herrn. Er hielt mein flaches, goldenes Herz in der Hand und sah traumverloren darauf hin.

Frau von Nathen kam. Brüst schob sie mich zur Seite. Ihr Bortschwall rauchte über mich dahin. Er schien auch Mr. Wood zur Gegenwart zurückzurufen. Endlich sah er auf, — seine Augen erkannten



Blütezeit.

im Schuppen mag's stehn, und du hast ja auch Verstand genug!" — Aber es schien als ob der geistliche Herr sich in etwas geirrt hätte — die Mandel war noch bloß, aber ihre Augen sprühten Flammen, als sie jetzt mit erhobener Stimme rief: „Dös kommt davon, daß Hochwürden sich alles von'n Leuten aufspalten lassen! 'n kreuzlahmsten Gaul und d' urälteste Milchkuh — all's schleppen's uns daher, und jetzt gar der Huberbauer an Sörgle! Schäm'n sollt er sich in der Seel! An jedes weiß, daß 'n Sarg Unglück bringt!"

„Mandel!" schrie der Herr Pfarrer auf.

„Freilich wohl! Und dös sag i: bleibt dös Sörgle af'n Hof dahier, so pad i noch heut mein Sach', noch heut!" und aufschluchzend preßte sie die Schürze an die Augen, daß die Äpfel rechts und links davontollerten. Der Herr Pfarrer schlug die Hände über den Kopf zusammen: „Ist's denn möglich? Mandel! Und ich hab' dich bis heut für an g'scheutes Frauenklein g'halten."

„Und dös Sörgle wär mein To—ob!" schluchzte die Mandel auf, 's hat mir eh diese Nacht vom wechschwarzen Godel träumt." „Aber so hör doch, ich kauf's ja für mid, verstehst denn net deutsch? Was soll denn da der Godel! „Dös is all eins! An Sarg bringt an jeden Unglück af'n Hof! Dös weiß an jed's Kind! Zu meiner Base selig wurd' nur aus Versehen a mal an Sarg g'fahren, und 'n Tag danach hat sie's linke Bein g'brochen!"

„Was? z'wegen dem Sörgle hätt' sie's Bein gebrochen?" rief der Pfarrer mit aufgerissenen Augen.

„Z'wegen nichts andern!"

„Jesus Maria und Joseph!" Der geistliche Herr sah beschwörend zum Himmel. „So ein blödsinniger, vermaledeiter Aberglaub' auf mein'm eignen Hof! Allerheiligste Jungfrau!" Der Huberbauer schielte mit stein-ernstem Antlitz nach dem Herrn Pfarrer, die Mandel aber war völlig desperat. „Und ein Blödsinniges und Vermaledeites hat mich noch ka Mensch net g'heiß'n! Und zehn Jahrl'n hab' i in Treuen af'n Pfarrhof g'schafft, und da jetzt z'wegen so an ga—garstigs verbertes... Ein Tränenkatarakt ersüchte alles weitere, und der Rest Äpfel kugelte in alle Welt. Der geistliche Herr stand wie Lots Weib — einerseits seine Autorität als Geistlicher, der durch sein Beispiel den blödsinnigen Aberglauben bekämpfen wollte, andererseits die Mandel! Seine rechte Hand, seine Stütze! Allezeit feixig und freundlich, allezeit mit gutem Rat bereit bei den hundertlei Anliegen, mit denen der gutherzige Herr drangsalirt wurde... Verwaist, völlig verwaist wäre der Pfarrhof ohne die Mandel!

Ganz wirt fuhr sich der arme Herr durch die Haare, da entriß ihn der Huberbauer dem argen Dilemma. „Ja, 's ist halt an Kreuz mit'm Aberglauben bei'n Frauenklein'n — Hochwürden haben völlig recht! So a g'scheits Nadel wie die Mandel... Aber so den rechten Verstand haben 's halt allesamt net!" Und mit einem zwinkernden Blick auf den „völlig verdonnert" dastehenden Hochwürden wandte er den Brauen. „P'hiit Ihna Gott, Hochwürden, und 's Sörgle nehmi i halt wieder mit!" — Vor dem Hof draußen lachte er zuerst innig vergnügt in sich hinein: „Hast die Kurosch? Ja, hast sie?" Aber dann senkte er tief auf: „Zweimal ist's vermalört — na, aller guten Dinge sein drei!"

Vor dem Dorf kam ihm stolpernd und keuchend der sechsundachtzigjährige „Ausgedinger" Holzner entgegen und winkte ihm. Der Huberbauer hielt, und der Alte fragte krächzend und hustend: „I hab' g'hört, du hättest an Sörgle zu verkaufen?" „Freilich wohl, und i laß 's Euch billig", rief der Jakob daß er freut. „Na," grientete der Alte schmunzelnd und hütelnd, „und i wollt dir bloß sagen: i brauch's net!" Damit stolperte er ungenügend in erheitert von dannen, indes der Jakob ihm herzlich gern etwas hinterdrein geschleudert hätte. — Aber gleich darauf hatte er eine wirkliche Freude: der Grundelbauer, ein armseliges, verhungertes Männlein, der als frischer, junger Bursch bereinst die dreißig Jahre ältere reiche, geizige Grundelbäuerin geheiratet hatte, stieg zu ihm auf, bat ihn geheimnisvoll, hinten um's Dorf zu fahren und teilte seine großartige Idee mit: er wollte das Sörgle erkufen „auf Vorrat... es dürft 's aber ja niemand wissen. — Na, gar... wollst etwa wen mit überraschen? fragte der Jakob erstaunt. Der kleine Grundelbauer aber schmunzelte und zwinkerte geradezu heängigend: einmal in seiner Ehe bot sich ihm Gelegenheit, seine ewig leisende, ihm jeden Bissen mißgönneude bessere Hälfte zu überverleihen. Und zwar so: die Bäuerin hatte in ihrem „Sekretari" ein Päckchen fünfundsiebzig Gulden unmliegend zu meinem Sahrge" — als Grobhäuerin wollte sie begraben sein — dafür mochten eben die Lebenden etwas hungern. Da nun der ewig drangsalirte Bauer die stille Hoffnung hegte, die liebevolle Gattin einst zu überleben, wollte er das Prachsörgle um zwanzig Gulden erkufen, es sei völlig gut für eine Grobhäuerin, — und so alsdann hätte er doch fünfundsiebzig bare Gulden Profit dormalst! Die Hälfte von allem erbt ohnehin ihr Weib! Diese geniale Idee veranlaßte den Jakob wieder zu heftigem Kopfstrauen, endlich meinte er: „Om, ja... gehn ging's schon, aber wie willst's af dein Hof schaffen? Dein Weib drehet uns ja 's Genick um, wenn sie's sah...". „Dös tät sie freilich!" nickte der Kleine und erklärte dann, der Huberbauer müßte des nachts das Sörgle an die Giebelstiege des Grundelbauerschen Speichers hinfarren, dort würde er's zur Luke hinaufwinden und auf der Absseiten könnt's hundert Jahr stehn — die Treppe erstiege die Bäuerin schon seit Jahren nicht mehr! Leider ginge aber ihr Fenster grad auf selbige Treppe, und so müßten sie das Sörgle eben mit der

Binde hochziehen, denn wenn sie grade nach wäre... „Sin wär'n mer!" erschauerte er, und der Jakob, der sonst nicht zu den Furchtsamen gehörte, schauderte mit... „Püntlich um halb zwölf stand er am Speicher, wo der Grundelbauer schon unruhig unter seiner Zipselmüge zur Luke herabschaute, und bald schwebte das fest umschürte Sörgle hinauf — von einem Stoßgebet des Jakob geleitet. Anfangs ging alles wunderschön, plötzlich aber prallte es mit einer Ede an die Mauer und der Schall dröhnte dumpf über den stillen Hof. „So dreh doch egal, mach doch net so an Heidenlärm!" rief der Jakob erschreckt. „Ja — dreh egal! 's ist halt grausam schwer!" keuchte der Kleine oben, und bauz! schlug die ander: Ede an, daß der Speicher erzitterte, der Hund laut anschlug und — o Graus! gellend der Bäuerin Stimme erscholl: „Wer da? Faf, padan, faf!" Dem Jakob wurde brüßheiß, dem Grundelbauer oben aber eisfalt, und vor Schreck hörte er ganz mit Drehen auf. „Na, so mach zu! rief der Huberbauer nachdrücklich halblaut. „Dein Weib heizt uns sonst noch 'n ganzen Hof af'n Hals!" Aber der oben bebte wie Espenlaub und fragte nur mit schwacher Stimme: „Ist sie — ist sie schon da, Jakob?" „Wird bald g'nug da sein, wenn du net schnell machst! So in Kuckud's Namen dreh! dreh!"

„I kann — i kann nimmer, 's ist mir völlig in d' Glieder g'fahren", stammelte der Kleine kläglich. „Zum Teufel auch, fällt dir's Herz schon in d' Hosen, wann du dein Weib bloß hufien hörst? brummt der Jakob verächtlich. Auf diegen Appell an seine Manneswürde raffte der Kleine sich zusammen und drehte aus Leibeskräften, aber leider allzu hastig... der schwere Kasten schwang hin und her, schlug an die Mauer, daß es krachte, und im nächsten Moment war der ganze Hof lebendig. „Feuer! Diebe! Räuber! Feu—e—er!" freischte die Bäuerin. „Wo brennt's?" schrien die herabstürzenden Knechte, und zeternd rannten die Mägde dazwischen... ein wahrer Höllenlärm! Dem Grundelbauer stand das Herz still, und jäh ließ er die Binde fahren — rasselnd schoß das Sörgle herunter, krachte mit Donnergepolter an die Mauern und zerstückelte in tausend Trümmer. Lautlos stand das Gefinde, starr über das Getöse, dann bekrenzte sich der Grobknecht und stammelte: „Allerheiligste Jungfrau! Brennen tut's net, Bäuerin — an Erdbeben ist's g'weist! D' Heiligen stehn uns bei!"

„So geht, schaut doch nach, da am Speicher war's," schrie die Bäuerin.

„Jesus, Bäuerin, daß uns der Speicher af'n Kopf fällt, wenn's noch a mal kummt? Dös kannst net verlangen!"

„Ihr Lahmlackeln, ihr!" freischte die Alte, freffen können's und sonst nig!"

„Marant Joseph," rief die lange Traudel, „am End gar ist's ein Spul g'weist? Hat sich am End der Bauer an Leid ang'tan und geistert jetzt um bei der Nacht? Er sah eh den ganzen Tag so hinterjinnig aus!"

„Zawohl da! Leid ang'tan!" freischte die zärtliche Gattin. „In der Schenken liegt er g'wis und laßt mich allein bei der Nacht, der Hallodri, der!"

„So? in der Schenken liegen?" zischte der Grundelbauer oben, voll gerechter Entrüstung. „Das ist in der Schenken liegen? Na, i bitt!"

Der Grobknecht entschied jetzt voll Würde, daß Schlafengehen das beste sei — allemal sei's nicht zehener draußen bei der Nacht und bei Tag sei alles besser zu schauen.

Steizend schlug die Bäuerin das Fenster zu, die arbeitsmüden Leute gingen in ihre Kamern, und vorsichtig steckte der Grundelbauer die Zipselmüge zur Luke heraus: „Jakob — hast's aufg'halten unten?"

„Aufg'halten? Was denn?"

„Nu, halt's Sörgle!"

„Was? Aufhalten sollt i's auch noch? Meinem Schutzheiligen hab i g'dankt, daß 's mir net 'n Schädel zerschmettert hat!"

„Oh du mein! Jakob — ist's hin?"

„No freilich ist's hin — heißt das, der Deckel ist noch ganz!"

„Oh, Höllenjakra, was tu i mit'm Deckel?"

„Ist dein' eigen Schuld! Was kriegt's Bittern in d' Händ', wenn du dein Weib nur schnaufen hörst!" Statt aller Antwort stöhnte der Grundelbauer nur dumpf und fragte alsdann bescheiden: „Jakob... die fünf Gulden, die i dir anzahlen tät, die gibst mir doch zurück, gelt?"

„No, dös wär!" wallte der Jakob entrüstet auf. „Zwanzig Gulden, kummt i noch allemal bei helllichem Tag für kriegen, statt dessen schlepp i's dir bei der Nacht daher, aus G'fälligkeit, — schier derschlagen hättst mich noch mit, in d' Messeln mußt i mich druden wie'n Spigbub, und da auch noch d' fünf Gulden zurück?! No, dös wär! Fünfzehn bist mir noch schuldig!"

Näzend stolperte der Kleine herab, als er aber den Trümmerhaufen erblickte, rief er händeringend: „Allerheiligste Jungfrau! Wo bleib i mit dem Gestrumm, daß mein Weib 's net erschaut? Ha, wärst doch nimmer mit deinem Sakraments-Malefizörgle auf mein Hof g'kommen!" — „Und dös is dein Dank, du mordschlechter Kerl, du? Was kaufst dir an Sörgle auf Vorrat, du — " „He, was kaufst er auf Vorrat?" krächzte es da, und vor ihnen stand die alte Bäuerin mit der Patrone und funkelte sie giftig an aus den Schlitzaugen. „Jesus Maria!" mit dem Aufschrei tat der Grundelbauer einen Satz, daß er den Jakob über den Haufen rampte, und raste zum Hof hinaus wie besessen.

Der Huberbauer aber zeigte sich der Situation gewachsen. Er rappelte sich auf, stellte sich gerade vor die Bäuerin hin und sprach gewichtig: „Ewig ist's schad, daß du uns vorhin g'fört hast, — schau,

dein Mann wollt' dir a Guttat erweisen" — "A Guttat — damit?" zischte sie aus dem zahnelosen Munde und wies höhnisch auf das Getrumm — "Freilich damit — heißt das, wenn's ganz geblieben wär! Denn" — er erhob nachdrücklich die Stimme — "ein Särge, af'n Hof gebracht, ohne daß wer von weiß — versteht? — Das zieht's Geld af'n Hof wie 'ne Wünschelrutel! Aber wissen darf ver's net, dem der Hof g'hört!"

Die Bäuerin riß ihre kleinen Giftrugen auf und stierte den Jakob wild an. „Und weil du deinem Mann alleweil seine Armut unter d' Rafen reißt, hat er mich g'dauert — ja, und i hab's ihm verraten und ihm 's Särge herg'schleppt. — Und steinreich wärst g'worden! Aber jetzt ist's halt hin und deine eigene Schuld ist's! Fünfzehn Gulden hab' i noch zu kriegen!“ Damit holzte der Huberbauer gravitatisch vom Hof. . . Die Grundelbäuerin aber stand wortlos, regungslos, — starrte hinter dem Abziehenden drein, starrte auf das Getrumm vor ihr — und daß kein Maler zur Stelle war, den denkwürdigen Anblick festzuhalten, ist ewig zu bedauern! — — —

Die Landstreicherin.

Von Dr. S. L. U. B.

(Nachdruck verboten.)

Frau Maria Müller, Gattin des Oberlehrers Müller an der Volksschule eines kleinen Städtchens, war in ihrem Bekanntenkreise die beliebteste von allen, weil sie durch Klugheit und Weltersahrung, durch Bereitwilligkeit zu wertvoller Hilfe bei jeder Gelegenheit und besonders durch ihre aufopferungsvolle Unterstützung in jeder großen und kleinen Not schon alle Damen ihres Bekanntenkreises zu Dank verpflichtet hatte. Sie hatte sechs Kinder, von denen das älteste dreizehn Jahre alt war, hielt, um die kärgliche Besoldung ihres Mannes auszugleichen, eine Kuh im Stall, hatte außer dem Hausgarten noch mehrere gepachtete Acker zu bewirtschaften und tat trotzdem ihre Arbeit allein, ohne sich ein Mädchen zu halten. Dabei sah es in ihrem Hause überall so blank aus und fand sie Zeit, jeden Kranken in den Familien ihres Bekanntenkreises zu besuchen und bei frohen und leidvollen Ereignissen ihren Freundinnen beratend und helfend zur Seite zu stehen. Für die Armen, ob es nun Bekannte aus dem Städtchen oder solche aus dem Heere der Landstraße waren, hatte sie immer ein freundliches Gesicht und ein liebevolles Wort, wodurch sie denselben oft mehr wohl tat, als durch die wenigen Pfennige, die sie ihrer Vermögenslage entsprechend geben konnte.

Eines Tages betrat eine junge Bettlerin von etwa 16 Jahren das Haus, barfüßig, zerkümpft, schmutzig, aber körperlich kräftig gebaut. Frau Müller war infolge einiger kleinen unangenehmen Vorfälle, wie sie ein großer Haushalt mit sich bringt, erregt und übergelaunt und begleitete deshalb die Gabe, welche sie der Bettlerin reichte, nicht mit ihrem gewöhnlichen freundlichen Gesichte, sondern sagte in zornigem Tone:

„Es ist eine Schande, daß ein so kräftiges Mädchen Betteln geht.“

„Was soll ich denn tun, Madam?“

„Arbeiten, dienen.“

„Wollen Sie mich engagieren, Madam?“ fragte die Bettlerin und machte einen Knix.

„Seien Sie nicht so frech und machen Sie, daß Sie fortkommen.“

„Frech, Madam? Ich bin gar nicht frech, ich würde sofort bei Ihnen in Dienst treten, wenn Sie mich nehmen wollen, und verlange keinen Lohn.“

„Ich brauche kein Dienstmädchen, ich tue meine Arbeit selbst“, sagte Frau Müller schon viel milder.

„So machen sie es alle: Jedes sagt mir, ich soll dienen, und keines will mich nehmen. Wie gern würde ich das Leben auf der Landstraße aufgeben!“

„Können Sie denn arbeiten?“

„Ich kann gar nichts arbeiten, aber ich würde alles lernen.“

„Haben Sie denn noch nie etwas gearbeitet?“

„Ne. Meine Mutter ging bei Tag Betteln und abends vertrat sie, was wir zusammenbettelt hatten, in Schnaps, bis sie betrunken war.“

„Seit wann gehen Sie allein auf der Landstraße?“

„Seit sechs Monaten.“

„Und was tun Sie mit dem erbettelten Gelde?“

„Ich bettle nur so viel zusammen, wie ich zum Essen und Schlafen brauche, unbilligerweise mag ich nicht Betteln.“

„Warten Sie, ich will einmal mit meinem Manne reden“, sagte gutmütig Frau Müller, „vielleicht kann der Ihnen helfen.“

Im Zimmer eröffnete Frau Müller ihrem Manne in wenigen Worten den Inhalt des Gesprächs mit der Bettlerin und schloß mit dem Wunsche, dieselbe auf Probe zu nehmen; „denn“, fügte sie hinzu, „Arbeit hätte ich genug für sie und könnte dann auch die Waschfrau und die Tagelöhnerin entbehren, die ich für den Garten von Zeit zu Zeit gebrauche.“

„Willst du dir eine Faulenzgerin und Diebin ins Haus nehmen?“ fragte Herr Müller.

„Wie oft hast du schon behauptet, daß viele Tugend aus Not komme, und daß es für die Menschheit die schönste Pflicht wäre, die Bagabunden zu bessern!“

„Ja, dazu müssen besondere Anstalten geschaffen werden.“

„Ist die Einwirkung einer Familie nicht den Leistungen einer Anstalts-erziehung, welche die Aufgenommenen doch noch immer von den Mitmenschen scheidet, vorzuziehen?“

„Im Prinzip sagt sich das leicht, in der Wirklichkeit wird die Sache schwieriger.“

„Die einzelne kann nicht auf die Verwirklichung deiner Prinzipien warten; ich möchte mit diesem Mädchen einmal den Versuch wagen.“

Herr Müller machte ein verzweifelt ernstes Gesicht, aber plötzlich reichte er seiner Frau die Hand: „Du sollst mir nicht vorwerfen, daß meine Rede mit meinem Handeln in Widerspruch steht; mach den Versuch, sei aber auch auf eine etwaige Enttäuschung gefaßt.“

Die Bettlerin wurde ins Haus genommen, gereinigt, mit einem alten, sauberen Kleide der Frau Müller bekleidet und ihre Lumpen wurden fortgelegt. Es wurde der Landstreicherin bedeutet, daß sie auf drei Tage als Mädchen angenommen sei und daß sie bei Wohlverhalten nachher dauernd bleiben könne.

Als es sauber angetan, gewaschen und gekämmt war, erkannte man mit Erstaunen, daß das Mädchen wirklich schön war. Frau Müller ließ sich die Mühe einer gründlichen Anweisung nicht verdrießen und sah zu ihrer Freude, daß das Mädchen nicht nur willig, sondern auch anständig war. Was man ihm zeigte, tat es genau und gewissenhaft, und als die dreitägige Probezeit um war, dachte niemand mehr an Fortgehen; das Mädchen blieb und war im Haushalt von erheblichem Nutzen.

Im Städtchen sprach man viel von der Magd des Oberlehrers, die in so feltamer Weise angeworben worden war. Im Frauenverein des Städtchens beschloß man in Anbetracht dessen, daß man dem Oberlehrer Müller bei seinem mäßigen Einkommen und seiner großen Familie die völlige Einkleidung des Mädchens nicht zumuten dürfe, für Hemden, Strümpfe, Röcke, Werk- und Sonntagskleid zu sorgen; ja, man tat noch ein Abriß und schenkte dem Mädchen eine Rade in Form einer jener leichten, verschleißbaren, bunt bemalten Mestlisten, wie man sie früher hatte, und die man für zehn Groschen kaufen konnte. So war denn Oberlehrers Anna — einen weitem Familiennamen wußte sie selbst nicht — ein regelrecht ausgefittetes Dienstmädchen und entwickelte sich von Tag zu Tag immer mehr als fleißige geschickte Arbeiterin. Oberlehrer Müller bemühte sich, sie auch geistig auszubilden. Sie konnte weder lesen noch schreiben oder rechnen und hatte nie eine Schule von innen gesehen. Herr Müller gab ihr deshalb jeden Abend zwei Stunden Unterricht, und da sie intelligent war, lernte sie in vier Wochen so viel als ein Kind in vier Jahren erlernt.

Einen Monat war Anna im Hause, da trat Frau Müller eines Nachmittags blaß und aufgeregt an ihren Mann heran: „Mein Anhänger fehlt, das teure, schöne Patengeschäft.“

„Wie? Der Maria-Teresientaler?“

„Der Maria-Teresientaler“, sagte Frau Müller mit ängstlich aufgerissenen Augen, als wage sie nicht, ihren bestimmten Verdacht zu äußern.

„Hast du auch genau nachgesehen?“

„Überzeuge dich selbst, er liegt immer im Schreibtisch links in der mittelfsten Schublade und dahin habe ich ihn auch vorigen Sonntag gelegt, als ich aus der Kirche kam.“

Man beriet und kam zu der Überzeugung, daß nur Anna ihn genommen haben könne. Der Vorsicht halber wurde die Schublade nochmals ganz entleert, aber man fand nichts. Nun hieß man Anna hereinkommen und fragte sie, ob sie nicht den Ankänger gesehen habe. Sie bejahte, als man aber andeutete, daß man glaube, sie habe denselben entwendet, war sie ganz empört und forderte die Herrschaft auf, ihren Koffer nachzusehen. Das taten Herr und Frau Müller denn auch sofort in Annos Gegenwart. Man hatte die paar S. G. n bald ausgekramt und hatte nichts gefunden, als man endlich auf dem Boden der Kiste ein verschürtes, kleines Paket entdeckte. Herr Müller nahm es heraus und machte sich daran, das Band, womit es verschürt war, zu lösen. Plötzlich sprang Anna hinzu, riß ihrem Herrn das Paket aus der Hand und schrie mit wild funkelnden, verzweifeltten Blicken: „Das Paket dürfen Sie nicht öffnen, sonst bin ich verflucht.“ Herr Müller redete ihr sanft zu, zankte, drohte; aber alles half nichts, das Paket gab Anna nicht her. Es blieb schließlich nichts übrig, als den Polizeiwachmeister, wie der städtische Polizeidiener hieß, herbeizuholen. Man erzählte ihm den Fall ganz genau. „Es ist ein Maria-Teresientaler, der oben und unten in der Nähe des Randes durchlocht ist, durch beide Löcher geht ein Ring, am obersten Ring ist ein dunkelgrünes, fast schwarzes Sammetband, welches mit kleinen Goldperlen bestickt ist, abwechselnd ein Stern und ein Kreis, am unteren Ring hängt ein Herz mit einem grünen Stein in der Mitte und auf der Rückseite des Talers ist in der Mitte ein Kreis glatt geschliffen, auf welchem die Buchstaben A. M. verschlungen eingegraben sind.“

Anna hörte die Beschreibung ebenso ruhig an wie der Polizist. Als man ihr aber das Paketchen mit Gewalt wegnahm und der Polizist die Schnur löste, gebärdete sich Anna wie wahnsinnig, ranfte sich das Haar und schrie: „O Gott, jetzt bin ich verflucht, ich bin verflucht.“

Frau Müller ging hinter, da sie das Jammern und das verzweifelte Gesicht der Anna, das deutlich ihr Schuldbewußtsein ausdrückte, wie sie dachte, nicht ertragen konnte. Der Polizist öffnete die Schnur in umständlicher Weise, indem er jeden Knoten — und es waren deren viele — vorsichtig löste, den Vorschlag des Herrn Müller, die Schnur einfach zu durchschneiden, entschieden zurückwies. Als er nach

längerer Mühe die Hülle entfernt hatte, fand er einen Brief, den er ruhig ungelesen beiseite legte; ferner ein wiederum verschürtes Paket, dessen Schnüre ebenso umständlich entfernt wurden wie die der ersten Umhüllung. Nach Beseitigung aller Hindernisse fand man eine Schachtel, in der nichts war als ein Brief und ein Maria-Teresientaler mit einem Herz als Anhänger an grünem Bande, auf der Rückseite die Buchstaben A. M. eingraviert, genau wie Herr Müller das fehlende Schmuckstück seiner Frau beschrieben hatte.

Anna war inzwischen in eine starre Ruhe geraten. „Das Paket habe ich noch nie geöffnet,“ sagte sie, „was darin ist, wußte ich nicht, keinesfalls kann das, was darin ist, der Madam gehören.“ Herr Müller und der Polizeiwachtmeister waren starr über diese Frechheit. „Lügnerin, Diebin, verhaften will ich Sie nicht lassen, sofort gehen Sie aus dem Hause!“ schrie Herr Müller. In diesem Augenblick stolperte ein eiliger Schritt die Treppe herauf, die Türe wurde aufgerissen: „Gott sei Dank, ich habe meinen Anhänger wieder gefunden, ich hatte ihn anstatt in die mittlere, in die obere Schublade gelegt, und da ist er unter den Papieren versteckt gewesen. Ich wollte Annas Anmeldefchein suchen, um sie entlassen zu können und da habe ich den Anhänger gefunden, Gott sei Dank, daß wir der Anna unrecht getan haben“, so sprudelte es, ohne daß eine Unterbrechung möglich war, aus dem Munde der Frau Müller. Blöcklich verstummte sie, als sie bemerkte, wie die drei andern starr wie Bildsäulen dastanden und ihr Mann einen zweiten Anhänger, genau wie den ihrigen, in der Hand hielt.

„Der Anhänger meiner Zwillingsschwester Anna!“ schrie Frau Müller, „woher kommt der? Unser Pate hat uns ganz gleiche Anhänger geschenkt und auf beiden standen die Anfangsbuchstaben unserer Namen, Anna, Marie.“ Der Polizeidiener entfernte sich, denn er sah, hier hatte er nichts mehr zu tun. Es bedurfte längerer Zeit, bis es gelang, Anna so weit zu beruhigen, daß man mit ihr sprechen konnte, da sie noch immer für sich schluchzte und verzweifelt rief: „Ich bin verflucht“. Den geschickten Fragen des Herrn Müller gelang es endlich, herauszubringen, daß Annas Mutter das Päckchen mit der Schachtel nie geöffnet, sondern dasselbe stets mit abergläubischer Furcht betrachtet hätte; daß sie vor ihrem Tode Anna nochmals gewarnt hätte, das kleine Paket zu öffnen, weil sie sonst für Zeit und Ewigkeit verflucht wäre. Ihre Mutter hatte sie aber aufgefordert, ein Jahr nach ihrem Tode das Hauptpaket zu öffnen und den Brief sich vorlesen zu lassen, der darin sei; das kleine Paket jedoch müsse sie uneröffnet an die Adresse bringen, die in ihrem Briefe angegeben sei.

„Gut“, sagte Herr Müller, „lesen wir den Brief deiner Mutter, der wohl vieles aufklären wird, und schließen wir das kleine Paket wieder, um es an seine Adresse zu befördern.“ Der Brief war kurz und inhaltschwer. Er lautete:

„Liebe Anna!
Du bist nicht meine Tochter. Am 20. Juli 183. fand ich im Walde bei B. eine junge, schön gekleidete Frau. Ihre Kleider waren voll Blut, das ihr aus dem Munde kam. Sie übergab Dich mir und sagte: „Das Kind heißt Anna, bringen Sie es nach dem Dorfe D. bei Cassel, in das Försterhaus, zehn Minuten vom Dorfe, und geben Sie dies Paket ab. Wenn Sie es öffnen oder öffnen lassen, sind Sie verflucht für Zeit und Ewigkeit.“ Dann kam plötzlich viel Blut, und die Frau war tot. Ich habe Dich nicht in das Försterhaus gebracht, weil ich mehr Geld erhielt, so lange ich Dich auf den Armen hatte. Später hatte ich Dich zu lieb, ich konnte mich nicht mehr von Dir trennen, weil ich weiter nichts auf der Welt hatte. Wenn Du ein Jahr um mich getrauert hast, dann bringe das Paket an seine Adresse, da wirst Du wohl Verwandte finden. Verzeihe mir und denke immer in Liebe zurück an Deine Mutter.“

Herr Müller war im Beginn des Lesens von dem Inhalt so betroffen, daß er den letzten Teil ganz mechanisch gelesen hatte, und als er jetzt den Blick seiner Frau zuwandte, lag sie bewußtlos auf dem Sofa. Durch die Aufregung war die sonst so starke Frau in Ohnmacht gefallen. Die angegebene Adresse, das Försterhaus bei D., war ihr eigenes Elternhaus, und ihre Mutmaßung, daß Anna die Tochter ihrer Zwillingsschwester sein müsse, war durch den Brief zur Gewißheit geworden.

Frau Müller erholte sich rasch, und man las auch den Brief, der von Annas wirklicher Mutter sich vorfand. Sie berichtete, daß ihr Mann aus politischen Gründen habe flüchten müssen und daß der Graf, bei dem ihr Mann als Förster angestellt gewesen, nach der Flucht ihres Mannes auch sie zum Verlassen der Wohnung genötigt habe. Sie habe sich gleich mit dem Kinde auf den Weg gemacht, um zu den Eltern zu kommen; die Aufregung aber habe sie krank gemacht und sie habe schon zwei Tage nacheinander Blutbrechen gehabt. Falls es ihr nicht gelingen sollte, das

Elternhaus zu erreichen, hoffe sie, daß das Kind von dem Boten, dem sie es im Notfalle übergeben werde, dahin gebracht werden würde. Von ihren Sachen habe sie nur das teure Patengeschäft mitgenommen, das sie dem Briefe als Ausweis für ihr Kind beifüge.

Nun verstand man auch, warum die Sterbende durch einen Fluch die Bettlerin vom Öffnen des Päckchens abzuhalten gesucht hatte. War Anna schon vorher durch ihren Charakter den Müllerischen Eheleuten lieb geworden, so wurde sie nun als nahe Verwandte mit innigster Liebe behandelt und ausgebildet. Wie eine erwachsene Tochter konnte sie bald die Führung des Haushaltes übernehmen und ihren Verwandten die Liebe vergelten, die man ihr auch, als sie noch die Fremde von der Landstraße war, erzeigt hatte. Ein junger Freund und Kollege des Herrn Müller führte sie sechs Jahre später als Gattin heim. Sie ward nicht nur eine glückliche und beglückende Gattin, eine treue Mutter und nahm in der Gesellschaft des Städtchens eine allgemein geachtete Stellung ein, ihr Schicksal brachte auch den vielen unglücklichen, aus der Gesellschaft verbannten Mitgliedern im Heere der Landstraße von manchem Bewohner des Städtchens einen freundlichen Blick, ein gütiges Wort. Man hatte erkannt, daß auch unter diesen Glenden gar mancher durch Zufall und Schicksalsstöße Verirrte ist, der leicht auf den Pfad des bürgerlichen Lebens zurückgeführt werden kann. Im großen Muschelbaufen sind viele wertlos, doch suchet unverdrossen, in einer findet ihr die Perle!

Unsere Bilder.

„An der Waldquelle“. Ein geruhiges herrliches Fleckchen deutschen Bodens kam hier dem eifrigen Lichtbildner vor die Platte, und ehe er sich an der zum Ausruhen einladenden Böschung niederließ, bannte er das schöne Bild in seine Kamera. Man glaubt die Stille zu fühlen, das leise Rauhsen des Wasserchens zu hören und erwartet nur noch, daß sich ein Quellspritzer vorstellen werde. Der praktische Mensch dagegen erwägt, daß so ein Bach für das Wachstum der Waldbäume sehr von Vorteil ist. — „Blütezeit“. Ein hübsches Sinnbild: die blühende Natur und ein blühendes junges Menschenkind. Beide schön in ihrer Jugend ihrer Frische und ihrer niedlichen Reife. Wenn das Fräulein übrigens noch lange da wartet, dürfte es sich in seiner leichten Kleidung bei dem Binde einen Schnupfen holen. — „Wettlauf der verschiedenen Nahrungsmittel im Verdauungsprozeß“. Wir entnehmen diese amüsante und recht lehrreiche Darstellung der Verdauungszeit unserer verschiedenen Nahrungsmittel dem „Scientino American“. Man sieht, daß Backobst, Eier und Fische schon nach etwa einer Stunde assimiliert sind. Die Milch braucht zwei, die gebratene Gans und die Auster drei Stunden, dann folgen Brot und Käse mit 3 1/2 Stunden. Kohl und Schweinefleisch passieren den Magen erst nach 4 1/2, bis 5 Stunden. Erst nach 8 bis 10 Stunden haben Stroh und alkoholische Getränke das Verdauungsziel erreicht. — „Aus dem hannoverschen Wendland“. Ein paar Häusertypen. Die hannoverschen Bauern sind konservativ. Die Häuser sehen heute noch fast so aus wie vor ein paar hundert Jahren. So stammen die Häuser auf dem ersten Bilde aus neuerer Zeit, das auf dem zweiten dagegen aus dem Jahre 1689. — Eine Silhouette „Vorfrühling“ macht heute den Beschluß.

„Vorfrühling.“

Allerlei.

[„Der Bücherdieb“] dies soll der Name einer neuen Zeitschrift sein, die eine Anzahl von Bücherfreunden gründen will, die über das Anwesen der Bücherborger tief erbittert sind. Denn Bücherborger sind in nur zu vielen Fällen auch Bücherrentwender, und die neue Zeitschrift soll nun zu Nutz und Frommen aller Bücherfreunde eine schwarze Liste der leichtsinnigen Bücherborger mitteilen. Sie will Namen und Adressen der Bücherborger, das Datum der Entleihung, sowie Beschreibungen des Zustandes der Bücher bei der Rückgabe bringen und soll übrigens jeder Art von Beschwerden gewidmet sein, die mit dem Gegenstande im Zusammenhange stehen. Das Bölkchen der Bücherborger, ihre üblen Gewohnheiten, ihre Entschuldigungen und Nachlässigkeiten, die Naivität, mit der sie ihrer Untugend frönen, und dergleichen mehr; das bildet ein so reiches Kapitel, daß die Zeitschrift „Der Bücherdieb“, wenn sie gut redigiert wird, ein sehr unterhaltsames Blatt werden kann.

Des morgens denk' an deinen Gott,
Des mittags is' vergnügt dein Brot,
Des abends denk' an deinen Tod,
Und nachts verschlaf' deine Not.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 12

Sonntag, den 20. März

1910

Vervorrene Wege.

Roman von S. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

15. Kapitel.

Wie lange ich im Freien, im morgennassen Grafe gelegen, was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Einige Male kam dämmerhaft mein Bewußtsein zurück, doch dann drangen sogleich brühigende Worte aus weiter Ferne zu mir her, ein kühlender Trank neigte meine heißen durstigen Lippen, eine linde Hand legte sich auf meine Stirn. — Dann war alles wieder vorbei; ich fiel wider zurück ins bodenlose Nichts, in einen finsternen tiefen Abgrund.

Auf einmal hörte ich neben mir sagen:

„Schon der dritte Tag. Wenn sie heute nicht zu sich kommt, ist es doch besser, ihre Tanten werden benachrichtigt.“

Verwundert horchte ich auf. Wer war denn die „sie“, deren Tanten benachrichtigt werden sollten! Das mußte ich wissen! Mit ungeheurer

Anstrengung öffnete ich die Augen. Ein großes fremdes Zimmer, helle weiße Möbel, einige goldene, hüpfende Sonnentupfen darüber gestreut. Ein Bett mit spitzenverzierter Seidenbede, — ich darin? Und da plötzlich neben mir zwei fremde Herren . . .

Angstvoll richtete ich mich vollends auf:

„Wo bin ich, wo? — Ah, Mr. Wood!“ Ich fiel wieder zurück in die Kissen. Bei seinem Anblick kam mir sofort die ganze Vergangenheit zurück. Ich küsterte:

„Haben Sie es nun, das andere Ihres, — ich wollte es Ihnen nur rasch noch bringen, — ich — ach . . .“

„Nur ruhig, ruhig!“ Der andere Herr, jedenfalls der Arzt, faßte nach meinem Puls.

„Nun, da sind wir ja lieber frei, das ist ja schön! Sehen Sie, nun müssen

Sie bloß vernünftig sein, nichts denken, — schlafen, hübsch folgsam essen und trinken, — dann macht sich die Sache schon wieder. hm, hm! Jetzt nicht reden, mäschenstill sein!“ mehrte er jede weitere Frage ab.

Als er ging, nahm er Mr. Wood mit sich und an ihrer Stelle kam sogleich ein freundliches älteres Mädchen. Sie brachte eine Tasse Bouillon. Ich trank in großen Schlucken, ich war schrecklich hungrig. Trotzdem konnte ich die Tasse nicht leeren.

„Oh!“ meinte das Mädchen bedauernd. „Geh't's noch nicht?“ Und als ich nur schwach den Kopf schüttelte: „Nun, es wird schon bald werden, — schlafen Sie nur!“

Dann setzte sie sich still neben mich. Und ich schlief bald ein. Ich schlief lange, lange. Als ich erwachte, war es heller Morgen. Ich war so frisch und kräftig, am liebsten wäre ich gleich aufgestanden. Es ging doch auch nicht, daß ich hier blieb. Dem alten Herrn war ich gewiß eine Last, eine peinliche Störung in seinem einsamen Leben.

Als er zu mir kam, sagte ich es ihm. Er schüttelte nur verneinend den Kopf. Dann sah er mich lange an: „Fühlen Sie sich wirklich ganz munter? Ganz gesund? Gar keine Schwäche und Angst mehr?“

„Ich bin wirklich ganz frisch!“ versicherte ich lebhaft.

„Das ist gut! Ich halte es auch nicht länger aus, diese Ungewißheit. — Ich muß mit Ihnen sprechen . . .“

Eine sichtbare Unruhe kam über ihn. Er stand auf von dem Stuhl, den er sich eben erst dicht an mein Bett gerückt hatte, lief im Zimmer umher, trat erst zum einen Fenster, dann zum anderen, schaute hinaus, — kam wieder zu mir.

Auch mir schlug das Herz. Angstvoll fragte ich mich, was wohl nun wieder Schreckliches kommen würde. Ich fühlte mich doch noch elend. Am liebsten hätte ich den Kopf tief in die Kissen vergraben. Nur nichts sehen, nichts hören, — vor allem nicht von jenem unseligen Abend. Es kam ganz anders. Mr. Wood wurde auf einmal ruhig. Mit einem stillen, gefassten Gesicht nahm er wieder neben mir Platz:

„Das Reden strengt Sie nicht an?“

„Nein, ich denke nicht.

Warum?“ sagte ich zögernd.

„Dann erzählen Sie mir von Ihrem Leben, von Ihrer Kindheit, — alles, alles, was Sie wissen!“

Und als ich schwieg, überrascht von dem seltsamen, unerwarteten Ansinnen, kam ein Flehen in seine Stimme:

„Tun Sie es, Kind,“

bat er. „Tun Sie mir die Liebe. Ich frage nicht aus müßiger Neugier, — so sehe ich doch nicht aus, nicht wahr? Und alles sagen Sie mir. Ich bin ein alter Mann, ich könnte Ihr Vater sein — ich . . .“ Er brach plötzlich ab.

Leise begann ich und erzählte. Suchend und tastend erst aus den fernsten Tagen, die sich schon in traumhaftem Dämmer verloren. Kleine kindliche Geschichten. Dann weiter und weiter, alle meine

Freuden, meine Leiden. Mein einsames Leben mit Tante Ann und Tante Bell zwischen den fremden alten Damen. Meine Spiele, mein Lernen und Arbeiten, meine süßen Feierstunden mit Ann, ihre Sorgfalt, ihre unendliche Liebe, alles rollte ich vor ihm auf.

Wie wohl tat es mir, davon zu sprechen; wie lebendig trat da alles vor mich hin! Ich verhehlte ihm auch nicht meinen kindischen Groll und Haß gegen Tante Bell.

„Armes Kind“, sagte er nur. „Armes kleines Mädchen! Und dann?“

Da erzählte ich ihm alles. Auch das tiefste heimlichste Leid meines Lebens, das ich in mich verschlossen hatte seit jenem fernem Kindertag, an dem ich Tante Ann versprach, nie wieder zu fragen nach Vater und Mutter. Ich schloß damit, wie mich Tante Bell ins Leben hineingeschickt hatte und wie sie dafür Tante Ann zurückbehalten. Er nickte zustimmend und sagte:

„Ja, so war sie, so war sie, — streng, gefühllos . . .“

„Kennen Sie denn Tante Bell?“ fragte ich ganz fassungslos. „Und auch Ann, — sagen Sie doch?“

Mr. Wood nickte.



Jagdhaus Kominten.

„Es ist lange her, da kannte ich eine Ann von Obelingen und ihre Schwester Isabella. — Bell“ sagte er leise.

„Aber natürlich, von Obelingen stand ja an Tante Bells Tür —“ stimmte ich bei.

Er ergriff meine Hand:

„Und was stand an der Tür der anderen?“ fragte er hastig. „Was?“

„An Anns Tür? Ich besann mich. Da stand überhaupt nichts. Oder hatte ich als Kind nur nicht acht gehabt? Aber später hätte ich es sehen müssen.“

„Stand da nicht Walden?“ Gespannt sah er mich an.

„Walden? Nein, sicher nicht.“ Ich besann mich genau, ich hatte den Namen aus dem Munde des Geistlichen zum ersten Male gehört. In der Kirche bei meiner Konfirmation.

„So heiße ich!“ wandte ich ein.

„Ja, ja!“ Der alte Herr griff sich an die Stirn. „Es kann nicht anders sein, — es stimmt so vieles, und doch und doch, — ich habe es selbst gelesen mit diesen meinen Augen, — und das Kind, — ein Kind.“

In sich versunken sah er eine lange Zeit. Ich wagte nicht zu stören. Angstvoll beobachtete ich ihn. Wie blaß und fahl war das feingehobene Gesicht, an den Schläfen eingesunken wie bei einem alten Manne. Konnte er wirklich kaum fünfzig Jahre zählen, wie Lulu versichert hatte? Mir schien es kaum möglich. Das Haar war ja noch dicht und voll, aber doch fast weiß, ebenso der lange Bart. Und die Augen mit den buschigen Brauen lagen tief in den Höhlen und waren von Schatten umgeben.

Wurde ihm wieder schlecht? Bekam er einen Anfall? Angstvoll griff ich nach der Klingel, die neben mir hing. Er sah meine Bewegung, lächelte.

Ach, wie ihn das Lächeln verschönte, jung machte. Seine dunklen Augen strahlten in warmem Glanz, wie von innen heraus erleuchtet. Und lang und schlank richtete er sich mit einem Male auf und sagte mit frischer Stimme:

„Ich muß verreisen. Auf ein, zwei Tage, — ich weiß nicht wie lange. Angstigen Sie sich nicht, auch wenn ich nicht so rasch zurückkehren sollte.“

„Ja, aber ich —“

„Sie bleiben so lange hier. Auf jeden Fall! Sie versprechen es mir.“

Er hielt mir mit gewinnendem Lächeln seine Hand hin. Zögernd legte ich die meine hinein:

„Wenn es nicht zu lange dauert.“ wandte ich ein.

„Hoffentlich nicht!“ Ein froher, zuversichtlicher Klang war in seinen Worten. Dann beugte er sich über mich, küßte mich auf die Stirn.

„Denken Sie meiner. Wünschen Sie mir Glück zur Fahrt, mein Kind. Vielleicht bringe ich Ihnen Schönes mit, — das Aller Schönste!“

Ich konnte nicht anders, ich schlang die Arme um seinen Hals, küßte ihn wieder und flüsterte:

„Auf Wiedersehen, auf frohes Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Er ging hinaus. Ich hörte ihn mit dem Diener sprechen. Ein wenig später rollte der Wagen fort. Ich war allein im fremden Haus, unter fremden Leuten. Und doch war mir so wohl und heimisch zumute. Wie neues Leben strömte es in meinen Gliedern, eine so angenehme Müdigkeit. Und die Ruhe ringsum, — nur das freundliche Mädchen, das mich pflegte, — ich wies alle Gedanken weit von mir und gab mich ganz dem süßen Gefühl der Genesung hin.

Und dann grübelte ich darüber nach, was wohl das Aller Schönste sein könnte, was mir Mr. Wood mitbringen wollte.

War es vielleicht Tante Ann? — Oder Alexander? — Oder beide? —

Am anderen Tage stand ich auf. Frau von Rathen, die Mr. Wood von meinem Hiersein benachrichtigte, hatte meine Sachen geschickt. Alle meine Habseligkeiten waren es; da fehlte auch nicht das kleinste. Und ohne eine Frage nach meinem Ergehen, ohne ein Wort der Entschuldigung. Nur einen von Gerda gekrigelten Zettel fand ich, mit Bleistift geschrieben, unleserlich fast vor Tränen. Er war wie mit rascher Hand in einem unbewachten Augenblick seitlich in den Koffer geschoben.

„Ist's wahr, kommst Du nie wieder? Ach Lotte, komm doch!“ stand darauf. Und weiter unten, zwischen meiner Wäsche versteckt, lag ihre Lieblingspuppe. Sie sagte längst nicht mehr „Papa“ und „Mama“, war ein altes, ganz zerbeultes Puppenkind geworden in verwaschenem rosa Kittelchen. Gerdas Liebe zu ihr hatte das freilich keinen Eintrag getan.

Ich drückte das garstige Ding an mich und küßte es unter Lachen und Tränen. Das war so echt Gerda, das liebe, liebe Ding! Sie war die einzige, die an mich dachte in aller unveränderter Anhänglichkeit. Denn so viel ich auch suchte und jedes einzelne Stück herausnahm, drehte und wendete, da war nichts weiter, — von Alexander keine Zeile.

Traurig warf ich die Sachen schließlich in den Koffer zurück. Nur das Allernotwendigste behielt ich draußen. Wer weiß, wie bald ich weiter mußte, fort von hier. Vielleicht heute schon. Sobald Mr. Wood zurückkam, sobald er mich des ihm gegebenen Versprechens entbunden hatte, wollte ich reisen.

Gerdas Püppchen im Arm, setzte ich mich nachmittags ans Fenster, öffnete es und sah hinaus. Wie schön war es hier! Seitlich standen

die dichten hohen Tannen gleich einer lebenden Mauer, zwischen ihnen dehnte sich ein weiter, sanft abfallender grüner Biesenhang, über den der Wind weit ins Land hinein schweifte bis zum blaughrüben Band des fernen Flusses. Weich und schmeichelnd war die Luft, süßer Weichenduft drang zu mir herauf.

„Für das gnädige Fräulein!“

Ich hatte das Mädchen nicht eintreten hören. Nun stand es schon vor mir, legte ein Päckchen vor mich hin. Seine Handschrift! Staun konnte ich mich beherrschen.

„Es ist gut, danke!“

Das Mädchen ging. Viel zu langsam für meine sehrende Ungeduld. Endlich war ich allein. Meine bebenden Finger konnten den Faden nicht rasch genug lösen, das Kuvert zerriß ich in große Stücke. So ein dickes Paket! Was mochte er mir alles zu sagen haben? Und warum kam er da nicht selbst? Er war ja so nahe.

Noch eine Umhüllung! Seidenpapier, dann Watte, dicke weiße Watte. Ich legte sie auseinander. Da lag — in zwei Hälften gebrochen — mein goldenes Herz, — Tante Anns Medaillon. Und was war das? Sah ich recht? In der einen Hälfte war ein Bild, auf Elfenbein gemalt in unendlich zarten Farbtönen.

Ja, das war doch ich, — ich, so wie ich mich kannte, wie mein Spiegelbild mich zeigte! . . . In demselben weißen Empirekleid, das ich an dem unseligen Hochzeitstage getragen, einen Strauß Weilchen am Busen. In den Armen eines Mannes, eines jungen Mannes, zärtlich an ihn geschmiegt, zu ihm hinaufsehend, der mit glücklichem Lächeln zu mir herabblinnte.

Aber das war ja unmöglich! Hatte sich jemand einen Scherz mit mir erlaubt? — Doch das war ausgeschlossen, ich trug das Kleid zum ersten Male, — so rasch war auch das Bild gar nicht herzustellen.

Aber was war es sonst, — wie ging das zu?

Ich nahm das Bild, betrachtete es genauer. Ich zwang mich zur Ruhe, zu sachlichem Schauen. Ich war es, — und doch auch wieder nicht. Die Frisur war anders. In langen Locken fiel das Haar herab, das blond war, wie das meine; aber die Augen, die waren blau, lichtblau wie Tante Anns Augen, und die meinen waren dunkel, fast schwarz.

Tante Ann? Sollte es ein Jugendbild von Tante Ann sein? Aus der Zeit, da sie das Kleid getragen, da sie so sehr glücklich war?

Es konnte nicht anders sein! Aber war ich denn Tante Ann so ähnlich, so zum Verwechseln ähnlich? Ich wußte nichts davon. Ich hatte sie auch nie daraußhin angesehen. Ich nahm sie hin, wie man als Kind alles Gewohnte selbstverständlich und urteilslos hinnimmt. Und noch weniger hatte ich mich je mit ihr verglichen.

Auch der Mann neben Tante Ann? Wer war es? Was war er ihr? Sein Gesicht war halb beschattet, die Züge nicht deutlich erkennbar. Er mußte mir ja auch fremd sein. Wie merkwürdig das alles war!

In der unbewußten Selbstsucht der Jugend hatte ich nie daran gedacht, daß auch Tante Ann einst jung gewesen war, — jung wie ich jetzt. Ihr Dasein begann und endete für mich in der stillen Stille der wüsten blühenden duftenden Rosen und Neiden am Fenster, weit-abgeschieden, einsam und allein.

Arme Tante Ann! Würde das auch einmal mein Los sein? Und würde ich es dann so klaglos tragen, so in Schönheit und Frieden?

Ich schüttelte mich bei dem Gedanken. Alle meine frische, unverbrauchte Jugendkraft bäumte sich dagegen auf. Nein, nein, nur das nicht! Wieder noch Kampf und Not und Schmerzen, — nur nicht so still und ergeben das Ende erwarten.

Ich deckte das Bild mit der anderen Hälfte der Kapsel zu. Das feine verborgene Schloß war zerbrochen, es griff nicht mehr ineinander. Aber ich wollte das Bild jetzt nicht mehr sehen, erst wollte ich Alexanders Brief lesen.

Seinen ersten Brief! Ich begriff nicht, wie ich ihn nicht zuerst gesehen hatte, — sein Brief war doch das Allerwichtigste.

Aber wo war er? Ich suchte danach. Erst ganz ruhig, in der unumstößlichen Gewißheit, daß er da sei. Dann immer unruhiger, hastiger. Ich drehte und wendete das Kuvert, das doch seine Schrift trug, zum so und sovielten Male, untersuchte das Seidenpapier, zerzwippte die Watte . . . Es war nichts da, nichts!

Langsam dämmerte mir die schreckliche Wahrheit auf; auch er hatte kein Wort für mich.

Aber er konnte doch nicht den entsetzlichen Anschuldigungen Glauben schenken? Er mußte mir doch helfen, für mich eintreten. Wollte er es auch nicht mehr für seine Braut, seine künftige Gattin tun, — ach, ich selber hätte ihm dies verwehrt — mußte er es doch tun für die Dame, die in seinem Hause gelebt, unter seinem Schutz gestanden hatte.

Plötzlich kam es mir: ach, das Bild, das unselige Bild mußte schuld sein! Er hielt es für das meine. Born, Schmerz und Eifersucht hatten ihn verwirrt, geblendet. Die Täuschung war ja auch zu groß. Er hatte nichts gesehen als mich, mich, seine geliebte Lotte, in den Armen eines jungen Mannes!

Dazu kam meine Flucht. Mein Bleiben hier in dem Hause eines Fremden. Mußte er das nicht falsch verstehen? Anklagen, beschuldigen wollte er mich nicht, — er schwieg. Schwieg ganz einfach und dachte nicht, daß das doch tausendmal schlimmer war, härter und verletzender als jede offene Frage.

Hatte er so gar kein Vertrauen zu mir? Stand seine Liebe auf so schwachen Füßen?

Jorn und Empörung walteten in mir auf. Ich ballte die Hände in bitterem Schmerz und drückte sie an meine Schläfen, wo das Blut wild pochte und hämmerte. Nur Ruhe, ruhig bleiben, ich wollte ja nicht wieder krank werden. Fest und stark wollte ich sein — Er ist es ja gar nicht wert, daß ich mich so tödlich um ihn gräme, wenn seine Liebe so gar keinen Glauben hat . . .

Doch bald fiel mein stolzes Schutgebäude wieder zusammen. Aufstöhnend barg ich das Gesicht in den Händen, und bitterlich schluchzend rief ich nach ihm mit blutender Seele. Tausend Entschuldigungen fand ich für sein Fernbleiben, tausend Möglichkeiten für sein endliches Kommen. Das konnte doch nicht das Ende sein! — Trennen wollte ich mich von ihm, gern und freudig wollte ich ihm das Opfer bringen, das sein mußte, — aber nicht so, nicht so . . .

Nach und nach wurde ich ruhiger. Ich sammelte die Papierschmüßel, die seine Handschrift trugen, legte sie zu Gerdas Puppe und verschloß beides.

Meine Seele hatte sich müde gerungen im Kampf; sie war still geworden. Nur meine verweinten Augen brannten noch, mein Kopf schmerzte empfindlich. Einige Schritte an der frischen Luft werden mir gut tun, dachte ich. Ich nahm ein Tuch um die Schultern und ging hinunter.

Unten im dämmerigen Flur lief das Mädchen eilig an mir vorbei: „Ach, wollen Sie ausgehen?“ fragte es. „Der Herr kommt bald zurück. Der Wagen ist schon fort, er hatte telegraphiert. Wir sollen auch die Fahne auf dem Turm aufziehen. Zum ersten Male! Nein, so was!“ Fort war sie, das Schlüsselbund in ihrer Hand klapperte lustig.

Ich trat durch ein Hinterpförtchen ins Freie. Ein schmaler Weg an dem etwas verwilderten Küchengarten entlang lockte mich. Es war so heimlich hier, so altväterlich einfach, zum Ausruhen geschaffen.

Seitwärts blinkten, von hohen Bäumen halb verdeckt, die Gewächshäuser, riesige schimmernde Glasläden, in denen wohl die seltsamen Orchideen blühten und lebten. Rasch wendete ich den Kopf. Immer wieder eine Erinnerung an den Tag, den ich doch vergessen wollte und mußte, trotzdem er mit Flammenschrift in mein Gedächtnis eingegraben war.

Raschen Schrittes ging ich eine Weile zwischen den niedrigen Tannenhecken dahin. Ihr dunkles saftiges Grün tat meinen Augen wohl. Bei einer Biegung des Weges hielt ich und sah zurück.

Da lag das Haus vor mir. Ein kleiner schloßähnlicher Bau, ein runder Turm, eine wehende Fahne darauf. — Seltsam bekannt, ja vertraut kam mir das alles vor; es schlug einen Ton in mir an, eine Weise aus alter Zeit, — ganz fern, fernher, wie leise dämmernd noch hinter der Schwelle des Bewußtseins. Es sang und klang in mir. Lange, lange stand ich und schaute und konnte das erlösende Wort nicht finden.

Die Sonne stand schräg. Schon neigte sich der feurige Ball dem Untergange. Da erhellten die Fenster des Gebäudes in rotem Schimmer; sie strahlten, als wären Tausende von Herzen hinter ihnen entzündet. Der leuchtende Schein, von den blitzenden Scheiben zurückgeworfen, schien von innen heraus zu kommen, von innen aus dem Haus.

Ich hatte auf einmal das Gefühl, ich müsse das Häuschen umdrehen können. Gleich so mit der Hand. Ich wollte die andere Seite besehen. Da mußte der Schutzengel sein mit dem Kind in der Wiege. Des Engels Flügel leuchteten rötlich durch die nächtliche Dunkelheit, — leise Atemzüge, — Tante Anns schlichtes weißes Bett, — das Lämpchen daneben, — oh, nun wußte ich es! Das Lämpchen, das meiner Kindheit geleuchtet, trug ein Bild: ein kleines schloßähnliches Gebäude, ein runder Turm, eine wehende Fahne und darunter die Worte: Annenhof.

„Annenhof!“ rief ich laut wie befreit aus und erschrak doch im selben Moment vor meiner Stimme. Denn hinter mir, ganz dicht hinter mir erwiderte eine andere Stimme ebenso!

„Annenhof!“

War das nicht Tante Ann? Es rief mich herum mit einem Ruck. Da lagen auch schon ein paar weiche Arme um meinen Hals, eine zuckende, bebende Gestalt schmiegte sich an mich.

„Tante Ann! Tante Ann!“ jubelte ich heilhaft. „Bist du es, bist du es denn wirklich?“

„Mr. Wood, haben Sie das mitgebracht? Das ist das Schönste, das Aller Schönste! Ach Dank, heißen Dank!“ Ich wand mich aus Tante Anns Armen und beugte mich über seine Hand. Fast erschrocken wehrte er meinen Kuß ab:

„Nicht doch, Kind, nicht doch . . . nicht so . . .“

Nicht so? Warum nicht? Ich sah ihn an, dann Tante Ann. Die schüttelte nur den Kopf:

„Du kannst ihm schon gern einen richtigen Kuß geben!“ sagte sie mit einem ganz merkwürdigen Lächeln. Halb verlegen, halb glücklich.

„Wenn du meinst?“ — Ich tat es, aber etwas zögernd und peinlich berührt von ihrer so unverständlichen Art und von ihrem seltsamen Wunsch.

War Mr. Wood denn ein so guter Bekannter von ihr, — ein so naher Freund? Und doch hatte ich nie etwas von ihm gehört, hatte sie mir nie von ihm gesprochen.

Ein verlegenes Schweigen folgte. Mr. Wood wechselte einen Blick mit Tante Ann.

„Nicht hier, — später“, sagte sie leise abwehrend. „Laß nur!“

Da schob Mr. Wood ihren Arm durch den seinen und drückte ihn an sich. Seite an Seite ganz dicht nebeneinander gingen sie vor mir her auf dem schmalen Weg, den ich herabgekommen war. Bekommen folgte ich den beiden.

Streichelnd glitt Tante Anns Hand ab und zu über einen Busch am Wege, stumm, wie in scheuer Zärtlichkeit sah sie sich um. Durch das kleine Pförtchen betraten wir das Haus.

„Kann ich gleich mit ihr hinauf?“ fragte Ann.

„Wie du willst, — es ist alles wieder wie einst!“ antwortete Mr. Wood mit weicher Stimme.

„Alles wie einst!“ wiederholte Ann ebenso.

Sie machte eine Bewegung nach ihm hin. Wollte sie Mr. Wood küssen? Nein, sie reichte ihm nur die Hand. Er behielt sie lange in der seinen, Auge in Auge standen sie, ganz versunken.

Was war das? Das war nicht mehr meine Tante Ann. Sollte ich auch sie verloren haben? Ich seufzte tief. Da machte sie sich los, lief vor mir die Treppe hinauf mit eiligem Schritt, leichtfüßig und rasch wie ein junges Mädchen.

„Komm schnell, Lotti, komm! Ach wie viel muß ich dir sagen!“

Ich konnte ihr kaum folgen. Droben angekommen, warf sie eilig ihre Sachen ab, Hut und Mantel warf sie mitten auf den Vorplatz hin, — sie, meine peinlich ordentliche Tante Ann! Und dann lief sie durch alle Zimmer, ungeduldig, strahlend wie ein Kind. Ich ging hinter ihr drein, ganz benommen, scheu und verschüchtert fast durch ihre Art. Endlich in einem kleinen runden Turmzimmer ließ sie sich auf dem Divan nieder. Sie atmete schwer. Die heißen Tränen rannen ihr über die Wangen; dabei lächelte sie glücklich zu mir auf.

„Tante Ann, was ist denn, was hast du?“ fragte ich voll Angst. Und als sie nicht antwortete, kniete ich vor ihr nieder, umfakte ihre Arme und leckte:

„Ach, sag' doch, Tante Ann, was ist? Was ist?“

Sie zog mich zu sich auf das Kossier, umschlang mich zärtlich:

„Ich muß dir viel, ach, viel erzählen, Kind!“ küßte sie beklommen. „Komm näher, — so, noch näher!“

Da bettete ich meinen Kopf an ihre Brust, dicht, ganz dicht, ich spürte ihren raschen Herzschlag.

Tante Ann erzählte:

Eine lange traurige Geschichte. Viel Leid und Schuld war darin und Unglück, aber auch viel Liebe und Treue. Und Liebe und Treue trugen den Sieg davon, und der Rest war Glück, strahlendes, jauchzendes Menschenglück, an dem auch ich mein Teil hatte.

„Es war einmal ein junges Mädchen,“ — begann Tante Ann, „der Name tut ja nichts zur Sache, — die galt als schön, und wurde sehr geehrt in ihren Kreisen. . .“

„Warst du es, Tante Ann, erzählst du von dir?“ fragte ich dazwischen. Sie nickte:

„Ja, Kind!“ — Und nach einer Pause: „Ich hatte einige Anträge, gute liebenswerte Männer; Männer mit Rang und in sicherer Stellung boten mir ihre Hand. Man hätte es gern gesehen, wenn ich zugegriffen hätte; es wäre eine gute Versorgung gewesen. Aber es war niemand, der mich zwingen konnte. Die Eltern waren tot, — es lebte nur eine alte Tante bei uns, bei mir und meiner einzigen Schwester. —“

„Vell?“

„Bei mir und Vell. Vell redete mir auch sehr zu. Sie selbst war nie hübsch, wurde nie begehrt, da auch ihr Wesen wenig liebenswürdig war. Sie kam also für eine glänzende Heirat nicht in Betracht. Heirateten wir nicht, konnten wir später, wenn unser kleines Vermögen fast verbraucht war, in dem Städtchen Unterkommen finden. Unsere Familie besaß dort zwei Freistellen. Aber nur für Mädchen war diese Zuflucht, nicht für Frauen.“

Eines Tages brachte Vell, — sie war klug und arbeitete viel, — einen jungen unbekanntem Privatgelehrten ins Haus. Sie studierten zusammen und unterhielten sich angeregt über eine Menge mir gänzlich fernliegender wissenschaftlicher Dinge. Vells Augen leuchteten; sie wurde förmlich hübsch in dieser Zeit. Verwundert und stumm sah ich dabei und hörte ihnen zu. Und immer öfter stockte der Redefluß des gelehrten Mannes, und immer öfter flog sein Blick über die Bücher hinüber zu mir blondem dummem Ding. Ich wußte es bald ohne viele Worte: „Er ist es! Er, der einzige, den du lieben kannst.“ — Ihm ging es ebenso. Und es dauerte nicht lange, da fanden sich unsere Herzen und Hände zu unlöslichem Bund.“

„Wer war es, Tante Ann, wer?“ forschte ich.

Sie schüttelte in stummer Abwehr den Kopf und fuhr nach einer Weile fort:

„Mit allem, was er besaß, haute er uns ein Nest. Weitab von den Menschen. Dort in der Stille wollte er sein großes Werk, eine botanische Arbeit, vollenden. Ahnungslos, ich hatte ja nur Augen für ihn gehabt, — hat ich Vell, sie sollte mit uns kommen. Aber sie machte ein finstres Gesicht, wie all die Zeit her. Und als ich nicht ablieh mit Bitten, fielen harte böse Worte von ihren Lippen.“

In tödlichem Schreck erkannte ich: auch sie hatte ihn geliebt. Sie hatte ein geistiges Band, das sie beide in gemeinsamer Arbeit, im gemeinsamen hohen Gedankenflug verknüpfte, für Liebe gehalten. In mir,

dem „dummen hübschen Lärchen,“ wie sie mich nannte, hatte sie keine Gefahr gewittert.

Nun lehrte sich ihre verschmähte Liebe in Haß und wilde Eifersucht und streute eine Saat von Mißtrauen und Angst und Zweifel.

Die böse Saat blieb lange tot liegen. Lange währte unser Glück. Aber als dann die Sorgen kamen, keimte sie und ging auf und wuchs und wuchs.

Erst waren es materielle Sorgen. Die Arbeit hatte nicht den gewünschten Erfolg, nur Angriffe aller Art zog sie nach sich. Da kam der Zweifel zu mir, der Zweifel an seinem Können, den Bell in mich gesät. Damit trieb ich ihn zu neuen Plänen, neuen gewagten wissenschaftlichen Versuchen und Behauptungen, einem fieberhaften, hastigen Arbeiten, das doch zu keinem Ziele führte. Ich selbst war matt und elend damals. Mein Lächeln, meine frische Zuversicht hätten gewiß den Erfolg nach sich gezogen, — mein Zweifel lähmte dem trotz allem so geliebten Mann die Schwingen.

„Arme Tante Ann!“ lieblosend streichelte ich sie. Ihre Selbstvorwürfe klangen so unendlich traurig.

„Es fielen böse Worte zwischen uns, Worte, wie sie nie vorkommen sollten. Ich gab sie ihm zuerst, — er war leidenschaftlich und

der Reihe nach aufgeführt. „da man sich ja bei einer so ungemüthlichen Kiste zu Hause doch nicht wohlfühlen kann“ . . . und begann jetzt langsam wieder solide zu werden. Dazu fehlten ihm aber die Gardinen an den Fenstern der bereits fertig eingerichteten Wohnung, und er, der meist sehr launischfröhliche Beamte, begann zu fluchen.

Seine Frau besänftigte ihn so gut es ging, indem sie mitschimpfte.

„Ja, du hast ganz recht, es ist auch himmelschreiend, außer mir bin ich . . . außer mir über so eine Bummellei! Seit vierzehn Tagen ist der Tapezierer bestellt, und noch immer hat er keine Zeit zu kommen. Wenn man sich bloß nicht auf diese Handwerker zu verlassen brauchte!“

Grete und Max fingen an zu ulken:

„Mußt einfach die Stunde doppelt bezahlen, Mutter, dann werden die Herren schon früh genug antanzen, aber wenn du bloß 60 Pf. geben willst. . .“

„75 bitte“, verbesserte Frau Burckhard. „Und für jedes Fenster braucht so ein Mensch zwei Stunden, macht bei sieben Fenstern vierzehn Stunden mal 75 Pf., sind zusammen . . .“

Der Rat, dem dieses Sonntagmorgengespräch beim Kaffee ganz und gar nicht behagte, fuhr von seiner Zeitung hoch.

„Das gibt's einfach nicht, Emilie! Ihr denkt wohl, ich sitze auf dem



Auf der Blumenwiese.

heftig; er gab sie mir zurück. Stets versöhnten wir uns; unsere Liebe blieb ja im Grunde unverändert dieselbe. Angst und Sorge und Not und Nutzlosigkeit streuten nur ihre dicke, graue Aschenschicht darüber.

Da, ein Lichtstrahl, — ein lockendes Anerbieten: eine wissenschaftliche Expedition ging nach dem Innern Brasiliens; die Stelle des Botanikers wurde meinem Mann angeboten. Er nahm an trotz meiner gegenteiligen Bitten. Wie bitter packte mich Schmerz und Reue bei dem Gedanken, ihn auf Jahre zu verlieren! Er nahm an, um der pekuniären Vorteile willen, denn mein Vermögen war auch zu Ende, — und dann: er wollte den Glauben an sich und sein Können wiederfinden. Den Glauben, den ich ihm geraubt.

(Fortsetzung folgt.)

Papa hilft!

Skizze von Elise Strafft. (Nachdruck verboten.)

Familie Burckhard hatte schon eine ganze Woche den Wohnungs- umzug hinter sich, und noch immer fehlten an der Bierzimmerfensterreihe die Gardinen.

Dem Hausherrn fiel das schließlich auf die Nerven. Er war zwar in der Umzugswoche nie zu Hause gewesen, hatte sämtliche Stammkneipen

„Meinst du wirklich . . . du könntest das, Hermann . . . Gardinen aufstecken? So ordentlich mit Rouleaus drunter und Portieren drüber, so ordentlich mit . . .“

„Kleinigkeit! Mein Vater hat das immer alleine gemacht; mein Vater hat sich sogar ganz komplizierte Rouleauzüge allein ausgetiftelt, ich könnte die im Schlaf nachmachen, so oft habe ich ihm dabei geholfen. Nauu . . . was steht ihr denn noch und guckt? Max, die Stehleiter, Grete, den Werkzeugkasten . . . und Anna muß mir noch vor der Kirchzeit einen Steinbohrer aus dem Eisengeschäft holen, dazu vierzehn Gardinenhaken und ebensoviel Porzellanringe, verstanden? Habt ihr denn das andere alles da?“

„Was denn?“ fragte die Hausfrau ungewohnt kleinlaut.

„Na, Schnur, Bindfaden, Gardinen-Eisenhaken und Ziehquasten!“

„Ziehquasten?“ wollte Frau Burckhard das räthelhafte Wort nachsprechen, unterließ es aber, als sie das herausfordernde Gesicht des helfenden Gatten sah. Während sie den Waschkorb mit den frischgeplätteten Gardinen ins Zimmer schleifte, rechnete sie sich heimlich aus, wieviel sie durch die bereitwillige Hilfe des Gatten am Wirtschaftsgelde sparte, und beschloß sehr erfreut, für die Summe, die sonst der Tapezierer bekommen hätte, sich einen neuen Winterhut zu kaufen. Ein furchtbares Klirren und Krachen schreckte sie jedoch sehr unsanft aus diesem erfreuenden Gedankengang hoch.

Max war mit der eiligst herbeigeschleppten Leiter an die Gaskrone

gehoben.

„Das gibt's einfach nicht, Emilie! Ihr denkt wohl, ich sitze auf dem Geldsack! Tapezierer . . . Unsinn! So was macht man sich als praktischer Mensch hübsch alleine! Aber ich sage ja, drei Weiber hat man mit dem Dienstmädchen im Hause, und keine versteht zu sparen, oder sich so eine Bagatelle selber zu machen! Gardinen aufstecken . . . Spaß! . . . Rinderspiel ist das überhaupt! Verschmeißt denn noch dafür Geld weg? Ich werde euch sogar dabei helfen! Holt mir mal gleich den Klimbim her, ich werde euch mal zeigen, wie so was geht . . . ohne Kosten, ohne Umstände, und eleganter wie so'n Faule es macht, der jede Stecknadel erst siebenmal umdreht, ehe sie richtig sitzt. Na, dalli . . . dalli . . . jetzt ist's neune, in zwei Stunden sitzen alle sieben Fenster, um zwölf kann Mittag gegessen werden, und um ein Uhr ist man endlich wieder Mensch, und kann aus 'ner fertigen Wohnung heraus 'ne Landpartie nach 'm Grunewald bei dem schönen Wetter machen!“ Die vierzehnjährige Grete und der elfjährige Max starrten entgeistert ihren redseligen Vater an und ahnen fürs erste ihre dritte Schrippe auf. Und die Frau Rat machte ein sehr sonderbares Gesicht und legte den Arm so schonend wie möglich um den Gatten.



Eine Ballade.

Der Rat schimpfte wie ein Mohrspan.
„Männle nicht hingucken, wo de läufst, Taps du! Natürlich alle drei kann aufgesetzten Strümpfe und zwei Zylinder entzwei! Aber ich sage ja . . . wenn man sich nicht alles selber macht, geht's drunter und drüber . . .“

Er riß dem Jungen die Stiehlleiter so heftig aus den Händen, daß er dabei über den von Grete aufgerollten Teppich stolperte und mit der Stirn gegen die Kante des Vertikos stieß.

„Verflucht noch mal . . . laß doch den Teppich liegen, wie er liegt!“
„Is doch bloß wegen der Stecknadeln, Papa.“ entschuldigte sich die Tochter, „wer soll denn nachher die vielen Nadeln aus dem Smyrna suchen?“

Der Rat rieb sich den schmerzenden Kopf, an dem langsam aber sicher eine blaue Beule emporblühte.

„Bin ich etwa so liederlich, daß ich Stecknadeln auf die Erde schmeiße? So was steckt man sich als praktischer Mensch einfach vorne an den N . . .“

Er schwiig bestürzt, da er bei der heftigen Drehung der Leiter mit dem linken Ellenbogen einen Kasten vom Fensterbrett herabstieß, den seine Frau da oben hingestellt hatte: Sämtliche Stecknadeln, die im Haushalt aufzutreiben gewesen waren . . .

Dazu sagte der Papa kein Sterbenswörtchen. Er stieg so schnell auf die Leiter, als ob er vor irgend etwas in unerreichbare Höhe flüchten müßte, und besah sich von oben das Schlachtfeld.

Anna kam erhist mit dem Steinbohrer, den vierzehn Gardinenhaken und Porzellanringen und hatte 2 M. für die Beschaffung ausgegeben.

„So ein dummes Mädel versteht eben nichts einzukaufen“, kurrte der Hausherr, als Frau Burkhart das Jammernd viel zu teuer für „so'n Zeug“ fand. Sie sah mit Entsetzen, wie sich unter den temperamentvollen Bemühungen ihres lieben Gatten der Stall unter der schönen neuen Tapete löste und wie ein weißer Sprühregen über die Möbel herniederkam.

„Wozu machste denn gleich so'n furchtbar großes Loch für die dünnen Haken?“ wagte sie zu fragen.

„Galt 'en Mund, und mir lieber die Leiter . . . das ist fürs erste das Beste“, kam es von oben herab. „Und du, Max, laß mal runter zum Portier und frage ihn, ob er nich 'nen anständigen Hammer hat? Mit dem Dings kloppt man sich ja eher alle zehn Finger kaput, ebe man einen Haken in die Wand rein kriegt. Was sind denn das überhaupt für Wände! Stroh und Papier mit Kalksauc . . . früher zu meiner Zeit, da haute man doch wenigstens noch massive Steinwände, wo so'n Nagel wenigstens fest saß, aber heute, . . . aufsch! . . . jetzt reißt mir der verfluchte Dred den ganzen Daumen auf! Das ist überhaupt kein Steinbohrer, den mir das Schaf geholt hat, das is ja 'ne Höllemaschine! Dunner und Doria, Frau, hol' mir erst mal 'nen Lappen zum Umbinden . . .“

„Was is los? Blut is aufs Parkett getropft? . . . Na, dann wischt's doch ab; denk' ihr, ich komm' deswegen von der Leiter runter? Blut . . . bei so 'ner kleinen Schramme, Unstun, wird woll en Füssel sein von der Portiere! . . . Grete, geh' mal raus zu Rektors und frage, ob dir die nich auf fünf Minuten ihren Steinbohrer pumpen könnten . . .“

Grete lief, Max kam, und Anna wurde auf den Hängeboden geschickt, um die Koulcauschnur in irgendeiner Umzugskiste zu suchen.

Endlich sahen die Haken und ein Rouleau, bloß — es zog sich nicht.

Der Rat zerrte wie ein Bahnsünniger an der Schnur, aber es saß irgendwo fest.

„Das Beest klemmt sich, das liegt an der alten, abgenutzten Schnur, da sind Knoten drin, aber natürlich, wann hat man denn mal ordentliche Sachen im Hause? Gehen Sie mal und holen Sie neue Koulcauschnur Anna!“

„Is schon längst zehne“, meinte diese brummend, „is nischt mehr zu holen bei Kirche . . .“

„Dann geh'n Sie hinten rum“, rief Herr Burkhart wütend. „Zum Donnerwetter, wer wackelt denn fortwährend an der Leiter? Ich soll mir wohl wegen eurer lumpigen Gardinen den Hals brechen? — Max — Bengel — wenn du Klammzüge unter meinen Beinen machen willst, lösch ich dir eine —“

Max sprang zur Seite, stieß die Gardinenstangen, die an der Leiter lehnten, um und gleichzeitig damit eine Nase entzwei.

Jetzt kletterte Herr Burkhart doch von der Leiter herunter. Er holte aus und schlug aus Versehen anstatt auf den entweichenden Sohn auf Grete, die laut aufweinend dem Bruder nachstürzte.

Die Ehegatten waren plötzlich allein. Sie sahen sich an, und Frau Burkhart meinte liebevoll: „Du hättest dir auch deinen guten Kock bei der Kalkpzigerei ausziehen können, Hermännchen . . .“

Hermännchen hörte aber nicht. Er drapierte jetzt Jede zweite Stecknadel warf er dabei fluchend beiseite, „weil das vermalmedeite Zeug keine Spizen hatte“, und die Gardinenstange drehte sich unter den ungeduldigen Fingern lustig um sich selber herum.

Der Hausherr wurde wild.

„Anstatt, daß de wie'n Olgöge dabei stehst, sollste mir lieber 'ne Flasche Bier holen“, schrie er seine Frau an. „Bring' man gleich zweie“, setzte er sanfter hinzu, als sie sofort lossteuerte.

Endlich zog sich ein Rouleau.

Und gerade als es elf Uhr schlug, legte der Rat feierlich auch die fertig drapierte Gardinenstange über die Haken.

Als er mit großer Mühe seinen Kopf endlich wieder unter den Falten und Quasten herausgezogen hatte, stolz wie ein Sieger, schrie Grete los: „Wo is denn de Mitte, Papa, die sieht man ja gar nich!“

Und die Hausfrau setzte bekümmert hinzu: „Ich glaube, Hermännchen, der linke Flügel sitzt schief!“

„Quatsch! . . .“ jagte Hermännchen erboht, „das sieht bloß von unten so aus! Hier oben ist alles in Ordnung, das kann ich besser beurteilen wie ihr!“

„Na ja . . . dem Lettern wir eben immer oben erst auf de Leiter ruff, wenn wir's richtig sehen wollen“, grientete Max. „Onkel Otto, Tante Hermine, Großmutter, alle müssen ruff . . .“

Der Vater hörte glücklicherweise gar nicht hin. Er zerrte an dem schiefen Ende so lange herum, bis sich die Gardinenstange wieder mit dumpfem Krachen löste, so daß Herr Burkhart vor Schreck beinahe mit herabgepoltert wäre.

„Da haben wir die Beschaffung“, schrie er aufgebracht in die plötzlich beängstigte Stille seiner Familienmitglieder hinein, „das kommt bloß von eurer Quatscherei da unten. Müßt ihr denn wie die Orgelpfeifen da unten Wache steh'n und flug schnacken? Da soll der Teibel nich nervös bei werden, wenn die Leiter einem fortwährend unter den Beinen hin- und herkippelt! Wo habt ihr denn überhaupt dieses vorsintflutliche Jammergefäß her, da kann ja kein Mensch drauf in Ruhe arbeiten! Anna . . . fragen Se mal unten bei Müllers, ob se nicht 'ne handfeste Leiter haben, und du, Frau, mach' mir erst mal 'n besseres Bröckchen zurecht; selbst an sein Sonntagsfrühstück muß man selber denken bei solcher Wirtschaft!“

Anna lag, die Hausfrau lief, und Max und Grete versuchten, wieviel Nägel sie zu gleicher Zeit auf der Zunge festhalten könnten, ohne sich zu rigen, bis ein furchtbarer Schrei ertönte.

Max hatte einen Nagel runtergeschluckt. Er schien zwar ganz ordnungsmäßig den Schlund herunterzurutschen, aber es war doch eine furchtbare Aufregung in der Familie plötzlich, und Max stellte sich wie ein Besessener an

„Au weih, au weih, au weih, ich erstick' . . .“

Der Herr Papa rutschte beinahe, so schnell kam er von der Leiter herab.

„So'n verflissener Bengel, so eine nichtsungige, heimtückische Bande . . . Nägel kau'n . . . wie so'n Kerl in'n Panoptikum . . . Langlegen, Bengel, Kartoffeln schluden, dann Rhabarber nehmen, drei Schlüssel voll Rhabarber . . . ich glaube, die Gesellschaft hat nich mal Rhabarber im Haus!“

Alles stürzte und schrie durcheinander, dieweil Max sich wie ein Mal auf dem Sofa krümmte. Das war entschieden anzufassen, sich so als Held des Tages, um den sich alles in Sorge drehte, zu fühlen.

„Ei . . . einer aus u . . . unserer Schule . . . hat . . . hat auch mal 'n Nagel verschluckt, da . . . da hat der Doktor Rotwein verordnet und was Hartes . . . Schokolade glaub' ich, Mutter“, stöhnte er leidvoll.

Die gute Mutter brachte alles herbei, was der Herr Sohn wünschte. Und als sie das schweißtriefende Gesicht ihres Geliebten sah, als sie die wüste Unordnung im Zimmer betrachtete, legte sie selbst schwachmatt die Hand auf die Schulter ihres fleißigen Mannes.

„Laß es man lieber mit dem Gardinenaufstecken, Hermännchen, du regst dich unnötig dabei auf und . . . und der Tapezierer hat auch gesagt, er würde morgen bestimmt kommen können . . .“

Der Rat nickte ergeben, indem er sich so brüderlich wie möglich mit seinem Sohn die so unerwartet erschienene Flasche Rotwein teilte.

Wenn de durchaus nich willst, daß ich euch helfen soll, wenn de durchaus des viele Geld für so 'ne leichte Arbeit wegschmeißen muß . . .“

„Ja, ja . . .“ beeilte sich Frau Burkhart zu versichern, räumte die Leiter fort, den Waschkorb mit Gardinen, die Nägel Schnur und Porzellanringe, und sagte draußen im Korridor aufatmend zu ihrer sicheren Tochter: „Ich glaube, ich werde verrückt, wenn Papa noch mal hilft . . .“

„Kupfer!“

Skizze von Heinrich Lee. (Nachdruck verboten.)

„Die Farbe ist goldbrüchig! Kupfer wird Trumb!“

„Und ich erkläre Ihnen: Ein Hammel, ein Vowel ist die Farbe!“
schrie Herr Ismar Saloschin, Chef des gleichnamigen berühmten Berliner Konfektionshauses, mit purpurrotem Gesicht auf seinen ersten Konfektionär, Herrn Jakobowiz, ein. „Keinen Faden verkaufe ich von dem Stoff. Wer hat das im voraus prophezeit? Ich! — Wer hat behauptet, daß die Farbe das Kennen machen wird — wer hat so lange auf mich eingeredet, bis ich die zwanzigtausend Meter auf dem Halbe habe? Sie!“

Im Hintergrunde hatte sich das ganze Eugros-Lager zusammen-
gefunden — die Anprobierdamen, die übrigen Konfektionäre, die Reisenden, die Einrichter, die Zwischenmeister, die gerade die fertige Ware abliefern kamen, sogar die Lehrlinge und die Hausdiener. Es war gut, daß es noch so früh am Tage war, weil um diese Zeit noch keine Kundschaft kam, sonst wäre vermutlich auch noch diese zum Zeugen des Skandals geworden.

„Ich verbitte mir diesen Ton, Herr Saloschin“, erwiderte Herr Jakobowiz mit der Ruhe und Würde eines Gentleman.

„Sie haben sich gar nichts zu verbitten. Sie sind bei mir in Stellung.“

„Die kündigt ich hiermit.“

„Das soll mir nur lieb sein.“

Herr Saloschins Zorn schien hiermit einstweilen sein Genüge gefunden zu haben. Ohne die bisherige Säule seines Hauses noch eines weiteren Wortes zu würdigen, schoß er wie ein Wiesel zwischen den in den großen weiten Lagerfälen aufgehängten Tuchballen und den mit Mänteln, Mützen und Jackets vollbehängten Stangen davon, wobei gleichzeitig der Kreis der Lauscher im Hintergrunde wie ein aufgeschrecktes Vögelchen von Hühnern auseinanderstob. Fünf Minuten später war die sensationelle Kunde, daß Herr Jakobowitz gekündigt hatte, aus dem Engroslager bereits in alle Ateliers, in den Detail-Verkauf, ja sogar in das kleine Zimmer, wo die Agenten warteten, gedrungen und überall rief sie die größte Aufregung hervor. Damit nicht genug — sie verbreitete sich vom Hausvoigteiplatz, der Hochburg der Berliner Konfektion, bis zur Jägerstraße und in den berühmten Keller von Niquet, wohin zur Frühstückszeit die Elite der Konfektion strömt, um bei Nürnberger Bier und warmen Würstchen die großen Tagesereignisse aus der Branche zu besprechen und ihre neuesten Wize in Umlauf zu setzen.

Es war gerade kurz vor Februar, das heißt, der Zeit der „Durchreise“, der hohen Saison, wo aus ganz Deutschland die Mäntelgeschäfte ihre Einkäufer nach der Reichshauptstadt entsenden, um hier mit kritischem Blick ihren Bedarf für das Frühjahrsgeschäft zu decken. Die große Frage, die um diese Zeit bei Niquet erörtert wird — die Frage, die alle anderen Gesprächsstoffe zurückdrängt — die Frage, von der alles Wohl und Wehe abhängt, ist dann: „Was wird in diesem Jahr die Modefarbe, was der Schlager werden? Wohl hat der Tuchlieferant seine Muster geschickt, wohl hat man schon Bestellungen darauf gemacht. Aber noch schwebt bleiern, schwül, gewitterschwanger eine völlige Ungewißheit in der Luft, was in diesem Frühjahr getragen werden wird, bis eines Tages ganz urplötzlich — niemand weiß, wie, woher, warum — das große Lösungswort erfolgt, das dem diesjährigen Geschmack die Richtung gibt. Wohl dem Hause, das dann die richtige Nase gehabt, das sich vorher zur rechten Zeit mit dieser Farbe versorgt hat, denn die Bestellungen können die Nachbestellungen jetzt nicht mehr bewältigen und wer zuerst kommt, malt zuerst. Wehe aber denjenigen, die ihr Lager mit der falschen Farbe vollstopfen! Nicht nur, daß dadurch vielleicht ein Vermögen verloren geht — obendrein kann aus Mangel an den richtigen Stoffen auch den einlaufenden Bestellungen nicht genügt werden!

Was also würde in diesem Jahre Favorit sein? Von Grau wurde gemunkelt, von Marengo, von Erdbeer, Flieder, Kupfer — oder vielmehr Cuivre, wie man sich lieber gebildet ausdrückt — und täuschten nicht alle Vorzeichen, so kam diesmal Marengo an die Reihe. Man merkte es daran, wie eifrig diese Farbe schon jetzt, noch vor Beginn der „Durchreise“, begehrt wurde. Aber schon oft hatten solche Zeichen getragen und schließlich kam ein Außenseiter ans Ziel.

Das Gespräch im Keller, das sich bisher ausschließlich um Grau, Marengo, Erdbeer usw. gedreht hatte, nahm jetzt plötzlich eine Wendung. Der Name Jakobowitz wurde laut. Jakobowitz von Saloschin? Er ging fort von Saloschin? Warum? Bloß weil sie sich beide in die Haare geraten waren? Und Saloschin ließ ihn gehen? Wer in dem Keller jetzt sein Glas Nürnberger trank, der konnte hören, daß Herr Jakobowitz der geniale Konfektionär am ganzen Hausvoigteiplatz war, daß keiner wie er den Pariser Modellen den richtigen Berliner Schwung zu geben wußte, und daß keiner auch eine so ausgebildete Nase hatte wie er — nicht nur in rein körperlichem Sinne, sondern auch was die richtige Witterung betraf. Und außerdem — wo würde denn neulich erzählt, daß Jakobowitz sich allernächstens mit einer Schwester von Frau Saloschin verloben und daß er dann Saloschins Kompagnon werden würde? — Dann würde also die Verlobung doch sicher auch in die Brüche gehen?

Man begriff Saloschin nicht. Einen wie Jakobowitz kriegte er doch im Leben nie wieder! Wieviel bekam er eigentlich bei Saloschin Gehalt? Dreißigtausend Mark? So viel bekam doch nur ein gewöhnlicher Minister. Reizen würde sich natürlich jedes Haus um Jakobowitz.

„Da kommt er! rief plötzlich eine Stimme in das allgemeine Durcheinander. Und richtig! Durch die kleine Glastür trat, alle Blicke auf sich ziehend, ein sehr elegant gekleideter junger Mann ein, noch eleganter, als man es von den Herren der Konfektion schon ohnehin gewohnt ist.

„Sie haben bei Saloschin gekündigt?“ scholl es ihm aus zehn, zwölf Stimmen zugleich entgegen.

„Allerdings!“ erwiderte Jakobowitz mit eifriger Ruhe. Dann, als wäre nichts geschehen, wandte er sich an den Keller: „Frits! Einen Schnitt und ein Paar Würstchen! Aber mit Meerrettig!“

Seine Privatwohnung hatte Herr Saloschin an dem vornehmen Reichstanzlerplatz der dicht am Spandauer Forst gelegenen Endstation der Hochbahn, wo sich nenerdings die Koryphäen der Berliner Konfektion mit Vorliebe anzusiedeln pflegen. Seit einigen Wochen hatten Saloschins Logierbesuch, und zwar aus Beuthen in Oberschlesien — ein reizendes junges Mädchen, Frau Saloschins jüngere Schwester, mit dem hübschen Namen Susi.

Gerade heute sollte die Verlobung Susis mit Herrn Jakobowitz, von der schon in Niquets Keller gemunkelt war, perfekt werden. Es war vereinbart, daß der Herr des Hauses nach Geschäftschluß Jakobowitz zum Abendessen mitbrachte. Nach dem Essen sollte Susi, während Herr und Frau Saloschin im Wohnzimmer die Abendblätter lasen, im Musikzimmer sich ans Klavier setzen, Jakobowitz sollte ihr die Noten umwenden, — obwohl er eigentlich gar keine Noten lesen konnte und so wenig musikalisch war, daß er den Walzer aus der „Dollarprinzessin“ beständig mit Chopins Trauermarsch verwechselte — und dann sollte zwischen den beiden das weitere erfolgen, worauf das Ehepaar vor freudiger Überraschung über das glückliche, ganz unvermutete Ereignis wie aus den Wolken fallen sollte.

Alles war somit schon aufs Beste vorbereitet, in dem prachtvollen Speisezimmer blühte von schimmerndem Damast, Kristall und Silberzeug schon der festlich gedeckte, mit losen Beilchen überstreute Tisch, und Frau Saloschin — eine sehr verführerische und durch ihren Leibesumfang sogar imposante Erscheinung — ordnete der kleinen Schwester eben noch eine Schleife im Haar. Susi sah zum Entzücken aus, wie eine Rosenknope, und sie glühte schon vor Erwartung, Aufregung und Glück.

„Wie du ihm gefallen wirst!“ sagte Frau Saloschin ganz stolz, und in aufrichtiger schweherlicher Liebe drückte sie einen Kuß auf die frischen Lippen.

„Glaubst du?“ lächelte Susi selig und schmiegte ihr Köpfchen an den schweherlichen Busen.

Herr Saloschin kam — aber er kam allein. Er erzählte mißmutig, was geschehen war und daß von dieser Verlobung nun nicht mehr die Rede sein könnte. Es kam zwischen dem Ehepaar zu einer erregten Szene, Susi bekam einen Weinkrampf und Herr Saloschin setzte sich schließlich ganz allein an den festlichen Tisch.

Auch Jakobowitz litt. Er hatte sich in Susi regelrecht verliebt. Daß sie nebenbei hunderttausend Mark mitbekam, mit denen er als Sozius in das Haus seines bisherigen Chefs eintreten sollte, konnte sein ärtliches Gefühl für das reizende Mädchen nicht beeinträchtigen. Mit diesem Glück war es nun vorbei.

An diese bedauernde Wendung seines Schicksals dachte Herr Jakobowitz, als er am anderen Morgen von seiner Wohnung, die am Zoologischen Garten lag, wie gewöhnlich zu seiner Erfrischung ein Stück durch den Tiergarten schritt. An den fahlen Ästen sproßten schon die Knospen, wie zum Hohn für sein verbittertes Gemüt leuchtete ein gold-blauer Himmel herab, Frühlingsahnen lag in der Luft, und aus den dickscholligen Reitwegen stieg der frische Duft der Erde auf.

Da plötzlich, dicht vor sich unter einem nackten Strauch sah er einen kleinen metallischen Gegenstand blinken. Er hücte sich danach und hielt zu seiner Überraschung eine Brosche in der Hand, ein anscheinend sehr kostbares Stück: eine goldene Greifenklaue, die eine ungeheure graue Perle umspannt hielt. Da weit und breit niemand wahrzunehmen war, der das Schmuckstück eben erst verloren haben konnte, ging er weiter mit der Absicht, in den Zeitungen nachzusehen, ob jemand den Verlust bereits gemeldet habe. Aber schon als er zur nächsten Lichtsäule kam, entdeckte er dort einen rotleuchtenden Zettel:

„Verloren!“ und „Fünfhundert Mark Belohnung!“ stand da in großen Buchstaben. Als das verlorene Gut wurde eine Brosche bezeichnet, die im Tiergarten auf einem Reitweg verloren gegangen war — Greifenklaue, graue Perle. Abzugeben war der Fund gegen die genannte Belohnung bei Gräfin Rhendt, Bellevuestraße 18.

„Gräfin Rhendt?“ fuhr es Jakobowitz durch den Sinn. War das nicht die in der ganzen Konfektion berühmte Gräfin Rhendt, die in Berlin die elegantesten Toiletten zu tragen pflegte, die bei keiner Premiere, keinem Rennen, keiner Hotel-Einweihung fehlte und die in Toilettenjachen sogar bei Hofe tonangebend war? Auf die fünfhundert Mark Belohnung Anspruch zu erheben, das war für einen Herrn Jakobowitz natürlich unter seiner Würde, aber — ein Blitzstrahl zuckte durch sein Hirn — vielleicht ließ sich die berühmte Dame herbei, ihm in einer gewissen anderen Weise ihre Dankbarkeit zu bekunden!

Ein leeres Auto kam vorbei. Er rief es an und nannte die Adresse: „Bellevuestraße 18.“

Eine Woche später wurde in Berlin ein neues Denkmal eingeweiht. Das passierte allerdings fast täglich. Die Sensation, die sich aber diesmal daran knüpfte, wenigstens soweit man sich am Hausvoigteiplatz für derartige Dinge interessierte, war der neue Frühjahrsmantel, den die Gräfin Rhendt trug: Kupfer! Der Mantel sah pompös aus.

„Wo haben Sie den Mantel her, liebe Gräfin?“ fragte die Prinzessin Christine Adolfsine, die auch gern schöne Sachen trug, laut genug, daß es ihre Umgebung hörte.

„Von Saloschin natürlich!“ erwiderte die Gräfin. „Diese Farbe muß ich auch haben“, sagte die Prinzessin entschieden, und auch die anderen anwesenden hochgestellten Damen gaben nach dem einflussreichen Beispiel Ihrer königlichen Hoheit nun ihr Entzücken an der Farbe zu erkennen. Diese Farbe war zaubernd, einzig, wundervoll!

Jemand vom Hausvoigteiplatz, der bei der Einweihung zugegen gewesen war, hatte dies Gespräch genau mit angehört. Er kam damit zu Niquet gestürzt und Niquet hatte wieder einmal einen großen Tag.

Kupfer wurde für die Saison Trumpf. Dem Hause Saloschin wurden die zwanzigtausend Meter zu den fabelhaften Preisen aus den Händen gerissen, und Herr Saloschin selbst wollte Selbstmord begehen, weil er

sich nicht vierzigtausend Meter hingelegt hatte. Jakobowitsch hatte wieder einmal einen glänzenden Reicher gehabt — wie immer!

Als der letzte Meter Kupfer aus dem Lager der Firma Saloschin in die Schneiderwerkstatt wanderte, wurde draußen am Reichskanzlerplatz in dem bekannten prächtigen Speisezimmer zwischen den beiden Herren Versöhnung gefeiert. Auch Frau Saloschin und Susi waren dabei. Nach dem Essen setzte sich Susi ans Klavier und Jakobowitsch wendete ihr, soweit ihm das möglich war, die Noten um. Dann wurde Verlobung gefeiert, und als das junge Paar seine Bistten machte, war alles darüber einig: Sie war doch eine reizende Braut! Und wie entzückend sie der neue Mantel kleidete — natürlich Kupfer!

Szenen und Bilder.

Karl Bulke veröffentlicht im Märzheft von Velhagen & Klafings Monatsheften unter dem Titel Szenen und Bilder einige sehr ansprechende „Gedichte in Prosa“:

Peterle.

Peterle war ein bezaubernder, goldblondiger Junge. Er saß auf einem kleinen silbergrauen Esel und sah verkehrt. Peterle jauchzte, schalt, schrie, trommelte mit seinen kleinen Häutchen auf die Hinterhand des Esels. Doch der kleine silbergraue Esel kümmerte sich nicht im mindesten um Peterle. Er setzte seine kleinen, zierlichen Hufe auf den Kies und schritt langsam, mit dem Kopfe nickend, durch den Park.

„Was schreist du denn so, Peterle?“ fragten die anderen Kinder, die den Esel begleiteten.

„Dorthin soll er! Dorthin soll er!“ schrie Peterle aus Leibeskräften und zeigte nach der entgegengesetzten Richtung. Es war nicht recht zu erkennen, ob sein Jauchzen Freude oder Ärger war.

„Über Peterle“, schrien die Kinder und lachten. „Du sitzt ja verkehrt!“

„I wo“, schrie das Peterle. Ich sitze schon ganz richtig. Bloß der Esel geht verkehrt.“

Peterle mehr oder minder
Geht es uns allen ebenso;
Bloß wir anderen sind nicht so froh
Und so klug wie ihr Kinder.

Der Birnbaum.

Kennt jemand nicht die großen Duchesse-Birnen? Mächtige, hellgelbe Früchte, zwei Häuste groß. Am Tisch der Reichen eine erlesene Delikatess. Es ist die schönste Birne, die es gibt.

In einem großen Obstgarten sah ich die Duchesse-Birnen. Der Gärtner führte mich. Über der Erde, kaum einen Meter hoch, am Spalter zwischen dunkelgrünem Laub leuchteten die großen gelben Birnen. „Bald nehme ich sie ab“, sagte der Gärtner.

Ich fragte: „Wie kann ein solch schwacher Stamm solche Früchte tragen?“

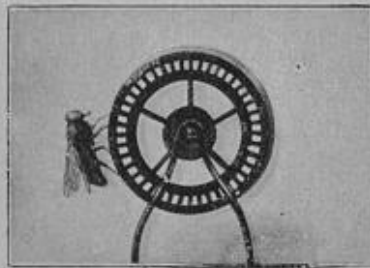
Der Gärtner freute sich. Er bog vorsichtig die dunkelgrünen Blätter zurück und wies mir den nackten Stamm. Ein feiner, dünner Stamm, der über der Wurzel tiefe, grausame Narben zeigte, Narben, die noch nicht verheilt waren.

„Es geht nicht anders“, sagte der Gärtner. „Wenn der Stamm blüht, lerbt man mit scharfem Messer die Rinde über der Wurzel. So daß der Stamm schwer verletzt wird. Nur dann schießt der Saft mit solcher Kraft in die Frucht. Wenn ich jetzt die Früchte abnehme, geht der Stamm ein. Doch wir haben die Birnen.“

Gott ist ein großer Gärtner.

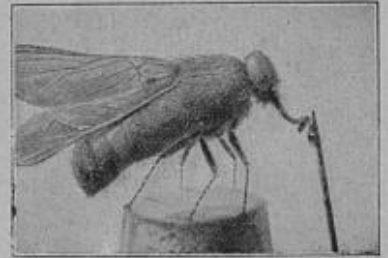
unjere Bilder.

„Die Kraft einer Hausfliege.“ Aber die Muskelkraft des Menschen und zahlreicher anderer Geschöpfe sowie über ihr Verhältnis zu der aufgenommenen Nahrung sind von den Physiologen vielfache Untersuchungen angestellt worden, und wir wissen aus ihnen, daß der Mensch, wenn man ihn als Maschine betrachtet, einen außerordentlich geringen „Nutzeffekt“ gibt. Unter Nutzeffekt einer Maschine versteht man das Verhältnis der zugeführten Energiemenge zur Leistung. Während nun den Maschinen die Energie in Form von Kohle einverleibt wird, nimmt der Mensch seinen Energiebedarf in Form von Nahrung zu sich. Die Arbeit, die er zu leisten imstande

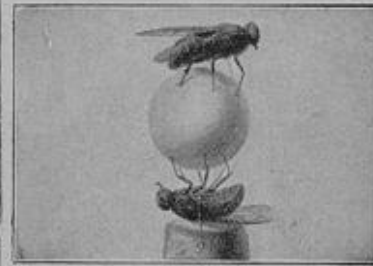


ist, steht nun in einem außerordentlich schlechten Verhältnis zu der Menge der zugeführten Energie, also der Nahrung sowohl wie zu ihrem Preise. Wenn man den Menschen daher vom technischen Standpunkte

aus betrachtet, so ist er eine sehr teure Maschine, die viel Material verbraucht und wenig leistet, eine Maschine von sehr geringem Nutzeffekt. Ähnlich ist es auch bei den gewöhnlichen zur Arbeit verwendeten Tieren. Ein amerikanischer Physiologe, Frank B. Smith, hat seine Versuche über das Verhältnis von Nahrung zu Arbeit nunmehr auch auf eine Anzahl von weiteren, nicht direkt zu Leistungen irgendwelcher Art benutzten Tieren ausgedehnt und darunter auch auf die gewöhnliche Stubenfliege. Bei dieser ließ sich um so mehr eine bedeutende Leistung erwarten, als die Fliege nicht wie der Mensch und die meisten Säugetiere einen einzigen Atmungsschlauch besitzt. Sie ist nicht mit einer einzigen Luftröhre ausgestattet, sondern hat ein ganzes Netzwerk von Atmungsorganen, das sich durch den ganzen Körper hindurchzieht. Sie vermag also zu ihrer Körpergröße mehr Luft aufzunehmen als Menschen und andere Säugetiere und infolgedessen auch mehr Nahrung zu oxydieren, in ihrem Körper zu verbrennen und damit Wärme sowie Arbeitsenergie zu erzeugen. Infolgedessen entsteht nicht nur ein großes Nahrungsbedürfnis, sondern auch eine große Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Das Verhältnis der aufgenommenen Nahrung zur geleisteten Arbeit wurde in der Weise festgestellt, daß die Fliege, die auf einem Korf entweder leicht festgeklebt oder mittels eines dünnen Seidenfadens angebunden war, regelmäßig gefüttert wurde. Es wurde ihr zu diesem Zweck auf einer Nadelspitze Honig gereicht. Die Nadel mit dem Honig wurde vor und nach der Fütterung genau gewogen und so die Menge der Nahrung festgestellt. Dann wurde die Fliege zu verschiedenen Arbeitsleistungen gezwungen. Zunächst zum Umdrehen eines Rades, einer Art von „Tretmühle“ — ein Apparat, der ja auch zu physiologischen Untersuchungen über die Arbeitsleistungen des Menschen schon angewendet worden ist. Die Fliege wurde so in einen engen Kasten eingesperrt, daß sie sich nur am Rande des Rades zu bewegen vermochte, und wurde durch



besondere Maßregeln gezwungen, immer an seinem Rande herumzulaufen. Da das Gewicht des Rades bekannt war und die Zahl seiner Umdrehungen leicht festgestellt werden konnte, so ließ sich die Arbeitsleistung leicht berechnen. Daß sie eine sehr große ist und daß der Fliege in der Tat Kräfte zukommen, die man beim Menschen vielleicht mit dem Ausdruck „übermenschlich“ bezeichnen würde, kann man aus folgendem Beispiel erkennen: Die Fliege



wurde mit dem Rücken nach unten auf einem Korfstück mittels eines Seidenfadens festgebunden und dann mußte sie auf den Weinen eine im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht ziemlich schwere Kugel balancieren, auf der sich eine andere Fliege befand. Bedenkt man, daß es gerade zu den Athletenkunststücken gehört, einen andern Menschen mit ausgestreckten Armen oder Beinen in die Höhe zu heben, also sein Eigengewicht auf diese Weise lange Zeit hindurch zu balancieren, so muß man die Leistung einer Fliege um so mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß sie das Gewicht einer andern Fliege nebst dem der Kugel mehrere Stunden lang scheinbar ohne Beschwerde auf ihren Füßen trug. — „Das Jagdhaus Rominten“, in dem der Kaiser bei seinen vielerwähnten Jagden rastet, ist idyllisch schön gelegen. — „Auf der Blumenwiese“. Das Bild eines sonnigen Frühlingstages mit viel Blumen und Sonnenschein. — „Eine Ballade“ versinnbildlicht der Schöpfer unseres nächsten Bildes,

Allerlei.

[Aus dem Album der Königin von Griechenland.] Die Königin von Griechenland besitzt ein sehr merkwürdiges Stammbuch, das einer gewissen Originalität nicht entbehrt. Es ist nämlich so angelegt, daß bestimmte Fragen gestellt sind, auf die der Eintragende zu antworten hat. Das Album weist Beiträge fast aller regierenden Fürsten Europas auf und es finden sich darunter sehr humorvolle Antworten. So schrieb der König von Schweden auf die Frage: Was ist Unglück? in das Album: „Enge Schuhe, ein Hühnerauge und ein tüchtiger Fußtritt darauf.“ Nicht weniger witzig beantwortet der König von England die Frage: Wer ist die unangenehmste Person? „Wer unaufhörlich mit seinem Regenschirm auf mich zeigt und schreit: Da ist er.“

Wer niemand schadet und niemand nützt,
Ist vor der Freundschaft der Menschen geschützt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 13

Sonntag, den 27. März

1910

Vernorrene Wege.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Roman von H. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

„Es war ein schwerer Abschied, auf drei Jahre, — drei lange Jahre. Unter Bells Obhut ließ er mich. Sie, die bisher in den Jahren des Glücks nie einen Fuß in unser Haus gesetzt hatte, teilte nun meine Einsamkeit. Die Einsamkeit war schrecklich. Denn kein Brief, keine Nachricht kam von ihm nach jenem ersten zärtlichen Schreiben von Hamburg aus, kurz bevor das Schiff den Hafen verließ. — Anfänglich war noch hier und da in der Zeitung eine Notiz von der Expedition, — dann hörte auch das auf. Hatte die Allgemeinheit nicht so viel Interesse daran, waren die Teilnehmer verschollen, gestorben im fernen unwirtlichen Land? Zitternde Briefe, Notschreie sandte ich ihm hinaus, — keine Antwort. Ihm wurde ein Kind geboren, eine Tochter, — keine Antwort . . .“

„Mir schlug das Herz wild. Ein Kind, eine Tochter hatte Tante Ann gehabt! Wer war das? Wer? Wie ein scharfer, schneidender Schmerz durchzuckte mich eine Ahnung, eine Gewißheit fast. Eine Frage lag mir auf den Lippen . . . Doch Tante Ann war so vertieft in ihre schmerzlichen Erinnerungen; ich wagte es nicht, sie zu unterbrechen. Sie fuhr auch schon gefasster fort:

„Ohne mein Kind hätte ich jene Zeit nicht überlebt. Aber das kleine Wesen hielt mich mit fester Hand. — Als nach Jahren die Teilnehmer der Expedition zurückkehrten, fehlte nur einer: mein Mann. Etwa in der Mitte des Weges auf einer größeren Station hatte er sich von ihnen getrennt; niemand wußte, warum eigentlich, — niemand, wohin er sich gewendet. Und nichts wurde von ihm gehört, jahrelang. Über achtzehn lange Jahre. Jahre des Hoffens und Harrens, der Qual und des Zweifels. Ich war müde, zermürbt. Bekümmerte Hilfsmittel zu umfassenderen Nachforschungen standen mir nicht zu Gebote. Das meine war vertan, Tante Bell unterstützte mich nicht mehr. Um die Schulden zu decken, mußte ich unser Heim, unsern Auenhof, verkaufen. Bell bot mir eine Zuflucht im Stift. An ihrer Seite, unter ihrem Schutz sollte ich dort leben. Verborgen sollte ich leben, ich und das Kind. Nur meinen Frauennamen sollte ich verschweigen, — meinen Frauennamen und den anderen, ach so viel süßeren . . .“

„Mutter!“ schrie ich voll Schmerz auf. „Mutter, ach Mutter!“
„Vergib mir, Kind, ach vergib!“ tönte ihre Stimme leise wie ein Hauch an mein Ohr.

Ich ihr vergeben? — Statt aller Antwort zog ich sie fester an mich, drückte und herzte sie und stammelte immerfort nur das eine lang entbehrete Wort: „Mutter! Mutter!“

Endlich wehrte sie mir sanft.

„Kind, du erdrückst mich ja!“

„Ach was!“ lachte ich. „Muß ich nicht die vielen, vielen Jahre nachholen. . . . Aber warum —“

„Warum ich dir das nicht früher erzählte? meinst du. Ich wollte es damals, als Tante Bell dich adoptieren wollte, als du ihren Namen annehmen und dafür deinen, seinen Namen ablegen solltest. Kannst du dich entsinnen?“ Ich nickte.

Ach, ich wußte jenen Tag nur zu genau.

„Du selbst entscheidest damals, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Du behieltest den Namen Walden und mußtdest dafür hinaus in die Welt, dein Brot verdienen. So wollte es Tante Bell. Ich hätte mit dir ziehen müssen, wenn ich dir die Wahrheit enthüllt hätte. Ich und die Wahrheit, — welcher schwerer Ballast für dein junges Leben. Lieber wollte ich allein bleiben, allein weiter auf ihn hoffen und harren, wie alle die langen Jahre, in denen die leise Stimme nie sterben wollte, die da flüsterte: Er ist nicht tot, er wird wiederkommen.“

Ann richtete sich auf. Hohes Freudenrot lag auf ihren Wangen, ihre Augen leuchteten, als sie sprach: „Und mein Herz hatte recht! Er ist nicht gestorben, er ist zurückgekommen, zurück zu mir in Liebe und Treue, wie er gegangen!“

Voll Spannung hing mein Blick an ihren Zügen. Wie schön war sie, meine Mutter, und wie jung sah sie aus in ihrem Glück.

„Und du, mein Kind, mein armes, teures, — du bist es, die ich mir zugeführt hat! Unwissentlich auf schwerem Wege hast du ihn gefunden und er durch dich den Weg zu mir.“

Einen Augenblick starrte ich sie an, — ich begriff nicht. Dann kam es wie plötzliche Erleuchtung über mich, als würde eine Binde von meinen Augen genommen:



Mater dolorosa.

Nach dem Gemälde von Joh. Viktor Krämer, Wien.

„Mr. Wood, — Annenbof —“

„Fred Wood in Amerika, — Fred Walden für uns!“

„Aber wie — wo, — warum?“ stammelte ich fassunglos.

Meine Mutter faßte meine Hände fest in die ihren:

„Bleibe ruhig, Lotte, das Schwerste kommt noch!“ bat sie.

Das Schwerste, wo nun alles so wunderbar sich gefügt hatte. Ich verstand nicht.

Tante Belle hatte meine ersten Briefe nicht abgehen lassen, — er hat keinen erhalten. Auch die feinen gab sie mir nicht.

Ich fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen.

„Die Schändliche! Wie durfte sie es wagen —“

Ein ernster Blick meiner Mutter gebot mir Schweigen:

„Nicht so rasch! Sie hat viel gelitten, — später, — unter diesem ihren Tun. Sie hat es uns selbst unter bitteren Tränen gestanden. Aber als sie ihre rasche, unüberlegte Tat bereute, als sie meinen Jammer sah und wieder gut machen wollte, — da war es zu spät dazu. Keiner der Briefe, die dann noch abgingen, erreichten Fred. Sie kamen als unbestellbar zurück nach vielen Monaten. Wir hatten ja auch seine Adresse nicht mehr, da er sich schon damals von der Expedition getrennt hatte. — In Gram und Schmerz hatte er seinen eigenen Weg eingeschlagen. Nicht nur, daß keine Nachricht von uns kam, — in einem großen amerikanischen Blatt war eine Todesanzeige gewesen. — Ich habe sie auch nun gesehen, alt, abgegriffen, er trägt sie immer bei sich. — Da war mein Name, mein voller Name. Ein Eisenbahnunglück war beschrieben; ich stand unter der Liste der Toten. Ich war mit dir und Bell damals in demselben Zuge gefahren, — Gottes Hand hatte uns am Leben erhalten, dafür das Glück meines Mannes im fernen Westen vernichtet, — sein und auch mein Glück. Ein Mißverständnis der Berichterstatte, ein Ungefahr, ein Zufall, — wie man es nennen will. Gottes Wille, sage ich!“

„War es nicht vielleicht auch Bell?“ fragte ich mißtrauisch.

„Nein, hieran hat Bell keinen Teil. Was ihre Schuld war, das hat sie uns gestanden, voll und ganz. Und wir haben ihr vergeben, Fred und ich. Auch du —“

„Nein, ich nicht!“ Ich schloß die Augen. Ich konnte ihr nicht so rasch vergeben, — ich nicht.

„Was wäre Tante Bells böse Tat gewesen, hätte Gott sie nicht in seinem unerforschlichen Ratschluß gutgeheißen? Hätte er sie nicht zu Ende geführt und unseren Weg vollends verdunkelt und verwirrt? Was Bell und Bells Leidenschaft nicht nur ein Werkzeug seiner Hand? Durch das er uns strafen und zu sich ziehen wollte?“ Klang die Stimme meiner Mutter sanft zu mir.

„Und hat er nicht jetzt die Fäden so herrlich entwirrt in seiner Gnade? Gibt er uns jetzt nicht in Hülle und Fülle? Willst du kleinlich sein, in all dem Reichtum, willst nicht vergeben aus deiner Freude und Liebe heraus?“

„Ach, Mutter; Mutter!“ Ich umschlang sie heftig. „Mutter, bist du gut! Und groß! Miß mich noch nicht mit deinem Maß, — noch nicht!“

Sie fuhr begütigend über mein Haar.

„Wie jung du noch bist, — jung und ungestüm.“ — Und nach einer Weile: „Doch nun komm, — Vater wartet!“ — — —

„Mein Vater! Meine Mutter!“

Ach, diese beiden langentbehrten Namen, ich konnte sie nicht oft genug aussprechen. Als wir drei den langen traulichen Abend beisammen saßen und der endlich Heimgekehrte von seinem bunten, wechselnden Leben erzählte, schien es mir, als gäbe es nichts köstlicheres auf der Welt:

Vater — Mutter! — Mutter, Vater! —

17. Kapitel.

Ein Leben zwischen Vater und Mutter! Langersehntes, schmerzlich vermißtes Glück. Wie still und innig war meiner Mutter Liebe, wie zärtlich hingen meines Vaters Blicke an uns beiden. Er konnte sich nicht genug tun. Mit vollen Händen freute er seinen Reichtum über uns, jeden, auch den leisesten Wunsch wollte er erfüllen. Und wenn wir seinen Gaben wehrten, bat er:

„Ach, laßt mich doch, ach, laßt es euch gefallen! Ich muß ja so viele Jahre nachholen, — so viele Jahre!“

Da konnten wir nicht anders, wir ließen ihn gewähren. Sein Glück war zu groß; es mußte sich irgendwie betätigen.

Wie strahlten meiner Mutter Augen in tiefem Blau, wie blühte sie auf in neuer Jugend und Schönheit. Ein Du* und Glanz lag über ihr; oft sah ich sie verflohen an. Wie wunderbar jung sie ansah! Das volle blonde Haar, die blühenden Augen, die zarten, ruhigen Wangen. Jay begriff nicht, ich sollte ihr ähnlich sein? Alt und häßlich kam ich mir vor neben ihr.

„Dein Ebenbild, Ann! Wäre sie nicht gewesen!“ seufzte mein Vater oft. Und seine feinen Züge verdunkelten sich in nachträglicher Angst; ein leises Grauen kam in seine Augen.

„Laß sein, Lieber! Denke nicht daran!“ schmeichelte Ann sanft und strich ihm über die Stirn. Und einmal sagte sie scherzend zu mir:

„Lotti, Kleines, ich möchte doch mein Jugendbild auch einmal sehen. Komm, zieh das weiße Kleid an, — hier sind auch Beiden!“

Ich fühlte, wie ich blaß wurde. Angstvoll wehrte ich ab. Alles, nur das nicht! Keine Erinnerung an jenen unseligen Tag.

„Ach nein, laß mich!“ bat ich.

„Aber, Kind, was ist denn, was haßt du?“ Erschreckt sah mich meine Mutter an.

„Nichts, nichts!“ suchte ich sie zu beruhigen. „Nur jener Abend, du weißt, die Geschichte mit dem verlorenen Medaillon . . .“

„Ach so. Armes Kind! Ist dir die Erinnerung so schwer, trotz der herrlichen Lösung, die alle die Rätsel gefunden haben? Aber ich verstehe, — der häßliche, kränkende Verdacht . . .“ Und sich zu meinem Vater wendend:

„Fred, wir müssen wohl einmal zu Athens fahren, die Angelegenheit verlangt Aufklärung. Und eine Entschuldigung kann Lotti von ihnen verlangen. Sie sind sie ihr schuldig. Es ist wirklich unverantwortlich von uns, daß wir das bisher vergessen haben.“

„Nein, laßt nur!“ Ich bekam Angst. „Sie werden euch auch noch beschimpfen!“

„Beschimpfen?“ Meine Mutter faßte mich heftig bei der Hand: „Beschimpfen, sagst du, Kind?! Ist es wahr, hat man das gewagt?“

Sage rasch, erzähle alles, alles!“

Flüchtig nur, schonend hatte ich von der unglückseligen Verwechslung an jenem Abend erzählt. Es war ja auch so nebenbei. Im Vergleich zu dem Wunderbaren, was darauf gefolgt war, galt das kaum, was man meiner Person angetan hatte. Und selbst das, was war es neben dem Leid, das mir Alex tat!

Nun aber schilderte ich wahrheitsgetreu den Verlauf des Abends. Nur was zwischen Alexander und mir geschehen war, verschwiegte ich. Die Wunde war zu tief; jede Berührung schmerzte. Im Verborgenen sollte sie heilen, in Jahren vielleicht, wenn mich das Leben still und weise gemacht wie meine Mutter.

Als ich gedenke, streichelte sie mich begütigend:

„Also das ist es? Deshalb bist du oft so nachdenklich, siehst so gedrückt und unfroh aus!“

Wie schlecht hatte ich mich beherrschen können! Oder waren Mutteraugen so unheimlich scharf? Konnten sie mir auch in die tiefste Seele blicken, mir mein Geheimnis entreißen? Angstvoll wich ich ihren zärtlich forschenden Blicken aus und nickte nur stumm zu ihren Fragen. Dann verließ ich das Zimmer.

„Wir fahren gleich, nicht wahr, Fred?“ hörte ich meine Mutter noch hinter mir sagen.

Ich lief in mein Zimmer und schloß mich dort ein. Ich wollte nichts sehen, nichts hören. Mochten sie fahren. Was ging es mich an? Mein Herz sollte nicht schneller schlagen deshalb; es sollte nicht wieder in leiser Hoffnung flattern, nun es endlich still geworden.

Ich ließ die Jalousien an den Fenstern herab. Das helle Licht war mir wie Hohn. All der lachende, drängende und treibende Frühling da draußen, was ging er mich an? Er quälte mich. Als es ganz dunkel um mich war, ging ich mit leisen vorsichtigen Schritten zum Schreibtisch und schloß auf. Da lag Gerdas Püppchen, daneben das zerrissene Kuvert mit seiner Handschrift. Ich warf seitlich einen verstoßenen Blick darauf, — vorsichtig, ohne es zu berühren, nahm ich die Puppe, schloß sie in die Arme, drückte sie an mich:

„Gerda, meine Gerda!“ Sie war die einzige, die mir treu geblieben.

Und mit der Puppe im Arm setzte ich mich in den Lehnstuhl im Winkel, weit fort in die äußerste Ecke des Raumes. Ich wollte nichts sehen, nichts hören, nichts denken. Mit heißen brennenden Augen starrte ich in das Dunkel.

Lange sah ich so.

Plötzlich bewegte sich der Drücker meiner Tür. Dann klopfte es:

„Lotti! Lotti!“

Meiner Mutter Stimme! War sie schon zurück? Bekommen stand ich halb mechanisch auf, ging hin und öffnete. Hell vom Sonnenglanz umspinnen stand sie vor mir in ihrem weißen Kleid. Geblendet schloß ich die schmerzenden Augen.

„Komm mit mir, Kind!“ Leise, verheißungsvoll klang es. „Jetzt bin ich es, die dir etwas mitgebracht hat! Das Allerschönste!“

Sie legte ihren Arm um meine Schulter und leitete meine Schritte die Treppe hinunter. Vorsichtig, als wäre ich ein kleines Kind, das der eigenen Füße noch nicht sicher ist.

Endlich stand ich im Salon. Hinter mir klappte die Tür vorsichtig ins Schloß. Gerdas Püppchen im Arm stand ich und schaute. Meine Augen weiteten sich in schreckhaftem Staunen, dann hörte ich mich rufen, laut und angstvoll:

„Nein, — ach nein, — nein!“

Da stand er auch schon neben mir, der geliebte Mann. Nein, er stand nicht, er lag zu meinen Füßen, umklammerte meine Arme mit zitternden Armen.

„Stannst du mir verzeihen, Lotte, sag, kannst du?“ Klang seine Stimme zu mir herauf. Und als ich nicht gleich antwortete, überwältigt von dem, was da so unerwartet auf mich einstürzte, sehte er weiter:

„Lotte, Süßes, ein Wort nur, — verzeihe! Verzeihe mir, wenn du mich nicht mehr lieben kannst!“

Die Liebe duldet alles, — kam es mir in den Sinn, — sie verzeiht alles.

Da vergaß ich Born und Groll, und mein beleidigter Stolz wurde stille. Ich beugte mich über den vor mir knienden, ich strich mit leiser Hand über sein Haar.

„Lieber, — Lieber . . .“

Mit einem Laut des Entzückens sprang er auf, schloß sich in seine Arme:

„Du, du! Lotte, Liebste!“ stammelte er.

Und als ich ihm erzählen wollte von all den Mißverständnissen schloß er mir den Mund mit seinen Klüssen:

„Laß das, Liebste! Denke nicht wieder daran. Ich weiß alles. Deine Mutter —! Mama und Lulu sind außer sich; sie werden zu dir kommen alle beide, dich um Verzeihung bitten. Giller, der Schurke . . .“ Seine Hände ballten sich, sein Atem ging schwer.

„Du wirst dich nicht schlagen?“ forschte ich angstvoll.

Alexander lachte.

„Nein, Herz, hab' keine Angst! Mit solchen schlägt man sich nicht. Heimtückische, hinterlistige Räuber entweichen zur rechten Zeit, — er ist ort.“

Ich fühlte mich wie von einer letzten Last befreit. Doch wenn er auch nicht fort gewesen wäre, was sollte ich fürchten? Was für einen starken Schutz hatte nun, ich, die arme Heimitlose, die nun so wohlgeborgen war im Elternhaus und in den Armen des Liebsten.

Leise waren sie beide eingetreten: Vater und Mutter. Mit glücklich bewegten Stimmen segneten sie unsern Bund.

Mit einem Male fuhr ein Lächeln über meiner Mutter Gesicht:

„Sag' mal, was ist denn das?“ Sie wies auf Gerdas Püppchen, das neben mir auf dem Teppich lag.

Verlegen bückte ich mich. Alex kam mir zuvor:

„Gerdas alte Puppe, — ihre Lieblingspuppe!“ Er lachte laut.

Doch als ich von des Kindes Gruß erzählt, sahen sie alle gerührt auf das alte häßliche Puppenkind.

„Morgen bringe ich dir die richtige Gerda, — dein Kind, — unser Kind!“ versicherte Alexander und legte mir die Puppe behutsam in den Arm. „Wird Gerda selig sein über ihre Mama!“

Sie standen alle vor mir und sahen gerührt lächelnd auf mich herab. Ich sah und konnte mich nicht rühren. Und helle Tropfen rannen mir über die heißen Wangen.

Da hatte ich nun mit einem Male eine ganze Familie: Vater, — Mutter, — den geliebten Mann, — ein Kind.

Wie reich war ich doch, wie unermesslich reich!“

Ostermusik.

Von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

Ostern! — Das Wort allein schon ist Musik für das Menschenohr, ist Lerkengesang, Anselblöten und Drosselschlag. . . . Ostern! Aber den Mädchen, die im Winter hinter dem Fenster gespinnnen haben, den Burschen, die im Hochwald arbeiten oder den Dreschregal schwangen, ist das Wort doch nicht genug Musik. Da muß erst alle Ostern der alte geschwähige Jakob mit seiner Klarinette und den andern, die er auf Geige und Brummhäß geschult hat, ins Dorf kommen und aufspielen, daß der Winterstaub aus Stoff und Herz fliegt. Ja, wenn der kam wurde das ganze Dorf lustig. Der konnte schwätzen und singen und kurzweil bringen wie kein Mensch in der weiten Runde. Und er war wohlbekannt und hoch geehrt im ganzen Grund und hatte schon manchem Bursch einen Schatz ins Herz gegeben und manchem Mädchen einen ganzen Bauerhof in die „Kippe“ geblasen.

Ungefähr drei Wochen vor Ostern machte sich der alte Musikant in jedem Jahr auf den Weg, in den Dörfern nachzuzufragen, wie es heuer mit dem Osiertanz werden solle. Am zweiten oder dritten Festtag? Oder acht Tage später? Der Jakob war nämlich auch ein guter Geschäftsmann und verstand sich aufs Einrichten und wußte mit seinem neun Mann das Unmögliche möglich zu machen.

Eben kam er gerade aus des Bürgermeisters Dippel Hof, wo er mit dem Ältesten die Musik „abgemacht“ hatte, als ihn der Bürgermeister noch einmal zurückrief. Die Sonne schien warm, und die Buchstaben lockten auf dem Kirchturm.

„Jakob, auf ein Wort!“

„Auch auf zwei, es kommt mir nicht drum.“

„Ich meine so,“ hob Dippel verlegen an, „ich meine du hast halt deine Augen allerwege.“

„Und die Ohren, Dippel.“

„Ja, ja! Weißt drum doch auch, daß mein Jörge bald freit? Ich denke so uns Haxerjää. Gelt? Und da müßte unser Marie aus dem Haus.“

„Besser ist's schon. Zwei junge Weibslent, ja ja, vertragen sich rar. Gar, wo die Marie den Haushalt geführt hat.“

„Siehst du nun, da meint ich, ob du das weißt? Ich meine so.“

Der Musikant legte das Gesicht in nachdenkliche Falten und fragte sich mit der Rechten hinterm Ohr.

„Guer Marie ist so eine Besondere. Hat am Ende selbst schon was?“

„Bist nicht geschick. Die muß wie ich will.“

„Drum ist's halt so schwer! Ich glaube, sie hat schon einen? He?“

„Schwätzt nicht. — Wollt Ihr Euch umsehen?“

„Warum nicht?“

Damit ging der Musikant weiter. Noch war er nicht aus dem Dorf, da hatte er schon seine ganze Bekanntschaft durchmustert. Aber für des

Bürgermeisters Marie von Hartstein mußte es auch ein Besonderer sein. Die war stolz und eigenherrlich und hatte einen „ganz akkurat feinen“ Geschmack. Des Talmüllers Konrad vielleicht oder der Steinhöfer Just? Am End wohl; aber vorsichtig mußte man's anfangen, ganz weit von hinten herum. Und mit jedem wäre der Bürgermeister doch auch nicht zufrieden, gerade der Dippel! Ein schönes Ackerwerk, wenigstens vier Pferde, jedes Jahr zwei Mastochsen! Wo es nicht so drauf ankommt, läßt sich bei der Musik gar manches machen. Aber hier?

„He, Jakob, gib's Musik?“ rief ihm da ein Mädchen lachend aus dem Backhaus, das am Dorfende stand, zu.

Er hielt inne und sah sich um.

„Gewiß, natürlich“, antwortete er dann, trat zu dem Backhaus und sah nun, daß es die Marie war, die ihn angerufen hatte.

„Ob's Musik gibt? Was für eine Frage! Wo's so lange Winter war, muß man doch wieder mal lustig sein. Ich denk, für dich soll's auch einen Extrawalzer geben?“

„Für mich? — Da habt ihr Euch gewiß verfehrt. Unser Jörge freit, ich nicht.“

„Du doch auch?“ fragte Jakob nun prüfend weiter.

„Wer weiß? — Vielleicht?“

„Also hast doch schon was?“

„Wer weiß!“ — Ihr geht jetzt nach Fördheim? — Wann soll da getanzt werden?“

„Auch am zweiten Ostertag.“

„Auch am zweiten? — Geht's nicht am dritten?“

Der Alte horchte auf. Dann lächelte er still in sich hinein. Wenn da nichts im Gange war, konnte er sich mit seinem Scharfmann begraben lassen.

„Was kann dir am Tanz in Fördheim liegen, Marie?“

Das Mädchen wurde rot, drehte sich um und sah durch die Eisentür in den Backofen, wo die Reisigbündel lustig prasselten.

„Gott, ich meine,“ sagte sie dann gleichgültig, „wenn auf zwei Nachbardörfern an einem Tag Tanz ist, ist auf kein'm was los.“

„Nein, so seid ihr jetzt! Ein Tag langt euch jungem Leichtsin nicht mehr. Heut daheim auf der Musik, morgen in Fördheim oder umgekehrt. Na, ich gönn's euch!“

„Ja, wie Ihr meint. Mit wem macht Ihr's denn dort in die Reihe?“

„Mit dem Franz, der im Herbst von den Manen kam.“

„Ach, dem Großen? Hat er nicht ein schwarzes Schnurrbärtchen?“

„Und ein guter Bursch ist der Franz Weiner; aber schade ist's, daß er nur ein kleines Ackerwerk hat.“

„Das ist's auch“, schloß sie sich ihm in treuherzigem Tone an.

„Du kennst ihn am Ende gut?“

„Ach ja.“

„Da will ich ihm bestellen, das du's mit der Musik so eingerichtet haben willst.“

„Das war ja nur ein Scherz, Jakob. Ich, ich . . . Ihr kennt ja meinen Vater.“

War ihr nun Rauch aus dem Backofen in die Augen gekommen oder sonst was? Sie wischte sich mit der Schürze über das Gesicht, bückte sich dann schnell, raffte die Strohhülle zusammen, mit denen das Holz gebunden war, und glättete sie mit raschen Strichen, ohne dabei aufzusehen.

„Dann mach's gut bis zu Ostern, Marie.“

Das Mädchen hatte ihm einen schönen Strich durch die Rechnung gemacht. Eben erst dachte er nach, welcher Bursche da wohl passend sei und nun hatte es schon einen, wenn auch nur einen heimlichen Schatz. An den Franz Weiner hätte er nie gedacht. Freilich, dem Bürgermeister brauchte er mit dem nicht zu kommen. Das konnte die Marie selbst abmachen. Wenn man so etwas anfang, mußte man es auch glücklich zu Ende bringen. Was würde man sonst vom alten Jakob, dem Schlaupf, sagen? Aber wie es der Franz meinte, das könnte er doch einmal ausfindschaffen. Mut gehörte schon zu so einer Frage beim Bürgermeister von Hartstein.

Und als der Alte nun mit dem Franz über den Osiertanz verhandelte, da brachte er es schnurstraks heraus, daß der auch am dritten Ostertag sein könne, weil er am zweiten schon voll besetzt wäre.

„Um so besser, Jakob, da gehen wir am zweiten nach Hartstein.“

„Ganz verkehrt,“ dachte der Musikant, „alles geht so sadengerade, daß es bald noch ein Unglück gibt.“

„Wißt Ihr, ich hab vor drei Jahren, als ich Man wurde, dort ein Mädchen gekannt. Nun muß ich doch mal sehen, wie's ihm geht.“

„Da sagte er so leicht hin, als wäre es nur eine lustige Laune.“

„Wann's so lange her ist!“ Der Musikant lächelte ungläubig.

„Das ganze Lied bis auf den letzten Vers werde ich euch doch nicht singen, sonst macht ihr am Ende einen Kirkestanz draus.“

„Und der Bürgermeister tät es verbieten, sich danach zu drehen, Franz. Mich macht keiner nicht dumm. Weißt's nun?“

„Jakob,“ fing da der Bursche treuherzig zu erzählen an, „weil du's weißt, kannst du mir am Ende auch ein'n Rat geben. Der Bürgermeister hat mir sein Haus verboten und der Marie gedroht, er wolle sie zum Teufel jagen, wenn sie noch mal mit mir anfing. Nun ist die Sache so weit: Unser Rittmeister hat mich gern gehabt, und ich war als Bursche oft mit ihm auf seinen Gütern. Und da hat er mich hier gefragt und da gefragt, und ich habe hier geholt und dort, und da hat er mir gesagt, wenn ich zu Büngsten ein tüchtiges Weib hätte, wollte er mich gern auf ein Gut setzen und ich brauchte nichts zu bezahlen, bis ich

die Geschichte richtig in Schwung gebracht hätte. Das habe ich auch der Marie mal sagen wollen; aber ich habe mich immer davor gescheut."

"Vergessen hat sie dich nicht. Es ist freilich ein schweres Stück, den Vater zu drehen, Franz. — Der Jörgen freit zwar bald, und da muß die aus dem Haus, sonst hat es keinen Frieden dort. Sie hat bisher ja immer regiert. Donnerwetter ja, das wäre für dich die richtige Frau."

Vorläufig wußte er auch nichts weiter zu sagen. Wenn es von seiner Musik abhinge, wollte er schon aufspielen, daß sich ganz Hartstein

Verhengeschmetter ins Land gekommen war und er an der Spitze seiner ehrbaren Dorfkünstler gen Forchheim wanderte, da verriet ein oft aufleuchtendes Lächeln, daß er einer ganz besonderen Freude entgegengehe. Noch einmal so späßig wie sonst waren die Schürren, die er den Burschen und Mädchen erzählte, die ihn am Dorfeingange abholten, und noch einmal so groß war sein Durst. — Hu, wie das unruhig trippelte und trappelte, bis er die Klarinette ansetzte und der erste Schottisch anhub. Da tanzte auch schon gleich der Jörgen vom Bürgermeister los. Ostermusik, Frühlingstanz, Liebesglück! Und dann Paar um Paar durch den sonnigen Saal. Aber auf einmal gab es ein Gedränge. Der Bürgermeister stand zornig vor seiner Tochter.

"Nein, Marie, nein! Mit dem Franz nicht! Jetzt nicht, heut nicht." Und der Franz sah zornig und bestürzt zu Boden.

"Bürgermeister erlaubt's doch!" Auch des Jörgen Vermitteln half nichts.

"Nein, Jörgen, die Marie ist versprochen", betonte der Bürgermeister trocken.

"Ich?" schrie die erblassend auf.

"Davon weiß ich nichts!"

"Du und niemand sonst. Das ist ein Wort! — Gleich wird er kommen."

"Heim will ich, heim. So eine Schande machst du mir?"

"Mädchen, bleib! rief da der alte Jakob. Es ist wahrhaftig ein schöner Bursch. Der Franz kennt ihn auch und wird's ihm gönnen. Dafür kenn ich ihn."

Die jungen Leute wurden schon unruhig.

"Spiel auf, Jakob! Spiel auf! Was geht uns die Geschichte an!"

Und sie ordneten sich wieder zum Auftreten. Was dem Bürgermeister nur eingefallen war? So einen Aufenthalt zu machen! In dem Augenblick kam ein fräutlicher Mannenritmeister schnellen Schrittes herein und direkt auf Dippel los.

"Da bin ich. Donnerwetter ja, war das eine Haß! Aber ich habe den Burschen doch nicht aufgedrückt. Er sollte doch den ersten Tanz mit eurer Marie machen. Jetzt mal aufgespielt! Auf den ersten Tanz kommt's immer an. Ihr erlaubt doch, daß ich für Euren Schatz einbringe?"

Die Burschen und Mädchen waren erstaunt, als sie den Offizier mit Marie nun lachend verhandeln sahen.

"Mir ist's gar nicht drum heut", sagte Marie.

Nun erst sah der Fremde seinen früheren Burschen.

"Du auch da, Franz? Und tanzt nicht?"

"Zu Befehl, Herr Rittmeister, ich hab's wohl versucht."

"Mit wem?"

"Mit der da."

Und Franz zeigte traurig auf das eingeschüchterte Mädchen.

"Na, Bürgermeister, wenn der Kerl, wo Ihr ihm das Wiederkommen verboten, den Mut hat, wär der am Ende auch nicht übel?"

Alles tanzte schon wieder.

"Seid Ihr zufrieden mit dem, was ich Euch schrieb?"

"Deshalb bin ich ja da, Herr Rittmeister, und hab darum meine Marie mitgebracht. Freilich bin ich's zufrieden. Sie wollten es doch so auf dem Osterstanz."

"Aber ich habe den Burschen nicht getroffen. Am Ende weiß ich der eine andere und ist nach Ruzdorf zum Tanz?"

Der alte Dippel machte ein enträushtes Gesicht.

"Also hinter meinem Rücken, Vater?"

"Nicht, der Franz wäre auch nicht übel?" meinte nun der Rittmeister wieder schalkhaft. "Wißt Ihr, Bürgermeister, er ist ein ganz passabler Kerl, der Franz und —" Dabei stieß er mit dem Säbel fest auf.



Kirche im Harz. Nach dem Gemälde von Otto Kossow.

in ganz Forchheim verlieben ist. Dann fragte der Alte noch vielerlei über den Rittmeister und die Manengäule. Ja, wenn der Rittmeister ein Sohn vom alten Oberst Bürger wäre, dann hätte er ihn schon gekannt, als der noch als Bub auf einem Schankelstern geübt hatte. Dabei richtete er sich auf und erzählte, wie er als Trompeter unter dem Oberst bei Metz war. Schöne Zeiten! —

Nachher kämpfte er über Dingelstadt und Ruzdorf in seinen Heimatsort, nur von dem Wunsche befeelt, die schwierige Freierei dort einzuführen. Und als nun das Osterfest mit Frühlingssonnenchein und

Rittmeister, und hab darum meine Marie mitgebracht. Freilich bin ich's zufrieden. Sie wollten es doch so auf dem Osterstanz."

"Aber ich habe den Burschen nicht getroffen. Am Ende weiß ich der eine andere und ist nach Ruzdorf zum Tanz?"

Der alte Dippel machte ein enträushtes Gesicht.

"Also hinter meinem Rücken, Vater?"

"Nicht, der Franz wäre auch nicht übel?" meinte nun der Rittmeister wieder schalkhaft. "Wißt Ihr, Bürgermeister, er ist ein ganz passabler Kerl, der Franz und —" Dabei stieß er mit dem Säbel fest auf.

Allein Dippel wehrte ab, machte allerlei Kragfüße und Arm-
bewegungen und sagte, er wolle lieber auf den Herrn Rittmeister seinen
Auserwählten warten.

„Und du, Marie? — Und du, Franz? — Donnerwetter, Bürger-
meister, es ist nun mal Ostertanz und zu Pfingsten soll Hochzeitstanz
sein, da müssen wir uns schon eilen. Und nun überlegt nicht und starrt
mich nicht an! Komm, Marie, einmal mit mir 'rum und dann für dich
den Schatz, und uns, Bürgermeister, einen runden Gierfuchen mit Speck
und eine Flasche vom Besten. Wir setzen nun halt die zwei aufs Gut.“

Dippel legte den Kopf erst auf die rechte, dann auf die linke
Schulter, dachte an des Rittmeisters Versprechen im letzten Brief und
wunderte sich über den Schwung, mit welchem der Rittmeister das
Mädchen drehte. Die Geigen schienen ihm laut aufzulachen und die
Klarinette kam ihm vor wie eine Spöttlerin. Er sah den Franz an,
wurde rot, wie ein beschämter Junge und sagte dann furchtbar böse:

„Worauf wartest du denn noch?“

Dem war aber auch erst eben ein Licht aufgegangen, und er ant-
wortete noch ganz verwirrt: „Bürgermeister, wir?“



Aufzeichnung zur Projektion. Nach dem Gemälde von Fredent Wegin, Duffeldorf.

Das war nun so. Gleich drückte ihm der Rittmeister das Mädchen in den Arm und zog den alten Dippel aus dem Saal.

„Und nun laßt uns eins trinken. An der ganzen Geschichte ist der Musikant dort schuld. Aber er hat's gut gemacht, gut wie bei Mars-la-Tour, wo er meinen Vater aus dem Gefechte trug. Und der Franz verdient es auch. Er hat ein gutes Herz, einen hellen Kopf und für das andere sorgen wir.“

Freilich konnte der Bürgermeister gegen drei Männen nicht aufkommen und mußte die Ostermusik vollenden lassen, was die ihm eingebracht hatten.

Und als er in der Nacht den wackeren Mann zur Bahustation fuhr und noch von weitem die Musik vom Dorfe her hörte, da meinte er verschämt und treuherzig: „So eine Ostermusik für junge Leute, so ein Tanz ist doch was Extras. Ich wünschte, ich könnt's auch noch mal.“

„Donnerwetter, Bürgermeister, das wünschte ich auch, und ein Mädel müßte es sein wie Cure Marie. Verlaßt Euch darauf, die paßt zum Franz und ich freue mich auf die Wirtschaft. Die zwei sind selbst die reine Ostermusik, frisch, stark, voll Frühlingsluft. Mir fäng's ordentlich im Herz zu zappeln an, wenn ich an heute denke.“

Und dann fuhren sie durch den Ruffdorfer Wald und lauschten auf die feinen Weisen, welche durch den lichten Buchenschlag aus dem Tale heraufklangen.

Ostermusik . . . Frühlingswehen . . .

Zwei Freunde.

Skizze von Helene v. Muhlau. (Nachdruck verboten.)

Die Hunde bellten und die Pferde scharrten unruhig im Stall; von den Verschlagen auf den Weiden klang der angstvoll klagende, blökende Ton der Schafe — und Herr Jason, der Besitzer der Farm, war nicht zu Hause. Frau Jason irrt verzweifelt im Zimmer umher; sie hielt eine rote Laterne in der Hand.

„Ich muß hin — ich muß helfen!“ rief sie der Magd zu, die eingetreten war.

„Und Jimmy, der Junge?“ fragte die seelenruhig und deutete auf das schlafende Kind, das auf dem Sofa lag. Da wart Frau Jason die Laterne zu Boden, daß das Licht verlöschte und schluchzend fiel sie zu dem Kind auf das Sofa.

Die Tür öffnete sich und Mr. Jonning trat ein — der breit-schultrige, große Mr. Jonning mit dem Stiernacken und den begehrlichen Augen.

„Die kleine Scheune neben den Ställen brennt!“ schrie ihm Frau Jason entgegen.

„Ja, die Scheune brennt und die Ställe können leicht Feuer fangen!“ Ein wildes Lachen öffnete seine Lippen. „Sagt ich's nicht, daß es eines Tages brennen könnte — und . . .“

Da streckte sie abwehrend die Hände gegen ihn aus. „Daß Gott Sie strafen möchte mit seinen furchtbarsten Strafen, Sie Glender!“ Mehr konnte sie nicht vorbringen und Mr. Jonning stellte sich an das breite Fenster und schaute in die Nacht hinaus und lauschte auf das immer angstvoller werdende Blöken der Tiere.

Mr. Jason, der Besitzer der Farm, setzte grenzenloses Vertrauen in Mr. Jonning, den Verwalter. Er pflegte zu sagen, daß er in der Welt keinen besseren Freund besäße als ihn. Seinem Rat auch hatte er den Ankauf der Farm zu danken, dieser Farm, die ihn in kurzen Jahren zum reichen Mann gemacht hatte.

Er sann darauf, Jonning, der sich durch unglückliche Spekulationen ruiniert hatte, und zu abhängigen Stellungen verurteilt war, wieder aufzuhelfen und er war unterwegs, um ein Stück Land ausfindig zu machen, aus dem der kluge Kopf und die große Regsamkeit Jonnings ein gutes Kapital schlagen konnten. Das sollte sein Abschiedsgeschenk an Jonning sein, denn er selbst war in Verkaufsverhandlungen wegen seiner Farm und gedachte mit Frau und Kind in die Heimat zurückzulehren.

Jonning war ein Mensch, der sein oft vom Glück begünstigtes Schicksal durch seine Leidenschaftlichkeit zerstört hatte, aber immer hatte er den Mut gefunden, auf den Trümmern des alten ein neues Leben aufzubauen und immer waren Erfolg und Glück ihm zur Seite, bis der Dämon ihn packte und ihn niederreißen ließ, was er mit Mühe und Klugheit aufgebaut hatte. Er war einige Jahre älter als Jason, dessen Farm er verwaltete — aber während Jason ruhig, nüchtern, überlegt und abwägend war, stürmte in ihm heißes, wildes Blut, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Ihn reizte das Aufbauen, das unter tausend Gefahren mühsame Erringen einer schweren Aufgabe — der ruhige Besitz aber galt ihm nichts.

Mr. Jonning hatte Jason zu dem Glück eines reichen Besitzes verholfen und er neidete es ihm nicht; er arbeitete aufopfernd für Jason, als er es für sich selbst vermocht hätte. Nein — um die Farm, um die reichen Viehstände, um Geld und Gut neidete er den guten Jason nicht — das hatte er ihm ja mit all seiner Kraft vermehren und verdoppeln helfen. Sein Herz hing nicht am Besitz; er hatte niemand, für den zu sorgen war. Weib und Kind waren von ihm gegangen — Freunde und Bekannte zogen sich immer nach einiger Zeit zurück, und ihn selbst — ihn reizte nur ein Leben, in dem jeder Tag neue, unerwartete Aufgaben brachte. Aber es gab doch etwas, um was er den braven, ehrlichen

Jason mit dem ruhigen freundlichen Herzen beneidete — und das war die blonde, schöne, junge Frau mit den tiefblauen Augen und dem feinen, ovalen Gesicht, dem hinreißenden Lächeln und dem melodischen Klang in der Stimme. Alles, alles sollte Jason mit sich in seine Heimat nehmen — alles was ihm an äußern Dingen gehörte — aber die Frau nicht — die nicht! Die mußte bleiben, mußte sein werden. Nie in seinem ganzen bewegten, von viel leidenschaftlichen Wünschen und Kämpfen zerstörten Leben, hatte er etwas mit solcher Festigkeit begehrt — nie sich mit solcher Dual nach etwas gesehnt, wie nach diesem Weib!

Bis in die Nacht hinein verfolgte ihn ihr Bild, scheuchte ihm den Schlaf von den Lidern und fachte unbewußt die stille Glut zur loderbenden Flamme.

Fran Jason hatte im Anfang etwas wie Angst gehegt vor dem breiten, gewaltigen Mr. Jonning — aber diese Angst wurde zurückgedrängt von jener Sympathie des Mitleids, die sehr ernste, sehr reine Frauen immer für solche Menschen empfinden, von deren Leben sie ungewöhnliche Dinge erfahren. Sie hätte ihn ändern mögen — hätte ihm gleich einer Mutter Lehren erteilen mögen — Sie fühlte, daß sie eine gewisse Macht über ihn hatte und sie war sicher, daß er sich ändern würde, wenn sie ihn darum bat, so recht herzlich und eindringlich darum bat. Sie war glücklich, daß ihr Mann den Plan gefaßt hatte, ein Stück Land für Jonning zu kaufen und sie selbst wollte, bevor sie aus diesem Lande schied, ihm sein kleines Heim behaglich einrichten — gleich für zwei — denn ihr Wunsch war es, daß er sich eine Frau suchte und mit ihr gemeinsam ein Leben der Ruhe und Arbeit führen sollte.

Und Jason, der gute und großmütige Mensch war nun fort auf der Suche nach einem Stück Land. Vierzehn Tage hatte er sich vorgenommen für diese Reise. Aber Jonnings Gesicht war ein wildes, häßliches Lachen geflogen, als Jason von den 14 Tagen sprach und ihm Frau und Kind und Haus und Hof für diese Zeit in Obhut gab — selbstverständlich und ohne jedes Arg. — „Sie sind mein Freund — mein Vertreter, Jonning — und überhaupt es su casa“, sagte er, wie die echten Chilenen sagen, wenn sie ihre Gastfreundschaft betonen wollen — und deutete auf sein Haus. „Ich lege alles in Ihre Hand.“

Jonning stieg das Blut zu Kopf und wich jählings wieder zurück; fiebrige Hitze wechselte mit eisiger Kälte — er konnte kaum in die dargebotene Hand Jasons einschlagen und vermochte nicht in die geraden, offenen Augen seines Herrn und Fremdes zu sehen.

„Es ist merkwürdig, wie sehr Sie die Leute in der Gewalt haben!“ sagte Frau Jason eines Tages zu Jonning, der sie mit ihrem Kind auf dem See gerudert hatte und sie nun nach Hause begleitete. „Mir dünkt, sie gehorchen Ihnen unbedingter als selbst meinem Mann.“

Jonning lachte. „Sich die Menschen zu eigen machen, daß sie sich willenlos fügen, das ist eine Gabe, die nicht jeder hat!“ sagte er und es lag viel Selbstschätzung in seinem Ton. Er deutete auf die Scheunen, auf die langgestreckten Arbeiterhäuser und die Ställe.

„Dies alles, was Sie da sehen, Frau Jason — wenn es in diesem Augenblick in Flammen aufginge und ich würde befehlen: „Brennen lassen! Nicht löschen!“ — kein Mensch würde sich rühren, um einen Eimer Wasser zu holen, nicht einmal die Tiere würde man retten, wenn ich es verbiete!“

Sie sah entsetzt zu ihm auf. Unheimlich erschien er ihr, wie er das sagte. Aber wie sie in sein muskulöses, festes Gesicht mit den gebieterischen Augen, der scharfen Nase und dem verschlossenen Mund sah, da wußte sie, daß er nicht prahlte, wußte, daß er eine unbegreifliche Macht über die Menschen hatte und es kroch eine fast lähmende Angst vor ihm in ihr Herz. Sie konnte nicht schlafen in der langen Nacht, die diesem Gespräch folgte. Sie erwartete etwas — irgend etwas Furchtbares. Er wollte etwas von ihr — und wenn sie es ihm nicht gewährte, dann — sie mochte nicht weiter denken — sie war ja so gläubig. Sie wollte beten und die Tage zählen, bis ihr Mann zurückkehrte.

Am nächsten Tag war Jonning schon früh auf dem Hof und irgend eine Unruhe trieb sie hinab zu ihm. Sie durften sich nicht in Feindschaft gegenüberstehen, denn in dieser furchtbaren Nacht hatte sie mit Be-zweiflung daran denken müssen, wie schußlos sie war, während Jason im Campe umherreiste, und kein Brief, keine Nachricht ihn treffen konnte. So ging sie zu ihm und bot ihm die Hand, schrak aber im selben Augenblick zurück. So wie Jonning aussah, während er ihre Hände krampfhaft preßte, so sah nur einer aus, der verzweifelte Gedanken im Herzen trug.

Die Füße wankten unter ihr und sie verbrachte den Tag in qualender Unruhe; sie hätte ihr Kind nehmen mögen und fliehen — weit, weit fort — lieber da draußen irgendwo zugrunde gehen, als hier schußlos einem Gewalttätigen preisgegeben sein.

Sie ging ihm aus dem Wege, so viel sie konnte; sie blieb in dem großen Wohnzimmer, in dem sie die Wintertage mit ihrem Manne zu verbringen pflegte. Hierher folgte er ihr wohl nicht! So viel Taft und Vernunft hatte er vielleicht doch noch, um zu begreifen, daß er ihr Abschied einlöste. Aber er kam doch — und was sie in Todesangst geahnt, das sagte er ihr jetzt mit klaren, festen Worten: Sein sollte sie werden — Jason verlassen und mit ihm fliehen — irgend wohin — mit oder ohne das Kind — und so riesenhaft groß, breit und stark stand er vor ihr, daß sie kein Wort der Empörung hervorbringen konnte. Sie weinte nur, weinte fassungslos und stredte abkehrend die Hände gegen ihn aus. Und da war Jonning ans Fenster getreten und hatte sich zu ihr umgewandt:

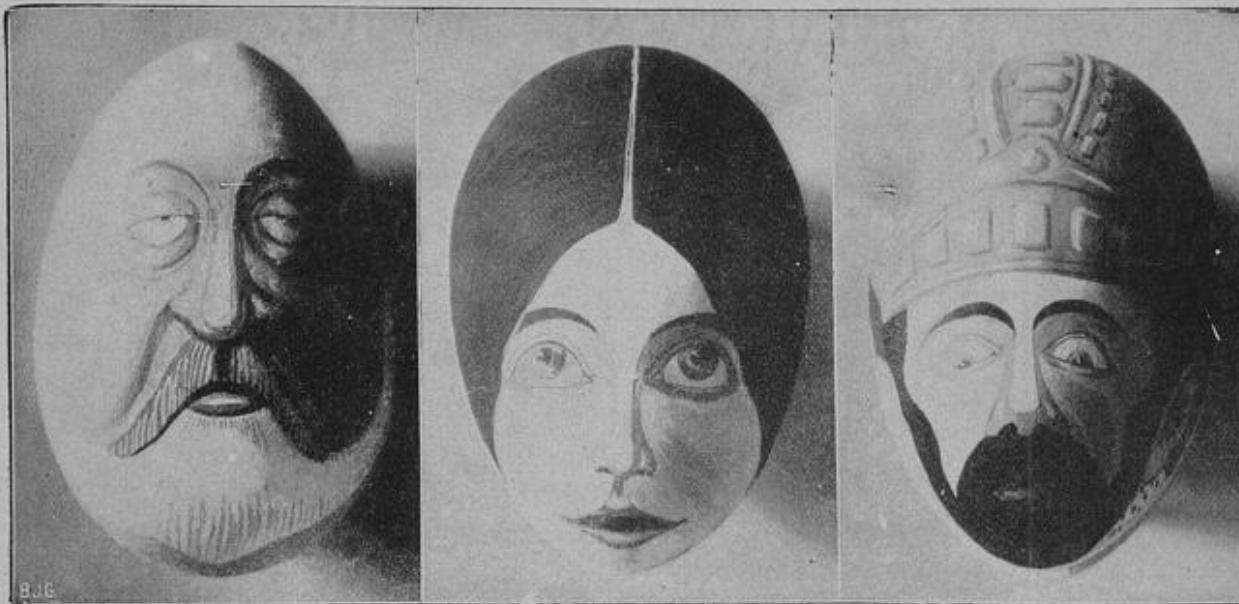
„Das alles könnte brennen, Frau Jason — und niemand würde sich rühren, um zu löschen, wenn ich es verbiete!“ Dann war er gegangen mit seinen harten, klirrenden Schritten, und von dieser Stunde an war Frau Jason wie gelähmt und wartete auf das Entsetzliche, das folgen würde. Ein langer Tag verging und ein zweiter folgte ihm — und nun fehlten nur noch zwei, dann sollte Jason zurück sein. Es zog wieder leise Hoffnung in ihr Herz!

Vielleicht hatte er bereut, hatte eingesehen, wie frevelhaft sein Verlangen war.

Aber dann kam es doch — ganz plötzlich war es da, was sie in ihrer Phantasie schon hundertmal erlebt hatte: die Schafe brüllten, die Hunde bellten, die Menschen schrien und eine der Scheunen stand in Flammen und Jonning war ins Zimmer gekommen und sah dem Brande zu und niemand rührte sich, um Hilfe zu bringen.

Da stieß sie harte Verwünschungen gegen ihn aus und warf sich zu ihrem Kind auf das Sofa und war doch im nächsten Augenblick bei ihm, kniete vor ihm nieder und flehte ihn an: „Mr. Jonning — mein Mann — mein armer Mann! Denken Sie an sein Entsetzen, wenn er nach Hause kommt! O Jonning, seien Sie barmherzig — schaffen Sie Hilfe!“

Das Feuer war erloschen, nur wo das Getreide lag, knisterte es noch und flammte in kleinen, züngelnden Flammen — und Jonning stand am Brunnen und wusch sich die Hände und sie sah, wie er sein Gesicht dem Fenster, an dem sie stand, zuwandte. Es packte sie etwas wie Raserei — sie rannte zur Tür, schloß und verriegelte sie, riß das Kind vom Sofa auf, nahm es in die Arme und lief wieder zum Fenster zurück. Draußen bellte jetzt ein Hund, Jasons Lieblingshund; er bellte so aufgeregt und ununterbrochen, wie er immer zu bellen pflegte, wenn sein Herr von einem Ausritt ins Land zurückkehrte. — Irgend eine freundige Hoffnung zuckte auf in ihrem gequälten Herzen. „Halki — Halki!“ sie rief den Namen des Hundes zum geöffneten Fenster hinaus, aber der bellte weiter und dann — ein anderes Geräusch — Pferdegetrappel, das näher und näher kam! „Fred! — Fred!“ schrie sie und wußte nicht, ob sie ihren Sinnen trauen durfte. Aber er kam — kam wirklich, sprang auf halbem Weg vom Pferde herab, sah auf die verbrannte Scheune, stand dann vor Jonning — erblickte dessen von Brandwunden bedeckte Hände und sah sein bleiches Gesicht, seine schlotternde Gestalt und ein Empfinden grenzenlosen Dankes gegen diesen Mann drängte sich in sein Herz. O, er hatte im Augenblick die Lage erfaßt. Sein Weis war



Bemalte Öftercier.

Er ließ sie knien: „Sie wissen den Preis, den ich begehre, Frau Jason.“ Sie schluchzte auf in Wut und Verzweiflung. „Gleiber“, wollte sie wieder rufen, aber dann besann sie sich. Da draußen lohten die Flammen und das Getreide flog knisternd aus dem geborhtenen Scheunentor; das Vieh brüllte in wahnwitziger Angst — und noch war Hilfe möglich, denn die Scheune stand getrennt von den andern und noch brannten die Ställe nicht. „Ich will tun, was Sie von mir verlangen, Jonning!“ stieß sie hervor, „nur retten Sie — retten Sie!“

Er riß sie zu sich empor und hielt sie einen Augenblick an seiner breiten Brust: „Schwör es mir!“

„Ich schwöre es!“ flüsterte sie und dann war er draußen und seine gewaltige Stimme überlante das Brüllen und Stampfen der Tiere und das Knistern der Flammen. Die stets bereitgehaltenen Sprigvorrichtungen wurden in Bewegung gesetzt, die Ställe öffneten sich und das Vieh floh den großen Weideplätzen zu — und es schien, als sei Jonning übermenschliche Kraft verliehen.

Trotz dem Sturm, der wütend in die Flammen stieß, gelang es ihm, das Feuer auf die eine Scheune zu beschränken — nicht einmal die benachbarten Ställe wurden beschädigt. Er war der Kühnste und Unerschrockenste auf dem ganzen Hof — er achtete nicht der niederfallenden Steine und Mauerstücke. Er griff in die brennenden Garben, um sie fortzuschleudern, wenn sie auf eine Stelle fielen, wo sie Verderben bringen konnten. Er hielt mit donnernder Stimme die Schaar der Knechte und Mägde in Bewegung und duldete keine Angst, kein Müdewerden.

Frau Jason stand am Fenster und betete — aber sie betete nicht um die Erhaltung des Hofes, des Viehs, des äußeren Bestandes — das schien ihr plötzlich klein und wertlos. Ach, daß alles verbrannt, alles zerstört, alles vernichtet worden wäre! Sie hätte ja mit Jason gern wieder von neuem angefangen. Aber nun hatte sie einen Schwur getan, einen entsetzlichen Schwur, und gleich würde er kommen — groß, stark, gewaltig und würde sie an sich reißen, mit sich fortzuschleppen.

Es ward ihr schwarz vor den Augen. „Herr hilf! Herr verlaß mich nicht!“ schrie sie in wahnwitzigem Schmerz und sah wieder in die Nacht hinaus.

gefährdet gewesen und wäre der Vernichtung anheimgefallen, wenn dieser hier nicht sein Leben eingesetzt hätte, um zu retten, zu erhalten!

„Jonning!“ rief er mit vor Erregung bebender Stimme und hielt ihm beide Hände hin. „Mein bester — mein einziger Freund, wie kann ich Ihnen danken!“ und er wollte ihn in seinem ungestümen Dankgefühl umarmen. Aber der vor ihm wich zurück und sah starr und wie entsezt in sein Gesicht, ließ die Hände schlaff am Körper herabhängen — und wie nun oben vom Fenster eine Frauenstimme Jasons Namen rief, da zuckte er zusammen, wie unter einem furchtbaren Schlag. Scheu sah er sich um, wie jemand der auf Flucht sinn, und wie dann Jason noch einmal die Hände nach ihm ausstreckte und ihn ins Haus ziehen wollte, riß er sich los und rannte querfeldein über Acker, Weiden und die weiten Weinberge hin, weiter — immer weiter.

Jason, der ihm folgen wollte, blieb plötzlich wie gebannt stehen. Was war das gewesen, was die Stille des Abends schauerlich unterbrach? Ein Schuß — ein Schuß aus der Richtung, die Jonning eingeschlagen hatte. „Fred — Fred!“ Die Rufe seiner Frau hallten weit in die Nacht hinaus — angstvoll klangen sie — und ehe er noch aus seiner Erstarrung erwacht war, stürzte sie ihm entgegen und warf sich ihm an die Brust. Sie bebte in seinen Armen und war wie von Fieber befallen und es währte lange bis sie ruhig war und berichten konnte — und Jason hatte bei ihren Worten das Gefühl, als habe ihm jemand eine große, tiefe Wunde mitten ins Herz geschlagen.

Eine ruhelose Nacht verbrachte er mit seinem Weib am Fenster des stillen Zimmers; aber die Empörung gegen den Unseligen wich mehr und mehr einer tiefen Trauer.

Am andern Morgen schritt er aus dem Hause der Richtung zu, in der Jonning gestern vor ihm geflohen war und wie er endlich den mächtigen Körper und das im Tod geglättete, leidenschaftslose Gesicht des Unglücklichen vor sich liegen sah, da schwand der letzte Groll. Er dachte daran, daß jeder im Leben mit Schwächen behaftet ist und daß die Waffen zum Kampf dagegen einem jeden ungleich verliehen sind.

„Er muß viel gelitten haben,“ jagte er gütig und er drückte ihm die Augen zu mit demselben Schmerzgefühl, das nur ein Mensch empfindet, wenn er seinem liebsten Freund diesen letzten Dienst erweist.

Vorfrühling.

Von J. Wolff-Friedberg. (Nachdruck verboten.)

Ganz heimlich und schüchtern sind die ersten Blattknospen gesprungen, und heraus trocken zarte, dünngeräbete Blättlein, und sagten, gerade wie kleine, nackte Kinder, die furchtbar stolz sind, mit im Freien baden zu dürfen: „O, o, wie schön ist es — aber doch ein bißchen kalt; hu wie schön!“ Und dann zittern sie seelenvergnügt.

Aber mittags, wenn die Sonne schon richtig warm herabfließt, da sind ein paar neugierige Frühlingskinder aufgeblüht, und die ersten, behaglich dahinsegelnden Frühlingswolken bleiben schneeweiß vor Verwunderung gerade darüber stehen. Der feine Hauch steigt zu ihnen hinauf und die Wolken schwimmen lange um das Bäumchen herum und trinken den Duft. Doch auch tief hinab strömt der Wohlgeruch, so daß einige lustige Spaziergänger, die den Frühling riechen, laut piepsend vor Wonne sich herum balgen. Die alten Fichten und Tannen wachen urplötzlich auf und sagen gutmütig schmunzelnd: „Ach so, das fängt wieder einmal an!“ dann nicken sie den frühen Blütenbäumen zu; und die Weidenläschen, die schon beinahe zwei Wochen vergnügt in ihrem Pelzkleidchen auf irgend etwas warteten, staunen atemlos das Wunder an, und ich gucke die jungen Kirschenstämmchen immer wieder an; — all das spüren sie — und da sind sie auf einmal über und über errötet . . .

Ich möchte in diesen Tagen wieder ein kleines, lustiges Kind sein. Immer der Sonne nachlaufen und ganz genau achtgeben, wann die erste Anemone herauskommt und welche Bäume jetzt nach und nach die Augen aufmachen und was sie für ein verwundertes Gesicht dabei zeigen. Nur immer draußen sein!

Und sehr viel „Seilspringen“ spielen! Ich kann alles noch, die „Kaffeemühl“, den „Hexentritt“ und „Berlehr“ rum „neinspringen“! Es macht so schön warm und ist ein richtiges Frühjahrsenspiel, jene Lust kommt dabei am besten zum Ausdruck, daß man jetzt gar zu gerne fliegen möchte!

Ein junges Mädchen hab' ich gesehen, mit sehr widerspenstigen braunen Haaren, wie sie im Schloßgarten saß unter einem fremdländischen Lärchenbaum, und zeichnete. Die Lippen fest aufeinander gepreßt, und mit heißen Wangen strichelte sie einige Zweige Kästchen; mollige, die sich ganz fest an ihren Stamm angeklammert hatten, und lose, lustige, gelbe, die froh wie kleine blonde Mädchenköpfe herunterbaumelten. Ich stand hinter ihr und freute mich, wie auch sie ein Stück Frühling so duftig und echt wiedergeben konnte.

Doch auf einmal ließ sie das Buch liegen und legte sich längelang auf die Bank, faltete die Hände fest über der Brust und schaute mit weit offenen Augen empor. Ihre Augen waren ganz voll Frühling und ihre Träume flogen hell und licht in die Luft.

„O, ich will fleißig sein, ich will arbeiten, mir scheinen ja auch immer Dinge schön und voll geheimen Zaubers, an denen viele andere vorbeigehen. Freilich, ich kann noch so wenig. Aber ich will! Und ich weiß, ich werd' was! — Lieber Gott, laß mich ein ganzer Kerl werden, Eine, die was kann! Gell, sicher?“

Dann wurde sie rot und schloß einen Moment die Augen; das Bild eines trocknen Zungen flog an ihr vorbei und sie wünschte sich weiter: „Daß uns noch furchtbar lange mit einander streiten und laß uns noch lange einander nicht eingestehen, daß wir uns so furchtbar lieb haben, dann aber einstens, ja dann!“

Da kamen ihre Träume im Sturmschritt herbei und zogen schimmernd an ihr vorüber. Jede junge Hoffnung wurde erfüllt und eine traumselige Sicherheit überkam sie, denn der Frühling hörte zu und sagte immerfort: „Ja, ja, na — tür — lich, ja!“

Alle starken Wünsche standen in lebendiger Erfüllung vor ihr, und sie blieb lange liegen, als ob der Lärchenbaum die Kästchen, sie und der Frühling, unlösbar fest zueinander gehörten.

Das Schönste für mich ist die sanfte Gutmütigkeit, die der Frühling mitbringt. Die Kinder werden kaum mehr gescholten und keiner haut sie gleich, wenn sie toben und schreien. Die ganze freie Welt gehört ihnen und der Frühlingswind brüllt mit ihnen um die Wette und niemand will mehr all den Lärm verbieten. Wenn einem die kleinen Buben, die ihre „Tanzknöpfe“ eifrig und versunken zugleich einhertreiben, die Peitsche um die Beine schlagen, werden nur sie entrüstet und sagen: „no du.“ Da hilft man ihnen halt wieder „andrehen“, weil das so schwer ist!

Die guten Hausfrauen daheim sind auch verändert; sie quälen sich und die Dienstmädchen viel weniger und lachen den ganzen Tag über die drollige dummlische Seligkeit der Allerleinsten. Die Juchzen und gröhlen ohne ersichtlichen Grund und wollen fortwährend Sonnensträubchen fangen, oder sich auf die kimmernde lustige Himmelsleiter setzen. Dabei fallen sie regelmäßig um, und das Umwurzeln und die vergeblichen Versuche wieder aufzustehen, sind Quellen unverstehbaren Lachens.

„Was die Kleinen nur haben?“ fragen die Großen. Wir sind den Frühling ja gewohnt, aber auf die Babys wirkt er wie Champagner, die sind förmlich wie berauscht.

Als ob am Ende die vernünftigen Großen niemals ohne Champagner trunken sein könnten! Nein, aber gewiß nicht! Auch noch am helllichten Tage! Gott behüte!

Doch der Frühling lacht und meint pöfzig: „Na, redet nur, ich kenne meine Leute!“



Hungerige Sippchaft.

Unsere Bilder.

„Mater dolorosa“ (schmerzreiche Mutter). Joh. Viktor Krämer (Wien) hat aus diesem vielverwandten Vorwurf ein Werk von hohem künstlerischem Werte geschaffen. Der Künstler bringt den edlen Schmerz auf dem feinen Gesichte ohne Anwendung übertriebener Mittel zum Ausdruck. Bekanntlich wird Maria, die Mutter Christi, im Schmerz über die Leiden ihres Sohnes auch vielfach mit einem Schwert oder sieben Schwertern in der Brust als Zeichen ihrer sieben Leiden dargestellt. — „Kirche im Harz“. Eine schmucklose kleine Dorfkirche im Harz, die aber einen freundlichen Eindruck durch das helle Sonnenlicht bekommt, das ungehindert durch sie hinflutet. — „Aufstellung zur Prozession“. Die kleinen feillich gekleideten Mädchen haben sich zur Prozession aufgestellt und in den kleinen Herzen kämpfen frommer Sinn und Freude an ihren hübschen Kleidern miteinander. Das Gemälde ist von Frederik Bejin, der in Amerika geboren wurde, sich zunächst zum Ingenieur ausbildete und dann zur Malerei umfattelte. Er erhielt einen großen Teil seiner Ausbildung in Düsseldorf unter Grola, Janssen, v. Gebhardt und W. Sohn. Er wohnt in Düsseldorf. — „Bemalte Osterkerze“. So hübsch kann selbst die tüchtigste Hausfrau ihren Lieblingen die Osterkerze nicht bemalen.

Stoßt euch am Märzreis nicht, ihr Kinder,
Der sich in Ast' und Zweige hängt,
Es ist der Brautschmuck, den der Winter
Dem Lenz zur Morgengabe schenkt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 14

Sonntag, den 3. April

1910

Agnete Kaas.

Roman von Anna Baadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Der Weg durch den Wald war vom Regen aufgeweicht. Die weißen Stämme der Birken erhoben sich gepeinigterhaft aus dem blauen Nebel des Waldbdichts, unten am Boden stachen die Blaubeerensträucher rotbraun von dem feuchtglühenden Grün des Moojes ab. Hier und da lagen große Steine, die gesprengten Felsblöcke glichen, und dunkelgrüner Wacholder krümmte sich in phantastischen Formen oder trat zypresseartig schlank aus dem niedrigen Gesträuch hervor. Obgleich es erst Ende August war, begannen die feinen Blätter bereits gelb zu werden. Der Regen fiel langsam von dem eintönig grauen, trüben Himmel nieder. Es plätscherte in den Pfützen am Wege, es tröpfelte von allen Ästen und Zweigen, und die Luft war von einem traurig stimmenden Duft von dürrer Laub und feimenden Schwämmen angefüllt. Hier und da war der Wald von Steindämmen durchzogen, und Gatter versperrten den Weg, deren tief hagebuttenrote Farbe von dem matten Grau der Steine und den gedämpften Spätsommerfarben des Waldes lebhaft sich abhob.

Der junge Besizer vom Birkenhof schritt durch den Wald, vornübergebeugt, die Mühe tief in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen seiner dicken grauen Joppe. Eine tiefe Falte lag zwischen seinen Augenbrauen, der festgeschlossene Mund zeigte einen harten Ausdruck. Harald Sparre kämpfte dagegen an, seine Sinne von der schwermütigen Schönheit des Abends fangen zu lassen. Bitter dachte er der längst vergangenen Zeit, wo ihn die Natur zu sentimentaler Schwärmerei hingerissen, wo er sogar Gedichte auf sie verfaßt hatte. Es war in seiner skopenhagener Studienzeit, als der junge sorglose Student sich einbildete, daß ihm die ganze Welt gehöre, weil er jung und schön und das einzige Kind reicher Eltern war.

Als aber dann sein Vater überschuldet und wirtschaftlich zugrunde gerichtet starb, als seine Mutter dem Gram erlag, da hatte Harald Sparre anderes zu tun als Gedichte zu machen. Das Leben wurde ihm zum harten Kampf um das tägliche Brot. Freude am Schönen und Lebensgenuß waren Begriffe, die es für ihn nicht mehr gab. Wie er jetzt durch den Wald seinem kleinen Heim zuschritt, dachte er nur daran, wieviel die Birken wohl einbringen würden, wenn er eines Tages gezwungen sein sollte, den Wald abzuholzen.

Der kleine Birkenhof war das einzige, was er aus dem Zusammenbruch gerettet hatte. Sein Vater hatte ihn erst gekauft, weil es in der Gegend gute Jagden und Fischerei gab, und weil er es liebte, jeden Herbst einige Wochen hier oben in Smaaland zuzubringen. Jetzt war der verschuldete Hof mit seinen schlechten Feldern der einzige Besitz

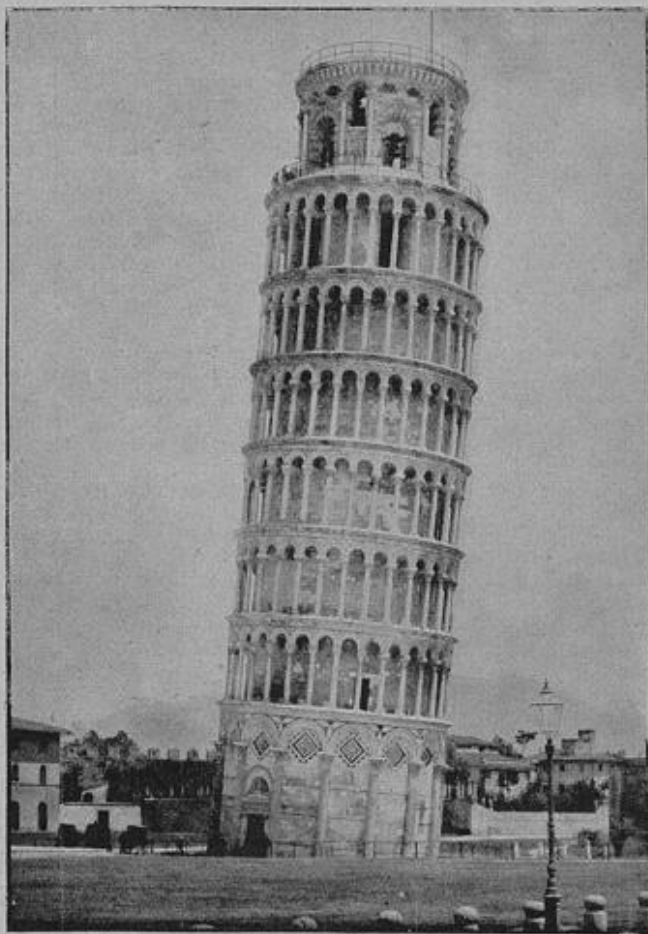
seines Sohnes. Harald hatte nie Landwirtschaft getrieben; als er nach dem Tode des Vaters zum Angeben seiner Studien gezwungen war, gelang es ihm trotz aller Bemühungen nicht, ein wirklich tüchtiger Landmann zu werden. Die harte praktische Arbeit lag seiner Natur zu fern. Der Gelehrte, der Trummer in ihm ließ sich nicht ausrotten, obgleich er seine ganze Willenskraft zusammennahm.

Harald Sparre war bei seinen Leuten und Nachbarn wenig beliebt. Er war ein strenger Herr — wenn auch immer gerecht — ein stiller und verschlossener Nachbar, der sich keine Freunde zu machen verstand. Nur ein Wesen gab es, das ihn kannte, wie er wirklich war, das an seinem Leid, seinen Seelenkämpfen teilnahm. Das war eine alte Dame, Fräulein Gertrud Sparre, seine Tante und einzige Freundin. Sie wohnte auf dem Birkenhof und führte ihm die Wirtschaft.

Haralds Vater war zehn Jahre jünger gewesen als Fräulein Sparre, die jetzt schon hoch in den Sechzigern stand. Die fast mütterliche Liebe, die sie für den jüngeren Vetter empfand, hatte sie auf seinen Sohn übertragen; schon als Kind wußte Harald, daß er seine Sorgen und Freuden in aller Ruhe der Tante anvertrauen konnte, bei der er volle Teilnahme und Verständnis fand. Fräulein Sparre hatte ein ziemlich bedeutendes Vermögen besessen, es aber beim Konkurs des Bruders verloren. Harald hielt es für seine Ehrenpflicht, der Tante ein Heim zu bieten, so ärmlich es auch war, er hatte es sich gelobt, dafür zu sorgen, daß sie, so lange er ein Dach über dem Kopfe hatte, keinerlei Entbehrungen erleiden sollte.

Er hatte es auch nicht zu bereuen, daß er die Tante ins Haus genommen hatte. Ihre mütterliche Fürsorge erhellte sein trauriges Dasein. Sie quälte ihn nie mit Fragen und Hinweisen auf die Vergangenheit, obgleich sie auch die große Enttäuschung seines Lebens, jenen bittersten Schmerz kannte. Er war verlobt gewesen, — und als alles für ihn zusammenbrach, hatte auch die Geliebte ihn verlassen. Sie war jetzt verheiratet an einen Gutsbesitzer unten in Schonen. Dort,

wo sie lebte, wogte das goldige Korn auf den Feldern, während der arme Boden hier ihm Steine statt Brot bot. Und doch hatte er allmählich die Gegend lieben gelernt. Obgleich er über seine eigenen Gefühle spottete, war seine Liebe zur Natur doch zu tief. Smaalands weiche Schwermut sang sich in seine Seele ein. Von dem braunen Moor, wo das Wasser hier und da zwischen den kleinen Hügeln glühterte, von dem dunklen Reich der Stiefeln und Wacholdersträucher, von den stillen Säulenhallen des Birkenwaldes und den blanken Flächen der Seen stiegen ihm die Töne sanft und einschmeichelnd entgegen, — es



Der schiefe Turm von Pisa.

war wie eine Hand, die leise seine Wange streichelte, wie eine Stimme, die ihm ins Ohr flüsterte: „Sorge nicht. Einmal kommt die große Ruhe, die tiefe Friede. Der Streit geht zu Ende, die Ruhe aber ist ewig.“

Der Wald fing an lichter zu werden. Die Bäume standen nicht mehr so dicht, ein Stück schwachgrauen Himmels dämmerte durch das Laub. Noch ein rotes Gatter über dem Weg, und er stand am Rande des Waldes. Hier erstreckten sich, von fernem Wäldern, die im Regennebel dampften, eingerahmt, auf beiden Seiten Kornfelder. Der Hafer war geschneitten und stand in Puppen. Sie standen da in der Dämmerung wie eine Reihe phantastischer Tiergestalten oder wie alte gebückte Herrenmeister mit langen Nasen und struppigem Haar und Bart. Harald Sparre war es, als ob sich in jeder dieser Kornpuppen eine Gestalt versteckte, er wollte es aber nicht sehen. Er wollte nur daran denken, daß es traurig war mit dem ewigen Regen, unter dem der Hafer verfaulte, ehe er unter Dach und Fach kam.

Jetzt leuchtete das niedrige weiße Hauptgebäude des Birkenhofs zwischen den bisherigen Baumgruppen des Gartens aus dem Dunkel hervor. Ein gelblicher Lichtschein bligte aus den Fenstern. Tante Gertrud hatte die Lampe im Speisezimmer angezündet und wartete auf ihn mit dem Abendbrot. Er spürte keinen Hunger, aber trotzdem — das Bewußtsein tat ihm wohl, daß es dort drinnen hell war, daß dort eine treue Seele auf ihn wartete und sich seiner Heimkehr freute. Er durfte nicht undankbar sein. Es gab noch größere Armut als die seine.

Er ging durch den Garten. Es duftete frisch von Äpfeln und späten Sommerblumen, Levkoien und Reseda. Fräulein Sparre kam ihm auf der Verandatreppe entgegen. In dem scharf abgegrenzten Lichtstreifen der offenen Tür sah er ihre große, noch schlante Gestalt und ihr feingeformtes Gesicht unter dem kleidsamen Spigenhäutchen, das das graue Haar bedeckte.

„Guten Abend, Harald — wie es regnet! Du bist wohl ganz durchnäßt, Armster. Tue mir die Liebe und kleide dich um. Du wirst dich erkälten.“

„Ich erkälte mich nicht so leicht“, antwortete er kurz. — „Ich fürchte nur, daß ich mit meinen nassen Stiefeln deinen reinen Fußboden schmutzig mache“, fügte er in etwas milderem Ton hinzu.

„Gut, dann bitte ich dich, dich in Rücksicht hierauf umzukleiden. Die Hauptsache ist, daß du mir nicht krank wirst“, sagte Fräulein Sparre lächelnd.

Tante Gertrud hatte eine unbezahlbar gute, unverwüßliche Laune. Sie befand sich stets im inneren Gleichgewicht und ihre bloße Gegenwart allein genügte, um ein Gefühl der Sicherheit und Gemütlichkeit zu verbreiten. Sie gehörte zu jenen Alten, die stillschweigend die Sorgen der Jungen tragen und zum Trösten und Aufmuntern bereit sind, ohne Ansprüche auf Gegenleistungen zu machen.

Winnen kurzem erschien Harald Sparre umgekleidet im Speisezimmer. Das ruhige gelbliche Licht der Hängelampe fiel auf den gedeckten Tisch mit dem glänzendweißen Tuch und den einfachen Geräthen. Mitten auf dem Tische stand ein alter Messingkrug, mit Ästern und Levkoien in allen Abstufungen von violett und karminrot. Im Zimmer waren nur wenig Möbel — einige Stühle mit hohen Lehnen, ein Mahagonibüfett, eine alttürkische Schatulle mit Messingklappen und eine große Stubenuhr in einem weißen Gehäuse. Tante Gertrud saß am Tisch und las die Zeitung. Auf ihrem Schoß lag ein großer, grauer Stater und spann behaglich.

„Guten Abend, Peter“, sagte Harald Sparre und ließ die Hand lieblosend über den Pelz des Staters gleiten.

Fräulein Sparre legte das Blatt beiseite, setzte den Stater auf die Erde und begann für ihren Nessen zu sorgen. Er aß mit gutem Appetit, doch ohne darauf zu achten, was er aß. Eine Flasche Bier, die neben seinem Teller stand, schob er von sich, indem er etwas bitter sagte: „Du weißt ja, daß meine Verhältnisse mir das Biertrinken nicht gestatten.“ Fräulein Sparre seufzte und schenkte ihm eine Tasse Tee ein.

Nach beendeter Mahlzeit zündete Harald Sparre sich eine kurze Pfeife an und griff nach der Zeitung. Tante Gertrud blickte von ihrem Strickzeug auf.

„Ach, warte einen Augenblick, bis du zu lesen beginnst. Da ist etwas, das ich mit dir besprechen möchte. Ich habe heute einen Brief bekommen — Sage mir was würdest du davon halten, wenn wir hier im Hause eine Zeitlang ein junges Mädchen beherbergten?“

„Ein junges Mädchen!“ — Harald sah mit einem verdrießlichen Blick auf. Seine schlanken Finger zerknitterten nervös die eine Ecke der Zeitung. — „Das ist eine eigentümliche Idee, Tante. Ich meine, du solltest wissen, daß ich für Zeit meines Lebens von jungen Mädchen genug habe.“

„Mege dich nicht auf, Harald. Laß mich dir erst sagen, von wem die Rede ist. Erinnerst du dich der kleinen Agnete Kaas?“

„Agnete Kaas?“ Die tiefe Kälte zwischen seinen Augenbrauen glättete sich. „Den Namen habe ich seit vielen Jahren nicht gehört. Was ist aus der Familie geworden? Wurde der Vater nicht ins Ausland verjagt?“

Fräulein Sparre hatte sich nach der Lampe vorgebeugt, um mit der Stricknadel eine Masche aufzunehmen. Der Umschwing in Haralds Stimmung war ihr nicht entgangen, und ihre ruhigen, blauen Augen hinter der Brille nahmen einen stillzufriedenen Blick an.

„Ja, Kaas ist viele Jahre Gesandtschaftsattaché in London gewesen, wo er sich auch schon in seinen jüngeren Tagen aufgehalten hat.“

Wie du dich wohl erinnerst, war seine Gattin Engländerin. Jetzt sind sie beide tot. Agnete hat sich in letzter Zeit in Richmond aufgehalten, wo sie in einem Pensionat wohnt. Dort fühlt sie sich aber nicht recht wohl, und da sie nicht besonders kräftig ist, hat der Arzt ihr Ruhe und Landluft verordnet. Heute schreibt nun ihre Tante, Fräulein Elisabeth Kaas, und fragt an, ob wir sie bei uns beherbergen können.“

„Sie wird sich hier zu Tode langweilen und schon nach acht Tagen auf und davon gehen.“

„Gefällt es ihr hier nicht, so kann sie jeden Tag gehen. Vielleicht irrst du dich aber, vielleicht wird sie sich bei uns heimisch fühlen. Die Gegend ist ja hübsch, und wir werden es an einer freundlichen Aufnahme nicht fehlen lassen. Nicht wahr, Harald?“

„Das ist selbstverständlich“, antwortete er kurz. „Weißt du übrigens etwas Näheres von ihr?“ fügte er kurz darauf hinzu.

„Ich weiß, daß sie sehr hübsch sein soll. — Zu Lebzeiten ihrer Eltern verkehrten viele junge Künstler bei ihnen, und sie ist von ihnen mehrfach gemalt und noch häufiger besungen worden. Sie wurde all-gemein gefeiert.“

„Das tut mir leid.“

„Weshalb?“

„Weil man wohl daraus schließen darf, daß sie im höchsten Grade verwöhnt und anspruchsvoll ist.“

„Das ist nicht notwendig. Eine gute Natur verträgt es, bewundert zu werden, und du wirst dich erinnern, wie Agnete in ihrer Jugend war.“

„Ja, sie war ein süßes kleines Geschöpf.“

In seinen Gedanken sah Harald ein allerliebste kleines, von langen, braunen Locken umrahmtes Gesicht, das mit kindlichem Vertrauen zärtlich zu ihm aufschaute. Sie hatte ihn rührend lieb gehabt, die kleine Agnete, obgleich er sie immer mit knabenhafter Überlegenheit behandelte. In der Erinnerung an sie wurde es ihm trotz der langjährigen Trennung weich ums Herz.

„Obwohl sie noch ganz klein war, nahm sie dich mehrmals in Schutz, wenn dein Vater dich züchtigen wollte — und das kam ja leider nicht selten vor.“

„Ja, ich weiß, daß wir gute Freunde waren“, sagte Harald.

Er sah gedankenvoll den bläulichweißen Rauchwirbeln nach, die zur Decke emporstiegen. Fräulein Sparres Stricknadeln klirrten leise, — der Regen klatschte gegen die Fensterheben.

„Agnete hat ein Herzeleid gehabt“, begann Tante Gertrud nach einer Weile. „Elisabeth Kaas hat mir davon erzählt. Sie liebte einen jungen, englischen Maler. Er war aber brustkrank und starb.“

„So — so“, sagte Harald kurz. Er war mit einemmal verstimmt, ohne daß er einen Grund hätte angeben können. Nicht etwa, daß er für seine Jugendfreundin Mitleid gefühlt hätte. Es war vielmehr eine Art Enttäuschung bei dem Gedanken, daß sie einen andern geliebt hatte. Er begriff sich selbst nicht. Was ging das ihn an? Sie war ja doch nichts mehr für ihn — —

„Und ihre Eltern hat sie auch verloren. Die Ärmste hat schon vieles durchgemacht. Wir müssen recht gut zu ihr sein.“

„Ich zweifle nicht daran, daß du gut zu ihr sein wirst, Tante.“

„Aber du auch, Harald.“

„Ich?“ — Er zuckte die Achseln. „Ich habe schon genug auf mir lasten und werde kaum die Zeit haben mich um Fräulein Kaas zu kümmern.“

„Du mußt aber immer freundlich zu ihr sein! Jedenfalls darfst du dich nicht so brunnig zeigen, wie du es bisweilen tust.“

Er lachte bitter. „Du fürchtest wohl, daß ich das arme Ding ängstigen werde? Noch vor wenig Jahren wäre wohl niemand auf den Gedanken gekommen, daß Harald Sparre zum Schreckgespenst für junge Mädchen werden könne. Leider ändert man sich aber in diesem Leben nur zu leicht zu seinem Nachteil.“

„Lieber Harald. — Ich weiß am besten, daß die mit dir vorgegangene Änderung eine rein äußerliche ist.“

„Wenn du das glaubst, irrst du dich, Tante. Sie ist nur zu tief! Es ist aber viel verlangt, daß man auch dann noch derselbe bleiben soll, wenn man von allem verlassen wird, auf das man in dieser Welt sein Vertrauen gesetzt hat.“

„Ja, leider werden ja die meisten Menschen vom Glück getragen. Harald. Man muß es aber lernen, sein eigenes Interesse hintanzustellen. — Glaubst du nicht, daß ich auch meine Sorgen und Enttäuschungen gehabt habe?“ fragte Fräulein Sparre leise. Ihr grauer Kopf beugte sich tiefer über die Arbeit.

„Ja — gewiß, Tante Gertrud, du bist so alt — verzeih, das klingt vielleicht verlegend. Ich meine nur, daß wir wohl alle mit der Zeit zur Ruhe kommen und es lernen, uns mit dem Leben zu versöhnen. Wohl nur in der Jugend erscheint es uns so schwer.“

„Dafür habt ihr Jungen aber die Hoffnung. Für euch kann sich alles noch einmal zum Bessern wenden.“

„Was sollte wohl für mich zum Bessern werden, Tante? Höchstens kann es schlechter werden, vielleicht so schlecht, daß ich eines Tages den Hof verlassen muß. Der ewige Regen droht die Ernte zu vernichten. Glück ist mir nicht, mein Korn vorteilhaft zu verkaufen, so weiß ich nicht, woher ich das Geld zum Termin nehmen soll.“

„Vielleicht ließe sich auch in dieser Hinsicht Rat schaffen“, sagte die Tante beruhigend. „Agnete ist reich, und ich bin davon überzeugt, daß sie dir gern das Fehlende vorstrecken wird, wenn —“

Harald ließ sie nicht zu Ende reden. Er sprang auf und stand mit finsterner, drohender Miene vor ihr.

„Tante, wenn es deine Absicht ist, irgendeinen Vorteil für mich aus Agnetes Versuch zu schlagen, so kommt sie mir nicht ins Haus. So tief bin ich doch noch gesunken, daß ich die Gutmütigkeit eines jungen Mädchens benutze, um ihr das Geld aus der Tasche zu locken. — Indessen pflegen junge Mädchen“ — seine Stimme veränderte sich und bekam einen spöttischen Ton — „ja in Geldsachen einen guten Blick zu haben. Deshalb brauche ich mir wohl keine Sorgen zu machen.“

Er ging einigemal heftig im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Fräulein Sparre stehen und fragte:

„Weshalb ist aus Agnete und dem Maler nichts geworden?“

Die Tante, die erschrocken zu ihm aufgeschaut hatte, ließ das Strickzeug in den Schoß sinken und sagte:

„Aber, mein Gott, Harald. Ich sagte dir ja, daß er gestorben ist.“

„Es freut mich deinetwegen, daß Agnete kommt“, fuhr Harald fort. Er hatte einen Stuhl an Fräulein Sparres Seite gerückt und sah jetzt neben ihr und streichelte ihr die Hände. „Du bedarfst der aufmunternden Gesellschaft. Sie wird dir gut tun.“

„Ich bin schon zufrieden, wenn ich in deiner Gesellschaft bin, lieber Harald“, sagte die alte Dame freundlich.

„Ich habe so wenig Zeit, bei dir zu Hause zu sein. Sie wirst du den ganzen Tag um dich haben. Wenn du ihr schreibst, rate ihr, möglichst bald zu kommen, damit sie noch den Sommer etwas genießen kann.“

„Ich werde ihr, wenn es dir recht ist, morgen schreiben.“

Die alte Uhr in der Ecke tickte, und der Regen peitschte unaufhörlich die Fensterscheiben.

Kurz darauf stieg Harald mit dem Licht in der Hand die alte, ausgetretene Treppe empor, die zum oberen Stockwerk führte. Die kleine Flamme bildete einen zitternden Lichtkreis um ihn, während er die Treppe



Frühling in Bozen.

„Gestorben! — Ist er wirklich tot? Sollte er nicht auch plötzlich verarmt sein?“ fragte er in bitterem Ton. Die alte Dame schüttelte den Kopf. Sie fürchtete sich fast vor ihrem Neffen, wenn er in dieser Laune war. Doch wußte sie, daß es immer bald vorüberging, und daß er dann kam und ihr wieder gute Worte gab. Und doch litt sie stets unter solchen Ausbrüchen seiner Bitterkeit.

Als Haralds Erregung sich gelegt hatte, kam er sich selbst verächtlich vor. Es war ja richtig, er war getäuscht und betrogen worden, — welches Recht hatte er aber, seinen Mißmut und seine schlechte Laune an der Tante auszulassen? — Sie klagte nie, und doch hatte sie durch die Schuld seines Vaters ihr ganzes Vermögen verloren und mußte jetzt unter ganz anderen Verhältnissen leben, als sie gewöhnt war.

„Tante Gertrud!“

Seine Hand lag auf ihrer Schulter.

„Du darfst dir die Worte, die ich soeben sprach, nie, zu Herzen nehmen. Tante Gertrud.“

„Nein, nein, mein Junge.“ Sie nahm die Brille ab und trocknete sie mit ihrem Taschentuch. Das Glas war nah von Tränen. „Wir zwei verstehen uns schon!“

hinaufging. Und wie das kleine Licht das Dunkel um ihn erleuchtete, so tauchte in seinem Herzen eine Erinnerung auf — ein liebliches Kinder- gesicht mit großen, braunen Augen, dunklen Locken, dem kleinen, roten Mund. — Ach, wäre sie doch noch ein Kind! Ach, käme sie doch zu ihm wie damals. — Jetzt war sie ja aber eine große Schönheit, eine Weltbame, die ihr Leben in fremden Ländern, in Europas großen Städten verlebt hatte. Er konnte sich nicht recht hineinfinden. Sein Herz hielt das alte Bild aus der Jugend fest.

Eine große Schönheit — eine Weltbame — die kleine Agnete Kaas!

2. Kapitel.

Der Regen hatte aufgehört. Es waren stille Sonnenscheintage und mondklare Nächte gekommen. Aber obgleich es so warm war wie in der heißesten Sommerzeit, deuteten doch alle Anzeichen auf den nahenden Herbst. Auf den Wiesen vor Haralds Garten hielt der Nebel sich bis weit in den Tag hinein, und selbst wenn die Sonne herauskam, wollte der Tau in dem hohen Gras der Rasenplätze nicht verdunsten. Beim geringsten Windhauch fielen welke Blätter über den Weg. Das rölllich

blühende Heidekraut begann zu verblassen, die Heide und der Wald wurden dunkler.

Eines Tages fuhren Harald Sparre und Fräulein Gertrud nach der Bahnhstation, um Agnete Naas zu holen. Harald fuhr selbst. Er sagte sich mit einer gewissen Bitterkeit, daß Agnete ihn in seiner dünnen Toppe und mit der in die Stirn gedrückten Mütze auf dem Kutschersitz wohl für einen Knecht oder Tagelöhner halten würde.

Fräulein Sparre begab sich in den Wartesaal, während Harald auf dem Boek sitzen blieb. Der Platz vor dem Stationsgebäude lag im blendenden Sonnenlicht leer und verlassen da. Pflögllich kam ein eleganter Wagen in scharfem Trab, der Kutscher in Livree, daneben ein Diener auf dem Boek, angefahren. Die Insassen waren ein älterer Herr, groß und schwer, mit einem roten, aufgedunsenen Gesicht, grauen Haaren und kleinen lebhaften Augen, neben ihm in steifer Haltung eine blasse, schwarzgekleidete Dame. Es war der Gutsbesitzer Sandell mit Frau vom Gutshof Dala. Harald konnte das Ehepaar nicht leiden, weder den polternden Ghemann noch seine kalte, rechtshaberische Frau. Am liebsten wäre er ihnen aus dem Wege gegangen. Sandell hatte ihn aber bemerkt und ließ seinen Wagen neben dem seinen halten.

„Guten Tag, Sparre! — Das ist selten, daß man das Vergnügen hat, Sie zu sehen. Erwarten Sie Fremde? — Ah, eine junge Dame. Mit ihr müssen Sie einmal zu uns kommen. Hören Sie! — Junge Damen sind auf Dala immer willkommen, namentlich, wenn sie hübsch sind. Wir erwarten heute übrigens auch Besuch. Ein junges Ehepaar aus Schonen. Das kleine Fräulein ist entzückend. — Also ich rechne darauf, daß Sie uns bald einen Abend das Vergnügen machen —“

Der Pfiff der einfahrenden Lokomotive ertönte. Herr und Frau Sandell stiegen aus und gingen in den Wartesaal.

Jetzt wurde die Tür geöffnet und die Leute strömten heraus. Harald hörte Tante Gertruds Stimme: „Hier hast du uns, Harald.“ Er wandte sich um und sah ein junges, schlantes Mädchen, das neben dem Wagen stand und ihm die Hand lächelnd entgegenstreckte. Agnete hatte ihn also doch wiedererkannt. — Oder war es nur, weil Tante Gertrud seinen Namen genannt hatte? Er hätte sie kaum erkannt — so verändert war sie, — und doch — doch war da noch etwas, was ihn an das Kinder-gesicht erinnerte, das ihm so lieb gewesen war.

„Ah, wie lieb von euch, daß ihr mich bei euch haben wollt“, sagte Agnete mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme.

„Wir wollen nur hoffen, daß es Ihnen bei uns gefallen wird.“ — Harald hörte selbst, daß seine Antwort kurz und fremd klang, und doch hatte er einen freundlichen Ton anschlagen wollen. Sie blickte vorwurfsvoll zu ihm auf.

„Du nennst mich Sie, Harald? Und wir sind doch so alte Freunde? Wenn du willst, daß ich mich bei euch wohlfühlen soll, darfst du es nicht tun. Nenne mich Agnete und du.“

„Wenn du es wünschst, gern“, antwortete er kurz. Da sie ihn aber sichtlich enttäuscht, ja mit flehentlicher Bitte und ehrlicher Herzlichkeit ansah, zwang er sich zu einem schwachen Lächeln. „Jetzt steigt aber auf. Sonst wird Lise ungeduldig. Deinen Koffer wird der Knecht später holen.“

Agnete sprang leicht auf den Wagen und streckte die Hand aus, um Fräulein Sparre beim Aufsteigen zu helfen. Tante Gertrud beeilte sich. Sie hatte das Ehepaar aus Schonen gesehen, das zu Besuch bei der Familie Sandell kam, und wollte Harald vor einem Zusammentreffen bewahren, das ihm peinlich sein mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Wann i wiederkomm.

Novellette von Helmut O. Herrmann.

(Nachdruck verboten.)

Tief aufatmend wischte sich der Knecht den Schweiß von der Stirn. Eine saure Arbeit freilich — das Spalten des knorrigen Holzes hier mitten in der Sommerhitze. Früher hätte es ihm ja nicht viel verschlagen; aber seit seiner letzten Krankheit fühlte er zuweilen eine so merkwürdige Schwäche — eine Bekommenheit auf der Brust, daß er manchmal den Atem verlor. Und dieser Husten — der Vater hatte merkwürdige Augen gemacht, wie er einmal dazu gekommen war, als dem Joseph helles, schaumiges Blut aus dem Munde getreten war. Zum Arzt sollte er gehen, hatte der Vater gesagt; aber die Stadt war weit, und die Zeit — die kostbare Arbeitszeit — er durfte sie nicht verlieren.

Dem er mußte verdienen, der Joseph. — Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, wenn er an die Goldhüchse dachte, die, sorgfältig in ein Tuch eingenäht, unter seinem gewürfelten Stoppfuhl lagen. Zwei Jahre noch — dann hatte er genug beisammen. Es trug schon was ein, wenn man nicht zum Tanze ging, kein Bier trank und jahraus jahrein in demselben verästelten Lodenrock und der alten Lederhose umherging, die man noch vom Vater geerbt. Keiner im Dorf arbeitete so fleißig wie der Joseph, und wenn die Burtschen auch spöttisch die Achseln zuckten und stichelten — die Bauern zahlten gut. Zwei Jahre noch — zwei Jahre! Und dann —

Die Art lag neben dem Kloye, und Joseph, der fleißige Joseph, wartete mit vertrauten Augen in die Ferne. Und doch sah er nicht

das liebliche Tal, das eingebettet lag zwischen tannenbewaldeten Hügeln, hörte nicht das leise Rauschen der Ache und nicht den klingenden Jubelruf der Lerche am strahlend blauen Sommerhimmel. Ein anderes Bild stand vor seinen Augen — ein Häuschen inmitten grüner Matten, auf denen Kühe mit stattlichen, wohlgerundeten Bäuchen ihre Glocken ertönen ließen, und in der offenen Haustür ein glückliches junges Paar — der Bauer und seine Frau —

Und er, Joseph, er war der Bauer.

Ganz erschrocken fuhr er zusammen, als er mit seinen Gedanken bis zu diesem Punkte gekommen war. Dies Träumen überhaupt daß er es nicht loswerden konnte. Es war wohl die Erbschaft seines Vaters, des Musikers — Vagabunden, wie man im Dorfe geringschäßig sagte. Aber er glaubte es nicht, daß der Vater ein Vagabund gewesen. Er war ja noch sehr klein, als man ihn zu Grabe trug; aber er erinnerte sich des Mannes mit den traurigen Augen und den seltsam feinen und weichen Händen, die ihm oft lieblosend über den Scheitel fuhren, noch sehr wohl. Er hatte ihn als Knabe sehr geliebt, und das Herz war ihm zum Brechen schwer gewesen, als sich das Grab geschlossen. Jugend vergißt freilich schnell. Er hatte hart arbeiten müssen, denn bare Mittel hatte der Vater nicht hinterlassen — wie sollte er wohl dazu gekommen sein, etwas auf die Seite zu legen, wo doch oft nicht ein Stückchen trockenes Brot im Hause gewesen war. Etwas anders aber hatte er seinem Sohne hinterlassen — den Gang zur Träumerei, und die dunklen, traurigen Augen.

Und der Joseph hatte doch keinen Grund, traurig zu sein. Im Gegenteil — er glaubte sich recht von Herzen glücklich. Seit er sich bewußt geworden war, daß er das Lieserl des Untermwirts so recht innig liebte, seitdem hatte sich sein Wesen merkwürdig verändert — er ging umher wie in einer anderen Welt. Freilich hatte er sich wohl gehütet, dem schwarzhaarigen Ding mit den dunklen Herenangen etwas von seinen Gefühlen zu verraten. Er, der Knecht, und das einzige Kind des wohlhabenden Wirts — es war zum Lachen! Nein, ehe er nicht ordentlich was verdient hatte, durfte er nicht daran denken, um sie zu werben. Nun, er war ja jung, und er konnte warten. Das Glück war ihm günstig gewesen, er hatte einen kleinen Lotteriegewinn gemacht; und wenn er weiter sparte, dann konnte er in zwei Jahren daran denken, den Hof des Bergbauern, der ihn so gern als Nachfolger auf seinem Gehöft haben wollte, zu kaufen, und Lieserl zur Bäuerin zu machen.

Ob sie wohl ja sagen würde? — Warum sollte sie denn nicht? Er war nicht gerade der Schönste und auch nicht der Stärkste im Dorf; aber er glaubte oft bemerkt zu haben, daß sie ihm ein wenig gut war. Der Anderer freilich war ein Nordstier, und er umschmeichelte sie mit ungläublicher Frechheit. Aber der — der Schuldenmacher — der Faulenzler — der Tagedieb — und sein Lieserl! Bah, es war zum Lachen. Nein, nein, dem würde sie sicherlich nicht den Vorzug geben — und dann — er hatte sie ja doch so lieb, würde sie's da übers Herz bringen, ihn abzuweisen?

Die Frage lag ihm schwer auf der Seele; aber es war ihm noch niemals eingefallen, sie dem Mädchen gegenüber auszusprechen. Wenn es drinnen in seiner Brust gar zu sehr brannte, wenn er sich vor Sehnsucht nicht zu lassen wußte — dann hatte er ein anderes Mittel, seinen Gefühlen Luft zu machen. Das einzige Besitztum, was man ihm beim Tode des Vaters nicht genommen, war eine schlechte, billige Geige. Sie fragte gehörig, wenn man darauf spielte; für den Joseph aber war sie schön genug. Der Vater hatte es ihm beigebracht, wie man darauf spielte; und etwas von seinem Musikantenblut hatte er wohl geerbt. Man hörte ihm gerne zu, wenn er spielte, und —

Da fuhr der Joseph wie in tödlichem Schreck zusammen. Seine Hand ergriff hastig die Art, und er schlug auf die Scheite los, daß das Holz nach allen Seiten splitterte.

Den Feldweg herauf hatte er die kommen sehen, an die er eben gedacht. Und so sündhaft verwegen kamen ihm seine Wünsche nun mit einem Male vor, daß er ihr nicht in das allerliebste Gesichtchen zu sehen wagte. Er hätte es sonst wohl bemerken müssen, daß ihre von Sonne und Luft leicht gebräunten Wangen ungewöhnlich blaß und die Augen gerötet waren, wie wenn sie geweint hätte.

Er tat überhaupt, als bemerkte er sie nicht. Das Mädchen aber mußte wohl eigens seinetwegen gekommen sein, denn sie setzte sich nach leisem, wie schüchternen Gruß auf einen Stoß fertiger gespaltenen Holzes und sah ihm erst einige Minuten stillschweigend bei der Arbeit zu.

„'s isch heiß heut!“ eröffnete sie endlich das Gespräch. Der Joseph fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, 's isch sehr heiß!“ bestätigte er seufzend. Und dann wurde es wieder für eine gute Weile still.

„Willst zum Bauern?“ fragte der Knecht endlich. Aber das Lieserl verneinte.

„Nein, zum Bauern net“, sagte sie. Und zögernd fügte sie hinzu: „'s hätt' halt gern mit dir geredt, Joseph.“

Eine dunkle Rote schoß dem Manne ins Gesicht. Noch stärker schlug er darauf los, während er erwiderte:

„Mit mir hätt'st gern geredt? — Ja, was willst mir denn ver-zählen?“

Das Mädchen sah schämig vor sich nieder und strich sich die Schürze glatt.



Kaiserin Eugenie und ihr Hof. Nach dem Gemälde von Franz Xaver Winterhalter.

„Ja, sieh mal — i hab halt g'meint — weil du doch mit'm Vater so gut stehst — daß du vielleicht a Wörr'l redst mit ihm —“

Vor sprachlosem Erstaunen sank dem Joseph die Art zu Boden, daß sie ihm beinahe auf den Fuß gefallen wäre. Eine süße Hoffnung keimte in seiner Brust auf.

„Mit de'm Vater soll i reden? — Willst mir net sagen —“

Zum erstenmal streifte er ihr Gesicht mit einem schenen Seitenblick. Und heißes Mitleid quoll in ihm auf, da er ihre verweinten Augen und ihre blauen Wangen wahrnahm. Zwei ungestüme Schritte brachten ihn an ihre Seite, und mit krampfhaftem Drucke ergriff er die Rechte des Mädchens, die sie ihm willig überließ.

Er suchte nach dem rechten Wort, um ihr seine Gefühle zu offenbaren. Aber ehe er noch etwas hatte sagen können, fuhr sie, durch seine Freundlichkeit ermutigt, fort:

„Es ist halt z'wegen dem Anderl — siehst, mir haben uns lieb, und der Vater — will net ja sagen.“

Der Joseph griff sich an die Brust, wo er mit einem Male einen strehenden Schmerz verspürte. Es stimmerte ihm auch ein wenig vor den Augen, und seine lange Gestalt sank kraftlos in sich zusammen.

„So — Ihr habt's euch lieb!“ wiederholte er, und seine Stimme klang rau. „Und der Vater sagt nein.“

Ein Weilchen blickte er vor sich hin ins Leere. Dann ging er langsam zu seinem Haukloß zurück und ergriff mit halb mechanischer Gebärde ein großes Stück.

„Und i soll reden mit de'm Vater?“

Hatte das nicht ein anderer gesagt? — Ganz verändert, tonlos und heiser klang seine Stimme. Und er dachte auch an ganz, ganz anderes — dachte an ein Häufel droben am Berge, und dachte an ein junges Paar, das da unter der Türe stand —

Auch dem Mädchen war sein verändertes Gebaren aufgefallen. Sie sah ihn aufmerksam an, aber sie konnte nichts von seinem Gesichte wahrnehmen. Denn er hatte sich tief auf das Stück Holz herabgebogen.

„Balst uns leicht einen Rat weißt?“ fragte sie zögernd. „Der Anderl is wie nährich, und i — i weiß halt aa garnet mehr, was i tun soll.“

Sie mußte ungebührlich lange auf die Antwort warten. Der Joseph war doch wirklich ein merkwürdiger Mensch; gar so arg konnte die Arbeit nicht presfieren. Aber er schlug drauf los, als habe er keine Minute zu verlieren.

„Einen Rat möchst du?“ fragte er endlich. „Nacha z'wegen was will denn der Vater nicht ja sagen?“

„Weil der Anderl nir hat — weil sein Hof herunter'wirtschaft is, und Schulden sind aa d'rauf“, erwiderte sie. „Neuen tut's ihn ja g'ang — aber mit dem Neuen is mir g'wonn, sagt der Vater. Er will mich nicht an — an einen — Lumpen verheiraten, der sein Gut verjurt hat und — mit allen Mädchen geht.“

Sie schluchzte laut auf. Und dann überwältigte sie der Zorn.

„Und wahr is aa net!“ rief sie laut. „Der Anderl is net mit an jeden Mädchen gangen — und i weiß, an Lump is er net. Weil er sein Geld verjurt hat — nacha z'wegen dem braucht er noch kein Schlechter zu sein.“

„Rein!“ bestätigte der Joseph. Wertwürdig, wie ruhig er war. So ein dumpfes Gefühl hatte er im Kopfe und so eine Leere im Herzen. Und auf der Brust ja, das wollte heute auch gar nicht gehen. Das schmerzte bei jedem Atemzug. „I glaab's aa net, daß der Anderl an Schlechter is. Nur leichtsinnig is er.“

Begierig sog das Mädchen seine Worte ein.

„Und den Leichtsin — nacha, den werd ich ihm scho abg'wöhnen“, rief sie. „Aber der Vater will ja nichts hören. — Wennst doch amal mit ihm redst?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Wieder dauerte es eine geraume Weile, bis er antwortete:

„Siehst — dein Vater hat halt ein' harten Schädel. Und das Reden, das ist zu nir nutz. Der Anderl muß seine Schulden zahl'n — und muß seinen Hof wieder in die Höhe bringen. Nacha sagt der Vater aa ja, wann er sieht, daß' ihm ernst is.“

Das Liefert senkte betrübt den Kopf.

„Balst nir anders weißt!“ gab sie unmutig zurück. „I frag di, wo soll denn der Anderl dös Geld hernehmen, um seine Schulden zu zahl'n, wann eahn der Vater nir gibt und niemand im Dorf?“

Joseph schlug das Holz, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat und seine Atemzüge keuchend gingen.

„Niemand will ihm was geben?“ fragte er endlich. Und, nach einer Pause, ganz langsam:

„Siehst, Liefert, i bin halt arg fleißig g'wen die letzten Jahr. Da hab i manden Groschen ersparen können. Aber i hab halt net viel Vergnüg'n g'habt — na, net viel. Und i — i tät mi arg geru mal ersichtieren und aa an bissel umschangen in dera Welt. I kenn ja no nir' als unser Dorf und die Stadt. I geh halt auf die Wanderschaft. Aber i möcht mei Geld dalassen — vastehst, sicher anleg'n — daß i soan Bettler net bin, bal i zurückkomm. 's ist net so wenig — in der Lotterie hab i aa g'wonn — dös woast eh. Wann's der Anderl nehmen will — i tät's ihm geb'n. Er kann's mir z'ruckgeben, wann i — wann i wiederkomm.“

Mit einem jauchzenden Freudenthrei sprang das Mädchen auf.

„Dös — dös wollst du tun?“ fragte sie atemlos und fiel ihm um den Hals. „I hab's halt immer g'wußt, daß du au lieber und guter Kerl bist.“

Ganz nahe war ihr frisches Gesicht dem des Anechtes. Aber Joseph sah sie nicht an — mit einem merkwürdigen Blick starrte er an ihr vorbei ins Leere. Und dem Liefert ging es in diesem Augenblick durch den Sinn, daß er doch ganz die traurigen Augen seines Vaters hatte. Ordentlich angst wurde ihr vor diesem Blick; viel lieber wäre es ihr gewesen, er hätte ihr einen herzhaften Kus gegeben.

Aber das tat der Joseph nicht.

Er löste nur ihre Arme langsam von seinem Halse, und, mit dem Kopfe nickend, wiederholte er:

„Freili — freili will i's eahn geben. Und er kann tun damit, was er will. 's eist auch net gar so mit dem Z'ruckgeben; denn leicht — leicht dauert's doch arg lang, bis i wiederkomm.“

Die Konzertreise.

Humoreske von Lothar Brendendorff.

(Nachdruck verboten.)

Der Klaviervirtuose Paul Ringsfeld und der Heldentenor Walter Bruck hatten den großen Entschluß gefaßt, eine gemeinschaftliche Konzertreise „in die Provinz“ zu unternehmen. Sie hatten zu niemandem von dem geplanten Unternehmen gesprochen, weil sie einigen Grund zu der Annahme hatten, man möchte es ihnen entschieden widerraten. Denn eigentlich hatte es zu dem „Klaviervirtuosen“ wie zu dem „Heldentenor“ noch gute Wege. Sie zählten ohne Zweifel zu den talentvollsten Schülern des Konservatoriums, aber ihre Ausbildung war noch lange nicht abgeschlossen, und die Herren Professoren würden wenig erbaut gewesen sein, wenn sie von dem verwegenen Projekt der beiden angehenden Künstlerkenntnis erhalten hätten. Aber jugendliches Selbstvertrauen und der glückliche Optimismus ihrer zwanzig Jahre hatten in den Herzen der beiden unternehmungslustigen Freunde keinerlei kleinmütige Bedenkllichkeiten aufkommen lassen. Was schon so vielen anderen geglikt war, warum sollte es nicht auch ihnen gelingen. Ihr Repertoire war groß genug, um ein halbes Duzend Konzertabende anständig auszufüllen; sie durften sich beide ohne Selbstüberschätzung einer gewinnenden äußeren Erscheinung rühmen, und in dem Zeitalter der musikalischen Wunderfinder war ihre Jugend sicherlich kein Hindernis für einen glänzenden Erfolg. Die einzige Schwierigkeit bildete in ihren Augen die Beschaffung des Betriebskapitals, dessen Unerläßlichkeit sie beide gleichermäßen einsehen. Denn in Ermangelung eines zahlungsfähigen Impresario mußten sie wenigstens die Reisefkosten und die Speisen für die ersten Konzerte aus ihrer Tasche bestreiten können. Lagen diese erst glücklich hinter ihnen, so war ihnen um den weiteren Verlauf der „Tournee“ nicht bange, da sie nicht zweifelten, daß ihnen der Ruf ihrer Künstlerlichkeit von Ort zu Ort vorausfeilen würde. Auf dem Wege langwieriger und gründlicher Berechnungen hatten sie unter Berücksichtigung aller erdenklichen ungünstigen Zwischenfälle festgestellt, daß es zur Verwirklichung ihres Planes eines Kapitals von zweihundert Mark bedürfen würde und jeder von ihnen hatte es auf sich genommen, die Hälfte dieser für ihre Verhältnisse allerdings riesenhaften Summe zu beschaffen. Wozu hätte denn auch Paul Ringsfeld einen wohlhabenden Onkel gehabt, der in diesem Ausnahmefall mit sich reden lassen mußte, wie wenig wohlwollend er auch im allgemeinen den Künstlerträumen seines Neffen gegenüberstand! Und welchen inneren Wert hätte für Walter Bruck die Freundschaft eines musikkundlichen jungen Bankiers gehabt, wenn sie sich nicht einmal dieser ersten Probe gewachsen gezeigt hätte! Sie verpflichteten sich also gegenseitig, innerhalb dreier Tage mit allem Erforderlichen ausgerüstet zu sein, und als sich der Abend dieses dritten Tages herniederseufte, fanden sie sich richtig beide, jeder mit einem nicht allzu gewichtigen Reiseföckerchen ausgestattet, auf dem Bahnhofe ein. Es war ein schneidend kalter Wintertag, und der Schnee, der schon seit vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung herniederrieselte, tanzte noch immer in dicken Flocken durch die Luft. Vor den beiden jungen Künstlern aber lag nichtsdestoweniger die Welt wie im herrlichsten Sonnenschein, und mit lächelnden Miemen schüttelten sie sich die Hände.

„Der Onkel hat also richtig herausgerückt?“

„Natürlich! — Und dein Bankier?“

„Es war ihm ein Vergnügen, mir die Kleinigkeit voranzuschicken.“

„Ein famoser Kerl! — Also los!“

Walter übernahm es, die Fahrkarten nach Neuitadt zu lösen, das sie zum Schauplatz ihrer ersten musikalischen Taten ausersehen hatten, und er nickte in bereitwilliger Zustimmung, als Paul leichtsin bemerke, sie könnten ja morgen wegen dieser kleinen Auslagen Abrechnung halten. Es war 11 Uhr geworden, als sie nach vierstündiger Fahrt an ihrem Bestimmungsort anlangten.

König von Portugal. — Das vornehmste Hotel der Stadt, meine Herren! rief ihnen ein sehr vertrauenswürdig aussehender Hausdiener entgegen, und da sie schon unterwegs darüber einig geworden waren, daß sie aus Gründen der Repräsentation nur in ersten Hotels wohnen dürften, händigten sie ihm ohne Besinnen ihre Köckerchen ein, die an

Garberobe außer dem selbstverständlichen Frackanzug zwar nur je ein frisch gebügelttes Oberhemd und zwei Halsstragen enthielten, denen aber die mitgeführten Notizen immerhin das für respectable Reisende unerlässliche Mindestgewicht verliehen.

Eine lange Eisenbahnfahrt macht hungrig, und die sichere Aussicht auf Gold und Lorbeeren macht leichtsinnig. So geschah es auf die natürlichste Weise von der Welt, daß die beiden Freunde bis lange nach Mitternacht bei einem sehr opulenten Abendessen saßen und sich kein Gewissen daraus machten, die guten Dinge, die ihnen in dem wirklich erstklassigen „König von Portugal“ aufgetischt wurden, mit zwei Flaschen feurigen Rheinweines hinab zu spülen.

„Schreiben Sie es auf die Rechnung“, rief Paul dem Kellner zu, als sie sich endlich erhoben, um ihre Zimmer aufzusuchen. „Oder willst du vielleicht auch diese Kleinigkeit noch auslegen, Walter?“

Aber der Heldentenor hielt es ebenfalls für bequemer, wenn die „Kleinigkeit“ auf die Rechnung geschrieben würde. Und der Kellner stimmte dieser Auffassung mit zu mit dem Bemerkung, daß die Rechnung in diesem Hause ohnedies den verehrten Gästen täglich zur gefälligen Begleichung vorgelegt würde.

„Merkwürdige Sitte!“ sagte Paul verdrießlich, während sie Arm in Arm die Treppe hinaufstiegen.

„Sehr merkwürdig!“ stimmte Walter zu. „Na, wir sind ja Gott sei Dank keine Zechpreller, nicht wahr, mein Alter?“

„Zechpreller ist gut haha!“ lachte der Klaviervirtuose. „An deiner Stelle würde ich dem Kerl gleich morgen beim Frühstück ein paar Goldstücke jenseits lassen. Das wird ihm schon klar machen, mit wem er es zu tun hat.“

Nun lachte auch Walter, ein bißchen gezwungen freilich, wie es den andern bedünken wollte, und mit ganz besonderer Herzlichkeit wünschten sie einander „Gute Nacht!“

Es war ziemlich spät geworden, als sie sich unten im Speisezimmer am Frühstückstisch zusammensanden, und an die Stelle ihres gestrigen Übermutes war heute eine merkwürdige Gedrücktheit und Schweigsamkeit getreten. Wieder hatten sie einander lange stumm gegenüber gesehen, als Walter plötzlich nach einem tiefen Atemzuge sagte:

„Sei mir nicht böse, lieber Junge! Aber ich habe dir gestern ein bißchen blauen Dunst vorgebracht. Mein Bankier ist der schmutzigste und fälschteste Kerl unter der Sonne. Er hat mir das launige Darlehn rundweg abgeschlagen, und das Geld, das ich gestern für die beiden Fahrkarten ausgegeben habe, war buchstäblich alles, was ich besaß. Aber wenn wir uns von jetzt ab ein bißchen einrichten, machen wir die Sache auch mit deinen hundert Mark.“

Ein paar Sekunden lang starrte Paul den Sprechenden ganz entgeistert an, um alsdann in ein wahrhaft diabolisches Gelächter auszubrechen.

„Mit — meinen — hundert — Mark! — Ausgezeichnet! — Ja, wenn ich sie hätte, Teuerster! — Aber meines Onkels Antwort auf meinen wohlgefügten Vortrag bestand in einer teilnehmenden Erkundigung, ob ich vielleicht auch schon andere Symptome von beginnender Geistesstörung an mir beobachtet hätte. — Und diese vierzig Pfennige hier — er brachte sie aus der Westentasche zum Vorschein — „bitte mein gesamtes Vermögen. Ich hatte mich natürlich auf dich verlassen, und du sagtest doch auch gestern auf dem Bahnhof —“

„Ich sagte dort ungefähr dasselbe wie du, verehrter Freund! Und da wir uns gegenseitig angeschwindelt haben, können wir es uns füglig ersparen, einander Vorwürfe zu machen. Es dünkt mich vielmehr ungleich geheimer, daß wir gemeinsam überlegen, wie wir uns aus dieser schauerhaften Allemme herausziehen können!“

„Dazu wird uns wohl keine Überlegung verhelfen. Das einzige ist, daß wir hier heimlich durchbrennen. Von einem Stanzert, dessen Vorbereitungen wir nicht bezahlen könnten, ist ja ohnedies nicht mehr die Rede.“

„Und wie sollen wir ohne Fahrkarte nach B. zurückgelangen? Als fuchtelnde Handwerksburschen etwa? Oder als blinde Passagiere auf den Buffern des letzten Wagens?“

„Nach keine schlechten Wize! Danach ist mir wahrhaftig nicht zumute. — Und da kommt richtig schon der Hotelbesitzer selber. Ich wette, der Mensch hat uns bereits im Verdacht.“

Aber für diesen Augenblick wenigstens erwies sich die schwarze Befürchtung als unbegründet. Denn der wohlbeleibte Eigentümer des „König von Portugal“ trat nicht zu ihnen, sondern an den Nebentisch, an dem sich soeben ein älterer, vornehm aussehender, aber anscheinend sehr aufgeregter Herr niedergelassen hatte. Und die beiden jählings verstummten Freunde konnten jedes Wort der dort geführten Unterhaltung verstehen.

„Herr Geheimrat wünschten mich zu sprechen?“

„Ja. — Ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit. Sie müssen mir für diesen Nachmittag zwei von Ihren Stellnern abtreten, lieber Hasselkamp!“

„Unmöglich, Herr Geheimrat — ganz unmöglich! — Aber wenn ich fragen darf —“

Der aufgeregte Herr zog ein entfaltetes Telegramm aus der Tasche. „Ich gebe aus Anlaß der Verlobung meiner Tochter heute in meinem Hause ein großes Diner. Fünfzig Personen — oder noch ein paar mehr. Da reichen meine beiden Dienstmädchen zum Servieren natürlich nicht aus und ich habe mir durch das Schmidt'sche Vermittlungsbureau in B. zwei geschulte, elegante Lohndiener besorgen lassen, die um 1 Uhr eintreffen sollten. Jetzt telegraphieren mir diese

Unglücklichen aus Burgfeld: „Zug eingeschneit. Strecke voraussichtlich bis Abend gesperrt. Rechtzeitiges Eintreffen kaum möglich.“ — Was um Himmels willen soll ich nun beginnen?“

Der Hotelbesitzer bedauerte schmerzlich, aber er brauchte seine Stellner durchaus für die Table d'hôte, und er bezweifelte sehr, daß der Herr Geheimrat einen Ersatz für die eingeschneiten Lohndiener würde aufreiben können, da er selber sich ständig in größter Verlegenheit um geeignetes Personal befand. Der andere steckte wütend sein zerfüttertes Telegramm in die Tasche, stülpte den Hut auf und stürzte fast ohne Gruß davon. Zu Pauls größter Überraschung aber wandte sich in derselben Minute sein Freund Walter mit der unbesorgenen Miene an den Hotelbesitzer:

„Sagen Sie mir doch, Verehrtester, wer der Herr gewesen ist, mit dem Sie soeben sprachen! Sein Gesicht wollte mir so merkwürdig bekannt vorkommen.“

„Es war der Heime Oberregierungsrat Henrici, mein Herr — einer der angesehensten Männer unserer Stadt.“

„Also wirklich! — Habe ich mir's doch gedacht! — Der liebe alte Henrici — meines Vaters vertrauester Freund! — Da muß ich ihm natürlich meine Aufwartung machen. Er wohnt doch noch immer da unten in der — an dem —“

„An der Esplanade, mein Herr!“

„Richtig — an der Esplanade. Ich kann den verrückten Straßennamen nun mal durchaus nicht behalten.“

Der Birt zog sich mit einer artigen Verbeugung zurück. Paul aber, dessen betäubtes Gesicht sich während dieser kurzen Unterhaltung sonnig verklärt hatte, sagte aus erleichtertem Herzen:

„Das ist ja großartig! Warum hast du denn nicht gleich gesagt, daß du hier einen so vornehmen Bekannten hast? Der vertraute Freund meines Vaters kann dich doch natürlich nicht im Stiche lassen.“

Der Heldentenor lachte.

„O du unschuldsvoller Engel, du! — Der Herr Geheimrat hat vermutlich ebensowenig den Namen meines Vaters jemals nennen gehört, als ich noch vor fünf Minuten etwas von seiner Existenz geahnt. Es war mir lediglich darum zu tun, seinen Namen und seine Adresse zu erfahren und zugleich unserem Gastfreunde ein wenig zu imponieren.“

„Oh!“ machte der Klaviervirtuose schmerzlich enttäuscht. „Aber welchen Wert kann es unter solchen Umständen für uns haben, den Namen und die Adresse dieses aufgeregten Mannes zu kennen.“

„Das sollst du sogleich erfahren. Komm mit auf mein Zimmer, denn der Plan, den ich zu unserer Rettung eronnen habe, taugt nicht



Die Hohenzollernstraße in Tübingen.

für die Ohren spionierender Kellner.“ Seufzend und mit den denkbar geringsten Hoffnungen leistete Paul seiner Aufforderung Folge. Zwei Stunden später standen die beiden Freunde im tadellosen Frackanzug und im Glanz ihrer frisch gebügelten Oberhemden vor dem Geheimrat Henriel in einem Salon seiner mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestatteten Villa, und der alte Herr ließ mit sichtlichem Wohlgefallen seine Blicke über ihre schlanken Gestalten hingleiten.

„Sie haben sich also einen Wagen genommen und sind durch das Schneefeld anderthalb Stunden weit gefahren, bis Sie wieder einen Bahnanschluß erreichten? Das nenne ich Geistesgegenwart und Pflicht-treue, meine Herren! Nun aber haben Sie wohl die Freundlichkeit, sich sogleich in die Küche zu begeben, denn ich erwarte in jedem Augenblick die Ankunft der ersten Gäste, und in einer halben Stunde soll das Diner beginnen.“ Die Freunde verbeugten sich so tief, wie sie es als Quittung für den erhofften Applaus vor dem Spiegel einstudiert hatten, und beeilten sich, nach den Regionen der Küche hin zu verschwinden.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte sich die glänzende Gesellschaft gepufter Damen und festlich gekleideter Herren richtig um die hüfisenförmige, blumengeschmückte Tafel im großen Speisesaal der Villa niedergelassen und harrete in freudig erwartungsvoller Stimmung der schönen Dinge, die da kommen sollten. Mit einer gewissen Ungeduld blickte der Hausherr auf die in den Anrichterraum führende kleine Tür,

und die sich neugierig zu der offenen Flügeltür hindrängten, sahen mit grenzenlosem Erstaunen die beiden Lohndiener, den einen am Flügel, den andern in der prächtigen Pose des Konzertsängers mitten im Salon. Niemand aber dachte daran, sie zu unterbrechen, denn sie machten ihre Sache wirklich ganz vorzüglich, und als der Sänger geendet, hatte sich sogar die Aufregung der grauen Dame schon so weit gefänktigt, daß auch sie mit lebhaftem Interesse und schließlich sogar mit einem milden, verzeihenden Lächeln der freimütigen Aufklärung lauschte, die Walter Bruck in einer geschickt improvisierten humorvollen kleinen Rede dem Hausherrn und seinen Gästen gab.

Man lachte, und die Heiterkeit tötete den Jörn.

Die junge Brant aber wandte sich bittend an ihren Vater:

„Scherben bedeuten Glück. Ich nehme die zerbrochenen Teller für eine gute Vorbedeutung. Und ich denke, lieber Papa, daß wir die beiden Herren bitten, unsere Gäste zu sein.“

Da war auch der Geheimrat besiegt und es war nur noch erheuchelte Verzweiflung, als er ausrief:

„Aber wer, um des Himmels willen, soll uns denn nun bei Tische bedienen?“

Just in diesem Augenblick aber meldete eines der Mädchen:

„Da sind zwei Herren, Herr Geheimrat, die behaupten, die aus B. verschriebenen Lohndiener zu sein. Sie sind mit einem Wagen zur



Die neueste Pariser Hutmode für die Sommer-Saison.

denn es währte befreundlich lange, bis die Lohndiener mit dem Servieren der Schildkrötensuppe begannen. Da endlich tauchte wenigstens einer von ihnen auf, einen Suppenteller in jeder Hand aber mit seltsam bleichem und ängstlichem Antlitz. Und während er sich dem einen Ende der Tafel näherte, so langsam und vorsichtig, als ob er sich zwischen Eiern seinen Weg suchen müßte, erschien hinter ihm auch sein Kollege, der es verstanden hatte, nicht weniger als vier der mit appetitlich duftender, bräunlicher Flüssigkeit gefüllten Teller in seinen Händen und auf seinen kühn gebogenen Armen unterzubringen. Leicht und grazios schritt er auf das andere Ende der Hüfisentafel zu, und fast hatte er es erreicht, als unglücklicherweise einer der Teller aus dem Gleichgewicht kam — eine halb unwillkürliche Bewegung des kühnen Jongleurs, um den Gleitenden zu halten — und klir — klir — kling — kling — lagen alle vier in Scherben inmitten einer braunen Pfütze auf dem spiegelblanken Parkett. Im nämlichen Augenblick aber ertönte auf dem anderen Flügel ein gellender Aufschrei aus weiblichem Munde. Und eine ältliche Dame in zartgrauem Seidenkleide sprang wie besessen von ihrem Stuhle empor, fortwährend schreiend: „Zu Hilfe! — Zu Hilfe! — Ich brenne! — Ich bin am ganzen Körper verbüht!“

Gar so schlimm war es in Wirklichkeit nun freilich nicht, denn das ganze Unglück bestand darin, daß der vermeintliche Lohndiener im jähen Erzhreden über das Mißgeschick seines Freundes den heißen Inhalt des Suppentellers in den herzförmigen Taillenausschnitt der Dame geschüttet hatte, wobei sich ihm der Zufall noch insofern gnädig erwies, als ungefähr die Hälfte der dampfenden, fetten Flüssigkeit ihren Weg nicht auf dem schmerzempfindlichen Körper der Dame sondern auf ihrem zartgrauen herrlichen Seidenkleide nach abwärts genommen hatte. Ein Minute allgemeiner Verwirrung und Aufregung folgte der zweifachen Katastrophe. Zeichenfahnen Antlitzes störte der unglückliche Klaviervirtuose zur Tür, denn er meinte ja nichts anderes, als daß er die graue Dame für den ganzen Rest ihres Lebens zum Krüppel gemacht hätte. Auf der Schwelle aber erwischte ihn sein Freund und zog ihn mit harter Hand in den unmittelbar neben dem Speisesaal gelegenen Salon, in dem er einen offenen Blüthenflügel empfängt hatte. Und plötzlich, nach einem kurzen, meisterhaft ausgeführten Vorspiel, das alle im Saale verwundert aufhorchen machte, erklang es in süßen und doch martigen Tönen von da drinnen:

„Winterhürne wichen dem Wonnemond,
In mildem Lichte leuchtet der Lenz — —“

nächsten Station gefahren und haben so den Anschluß noch glücklich erreicht. Jetzt wollen sie sich partout nicht abweisen lassen und wünschen durchaus, den Herrn Geheimrat zu sprechen.“

Daß sie von Herzen willkommen geheißen wurden, bedarf kaum der Erwähnung, so wenig als es eigentlich nötig wäre, zu bemerken, daß die beiden Künstler für die trefflichen Vorträge, mit denen sie die Gesellschaft im weiteren Verlauf des Mahles noch unterhielten, mit einem den Umständen angemessenen Honorar belohnt wurden. Als sie die Villa in gehobener Stimmung verließen, hatten sie Geld genug, ihre Rechnung im „König von Portugal“ zu bezahlen und die Heimreise zu bewirken. Denn den Gedanken an die Konzert-Tournee hatten sie endgültig aufgegeben. Es war ihnen mehr als genug an ihrem Neufährer Debut.

Unsere Bilder.

„Der schiefe Turm von Pisa“. Nächst ging durch die Blätter die Meldung, der schiefe Turm von Pisa schwanke bedrohlich. Eine genaue Untersuchung der Fundamente hat jedoch ergeben, daß zu Beforgnissen kein Grund vorhanden ist. Der runde Glockenturm mit acht Stockwerken ist 117½ von Bonannus von Pisa und Wilhelm von Zunsbruck begonnen worden. Er ist ganz von Marmor und 54 Meter hoch. Die Neigung des Turmes nach Süden beträgt 4,3 Meter. Man nimmt an, daß sie während des Baues entstanden ist. — „Frühling in Bozen“. Ein kleines Bild von der Schönheit eines Frühlingstages in Bozen wird hier gegeben. — „Kaiserin Eugenie und ihr Hof“. Das hübsche Bild bestätigt nur, daß die Kaiserin Eugenie bestrebt war, viele schöne Hofdamen um sich zu vereinigen. — „Die Hohenzollernstraße in Singtau“. Diese Straße ist ganz nach deutschem Muster erbaut. Die Abbildung wirkt daher wie eine Aufnahme aus einer mittleren deutschen Provinzstadt. Im Hintergrunde des Bildes sehen wir das neu errichtete Bahnhofsgebäude. — „Die neueste Pariser Hutmode für die Sommersaison“. Der erste ist ein Haubenhut aus Stroh mit Perlenketten garniert, der zweite ein großer nach vorn hochgeklappter Hut aus Strohform mit etwas heller abgetönter Federgarnitur und der dritte ein Turbanhut mit Band- und Reibergarnitur und einer gerade über der Nase hängenden Agraffe, die die Nachahmung des türkischen Turbans vervollständigt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 15

Sonntag, den 10. April

1910

Andreas Achenbach †.

Andreas Achenbach, der Nestor der deutschen Malerei, ist am 1. April im 95. Jahre sanft entschlafen und unter der lebhaftesten Anteilnahme der Düsseldorfer Bevölkerung, unter der Sympathie der Kunstfreunde der ganzen Welt am Dienstag zur letzten Ruhe geleitet worden. Nachdem wir gelegentlich der zahlreichen Ehrungen, die dem Altmeister der deutschen Landschaftsmalerei von Fürsten, Städten, Universitäten und den verschiedensten Korporationen zuteil wurden, seinen Lebenslauf geschildert haben und kürzlich in den Neuesten Nachrichten anlänglich seines Ablebens eine Würdigung seiner Bedeutung als Künstler versuchten, bringen wir heute einige Proben seiner Kunst, soweit die Illustration solche zu bieten vermag, darunter zwei ausserordentliche Prachtstücke aus den sechziger Jahren, der Blütezeit des Meisters. Herr Maler Heinrich Deiters, der langjährige Freund des Verstorbenen, hatte die besondere Liebeshwürdigkeit, uns seine vor 25 Jahren zu Achenbachs 70. Geburtstag gehaltene Rede zur Verfügung zu stellen, aus der wir denjenigen Lebensabschnitt im folgenden wiedergeben, der dem größeren Leserkreis weniger bekannt sein dürfte.

Die Anfänge Andreas Achenbachs.

Da sein Vater selbst zeichnete und ein großes Interesse daran hatte, so erhielt der kleine Knabe schon den ersten Zeichenunterricht in einer Mädchenschule und zeichnete bereits als 3-jähriges Kind Blumen nach der Natur, die als Wertwürdigkeit den Großeltern nach Elberfeld geschickt wurden.

Nach dem unglücklichen Ausgange der Spekulation seines Vaters bei der Gründung einer Bleizuckerfabrik in Petersburg, nachdem das Vermögen fast ganz verloren war, verließen die Eltern Rußland und kamen, um den Großeltern möglichst nahe zu sein, nach Düsseldorf, wo der Vater seine chemischen Spekulationen im kleinen fortsetzte. Zu dem Zwecke der Schnellstoff-fabrikation hatte Vater Achenbach eine Bierbrauerei übernommen. Er führte, wie das üblich war, bei dieser eine Wirtschaft (es war die spätere Wirtschaft von König am „Jägerhof“, der „schwarze Ballfisch“ genannt), in deren gastlichen Räumen und Gartenanlagen mancherlei Gäste von Bedeutung erschienen, die sich mit dem intelligenten Inhaber gern unterhielten und den Verkehr mit der Familie suchten.

Zu diesen gehörte zunächst der Musikdirektor Burgmüller, der Kupferstecher G. Schäfer, vor allem aber Peter Cornelius, der zur Zeit noch Direktor der Düsseldorfer Akademie war. Die Bekanntschaft eines Mannes, der, wie man dem Knaben Andreas sagte, ein großer Maler war, mit dem er allerdings zunächst nur in die Beziehung trat, daß er half, ihm die Stempel aufzusetzen, regte die Lust zu zeichnen wieder lebhaft an.

Zunächst gestattete ihm eine Bekannte des Vaters, ein Fräulein Severin, bei ihr einige Stunden zu zeichnen.

Auch entging seinem Lehrer Weinen in Pempelfort die ungewöhnliche Begabung nicht, welche aus seinen Skizzen sprach und suchte dieser einsichtige Mann in seiner Weise derselben Vorstoß zu leisten, indem er die erforderlichen Vorlagen anschaffte. Mit 12 Jahren wurde Andreas in die Elementarklasse der Akademie geschickt. Doch der licht-

vollt Horizont, welcher der Phantasie des Knaben sich aufstaut, wurde schon bald durch trübe Wolken verfinstert.

Er wurde als unregelmäßiger Besucher nicht sonderlich gern gesehen und stets als zu jung zurückgehalten. Das Zeichnen nach Vorlagen 3 Jahre hindurch wurde ihm entsetzlich und das Schattieren, was seine Mitschüler maschinenmäßig zur Zufriedenheit des Lehrers ausführten, erschien ihm so peinlich, daß er sich sagte: „Das lernst du nie!“

Es war eine Quälerei im wahren Sinne des Wortes, gesteigert durch den Umstand, daß ihm die Mitschüler immer als Vorbilder vorgehalten wurden. Die Lust fing an abzunehmen und die Zuneigung zu dem Lehrer war gewiß keine große. So kam es denn, daß eines Tages, als eine Reihe von Schülern, weil sie den Herrn Inspektor gar zu sehr geärgert hatten, aus der Klasse ausgewiesen wurden, auch Andreas Achenbach sich unter ihnen befand.

Doch berührte diesen die Wendung keineswegs unangenehm, sondern erschien ihm als Erlösung. Er ging hinaus in den Hofgarten und den Bitter Busch und zeichnete und malte nach der Natur. Er fühlte sich glücklich, obgleich ihm die Anfänge nicht leicht wurden. Die Ölmalerei beschaffte er sich auf einer Glasscheibe vom Anstreicher, brachte aber mit seinem primitiven Material immer was zustande.

Aber immer ernster gestalteten sich die Verhältnisse. Das Durchkommen mit der zahlreichen Familie wurde dem Vater von Tag zu Tag schwerer und beugte sein sorgenvolles Haupt. Da regte sich bei dem ältesten Sohne der Wunsch, seinen Eltern helfen zu können. Er fühlte, daß er mit den bisherigen Arbeiten nicht vorwärts komme, und sann nur darüber nach, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen, der dies ermöglichte. Als solchen dachte er sich den eines Anstreichers; dann konnte er leben und doch seiner Liebe zur Kunst nachgehen. Das Sehen der Gemälde gab ihm wieder höhere Anregungen, er ergöste sich daran und hob den sinkenden Mut. Schon der Geruch des Mastix-Firnisses war dem jungen Manne ein Labfal. Vor allem war es aber Gottes schöne Natur, wo er allen Kummer vergaß und in deren Geheimnisse er einzudringen suchte, um sie in ihrer Schönheit wahr und treu schildern zu können. Das richtete ihn wieder auf, und als er in sein sechzehntes Lebensjahr getreten war, nahm er seine Studien zusammen und legte sie der Kunst-Akademie zur Begutachtung vor. Wie erstaunt war er selbst über den Beifall, den dieselben fanden, denn nicht nur wurde er in die Akademie aufgenommen, sondern direkt in die Malklasse versetzt. Ein unerwarteter Sprung, der, so sehr er den jungen Mann damals freute, den denkenden Künstler später nicht ebenso befriedigte, weil er es als eine Lücke empfand, die Antikenklasse nicht absolviert zu haben.

Der Onkel W. Achenbach, der jetzt in Hamburg lebte, suchte nun seinerseits auch zu Hilfe zu kommen. Nachdem er eine Kopie nach einem guten holländischen Marinebilde gesehen, bestellte er für einen Freund eine Ansicht von Werden an der Ruhr, 3 Fuß hoch.

Die Kopie der holländischen Marine hatte aber einen großen Eindruck auf den jungen Akademiker gemacht. Sie hatte seine Erinnerungen an die See aufs neue in ihm wachgerufen und seinem Denken eine



Andreas Achenbach.

bestimmte Richtung gegeben. Zunächst reiste er nach Werden, um Studien für das ihm aufgetragene Bild zu malen, war aber in einem Tage damit fertig, weil er das Heimweh bekam. Es war das erste Mal, daß er draußen allein war. Das Bild führte er unter Stolbes Leitung in der Galerie aus. Es war vom Wasser her aufgefahrt und mit Schiffen staffiert. Leider ist nicht zu ermitteln gewesen, wo es geblieben ist.

Dann kam noch eine Kopie nach Wagenbauer, die bedeutend besser war. Aber die Lust zum Kopieren war vorbei und der jugendliche Übermut kam wieder zum Durchbruch.

Um diese Zeit wurde Andreas Achenbach in das Atelier Nr. 2 der Akademie versetzt, wo er mit drei anderen Kunstschülern unter Schirmers Leitung arbeiten sollte. Das Atelier lag nach dem Rheine zu und regte die Beobachtung des Wassers und der Luft und das Leben auf dem Werke wie auf dem Rheine selbst lebhaft an. Doch kam außer kleinen Studien nichts zustande, als daß er seinen Ateliergenossen an ihren Arbeiten behilflich war. Bei den eigenen, mit lichtvoller Begeisterung angefangenen Werken drückte die erste große Schwierigkeit zurück. So gab es denn auch materielle Mißlichkeiten und Verdruss zu Hause wegen des kostbaren Materials. Ach, das Leben auf dem Atelier war nicht das förderlichste. Der Besuch Schirmers und zumal des Direktors Schadow war sehr selten, und es regte sich unter den jungen Leuten in dem Zimmer Nr. 2, wo sie sich gänzlich verwahrloßt glaubten, ein widerspenstiger Geist, der auch die anderen Schüler abstieß. Es wurden lustige Gelage gehalten, wenn es die Mittel nur eben erlaubten, was dem jugendlichen Lehrer, dem noch die nötige Autorität mangelte, keineswegs gefiel, mehr jedoch den sie besuchenden Studenten, denen die jugendlich tolle Laune der Akademiker außerordentlich zusagte. Andreas Achenbach wurde aber dieses Lebens schnell überdrüssig, denn er brachte nichts zustande und die häuslichen Verhältnisse erforderten es dringend, daß auch sein Talent sich fruchtbar zeige. — Er war bisher ein eifriger Schüler des Professors Schäfer gewesen, welcher Architektur und Perspektive lehrte. Doch auch hier hielt er nicht aus. Die trockene und selbstgefällige Vortragsweise mißfiel ihm, und gerade als Professor Schäfer, der ihn sehr schätzte, ihn eines Tages gelobt und als seinen besten Schüler bezeichnet hatte, ging er fort und wandte der Akademie den Rücken.

Vorab blieb er zu Hause, wo ihn die Aussicht aus dem Zimmer seiner elterlichen Wohnung am Buraplage, der Akademie gegenüber, schon lange in anregender Weise beschäftigt hatte. Das alte Schloß mit der vorgebauten Wache machte einen malerischen Eindruck, der durch das Leben auf dem Trödelmarke belebt wurde. Dies konnte ja alles nach der Natur gemalt und mit den Personen staffiert werden, welche für den Gegenstand charakteristisch waren. Gedacht — getan. Eine neue Leinwand wurde zu den übrigen geborgt und es ging an die Arbeit mit allem Eifer. Oft erlahmte die Lust, doch die Bitten der Mutter, welche ihn auf das dringend Nötige aufmerksam machte, dann aber auch der häufige Besuch von Bekannten, die alles ungeheuer lobten, spornete wieder an und das Bild, das oft in die Ecke geworfen war, wurde nach zwei Monaten vollendet.

Die Ausstellung des 1829 gegründeten Kunstvereins für Rheinland und Westfalen sollte gerade eröffnet werden. Der junge Künstler ging in die Akademie und bat um die Aufnahme des Bildes. Man wollte es jedoch erst sehen, und als man es sah, beschloß man ohne weiteres seine Aufnahme und fragte nach dem Preise. Der Lehrer der Perspektive freute sich vor allem, daß Andreas eine Architektur gemalt hatte, er verzicht ihm das Fortlaufen und nannte ihn wieder seinen besten Schüler.

Nur wenige Tage waren vergangen, das Bild war verkauft für 30 Taler. — Die Freude über diesen Erfolg ist nicht zu beschreiben. Nun konnten die Materialschulden bezahlt werden, sogar eine neue Mütze war zu erwahnen, die Andreas sich lange vergebens gewünscht, die jedoch der Vater nicht spenden wollte, weil die alte aus dem Atelierfenster in den Rhein geworfen war. Kurz, es war heller Jubel in dem jugendlichen Herzen.

War das Erstlingswerk ganz aus dem unmittelbaren Eindruck der Natur ohne irgendein Anlehen an einen andern Künstler entstanden, so blieben doch Lessings erste Bilder nicht ohne Einwirkung auf das empfängliche Gemüt des Jünglings. Er zog jetzt in das Hümtal, dessen idyllische Natur durch die Ruine der Abtei Altenberg und die Burg Stramweiler der romantischen Richtung eine starke Anregung bot. Das Ergebnis dieser Studienreise war eine größere Winter-Landschaft, welche zur Berliner Ausstellung zugelassen wurde.

Die erste Etappe war erreicht. Nach harten Kinderjahren ging die Sonne des Glückes dem jungen Künstler auf und ihre Strahlen fielen auch auf das Elternhaus, dem er als guter Sohn treu ergeben blieb.

Das Bild auf der Berliner Ausstellung wurde angekauft, ein zweites dazu bestellt und die Aussicht immer heller. Im Jahre 1832, kurz nach dem polnischen Aufstande, unternahm der Vater, von neuen Hoffnungen befeelt, eine Reise nach Rußland, wohin er seinen ältesten Sohn mitnahm. Er bat für alle Fälle den Lehrer der Landschafts-Klasse, Schirmer, um ein Zeugnis für Andreas, welches jedoch nicht befriedigend ausfiel. Es gefand dem jungen Manne Talent, aber keinen Fleiß zu.

Die Reise frische alte Jugenderinnerungen wieder auf, die durch des Vaters Erzählungen belebt wurden. Er erinnerte sich, wie das 3jährige Kind damals das Meer schon beobachtet und es schwarze Perlmutter genannt habe. Aber eine Fülle neuer Eindrücke nahm der Jüng-

ling in sich auf, zumal die Rückreise über Schweden gemacht wurde. Von da ging es nach Holland, wo Andreas blieb, um die Werke der niederländischen Meister zu studieren. Dabei zeichnete er auch nach der Natur am Strande von Scheveningen, doch hielt ihn hauptsächlich die Galerie in Prinz Moritz Huis im Haag ein ganzes Vierteljahr dort fest.

Waren es auch Bachhuizen und Willem van der Velde, welche ihn zunächst anzogen, so vertiefte er sich auch gründlich in Art van der Meer, und den gewaltigsten Eindruck machte auf ihn die Ansicht der Stadt Delft von Jan Vermeer, dessen Name damals kaum genannt wurde.

Dieses aufmerksame Studium der Alten erhielt seine Kunst freier von den Einwirkungen seiner Zeitgenossen, als er selbst ahnte. Doch wirkten die niederländischen Meister weniger auf ihn im Sinne der Effekter, sondern er beobachtete in erster Reihe die Natur und verglich die verschiedenen Wege, welche die Alten eingeschlagen hatten, sie darzustellen. Auch seine Kunstgenossen beobachtete er in nützlicher Weise und eiferte jedem nach, welchen er in der einen oder andern Art für geschickter hielt, ohne gleich nach dem Höchsten zu greifen. So legte er auf der Leiter zur Vollendung Sprosse auf Sprosse zurück und erhielt sich die Lust und Freude am Schaffen. Mit der Rückkehr nach Düsseldorf verwertete er die Skizzen, die er auf der russischen Reise sowie in Schweden gesammelt, wobei sich noch der Einfluß Lessingscher Naturanschauung geltend macht. Auch Strandbilder von Scheveningen wurden nach den ersten Zeichnungen gemalt und fanden lohnenden Beifall. Die folgenden Jahre brachten verschiedene Reisen nach Holland und der Insel Wight, wobei auch Frankreichs Boden betreten und der französischen Hauptstadt der erste Besuch gemacht wurde.

Andreas Achenbach war seither in der Akademie verblieben und malte in der Schirmerischen Klasse. Obwohl er mit einer ganzen Reihe von jungen Künstlern in genossenschaftlichem Verkehr stand, war es doch vor allen andern Alfred Kethel, dem er mit warmer Freundschaft und großer Schätzung zugetan blieb. Der Umgang mit diesem hochbegabten jungen Manne, der ihm bei seinen Staffagen behilflich war, ist für die charaktervolle Bewegung in seinen figurlichen Darstellungen von unverkennbarer Einwirkung gewesen.

Ein anderer Kreis junger Künstler versammelte sich zu einem Kompositionverein, wo die Früchte der Tätigkeit gezeigt und unter gegenseitigem Urteils- und Meinungsaustausch besprochen wurden. Zu diesem Vereine meldete sich auch Andreas, aber er wurde nicht aufgenommen. War das die Furcht vor der unerbittlichen Kritik, die er allerdings offen äußerte, doch in strengster Weise an sich selbst übte? Jedenfalls waren es nicht seine Leistungen, die dies veranlaßten, denn bereits im folgenden Jahre brachte ihm ein neues Bild, trotzdem es von der französischen Kritik wegen zu peinlicher Ausführung scharf mitgenommen wurde, im Pariser Salon die zweite Medaille ein. Es ging in den Besitz des Prinzen von Hohenzollern über.

Auch der Prinz Friedrich von Preußen, welcher damals in Düsseldorf residierte, interessierte sich für das glänzende Talent. Er besuchte ihn und kaufte einen größeren „Seesturm“, zu welchem Alfred Kethel die Staffage malte. Mittlerweile hatten mißliche Vorkommnisse in der Akademie die Unzufriedenheit einiger Angehörigen derselben zur Folge gehabt und Andreas Achenbach verließ mit diesen 1835 Düsseldorf und zog nach München. Dort begann er ein größeres Bild „Seesturm an der norwegischen Küste“, erkrankte aber an Cholera und verließ die Stadt wieder, um sich nach Frankfurt zu begeben, wohin sich Alfred Kethel von Düsseldorf aus gewandt hatte. Hier vollendete er das Werk, welches ein ungewöhnliches Aussehen erregte und für die Sammlung des Städtischen Instituts erworben wurde.

Hier könnte nun der kunstgelehrte Mann einwerfen, daß Andreas Achenbach erst im Jahre 1839 nach Norwegen gereist sei, also vor dieser Zeit nicht norwegische Bilder gemalt habe. Nun, ich darf es verraten, was ich dem Meister abgehörcht, diese norwegischen Felsen sind auf dem Hunsrück in der Nähe von Simmern gewachsen. Die Phantasie war seinen Reisen vorausgeeilt und hatte ein bedeutendes Werk geschaffen, das, ohne vollständig naturgetreu zu sein, den überzeugenden Eindruck macht, den das bloße Abschreiben der Natur nicht zuwege bringt. Auch das norwegische Bild in der Kunsthalle zu Karlsruhe ist vom Jahre 1837. Doch klang es dem Künstler wohl ins Ohr, daß die Felsen nicht charakteristisch seien für das nordische Land, er holte daher nach, was bisher verjäumt war. Er ging nach Norwegen, um die großartige Schönheit der Fjords und an den Tralshättafällen den schäumenden Wassersturz zu studieren, in welchem er ein so gewaltiges Können entwickelt hat.

Den Naturstudien dieser Reise entstammt auch das Bild in der Städtischen Galerie zu Düsseldorf „Der Hardanger Fjord“, welches der Kunstverein für Rheinland und Westfalen in dieselbe mistete und dadurch eine belebende Ermunterung gab, die Schaffenskraft in größeren Werken zu konzentrieren.

Die norwegischen Landschaften fanden großen Beifall; doch immer wieder beschäftigte das Meer, nicht minder aber die nächste Umgebung Düsseldorfs mit dem Wiltberufche die Schaffenskraft des Künstlers und es folgte wechselnd Werk auf Werk dieser Art, als ihm unerwartet ein Vorwurf geboten wurde, so wild und dramatisch, wie er noch keinen zu schildern versucht hatte, nämlich den Untergang eines großen Schiffes, des „Präsidenten“, welcher damals die Welt mit Teilnahme erfüllte. — Achenbach, der niemals ein unglückliches Ereignis darzustellen sich ver-



Die Aufbahrung Andreas Achenbachs in seiner Wohnung.

anlaßt sah, ja es aeßentlich vermied, nur etwas Unangenehmes durch seinen Binsel wiederzugeben, erhielt vom Großherzog von Baden den Auftrag, dieses Ereignis in einem Gemälde zu schildern. Nur mit innerem Widerstreben kam er demselben nach. Doch die Lösung wurde für ihn von großer Bedeutung, denn das Aufsehen, welches dies Werk machte, trug seinen Namen, der in Düsseldorf schon zu den ersten zählte, in die weitesten Kreise.

1843 trat A. Achenbach seine italienische Reise an. Ein ganzes Jahr blieb er in Rom und malte Studien am Tyrrhenischen Meer und den pontinischen Sümpfen. Dann ging er weiter nach Sizilien, wo er eben so lange teils an den Küsten, teils im Innern verweilte.

Wie gewaltig jedoch die Eindrücke auch waren, welche die italienische Kunst und all das Große und Erhabene dieses bevorzugten Landes auf den Meister machten, wie begeistert er auch in die Reize der südlichen Natur eindruckte und welche Fülle von Studien er auch mit sich heimbrachte, festgehalten haben sie ihn nicht. Wenn auch der veredelnde Einfluß des Studiums der großen Italiener sich mächtig geltend machte, wenn die Linien Schönheit der südlichen Natur ihn zur Wiedergabe reizte, seine Stoffe entnahm der Meister nur kurze Zeit dem Lande Italien, und hier waren es auch die Darstellungen des Strandbes und der Kaste, welche seiner Art ganz zuzusagen schienen und denen er den Stempel der Großartigkeit aufzudrücken wußte. Mehr trieb es ihn zu der brausenden und brandenden Nordsee, zu der ersten Farbenpracht der niederländischen Städte, und so zog es ihn dann wieder zur Heimat.

Wie die materiellen Erfolge von Tag zu Tag zunahmen, so waren auch im Elternhause immer fremdlichere Tage eingetreten. Das, was die Liebe der Mutter in das Herz des Kindes gepflanzt, trug reichliche Früchte an Gegenliebe bei dem herangereisten Manne. Nicht minder aber hatte sich eine Eigenschaft bei ihm entwickelt, welche die Mutter in hohem Grade auszeichnete, nämlich das Gefühl der Pflicht. Ihm entstammt der innere Drang, alles voll und ganz zu tun und den Eifer nicht erkalten zu lassen, bis die gestellte Aufgabe gelöst ist. Dieser kategorische Imperativ machte sich in der Kunst in hohem Grade geltend und der wachsende Erfolg, ohne welchen ja das schönste Talent nicht zur Entwicklung gelangt, hob dieses Drängen, das von einer unerbittlichen Arbeitskraft getragen wurde. Dazu gesellte sich jedoch heiterer und lebensfroher Sinn, der auch seine Kameraden mit Fortriß. Sein sprudelnder Humor konnte sich zur tollsten Laune steigern und die Schalkheit kam in ungezwungener Weise zum Durchbruch. Was das Wort nicht brachte, gab der Stift. Die heitersten und geistreichsten Karikaturen entwandten mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Lithographie, welche damals große Fortschritte machte, erschien dem Meister als herrliches Material zur Vielfältigung, und er hat in den damals Epoche machenden „Düsseldorfer Monatsheften“ seiner heiteren Laune manches Denkmal gesetzt.

Aber auch ernsteres Studium widmete er diesem Material; er machte eigene Erfindungen in der Behandlung, von welchem die Reproduktion seines Bildes „Der Untergang des Präsidenten“ ein glänzendes

Beispiel gibt. Leider waren nur wenige Exemplare dieses Blattes zu Tage gefördert, als der Stein zerbrach.

Der Meister stand nun auf der Höhe des Schaffens; er war mit 30 Jahren ein berühmter Mann und hatte dabei die Freude, anderen lehrend an die Seite zu treten. Sein Bruder Oswald, Albert Flamm und Hans Gude empfingen von ihm die ersten Unterweisungen und entwickelten sich später in ihrer Eigenart zu weltbekannter Bedeutung.

Da trat das große Ereignis ein, welches dem Leben des Künstlers die schönste Weihe gab. Eine liebende Hand legte sich sanft auf sein Gesicht und hielt sie fest und treu über seinem Leben und seiner Kunst. Der mütterlichen Sorge folgte die warme Fürsorge der Gattin, welche jeden trüben Gedanken von seiner Stirn küßte, und alles von dem Künstler fernhielt, was sein Schaffen nur im mindesten stören konnte.

Andreas Achenbach machte die Bekanntschaft von Louise, der einzigen Tochter des Steuerempfängers Lichtschlag in Elberfeld. Er verlobte sich mit ihr am 27. November 1846. Doch erst im August des Jahres 1848 führte der Meister die Braut heim, und zwar fand am 12. die bürgerliche und am 19. die kirchliche Trauung in Elberfeld statt.

Die neuen Pflichten waren erst recht ein Sporn zu unausgesetzter Tätigkeit. Die Erfolge waren glänzende geworden und es war dem jungen Paare vergönnt, ihrem Hausstande die reiche Behaglichkeit zu geben, welche die späteren Jahre nur steigerten. 1849 ging der Vater Hermann Jakob Achenbach zum ewigen Frieden ein, aber dasselbe Jahr brachte dem jungen Paar die ersten Elternfreunden mit der Geburt einer Tochter. Im Hause war nun vollkommenes Glück. Die Reisen der folgenden Jahre führten nicht mehr weit ab von der Heimat, meist an die Nordsee. Schwenningen oder Ostende waren die Punkte, welche stets neue Erfrischung der Gesundheit, aber auch der künstlerischen Eindrücke brachten. Doch wurde die Aufmerksamkeit durch einige jüngere Künstler, speziell A. Michelis auf Westfalen und insbesondere das Münsterland hingelenkt, was denn Andreas Achenbach, der jede Anregung lebhaft aufnahm, veranlaßte, im Jahre 1851 mit mehreren Bekannten in Gappenberg einen Studien-Aufenthalt zu nehmen. Diesem Landesaufenthalte sowie auch späteren Besuchen in Westfalen ist nicht nur eine große Zahl vortrefflicher Werke gefolgt, sondern der Künstler hat die Einfachheit dieser Natur aus dem reichen Formenschatz, den er aus allen Ländern heim gebracht hatte, reich ausgestatter. Wenn er dabei zuweilen einem großen Vorbilde, Jakob Ruysdael, folgte, so kam er ihm auch darin nach, daß er die allerlichteste Natur der engsten Heimat als Motiv zu seinen Bildern benutzte.

Was er aus dem unbedeutendsten Gegenstände machen kann, welche Reize er dem bescheidensten Fleckchen Erde durch die Wirkungen der Luft und des Lichtes mit den einfachsten Mitteln zu verleihen weiß, das steht so hoch da, daß es den außordentlichen Einfluß erklärt, den Andreas Achenbach auf die ganze Düsseldorfer Kunst geübt hat. Hat er auch keine Schüler gebildet, die Einwirkung seiner Kunst hat sich geltend gemacht bei den meisten und sein Ruf hat viele nach Düsseldorf gezogen. Manchem hat er mit Rat und Tat zur Seite gestanden, aber die Hauptwirkung haben seine Werke geübt, an denen jeder etwas lernen konnte.

Agnete Kaas.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard.

Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Unten am Fluß hielt Harald das Pferd an und hat Agnete, sich umzuschauen. Er war stolz auf dies Smaaland, das er als seine Heimat betrachtete, und das er lieben gelernt hatte.

„Wie ist es wie im Traum, daß ich hier bin“, sagte Agnete leise. Sie hatte den Schleier gelüftet und sog die Luft mit einem tiefen Atemzug ein.

Während sie über die im Sonnenlicht schimmernde Gegend blickte, über der ein tiefer Frieden ruhte, hatte sich Harald umgedreht und sah sie von der Seite an.

Ja, sie war hübsch — von einer Schönheit, die nicht im ersten Augenblick blendet, die sich aber nach und nach ins Herz schleicht und die Phantasie gefangen nimmt. Er begriff es, daß ein junger Dichter zu ihrer Ehre Verse machen und ein junger Maler sich für sie begeistern konnte. Ihre Gestalt hatte einen keuschen Liebreiz, der ihn an die Frauen in der altitalienischen Kunst, an Botticellis und Peruginos Bilder erinnerte. Ihr schmales, ovales Gesicht mit der zartgeröteten Haut war von schwerem, braunem Haar umrahmt, das in weichen Wellen über den Ohren lag und einen Kranz schwerer Flechten über dem schlanken Nacken bildete. Unter den feingebogenen Brauen leuchteten die sammetartigen dunklen Augen mit feuchtem Glanz. Die größte Schönheit des Antlitzes bildete aber der liebliche Mund mit den zartroten Lippen. So jung sie auch noch war, lag doch eine eigenartige Wehmut über ihrer Gestalt, die mit der Schwermut der Natur, der Stille des Septembertages und seinem mild abgedämpften Licht im Einklang stand.

„Ist es nicht etwas ganz anderes als die Natur, an die du gewöhnt bist?“ sagte Fräulein Sparre zu Agnete, als Harald das Pferd wieder antrieb.

„Ach ja — und doch mußte ich wieder an England denken. An der Themse gibt es manche Punkte, die Ähnlichkeit mit dieser Gegend haben. Ich werde die Gegend hier schon lieb gewinnen. Die Eisenbahnfahrt

hatte schon ihre großen Reize. Und man sehnt sich wirklich nach einer richtig wilden Natur, wenn man in einem Lande wie England lebt, wo jeder Fleck Erde gestempelt und von Menschen ausgenutzt ist. Allerdings gibt es auch in England unberührte Gegenden — in Yorkshire und Wales — dort bin ich aber nie gewesen.“

„Habt ihr immer in London gelebt?“ fragte Fräulein Sparre.

„Ja, zu Lebzeiten des Vaters. Später zog die Mutter mit mir nach Richmond, und als sie starb —“ Agnete senkte die Stimme — „blieb ich noch ein Jahr dort wohnen. Schließlich fühlte ich mich aber zu verlassen, und da fielen mir meine Freunde aus der Kindheit ein — du, Tante Gertrud — und Harald. Erinnerst du dich, wie oft wir uns zusammen getummelt haben, Harald?“

„Gewiß erinnere ich mich daran. Ich weiß aber auch, daß ich dich gequält und tyrannisiert habe. Du fügtest dich meinen Ungezogenheiten mit geradezu erstaunlicher Langmut. — Ich fürchte nur, daß du bald zu der Ueberzeugung kommen wirst, daß ich mich immer noch nicht gebessert habe.“

„Laß dich nicht durch das irre machen, was er sagt, Agnete,“ fiel Fräulein Sparre lächelnd ein. „So spricht er immer. Er macht sich viel schlechter, als er ist.“

„Ich fürchte mich nicht vor Harald“, sagte Agnete lächelnd. Merkwürdig, daß sie ihn im Grunde anziehend fand, obgleich sein ganzes Wesen etwas abstoßend und abweisend war. Als Kind hatte sie immer die Vorstellung gehabt, daß Harald Sparre der Güte seiner Mitmenschen bedürfte und daß sie — gerade sie — die besondere Mission habe, gut zu ihm zu sein. Blöglück hörten sie hinter sich auf dem Wege Pferde traben. — Ein Wagen fuhr an ihnen vorbei. Die Sonne blitzte in dem silberbeschlagenen Pferdegeschirr und den blanken Knöpfen der Livreen. Im Wagen saßen zwei Herren und zwei Damen, Agnete sah flüchtig ein lächelndes junges Frauengesicht unter einem hochroten Sonnenschirm

Sie kannte das Gesicht wieder. . . . Auch den großen, blonden Herrn Sie waren auf einer Station in Schonen zu ihr ins Couvé gestiegen und mit ihr zusammen gefahren. Gleichzeitig zuckte Harald zusammen, so daß es einen heftigen Ruck in den Fügeln gab. Das Pferd stieg und machte einen Seitensprung. Agnete stieß einen leichten Schrei aus. Tante Gertrud war blaß geworden. Aber schon im nächsten Augenblick hatte Harald die Macht über das Pferd wiedergewonnen und setzte den Weg fort, als sei nichts vorgefallen.

„Wer war das, die eben vorbeifuhren?“ fragte Agnete.

„Herr und Frau Sandell von Dala, einem Gut hier in der Nähe, und einige Gäste, die sie von der Bahn abgeholt haben“, entgegnete Fräulein Sparre. Dann beugte sie sich zu dem jungen Mädchen hinüber und flüsterte: „Sprich mit Harald nicht von ihnen.“

Agnete blickte erstaunt auf, wagte aber nicht, mehr zu fragen. Fräulein Sparres Gesicht zeigte einen tief bekümmerten Ausdruck. Sie fuhren schweigend weiter. Nach Verlauf einer Stunde bog der Wagen in einen schmaleren Weg ein, der auf beiden Seiten mit hohen Birken bestanden war. Tante Gertrud nickte Agnete zu: „Jetzt sind wir gleich zu Hause.“ Agnetes Auge fiel auf die von herblich roten Weinranken umschlungene grüngestrichene Veranda. Mitten auf dem großen Rasen vor dem Hause wuchs eine mächtige Trauerbirke, deren Krone weit über das Dach reichte. Ringsumher auf den Beeten wechselten Astern und Levkoien in rot und violett mit mattgrüner Refeda und strahlend gelben Sonnenblumen ab.

„Wie schön es hier ist“, sagte sie zu Fräulein Sparre, und die alte Dame lächelte zufrieden.

Der Wagen fuhr in den Garten hinein und hielt vor der Verandatreppe. Harald sprang vom Bock und half den Damen beim Aussteigen.

„Willkommen auf dem Birkenhof“, sagte er, während er Agnetes Hand in seine nahm. Sie blickte zu ihm auf. Seine Stimme zitterte leicht. Es lag ein Schatten auf seiner Stirn und in den Augen. Sie fühlte plötzlich großes Mitleid mit ihm. Sie kannte sein Leben nicht genau, wußte aber, daß er großen Kummer gehabt hatte. Ihr ganzes tiefes Empfinden, der Drang zu trösten und zu helfen erwachte mit verstärkter Kraft und zog sie zu ihm.

„Hab Dank, Harald“, sagte sie herzlich. Er fühlte einen leichten Druck ihrer feinen Finger, zögernd und scheu und doch unsagbar zärtlich. — „Möchte mit mir etwas Freude in euer Haus kommen.“

„Freude —“, wiederholte er. Er hatte spöttische und bittere Worte jagen wollen, hielt aber inne. Nein, er vermochte es nicht, hart zu ihr zu sein, die so lieblich vor ihm stand. Es war ja auch die kleine Agnete, die beste Freundin seiner Jugend. Und ihm schien es, als ziehe mit ihr etwas von dem lichten Frieden der Kindheit in die Stätte ein, die jetzt sein Heim geworden war.

„Ja, ich glaube, daß du überall Freude austreust, wohin du kommst“, sagte er, und der Schatten wich von seinen Augen, als er in die ihren blickte. — Auf einem Rasenplatz vor einer Gruppe dunkler Fichten standen einige grüngestrichene Stühle und ein runder Tisch, auf dem das blankte Messing der Kaffeekanne und der matte Perlmutterglanz der feinen Porzellantassen über dem weißen Tischtuch leuchteten. Agnete hatte ihr braunes Reisefotium mit einem weißen Musselinleib und einem großen Strohhut vertauscht. Sie sah in dieser Tracht jünger aus — mädchenhaft fein und zart —; die Frische der Luft hatte ihre mattweiße Haut leicht gerötet.

„Harald ist aufs Feld gegangen, um sich nach der Erntearbeit umzusehen“, sagte Fräulein Sparre, während sie ihrem Besuch einschenkte. „Es ist unbestimmt, wann er zurückkommt. Deshalb brauchen wir nicht zu warten.“ — Nimm ordentlich Sahne, Agnete. Etwas frischere Wangen können dir nicht schaden.“

„Danke sehr. Ich nehme schon. — Aber setz dich jetzt, Tante Gertrud, und Sorge für dich selbst. Morgen werde ich dir die Arbeit des Einschenkens abnehmen.“

„Aber, wo denkst du hin, liebes Kind. Du bist ja hier, um dich zu erholen. Meinem Neffen kannst du allerdings den Kaffee einschenken.“

Er wird ihm dann schon besser schmecken, als wenn er ihn aus meinen alten Händen bekommt.“

Agnete schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Harald wird sich schwerlich etwas aus mir machen.“

„Darin bist du im Irrtum. Er schätzt dich sehr. Das weiß ich“, rief Fräulein Sparre eifrig. „Er hat eure Jugendfreundschaft nicht vergessen. Sonst hätte er seine Einwilligung zu deinem Besuch nicht gegeben. Er ist seit seinem großen Gram fast menschenscheu.“

„Ach! — Was war es eigentlich? — Aber vielleicht“ — Agnete errötete stark „vielleicht habe — ich kein Recht zu fragen.“

„Gewiß! Ich hatte mir schon vorgenommen, mit dir bei der ersten sich bietenden Gelegenheit darüber zu sprechen. Es ist übrigens kein Geheimnis, daß Harald mit Fräulein Lotte Rosen verlobt war und daß sie sich zurückzog, als er sein Vermögen verlor.“

„Wie konnte sie das tun —!“

„Ja, nicht wahr, man versteht es nicht. Du und ich, Agnete, wir gehören ja zu den Frauen, die meinen, daß das Unglück uns noch näher an diejenigen knüpft, die wir lieb haben. Diese Anschauung mag ja



Andreas Achenbach: Holländische Fischerboote.

etwas veraltet sein“, fügte sie mit einem feinen, leichten Lächeln hinzu. „Lotte war jedenfalls anderer Ansicht.“

„Erzähl mir etwas mehr von ihr — wenn du willst, Tante Gertrud.“

„Gern. Lotte war die Tochter eines verschuldeten Kammerjunkers. Als Harald sie kennen lernte, wohnten sie in Kopenhagen. Sie hatte zwei Brüder, die Offiziere waren. Die ganze Familie lebte über ihre Mittel und war in ständiger Geldverlegenheit. Lotte hatte wohl von vornherein das eine Ziel: eine gute Partie zu machen. Sie war hübsch und kokett und hatte nicht den besten Ruf. Keiner begriff, woher sie das Geld für ihre luxuriösen Toiletten nahm. — Als sie sich mit Harald verlobte, glaubten alle, daß er demalst ein großes Vermögen zu erwarten habe. Sie hatte ihn in ihrer Weise gewiß lieb, wenigstens so weit, als sie einen anderen außer sich selbst zu lieben vernag. Aber als das Unglück kam, war Lotte die erste, die ihn verleugnete. Und Harald wurde durch die Enttäuschung so erbittert, daß er nicht wiederzuerkennen ist.“

„Armer Harald“, sagte Agnete leise.

„Ja, das war eine schwere Zeit. Trotzdem ist es aber ein Glück für ihn. Lotte gehört zu jenen Frauen, die es ohne Bedenken fertigbringen, einen Mann zugrunde zu richten und zu betrügen. Ich bedaure den Gutsbesitzer Tholander, mit dem sie jetzt verheiratet ist, weit mehr als Harald.“

„Hat Harald sie später einmal wieder getroffen?“

„Ich glaube, daß er sie auf seinen Reisen in Schonen bisweilen gesehen hat. Und dann heute — denn in dem Wagen, der auf dem

Bege von der Bahnstation an uns vorbeiführ, sah Lotte und vermutlich ihr Mann. Wahrscheinlich werden sie sich längere Zeit zum Besuch auf Dala aufhalten. Es tut mir für Harald leid. Ein Zusammentreffen mit Lotte wird natürlich all die alten Wunden aufreißen."

In diesem Augenblick trat Harald durch die Gartentpforte ein und schritt auf sie zu. Er begrüßte sie und setzte sich. Der Stater, der auf dem Rasen gelegen hatte, näherte sich mit leisem Mienen und sprang ihm auf den Schoß. Er streichelte seinen sammetweichen, mäufegrauen Pelz und blickte mit einem Lächeln in seinem jungen, ersten Gesicht auf ihn nieder.

"Hier sitzt ihr ja gut. Könnte ich eine Tasse Tee bekommen?"

Agnete stand auf und schenkte ein.

"Wieviel Zucker nimmst du?" fragte sie. Sie stand mit der Zuckergänge in der Hand da.

"Gib ihm zwei Stück", bemerkte Fräulein Sparre. "Harald selbst achtet nicht auf das, was er isst und trinkt, ausgenommen, wenn ihm etwas vorgelegt wird, was ihm nicht mundet. Dann kommt er schon mit seinen Einwendungen."

"Ja, ich bin im Grunde genommen ein boshafter und undankbarer Mensch. Da hörst du es!"

"Ach nein — bisher habe ich noch nichts Schlimmes von dir gehört", sagte Agnete lächelnd. Sie stand vor ihm und reichte ihm die Tasse. Er nahm sie etwas ungeschickt entgegen, da die Kanne auf seinem Schoß ihn in seinen Bewegungen störte. Dabei trafen sich beider Hände und Agnete zog ihre schnell zurück.

"Wenn du Lust hast, mitzugehen, Agnete, so habe ich jetzt Zeit, dir den Hof zu zeigen", sagte Harald, als der Tee getrunken war. "Kommst du mit, Tante Gertrud?"

"Nein — danke. Geht ihr nur allein, Kinder. Ich bleibe am liebsten hier ganz still mit meinem Strickzeug sitzen."

"Hopp! — herunter, Peter! —"

Harald stand auf. Erst jetzt bemerkte er, daß Agnete sich umgekleidet hatte. Wie schlank und jung sie in dem leichten Kleide aussah! Die zarte Haut des Halses und der Arme leuchtete unter den Spitzen des Kleides und dem dünnen, weißen Stoff hervor. Unter dem breiten Hut fiel das braune Haar bis auf die Wangen nieder. Sie war ja noch ein kleines, kaum erwachsenes Mädchen, fand Harald, während er da stand und sie anschaute.

"Friert du nicht? Es fängt an, kalt zu werden", sagte er und ließ mit einer brüderlich zärtlichen Bewegung seine Hand über ihren Arm gleiten.

"Nein, nein, ich friere nicht." Sie fuhr zusammen und zitterte, ohne zu wissen, weshalb.

Sie gingen die schmalen Steige entlang, dicht nebeneinander. Beim ersten Anblick machte der Garten allerdings einen gutgepflegten Eindruck. Agnete merkte aber bald, daß er sich doch sehr von den englischen Parks unterschied, die sie in frischer Erinnerung hatte. Hier waren keine sammetweichen, kurzgeschneittenen Rasenflächen, wo der eine Grashalm nicht höher als der andere sein durfte. Das Gras wuchs, wie es selbst wollte, und doch lag der Rasen frisch und smaragdgrün in der Sonne — und die vielen blauen, roten und gelben Wiesenblumen, die ihre feinen Köpfe zwischen dem Gras herausstreckten, wachten in Agnetes Augen den Garten nicht weniger hübsch. Da war ein Reichtum von knorrigen, alten Apfelbäumen, deren Zweige voller Früchte hingen, und ringsumher im Gras lagen, frisch und duftend, frühreife Äpfel. Am hinteren Ende des Hofes blickte man durch die hellen Stämme der Birken in eine Wildnis von Bacholder, Heidekraut und Blaubeereusträuchern und großen, moosbewachsenen Steinen. Das Geräusch der Kuhglocken drang aus dem Dickicht, hier und da kam zwischen den Bäumen ein gehörnter Kopf zum Vorschein und ein braun- und weißgefleckter Körper wurde zwischen dem Grün sichtbar.

"Das ist das Materische, was ich je gesehen habe", rief Agnete vergnügt aus. "Und alle diese alten Fuhrwerke erinnern mich an ein Kapitel aus Gösta Berlings Sage, wo die Kavaliers ihre alten Wagen herausziehen, um Oteby zu verlassen. — Hat der Birkenhof eine Geschichte, Harald?"

"Das glaube ich, ich weiß davon aber sehr wenig. Ich weiß nur, daß der letzte Besitzer, von dem der Vater den Hof gekauft hat, ein menschenscheuer, schwermütiger alter Offizier war, der mit seinen Nachbarn nie verkehrte. Man sagte, daß seine Frau ihn vor vielen Jahren verlassen hatte. Er starb plötzlich. — Wie es hieß, hat er sich erhängt, keiner wußte aber etwas Bestimmtes, mit Ausnahme des alten Dieners, und der sagte nichts."

Agnete war blaß geworden. "Ach, wie entsetzlich! Wo hat es sich zugetragen — ich meine, wo hat er sich erhängt?"

"Man meint, daß er den Selbstmord oben in dem Zimmer begangen hat, das ich jetzt bewohne", sagte Harald und lächelte über ihr entsetztes Gesicht. "Sei unbesorgt, Agnete, ich habe dort oben nie etwas von einem Spul gemerkt."

"Aber daß du dort schlafen kannst! Weshalb hast du nur das Zimmer gewählt?" Sie hatte sich an seinen Arm geschmiegt und blickte mit großen, erschrockenen Augen zu ihm auf. Er drückte ihren Ellbogen ganz leicht an sich, ehe er antwortete.

"Weil es das entlegenste Zimmer im Hause ist und ich ungestört sein möchte. Und weshalb sollte ich mich fürchten? — Die Toten jagen mir kein Leid zu."

"Das mag richtig sein. Immerhin ist es doch unheimlich in einem Zimmer zu schlafen, in dem ein solcher armer, verzweifelter Mensch einst gelebt hat. Spürt er selbst auch nicht, so ist es doch, als wenn seine schwermütigen Gedanken aus den vier Wänden nicht herauskämen. — Wie wäre es, Harald, wenn ich ein anderes Zimmer für dich aussuchte — eins, das wirklich groß und licht mit Sonne und weicher Aussicht ist. Dann würde ich dir täglich frische Blumen hinstellen und einige meiner schönsten Bilder dort aufhängen; du mußt dir meine Bilder ansehen. Ich habe viele Reproduktionen von englischen Malern — Burne Jones und Watts und Rossetti. Ich glaube, daß sie dir gefallen werden."

Er ließ wie in Gedanken ihren Arm los, und der Ausdruck in seinem Gesicht bekam etwas Düsteres.

"Hab' vielen Dank, Agnete. Ich weiß, daß du es gut mit mir meinst. Ich bleibe aber am liebsten dort, wo ich bin. Und deine Bilder passen nicht für mich. — Siehst du, damals, als ich meinen Vater für reich hielt, habe ich angefangen, Kunstgeschichte zu studieren. Ich hatte bereits einige Reisen nach Italien und Holland gemacht und die dortigen Galerien besucht, und ich hatte darüber einige Artikel geschrieben. Dann kam aber die große Veränderung. Jetzt bin ich ein Bauer und muß als Bauer leben. Alles, was mich an mein früheres Leben erinnert, schmerzt mich."

"Aber Harald." — Sie blickte nicht zu ihm auf und sprach ängstlich mit gedämpfter Stimme: "Keiner braucht die Schönheit aus seinem Leben auszuschließen, selbst dann nicht, wenn sie dort nicht den ersten Platz einnehmen kann."

"Für mich gibt es nur eins — alles oder nichts", sagte er kurz. "Wollen wir jetzt zu Tante Gertrud zurückkehren? Ich habe dir alles gezeigt, was hier zu zeigen ist."

Sie folgte ihm schweigend. Sie sah seine schlanke Gestalt, seinen stolzen Nacken vor sich, der sich unter dem Gram nicht gebeugt hatte, sondern sich mit erhöhtem Troste hob. Und sie sagte sich voll Behmut, daß es schwer sein würde, ihn zu gewinnen, schwer, sein Leben lichter zu gestalten, was sie so gern wollte.

3. Kapitel.

Frau Lotte Tholander kam die große Freitreppe hinauf, die zu dem Herrnhaus von Dola emporführte, und betrat die Vorhalle, wo das Sonnenlicht durch die goldgelben seidernen Stores drang. Sie nahm ihren kleinen englischen Hut ab, zog das weißleinen Jackett aus und ordnete ihr Haar vor dem großen Spiegel zwischen den Fenstern. Ein mißmutiges und verdrießliches kleines Gesicht blickte ihr aus dem Spiegel entgegen. Sie hatte auf ihrem Morgenpaziergang die Richtung nach dem Birkenhof in der Hoffnung eingeschlagen, daß sie Harald Sparre treffen würde. Es war ihr aber nicht geblückt. Und sie sehnte sich nach ihm, brennend, ungeduldig! — Nur seinetwegen war sie nach Smaaland gekommen, nur um ihn wiederzutreffen. Was dann geschehen mochte, wußte sie nicht und darum kümmerte sie sich auch nicht. Sie verschloß absichtlich die Augen vor etwaigen Folgen ihres Handelns. Da hörte sie Stimmen drinnen im Speisezimmer. Frau Lotte kannte sie und rümpfte verächtlich ihre kleine Nase. Es war ihr Mann, der mit dem Gutsbesitzer Sandell sprach. Die beiden pakteten zusammen. Prahlerei, grob, brutal waren sie beide, Männer ohne andere Interessen als die Landwirtschaft und rein lokale Verhältnisse — daneben auch für den Alkohol, für Spiel und Weiber. Ihr Mann hatte noch seine Jugend und eine gewisse Frische, — mit der Zeit würde er aber ebenso dick, aufgedunsen und ungenießbar werden, wie es jetzt Sandell war.

Frau Lotte seufzte tief. Das Leben hatte sich für sie nicht gestaltet, wie sie es einst gehofft hatte. Dafür war ihr die Freude an ihrer Jugend und Schönheit geblieben. Im Spiegel sah sie ihre Gestalt, üppig und schlank in dem blaßblauen Morgenkleide, und ihr pikantes, kleines Gesicht mit den schmalen, grauen Augen unter dem rötlich blonden krausen Haar, den schelmischen Augen, die sich fast ganz schließen, wenn sie mit ihrem großen, frischen Mund und ihren weißen Zähnen lachte. Diejen Gesicht vermochten die Männer nicht zu widerstehen!

Sie öffnete die Tür zum Speisezimmer. Am Frühstückstisch saßen Herr und Frau Sandell, deren Sohn Gösta und Frau Lottes Gatte, der Gutsbesitzer Tholander. Frau Sandell erhob sich, schwarz gekleidet, blaß und steif, glatt gekämmtes Haar um das strenge Gesicht, und bat Frau Tholander um Entschuldigung, weil die Gesellschaft schon zu Tisch gegangen war.

Der Hausherr fiel mit lärmender Stimme ein:

"Das werden die gnädige Frau nicht übelnehmen. Wenn Sie wüßten, wie mein Magen geknurr hat. Und dazu kam der köstliche Hummer, dem man wirklich auf die Dauer nicht widerstehen kann. Ich denke, daß Sie von dem langen Spaziergang auch einen guten Appetit mitbringen. Bitte bedienen Sie sich."

Frau Lotte setzte sich neben ihren Mann, der ein großes Glas Bier leerte und sich den Mund mit der Serviette abwischte, ehe er sich an sie wandte.

"Guten Morgen, Lotte," sagte er in gleichgültigem Ton. "Wo bist du heute gewesen?"

"Ach, ich bin im Birkenwald gewesen." — Sie streckte die Hand nach dem Brotkorb aus.

"Dann müssen die gnädige Frau am Birkenhof vorbeigekommen sein. Haben Sie Harald Sparre nicht getroffen?" fragte der Gutsbesitzer Sandell.

„Ich traf niemand“, entgegnete Lotte, ohne aufzublicken.
„Er ist doch sonst immer den ganzen Tag auf dem Felde. Fleißig ist der Mann. Das muß man ihm lassen. Leider versteht er aber nichts von der Landwirtschaft, und da ist aller Fleiß vergebens.“

„Von wem sprechen Sie?“ fragte der Gutsbesitzer Tholander und hob seine hellblauen Augen müde vom Teller auf.

„Ich spreche von meinen nächsten Nachbarn Harald Sparre. Er ist der Besitzer eines kleinen Hofes, den er mit vielen Schulden von seinem Vater geerbt hat. Wie es heißt, war sein Vater ein schwerreicher Mann, der sich aber in seinen letzten Lebensjahren auf unglückliche Spekulationen eingelassen hat. Die Verhältnisse des Sohnes sind sehr traurige. Man sagt, er sei verlobt gewesen, die Braut habe sich aber, als das Geld alle war, von ihm losgejagt.“

„Bitte, Frau Sandell, noch eine kleine Tasse!“ — Lotte reichte die Tasse der Frau des Hauses. Ihre Hand zitterte leicht. „Welch hübsche Stämme Sie haben! Kann man diese Art alter Messingsachen hier in der Gegend bekommen?“

Frau Sandell antwortete kurz, daß die Stämme auf einer Auktion gekauft sei, und Lotte wußte nichts weiter zu sagen. Die Herren fuhren fort, von Harald Sparre zu sprechen. Die junge Frau brückte einen Augenblick beide Hände gegen die Wangen. Wie sie brannten! — Es war von ihr gewiß sehr unvorsichtig, daß sie sich in diese Gegend gewagt hatte, wo Harald Sparre wohnte. In Schweden wußten nur wenige, daß sie früher in Kopenhagen verlobt gewesen war. Ihr Mann hatte keine Ahnung davon. Trog seines großen Phlegmas konnte er rasend eifersüchtig werden. Dann ängstigte sie sich vor ihm, obgleich sie ihn sonst nach ihrem Willen leiten konnte.

„Ein hübscher Mann wie Sparre hat immer noch den Ausweg, daß er sich reich verheiraten kann“, fuhr Herr Sandell fort. „Abgesehen hält sich auf dem Birkenhof gegenwärtig eine junge Dame zum Besuch auf, die die nötigen Gelder haben soll. Haben Sie sie Donnerstag nicht auf dem Bahnhof gesehen? Sie trug ein braunes Kostüm — englisch — ladylike bis in die Fingerspitzen.“

„Ja, gewiß habe ich sie gesehen. Wir fuhren ja in einem Coupé zusammen. Erinnerst du dich ihrer nicht Lotte? Sie hatte einen großen Stoß englischer Zeitungen bei sich. Sie war in der Tat auffallend hübsch.“

„So, war sie hübsch?“ sagte Lotte spitz. „Ich fand, daß sie ziemlich langweilig ausah.“

„Ach, die Frauen, die Frauen“, lachte der Gutsbesitzer Sandell laut. Seine dicken, glänzenden Wangen blähten sich auf, daß die Augen fast ganz im Fett verschwanden. „Nie wird eine Frau es zugehen, daß eine andere hübsch ist.“ „Ja, meine Gnädige, sie ist hübsch. Ihr fehlen allerdings Ihre Figur und Ihre schelmischen Augen. Dagegen hat sie etwas Apartes, das wir hier im Lande so leicht nicht finden.“

Lotte zuckte ihre runden Achseln.
„Mag sein. Sie als Kenner der weiblichen Schönheit müssen es ja wissen.“

„Frau Lotte brachte diese kleine Bosheit mit der unschuldigsten Miene heraus. Es störte sie nicht im geringsten, daß Frau Sandell die dünnen Lippen zusammenpreßte und ihren Mann mit einem Blick voll heimlicher Wut anschaute. Ihre Gedanken weilten bei Harald, der jetzt wohl jeden Tag mit einem jungen Mädchen zusammenkam, dem es vielleicht gelingen würde, ihn zu gewinnen. Er, der einst ihr gehörte, und auf den sie nur aus dem Grunde verzichtet hatte, weil sie nicht die Frau eines armen Mannes sein wollte, weil sie es nicht sein konnte.

Sie sah ihn in Gedanken vor sich, — seine schlanke, hohe Gestalt, sein ernstes Gesicht, das, wenn er lächelte, so hübsch wurde. Das dunkle Haar, das ihm spitz über den weißen Nacken hinabwuchs, den sie so gern und so oft gefüßt hatte. — Und sie dachte mit Abscheu an den roten Stiernacken ihres Mannes, wo die Haut von Ohr zu Ohr eine tiefe Falte bildete. Sie hatte ihren Reichtum teuer erkauft. Und vielleicht war ihre Stellung nicht einmal so gesichert, wie sie geglaubt hatte. Ihr Mann war ein leidenschaftlicher Spieler, der an einem einzigen Abend große Summen verlieren konnte. Wenn sie einmal gezwungen würde, die Armut mit ihm zu teilen! — Nein der Gedanke war unerträglich. Deshalb sich mit solchen Vorstellungen peinigen! —

Frau Lotte begann eine lebhaftere Unterhaltung mit dem sechzehnjährigen Gösta Sandell. Er war groß und blond und sah gut aus — und es machte ihr Vergnügen, ihm den Kopf zu verdrehen. Wie verliebt der Junge in sie war! Er wurde jedesmal feuerrot, wenn sie zu ihm sprach. Seine Mutter sah wie auf Stecknadeln. Sie wußte nicht, ob sie sich mehr ihres Gatten oder ihres Sohnes wegen ängstigen sollte. — Lotte fand sie unbezahlbar komisch.

„Ich wollte übrigens den Vorschlag machen, daß wir heute nachmittag nach dem Birkenhof hinüberfahren und Sparres begrüßen“, sagte der Gutsbesitzer Sandell. „Dann könnten wir sie bitten, in nächster Woche einen Abend herüberzukommen. Wie denken Sie darüber, gnädige Frau?“ Lotte blickte mit strahlenden Augen auf. Sie vergaß ihr Spiel mit Gösta. Somit würde sie Harald also heute noch wiedersehen. Aber ging das an? Würde sie sich dann nicht verraten? Sie — oder er? Und ihr Mann durfte nichts wissen. Nie. — Ja, sie wollte es wagen, wollte unter allen Umständen ihre Sehnsucht stillen.

„Gewiß — ich fahre gern mit“, sagte sie höflich zuvorkommend, als handle es sich um einen ganz gleichgültigen Besuch. Und ihre langen Augenlider senkten sich und verbargen den plötzlichen Strahl der Freude in den graugrünen Augen mit dem unbestimmten, schwankenden und vielleicht gerade deshalb so geheimnisvoll lockenden Blick.

Der junge Gösta Sandell war tief enttäuscht, daß diese Augen während der ganzen Mahlzeit die seinen nicht mehr suchten.

(Fortsetzung folgt.)



Andreas Achenbach, gemalt 1850 von Leuge.

Kriegsgemäß.

Von Noda Noda.

(Nachdruck verboten.)

Man wird dereinst dem Herrn Hauptmann von Spander Verschiedenes nachsagen können — zum Beispiel, daß er zu dick war — und für mitteleuropäische Begriffe auch viel zu grob. Aber eins wird ihm rechtmäßig niemand streitig machen dürfen: daß er die Bestimmung des Soldaten begriff wie nur irgend einer — daß er es verstand, den militärischen Nachwuchs an der Wurzel zu fassen und nicht etwa zu Spalierobst, sondern zu frei entwickelten Stammförmern eines Schlachtenheeres heranzuziehen. „Kriegsgemäß, kriegsgemäß!“ war der Refrain seines Lieblingsliedes.

Ein Laie könnte annehmen, der Spleen sei Hauptmann von Spanders eigenem Kopfe entsprungen. Fachleute aber wissen, daß Blüten dieser Art nur auf dem dünnen und dennoch wunderbaren Generalstab sprießen.

Wirklich war's der Brigadier selber gewesen, der seinen Völkern die Lojung von der Kriegsmäßigkeit gegeben hatte. Und Hauptmann von Spander stand im Schatten der Majorsecke — eine Stellung oder Lage — je nach dem — die eigene Überzeugungen schwer aufkeimen läßt. Vom Morgen bis zum Abend übte er Kriegsmäßigkeit bis zur Un-

mäßigkeit. — Wenn die Nacht ihre tauscheren Rittiche auf sein Lager (von Neu, behauptete man vielfach) breitete, wälzte er sich ruhelos hin und her und eine innere Stimme fragte ihn: „Spander — bist du heute im Sinne des Brigadekommandobefehls Nr. 173 vom 6 v. M. auch wirklich kriegsgemäß genug vorgegangen, auf daß dir der Herr Generalmajor bei der Frühjahrssinspizierung das Ritterkreuz der Kriegsmedaille am Bande des Tempierschlüssels Muster 92 an die Brust besteuken könne?“

Dann dachte Hauptmann von Spander lange nach und erjann neue Komödien, in denen die milblächelnde Göttin des bewaffneten Friedens mit blutroter Kriegsmaske auftreten sollte.

Auf der Reitschule sagte er seinem Oberleutnant: „Du weißt doch, was der Herr Brigadier immer betont, nicht wahr? — Na, also siehst, da heißt's, nicht nur Offiziere und Mannschaft an die Verhältnisse des Ernstfalles gewöhnen — auch die Pferde müssen heran. — Denn wenn nehmen wir an, heut' oder morgen die gewisse, im Brigadekommandobefehl Nr. 173 vom 26. v. M. angedeutete Möglichkeit einer europäischen Verwicklung eintritt, so müssen ihr doch die Säule gewappnet gegenüberstehen — — und außerdem wird's der Herr General bestimmt verlangen. Also — kriegsgemäß, mein Lieber! — Die Batterie muß aus Feuer gewöhnt werden! — Punkt 5 des Befehls Nr. 173 schreibt den Pferden vor, daß sie beim Schießen wie die Bildsäulen zu stehen haben. — Das kommt nicht von selber, das will geübt sein. — Laß einen Revolver bringen und fang an!“

Mit gespitzten Ohren hochten die Reiter an den Wänden rundum auf die Vortschafft. — Korporal Werosta, die Schreibersele, hatte nicht übel Lust, sich im Vorgefühl einer nicht ganz glatten Landung seerkant zu melden.

„Bum!“ knallte die erste Exerzierpatrone. „Wie von Taranteln gestochen, machten sämtliche Pferde „kurz kehrt euch!“ auf einem Hinterrollen und hielten eine lange, stürmische Versammlung in der Nordecke ab.

Aber Hauptmann von Spander, das rauchende Strawalleisen in der einen, die HaferSchwinge in der andern Hand, nahte ihnen mit lieblichen Worten und begütigte sie, wie einst Menenius Agrippa die widerpenigen Plebejer begütigt hat.

Für ein Maul voll Hafer tut ein Dienstpferd alles. Die eigene Mutter erschlägt es. — Also gelang es schon nach einer kleinen Weile, die Säule aus der Ecke wieder auf die Tour zu locken.

„Bum!“ — Versammlung — Generalkreit — Hafer — Wiederaufnahme der Arbeit.

Den dritten Schuß warteten die klugen Tiere nicht erst ab. Sowie der Hauptmann nur die Waffe hob, flohen sie schon in ihre Ecke.

„Siehst — so mußt du's machen“, sagte der Kapitän, „und ich wette, in drei oder vier Tagen laufen dir die Pferde schon entgegen, wenn du schießt.“

Ehe dieser erste Grad der Kriegsbereitschaft noch erreicht war, hatte Hauptmann von Spander schon ein Mittel erdacht, um auch die zweite Stufe zu erklimmen.

Ein anderer hätte vielleicht den Pferden einfach den Punkt 5 des Befehls 173 vorgelesen und sie ernstlich ermahnt, ihn zu befolgen.

Nicht so der Kapitän. In der Kaserne gibt's eine nette Baracke, rundum von Büschen umsäumt. In jeden dieser Büsche wurde ein Unteroffizier gesteckt, und der hatte herauszuschicken, so oft ihm ein Reiter nahekam.

Nach einer einzigen Woche sah man die Pferde, die an den Büschen vorbei sollten, schmerzlich die Nienen verziehen.

Dann kam die große Probe auf die Feuerhändigkeit der Batteriebespannung — die Frühjahrssinspizierung.

Erster Tag: Ausrückung ins Terrain. — Terrain ist nämlich kriegsgemäß und bedeutet eine in der Natur vorhandene Sammlung von Fahr-, Reit und Avancementshindernissen.

O, es sollte prächtig werden! Hauptmann von Spander war voller Zuversicht. Genau dasselbe Versteckenspiel, das er so oft angewendet hatte, war auch dem Brigadier eingefallen: Schießen aus dem Busch.

Bei den anderen Batterien war's nicht geübt worden — da hatten sie's nun! Regelmäßig — bei jedem Knall — rissen ihnen ein paar Pferde aus. — Um neun Uhr war von den Batterien Nr. 1 und 2 nichts mehr zu erblicken, so weit das Auge schweifte.

Zu dieser Stunde rief der Herr General gereizt nach Hauptmann Spander und befahl ihm: „Lassen Sie Ihr erstes Geschütz entlang des Grabens in der Diktion auf die Pappel dort oben fahren. Sowie der Busch erreicht ist — Sie wissen schon!“

Siegesbewußt salutierte Hauptmann Spander. Siegesbewußt schickte er den Schützen in den Busch. Siegesbewußt setzte er das erste Geschütz in Trab.

Doch — wie das der Dichter so ergreifend singt: Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!

Die Mäster aufgebäumt, die Lichter unruhig weitend, hatte sich das Vorausspandpferd Zug umgekehrt und einen Mann erpäht, der verdächtig an seiner Revolvertasche verstellte. Als der Mann nun gar im Busch am Graben verschwand, gewann Zug die unerwartliche Überzeugung, daß dort geschossen werden würde. Zug in mit Feigheit und Furcht vor Geräuschen, Tigern und Papierfetzen erblich belastet. Als

er sich dem Revolvermanne nähern sollte, tat er's mit banger Sorge im Herzen. Vielleicht — wenn er Hände gehabt hätte, wäre er mit zugehaltenen Ohren — aber doch — vorbeigelaufen. So aber zog er es vor, sich im Angesichte der gefährlichen Stelle, ohne den eiligen Knall abzuwarten, plötzlich umzudrehen.

Das war nicht schön von ihm. Das Mittelhandpferd, eine Remonte, erschraf nämlich darüber, denn es meinte, wenn der kluge Zug so blitschnell wende, müsse etwas Auchtbares passiert sein — und so lag auf einmal die Spritze samt allen sechs Säulen im Graben.

Gott sei Dank, die Batterie Spander ist kriegsgemäß ausgebildet. Die Leute lassen sich durch nichts verblüffen.

Allsogleich sprangen sie auf, stäubten sich ab — die einen an der Brust, die anderen wo anders — richteten das Geschütz aufrecht und Schritt — marsch! — vorwärts ging's. Ja, es ging wirklich! Zug hatte seinen Fehler eingesehen, bereute tief und wollte trotz dem angeborenen feilschen Gebrechen tapfer daran mitarbeiten, die Blamage nach Kräften gutzumachen.

Schon hatten die Vorausspferde den Graben erklimmt. Schon schrie der Geschützvorwärter ein letztes, fast jauchzendes „Ergreift — fort!“ — Siehe, da fiel dem Unteroffizier im Busch der Befehl ein, zu schießen, wenn das „Geschütz ihm nahe käme“. Und er schoß.

Ach, hätte er das nie getan! Das Geschütz lag — man brauchte das eigentlich nicht erst zu erzählen — sofort wieder im Graben.

Hauptmann von Spander sagte zwar zu dem Unteroffizier Verschiedenes, unter andern auch „Sie empfindendes Stubistachelschwein!“ — Aber was nützte das? Zug war democh durch keine Hilfe mehr zu überreden, sich dem Busch noch einmal zu nähern.

Den Herrn Generalmajor freute es diebisch, einige Bierminuten lang den vergeblichen Bemühungen zuzusehen — dann trug er dem Kapitän auf, „doch endlich das Geschütz aus dem Dreck zu bringen“ — und ritt mit den Resten des Regiments davon.

Einjam auf stiller Heide — mit einer gestürzten Kanone, neun Mann und sieben Pferden blieb der arme Spander zurück und sollte aus der Grube.

Man versuchte es rechts, man versuchte es links, man versuchte es schließlich auch noch in der Mitte. Aber es half nichts, denn Zug wollte nicht. Man spannte ihn aus, man spannte auch die Remonte aus, die von jeher einen ungeunden Nachahmungstrieb für Jurens Jure gezeigt hatte. Endlich spannte man noch den Tarock aus, der allemal den Kopf schüttelte, statt zu ziehen. Und ganz zum Schluß legte Hauptmann von Spander resigniert die Hände in den Schoß und beschloß, zu warten, bis eine Erdbebenung Wandel in die unhaltbare Situation gebracht haben würde.

Da kam ein Fuhrmann des Weges daher und piff: „Gestern san mir b'hoffen g'wesen.“ — Er sah das dränende Werkzeug der Kriegsurie händlings im Graben liegen und hielt sein Gespann an. Es wunderte ihn sehr, daß die Gesellschaft da unten müßig sah, und sein einfältiger Verstand erriet auch bald die Ursache. „Jezend, Harr Hauptmo', wann S' mir suchzig Kreuzer spendieren — — i' zieget's Ihna schon auf!“ rief der Fuhrmann.

„Versuchen Sie's, Fuhrmann!“ schrie der Kapitän fassungslos. Das Bäuerlein spannte frohgemut die beiden Ackerframpen aus...

Hauptmann Spander verhillte sein Haupt, um das Entsetzliche nicht sehen zu müssen — hörte Peitschentralen, Hüh und Gott, Näderknarren, Triumphgeheul — — und als er wieder hinauf, stand der Kasten wirklich oben auf dem Wege!

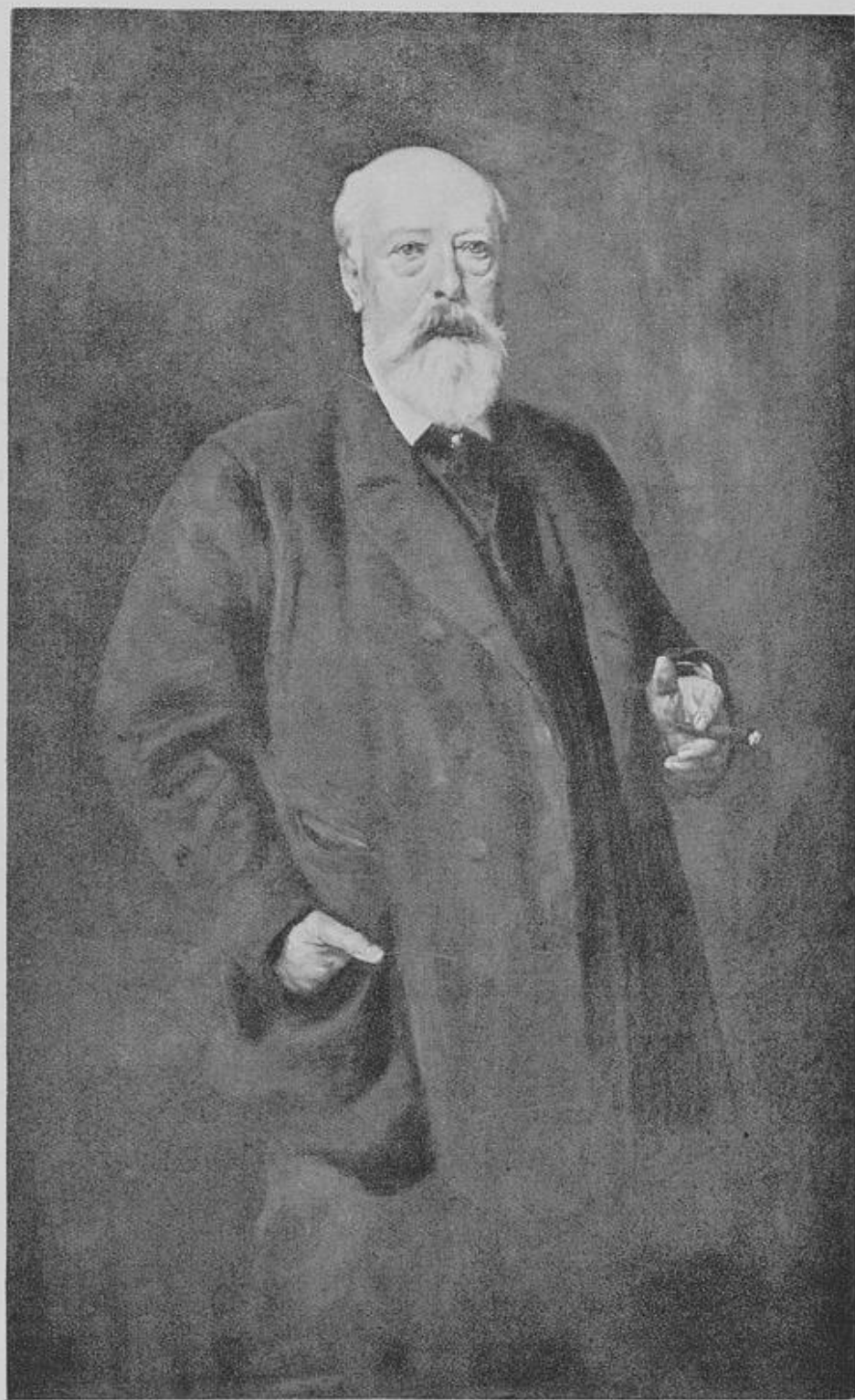
Der Kapitän ist dem Regiment en carrière nachgefahren und hat es richtig noch erwischt, was noch mehr Wunder ist, im November darauf sogar den metallenen Hals der achten Rangklasse.

Heute ist er schon längst Oberst. Aber eine gewisse Empfindlichkeit für einzelne Zahlenwerte ist bei ihm zurückgeblieben. Wehe dem, der vor ihm von „Fünzig Kreuzern“ spricht!

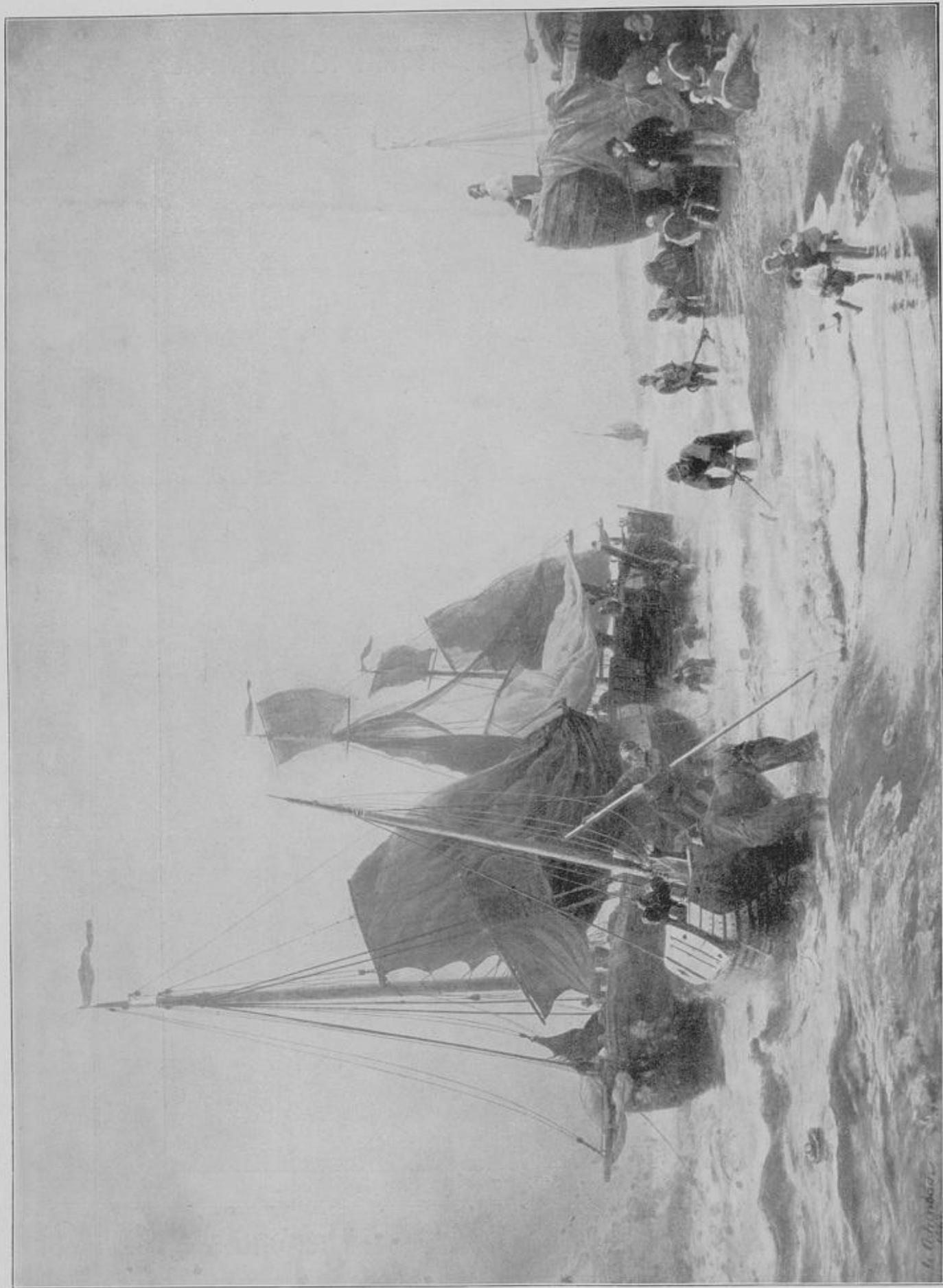
Unsere Bilder.

In unserer Kunstbeilage zum Gedächtnis Andreas Achenbachs zeigt das erste Bild den Künstler in seinem siebzigsten Lebensjahre; die beiden inneren Bilder, deren Photographien uns Herr Photograph Luck in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat, sind Reproduktionen nach zwei der besten Bilder aus seiner Blütezeit; sie stammen beide aus dem Jahre 1862; unter den Zuschauern der Hafenszene befindet sich, leicht erkennlich, der Maler selbst. Auch die holländische Windmühle gehört zu seinen besten Landschaften. In „Athen und Düssel“ stellt das Bild auf der ersten Seite den Altmeister vor der Staffelei in den letzten Jahren seines Schaffens dar; die Aufzählung in der Wohnung zeigt oben das Porträt des Künstlers, das der verstorbene Akad. niedirektor Peter Janssen gemalt hat. Es folgen die holländischen Fischerboote, ein Gemälde, in dem der Künstler in der Darstellung des mannigfaltigen Hafensbens förmlich schwelgt. Das letzte Porträt ist überhaupt noch nicht veröffentlicht worden; es stellt das Bildnis des 53jährigen Achenbach, gemalt von Leuze, dar. Das Original befindet sich im Künstlerverein Malkasten.

Sonderbeilage der Neuesten Nachrichten



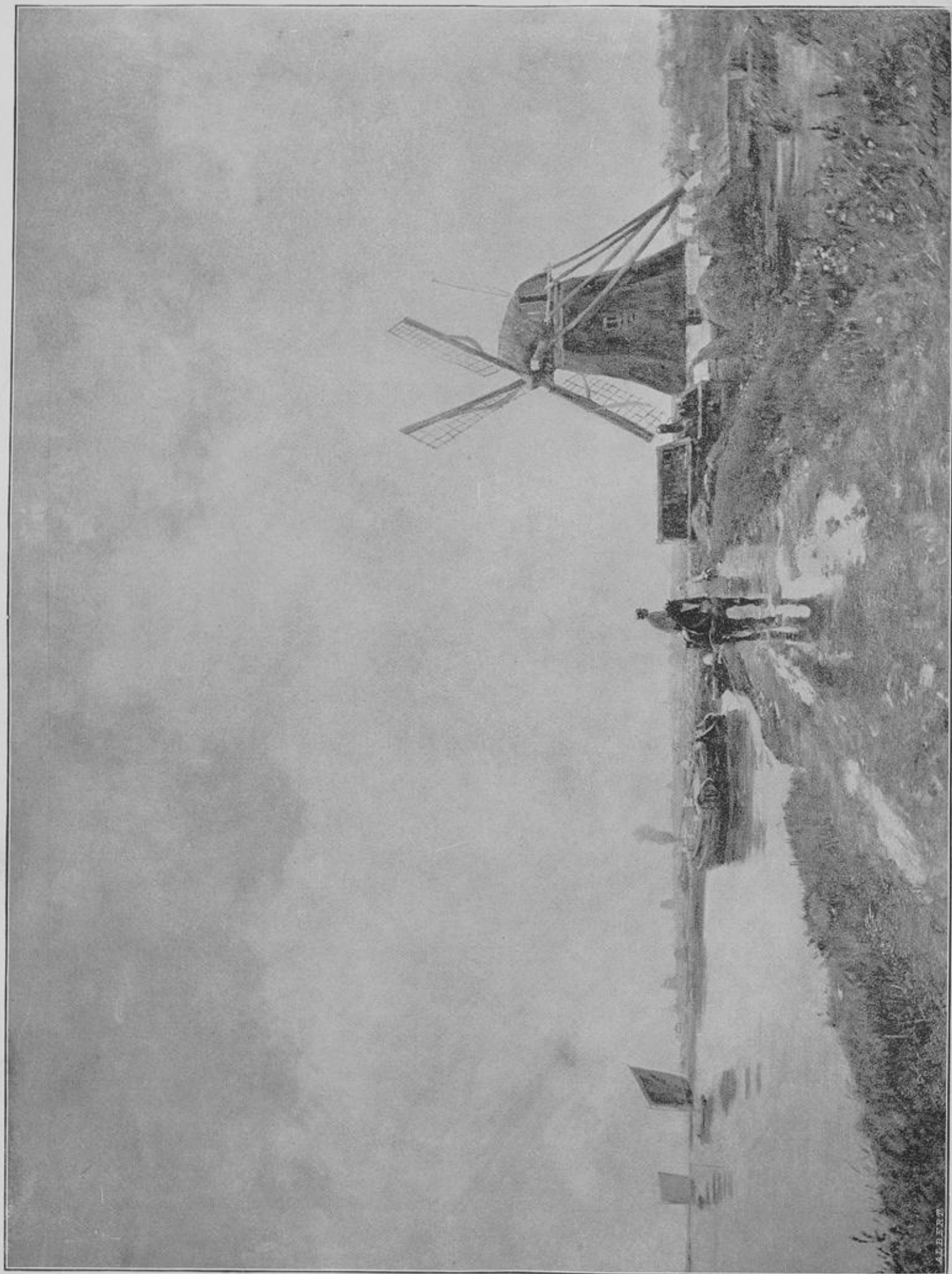
Zum Gedächtnis Andreas Achenbachs



Andreas Fjebenbach: Ausfahrt zum Sijdfang (mit Selbstporträt).



Andreas Heberbach: Seefurm.



Andreas Jochenbach: holländische Windmühle.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 16

Sonntag, den 17. April

1910

Agnete Kaas.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Birkenhof sah man nach Tisch in der Gartenstube zusammen. Harald hatte sich in den Schaukelstuhl geworfen, müde, mit geschlossenen Augen. Tante Gertrud sah den bitteren Zug um seinen Mund, die nervösen Zuckungen der schlanken Hand, die schlaff über die Stuhllehne herabhing. Da wandte sie sich an Agnete, die mit träumerischem Blick in der Soffa-ede im Schatten saß, und bat leise: „Bitte, Agnete, spiel uns etwas vor.“

Agnete erhob sich sofort und begab sich, an der offenen Verandatür vorbei, wo das Sonnenlicht in einem breiten Streifen hereinfiel, zu dem Klavier an der gegenüberliegenden Wand. Über dem altertümlichen Piano hingen die Porträts berühmter Komponisten in dunklen Mahagonirahmen auf der weißgeputzten Mauer. Eine Geige schlang sich um Beethovens Bild. Agnete suchte zwischen ihren Noten, überlegte einen Augenblick und fing an, gedämpft und weich zu spielen. Schottische und englische Volksmelodien, milde, schwermütige Weisen, die von dem Fall der Regentropfen auf das Laub, von dem leisen Niesel des Baches zwischen dem Grase, von Frieden und Ruhe und Schönheit in der Natur erzählten. Und als Harald die Augen wieder schloß, sah er sie doch die ganze Zeit vor sich, fühlte sie durch die Töne, und ihre Nähe war Heilung und Ruhe, jetzt wie immer. Draußen vom Sofa aus beobachtete Fräulein Sparre die beiden jungen Menschen. Sie sah, wie Haralds Züge sich glätteten, und lächelte zu ihren eigenen Gedanken, zu der verstorbenen Zukunfts hoffnung, die in ihr erwachte. Da — plötzlich — Wagengetrassel und Hufschläge draußen, Peitschenknall und der Klang lauter Stimmen, die die sonnige Stille des Nachmittags brutal durchbrachen.

Sie sprangen alle auf. Agnete schloß schnell das Klavier, als fühlte sie unwillkürlich, daß die Gäste, die jetzt kamen, nicht in die Welt hineingehörten, wo die Töne und Träume wohnten. Harald war zuerst draußen. Seine Augen verfinsterten sich im Schmerz, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht. Lotte war es — Lotte! Sie wagte es, als Gast in sein Haus zu kommen, zusammen mit ihrem Mann zu kommen — sie, die ihn verlassen und sein Leben zugrunde gerichtet hatte! Eine grenzenlose Wut loderte in ihm auf, eine Wut, die nur von seinem Stolz im Zaum gehalten wurde. Er nahm sich mit einer gewaltigen Anstrengung zusammen. Nein, sie sollte es nicht ahnen, was die Begegnung ihn kostete. Sie sollte die Freude nicht haben, sich an seiner Schwäche weiden zu dürfen. Er wollte ebenso ruhig sein wie sie; verbindlich lächelnd, mit der eisigen Kälte der Gleichgültigkeit wollte er ihr

entgegentreten und ihr zeigen, daß er die Liebe zu ihr getötet, wie ein Feuer erstickt hatte, das man mit Füßen tritt, bis der letzte Funke erloschen ist. Er richtete sich gerade auf. Von seiner inneren Bewegung war nichts zu spüren. Lotte vermochte sich bei der Begrüßung kaum so zu beherrschen wie er. Sie senkte die Augen und entzog ihm schnell ihre Hand. Harald sah, daß sie ihren Mann nicht liebte. Er kannte sie zu gut, um dies nicht sofort zu durchschauen. Verkauft hatte sie sich also — gut! Sie mußte wohl selbst am besten wissen, einen wie geringen Wert die Ware hatte, die für den Höchstbietenden käuflich war.

Gutsbesitzer Sandell trat ins Zimmer, geräuschvoll, breit und dick. Er stellte Herrn und Frau Tholander vor und ließ sich selbst Agnete vorstellen, die vor der ausdrucksvollen Art seiner Bewunderung beleidigt sich zurückzog. Ach, was wollten diese Menschen hier! — Diese Frau Tholander — Agnete empfand instinktiv eine Abneigung gegen sie, nicht nur, weil sie Harald betrogen hatte, sondern auch, weil sie in ihr die natürliche Feindin ahnte. Und Tholander war ja gewissermaßen eine jüngere Ausgabe Sandells, nur schlaffer, weniger lärmend. Für Frau Sandell hätte Agnete vielleicht Sympathie fühlen können, wenn sie nicht so kalt ausgefallen hätte. Sie war zweifellos unglücklich, stieß dabei aber das Mitgefühl anderer von sich. Den besten Eindruck machte unzweifelhaft der junge, hübsche, bescheidene Gösta Sandell.

Aber Harald! — Agnete wurde traurig gestimmt, so oft sie ihn anblickte. Er beherrschte sich vollkommen, und Agnete bewunderte ihn deshalb. Aber wie hart er aussah mit der tiefen Furchen zwischen den Brauen und dem unnahbaren kalten Blick! — Es war, als sei seine ganze Natur in Bitterkeit und Trost erstarrt. Und die arme Tante Gertrud hatte ihre gewöhnliche ruhige Würde ganz verloren. Ihre Hände zitterten, und ihre Haube hatte sich auf dem Kopf verschoben. Am liebsten hätte sie wohl Frau Tholander die Tür gezeigt. — Agnete trat an sie heran und setzte die Haube zurecht, während sie ihr leise über das graue Haar strich. Und Fräulein Sparre nickte, als wollte sie sagen: Ja, ja, sei nur ruhig. Ich werde keinen Auftritt machen.

Sie begrüßte Lotte mit einer kalten Kopfbewegung und wandte sich sofort an Frau Sandell. Die Herren standen in eifriger Unterhaltung an der offenen Verandatür. Lotte versuchte mit Agnete ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber so kurze und gleichgültige Antworten, daß sie



Phot. V. Pöhlgen.

Das neue Oberlandesgerichtsgebäude an der Cecilien-Allee in Düsseldorf.

Das neue Justizhaus wird demnächst seiner Bestimmung übergeben.

es bald aufgab. Dann trat sie mit schnellem Entschluß an die Herren heran, steckte ihren Arm unter den ihres Mannes und lehnte sich vertraulich an seine Schulter, während sie mit einem schmachtenden Blick zu Harald aufblickte. Sie war im ersten Augenblick des Wiedersehens wirklich stark ergriffen gewesen. Jetzt war sie aber ruhig. Sie wollte seiner kalten Überlegenheit entgegentreten, wollte ihn peinigen, ihn reizen und ihn bedören, bis sie ihn wieder in ihrer Gewalt hatte.

„Die Herren sprechen also von Smaaland?“ sagte sie leicht. „Hier ist es geradezu entzückend. Claus, ich möchte, daß du unser Gut verkaufst und dich hier oben ankaufst. Ich würde weit lieber hier leben als in dem langweiligen, flachen Schonen.“

„Die gnädige Frau würden den Tausch bald bereuen“, sagte Harald mit einem kalten Blick auf sie — einem Blick so voller Geringschätzung, daß er sie zittern machte. „Hier ist es einsam und still — bei weitem nicht so viel Geselligkeit wie in Schonen, wo die Rittergüter so dicht zusammenliegen.“

„Ach, man entbehrt die Geselligkeit nicht, wenn man ein glückliches Heim hat“, sagte Lotte, um sich für Haralds Kälte zu rächen. Dabei lächelte sie ihrem Gatten zu, der sie eriaunt anblickte. Vielleicht wußte Herr Tholander das Glück nicht recht zu würdigen, das er in seinem Heim hatte.

Nicht ein Zug hatte sich in Haralds Gesicht verändert. Wenn Lottes Antwort ihn geschmerzt hatte, ließ er sich wenigstens nichts davon merken. Sie wußte es aus alter Zeit, daß er Härte mit Härte beantwortete. Und doch hatte sie gewöhnlich den Sieg davongetragen — damals.

„Nun, lieber Tholander,“ rief der Gutsbesitzer Sandell, „da Sie und Ihre liebe Gattin uns das Vergnügen machen, einige Wochen unsere Gäfte zu sein, so haben Sie ja Zeit genug, sich hier in der Nähe nach einem passenden Besitz umzusehen. Wenn Ihre bessere Hälfte nun einmal den Wunsch hat, in diese Gegend zu ziehen, so müssen Sie nachgeben. Jungen, schönen Frauen darf man nichts abschlagen. Habe ich recht? Hahaha!“

Tholander hatte die größte Lust, diese Behauptung zu bestreiten, ein liebevoller Druck von Lottes kleiner Hand auf seinen Arm hielt ihn aber zurück. Sie konnte ja, wenn sie wollte, entzückend sein — obgleich keiner besser wußte als er, welch kleiner Teufel sie im Grunde war.

Harald biß die Lippen fest zusammen. Sollte Lotte ihm das ganze Leben hindurch den Frieden rauben? — Könnte sie ihm nicht einmal hier an dieser Stelle Ruhe, wo er alle Erinnerungen aus früheren Tagen zu vergessen suchte und Ruhe in der Arbeit und in der Natur zu finden hoffte? — Er war aber entschlossen, sich nicht von hier verdrängen zu lassen. Er war bereit, den Kampf anzunehmen.

Die Herren waren in ihrem Gespräch jetzt bei den smaaländischen Gutsböden, dem Ackerbau und der Forstwirtschaft angelangt. Lotte langweilte sich. Sie ließ den Arm ihres Mannes los und trat an das Klavier, das sie gedankenlos öffnete.

Harald fuhr zusammen. Wollte sie spielen, hier spielen, wo das Echo von Agnetes Gesang noch in der Luft schwebte? Es erschien ihm wie eine Entweihung, wenn Lotte das Klavier berührte. Er brach mitten in einem Satz ab und trat zu ihr heran.

„Das Klavier ist alt und schlecht, gnädige Frau,“ sagte er. „Ich glaube nicht, daß es Ihren Ansprüchen genügen dürfte.“

Lotte blickte mit einem neckischen Lächeln zu ihm auf. „Lassen Sie es mich nur versuchen“, sagte sie und ließ ihre kleine, fleischige, breite Hand auf die Tasten fallen.

Harald beugte sich, vor Zorn zitternd, über sie. „Du spielst nicht“, flücherte er ihr gerade ins Ohr — heiser, erbittert.

„Weshalb nicht?“ fragte sie. Der ganze lächelnde Trotz war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie war blaß und zitterte.

„Weil ich es nicht haben will“, sagte er nur.

Sie schauten einander eine Sekunde fest in die Augen. Dann senkte Lotte den Blick. Sie war überwunden. Wie er sie angeschaut hatte! Sie zitterte bis tief in ihre Seele hinein. Wie er sie jetzt haßen mußte! — — —

„Ach ja, ich habe ja auch keine Noten bei mir“, sagte sie laut und stand auf. Dann fing sie an, in den schortischen Liedern zu blättern, die auf dem Klavier lagen. Ein Blick von Harald ließ sie aber davon absehen. „Ich darf die Noten wohl nicht einmal anrühren?“ fragte sie mit halberstimmter Stimme.

„Nein.“

„Weil sie ihr gehören?“

Er nickte, ohne zu antworten.

Die junge Frau biß sich auf die roten Lippen und ballte die Hände, daß die Knochen weiß hervortraten. Ein kurzer Kampf — dann hatte sie ihre Gemütsregung überwunden und konnte lächelnd an die Gruppe der Damen herantreten.

Sie fing an, Agnete zu studieren. Vergebens suchte sie bei ihr nach äußeren Fehlern. Sie war wirklich sehr hübsch. Leider. Vielleicht etwas zu mager, aber nicht eckig und ungeschickt. Wundervolle Hände und Augen. — — Lotte gefiel ihre Frisur nicht. Wie eigenartig das Haar um die Ohren lag — wie auf einem ganz alten Gemälde. Ob Harald sie sehr bewunderte?

Ach, die Szene vorhin! Wie in ihrem ganzen Leben hatte Lotte sich so gedemütigt gefühlt. Sie wollte sich schon von Harald besiegen lassen,

aber nicht wegen eines anderen weiblichen Wesens. Der Gedanke war nicht auszuhalten.

Es wurde Kaffee getrunken, und die Gäfte wurden dann nach Landes- sitte im Hause und Garten umhergeführt. Lotte sah sich überall mit scharfen, kritischen Blicken um. Die Zimmer waren einfach, fast ärmlich möbliert, sie enthielten aber doch eine Reihe guter, alter Sachen; das Ganze legte Zeugnis von Fräulein Sparres Ordnungssinn und unermüdlichem Fleiß ab. Hier in diesem Hause herrschten starke Willens- kräfte, die sich nicht von Armut und Entbehrung unterjochen ließen.

Draußen im Garten pflückte Lotte eine der letzten Rosen, eine volle, rote Rose, frisch und glühend, als sei sie im heißesten Sommer gewachsen. Sie hielt sie in der Hand und drückte sie hin und wieder in Gedanken an ihre Lippen. Als sie schließlich auch in Haralds Zimmer kamen — Lotte hatte darauf bestanden, es zu sehen, und Harald konnte ihr in Gegenwart der anderen den Wunsch unmöglich abschlagen — ließ sie die Rose auf seinem Schreibtisch liegen, als habe sie sie dort ver- geben. Sie wußte es sehr wohl, daß er sie, sobald die Gäfte aus dem Hause waren, als sei sie vergiftet, fortwerfen würde — aber trotzdem hatte sie dort eine Zeitlang gelegen, und in Gedanken würde er sie immer noch weiter auf dem Schreibtisch liegen sehen, rot und ver- fälschterisch, noch lange nachdem die Rose selbst zu Staub geworden war. Ihr Bild ließ sich nicht mehr aus der Stube beseitigen, ebensowenig wie die Erinnerung an seine Liebe zu ihr sich aus seinem Leben aus- löschen ließ. — — *

Harald und Agnete standen zusammen in der Birkenallee und sahen den Wagen von Dala fortfahren.

Die Fremden waren zum Abend geblieben und jetzt ging es gegen Mitternacht. Nach Tisch hatten die Herren in Haralds Arbeitszimmer Karten gespielt, während die Damen mit ihren Handarbeiten im Garten- zimmer geblieben waren. Die Stimmung war gedrückt gewesen. Frau Lotte war sehr still und machte kein Hehl daraus, daß die Geselligkeit der Damen sie langweilte; weder Fräulein Sparre noch Agnete konnten sich überwinden, freundlich zu ihr zu sprechen.

Jetzt war es aber endlich vorbei. Der letzte Laut vom Wagen- gerassel und Herrn Sandells laute Stimme verloren sich in der Ferne. Der Weg lag still und leer vor den beiden, weiß im Mondschein leuchtend, von dem dunklen Schatten der Birkenbäume gestreift.

Die Nacht war eigenartig still. Es war kein Laut zu hören außer dem Rauseln des Laubes und dem fernen Plätschern des Flusses. Aber ihnen war der Himmel voller Sterne, kleine, zitternde weiße Punkte auf dem dunkelblauen Grunde. Die Blätter der Birken dufteten säuerlich und stark unter dem Tau.

Harald stand unbeweglich im Schatten. Agnete konnte sein Gesicht nicht sehen. Vielleicht gab ihr dies den Mut, daß sie ihre Hand in seine gleiten ließ.

Er drückte sie so heftig, daß sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen. Sie zog die Hand aber nicht wieder zurück. Wenn es auch wehe tut, wenn es auch schmerzt — ach, wenn ich nur helfen könnte!

„Harald!“

Er lehnte sich über sie. Jetzt sah sie einen Schimmer seines

Gesichts. Wie schmerz erfüllt, wie verzweifelt es war!

„Liebe, gute Agnete — sprich nicht mit mir darüber, über sie —

aber bleibe hier bei mir.“

„Ja, lieber Harald, das werde ich tun.“

Ihre Gäfte rührte ihn unbeschreiblich. So war es also noch wie in ihrer Kindheit, wo Agnete immer zu Hilfe und Trost bereit war und mit ihrer Liebe seine Sorgen vertrieb.

Als sie seine Hand los ließ, schlang er leise seinen Arm um ihren Leib und führte sie zum Hof zurück. Keines sprach ein Wort. Seine Berührung aber war wie eine Liebkoßung, ein Dank, und sie fühlte es als solchen.

An der Gartentür blieben sie einen Augenblick stehen.

Die erleuchteten Fenster schienen durch das dunkle Geslecht der Zweige. Und Agnete fand etwas Trautes, etwas menschlich Warmes in dem rötlichen Schein aus den Fenstern des Hofes im Gegensatz zu dem kalten Mondlicht draußen.

Sie schritten langsam durch den Garten. In der Dunkelheit des Vorzimmers entzog sie sich leise seinem Arm.

„Gute Nacht, Harald.“

„Gute Nacht, Agnete. — — schlafe wohl.“

Als Harald oben in seiner Stube anlangte, sah er Lottes rote Rose noch auf seinem Schreibtisch, und alle die alten Erinnerungen wollten über ihn hereinbrechen. — — —

Agnete warf sich auf einen Stuhl am Fenster und starrte hinaus. Die Stube war in dem hellen Mondschein so licht wie am Tage.

Man sah in diesem Licht klar. Sah sie auch klar in ihr eigenes Herz? Was war es, das sie für Harald empfand? Warum war sie so glücklich, als er sagte: „Bleibe hier bei mir.“ — Und dann — was bedeutete der Schwindel, der sich ihrer bemächtigte, als er sie in seinen Arm nahm? Seine Nähe wirkte auf sie so süß und beruhigend, als müsse es so sein.

Liebte sie ihn? — Sie hatte ja aber ihre Liebe schon einmal im Leben fortgegeben. Und sie hatte geglaubt, daß sie nie wieder lieben würde. Wie eine Witwe wollte sie leben — wie eine Nonne, deren Ge- danken immer rein und weiß sind.

In der Erinnerung sah sie einen englischen Kirchhof vor sich. Hoch oben lag er über der hügeligen, wellenförmigen Gegend, wo der Fluß sich zwischen Wäldern und Kornfeldern durchwand und wo immer, selbst beim klarsten Wetter, ein leichter Nebel über dem Horizont lag. Die Kirche stand auf dem höchsten Punkt, alt und grau mit ihrem viereckigen Turm und den eisenmrankten Mauern. Unter den Gräbern befand sich eins, das sie kannte. Sie bog die Zweige der Schlingrose auseinander, sie las auf dem Kreuz: Artur Freemann. Artur und sie — ja, sie waren glücklich gewesen. Gemeinsame Arbeiten und gemeinsames Interesse hatten sie miteinander verknüpft. Ah, sie erinnerte sich des großen, lichten Ateliers in Süd-Kensington, wo sie zusammen gemalt hatten — die Säle in der Nationalgalerie und im British-Museum hatten sie auch gesehen, Seite an Seite. — Und dann die Nuderpartien auf der Themse und die stillen, warmen Sommermittage im Schatten der Eichenbäume im Richmond Park. Ein Leben in Arbeit und Genuß, in Jugend und Hoffnung. —

Sie hatte Arturs Genie bewundert. Er wäre sicher einer der Großen geworden — Agnete mußte an ein kleines Bild mit weißen Lilien denken. Das waren keine Blumen, das waren weiße Engel, weiße Heilige. — Schließlich kam die Krankheit und der Tod. Schwere, schwere Zeiten! Im Laufe einiger weniger Jahre hatte sie alle ihre Lieben — Vater, Mutter und Artur — verloren. Und sie selbst war dem Tode nahe gewesen.

Als sie anfing, sich zu erholen, als sie fühlte, daß das Leben noch gelebt werden konnte und mußte, fielen ihr Tante Gertrud und Harald ein. Wie lieb hatte sie ihn doch schon als Kind gehabt! Und jetzt schien es ihr, als habe sie die Liebe nie vergessen, als habe sie das ganze Leben lang auf dem Grunde ihres Herzens geschlummert, — so ganz anders als die Bewunderung, die sie zu Artur zog!

Und jetzt lehrten ihre Gedanken zu den alten Zeiten zurück, so selbstverständlich, als folgten sie einem unwiderstehlichen Gesetz. Sie beugte sich vor Harald wieder wie in alten Tagen, sie fühlte, daß sie kommen

mußte, wenn er rief. Wäre er jetzt glücklich, so könnte sie vielleicht auf ihn verzichten. Das war ihr Recht und ihre Pflicht — das war ihre Lebensaufgabe.

Langsam senkte sie den Kopf auf den Schoß. Dann küßte sie ihre eigene Hand, weil er sie in der feinen gehalten hatte.

Alles, selbst das Geringste hatte wieder Wert für sie bekommen. Ein Glück, ein Reichtum war es, zu lieben, wenn auch die Liebe nie erwidert wurde.

4. Kapitel.

Sonntagmorgen, ein herrlicher Septembertag, Luftvoller schwebender Spinnweben, große weiße Wolken ganz still am tiefblauen Himmel. Nicht ein Windhauch rührt sich. Das Sonnenlicht liegt goldig auf den bronzenfarbigen Wäldern. Alles kommt in der klaren, hellen Luft eigenartig nahe — ferne Kirchen und Höfe, die man sonst kaum unterscheidet, stehen plötzlich in scharfen Umrissen von Wäldern und Hügeln eingerahmt da. Unten vom Fluß erschallt leises Plätschern von Rudern, und die Glocken der Kühe läuten drinnen im Dickicht. Dann verlieren sich alle Laute in der großen Sonntagsstille.

Agnete stand auf der Veranda und blickte zwischen den Ranken des wilden Weines hindurch. Harald trat an sie heran und legte seine Hand auf ihren Arm.

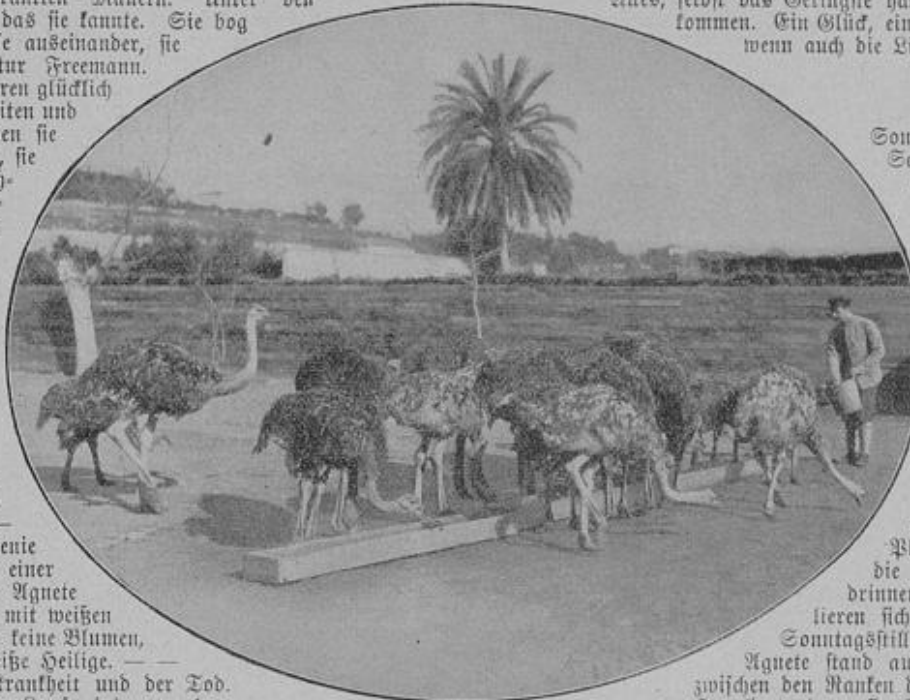
„Willst du mit zur Kirche fahren, Agnete? Nicht in die Kreisstadt, sondern in die eine Meile entfernte Dorfkirche.“

„Fährt Tante Gertrud mit?“

„Nein, die Fahrt ist ihr zu lang. Und sie fürchtet sich außerdem vor Lise. Aber du — du vertraust dich mir doch an?“

Sie blickte zu ihm auf, warm und voll Vertrauen, gerade so wie die kleine Agnete zu dem Knaben Harald emporgeblickt hatte. „Gewiß, Harald!“ antwortete sie.

„Danke. — Dann mache dich fertig. Wir fahren in einigen Minuten.“ Der Braune tänzelte vor dem Wagen. Der Weg führte durch taufrische, grüne Wiesen und blaugoldene Stoppelfelder. Ringsumher war



Phot. Paul Gentant.

Straußenfarm in Nizza: Strauße von 2 Jahren bei der Fütterung.



Straußenfarm in Nizza: Voll entwickelte Strauße in eingezäunten Bezirken.

Phot. Paul Gentant.

der Gesichtskreis von fernen Wäldern eingeschlossen. Sie trafen nur wenige Menschen, Kirchgänger, die langsam und ruhig ihres Weges dahinschritten, feilich geschmückt in ihrem Sonntagsstaat. Die Frauen trugen schwarze Kleider und weiße Schürzen; in der Hand hielten sie das Gesangbuch mit dem gestickten Taschentuch und bisweilen einen kleinen Ambrazweig, um daran zu riechen, wenn die Predigt zu lange dauern sollte.

Unten am Fluß bog der Wagen in einen Weg ein, den Agnete noch nicht kannte. Breit und glänzendweiß führte er dem Dunkel des Waldes zu. Der letzte Klang der Kirchenglocken aus der Stadt starb dahin. Der Nadelwald erhob sich wie eine Mauer auf beiden Seiten des Weges, dunkel und undurchdringlich. Da waren mächtige alte Fichten, deren niedrigste Zweige den Boden wie die Falten eines Krönungsmantels legten, Kiefern mit kupferroten Stämmen und gewölbten, dunkelgrünen Kronen. Im Unterholz wuchsen die Wacholdersträucher wie kleine Zypressen. Hier und da erklang ein Rasseln zwischen den Zweigen, wenn ein kleines gräulichbraunes Eichlägchen behende an einem Baumstamm in die Höhe kletterte und sich mit klaren Augen nach dem Wagen umsah.

„Jetzt verlassen wir das christliche Land und bringen in den Zauberwald ein“, sagte Harald lächelnd. „Hast du nicht dasselbe Gefühl, Agnete?“

„Man könnte sich allerdings so etwas vorstellen, wenn wir uns nicht gerade auf dem Wege zur Kirche befänden.“

„Ja, allerdings befinden wir uns auf dem Wege zur Kirche. Es ist aber eine eigentümliche Kirche und ein eigentümlicher Prediger. Du wirst ja sehen.“

„Der Weg hier wird die ‚gerade Linie‘ genannt“, fuhr er nach einer Pause fort. „So gerade, wie er hier vor uns liegt, führt er drei, vier Meilen nach Osten weiter, und zwar fast stets durch den Wald.“

„Fahren wir jetzt in gerader Richtung nach Osten, Harald?“

„Ja, das tun wir.“

„Der Gedanke daran hat für mich einen eigenartigen Reiz“, sagte Agnete. „Wenn wir jetzt immer weiter nach Osten fahren würden, so kämen wir an das Meer, jenseits des Meeres liegt aber Rußland und weiter fort Asien, das Land der Märchen und Träume. — — — Ich habe so lange in dem praktischen, prosaischen Westen gewohnt, daß der Gegensatz lockt. Ich finde, daß ein ganzer Zauber nur in den Worten — gen Osten — liegt.“

„Rußland muß ein interessantes Land sein“, sagte Harald nachdenklich. „Eine großartige, schwermütige Natur. Ich möchte es kennen lernen, möchte die Wolga hinabsegeln, die stellenweise so groß wie das Meer ist, möchte durch die weiten Steppen fahren und die goldschimmernden Glockentürme des Kremls im Sonnenlicht leuchten sehen.“

„Ach, könnten wir doch die Reise zusammen machen!“ rief Agnete aus.

„Ja, könnten wir es doch. Das ist ja aber unmöglich. Der Arme bleibt zu Hause.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und blickte ihm sehentlich in die Augen.

„Ach, nenne dich doch nicht arm, Harald. Vergiß nicht, daß ich so viel, viel mehr habe, als ich brauche.“

„Aber liebe, beste Agnete, ich kann doch nicht für dein Geld reisen.“

„Nein, Gott bewahre, du würdest mir ja eine zu große Freude machen“, sagte sie schwermütig und wandte den Kopf ab.

Seine Lippen öffneten sich, als wolle er etwas sagen. Nach einigem Überlegen schloß er sie aber wieder, fest und streng.

Sie fuhrten schweigend weiter. Der Wald schwieg um sie her, tief und dunkel, der weiße Streifen des Weges verlief weit voraus, schmal wie ein Band gegen den blauen Himmel.

Harald brach zuerst das Schweigen.

„Ich will dir von dem Pastor von Fallnaveka erzählen, ehe du ihn kennen lernst“, sagte er. „Er ist im Grunde der einzige Freund, den ich hier in der Gegend habe. Im allgemeinen hält man nicht viel von ihm, ebensowenig wie von mir. Ja, die Armen — die wissen, daß sie sich getrost an Pastor Heiden wenden können. Er hilft ihnen immer, solange er selbst etwas hat. Aber alle die, die hier in der Gegend den Ton angeben, die Gutsbesitzer und Großbauern, blicken verächtlich auf den Pastor nieder, weil er das nicht erfüllt hat, was in den Augen der meisten die wichtigste aller Bürgerpflichten ist — den Schein zu wahren. Er hatte in seinen jungen Jahren eine Geliebte, ein junges Mädchen, das bei seinen Eltern im Hause war. Er konnte sie nicht heiraten, weil er kein Geld hatte. Und die Eltern, die gegen die Partie waren, wollten ihm nicht helfen. Da starb sie, ehe er sie zu seiner Frau machen konnte.“

kaum hatte er aber die kleine Pfarre hier bekommen, als er ihr Kind zu sich nahm und ihm seinen Namen gab. Das können die Leute ihm nicht vergeben. Daß er als junger Mensch eine Geliebte hatte, läßt man ihm allenfalls hingehen, aber, daß er, der Pastor, das Kind als sein eigenes anerkennt und es zum Ärgernis der Gemeinde in seinem Hause erzieht, das ist eine der Sünden, wofür es keine Verzeihung gibt. Sag' mir jetzt, Agnete, hat der Pastor richtig gehandelt?“

„Daß er das Kind zu sich nahm? — Natürlich.“

„Es freut mich, daß du so denkst, obgleich du ja so halb und halb Engländerin bist.“

„Hältst du die Engländer für besonders vorurteilsvoll?“

„Das habe ich immer geglaubt.“

„Nun, vielleicht, in mancher Beziehung. — Und siehst du,“ — sie errötete und zögerte einen Augenblick — „ich gebe dem Pastor übrigens nicht in jeder Beziehung recht — nicht insoweit, als es die Vorgeschichte betrifft.“ — Harald blickte sie scharf an.

„Du meinst, daß er hätte bis zur Trauung warten müssen?“ fragte er ironisch.

„Ja, das meine ich.“

„Liebe Agnete, du weißt nicht, was Liebe ist.“

„Meinst du nicht?“ fragte sie, und es traten ihr Tränen in die Augen.

„Du kennst vielleicht die Seite der Liebe, die in zärtlicher Fürsorge und Opferfreudigkeit besteht; die Leidenschaft aber kennst du sicher nicht.“

Agnete sah mit abgewandtem Kopf da und blickte in den Wald hinein, auf die Fichten und Kiefern, die in ununterbrochener Reihe vorbeiglitten. Der Tränenschleier vor ihren Augen löschte alle Formen aus. Es blieb nur ein grünes, endloses Dunkel, wohin sie sah. Er glaubte, daß sie kalt und ruhig sei. Aber er hätte wissen sollen, wie ihr Herz an dem Abend geklopft hatte, als er seinen Arm um sie schlang. Sie sah es aber nur zu gut. Für ihn war sie nichts als die Jugendfreundin, die kleine Schwester aus alten Tagen. Und er würde es nie begreifen, daß sie ihn liebte, würde sie nie wieder lieben können.

Mit einer schnellen Bewegung nahm sie ihr Taschentuch und hielt es vor die Augen.

„Du weinst doch wohl nicht“, fragte Harald plötzlich mit einem veränderten Klang in der Stimme.

„Ich? — — — Ach nein — — —“

„Jetzt sprichst du ja die Unwahrheit.“ Er ließ mit der einen Hand den Jügel los und wandte ihr Gesicht zu sich herum. Sie schlug die Augen nieder, er sah aber doch, daß Tränen in den langen Lidern, Tränen auf den Wangen waren, wo zwei feberheiße Flecke brannten. Ihm wurde so warm ums Herz. Er dachte an ihr kleines Kinder Gesicht, das er so oft in Tränen gebadet gesehen hatte. Sie hatte immer viel weinen müssen, weil ihr Sinn so weich war. Wie sie dem kleinen Mädchen von damals glich! Arme, kleine Agnete — nein, er ertrug es nicht, sie betrübt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Filippesier.

Leibgardisten des Königs Georg von Griechenland.

Diese Elite-truppe rekrutiert sich nur aus Albanern.

wo zwei feberheiße Flecke brannten. Ihm wurde so warm ums Herz. Er dachte an ihr kleines Kinder Gesicht, das er so oft in Tränen gebadet gesehen hatte. Sie hatte immer viel weinen müssen, weil ihr Sinn so weich war. Wie sie dem kleinen Mädchen von damals glich! Arme, kleine Agnete — nein, er ertrug es nicht, sie betrübt zu sehen.

Die ersten Christen.

Von Pierre Loti (Paris).

(Nachdruck verboten.)

Einige armselige Kerzen verbreiten trübes Licht, das einen zitternden Schein auf die Wände der Steinischen wirft. Undeutlich beleuchtet es das Gewimmel von schwarz verschleierten, menschlichen Wesen. Durch den erstickend heißen unterirdischen Raum ziehen Weibrauchwolken. Wüster Lärm erklingt. Zimbelspiel soll das Wimmern von Neugeborenen, das ängstliche Weinen kleiner Kinder überdönen. Was geht hier vor? Warum haben die schwarz verschleierten Fantome die jammernden Kleinen im Arm? Weshalb sind sie in dieses von Rauch durchzogene, düstere Loch gebracht? Wüthte man die Bedeutung dieses Ortes nicht, so glaubte man sich in eine Höhle, in der böser Zauber getrieben wird, verjast.

Aber nein; es ist die Krypta der Basilika des heiligen Sergius in Kairo während der koptischen Messe am Ostermorgen. Hat man sich vom ersten Erstaunen erholt und betrachtet die dahingleitenden Fantome genauer, so sieht man, daß es junge Mütter sind, deren feine, sanfte Madonnengesichter sich zärtlich zu den weinenden Säuglingen herniederbeugen, sie in die Schleier hüllen und liebevoll zu trösten versuchen. Der die Zimbel spielende Hegenmeister ist ein guter, alter Priester oder Mehner, dessen väterliches Lächeln die Kleinen begütigen möchte. Sein lustiges Lied, das er mit fürchterlichem Lärm vollführt, soll die Osterfreude verkünden, Christi Auferstehung feiern. Vielleicht soll es auch die Kleinen beschwichtigen, die Furcht vor der Dunkelheit und den Weibrauchwolken haben. Die Mütter tun alles, um die Geduld der Kleinen auf



Genesen.

Nach dem Gemälde von C. Faust.

eine nicht zu harte Probe zu stellen. Nur einen flüchtigen Augenblick verweilen sie an diesem ehrwürdigen Ort, der ihren stündlichen Glück bringen soll, während oben in der Kirche die Messe gelesen wird. Verlassen sie nach einigen Sekunden die geweihte Stätte, so treffen sie schon andere Mütter auf der engen, dunklen Treppe, auf der man sich den Kopf an den Steinballen stößt. Die Krypta wird niemals leer.

Welch eine Menge Leute! Wieviel schwarze Schleier flattern in diesem Winkel, in dem man kaum atmen kann und in dem die wilde Musik und das Kindergeschrei geradezu betäubend wirken. Wie verfallen hier alles aussieht! Die verwitterten Mauern, die Decke, die so niedrig ist, daß man sie berühren kann, ebenso einige Granitpfeiler, die unförmige Bogen stützen, alles hat durch den Rauch eine schmutzige Färbung bekommen; die abgeriebenen Wände zeigen, wieviel Hände sie schon berührt haben. Im Hintergrund der Krypta ist der heilige Schlupfwinkel, vor dem sich die Menge drängt: eine plumpe Nische, nicht viel größer als die in die Wand eingemauerten Vertiefungen, in denen Kerzen brennen. Die allerheiligste Nische aber beherbergt eine uralte Steinplatte. Nach Überlieferungen soll die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind darauf geessen haben, als sie sich nach der Flucht aus Ägypten ausruhte.

Heute ist der geweihte Stein sehr abgenutzt. Viele fromme Hände liebten ihn, und von dem byzantinischen Kreuz, das einst hinein geschnitten war, sieht man nur noch undeutliche Spuren. Selbst wenn Maria sich nicht auf dem Stein ausgeruht hat, so ist doch die Krypta des heiligen Sergius eine der ältesten Altarstätten der Welt. Die Kopten, deren Nachkommen hier noch voller Verehrung zusammensitzen, hatten früher als die meisten abendländischen Rassen die christliche Religion angenommen.

Ist auch Ägyptens Geschichte beim Auftauchen des Christentums in Dunkel gehüllt, so weiß man doch aus Überlieferungen, daß der neue Glaube sich schnell und unaufhaltsam verbreitete. Die Mischung des alten pharaonischen Kultus mit dem griechischen wurde durch die Menge der Formen und Riten so unklar, daß er schließlich keinen Sinn mehr hatte. Doch hier, ebenso wie im kaiserlichen Rom, garte ein leidenschaftlicher Mystizismus. Wie kaum ein anderes Volk fürchteten die Ägypter den Tod. Ein Beweis ist die Einbalsamierung der Mumien, die schon an Wahnsinn grenzte. Hierig wurde das Wort der „Nächstenliebe“ und der „sofortigen Auferstehung“ aufgegriffen.

Jedenfalls nahm das Christentum gleich einen so gewaltigen Platz in Ägypten ein, daß die Jahrhunderte der Christenverfolgungen es nicht mehr verdrängen konnten. Noch jetzt, wenn man den alten Fluß hinauffährt, sieht man die ehemaligen Wohnstätten. Getrocknete Lehmhütten umgeben ein bescheidenes Gotteshaus. Statt des Halbmondes erhebt sich das Kreuz auf der Stupel; die kleinen Ansiedlungen sind Koptendörfer, in denen die Ägypter von Geschlecht zu Geschlecht, von der dunklen Zeit der Märtyrer an, den christlichen Glauben wahrten.

Die primitive Kirche des heiligen Sergius ist eine tiefversteckte Heiligtumsstätte, inmitten eines Ruinenhaufens. Ohne Führer ist es kaum möglich, sie zu entdecken und zu besichtigen. Sie liegt in einem Viertel, dessen Mauern eine ehemalige römische Zitadelle einschließen. In dieser sind wiederum Teile von „Alt-Kairo“, was für das Kairo der Mameluken und der Ahdive so viel bedeutet, wie für die Pariser Versailles.

In einem Wagen haben wir die moderne Stadt verlassen, um zu der koptischen Messe zu fahren. Unser Weg führt zuerst an Strecken vorbei, auf denen eifrig gebaut wird. Hausenweise entstehen auf dem antiken Boden große Hotels, Läden oder andere moderne Gebäude, die wie Pilze aus der Erde schießen und das Land schänden.

Den Baustätten folgt ein oder zwei Kilometer weit einsames, von Wüstensand bedecktes Land. Dann beginnt das alte Kairo. Zwischen den Ruinen von Blumen und Obstgärten eingerahmt, liegen verstreute, kleine Häuschen. Während der ganzen Fahrt fliegt uns der Staub ins Gesicht, und der fast ständig andauernde Wind wirbelt uns ägenden Sand in die Augen. Schon seit ewigen Zeiten muß diese fürchterliche Plage ertragen werden, gegen die es keinen Schutz gibt. Dazu gesellt sich eine andere Unannehmlichkeit: quälende, hartnäckige Fliegen umschwirren uns fortwährend.

Die Sonne am Ostermorgen brennt so heiß wie unsere heimatische Julisonne, man glaubt, die Hitze müsse den Fußboden versengen. So ist es immer um diese Zeit. Im Frühjahr fällt kein Tropfen Regen. Wie bei uns im November, sterben hier im April die Blätter; während des ganzen Jahres waren die Bäume belaubt.

Nirgendes ist Schatten, auf den gelben Sandfeldern verdorrt alles. Aber man braucht sich der Trockenheit wegen nicht zu sorgen, bald wird das Land überflutet sein. Noch nie ist die Befruchtung ausgeblieben, in einigen Wochen wird der verschwenderische Fluß, wie schon zu den Zeiten des Gottes Ammon, aus seinen Ufern treten und ausblühendes, treibendes Leben verbreiten.

Orangen, Jasmin und Geisblatt sind schon von den Menschen mit Wasser künstlich bewässert worden und blühen in leuchtender Pracht. Wundervolle Gärten wechseln mit verfallenen Häuschen, und durch die ersickende Staubwolke dringt köstlicher Geruch; es ist schon der Duft der neuerstehenden knospenden Natur, der trotz Trockenheit und entlaubter Bäume die Luft durchzieht.

An den äußeren Mauern der einstigen römischen Zitadelle verlassen wir den Wagen, und durch eine niedrige Pforte gelangen wir in das Labyrinth des koptischen Viertels. Staub bedeckt die verlassene Stätte. Die Häuser, die einstige Zukunft der Büßer, sind verödet, die Moucharbinen (Gittertürme) sind von Würmern zerstört. Mittelalterliche Bogen erheben sich in den engen, winkligen Gäßchen, die plötzlich ein altes Gemäuer abschließt. Ist das der Weg zu der berühmten Basilika? Wir glaubten uns verirrt zu haben, wenn wir nicht sonntäglich gekleidete Gruppen von Kopten sähen, die sich ebenfalls durch die Ruinen hindurchwinden, um zur Ostermesse zu gehen.

Die Frauen machen einen geisterhaften Eindruck in ihrer eigenartigen Tracht, die aus schwarzen seidenen Tüchern besteht. Aber sie läßt die Schönheit dieser Ägypterinnen erkennen. Der schwarze Schleier verbirgt sie nur leicht. Er ruht auf dem Haar, rahmt das feine Gesicht ein, und läßt die schlangenförmigen, nackten Arme durchschimmern, die prächtige Spangen aus massivem Golde schmücken. Als wahre Ägypterinnen haben sie das vornehme Profil und die mandelförmig geschnittenen Augen bewahrt. So wurden die Gesichter der Göttinnen auf Reliefs dargestellt.

Leider beginnt die jüngere Generation die traditionelle Tracht abzuschaffen und will moderne europäische Kleider und Hüte tragen. Aber fürchterlich wirkt dieser entsetzliche Anblick! Die Bauernfrauen unserer kleinsten Dörfer ziehen sich besser an. Wenn man die Ägypterinnen nur überzeugen könnte, wie die ganze klassische Schönheit ihrer Rasse durch den Faltemwurf ihrer schwarzen Tücher zum Ausdruck kommt, während sie in der neuen, geschmacklosen Kleidung lächerlich wirken und an Faschnacht erinnern.

Plötzlich, als wir an den alten Mauern entlanggehen, entdecken wir eine niedrige, fast versteckte Tür. Ist das der Eintritt zur Basilika? Nein, es scheint unmöglich. Aber einige der schönen Frauen mit den schwarzen Schleiern und den goldenen Armspangen, die vor uns hergehen, zwingen sich auch durch die kleine Pforte, aus der Weibrauch herausströmt. Es war also der richtige Weg. Ein schmaler Gang, dem man sein hohes Alter anmerkt, schlängelt sich in eigentümlichen Windungen und führt zuletzt auf einen engen, wohl tauendjährigen Hof. Auf niedrigen Bänken lauern Bettler und stehen um ein Almosen. Wir riechen den Weibrauchdunst stärker und bemerken eine ganz im Schatten versteckte Tür, die zu der ehrwürdigen Kirche führt.

Die Kirche! Ein Gemisch einer byzantinischen Basilika, einer Moschee und eines Wüstenzeltes. Beim Eintritt glaubt man sich plötzlich in die Ursprünge des Christentums zurückversetzt, man steht gleichsam an der Wiege der christlichen Religion, die damals tatsächlich einen vollständig orientalischen Charakter besaß. Das Kirchenschiff ist voll kleiner Kinder, die weinen, lachen und sich vergnügen. Die Mütter geben den Kleinen zu trinken. Alles spielt sich während der unsichtbaren Messe ab, die hinter dem „Heiligenschein“ verlesen wird. Auf Strohmatten sitzen im Kreise ganze Familien und benehmen sich, als ob sie zu Hause wären.

Die dicke Kalkschicht lagert auf den verwitterten, zerbröckelten Mauern schon unzählige Jahre. Eine seltsame alte Decke aus Zedernholz ist von dicken, ungerügten Balken gestützt. Marmorsäulen, heidnischen Tempeln entnommen, tragen das Kirchenschiff. Wie in allen antiken koptischen Kirchen, teilen auf arabische Art gearbeitete Holzschmuckereien das Innere in drei Teile; beim Hineinkommen gelangt man zuerst in die Frauenabteilung, an die sich der Raum für das Taufbecken schließt, während im Hintergrunde die Männer ihre Plätze haben. Hier auch ist der Heiligenschein mit dem geweihten Stein aufgestellt.

Fast alle anwesenden Frauen tragen noch die schöne alte Tracht der schwarzen Schleier. Das harmonische Bild wird manchmal durch einen häßlichen aufgeputzten Hut, oder ein grell schimmerndes Kleid unterbrochen, doch im ganzen empfängt man den Eindruck antiker Einfachheit. In der Männerabteilung geht es recht lebhaft zu. Nur undeutlich klingt die Messe hindurch. Sie wird hinter der Wand verlesen, an welcher die heilige Platte ruht. Die Mauer ist weit über tausend Jahre alt. Elfenbein und Zedernschmuckerei verzieren sie, dazwischen hängen von der Zeit geschwärzte Heiligenbilder. Aus dem Allerheiligsten, das, für die Menge geschlossen ist, klingt schwacher Gesang. Von Zeit zu Zeit kommt ein Priester an die Tür und hebt den Vorhang von verschoffener Seide. Die betenden Männer und Frauen nähern sich dem Gottesdiener und berühren ohne Scheu sein goldgesticktes Kleid. Mit der goldenen Krone auf dem Haupte, prächtig geschmückt, gleicht er den Königen aus dem Morgenlande. Er lächelt ihnen zu, läßt den Vorhang, der den Eintritt zum Tabernakel verdeckt, fallen, und verschwindet in seinem geheimnisvollen, geheiligten Versteck.

Wie hier doch alles von fernen, fernen Zeiten erzählt! Die Dielen haben sich durch die Senkung des Bodens und durch die Schritte einiger tausend Generationen verschoben. Alles ist schief, verbogen, verstaubt, dem Zusammenbruch nahe. Stärkliches Licht dringt durch die engen, vergitterten Fenster. So wenig Luft kommt hinein, daß man nur mühsam zu atmen vermag. Und trotzdem, wenn auch die Sonne sich hier kaum hineinzwängen kann, so merkt man doch, ich weiß nicht durch welche geheime Rückstrahlung des Kaltes an den Wänden, daß draußen warmer, prächtiger, orientalischer Frühling herrscht.

In dieser Kirche, der Urkirche der Gotteshäuser, inmitten des Weibrauchdunstes, wird der Gesang der Messe von dem Kommen und Gehen, der lebhaften Bewegung der Andächtigen übertönt. Noch lauter

aber ist der jeltfame Lärm, der von unten in die heilige Krypta dringt: kräftiger Zimbelschlag und Gewimmer, wie das Schreien junger Kagen.

Aber jeder ironische Gedanke liegt mir fern! In unsern kultivierten Ländern scheint mir so mancher kirchliche Brauch befremdlich, zum Beispiel, wenn im Kölner Dom die Menge während der Messe von den Kirchenschweizern laut zurechtgewiesen wird. Hier ist die biedere Einfachheit dieses primitiven Kultus rührend und Achtung erfordern.

Die Kopfen, die sich in ihrer Kirche wie zu Hause fühlen, sie ganz wie ihr Heim betrachten, in das sie mit ihren weinenden Kleinen kommen, haben in der Einfalt ihres Herzens das Wort Christi am besten verstanden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Reich Gottes.“

Eine Frage.

Von Hans Brandeck.

(Nachdruck verboten.)

Süßigt auf dem Boulevard sprach mich ein Herr an, den ich nicht erkennen konnte. Er nannte mich du, kannte meinen Namen und lachte über meine Verlegenheit. Schließlich nannte er seinen Namen und den einer mir wohlbekannten Stadt, und ich konnte mich jetzt entsinnen, daß wir beide zusammen eine und dieselbe Schulbank abgerutcht hatten. Ich fühlte mich herzlich des Wiedersehens und betrachtete den einstigen Schulfreund recht verwundert. „Aha,“ sagte er, „du ahnst wohl, woher ich komme?“

„Dem Aussehen nach von drüben,“ meinte ich, „das sagt schon dein Hut!“

„Von drüben, ja! Erst gestern bin ich hier angekommen! Na, lieber Freund, was bist du denn geworden? Es ist dir doch gut ergangen, seit wir die bunten Mützen abgelegt haben?“

„Wenn ich deine letzte Frage zuerst beantworten will, so ist's mir nicht anders ergangen als den meisten Menschen, gut und schlecht. Und was ich geworden bin? Schriftsteller, Zeitungsschreiber!“

„Schriftsteller? Und verdienst du was dabei? Well, auch mir hat nicht immer das Glück gelächelt.“

„Du scheinst aber doch auf einen sehr grünen Zweig gekommen zu sein! Wenigstens —“

„Ja, ja, kann mir denken, was du sagen willst. Ich weiß wohl, daß ich das richtige Amerika-Aussehen habe. Geld habe ich, aber ob der Zweig sehr grün ist, auf dem ich sitze, weiß ich nicht. Hast du Familie?“

„Gewiß! Ich bin seit zehn Jahren verheiratet. Wir haben drei Kinder. Komm, geh mit nach Hause.“

„Gern! Aber laß uns erst hier ein Glas Wein zusammen trinken. Es plaudert sich besser dabei. Ich gedenke, nicht mehr nach Amerika zurückzukehren“, fuhr er nach einer Pause fort. „Ich habe dort mein Glück gemacht, d. h. mein Geld geholt, und konnte mich dort wohl genug fühlen, um die Heimat doch eigentlich zu vergessen. Allein etwas, ein Umstand, ein Vorkommnis hat mir den Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verleidet. Und so habe ich mich kurzerhand entschlossen, nach Europa zurückzukehren!“

„Ich schließe, daß du noch Junggeselle bist!“

„Ja. Doch will ich dir dieses Vorkommnis, von dem ich eben sprach, erzählen, Pardon, wenn ich dir damit nicht lästig werde!“ Auf meine Versicherung, daß dies keineswegs der Fall sei, fuhr er fort: „Und es ist mir recht, daß ich es dir erzählen kann. Ich möchte dein Urteil darüber hören!“

Er schenkte den perlenden Wein in die Gläser und begann: „Vor Jahren, als ich durch emsiges Arbeiten und glückliche Spekulationen — ich war drüben Zivil-Ingenieur — zu Geld gekommen war, lernte ich in einem Rennklub einen mehrfachen Millionär kennen, Harry Wenston. Wir verkehrten öfters zusammen, er war in meinem Alter und ein lebensfroher Mensch. Er machte Hochzeit, und ich kam in sein Haus. Wie

alle Amerikaner echten Schlages hatte auch er einen Spleen, und diesen bildete bei ihm die Jagd auf Abenteuer, auf Weiber. Nach seiner Verheiratung nahm sein Leben keineswegs einen soliden Charakter an; in seinen Freundeskreisen wußte man das und fragte sich, wie sich die junge Frau dazu stellen werde. Mir selbst hat Wenston öfters von seinen Eroberungen erzählt und von neuen komplizierten Abenteuern, in deren Reiz er sein millionäres Dasein sonnte. Dabei war seine Gemahlin ein schönes Weib! Bei Gott, ich kann mich nicht entsinnen, seither eine solch fesselnde Schönheit gesehen zu haben, und soweit ich es erlaubt fand, eine verheiratete Frau zu verehren, tat ich es. Man war versucht, anzunehmen, daß Wenston diese Ehe aus Neigung geschlossen hatte, denn wenn auch ihr Vermögen nicht unbedeutend war, so stand es doch in keinem Verhältnisse zu seinem Reichtum. Sie war groß, schlank, und hatte einen Körperbau wie eine Göttin; ihre Hautfarbe war um ein wenig dunkler als die unsrige. Von Geburt war sie Amerikanerin.

Eines Tages hatte ich bei einer französischen Familie Besuch gemacht, trat eben auf die Straße und erwartete einen Mietwagen. Da fuhr Wenston mit seinem eleganten Gespann daher. Er führte den Wagen selbst und hatte keinen Diener bei sich. Er sah mich und hielt an. Auf seine Einladung stieg ich zu ihm. „Wohin fahren Sie?“ „Ein wenig Promenade“, sagte er. Die

Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Wir fuhren durch die Breite Straße, die einem Vororte zuführte. Nicht lange, so bog vor uns ein elegantes Gespann aus einer Nebenstraße ein. Es war ein Kabriolett; eine Dame und ein Herr waren die Insassen. Die Dame kutschierte. Wenstons Pferde waren, wie gesagt, prächtige Läufer, aber die beiden Tiere da vor uns liefen wie der Teufel. So blieben wir immer etwa 100 Meter hinter dem Kabriolett. Der Tag war heiß und der Staub auf der Straße nicht gering. Zumeist sahen wir wegen der aufgewirbelten Staubwolke von den beiden Insassen des Gefährtes nur die dunklen Umrisse.

„Zum Teufel, das nenne ich fahren!“ jagte Wenston und schmalzte mit der Zunge, um seine beiden Kappen noch mehr anzuspornen. „Ein Prachtstück, dieses Weib. Ich möchte sie doch in der Nähe sehen!“

Aber wir konnten die Entfernung nicht kleiner kriegen. Da, vor einem Eckhause, hielt das Kabriolett, und Herr und Dame stiegen aus. Ein Dienstknecht sprang herbei und führte das Gefährt, wie es schien, in den Hof. Wir fuhren gerade vorbei, als Dame und Herr im Hause verschwunden waren.

„Verflucht!“ murmelte mein Gefährte und fuhr weiter. Das betreffende Haus war im Parterre eine Bierwirtschaft in amerikanischem Sinne. Aber der ersten Etage prangte die Bezeichnung „Hotel“. „Ich hätte Lust, hier

abzusteigen und mir das Pärchen anzusehen. Wollen Sie?“

Ich hatte nichts einzuwenden, und Wenston ließ den Wagen umkehren. Angeworfen, stiegen wir aus. Der Junge eilte wie vorhin herbei und blieb auf Geheiß bei den Pferden stehen.

Wir betraten das Haus, bemerkten aber, daß im Flur eine Tür rechts nach der Bierstube, eine zweite links nach einer Treppe führte. Im Wirtsraum selbst waren Gentlemen der verschiedensten Art, und wir bemerkten bald, daß diese mit den Insassen des Kabrioletts nichts zu tun hatten. Durch eines der Fenster sah man in den Hof. Ich ließ mir von dem schwarzen Kellner einen Fingerhut voll Bier geben, indes Wenston an das Fenster getreten war und mir nun Zeichen gab. „Sehen Sie einmal diesen Wagen und die beiden Goldfische! Das ist doch wahrhaftig das Gespann Lincolns! Was tut der Junge hier außen? Und dazu mit einem Weib? Ich hielt ihn doch zu blöde für Weiberumgang.“

Das Rätsel war bald gelöst. Das Silberstück Wenstons in der Hand des Kellers machte dessen Zunge gesprächig. „Madam vermieten in Etage erster Zimmer für Herr und Dame.“

„Kennst du den Herrn? Die Dame?“

„Kennen nicht, aber kommen oft!“



Die älteste und stärkste Linde Deutschlands.

Der Meienbaum erhebt sich in der Nähe der bairischen Stadt Staffelsee. Er hat einen Umfang von 24 Metern und ein Alter von etwa 2000 Jahren.

Benston lächelte. „Dieser spitzohrige Lincoln! Haben Sie so etwas von diesem Jungen erwartet? Sie kennen ihn doch? Natürlich! Hat die feinsten Pferde. Well, lassen wir ihm das Vergnügen!“ Damit war sein Interesse geschwunden. „Gehen wir!“ sagte er, und wir verließen den Raum.

Ich schritt voraus, ich weiß heute noch nicht warum. Als ich auf die Straße trat, drehte ich den Kopf nach oben und schaute die Front der Fenster in der ersten Etage ab. Ich muß wohl erschrocken sein, vor dem, was ich gesehen, denn der hinter mir kommende Benston sagte: „Was haben Sie, Sie sind ja eben förmlich zusammengezuckt?“

„Es ist nichts, wirklich nichts!“ stotterte ich, war aber so verlegen, daß ich mich nicht zu benehmen wußte.

Benston blieb stehen, noch immer hinter mir, fast noch unter der Tür. „Aber ich bitte Sie, Sie sind ja gänzlich verändert! Sie sind ein Mann, schauen in die Höhe, erschrecken und werden ein stotternder Knabe!“

Wieder erhob sich mein Blick nach oben. Ich sah nichts mehr. Jetzt drehte auch mein Gefährte den Kopf und sah lange nach oben; er konnte nicht entdecken, warum ich erschrocken war.

Er hatte offenbar nicht die Absicht, mich zu beleidigen, als er mich einen stotternden Knaben nannte, denn er lachte dazu und hatte einen scherzenden Ton. Meine Verlegenheit war aber noch nicht verschwunden und dieser Umstand mochte wohl die Ursache sein, daß ich empfindlich wurde, lächerlich empfänglich. Das Leben brachte es so mit sich, daß ich es für gut hielt, mich manchmal in eine theatralische Pose zu werfen. Das tat ich auch jetzt. „Benston!“ sagte ich, „Sie tranken mich, und das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Vielleicht begreifen Sie aber mein Erschrecken, wenn ich Ihnen sage, was ich dort oben am Fenster gesehen habe. Ich sah — Ihre Frau!“ Es war gesagt. In meinem Herzen tobte es wie ein wilder Sturm gegen diese Mitteilung; ich wußte, daß ich etwas Schreckliches, Unerhörtes getan hatte, aber es war gesagt.

„Meine Frau?“ sagte er leise und griff sich an die Stirne. „Meine Frau, sagen Sie?“ rief er dann gepreht zwischen den Zähnen hervor. Ich gab ihm keine Antwort und rührte mich nicht. Ich hätte es auch nicht vermocht, denn in meinem Innern sah es wüst aus. Vor mir schwebte ein Bild, Benston und ich im Wagen in die Stadt zurückfahrend, er in fröhlichem, nichts ahnendem Gepolde. Und sonst alles in Ordnung. Geht ihm ja schon recht, wenn er betrogen wurde. Wie du mir, so ich dir, sagt man. Ja, so hätte es sein können, wie es mir vor der Seele vorbeizog. Vor mir stand er und starrte mich an. „Meine Frau, hier? Haben Sie recht gesehen? Und wohl mit Lincoln?“ Er wendete sich um und sprang wie eine wilde Bestie die Treppe hinauf. Ich konnte mir nicht sagen, welche Szene nun folgen werde. Aber vor meiner Seele stand wie in Flammenschrift das Wort „Verräter!“ Noch immer blieb ich unten stehen. Was müßte ich tun, um Benston zu beruhigen? Ihm nach und sagen, ich hätte gelogen. Würde er es glauben? Nein! Erst ein wüstes Gepolde und ein Lärmen von oben gaben mir wieder die Besinnung. Die Tür des Schenkzimmers wurde aufgerissen, und ich eilte die Treppe empor. Oben stand eine dicke Dame mit einem Bund Schlüssel, rang die Hände und schrie schrecklich um Hilfe. Benston hatte in dem Gange eben die dritte Türe aufgetreten und stand im Rahmen derselben.

„Bube! Dirne!“ rief er, dann fielen rasch hintereinander drei Schüsse. Da stand ich hinter ihm, packte ihn an den Schultern und warf den Wütenden rüdlings zu Boden. Ein vierter Schuß durchschlug die nicht ganz geöffnete Türe. Die Gentlemen der Bierstube warfen sich auf den Liegenden; in dem Zimmer lag auf dem Boden der Körper Lincolns, vorn am Fenster lehnte Frau Benston, mit Blut bedeckt und stöhnend. Man untersuchte die Wirkung der Schüsse. Zwei Kugeln hatten Lincoln getroffen, eine war ihm über dem rechten Auge eingedrungen und hatte jedenfalls den sofortigen Tod herbeigeführt, die andere verursachte eine starke Blutung in der Nähe des linken Armes, mußte also

ihren Weg von der Seite in die Brust genommen haben. Frau Benston lebte noch! die dritte Kugel hatte ihr den Unterkiefer zerstückelt. Der später herbeigeholte Arzt meinte, es bestehe Hoffnung, sie am Leben zu erhalten, bestätigte aber auch den Tod Lincolns. Man schickte zur Polizei. Benston wurde festgenommen, und ich gab die Personalien an. Eine Stunde später fuhr ich mit dem Fuhrwerk des Mörders zurück. Frau Benston, die am Leben blieb, lebt heute in ihrer merikanischen Heimat, ihr Gatte büßt im Zuchthause die Tat seines Jornes.“ Der Erzähler hielt inne und holte tief Atem. Dann trank er sein Glas heftig leer.

„Dies, lieber Freund.“ fuhr er nach einer Pause fort, „ist die Ursache, daß mir die sogenannte neue Welt verleidet wurde. Es ist schon sechs Jahre her, daß dieses traurige Ereignis sich abspielte. Und doch ließ es mir seither keine Ruhe. Als ich damals der Schreckensszene ansichtig wurde, begann der verwundeten Gattin Benstons das Bewußtsein zu schwinden, aber den letzten Blick, bevor sich die Augen schlossen, und dieser Blick tritt oft vor meine Seele. Dann habe ich eine schlimme Zeit. Es ist mir, als ob ich ein durchgegangener Verbrecher wäre und ebenjogut im Zuchthause zu sitzen hätte wie der unglückliche Benston. Dann fürchte ich mich, und der Gedanke tritt an mich heran, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich habe Amerika verlassen, um in den alten Erinnerungen der Heimat den unseligen Gedanken an jene schlimme Zeit zu vergessen; ob es mir gelingen wird, weiß ich nicht. Ich habe nur schwache Hoffnung. Nun weißt du alles. Wie dein Urteil auch sei, laß es ein offenes Herziges sein. Bin ich ein Mörder?“



Ein originelles Denkmal: Im Wagen fahrender Löwe bei Horitz in Böhmen

jetzt in Nizza in größerem Umfange betrieben. Ganze „Straußenfarmen“, in denen die Vögel bei günstiger Witterung im Sommer Tag und Nacht im Freien bleiben, sind dort angelegt worden. — König Georgs von Griechenland Leibgarde rekrutiert sich allein aus Albanen. Diese Truppe trägt auch im Dienst eine Uniform, die sich der albanesischen Landestracht eng anschließt. Die stammverwandte Bevölkerung im türkischen Albanien befindet sich bekanntlich gegenwärtig wieder einmal im Aufstand gegen die Herrschaft des Halbmondes. — C. Fausts Gemälde „Genese“ veranschaulicht den belebenden Einfluß der erwachenden Natur auf ein durch seelisches Leid und Krankheit geschwächtes junges Menschenkind. In treuer Hut, geleitet von liebender Hand, unternimmt die zartgebaute Gutsfrau ihren ersten Spaziergang in den Waldesfrühlung. — Der älteste und stärkste Baum Deutschlands dürfte die Linde sein, die sich in der Nähe der bairischen Stadt Staffelstein befindet. Der Baum, zum größten Teil abgestorben und in seinem Hauptstamm hohl, treibt noch eine ganze Reihe junger Schößlinge und wird voraussichtlich noch manches Jahrzehnt einen Anziehungspunkt für Naturfreunde bilden. — Bei Horitz in Böhmen erhebt sich das merkwürdige „Löwendenkmal“, errichtet zur Erinnerung an die Kämpfe der Hussiten gegen die Truppen Kaiser Sigismunds. Von den Anhöhen aus rollten die Hussiten schwere Kriegswagen, beladen mit Mannschaften oder Kriegsgeräten, in die dichtgeschlossenen Reihen der Feinde und brachten diesen auf solche Weise bedeutende Verluste bei.

Unsere Bilder.

Nach großen Schwierigkeiten, namentlich in der Fundierung des Baugrubens, ist das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Düsseldorf jetzt fertiggestellt. Die Einweihung erfolgt in aller nächster Zeit. Es ist ein mächtiger, in einfachen Formen gehaltener Barockbau von vier Geschossen. Der Haupteingang, zu dem eine flachgehaltene Treppe emporführt, befindet sich in dem das Ganze überragenden Mittelbau. Sechs Sitzungssäle, ein geräumiger Plenarsitzungsraum, die durch zwei Stockwerke sich hinziehende Bibliothek, Klare, Wartehallen, Nebengebäude und Wohnungen für die Unterbeamten füllen den Komplex, der einen imposanten Eindruck macht. — Die Zucht von Straußen zur Gewinnung ihrer Federn für Schmuckzwecke wird

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 17

Sonntag, den 24. April

1910

Agnete Kaas.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Harald zog Agnete fest an sich. Dann bückte er sich zu ihr herab und küßte sie leise auf die geschlossenen Augenlider.

„Du törichtes kleines Mädchen.“

Nie hatte sie seine Stimme so weich gehört. Die Tränen aber, die er hatte dämpfen wollen, brachen mit neuer Stärke hervor. Das Taschentuch kam wieder vor die Augen, und er ließ sie in Ruhe ausweinen, während er sie an sich zog und ihr liebevoll den Arm streichelte. Die still aufsteigende Freude in ihrem Herzen vertrieb bald allen Gram. Lust und Sonne verwischten die Tränen, und sie blickte mit einem glücklichen Lächeln zu ihm auf. „Bist du jetzt wieder froh, Agnete?“

„Ja, Harald.“

„Das ist recht. — Jetzt biegen wir rechts ab. Sage der geraden Linie' Lebewohl. Hier wird es hübsch. Wir kommen an zwei Seen vorbei, und am letzten liegt die Kirche von Gallnavaka.“

Sie waren an einen Kreuzweg gekommen. Die „gerade Linie“ wurde hier von zwei andern Wegen durchschnitten, die nach Nord und Süd liefen. An einer Ecke des Kreuzungspunktes lag ein kleines rotbemaltes Haus, dessen niedriges Dach mit Rasenstücken bedeckt war. Dem Schornstein entstieg ein mattblauer Rauch, der wie eine leuchtende Säule von dem zartgrünen Hintergrunde der Fichten abstach, um sich darauf in der klaren Luft zu verlieren. Am Eingang des kleinen Gartens wuchsen zwei große Wachholder, die in Pyramidenform zierlich beschnitten waren. Hellblonde Kinderköpfe wurden hinter den kleinen grünlichen Scheiben sichtbar, ein kleiner schwarzer Hund lief bellend hinter dem Wagen her.

„Eine menschliche Wohnung im Zauberwalde“, lächelte Agnete.

„Ja, — — so sollte man wohnen — — so weit fort von allem Lärm und Getöse.“

„Du würdest aber doch die Kultur vermissen, Harald.“

„Ich würde die Kunst vermissen — Bilder und Musik, nichts anderes.“

Der Weg, den sie jetzt fuhren, war schmal mit vielen Biegungen. Der Wald wurde nach und nach lichter und offener, und die Laubbölder vermischten sich mit Fichten.

Ein Bach zog sich neben dem Weg hin, frisch und stahlblau in der Sonne. Auf den breiten grünen Wiesen am Bach entlang graseten braun- und weißgefleckte Kühe, deren Glocken hell und klar durch die freie Luft klangen.

Dann machte der Weg eine jähe Biegung, und der See lag plötzlich vor ihnen.

„Sieh dich jetzt um, Agnete,“ sagte er. „Das ist Smaaland.“ Dichte Wälder umgaben auf allen Seiten den stillen See. Baum an Baum standen die Fichten in dichten, dunklen Reihen und schienen in eine Waldeinsamkeit, eine Waldesstille ohne Ziel und Grenze zu führen. An dem sonnengefärbten tiefblauen Himmel standen die weißen Wolken still und unbeweglich, und der See nahm sie in seine Arme, blank und spiegelklar, wie er mit einer nur ganz schwachen Bewegung in der Mitte dalag. Jetzt hörten sie in der Ferne das Geläute von Kirchenglocken, deren Schall von einem leichten Winde über den See getragen wurde.

„Hier ist es hübsch, Agnete.“

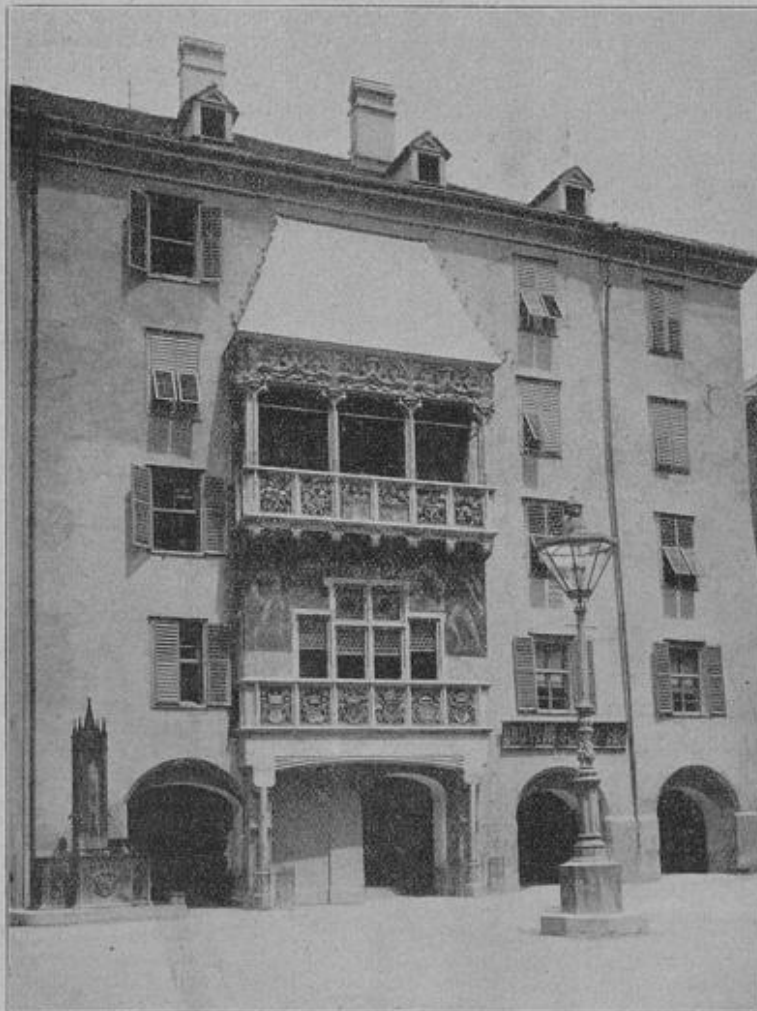
„So schön, daß es nicht zu beschreiben ist. — In dieser Septemberschönheit liegt aber etwas Schweremütiges.“

„Ich verstehe, was du meinst. Der Herbst mahnt uns an den Tod. Du brauchst aber nicht daran zu denken, du, die du so jung bist und den Wald noch oft in seiner ganzen grünen Pracht sehen wirst.“

„Wer weiß?“ sagte sie leise.

Er blickte sie an — in plötzlicher Angst. Welchen durchsichtigen Glanz ihr Gesicht hatte, wie feberhell ihre braunen Augen strahlten! — Er mußte plötzlich daran denken, was Tante Gertrud von Agnete gesagt hatte. Sie war schwächlich und zart. — Deshalb war ihr die Landluft empfohlen worden. Was fehlte ihr aber? War ihre Brust nicht stark, hatte er sie vielleicht angesteckt — er, der Maler drüben in England? Ein plötzlicher Zorn stieg in ihm auf, eine bittere Eiferucht gegen den Toten, der ihre Liebe besessen und sie wahrscheinlich mit sich ins Grab genommen hatte.

„Du siehst so böse aus, Harald. Was ist dir?“ fragte Agnete.



Der gotische Erker mit dem „goldnen Dach“ an der Fürstenburg in Innsbruck.

Phot. F. Kestner.

„Es betrübte mich, was du da eben sagtest.“
„Lieber Harald.“ sie blickte ihn freundlich an, „sorge dich nicht meinewegen. Mit mir hat es einstweilen keine Gefahr. Ich bin ja nicht schwächer als die meisten.“

Er drückte ihre Hand fest, ohne mehr zu sagen. Dann ließ er dem Pferd die Zügel schießen, und sie fuhren schnell weiter.

Oben auf einem Hügel am westlichen Ufer des Sees lag die niedrige, turmlose Kirche, und daneben erhob der Glockenturm seine runde Stupel in die Luft.

„Findest du nicht, daß es eine sonderbare alte Kirche ist?“ fragte Harald. „Sieht sie nicht aus, als stamme sie aus der Zeit, als die ersten christlichen Glocken das Heidentum aus dem Lande läuteten? — So alt ist die wohl nicht, sie stammt aber ganz sicher aus sehr früher katholischer Zeit. Du wirst sehen, wie sie drinnen von Gold und bunten Heiligenbildern erglänzt. Die ganze biblische Geschichte kann man in Farben auf den gefälligen Wänden lesen.“
„Ich freue mich darauf, sie zu sehen“, sagte Agnete. „Denn wundere ich mich über nichts. Ich vertraue blindlings meinem Geschick!“

„Deinem Geschick — und mir“, sagte Harald lächelnd.
Dann fuhren sie weiter, den rufenden Kirchenglocken entgegen.

Ein weisvolles Gefühl bemächtigte sich Agnetes, als sie an Haralds Seite die kleine Dorfkirche betrat und leise über den steinernen Fußboden schritt, um in einem Stuhl zwischen dunkelgekleideten Bauern mit den strengen, ernsten Gesichtern Platz zu nehmen. Als sie das letzte Mal in einer Kirche war, kam sie aus dem Lärm und Getöse Londons in einen großen, prächtigen, mit elegant gekleideten Damen und Herren angefüllten Raum. — Aber weit feierlicher war es hier. Diese kleine Kirche war eines der merkwürdigsten Gebäude, das sie je gesehen hatte. Schon draußen auf dem Kirchhof war sie entzückt stehen geblieben.

Zuerst war da der Glockenturm. Er sah aus, als seien drei hohe Leitern in Pyramidenform unter einer Stupel zusammengestellt worden, die einer großen Glockenblume glich. Die ganze Kirche bestand aus Holz; die Wände waren rot gestrichen mit weißen Fensterrahmen, wie die meisten Bauernhäuser in der Gegend.

Das schwarzblaue, geteerete Dach glitzerte mit Tausenden kleiner Silberfunken in der Sonne. Um die Kirche lag der ländliche Friedhof, wo das Kreuz und die Grabsteine weiß zwischen dunklem Wachholdergebüsch und farbigen Herbstblumen leuchteten. Und am Fuß des Kirchenhügels breitete die Landschaft sich in all ihrer schwermütigen Einförmigkeit mit weiten Wäldern um den blanken See aus — Wäldern, die sich wie ein erstarrtes Meer von dunklen Wogen bis zum fernsten neblig blauen Rand des Horizonts erstreckten.

So war es draußen. Und drinnen war es wie ein Fest von Licht und Farben. Die Kanzel und der Altar, aus Holz geschnitten, zeigten einen Reichtum an bunt gemalten und stark vergoldeten, in ihrer unbehilflichen Steifheit rührend naiven Apostel- und Heiligenbildern. Ein Pelikan fütterte oben auf dem Baldachin der Kanzel seine Jungen, und eine vergoldete Taube schwebte über dem Kopf des Pfarrers. Eigenartige alte Kalkmalereien ringsherum an den Wänden erzählten die Ereignisse der biblischen Geschichte. Gerade vor Agnetes Platz hing eine Gedenktafel für einen Offizier, der unter Karl dem Zwölften bei Pultava gefallen war. Es war, als werde man Jahrhunderte in der Zeit zurückgeführt.

Jetzt verstummte der Gesang, und die Predigt begann. Agnete richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Pastor. Er war ein Mann in mittleren Jahren mit einem scharfgeschnittenen Gesicht und schwarzen, leicht ergrauten Haaren. Seine tiefstehenden Augen leuchteten mit einem unruhigen Feuer, und seine mageren, feingeformten Hände waren die ganze Zeit in nervöser Bewegung. Er sprach gut — in seinem Vortrag war aber etwas Springendes, Phantastisches und stark Gefühlvolles, das wohl nicht ganz in die Gemeinde paßte, die sicher eine ruhige und bedächtige Rede nach altem Muster, eine Rede, der sie ohne große geistige Anstrengung folgen konnte, vorgezogen hätte.

Während einer Pause flüsterte Agnete ihrem Nachbar zu: „Ist die Tochter des Pastors nicht hier?“

Er schüttelte den Kopf und lächelte.

„Nein, Margit geht nur selten zur Kirche. Sie sagt, daß sie ihren Vater lieber habe als seine Predigten. Außerdem bleibt sie wohl des Mittagessens wegen zu Hause. Sie ist ein kleines häusliches Geschöpf.“

„Ich finde, daß der Pastor gut spricht.“

„Ach ja — Heiden ist etwas von einem Dichter. Margit macht sich aber nichts aus schönen Worten. Sie ist eine praktische Natur.“

Damit war ihre Unterhaltung zu Ende. Während des Schlüßgesanges mußte Agnete immer und immer wieder daran denken, wie die Tochter des Pastors wohl sein mochte. Ja, wie wird ein junges Mädchen, das in einer einsamen Gegend ohne Mutter und Geschwister allein mit einem begabten und schwermütigen Vater aufwächst? — Sie war gespannt darauf, Margit Heiden kennen zu lernen, und ging mit Freunden auf Haralds Vorschlag ein, der mit ihr im Pfarrhof einen Besuch machen wollte, ehe sie nach dem Birkenhof zurück-

fuhren. Lise und der Wagen waren bei einem Bauern unten am See gut untergebracht.

Draußen vor der Kirche warteten sie, bis der Pastor herankam. Ein heiteres Lächeln erhellte sein ernstes Gesicht, als er Harald Sparres ansichtig wurde. Die beiden Männer reichten sich die Hand, dann besorgte Harald die Vorstellung. Der Geistliche blickte Agnete forschend an und gab ihr mit einer gewissen Herzlichkeit die Hand, die verriet, daß er mit dem Eindruck zufrieden war.

Darauf lud er sie ein, ihn nach Hause zu begleiten. Agnete wollte ihm einige Artigkeiten über die Predigt und die Kirche sagen; der Pastor begann aber sofort eine Unterhaltung mit Harald über praktische Fragen, das Wetter und die Ernteausichten. Es fiel ihm scheinbar schwer, sich mit Damen zu unterhalten. So ging sie schweigend neben den Herren her und lauschte auf Pastor Heidens wohlklingende Sprache und Haralds tiefere und weichere Stimme, mit der dieser hier und da einige Worte einflocht.

Der Pfarrhof unterschied sich nicht sehr in seinem Äußeren von den größeren Bauernhöfen der Umgegend. Ein niedriges, lauges hölzernes Gebäude mit Schindeldach und einer hübschen Veranda — der Abwechslung wegen waren, die Mauern weiß gestrichen. Um den Siesel schlang der wilde Wein seine leichten Ranken in leuchtend buntroter Farbenpracht.

Ein junges Mädchen kam ihnen mit ausgebreiteten Armen aus dem Garten entgegen. Das helle Kleid umflatterte sie wie eine Wolke, zwei lange goldblonde Flechten fielen ihr über die Schultern. Ihr Gesicht hatte die Schönheit der Gesundheit und der strahlenden Jugend.

Sie blieb erschrocken stehen, als sie sah, daß ihr Vater nicht allein kam. Ihre Hände sanken herab, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Einen Augenblick stand sie so verwirrt und unsicher, dann warf sie die Böpfe über die Schultern zurück und ging den Fremden entgegen.

„Das ist meine Tochter Margit, Fräulein Agnete Kaas“, stellte der Pastor vor. „Die junge Dame ist auf dem Birkenhof zu Besuch.“
Margits braune, etwas harte Hand lag einen Augenblick in der Agnetes. Dann zog sie sie verlegen zurück. Harald begrüßte sie aber mit einem munteren, vertraulichen Lächeln; er nickte ihr zu, freundlich und väterlich beschützend — wie man ein Kind begrüßt.

Es war für Agnete nicht leicht, mit der kleinen Pfarrerstochter eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Anfänglich antwortete diese auf alle Fragen mit ja oder nein. Margit war Fremden gegenüber scheu und verschlossen, und außerdem störte sie Agnetes fremdländischer Akzent.

Kunstverständnis besaß Margit gar nicht. Sie wußte nichts davon, daß die alte Kirche hübsch und interessant war. Dagegen fragte sie Agnete, ob ihr die neue Orgel gefalle. Die entsehlte neue Orgel, die den ganzen Stuhl im Innern verdarb! — Agnete wollte das junge Mädchen nicht verlegen und sagte deshalb, daß die Orgel einen schönen Ton habe.

Dann fing sie an, von den Blumen im Garten zu sprechen. Margit hatte aber auch für sie kein Interesse. Nein, den Küchengarten sollte das Fräulein sehen. Er hatte dies Jahr einen großen Ertrag gegeben. Und dann die Obstbäume. — — Jetzt waren die Äpfel bald reif. Es machte soviel Vergnügen, in die Bäume zu klettern und die Zweige zu schütteln, daß die Früchte nach allen Seiten niederfielen. — —

Als die jungen Mädchen an die Ställe und Scheunen kamen, sah Agnete, daß die kleine Margit hier in ihrem Reich war. Sie hatte Namen für alle Tiere — die Pferde und Kühe, den Kettenhund und die wohlgeährten Ferkel, die am äußersten Ende des Stalles untergebracht waren.

Am meisten schwärmte Margit für die Pferde. Sie erklärte, daß die alte braune Stute „Eva“ ihr Liebste auf der Welt sei „außer dem Vater“. Sie trat an das Tier heran, schlang die Arme um seinen Hals und lehnte ihre frische Wange an seine Nähn; das Pferd drehte den Kopf nach ihr um und wieherte leise und vertraulich.

„Jetzt haben Sie alle meine Freunde gesehen“, sagte Margit lächelnd, als sie draußen vor der Stalltür standen.

„Sie haben wohl auch noch andere — ich meine zweibeinige.“

„Ja, die Hühner und Tauben.“

„Nein, ich meine natürlich — Menschen.“

Margit zuckte die Achseln.

„Ach ja — einige wenige wohl von ihnen habe ich zu Freunden. Am liebsten sind mir aber die Tiere. Auf sie kann man sich verlassen!“

„Haben Sie trotz Ihrer Jugend mit den Menschen schon schlechte Erfahrungen gemacht?“

Da zeigte sich plötzlich ein Ausdruck von Trost und Bitterkeit in Margits jungem, frischem Gesicht. In diesem Augenblick sah sie ihrem Vater ähnlich.

„Ich lasse mich nicht täuschen“, sagte sie kurz. „Ich weiß, wie die Welt ist, und verspreche mir nichts von ihr.“

Dann führte sie Agnete in das Wohnzimmer, das vor Sauberkeit förmlich glänzte, aber einen kalten und unwohligen Eindruck machte, ließ sie vor dem einzigen Album des Hauses Platz nehmen

und ging ihrer Wege, um ihre hausmütterlichen Pflichten in der Küche zu erfüllen.

Diese ewigen Albums, die hier draußen auf dem Lande in jedem Hause vorkamen! Der ganze Ertrag für Kunst und Literatur! Agnete lächelte, während sie in dem Buch blätterte, wo die Dorfbewohner in ihrem ganzen Staat aufgestellt standen. Inzwischen schweiften ihre Gedanken zu Margit hinüber. Wie eigenartig war sie mit der Mischung von Lebensfreude und Trost, jugendlicher Herzenswärme und altkluger Bitterkeit! Wahrscheinlich wäre sie eine glückliche Natur geworden, hätte nicht das traurige Geschick der Eltern seinen Schatten darauf geworfen.

Strahlend frisch war sie jedenfalls. Agnete fühlte sich an ihrer Seite alt und müde. Es schien ihr, als sei ein ungeheurer Unterschied zwischen ihren dreißig und Margits sechzehn Jahren. Die glücklichen sechzehn Jahre! Ja, in diesem Alter liegt noch Morgenröte über dem Leben, und selbst wenn man etwas mit Lebensverachtung kokettiert, so glaubt man doch fest und ganz an das Glück.

Bald waren alle um den Mittagstisch versammelt. Die Speisen waren schmackhaft, und der Pastor war stolz auf seine Tochter. Margit erklärte, daß sie jede häusliche Arbeit, auch die größte, gern verrichte, nur solle man sie mit Stidereien und dergleichen verschonen. Das sei das Schlimmste, was sie kenne. Am liebsten möchte sie einen Kursus in einer Kochschule durchmachen oder

„Nun, was sonst?“ fragte Harald Sparre, während er einen neidischen Blick nach ihr warf.

„Oder in einer Fahrtschule.“

Alle lachten; Margit aber machte ein verdrießliches Gesicht und erklärte, daß sie gewiß einen guten Kutscher abgeben würde.

„Hätten Sie nach Ihrer Ausbildung nicht Lust, auf dem Birkenhof als Kutscher in den Dienst zu treten?“

„Das täte ich gern. Ich kann aber nicht. Denn ich darf den Vater nicht verlassen.“

„Nein, das darfst du nicht“, sagte der Pastor warnend. „Ich lasse dich nicht eher von mir, bis du dich verheiratest oder ich aus der Welt scheid.“

„Ich mich verheiraten?“ Margit rümpfte die Nase.

„Hier ist eine junge Dame, die die Liebe verachtet“, scherzte Harald. „Haben Sie noch keinen Liebesroman gelesen, Margit?“

„Nein, was sollte ich mit dem Unsinn? Da habe ich Besseres zu tun.“

Wieder allgemeine Heiterkeit.

Agnete fragte: „Lesen Sie denn gar nicht, Fräulein Margit?“

„Ja, Naturgeschichte und Kochbücher. Und dann schwärme ich für richtige spannende Verbrecherromane, mit wenigstens einem Mord auf jeder Seite!“

„So spricht eine gesunde Natur, die von Nerven keine Ahnung hat“, sagte Harald. „Ihr Wohl, Fräulein Margit! Möchten alle jungen Mädchen so froh und frisch sein!“

Er setzte das volle Glas an den Mund und leerte es auf einen Zug. Agnete versuchte zu lächeln, sie fühlte aber selbst, daß es ihr nicht richtig gelang. Es lag etwas Bedrückendes auf ihrem Herzen. Sie fragte sich mit Erschrecken, ob das Eiferjuch sei. Sollte sie mit diesem Zerrbild der Liebe belastet sein? — Sie hatte vielleicht Grund, auf Lotte Tholander eifersüchtig zu sein, aber nicht auf diese süße, keine Margit. Liebt Harald dies unschuldige, gutherzige Wesen, so war es vielleicht ein Glück für ihn selbst. —

„Agnete“, — Harald blickte plötzlich zu ihr hinüber. „Du scheinst keinen Appetit zu haben. Vergiß nicht, daß uns eine lange Fahrt bevorsteht.“

Er legte ein Stück Fleisch auf ihren Teller. Sie suchte es vergebens zu verhindern.

„Nabe die Güte, das zu essen, was ich dir vorgelegt habe“, sagte er bestimmt. Und Agnete gehorchte und fühlte sich plötzlich wieder glücklich.

Margit gegenüber zeigte sie sich doppelt freundlich. Es war, als wolle sie es ihr abtrotzen, daß sie in Gedanken böse auf sie gewesen war. Und es war nicht schwer, die kleine Pastorstochter zu gewinnen. Die schone Bewunderung, die sie von Anfang an für die fremde, schöne junge Dame gehegt hatte, wurde, ehe der Tag zu Ende ging, zu einer warmen Freundschaft.

* * *

Es war gegen Sonnenuntergang, als Harald und Agnete nach Hause fuhren. Weiße Nebel stiegen aus den Mooren auf, der Tau funkelte im Gras, der Himmel leuchtete rotgolden über den dunklen Baumkronen, und der Nadelwald duftete stark und würzig.

Sie schwiegen beide, wie Menschen in der Stunde schweigen, wo die Natur zur Ruhe geht. Agnete fühlte sich glücklich, als sie so, von der schnellen Fahrt des Wagens eingewiegt, das Herz voll von der Ruhe des abendlichen Friedens, an Haralds Seite saß. Sie war so dankbar für dieses neue Leben, das für sie begonnen hatte und das sich so innig an das alte, das Leben ihrer Kindheit knüpfte. Die dazwischenliegenden Jahre wurden ihr zu einem Traum. Es schien ihr, als sei sie eine ganz andere als das junge Mädchen, das

in London gelebt und geliebt — oder zu lieben geglaubt hatte! — sie war wieder das Kind, dessen ganze Welt Harald Sparre, dieser sonderbare, eigenartige Knabe gewesen war, der sie so völlig beherrschte und den sie zum Dank anbetete. Das Land, in dem sie damals gelebt hatten, stand plötzlich klar vor ihr — die lichtgrünen Frühlingswälder Nordseelands brausten über ihrem Kopf, und sie erinnerte sich des von Waldmeister und Veilchen duftenden Waldbodens. Bild auf Bild tauchte auf. — — — Das blühende Weißdornbüschel auf der Eremitagenhöhe, dies Märchenreich, das in der Welt seinesgleichen nicht hat — — — und später im Sommer der rötlich goldene Glanz der Johannisfeuer. Sie schaute sich plötzlich nach Dänemark, wo sie geboren war und mit Harald ihre kindlichen Spiele gespielt hatte.

Aber auch hier in Schweden ließ es sich leben. Auch hier fühlte sie die Frische, die tiefe, feine Poesie des Nordens. Es war, als wehe hier ein ganz anderer Geist als drüben in dem geschäftigen England, wo alles hastete und jagte und die Menschen kaum Zeit fanden, sich selbst kennen zu lernen. Hier war das Leben einfach und ernst. Das hatte sie heute in der Kirche in den ruhigen Augen der Leute gesehen. Und sie hatte gefühlt, wie der Frieden sich wohltuend auf Leib und Seele senkte, — ein Gefühl heimlicher Sicherheit, das sie solange nicht gekannt hatte.

Die „gerade Linie“ lag vor ihnen, glänzendweiß in dem dunklen Walde. Es war, als wenn dieser weiße Weg sich in eine Unendlichkeit fortsetze, als breche er nie ab, — als wenn Harald und sie, Seite an Seite, immer so weiterfahren würden!

Der Nadelwald duftete, und der Himmel war wie Gold. Weit aus der Ferne klangen die Abendglocken von Fallnaveka.

5. Kapitel.

Der Herbst hatte den Garten entlaubt. Alle Rasenplätze und Steige waren mit welken Blättern bestreut. Fort waren die strahlenden roten Äpfel, die durch das Laub leuchteten — gepflückt und in den stillen Dachkammern verwahrt, die sie mit Duft und Erinnerungen an den Sommer und Sonnenschein füllten. Auf den Beeten begannen die buntenfarbigen Astern dahinzufischen. Die feinen Blumenblätter wurden an der Spitze braun und zogen sich zusammen. Aber drinnen im Herzen der Blumen sahen noch die Bienen, matt und schlaftrunken von der Kälte, und tranken sich den letzten Nektar an, ehe der Sommer und das Leben dahin waren.

Harald Sparre ging an einem rauhen Oktobertag mit Sturm und heftigen Regenschauern durch den Birkenwald. Das Säusen des Windes in den Baumkronen begleitete ihn den ganzen Weg so regelmäßig, daß er unwillkürlich Schritt damit hielt. Es klang wie kurze, schnelle Atemzüge, wie die Flügelschläge eines unsichtbaren Vogelheeres, das hoch oben in der Luft vorbeizog. Und er konnte es nicht lassen, darauf zu achten, obgleich es ihn peinigte, wie es einen Kranken peinigt, wenn er einen Laut hört, der sich immer wiederholt.

Seine Gedanken waren keine frohen. Die Ernte war nicht gut ausgefallen, und der Termin mit seinen Zinszahlungen stand vor der Tür. Dazu kam, daß Tholanders noch auf Dala weilten, und daß der Gutsbesitzer wirklich in Unterhandlungen wegen Ankaufs eines benachbarten Gutes getreten war. Haralds Heim war keine Freistadt mehr, das die Erinnerung an den alten Gram anschlöß. Wenn sich Harald jetzt auf den Weg erging, die er liebte, konnte er erwarten, daß er Lotte oder ihren Mann treffen würde. Der Friede war für immer gewichen.

Und eine wie glückliche Zeit hätte er jetzt haben können. Das tägliche Leben auf dem Birkenhof vollzog sich still und friedlich in Agnetes und Tante Gertruds Gesellschaft. Er freute sich auf ihre gemeinsamen Mahlzeiten und auf die langen Abende, wo Agnete spielte und sang oder von ihrem Leben in England erzählte. Bisweilen las er vor, während die Damen mit ihren Handarbeiten beschäftigt waren. Als das Wetter noch schön und die Nächte mondhell waren, hatten Agnete und er oft Abendspaziergänge im Walde gemacht. In den letzten acht Tagen hatte es aber fast unaufhörlich geregnet. Desto gemüthlicher war es zu Hause. Die tiefe, ruhige Zuneigung, die er für Agnete empfand, machte ihm den Sinn leicht.

Traf er dann aber Lotte oder hörte er nur ihren Namen, so war der Friede vorbei. Er glaubte, daß er sie verachte, und doch gab es Augenblicke, wo er eine wahnsinnige Lust verspürte, sie in seine Arme zu schließen und ihr kleines, falsches, entzündendes Gesicht mit Küssen zu bedecken. — Sie war ja doch die Frau, die wie keine andere seine Sinne in Wallung gebracht hatte. Er wußte selbst nicht, ob er sie mehr haßte oder liebte.

Eine weibliche Gestalt tauchte auf dem Waldwege vor ihm auf, leicht und schlank. Er kannte den wiegenden Gang, die koketten Sprünge der kleinen Füße über die Pfützen. Es war Lotte, die ihm entgegenkam.

Sein erster Gedanke war, umzukehren oder seitwärts im Dickicht zu verschwinden. — Das würde aber wie eine Flucht aussehen, und feige wollte und durfte er nicht erscheinen. Deshalb schritt er hocherhobenen Kopfes weiter, lästete den Hut und wollte an ihr vorübergehen. Lotte trat ihm aber entgegen, beide Hände weit ausgestreckt.

„Ach nein, Harald, weiche mir nicht aus. Ich sehne mich so unbeschreiblich danach, vertraulich mit dir zu sprechen — nur ein einziges Mal.“

Er blickte auf sie nieder. Ihr frisches, blühendes Gesicht war von dem weißen Schleier umrahmt, den sie um den Hut gebunden hatte. Der Wind preßte den langen hellen Regenmantel fest um ihre schöne Gestalt. Er spürte einen starken Blumenduft, der ihn fast schwindlig machte.

„Kehre um und begleite mich ein Stückchen“, fuhr sie fort.

„Ich habe keine Zeit“, sagte er kurz. „Ich muß nach dem Seehof, um eine Dreschmaschine zu bestellen.“

„Dann gehe ich mit dir — wenn ich darf.“

„Der Weg ist frei für alle.“

Sie schritten eine Zeitlang schweigend nebeneinander her. Harald blickte sie nicht an. Er hörte aber die ganze Zeit das schwache Rauschen ihrer seidenen Röcke und ihre schnellen Atemzüge, wenn der Sturm ihr die Luft nahm. Einigemal wehte ihr weißer Schleier gegen seine Wange. Es war wie eine Liebkosung, der er sich nicht erwehren konnte.

„Harald, weshalb bist du so zu mir?“ sagte sie schließlich, gedämpft und furchtsam. „Bisweilen, wenn wir mit all den anderen zusammen

„Daran trug der Vater die Schuld. Er diktierte den Brief — er zwang mich, so zu schreiben. Das ist wirklich die Wahrheit, Harald. Glaubst du mir nicht?“

Ihre kleinen Hände in den vergrauten Handschuhen legten sich um seinen Arm, und sie blickte ihm schenktlich in die Augen. Bei ihrer Berührung ging ein nervöses Zittern durch seinen Körper. Aber er stieß sie nicht fort. Vielleicht war es wahr, was sie sagte. Er erinnerte sich des Kammerjunters von Rosen. Ein eleganter Weltmann, vollkommen korrekt in seinem Auftreten, aber mit einer gewissen Härte im Blick, die darauf hindeutete, daß er ein Despot im Hause war. — Wenn alles sich so zugetragen hatte, wie Lotte sagte, so hatte er kein Recht, sie zu verachten. Sie war ja nur ein Opfer des Geschicks gewesen, wie er selbst. Und damit entschwand ihm die Waffe gegen sie. Alle die alten Erinnerungen aus der Zeit ihres Glücks brachen über ihn herein, süß, verwirrend. Er befand sich wieder in der Gewalt der alten Gefühle.

„Du glaubst mir!“ brach sie jubelnd aus, als sie den wechselnden Ausdruck seiner Augen sah. Und sie erhob die Arme, als wolle sie sie um seinen Hals schlingen.

Er packte sie fest am Handgelenk und zwang ihre Hände nieder. „Laß uns annehmen, daß es wahr ist“, sagte er. „Aber was kann es nützen? Jetzt ist es zu spät, mir von deiner Liebe zu sprechen. Weshalb kamst du hierher, Lotte — was willst du von mir?“

„Ich sehnte, sehnte mich nach dir — ich wollte dich sehen, mit dir sprechen — dich sagen hören, daß du mir verzeihst.“

„Dann sei es gesagt — ich verzeihe dir, Lotte. Ich glaube, daß du, wie die Verhältnisse lagen, und deinem ganzen Charakter nach, nicht anders handeln konntest. Du darfst aber nicht länger hier in der Gegend bleiben. Das nimmt sonst ein schlechtes Ende. Du bist die Frau eines andern Mannes.“

„Eines Mannes, den ich hasse.“

„Schweig, Lotte — —“

„Ich hasse ihn!“ fuhr sie fort, ohne sich beirren zu lassen. „Er ist ein Spieler, ein Trinker, und er ist mir außerdem untreu. Dann ist er roh und fähzornig. Meine größte Strafe ist, daß ich gezwungen bin, ihn immer wieder mit dir zu vergleichen —“

Da kam ein plötzlicher Windstoß — so heftig, daß Lotte atemlos mitten in ihrer Rede stecken blieb. Ihre schlankte Gestalt bog sich wie ein Rohr im Sturm. Das Haar wurde ihr über Stirn und Augen gepeitscht, der Schleier auseinandergeweht und empor-

gewirbelt, so daß Harald ihr Gesicht wie mitten in einer weißen Wolke sah.

„Wir bekommen einen Regenschauer“, sagte er. „Laß uns Schutz suchen.“ Und ohne ihre Hände loszulassen, zog er sie mit sich unter eine Gruppe großer Bäume am Wege.

Sie waren an eine Stelle im Walde gekommen, wo die Bäume auf der einen Seite gefällt waren. Vor ihnen lag eine tiefe, mit schwarzgrünen Nadeln und Buchholzgebüsch bewachsene Talsohle, weiterhin gelblichgraue Stoppelfelder und sammetbraune Flecken frisch gepflügten Erdbodens, am Horizont eine Mauer ferner Wälder. Die Sonne war noch nicht untergegangen. Das verwehte Heidekraut zwischen den Büschen blühte im Glanz rotvioletter Töne, und hell glänzten die Wasserpflügen am Wege. In der Ferne funkete ein weißes Haus in einem Augenblicklichen Sonnenstrahl und verschwand dann wieder, als der Schatten der Wolken es umfing. Die fernen Wälder lagen schwärzlichblau und drohend da. Ein Säusen ging durch die Bäume, und die Zweige hogen sich sturmgepeitscht und zitternd unter dem hervordrohenden Unwetter. Ein strahlender Regenbogen stand über dem Tal und hob sich in hellen Blütenfarben flimmernd von dem dunklen Grund der Wolken ab. Da mit einem Male brach die Wölke los, und alle Farben erloschen in dem wild niederrasselnden Regen, der Erde und Himmel eins werden ließ, während der Wald sich unter dem wild rasenden Sturm beugte.



Ochsengefährt mit Sonnendach in Bombay.

Bornehmene Eingeborene bedienen sich bei ihren Fahrten innerhalb der Stadt und nach ihren Pensionsorten solcher zweirädriger Karren.

„und, kannst du mich so kalt ansehen, daß ich dem Weinen nahe bin. — Du behandelst mich, als sei ich deine ärgste Feindin.“

„Bist du das denn nicht?“ fragte er. „Glaubst du, daß irgendein anderer Mensch mir so viel Leid zugefügt hat wie du, Lotte?“

„Dazu war ich ja aber gezwungen“, sagte sie klagend.

„Warst du das?“

„Ja, bedenke, daß ich nicht nur für mich selbst zu sorgen hatte, daß ich auch den Vater und meine Brüder aus der Not retten mußte. Ihre wegen war ich schon gezwungen, eine reiche Partie zu machen.“

„Du willst mir gegenüber wohl die Märtyrerin spielen? Damit wirst du wenig Glück haben“, erklärte Harald spottend.

„Verurteile mich, wenn du willst“, sagte sie plöglch heftig.

„Aber doch ist es wahr, wenn ich dir sage, daß du der einzige Mann bist, den ich je geliebt habe.“

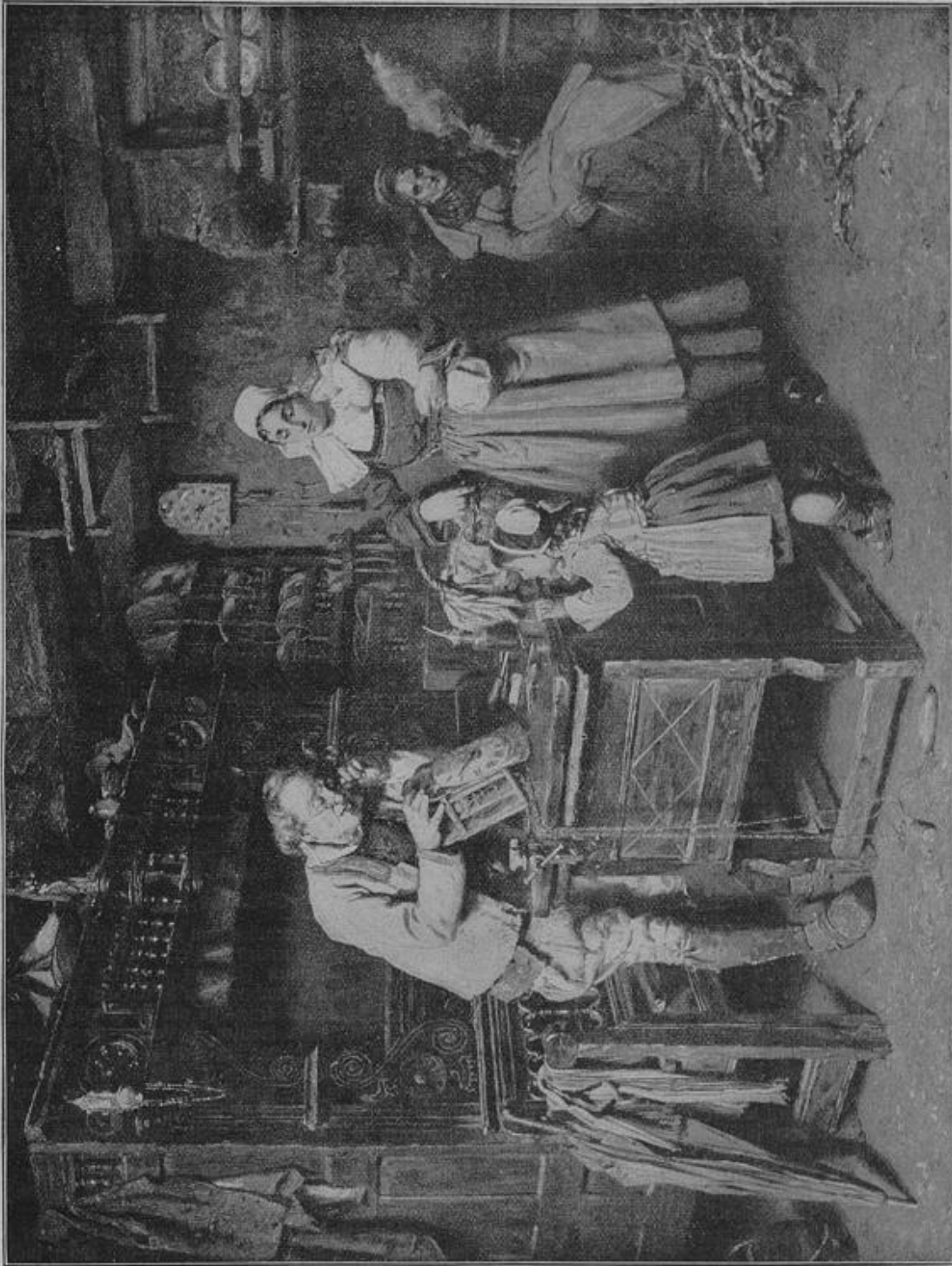
Unwillkürlich blieb er stehen und blickte sie an. Ah, die Augen kannte er wieder, die Augen, die sich voller Leidenschaft in die seinen versenkten. Die Liebe, die die Kraft hat, zu dulden und sich zu opfern, kannte sie wohl nicht, mit ihrer ganzen Leidenschaft aber hing sie an ihm. Das sah er klar, und sein Herz schlug dumpf und stark.

„Weshalb sagtest du mir das nicht damals, Lotte? Dann hätte ich nicht so gelitten, wie ich es getan habe. Weshalb schreibst du mir so kurz und kalt, als du mir den Ring sandtest?“

gewirbelt, so daß Harald ihr Gesicht wie mitten in einer weißen Wolke sah.

„Wir bekommen einen Regenschauer“, sagte er. „Laß uns Schutz suchen.“ Und ohne ihre Hände loszulassen, zog er sie mit sich unter eine Gruppe großer Bäume am Wege.

Sie waren an eine Stelle im Walde gekommen, wo die Bäume auf der einen Seite gefällt waren. Vor ihnen lag eine tiefe, mit schwarzgrünen Nadeln und Buchholzgebüsch bewachsene Talsohle, weiterhin gelblichgraue Stoppelfelder und sammetbraune Flecken frisch gepflügten Erdbodens, am Horizont eine Mauer ferner Wälder. Die Sonne war noch nicht untergegangen. Das verwehte Heidekraut zwischen den Büschen blühte im Glanz rotvioletter Töne, und hell glänzten die Wasserpflügen am Wege. In der Ferne funkete ein weißes Haus in einem Augenblicklichen Sonnenstrahl und verschwand dann wieder, als der Schatten der Wolken es umfing. Die fernen Wälder lagen schwärzlichblau und drohend da. Ein Säusen ging durch die Bäume, und die Zweige hogen sich sturmgepeitscht und zitternd unter dem hervordrohenden Unwetter. Ein strahlender Regenbogen stand über dem Tal und hob sich in hellen Blütenfarben flimmernd von dem dunklen Grund der Wolken ab. Da mit einem Male brach die Wölke los, und alle Farben erloschen in dem wild niederrasselnden Regen, der Erde und Himmel eins werden ließ, während der Wald sich unter dem wild rasenden Sturm beugte.



Beim Uhrendoktor.

Nach dem Gemälde von H. Mosler.

Lotte schmiegte sich zitternd an Harald an. Ihr kleines frisches Gesicht war von der Kälte blaurot, was nicht gerade vorteilhaft für ihre Schönheit war. Aber wie rührend sie aussah. Wie ein Kind, das fror.

„Kannst du dich des Unwetters erinnern, das uns bei Kopenhagen im Tiergarten überraschte?“ fragte sie. „Es war im Sommer. Wir standen unter einem blühenden Weißdorn auf der Eremitagen-ebene —“

„Ich erinnere mich sehr wohl, Lotte. Laß uns aber nicht davon sprechen.“

„Wollen wir denn alles Alte vergessen?“

„Wenn es dir möglich ist, ja.“

„Das Alte war aber so schön, und all das Neue ist so häßlich und so traurig.“

„Das Neue hast du selbst gewählt, Lotte.“

„Ach, wenn es sich doch nur ändern ließe!“

Es kam so heftig, unüberlegt, als denke sie laut. Harald schüttelte den Kopf und lächelte halb bitter, halb traurig.

„Du würdest wieder ganz dasselbe tun. Selbst wenn dein Vater die Schuld an der Form trug, in der du mir den Abschied gabst, so warst du in der Hauptsache doch mit ihm einig.“ Sie antwortete nicht. Er hatte ihre Hände losgelassen und zog sich etwas nach dem

erschreckte. Sie kannte seine grenzenlose Eifersucht und wußte, daß er sie im Verdacht hatte. Er glaubte wahrscheinlich, daß ihre Begrenzung mit Sparre verabredet sei.

Tholander ritt im Trab vorbei und verschwand, wie er gekommen war, einem Schattenbild im Regen gleich.

„Ach Gott — ach Gott —“

Lotte stöhnte ganz leise. Dann biß sie in die Spitze ihres kleinen Batisttuches, das sie zwischen die Zähne gesteckt hatte, und große Tränen rannen ihr langsam über die Wangen nieder.

Harald beugte sich erstaunt über sie.

„Liebe Lotte, was fehlt dir?“

Sie sprach mit tränenerstickter Stimme:

„Ach, ich mußte soeben an meinen Mann denken. Er hat uns beide hier zusammen gesehen, und jetzt wird er böse auf mich sein. Du ahnst nicht, wie fürchterlich er in seiner Eifersucht ist. — Er hat mich mehr als einmal geschlagen. — Ach, was soll ich tun? — Ich wage es nicht, zu ihm nach Hause zu kommen.“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte Harald erschüttert. „Ist er so zu dir? Arme, arme, kleine Lotte.“

Sie nickte still. Mitten in ihrer Angst, die echt war, janzchte die Freude in ihr auf, als sie fühlte, wie tief er von Mitleid ergriffen war. Leise nahm sie seine Hand, und er ließ sie ihr.

Gedankensplitter.

Ein offener Kopf, eine offene Hand und ein offenes Herz werden überall auch eine offene Tür finden.

Je höher die Väter ihre Türme und Paläste bauten, desto größere Schutthaufen hatten ihre Söhne und Enkel wegzuräumen.

Der Pessimist glaubt, was er fürchtet, der Optimist glaubt, was er hofft.

Die besten Vogelscheuchen sind saure Trauben.

Mit dem Glück, das in der Welt verloren geht, könnte man eine Menge Menschen glücklich machen.

Baumstamm zurück. Ihre Stimmung wechselte plötzlich. Ein haßerfüllter Blick flammete in ihren Augen auf.

„Bist du nicht selbst auf dem Wege, eine reiche Heirat zu machen?“

Er blickte sie kalt an.

„Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Die junge Engländerin, die bei dir zum Besuch ist —“

„Fräulein Kaas ist bei meiner Tante, nicht bei mir zum Besuch. Übrigens sind wir seit unserer Kindheit miteinander befreundet. Ein weiteres Verhältnis besteht zwischen uns nicht.“

„Wie kalt und vornehm du bist, wenn ich von ihr spreche! Ist sie denn so heilig und erhaben, daß man kaum ihren Namen nennen darf?“

Lotte war aus der Rolle gefallen. Ihre Stimme zitterte vor Zorn, und ihr Gesicht war unschön, verzerrt.

„Es kommt darauf an, in welchem Ton man von ihr spricht“, sagte Harald. „Ich will über Agnete Kaas nichts Absprechendes hören.“

Lotte sah ein, daß sie eine Dummheit begangen hatte. Sie hatte die Macht über ihn verloren, weil sie sich kleinlich und eifersüchtig gezeigt hatte. Kam ihre niedere Natur zum Vorschein, so fühlte er sich abgestoßen und verschloß sich in sich. So war es immer zwischen ihnen gewesen. Tief in ihrem Herzen fühlte sie einen gewissen Haß gegen ihn, der der Vornehmheit seiner Seele galt. Dies Gefühl mußte aber überwunden werden, wenn sie gewinnen wollte.

Sie hatte einen Augenblick den Kopf von ihm abgewandt, bis sie merkte, daß sie die Herrschaft über ihre Gesichtsmuskeln zurück-erhalten hatte. Jetzt war die Stirn wieder glatt, die Augen klar. — Dann wandte sie sich mit ihrem süßesten Lächeln nach ihm um.

„Du darfst mir nicht zürnen, Harald“, bat sie schmeichelnd.

„Kannst du mir nicht verzeihen, daß ich eifersüchtig bin? Das kommt nur daher, weil ich dich so lieb — so unendlich lieb habe!“

„Du darfst mich aber nicht lieb haben! Wir beide können nie wieder etwas für einander sein.“

„Nie? — Nicht einmal Freunde?“

„Nein!“ sagte er fest.

Sie senkte tief auf und verbarg das Antlitz in den Händen. Er wußte nicht, ob sie weinte oder nicht. Er stand da, halb gelähmt von einer tiefen, hoffnungslosen Trauer um sie und sich selbst und lauschte dem Plätschern des Regens und dem Brausen des Sturms.

Plötzlich hörten sie Hufschlag auf dem Wege. Kurz darauf tauchten durch den fallenden Regen die Umrisse eines Reiters und Pferdes auf. Lotte blickte auf und erkannte ihren Mann.

Als er nicht weit von ihnen vorüberritt, grüßte er höflich mit der Reitpeitsche, ohne ein Wort an sie zu richten oder das Pferd anzuhalten. Lotte fing aber einen Blick aus seinen Augen auf, der sie

„Bitte, begleite mich nach Dala“, bat sie. „Sei ganz ruhig und unbefangen und sage Claus, daß du mich zufällig unterwegs getroffen hast. Dann wird er sich wohl beruhigen, und sein Zorn wird ver-rauschen.“

„Wenn du wirklich glaubst, daß es nützen kann, will ich gern mit dir gehen.“

„Und die Dreschmaschine?“ fragte sie wehmütig lächelnd.

„Die muß warten.“

„Ich danke dir! — Auf diese Weise machen wir wieder einmal in den alten Tagen einen längeren Spaziergang zusammen. Ganz bis Dala. Wie ich mich darauf freue! — Siehst du, Harald, das Unwetter ist vorüber.“

(Fortsetzung folgt.)

In Ketten.

Skizze von Grete Massé. (Nachdruck verboten.)

Die Baronin Dorothea von Leuchthofen kniete vor einer alter-tümlichen, mit Schnitzereien verzierten Truhe auf der Erde und wühlte mit unruhig zuckenden Fingern zwischen Spitzen, Seidenbändern, Briefen und Bildern umher. Der Rost ihres erdbeerfarbenen Seidenkleides lag breit und leuchtend um sie herum, die kostbaren Schild-pattnadeln in ihrem krausen, schwarzen Haar hatten sich gelockert und hingen so lose zwischen den Flechten, daß sie jeden Augen-blick herauszufallen drohten. Als ihr ein Päckchen vertrockneter Lorbeerblätter in die Finger kam, hob sie es entzückt empor und atmete den welken Duft in sich hinein, als hielte sie die Lilien des Paradieses in ihrer Hand. Mit einem Seufzer ließ sie es zurück zwischen die Spitzen und Bänder fallen und wühlte weiter zwischen den Sachen herum, während sie mit einem ängstlich gespannten Aus-druck auf jeden Laut lauschte, der auf dem Korridor ver-nehmbar wurde.

Auf dem Boden der Truhe, ganz verborgen unter buntem Allerlei, schien sie endlich zu finden, was sie so voll Eifer suchte. Eine läng-liche, schmale Photographie hielt sie fest mit beiden Händen und schaute immer und immer wieder auf die zierliche Gestalt hinab, die wichtig einen gelümmten Keitrock und ein spitzi zulaufendes sammetenes Nieder trug und in deren gepudertem Haar lockert eine breite schwarze Sammeteschleife schwebte. Das runde, kindliche Gesicht hatte einen Ausdruck von Schelmerei, rechts und links sah in den vollen Wangen ein Grübchen, und hinter den roten Lippen blitzten kleine, fest anein-andergefügte, regelmäßige Zähne hervor. „Franziska — Debut am 11. November 1899“ war mit flüchtigen Buchstaben unter das Bild geschrieben, und die Baronin Leuchthofen, die im kostbaren Seiden-gewande auf die Erde kniete, vergaß für einen Augenblick, daß sie

eine Baronin und des ernsthaften, untadelig korrekten Edmund von Leuchthofen Gattin war, und empfand im Zurückdenken den Zauber jener Stunde noch einmal, da sie, ein blutjunges Ding, zum erstenmal als Freundin und Dienerin des Fräuleins von Barnhelm die Bühne des Hoftheaters betreten und ein Jubel des Beifalls durch das alte, ehrwürdige Haus gegangen war, als man ihr frisches, natürliches Kinderlachen, ihr reines zwitscherndes Stimmchen vernahm und mit Erstaunen sah, wie das zierliche, puppenhafte Geschöpfchen selbstvergeßene Seele und Leben an ihre Franziska hingab.

Wie ein Rausch war jene kurze Zeit gewesen, da die Welle des Glücks sie hoch emporhob und von Erfolg zu Erfolg trug. Wie im Rausch hatte sie dahingelebt, war sie die Braut des Barons Leuchthofen geworden, und erst, als sie als seine Gattin in seinem Schlosse umherging, ängstlich und voll brennender Liebe behütet von ihm, mißtrauisch bewacht und beargwöhnt von der strengen, alten Baronin, erwachte sie zum Bewußtsein und erkannte voll Trauer und Bangigkeit, daß jene einzig schönen Tage, da sie so mächtig das Leben in ihrem Blute brausen gefühlt, da ihr Sein sich ausleben, auslachen und ausweinen konnte, für immer dahin waren . . .

Das Bild in Dorotheas Hand zitterte leise. Sie umfaßte noch einmal mit einem langen Blick ihr schöneres, glücklicheres Ich und legte es behutsam in die Truhe zurück, breitete zart ein violettes Seidentüschlein darüber, warf hastig die übrigen Sachen hinein und verschloß sie fest.

Dann öffnete sie leise die Zimmertür und spähte ängstlich den Korridor hinab. Raufchte nicht irgendwo das taftgeputzte, schwarze Kleid der Schwiegermutter? Standen nicht die ergrauten, blind der Alten ergebenen Dienerinnen irgendwo beobachtend hinter den Portieren? Immer war es ihr in diesem Haus, als belauerte man sie, als wartete man nur auf einen Anlaß, um das tolle Komödienblut in ihr aufzublenden zu sehen, um sie höhnisch von der Schwelle zu weisen, über die das Wappen mit den zwei gekreuzten Schwertern und dem Eichenzweig eingemeißelt war. Aber der lange Korridor war menschenleer. Durch die hohen, geöffneten Fenster flutete Sonnenlicht, und süße Juniluft strömte herein. Sie ging langsam über den steinernen Flur und klopfte zaghaft an die Tür, die in das Zimmer der alten Baronin führte. Da keine Antwort kam, drückte sie die Klinke herunter und trat ein. Das Zimmer war leer. Auf dem Tisch am Fenster lag

die Bibel aufgeschlagen und neben ihr die goldgeränderte Brille. Im Nebenraum hing Fanni, die Jungfer, das Morgenkleid der Baronin sorgsam über einen Bügel. Die Frau Baronin habe eine Spazierfahrt unternommen, antwortete sie auf die Frage der jungen Frau. Und Dorothea atmete erleichtert auf, als sie ihre Schwiegermutter fern vom Hause wußte. Alles ringsum erschien ihr leichter und freundlicher, der blaue Himmel draußen blauer und die goldene Sonne goldener. Sie holte aus ihrem Zimmer einen breiten Schal aus zartem, indischem Seidengewebe und warf ihn über die Schultern, so daß der rötliche Stoff ihres Kleides durch das weiße Geptinst hindurchschimmerte wie das Blut durch zarte Frauensfinger, wenn man sie vor das Lampenlicht hält. Dann durchschritt sie das große Speisezimmer, entnahm einem Fach einen Gedichtband, stieß die Glastüre der Veranda auf und stieg in den Garten hinunter.

Unter den alten Bäumen war es schattig und still. Ein Vogel zwitscherte irgendwo in dem grünen Geäst. Die gelben Kieselwege hatten in dem starken Sonnenlicht einen Schein wie von märchenhaftem Golde. Dorothea ging geradeaus, ohne sich umzusehen. Selbst an der marmornen Venus, die mit leeren, weißen Götteraugen in die

Sonne träumte, ging sie vorüber, ohne der stillen Beschülgerin der Liebe einen Blick zu schenken. Sie ging durch den ganzen Garten hindurch, bis sie an das Gitter kam, das die große Vestung von der Landstraße trennte. Sie hätte gern die Pforte geöffnet und wäre mit bloßem Kopf und auf seidenen Schuhen die steinige, staubige Straße hinuntergewandert, irgendwohin, wo man frei die Arme ausbreiten konnte und lachen, daß einem das Herz in der Brust vor Entzücken sprang, und weinen, daß mitweinen mußte, wer diese warmen Tränen sah. Aber sie erinnerte sich, daß es einen Sturm der Enttäuschung geben würde, wenn man im Schloß erführe, daß man die junge Baronin außerhalb des Gartens ohne Hut und Handschuhe und ohne Wagen und Begleitung gesehen hätte. So setzte sie sich auf eine Bank, von der aus man die ganze Straße deutlich überblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden, da sie dicht von Gesträuch umgeben war. Sie schlug ihren Gedichtband auf und versuchte zu lesen. Aber die Verse verklangen in ihr, ohne daß sie sie zu halten und zu fassen wußte. Müde klappte sie das Buch zu und sah auf die Straße hinab. Ein

Bauerlein trieb zornig ein fleckiges, mageres Pferd zum rascheren Vorwärtstraben an. Ein Kind mit steil vom Kopfe absteigenden, strohblonden Zöpfen schleifte sich mit einem Korbe daher, dessen Gewicht viel zu schwer für das Persönchen zu sein schien. Fern, wo die Straße eine scharfe Biegung machte, erkannte man noch undeutlich die dunklen, fallenden und steigenden Linien blauer Höhenzüge. Der dürre Gaul war dicht vor Dorothea vorübergetraut, das blonde Kind hatte sich ausruhend auf einen Brellstein gesetzt, da kam die Straße heraus eine kurze, runde Gestalt, die trotz des warmen Tages ein fadenförmiger Rabmantel wehmütig komisch umflatterte. Der Mann zog von Zeit zu Zeit ein Tüchlein aus der Tasche heraus, lüftete den Hut mit dem vergriffenen Rande und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Etwas an diesem Manne schien Dorothea seltsam bekannt. Die Art, wie er einen Fuß vor den anderen setzte, die ausholende Bewegung des Armes, wenn er den Hut vom Kopfe nahm, erinnerte sie an einen, der einst in jenen schönen Zeiten der ersten Erfolge ihr Partner gewesen war. Gespannt beobachtete sie sein Nähererschreiten und suchte in seinen verschwommenen Zügen das Angeischt wieder, wie sie es einst gefannt zu haben glaubte. Aber erst als der Wandernde wenige Schritte entfernt vor ihr stehen blieb, sein Tüchlein zog, den Hut herunterriß und entzückt dabei aufwärts in den weißbewölkten Sommerhimmel starrte, war sie ganz sicher, leibhaftig den Knudsen vor sich stehen zu sehen; denn als er sein Haupt entblößte, wurde die rötlich schimmernde runde Glage sichtbar, um bereutwillen er von den Kollegen „das Monderl“ genannt worden war. Aufjauchzend sprang sie von ihrer Bank empor, riß sich in ungestüme Freude den weißen Seidenschal von den Schultern, schwentte ihn wie ein Tuch und rief jubelnd:

„Wie kommt denn das Monderl hierher? Guten Tag, guten Tag!“

Der drollige Wandersmann schaute verblüfft nach rechts und links, gewahrte dann ein wehendes Seidenstück und erschaute beim Auswärtsblicken, zwischen dem Laubwerk hervorlugend, das süße, von Freude ganz erhellte Gesicht seiner ehemaligen Kollegin.

„Jesse, die Dora hängt da im Baum wie ein Aysel am Ast?“ fragte er überrascht.

Aber dann sah er an der winkenden, weißen Hand den goldenen Ehering blitzen, neben dem ein Diamant und ein großer grünäugiger Smaragd wetteifernd leuchteten, und erinnerte sich, daß die kleine



Phot. G. br. Gaedel.

Volkstrachten aus dem Gutachtal im oberen Schwarzwald.

Dora ein kolossales Glück gemacht hatte und zu einer Persönlichkeit geworden war, die man mit höchstem Respekt zu behandeln hatte. So verbeugte er sich dreimal sehr tief und voller Würde und sagte geschraubt:

„Es ist mir eine große Ehre, die Frau Baronin einmal wieder begrüßen zu können!“

Aber Dorothea winkte energisch ab und sagte: „Machen Sie doch keine Faren, Wunder! Kommen Sie hierher zu mir! Ich muß Sie hundert Sachen fragen!“

So sah denn bald ein seltsames Paar unter den alten Bäumen des Parkes. Ein kleiner, runder, ergrauter Komödiant und eine zarte, zierliche Frau mit tief-schwarzem Haar, hazelnußbraunen Augen und einem winzigen, roten Munde, der nicht einen Augenblick ruhig blieb, der unaufhörlich fragte und plapperte. Und Knudsen blieb keine Antwort schuldig. Seine anfängliche Befangenheit vor der vornehmen, eleganten Frau schwand rasch dahin, als sich Dorothea einfach, lieb und natürlich zeigte, als sie ihr blühendes Gesichtchen lächelnd dicht zu ihm neigte und im Eifer des Gesprächs ihre weiße Hand auf seinem Armel ruhen ließ. Er erzählte, daß

die ehemalige Kollegin Frau Anselma Ritter, die komische Alte, sich mit einem geizig zusammengeparten, kleinen Vermögen ins Privatleben zurückgezogen habe, daß Lecher, der Held und Liebhaber, sich von seiner Frau habe scheiden lassen, um eine arme, bildhübsche Choristin zu heiraten, und daß Fräulein Edith Müller-Rominten, die rührend-holbfelige Verkörperin des „Gretchen“ und der „Daphnia“, sich für einige Monate von der Bühne zurückziehen mußte, und daß man sich zuraunte, daß sie sich derweil einen süßen Buben zugelegt, als dessen Vater unter anderen auch ein in Finanzkreisen weitbekanntes und vielbesprochenes Börsenspekulant genannt wurde. Aber er erzählte auch von Wochen voll ernster, strenger Arbeit, von

Abenden voll rauschender Erfolge, von den Leiden und Freuden und dem tiefen, tränenvollen Glück, das nur die Selig-Unseligen kennen, die mit jeder Faser ihres Körpers der Kunst verfallen sind. Und Dorothea atmete tief und bang, als sauge sie lang entbehrte Heimatluft in sich hinein, ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. „Was die können, kann ich auch; kann es besser, kann es echter“, dachte sie mit leise nagendem Reiz. Sie sprang so ungestüm von der Bank empor, daß das behäbige Wunderl erschrocken zusammenzuckte.

„Spielen Sie einmal mit mir, Wunderl! Lassen Sie uns die Szenen aus der ‚Studentenliebe‘ durchprobieren. Die Anna war meine letzte Rolle. Ach, Sie werden sehen, ich kann noch was!“

Unter den alten Bäumen des Parkes erblühte ein seltsames Leben, vom Augenblick geschaffen und im Augenblick zerfallen. Eine süße, kindliche Frauenstimme klagte und schrie auf in heißem Schmerz, jubelte und zwischerte, ein zierliches Mädchen im erdbeerrotten Seidenkleid sah auf den Knien des alten Komödianten, legte die Arme um seinen Hals und nannte ihn mit den süßesten Namen der Liebe. Dorothea hatte den Gatten, die Schwiegermutter und den feierlichen Schwur, niemals wieder zu spielen, vergessen. Sie war nichts als die „Anna“, die Frühlingsliebe des reichen, jungen Studenten, die ihn mit wilder Glut zu sich zurückzwingen will, als er sich von ihr trennt, die ihn sich mit Küffen und Tränen und Schmeicheln noch einmal für den Rausch einer kurzen Stunde zurückerobert und die in den Tod geht, als er sie für immer verläßt.

Sie weinte heiße Tränen, sie schmiegte ihre zarte Wange fest an die Schulter des alten Knudsen, sie zitterte und bebte. Sie war so ganz verloren in ihr Spiel, daß ihr Leben war, daß sie das Rollen eines Wagens überhörte, daß sie nicht sah, wie ihr Gatte das Parktor öffnete, am Wege stehen blieb und zu ihr hinblickte, die einem Komödianten am Hals hing und süße, leise Worte rampte.

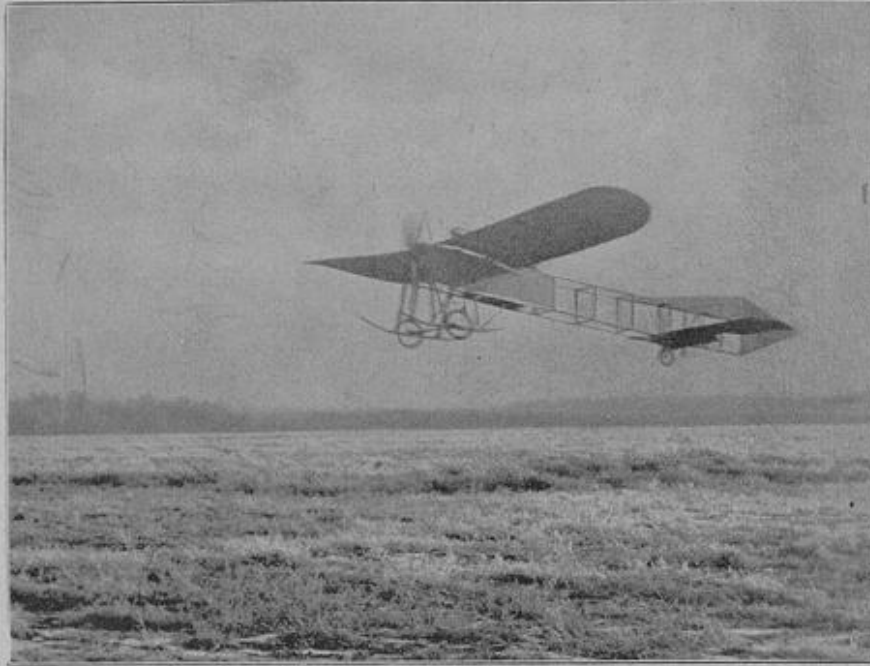
„Dorothea!“ rief der Mann, rief es laut voll Schmerz und Gram, rief es verzweifelt, als müßte er sie von einem Abgrund

zurückreißen, denn er sah wohl, daß das eine Kraft voll Naturgewalt war, die sich losgerungen und fessellos dahervallte. „Dorothea, wie kommst du mir das antun?“ rief er noch einmal, und Dorothea erwachte, erbleichte und sank weinend in ihres Mannes Arm.

Der umring sie fest, als wollte er sie nicht mehr aus seinen Armen lassen. Knudsen nahm verlegen seine Mühe auf, machte eine linksche Verbeugung und lehrte auf die Landstraße zurück, hinter deren Bäumen er rasch entschwand.

Der Baron legte den Arm um die Schulter seiner Frau und ging langsam mit ihr dem Schlosse zu. Dorothea lehnte sich in Erschöpfung dicht an seine Schulter und umklammerte fest seine Hand. Aber er lächelte nicht vor Glück, wie er es sonst tat, wenn seine Frau sich zärtlich zu ihm neigte. Ein tiefer Schmerz brannte in seiner Brust.

„Jetzt geht sie neben mir, als wäre sie mein eigen“, dachte er. „Und doch werde ich sie nicht halten können. Es kommt doch noch der Tag, an dem sie die Ketten zerreißt, die sie fesseln, mögen sie sich ‚Gold‘, mögen sie sich ‚Liebe‘ oder ‚Frieden‘ nennen... Ein Narr war ich, daß ich den Strom aufzuhalten, daß ich das Feuer zu bezwingen dachte. Nun verbrennt es sie und mich!“



Der erste deutsche Eindecker in voller Fahrt bei günstiger Windrichtung.

nicht durchführen ließ, die Fürstenburg zur Unterbringung dieser Reste der Vergangenheit benutzt werden. Das historisch-merkwürdige und architektonisch sehr interessante Gebäude wird zu diesem Zweck aus städtischem Besitz in denjenigen der Handelskammer übergehen. — In eigenartigem Gegensatz zu den Verkehrsmitteln modernsten Charakters, zu den Automobilen, Eisenbahn- und elektrischen Wagen, zu Equipagen und Zweirädern stehen in Bombay die von den Eingeborenen selbst der vornehmeren Klassen immer noch häufig benutzten, hant bemalten zweirädrigen Karren, die von den kleinen indischen Ochsen gezogen werden. Von der Mitte der Deichsel aus erhebt sich eine Stütze, an der die vom Verdeck des Wagens herüberreichende Sonnenschutzdecke befestigt ist. Die Verwendung von Eisenstücken wird an solchen Wagen tunlichst vermieden. — Beim Uhrendoktor in der kleinen französischen Stadt gibt's für das junge Menschenkind, das da so neugierig an dem Werkstattisch steht, gar viel zu schauen. Die altertümliche Zimmeruhr hat wieder einmal ihren Dienst eingestellt, und nun soll der „Uhrendoktor“ sehen, was ihr fehlt. Das Töchterchen hat so lange gebettelt, bis die Mutter sie auf diesem Gange mitgenommen, und nun blickt sie voll Spannung auf das umständliche Tun des alten Mannes, der zunächst einmal eine gründliche Ocularinspektion des Innern an dem Chronometer aus klüms Zeiten vornimmt. Es ist ein reizendes Idyll aus dem Kinder- und Kleinstadtleben, das H. Mosler in seinem Bilde darstellt. — Die Volkstrachten aus dem Gutachtal im oberen Schwarzwald zeichnen sich durch besonders bunte Zusammenstellung und namentlich durch die merkwürdigen Formen des Kopfpuzes aus. Der Sonntagstaat einer reichen Bäuerin in dortiger Gegend besteht aus den schwersten Seidenstoffen und weist regelmäßig auch kostbare Ketten und echt silberne oder goldene Spangen auf. — Der erste deutsche Eindecker hat in jüngster Zeit eine ganze Reihe weiterer Flüge in den verschiedensten Höhenlagen ausgeführt und sich dabei aufs beste bewährt

Unsere Bilder.

Jedem Besucher Innsbrucks ist die Fürstenburg Friedrichs „mit der leeren Tasche“ bekannt. Die schönste Zier des altertümlichen Burggebäudes ist der gotische Erker mit dem „Goldnen Dach“. Nunmehr soll, nachdem sich der Plan der Errichtung eines besonderen Museums für die reichhaltigen kunsthistorischen Sammlungen der Innsbrucker Handels- und Gewerbekammer aus Mangel an Mitteln

-m.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 18

Sonntag, den 1. Mai

1910

Agnete Kaas.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Anna Haadsgaard.

Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Der Regen hörte fast ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hatte. Die starken Windböen trieben die Wolken auseinander, und die Sonne brach wieder hervor. Der Wald wurde nach und nach lichter. Zwischen dem goldschimmernden Laub der Birken stand die Fische in dunklen Bronzeönen, während die zackigen Blätter der Ahornbäume blutrot flammten. Es glitzerte und funkelte von Millionen von Tropfen auf den Bäumen und der feuchten Erde. Ganz oben wurde der Himmel lichtblau, das Unwetter zog über die fernen Wälder hinaus. Ein leuchtendroter Schein lag auf den Wolken, als würden sie

nieder. Der Wald duftete nach dem Regen. Noch immer rauschte es in den Wipfeln, Harald hörte es aber nicht mehr. Er hörte nur Lottes lustiges Gepolter und das Rauschen ihrer seidnen Unterröcke.

Fräulein Sparre und Agnete hatten mit dem Abendbrot vergebens gewartet. Harald kam nicht. Beim Nachmittagstee hatte er gesagt, daß er wegen der Dreschmaschine nach Seehof gehen müsse, in einigen Stunden aber zurück sein würde. Er freute sich auf den



Rettung aus dem Schiffbruch. Von Rudolf Jordan.

vor einem inneren Brande erhellt. Lotte ergriff die Falten des Kleides mit der einen Hand und war mit einem Sprung auf dem Wege. Dann wandte sie sich nach Harald um und lächelte ihn mit ihrem üppigen roten Mund und den weißen Zähnen an.

Als er wieder an ihrer Seite war, nahm sie seinen Arm. Sie schritten langsam auf dem Waldwege dahin, er groß und schlank, fast steif in seiner Schlankheit, sie mit weichem, weiblichem Liebreiz an ihn gelehnt. Sie hüpfte über die Pfützen und lachte. Wenn der Sturm ihnen gerade ins Gesicht blies, suchte sie an seiner Schulter Schutz. Von den äußersten Zweigen der Bäume fielen die Tropfen auf sie

gemüthlichen Abend. Die neue Büchermappe war gekommen, und Harald wollte den Damen nach Tisch vorlesen.

Die Tafel war festlich gedeckt. Zwischen den Regenschauern war Agnete im Garten gewesen, um die frischesten Äiern zu pflücken, die sie finden konnte; jetzt standen sie mitten auf dem weißen Tuch in einem hohen Kristallglas. Aber Harald kam nicht. Schließlich gingen die Damen zu Tisch. Die Speisen wollten ihnen nicht munden. Sie aßen fast gar nichts. „Harald ist wohl auf dem Seehof geblieben“, sagte Laute Gertrud. Agnete nickte, glaubte aber nicht an Fräulein Sparres Erklärung. — Sie wußte, daß die alte Dame

selbst nicht daran glaubte. Ihre Gedanken trafen sich in derselben Furcht — ob er jetzt wohl bei Frau Tholander war, ob sie ihre alte Macht über ihn zurückgewinnen würde? —

Dann wurde abgedeckt, und sie saßen im Gartenzimmer, schweigend und verstimmt. Fräulein Sparres Stricknadeln klirrten mechanisch, Agnete blätterte in einem englischen Magazin, das sie gerade aus London bekommen hatte. Hin und wieder legte sie es nieder, stand auf und zog die Gardinen zurück, um hinauszuschauen. Es war ein wilder, stürmischer Abend. Kein Mondschein mehr. Zwischen den dunklen, unruhig hin und her schwankenden Bäumen dämmerte der Weg wie ein schmaler heller Streifen. Draußen kam aber niemand gegangen. Die Hängelampe mit dem gelben Schirm spiegelte sich in der Fensterscheibe. Agnete sah in dem Glas ihr eigenes Antlitz, so bleich und betrübt. — So mußte einer verlassenen Ehefrau zumute sein, die allein zu Hause sitzt und auf ihren Gatten wartet, der nicht kommt. — Ach, das war so schwer. — Die erdrückende Last auf der Brust — und der seelische Schmerz, der sich Luft zu machen suchte, aber mit aller Gewalt zurückgehalten werden mußte. — Die alte Tafeluhr tickte in der Ecke, so unendlich langsam. Die Zeit stand heute abend still. War die Uhr wirklich nicht mehr als neun?

Halb elf Uhr erhob sich Tante Gertrud und packte ihr Strickzeug zusammen.

„Jetzt gehe ich zu Bett, Agnete, und das solltest du auch tun. Es kann spät werden, bis Harald kommt. Hierzulande spielen die Herren gewöhnlich Karten, wenn sie zusammenkommen, und das dauert oft lange, namentlich auf dem Seehof. Denn der Pächter dort ist ein leidenschaftlicher Whistspieler.“

Der Pächter vom Seehof? Tante Gertrud hielt harmlos an ihm fest. Und doch war Agnete davon überzeugt, daß sie von ihren eigenen Erklärungen kein Wort glaubte.

„Gehst du auch zu Bett, Agnete?“

„Noch nicht, aber bald.“

„Nun, wie du willst, Kind. Vergiß nur nicht, wenn du gehst, die Lampe auszulöschen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Tante Gertrud.“

Agnete war allein. Jetzt brauchte sie sich nicht länger zusammenzunehmen. Jetzt konnte sie sich aus vollem Herzen ausweinen. Und doch wollten ihr die Tränen nicht kommen. Sie war zu unruhig dazu. Sie begann im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb von Zeit zu Zeit stehen und blickte zum Fenster hinaus. Nichts war zu sehen, nichts als das tiefe nächtliche Dunkel und die hin und her schwankenden Bäume. Wo war er — weshalb kam er nicht?

Sie fing an zu frieren. Es war Feuer im Ofen gewesen. Jetzt war es aber kalt im Speisezimmer. Agnete ging in ihre Stube, um sich etwas Warmes zum Überziehen zu holen. Sie fand einen dunkelroten Abendmantel mit weiten faltigen Ärmeln. Wie lange hatte sie ihn nicht benutzt! Bei seinem Anblick fielen ihr die Konzerte, die Theaterabende in London in der Gesellschaft ihrer Eltern und Arur Treemanns ein — die drei, die ihr damals die Liebsten von allen gewesen waren. War sie jetzt treulos gegen sie? Hätte sie gegen die neue Liebe ankämpfen sollen, die ihr Herz gefangen hatte? — Ach nein, es war gewiß keine Sünde, daß sie Harald liebte. Der Vater und die Mutter und Arur waren tot. Sie hatten Frieden; Harald lebte aber noch, und er war nicht glücklich. Er bedurfte ihrer! Und wußte er es auch selbst nicht, so fühlte sie es doch tief in ihrer Seele daß nur sie ihm in dem Kampf helfen konnte, der sein ganzes Dasein bedrohte. Sie zog den alten roten Abendmantel an. Ihre kleinen Hände verschwanden ganz in den weiten Ärmeln. Dem Mantel entstieg dabei ein Duft von „White Rose“, ein eigenartiges, altes, sorgfältig bewahrtes, trübe himmelndes Parfüm, das sie wie eine zarte Erinnerung an alte Tage umwehte.

So sah sie in ihrer dunklen Stube, über die letzte Glut des weißen Kachelofens gebeugt. Die Zeit verging. Jetzt schlug die Uhr im Speisezimmer zwölf. Sie sagte sich, daß sie ebensogut dort auf ihn warten könne. Denn sie war nun einmal fest entschlossen, bis Haralds Rückkehr anzubleiben. Vielleicht war es aber besser, wenn er sie nicht sähe. Deshalb wollte sie drinnen die Lampe auslöschen.

Sie erhob sich und zündete ein Licht an; denn sie wagte es nicht, im Dunkeln über den Flur zu gehen. In dem großen, stillen Hause, wo außer ihr bereits alles schlief, war es so unheimlich, und obgleich sie wußte, daß es töricht war, mußte sie an den alten Major denken, der sich oben auf Haralds Zimmer erhängt hatte.

In dem Augenblick, als Agnete auf den Flur hinaustrat, wurde die Gartentür geöffnet. Durch den Zug begann ihr Licht unruhig zu flackern und wäre beinahe erloschen. Trotzdem erkannte sie den Eintretenden. Es war Harald.

Er fuhr zusammen, als er ihrer ansichtig wurde.

„Aber Agnete, bist du noch auf?“

Ein fremder Klang lag in seiner Stimme. Im Schein des Lichts, das jetzt wieder klar und still brannte, sah sie wie blaß er war, und daß seine Kleider ganz durchnäßt waren. Er zog seinen Paletot aus und hing ihn an den nächsten Haken, wobei er es sorgfältig vermied, ihrem Blicke zu begegnen.

„Wie es regnet!“ sagte er mit derselben ganz veränderten Stimme.

„Bist du den ganzen Weg vom Seehof zu Fuß gegangen?“

„Ich komme von Dala.“

Sie fragte nicht mehr, war auch nicht überrascht. Eine innere Stimme hatte ihr ja die ganze Zeit gesagt, daß er bei Frau Tholander sein würde. Was mochte sich zwischen ihnen zugetragen haben? —

Harald stand noch da und machte sich mit seinem Rock zu schaffen. Agnete konnte sein Gesicht nicht sehen, seine Hände zitterten aber. Diese kalten, bebenden Hände riefen nach ihrer Zärtlichkeit, ihrem Mitleid. Sie trat näher an ihn heran.

„Komm jetzt ins Gartenzimmer, Harald. Die Lampe brennt noch drinnen. Ich werde dir eine Tasse Tee machen. Du siehst aus, als würde dir eine kleine Stärkung guttun.“

Wie wohlthuend war ihre Stimme! Schon diese einfachen, alltäglichen Worte waren beänstigend für die Unruhe seiner Seele! Er durfte Agnetes milde Fürsorge aber nicht annehmen, wenigstens heute Abend nicht. Es war noch gar nicht so lange her, daß er im Vorzimmer auf Dala gestanden und Lotte in seinen Armen gehalten hatte. Sie hatte sich ihm im Halbdunkel genähert, sich plötzlich an seine Brust geworfen und ihn geküßt — geküßt, daß er alles in der Welt über der Leidenschaft vergessen hatte, die jetzt wieder zum Leben erwacht war. — Er hatte ihr die Küsse zurückgegeben, er hatte versprochen, sie bald zu treffen, — so oft sie wollte. Und als er einen Augenblick später dem Gutsbesitzer Tholander die Hand zum Abschied reichte, hatte er gefühlt, daß er ein christlicher Mann sei. Dies bittere Gefühl der Scham, der Ehrlosigkeit kehrte jetzt wieder, als er Agnete gegenüberstand. Er wußte, daß sie ihm die Liebe geben konnte, die wie das gesunde, tägliche Brot ist, das Glück, das das ganze Leben dauert. Jetzt war es aber zu spät. Er hatte es alles selbst leichtfertig verspielt!

„Nein, danke, Agnete, ich bin weder hungrig noch durstig“, sagte er tonlos. „Ich gehe gleich zu Bett.“

Er ging an ihr vorbei der Treppe zu. Dort blieb er stehen, von einer Eingebung getrieben, der er nicht zu widerstehen vermochte, und wandte sich um. Wie rührend sie ausah, wie sie da stand, so kindlich zart in dem großen, roten Mantel, mit dem dunklen Rahmen des Haars und dem schmalen, bläulichen Antlitz mit den fragenden, bittenden Augen!

Unwillkürlich trat er einen Schritt auf sie zu und streckte die Hand aus.

„Habe Dank dafür, daß du aufgeblieben bist und auf mich gewartet hast, Agnete. Gute Nacht!“

„Gute Nacht.“

Ihre Hand lag sicher und fest in seiner. Da trat ein Lächeln in ihre Augen. Gott sei Dank, er war für sie doch noch nicht verloren! Sie mußte nur geduldig ausharren. Nie fragen, sich nicht aufdrängen, nur ruhig abwarten und ihm mit Zärtlichkeit begegnen, bis die Zeit da war, wo er sie selbst aufsuchte.

Ah, wie freute sie sich, daß er umgekehrt, daß er zurückgekommen war!

6. Kapitel.

In der nächsten Zeit sah Agnete nicht viel von Harald. Mit den gemüthlichen Abenden war es vorüber. Er war in der Regel drinnen, und geschah es ausnahmsweise, daß er einen Abend zu Hause blieb, so ging er meistens gleich nach Tisch auf sein Zimmer. Sein Wesen war unberechenbar. Bald war er still und traurig, bald suchte er seine Gemütsbewegung hinter einer gezwungenen Heiterkeit zu verbergen. Fräulein Sparre und Agnete gingen still umher, ohne über das zu sprechen, was ihre Gedanken am meisten bewegte. Agnete spielte nicht mehr. Das Klavier stand unberührt. Den größten Teil des Tages verbrachte sie in ihrem Zimmer. Sie beschäftigte sich mit den Blumen und blätterte in ihren Büchern, aber ohne Interesse an etwas zu finden. Es war, als sähe sie nicht, was sie unter den Händen hatte. Jedesmal, wenn sie Haralds Stimme oder den Klang seiner Schritte im Vorzimmer hörte, ließ sie ihre Arbeit liegen und horchte, horchte angespannt mit allen Sinnen, mit ihrer ganzen Seele. Die Schritte machten aber nie an ihrer Tür halt, die Stimme rief sie nicht.

Der Herbst schritt weiter vorwärts. Es war nicht mehr die milde Schwermut des Septembers, nicht die glühende Farbenpracht des Oktobers, wo die dahinterende Lebenskraft des Jahres noch einmal in Glanz und Jubel emporlodert, ehe alles vorbei ist — es war ein grauer, farblos, trauriger November mit Regen und Nebel, mit kurzen, trüben Tagen, die alle Schaffenslust erstickten und alle Hoffnung niederhielten. Und Agnete kam ihrem Ziel nicht näher, sie gewann Haralds Vertrauen nicht und blieb ohne Einfluß auf ihn. Sie sah, daß er unruhig und gepeinigt war — in weit höherem Grade als früher; sie hatte aber den Mut nicht, ihn nach dem Grund zu fragen. Außerdem — sie kannte ihn ja, sie wußte, daß Lotte ihn von Tag zu Tag fester an sich knüpfte. — Und welche Macht bejaß sie, dies Unglück abzuwehren? Er hatte ja für sie keine Augen mehr, er schien es vergessen zu haben, daß sie überhaupt da war.

Doch darin irte sie sich. Harald war für Agnetes Gegenwart nicht so blind und unempfindlich, wie sie selbst glaubte. Es gab aber Zeiten, wo er ihren Anblick kaum zu ertragen vermochte — gerade weil sie für ihn das Glück war, das Glück, das er nie gewinnen konnte. Er fühlte sich an Lotte gebunden, halb durch einen Sinnes-tausch und halb mit einem gewissen Mitleid. Einige Male hatte er

sehen, wie brutal Tholander zu seiner Frau sein konnte, wenn die Wut ihn ergriff und ihn aus seiner gewöhnlichen schlaffen Gleichgültigkeit riß. In solchen Augenblicken war Harald gezwungen, sich an Gottes Seite zu stellen und ihre Sache zu der seinen zu machen. Wenn sie sich dann dankbar an ihn schmiegte, konnte er sie nicht ganz von sich stoßen. Allerdings konnte er Lotte zu genau, um sich unbedingt auf sie zu verlassen. Er wußte, daß sie nicht immer die Wahrheit sagte. Aber geschah ihr auch vielleicht nicht so viel Unrecht, wie sie es selbst darstellte, so war doch offenbar, daß ihre Ehe unglücklich war. Und dies genügte, um Harald Mitleid einzulößen. So ließ er sich immer tiefer in das Netz ziehen, das sie um ihn spannte, und es wurde ihm immer schwerer, ihrem Mann frei in die Augen zu sehen. Noch war er nicht Gottes Liebhaber. Überwältigte ihn aber eines Tages die Leidenschaft, dann — ja dann wußte er, daß sein Leben verspielt war. Wie Harald Sparres Charakter einmal war, mußte alles um ihn zusammenbrechen, wenn er seine Selbstachtung verlor.

In der letzten Zeit war nun noch dazugekommen, daß er angefangen hatte, zu spielen. Immer war es Tholander, der ihn aufforderte. Vielleicht wollte er sich an dem Manne rächen, den seine Frau in so auffälliger Weise bevorzugte. Harald war ein ungeübter Spieler. Er verlor immer, — und Tholander wußte, daß er keine Verluste ertragen konnte. Vielleicht hatte er die Absicht, ihn zu ruinieren. Harald lebte wie in einem Fiebertraum, — unfähig, dagegen zu kämpfen und die drohende Krisis abzuwehren, die näher, immer näher kam.

Da geschah es eines Morgens, daß es Agnete beim Erwachen leichter ums Herz war als seit langem. Sie war sich anfänglich über den Grund nicht recht klar, bald aber sah sie, daß im Zimmer ein anderes Licht herrschte als bisher. Ein klares, bläuliches Licht, das durch die herabgelassenen Jalousien hereindrang, kalt und scharf wohl, aber ganz anders belebend als das graue Halbdunkel, in dem sie seit Wochen gelebt hatte. Als sie ans Fenster trat, sah sie, daß es in der Nacht stark gefroren hatte. Die Fenster hatten einen Rand von scharfgezackten, weißen Eislilien, draußen war die Erde weiß von Reis, der in der Sonne eines ganz hellblauen, frostklaren Himmels glitzerte. Der Winter war gekommen, und sie begrüßte ihn mit Freude. Er war weit besser als der trostlose Spätherbst, der nichts war, als ein einziges langes Begräbnis der dahingegangenen sommerlichen Schönheit. Der Winter brachte reine Luft und härtere Kälte — er würde ihr auch den Mut und den Willen zur Ausführung ihrer Vorläge bringen. Heute wollte sie mit Harald sprechen.

Der größte Teil des schönen, sonnenklaren Tages ging aber dahin, ohne daß sich eine Gelegenheit dazu bot. Erst in der Dämmerstunde waren sie im Wohnzimmer allein.

Da raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und bat mit unsicherer Stimme:

„Willst du nicht mit herüberkommen und dir mein Zimmer ansehen, Harald? Ich habe so viele hübsche Bilder. — Du bist, solange ich hier bin, noch nicht dort gewesen.“

Er blickte sie erstaunt, fast unwillig an.

„Es ist gegenwärtig zu dunkel, um Bilder anzusehen, Agnete. Laß uns bis auf ein andermal warten.“

Sie fuhr aber fort zu bitten.

„Ach nein, komm jetzt. Ich möchte gern mit dir in aller Ruhe sprechen.“ Darauf folgte er ihr ohne weitere Einwendungen.

Eine merkwürdige Stimmung ergriff ihn, als er bei ihr eintrat, ein Friede, wie er ihn lange nicht gekannt hatte. Ihr Zimmer war wie sie selbst. Schon in der Luft lag etwas Reines und Feines, etwas heimlich Sicheres. Hier mußte man gedämpft und weich sprechen, hier mußte man mit behutsamen Schritten auftreten. Und vereint mit dem Frieden und der Gemütlichkeit herrschte hier eine Schönheit, die ihn bezauberte. Mit wenigen Mitteln hatte Agnete das Zimmer umgeschaffen. Kissen und Teppiche in matten, fein abgestimmten Farben, Blumen überall und Bilder voll von dem milden, überfülllichen Liebreiz der modernen englischen Kunst. Da waren Photographien und Kupferstiche von Rosettis „Beatrice“, Burne Jones' „Liebe zwischen den Ruinen“ und den „Jungfrauen auf der goldenen Treppe“. Durch die zwei großen Fenster fiel ein klares, bläuliches Licht von dem frostkalten Abendhimmel in das Zimmer und traf dort auf den roten Feuerschein aus dem Kamin, wo die Birkenrinde knisterten und knatterten Gemischt mit dem Duft des brennenden Holzes schlugen ihm die Geister der Nymphen entgegen, heimlich und wohlbekannt von Beilchen und Nefeda, erotisch heiß aus den weißen Sammetbedern der Tuberosen und den bläulichen Nelken der Nerien. — Es war der einzige Luxus, den Agnete sich hier auf dem Lande gestattet. Sie ließ sich die Blumen wöchentlich zweimal in großen Kisten von einem Gärtner in Stockholm kommen. Sie liebte Blumen und konnte nicht ohne sie sein. Sonst teilte sie ganz das anspruchslos-leben der anderen, und nichts in ihrer Kleidung oder ihrem Wesen deutete darauf, wie reich und verwöhnt sie war.

Auf Agnetes Schreibtisch stand eine kleine italienische Lampe von geschmücktem Schmiedeeisen mit einer Kuppel aus dunkelrotem Glas. Sie zündete sie an, als sie das Zimmer betrat, und in dem warmen Licht sah es aus, als würden die zwei großen Bilder über dem Schreibtisch plötzlich lebendig. Harald blickte zu ihnen empor.

„Das sind ja deine Eltern“, sagte er. „Die Bilder sind gut, sie sehen aber älter aus, als ich sie in der Erinnerung habe.“

„Das ist leicht erklärlich“, antwortete sie. „Die Bilder stammen aus ihrem letzten Lebensjahr. Sie sind kurz vor ihrem Tode in England gemalt.“

Sein Blick fiel auf ein kleineres Bild, das darunterhing. — Das Porträt eines jungen Mannes mit einem feinen und kräftlichen Gesicht.

„Wer ist das?“ fragte er. Aber schon in demselben Augenblick bereute er seine Frage. Er hätte es sich ja selbst sagen können. Jetzt hatte er sie ohne Grund betrübt.

Agnete war etwas blaß geworden. Ihre Hände zitterten, während sie sie über die krausen Blätter eines weißen Chrysanthemums gleiten ließ.

„Das ist Artur Freemann“, sagte sie. „Wir waren verlobt — er starb aber.“

„Verzeihung!“ Er legte seine Hand auf ihre. Sie blickte auf und lächelte schwach.

„Ich habe nichts zu verzeihen.“

„Ich wußte, daß du verlobt warst. Tante Gertrud hat es mir gesagt.“

„So — sie hat es dir gesagt?“ — antwortete Agnete zögernd.

Harald nahm die rote Lampe und hielt sie vor eine Gruppe Bilder von Burne Jones, die zwischen den Fenstern an der Wand hingen. Lange betrachtete er sie alle aufmerksam — dann stellte er die Lampe auf ihren Platz und wandte sich lächelnd nach Agnete um.

„Siehst du nicht, daß alle diese jungen Frauen Ähnlichkeit miteinander haben — und daß sie alle dir gleichen?“ fragte er. „Das ist überall derselbe Typus: wallendes Haar um ein schmales, feines Gesicht, große, schwermütige Augen und ein reizender, leicht gebogener Mund. — Ich möchte wissen, ob die Ähnlichkeit nicht daher kommt, weil du sie immer und immer wieder angeschaut hast.“

„Ich habe meine Frisur und mein Kostüm vielleicht etwas danach zugeschnitten. Das übrige — —“

„Ja, das übrige hat natürlich die Natur getan. Das ist eine Erbschaft deiner verstorbenen Mutter. Aber komm, laß uns drüben Platz nehmen; das scheint dort eine gemütliche Plauderecke zu sein.“

Er zog sie mit sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers nach einem kleinen, moosgrünen Sofa, das halbversteckt unter ein paar großen Palmen stand.

Dort saßen sie eine Weile, ohne zu sprechen, nebeneinander. Dann streckte er seine Hand aus, suchte im Dunkel nach ihrer und fand sie bald.

„Sag' mir eins, Agnete.“ fragte er leise; „glaubst du, daß man mehr als einmal lieben kann?“

Ihr Herz klopfte stark. Was mochte er mit der Frage meinen?

„Ich weiß nicht“, sagte sie. „Vielleicht kann man nur einmal wirkliche, tiefe Liebe fühlen, aber“ — — Ihre Stimme sank zu einem Flüstern hinab, „man kann sich so leicht irren und einem andern Gefühl den Namen ‚Liebe‘ geben.“

„Welches Gefühl meinst du?“ fuhr er fort. Er sah mit ihrer Hand da und spielte mit ihren Ringen, nicht zart, sondern ziemlich unjant, so daß es sie schmerzte. Aber sie beachtete den Schmerz nicht. Jede Berührung seinerseits tat ihr wohl.

„Zum Beispiel kann man vielleicht ein aus Mitleid oder Bewunderung hervorgegangenes Gefühl mit Liebe verwechseln.“

„Und welches Gefühl hegtst du für deine erste Liebe, Agnete — glaubst du, daß diese nur Mitleid — und Bewunderung war?“

Sie beugte den Kopf leicht vornüber. Im Schein der roten Lampe sah sie Arturs Bild über dem Schreibtisch. Sollte sie ihn jetzt verleugnen? — Die Liebe aber, die sie jetzt empfand, war so warm und stark, daß sie alles forderte — auch ihre Vergangenheit, auch ihre Erinnerungen. Harald sollte die Antwort haben, die er erwartete und wünschte. Wer nicht alles gibt, kann nichts gewinnen.

„Ja“, flüsterte sie.

Er rührte sich nicht, drückte ihre Hand nicht einmal fester. Ihr wollte es aber scheinen, als erbelle ein Freundschaftslicht seine Augen.

„Es gibt aber noch ein anderes Gefühl, das oft mit der Liebe verwechselt wird“, sagte er nach einer Weile. „Wir haben früher davon gesprochen. Es ist die Sinnlichkeit.“

Sie zuckte zusammen, entzog ihm aber ihre Hand nicht.

„Ihr wollt nichts davon wissen, ihr edlen Frauen. Kaum den Namen darf man nennen. Und doch ist die Sinnlichkeit eine Macht, die das Leben manches Menschen vernichtet.“

„Ein Mensch kann aber nicht ohne eigene Schuld vernichtet werden“, sagte sie schein. „Man kann doch wohl auch kämpfen.“ — — „Glaubst du?“ fragte er spöttisch. „Das ist leichter gesagt als getan.“

„Das braucht nicht leicht zu sein. Wer starke Leidenschaften hat, hat gewöhnlich auch einen starken Willen.“

„Nicht immer — auf dem Gebiet.“

„Nun, dann findet sich wohl jemand, — der gerne helfen möchte.“

Sie sprach leise, so leise, daß es ihm in seinen Ohren nur wie ein Atemzug erschien. Aber doch erlauchte er jedes Wort und verstand alles, was darin lag. Es würde ihn nur einige wenige Worte kosten, eine einzige, einfache Frage, dann gehörte sie ihm. Die schaute

Hand, die er in seiner hielt, würde, wenn er sie nur nicht selbst losließ, ihn treu fürs ganze Leben halten. Mit ihr würde er seinen Frieden, seine Selbstachtung zurückgewinnen. Nur sie konnte ihm helfen, das Verhältnis zu brechen, das ihn erniedrigte. Und mehr als das — in diesem Augenblick fiel im der Gedanke an ihren Reichtum ein. Er bedeutete Freiheit von all den kleinlichen Widerwärtigkeiten und der Sorge um das tägliche Auskommen, die ihn jetzt peinigten und schlaf machten, die Gelegenheit zur Fortsetzung der abgebrochenen Studien, ein Leben ohne hemmende Schranken, reich und schön, voller Abwechslung und geistiger Anregung. Da erschraf er über sich selbst. Während sie bereit war, ihm ihr warmes Herz und ihre junge, unberührte Schönheit zu schenken, sah er da und dachte an ihr Geld und die Vorteile, die er aus einer Verbindung mit ihr ziehen würde. Was konnte er ihr als Ersatz geben? Daß er arm und verschuldet war, war wohl das wenigste, er vermochte ihr aber nicht seine ganze, volle Liebe zu schenken — nur brüderliche Gärlichkeit. Er fühlte es selbst, daß seine Seele von dem unglückseligen Verhältnis zu Lotte beschmutzt war. Vermochte er es, sich loszureißen? Würde er nicht wieder der Versuchung unterliegen, vielleicht schon beim ersten Zusammentreffen und auch noch, wenn er bereits Agnetes Gatte war? Er hatte kein Vertrauen mehr zu seiner Kraft. — Und die Verachtung, die er für sich selbst fühlte, verwandelte sich zur Bitterkeit gegen Agnete — ganz unverschuldet, das wußte er wohl. Er konnte es aber nicht lassen, sie in diesem Augenblick zu peinigen, wo er selbst so viel litt.

„Jemand, der gern helfen möchte —“, sagte er bitter und ließ plötzlich die Hand los. „Wer wird einem andern Menschen helfen, wenn es wirklich darauf ankommt? Die Eigenliebe ist es, die die Welt regiert. Jeder denkt nur an sich selbst.“

Sie sank wie unter einem Schlag zusammen, so gewaltsam, so ganz unerwartet war seine Antwort gekommen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sprechen konnte. Endlich aber sagte sie — ebenso sanft wie immer, nur mit einem Unterstrom von Trauer in der Stimme: „Ich glaube, daß du dich irrst, Harald. — Es gibt Menschen — wenigstens Frauen — die gern alles für den opfern, den sie lieb haben.“

„Opfern!“ wiederholte er scharf. „Ja, das ist ein Wort, das die Frauen lieben. Einzelne von ihnen können nur glücklich sein, wenn sie in der Vorstellung leben, daß sie sich einem von uns sündigen Männern geopfert haben. Sie arbeiten sich zu einer Ekstase empor, wo das Leiden für sie zur Wollust wird. Siehst du denn aber nicht, daß das auch eine Form von Eigenliebe ist? — Es liegt ein hoher Grad von Selbstbewunderung, von Selbstvergötterung hinter diesem Drang, einen andern zu retten. Man genießt seine eigene Güte — man wird ein Märtyrer in seinen eigenen Augen. In dem Ganzen ist etwas Ungeheures. Genau genommen, verstehe ich nicht, daß ein solches Opfer so vielen Dank wert ist.“

Agnete sah da und lauschte atemlos, von Entsetzen über seine Worte ergriffen. Sie schienen ihr ein Streiflicht über etwas in ihrer eigenen Seele zu werfen, das sie nicht begriff. War es wirklich wahr — liebte sie ihn selbst und nicht seinetwegen? Suchte sie ihn zu gewinnen, um die Leere in ihrem eigenen Leben auszufüllen?

— Sie wußte wohl, daß sie sich bisweilen so merkwürdig glücklich gerade bei der Vorstellung gefühlt hatte, daß sie seinetwegen, durch ihn — — litt. War das vielleicht etwas krankhaftes, hysterie — oder eine verfeinerte Form von Sinnlichkeit? — Ach, wie entsetzlich es war! Sie sah wie versteinert da und starrte in ihre eigene Seele. Jetzt hatte er sie so arm gemacht, wie ein Mensch sein konnte. Er hatte ihr den Glauben an das Recht ihrer Liebe geraubt.

Ihr Schweigen erschreckte ihn. Es war nicht seine Absicht gewesen, sie zu kränken. Er hatte gesprochen, wie ein verzweifelter Mensch spricht, rücksichtslos, ohne daran zu denken, wo sein Wort traf. Sie sah dort so still, so schlaf — — wie konnte er so gegen sie sein? Weil er selbst unglücklich war, brauchte er doch nicht andere unglücklich zu machen! Er ging hier umher und peinigte sie, Tante Gertrud und Agnete, die beiden einzigen, die ihn lieb hatten und ihm wohlwollten. Ramentlich versündigte

er sich an Agnete — sie vertrat wohl am wenigsten. Er haßte sich selbst, weil er so grausam gegen sie gewesen war.

„Ich sitze hier und warte auf deine Einwendungen“, sagte er in einem Ton, dem er einen leichteren und lichterem Klang zu geben suchte. „Ich bin immer bereit, auch andere Ansichten als die meine zu hören.“

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Vielleicht habe ich keine Einwendungen zu machen“, sagte sie müde. „Ich fürchte, daß du recht hast. Du siehst so klar. Danach wäre aber alle Liebe, die Gegenliebe fordert, egoistisch.“

„Ach nein, das darfst du nicht sagen!“ rief er eifrig. „Es ist mir peinlich, meine eigenen Äußerungen aus deinem Munde zu hören. Das eine lannst du von Tante Gertrud lernen: Sie läßt mich ruhig ausreden, weicht aber keine Handbreit von ihren eigenen Ansichten ab. Siehst du, wir Männer necken euch Frauen zwar gern, weil ihr so sentimental und ideal veranlagt seid; im Grunde genommen lieben wir es aber. Die Frauen sollen aufbauen, Agnete, und der Steptizismus reißt nur nieder.“

Sie sah still und in sich selbst versunken da, als verfolge sie

ihre eigenen Gedanken, ohne auf seine Worte zu hören. Als er schwieg, blickte sie zu ihm auf. Er fand, daß ein feberhafter Glanz aus ihren braunen Augen strahlte, während eine starke Röte ihre Wangen färbte — vielleicht war es aber nur der Widerschein der Flammen im Kamin.

„Harald“, sagte sie leise; „wenn du einmal eine Liebe triffst, die alles gibt — und zum Ersatz nichts, gar nichts fordert, wirst du dann an sie glauben?“

„Aber, liebe Agnete!“ — Er wußte nicht, was er sagen sollte. Der Ausdruck in ihrem Gesicht verwirrte und erschreckte ihn.

„Versprich mir, daß du an sie glauben willst“, bat sie.

„Ja — ja gewiß — ich verstehe aber nicht, was du meinst.“

„Du wirst es schon verstehen, wenn die Zeit kommt.“

Er wollte antworten, wollte etwas einwenden, konnte die richtigen Worte aber nicht finden. Er fühlte sich peinlich von der Mischung, berührt, die die Unterhaltung genommen hatte. Da wurde draußen auf dem Flur geläutet. Harald sprang mit einem Seufzer der Erleichterung auf.

„Tante Gertrud läutet. Das Abendbrot ist angerichtet.“



Rudolf Jordan in seinem Atelier in der Alten Kunstakademie zu Düsseldorf.

Gezeichnet von seinem Jugendfreund Henry Ritter.



Die erste Lüge.

Nach dem Gemälde von Rudolf Jordan.

Agnete rührte sich nicht. „Kommst du nicht, Agnete?“ — er streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Aufstehen zu helfen; sie nahm sie aber nicht. „Danke sehr. Bitte Tante Gertrud, mich zu entschuldigen. Ich kann heute Abend nicht essen.“

„Welcher Unsinn!“ Er runzelte die Brauen. „Wie kommst du nur auf den Einfall? Steh jetzt auf und sei ein gutes Mädchen!“ fuhr er ungeduldig fort.

Gegen ihre Gewohnheit gehorchte sie ihm nicht. Sie schüttelte den Kopf und wiederholte mit ihrer sanften, müden Stimme:

„Ich kann nicht essen. — Ich gehe gleich zu Bett.“

„Bist du krank?“ fragte er, gleichzeitig erregt und ängstlich.

„Nein, man hat aber doch bisweilen das Bedürfnis des Alleinseins. Das kennst du gewiß auch.“ Er begriff, daß hierin eine Zurechtweisung lag — wohl die erste, die sie ihm je gegeben hatte. Er biß die Lippen zusammen, verwundet und gekränkt.

„Nun, wie du willst. Gute Nacht, Agnete.“

„Gute Nacht — —“ Die Tür hatte sich hinter ihm

geschlossen, und er war im Korn gegangen. Agnete sank in tränenlosem Schmerz zusammen. Ihr war, als habe sie jetzt, nach dieser Unterredung, alles verloren. Für ihre Liebe hoffte sie nichts mehr.

Plötzlich fühlte sie einen Stich in der Seite, der ihr fast den Atem raubte. Sie hatte denselben Schmerz in letzter Zeit mehrmals gespürt. Und sie wartete in angstvoller Spannung — ja, jetzt kam der Husten. Etwas Feindliches und Warmes drang aus ihrem Mund hervor. Sie drückte ihr Taschentuch an die Lippen.

Einen Augenblick war es, als höre ihr Herz zu schlagen auf. Eine lähmende Angst ergriff sie. Ihr war, als gleite der Boden ihr unter den Füßen fort. Vor wenigen Minuten hätte sie in ihrer bitteren Enttäuschung vielleicht gewünscht, daß es bald mit ihr zu Ende sei. Jetzt fühlte sie aber nur eine entsetzliche Angst. — Um Gottes willen, war es der Tod? Nein, sie durfte nicht sterben. Das Leben war doch so schön. Schon das Licht des Abendhimmels draußen, die Sterne und die mit Raubreis bedeckten Bäume, wie wundervoll war das — — und ihre Blumen, in einziges kleines Beilchen. Ja, wie herrlich!

Sie mußte aber Gewißheit haben. Sobald der Schwindel etwas vorüber war, erhob sie sich und trat ans Fenster — — Ja, sie hatte sich nicht geirrt. Auf dem Taschentuch war Blut.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Jordan.

(Mit Abbildungen auf den Seiten 137, 140—143.)

Als Sohn des Geheimen Justizrats Jordan wurde Wilhelm Rudolf Jordan am 4. Mai 1810 in Berlin geboren. Seine Vorfahren stammten aus Frankreich, hatten nach Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) auswandern müssen und fanden, wie so viele ihrer Schicksalsgenossen, auf Einladung des Großen Kurfürsten in dessen Landen eine neue Heimat. Karl Stefan Jordan, der rühmlich bekannte Freund Friedrichs des Großen, war der Urgroßvater Rudolfs. Dieser zeigte schon als Knabe ein ausgesprochenes Talent für Zeichnen und Malen; jedoch mehr als zur Betätigung mit Griffel und Pinsel übte sich der Jüngling zur Reitkunst hingezogen; als das erstrebenswerteste Ziel schwebte ihm das Amt eines königlichen Stallmeisters vor. Seinen unablässigen Bitten gab der Vater endlich nach; Rudolf war als Eleve anderthalb Jahre mit Lust und Liebe in Stall und Reitbahn tätig, daneben aber auch bestrebt, daheim in den Mußestunden die Tageserlebnisse zeichnerisch festzuhalten. Die warme

Anerkennung, welche die so entstandenen Schilderungen fanden, bestimmten den Vater, ihn der begonnenen Laufbahn zu entziehen und ihm die Ausbildung als Maler vorzuschreiben. fand der widerwillig Gehorchende auch bei seinem Lehrer, dem Professor Wach, so wenig die ihm zuzagende Richtung, daß er es darauf anlegte, von ihm entlassen zu werden, so hatte dennoch die Liebe zur Malerei zu sehr die Oberhand gewonnen, als daß er ihr hätte untreu werden mögen. Gleich sein erstes Bild „In der Lotfenhütte“, das er 1832 vollendete und das König Friedrich Wilhelm III. kaufte, entlehnte er dem Gebiet, auf dem er zeitlebens nahezu ausschließlich sich als Künstler hohen Ranges bewähren sollte, und zwar als derjenige, dem die Malerei dessen Eroberung verdankte. Auch die erste Note, die durch das an Gefahren reiche Leben der Schiffer und Fischer mahnend ertönt, wurde hier bereits angeschlagen. Das alte Ehepaar, das die Lotfenhütte auf Rügen bewohnt, blickt sorgenvoll hinaus auf die hochgehende See.

Das Jahr darauf wandte Jordan sich nach Düsseldorf zur Vollständigung seiner künstlerischen Ausbildung; Shadow und Karl

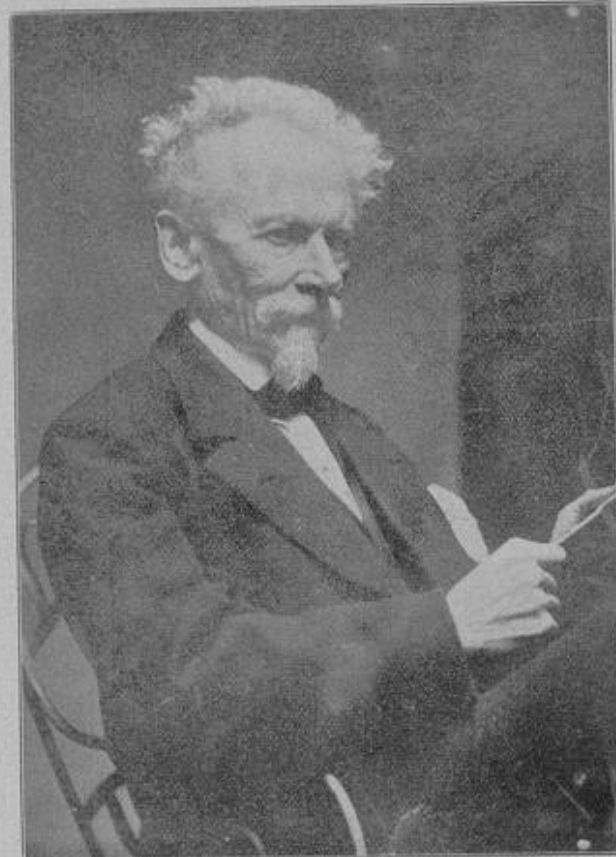
Sohn, der später sein Schwager wurde, waren seine Lehrer. Daneben nahm er auch regen Anteil an dem fidelem Leben, das die jungen Künstler in der damals recht kleinen Stadt harmlos ausgelassen führten, jedoch zumeist des weisen Spruchs: „Erst mach' dein Sach', dann trink' und lach'!“ — eingedenk blieben. Als der Sommer herankam, unternahm er mit Adolf Schrödter eine Studienreise nach Helgoland und schuf nach der Heimkehr den „Heiratsantrag auf Helgoland“, den er auf die Berliner Ausstellung von 1834 schickte und der ihm im Fluge große Popularität erwarb; das Bild befindet sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie. Begreiflicher Weise fand er sofort Nachahmer. Der „Heiratsantrag“ selbst wurde in Vervielfältigungen größeren und kleineren Formats mit und auch ohne Genehmigung des Künstlers massenhaft verbreitet; die „höhere Tochter“ mühte sich ab, auf Stramin mit farbiger Seide oder Wolle die Gruppe wiederzugeben; Teller, Tassen, Dosen und Sonstiges wurden mit derselben dekoriert, und selbst dem Schicksal, auf die Bühne gebracht zu werden, entging sie nicht.

Was Jordan für die Düsseldorfer Malerschule bedeutete, hat Pecht in die Worte zusammengefaßt: „Frühen Fluß dramatisches Leben in der Darstellung, seine Beobachtung der Natur brachte erst Rudolf Jordan durch seine Schilderung des Seemannslebens in die Schule.“ Ein gleichwertiges Lob verdient sein Altersgenosse Johann Peter Hasenleber; aber ihm gegenüber

war Jordan im Vorteil, weil dem derzeitigen Geschmack die mit einem gewissen gefährdend romantischen Nimbus ausgezeichneten Leute „von der Waterkant“ mehr zusagten als die verhältnismäßig schlichten, alltäglichen Typen der nächsten Umgebung.

Zu den Künstlern, denen wohl ein erster Wurf gelingt, die jedoch danach Neues nicht mehr zu bringen wissen, gehörte Jordan nicht. Seine Meisterschaft bewährte er dadurch, daß er die durch fortgesetzte Studien an Ort und Stelle — auf Helgoland, an der holländischen und der normannischen Küste — erlangte genaue Kenntnis des Lebens der Strandbewohner zu immer neuen Szenen, ernsten und heiteren, zu gestalten wußte. Allerdings hat er, dem Verlangen der Kunstfreunde nachzukommen, viele seiner Bilder wiederholt gemalt; aber auch in diesen Fällen verstand er originelle Änderungen anzubringen. Daß er auch ein gesuchter Lehrer war und viele namhafte Maler zu seinen Schülern zählte, verdient ebenfalls erwähnt zu werden, wie auch der Umstand, daß er den Bestrebungen der Kunstlerschaft und nach wie vor dem geselligen Frohsinn eifrig zugetan war.

Länger als ein halbes Jahrhundert hat er Düsseldorf angehört. Hier schloß er seine beiden Ehen, die erste mit Sophie, geborene von



Rudolf Jordan.

Müllmann, die ihm am 12. Mai 1838 angetraut wurde. Von den sechs Kindern dieser Ehe wurden drei früh dahingerafft; die drei anderen weilen noch unter den Lebenden. Nach dem 1863 erfolgten Tode seiner Gattin heiratete er Maria, geborene Freiin von Hanstein, die er 1885 ebenfalls durch den Tod verlor. Er selbst schied am 26. März 1887 aus einem Leben, reich an künstlerischen Erfolgen und ehrenvollen Auszeichnungen. Ein ihm gewidmeter Nachruf besagt: „Professor Rudolf Jordan gehörte zu den Persönlichkeiten, die das Alter nicht an sich herankommen lassen. Wie sich in seiner äußeren Erscheinung bis zuletzt Frische und Elastizität zeigten, so trugen auch die Werke der letzten Schaffensperiode nirgends den Stempel der durch das Alter geschwächten künstlerischen Kraft. Sie zeigt sich noch vollauf in seinem Bilde „Nach dem Sturme“, mit welchem der greise Meister im vorigen Jahr die Jubiläums-Ausstellung beschiede.“ — Unsere Abbildungen, teils nach Gemälden des Künstlers, teils nach Zeichnungen seiner Freunde, werden zweifellos bei der älteren Generation so manche beifällige Erinnerung an den hervorragend tüchtigen Künstler, an den liebenswürdigen, allzeit frohgemühten Menschen erwecken und der jüngeren Generation das Verständnis für eine bedeutungsvolle Epoche deutscher und namentlich Düsseldorferkunst erhöhen.

Die Geschichte eines Buckligen.

Skizze nach einem französischen Motiv.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Juli des Jahres 1830. Man schuf wieder einmal in den Straßen von Paris; die Kanonen donnerten dröhnend, und die Verwundeten stöhnten und ächzten. Die Schweizer und die Nationalgarde verteidigten den Louvre, den die Empörer angriffen. Doch ich will nicht Geschichte erzählen, sondern eine Geschichte. Mein Held hieß Mayeux und war ein kleines, buckliges, häßliches Männchen, ein Quasimodo der Straße. Er wohnte in der Rue des Prêtres, neben der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois, also ganz nahe dem Schauplatz der Revolution. Während des heftigen Straßenkampfes ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab.

„O die Unglücklichen“, murmelte er. „Wozu all das Blutvergießen? Warum das Morden? Beiflücht seien die Revolutionen!“

Dann aber bedachte er, daß er vielleicht irgend einem Verwundeten Hilfe bringen könnte; er ärgerte nicht lange, verließ seine bescheidene Wohnung und befand sich bald ohne Waffen mitten in den aufgeregten Volksmassen. Er hörte Leute „Sieg!“ rufen, sah Soldaten in roten Uniformen in den Straßen stehen. Das Volk hatte die königstreue Schweizergarde überwältigt, und Mayeux war Zeuge, wie der Louvre erübert wurde. Noch keine zehn Schritte hatte er in seiner Straße getan, als ein Schweizergardist, verfolgt von einer heulenden Menge, an ihm vorbeistürzte. Der arme Soldat lief aus Leibeskräften; da trachte ein Schuß, der Verfolgte brach zusammen. Die Bande, welche ihm nachsetzte, wollte sich auf ihn stürzen, um ihn vollends zu töten, als Mayeux sich vor den Verwundeten warf.

„Was wollt ihr?“ rief er, „man soll einen Verwundeten schonen!“

Die Verfolger ließen von ihrem Opfer ab; sie waren über das Dazwischentreten eines einzelnen Mannes verblüfft.

„Wer ist denn der Alte?“ rief ein Weib aus dem Volke. „Ich glaube, er ist auch ein Royalist!“

„Nein,“ sagte ein kleines Mädchen, „das ist ja Herr Mayeux. Kennen Sie mich, ich wohne ja über Ihnen?“

Jetzt lachte alles. „Ah, Herr Mayeux! Guten Tag, seht doch den schönen Verteidiger gefallener Soldaten!“ Und Mayeux sagte sich mit glücklichem Lächeln: „Oh, nun ist es gut. Wenn sie nur erst lachen, dann ist keine Gefahr mehr!“

Er hatte recht; man ließ ihn mit dem verwundeten Soldaten allein. Er trug denselben mit Aufwand aller seiner Kräfte nach seiner Wohnung, holte einen Arzt und pflegte den jungen Mann, dessen Wunden nicht gefährlich waren, mit größter Sorgfalt, bis er wieder hergestellt war. Nach acht Tagen war er gesund, verließ seinen Better, und dieser hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Herr Mayeux bekleidete seit zwanzig Jahren einen kleinen Posten im Bureau des Kriegsministeriums; er verdiente nicht viel, aber das Wenige genügte ihm. Er war nicht mehr jung und hatte vorausichtlich nicht mehr lange zu leben. Eltern, Verwandte und Freunde besaß er nicht; einen nach dem andern hatte er verloren, und so lebte er einsam für sich und hatte nur den einen Trost, daß er auch keine Feinde besaß. Die Erinnerungen sind auch Freunde, und Mayeux hatte viele Erinnerungen, aber nur wenige derselben waren heiterer Art. An einen Augenblick dachte der alte Bucklige oft; oh, es war nur ein kurzer Moment gewesen, dafür aber auch so schmerzlich! Herr Mayeux hatte eine Cousine gehabt, ein schönes, blühendes, junges Mädchen, und er war auch einmal jung gewesen. Was konnte er dafür, daß er schon damals häßlich war und einen Buckel hatte? Er liebte Helene, aber wagte es nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Wie hätte er auch denken können, daß sie einen so kleinen, häßlichen Menschen, wie ihn, heiraten würde? Helene merkte nur oft, daß ihr Cousin traurig war, doch erriet sie nicht, warum.

Eines Tages nahm er all seinen Mut zusammen. Helene, sagte er sich, weiß, daß ich nicht schlecht bin; sie hat es gewiß schon gemerkt, wie lieb ich sie habe, und vielleicht, vielleicht liebt sie mich wieder. Er zog seine Sonntagskleider an und machte sich auf den Weg. Aber vor der Türe zu Helenens Wohnung überkam ihn seine alte Mutlosigkeit wieder; er stugte sich schwer auf das Geländer der Treppe. Da hörte er Stimmen.

„Mein Gott, Mutter! Wie können Sie nur denken, daß ich zu ihm eine Neigung fassen kann? Er ist ja so schauderhaft häßlich; ich habe ihn mir neulich einmal genau angesehen. Der arme Mayeux!“

Ein lustiges Lachen bedeckte die Worte. Der Mann vor der Tür dranhin erstreckte

gewaltig sein Schluchzen und ging eilig von dannen. „Ich Narr,“ dachte er, „wie konnte ich vergessen, wie häßlich ich bin? Was nützt mir mein gutes Herz, wenn meine Gestalt so schrecklich ist?“

Er lief verzweifelt in den Straßen umher und war nahe daran, sich in die Seine zu stürzen. Er tat es aber nicht, kehrte nach Hause zurück und lebte noch eingezogener und stiller als vordem.

Nach einigen Monaten heiratete Helene einen reichen Kaufmann; auch Mayeux war in der Kirche. Nach der Messe blieb er auf seinem Platz sitzen, den Kopf in die Hände gedrückt, während der Hochzeitszug sich an ihm vorbei dem Ausgange zuwandte.

„He, Mayeux!“ sagte ein Bekannter.

„Laßt ihn doch“, sagte ein anderer. „Ihr seht doch, er betet!“

Ja, er betete in der Tat; er weinte.

Nach diesem Tage wurde Herr Mayeux ein vollkommener Einsiedler, richtete sein Leben nach der Uhr ein, selbst eine Maschine, die aber doch dachte und litt. Er versah seinen freudlosen Dienst im Ministerium, kehrte jeden Abend um 5 Uhr von demselben zurück und blieb meistens zu Hause. So war es Jahr für Jahr gegangen; man hielt ihn für einen harmlosen Sonderling, und er war auch einer.



Porträt Rudolf Jordans. Kohlezeichnung seines Schwagers Prof. Henning, Berlin.

Der Künstler war zur Zeit der Herstellung dieses Porträts 25 Jahre alt.

Da kam die Revolution und das kleine Erlebnis mit dem Verwundeten, dem er das Leben rettete.

Eines Morgens ging Herr Mayeux wieder in sein Bureau. Da bei der Arbeit vor dem Laden eines Buch- und Kunsthändlers eine große Menschenmenge. Man lachte laut, und er glaubte, seinen Namen nennen zu hören. Er trat vor den Laden, stellte sich auf die Beine, um zu sehen, was es gäbe und worüber die Leute sich amüßten. Ja, das sah er: Sein eigenes Bild in einer Karikatur, mit seinem Namen darunter, war der Gegenstand der allgemeinen Lachlust. Ein Künstler mochte ihn bei der Szene mit dem verwundeten Schweizer bemerkt haben, wie er, bewaffnet mit einem roten Regenschirm, sich über den Mann beugte und ihn schließlich in seinen Armen von dannen trug. Aus dem schmalen, feingekammierten Gesicht mit den schwermütig blickenden Augen Mayeux hatte der Künstler eine grinsende, aber doch ähnliche Frage gebildet, ähnlich bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und doch so boshaft entstellt. Die langen Arme, die schwachen Beine und der Buckel, alles war naturgetreu dargestellt, und über dem ganzen Bilde lag wirklich ein außerordentlich komischer Zug. Darunter aber stand: „Monsieur Mayeux, Neffe Polichinells, wie er in den glorreichen Tagen des Juli die Toten tötet!“ — Also so war er verkannt worden! Das war der Lohn für sein edelmütiges Tun gewesen! Er stieß einen Laut des Schmerzes aus; man wendete sich um, sah ihn, den Buckeligen, und verstand auch sofort.

„Ach, mein Gott,“ hieß es, „das ist er ja, da lebt er also wirklich, der Mayeux!“

Die er schluchzte laut; ein solches Los hatte er nicht verdient. Er stieg fort, verfolgt von den höhnischen Mäusen der Menge, ein vernichteter, gebrochener Mensch.

Doch die Karikatur machte Glück; sie erregte Aufsehen, es erschienen neue Zeichnungen von ihr, und Herr Mayeux erlangte eine traurige Berühmtheit. Der „Charivari“ brachte eine Geschichte seines Lebens mit zahlreichen Illustrationen. Die Figur war eine glückliche, und schließlich wurden selbst Lieder auf ihn gesungen. Und dabei hatte er doch nichts verbrochen, im Gegenteil, mit Gefährdung seines eigenen Lebens einen Mitmenschen vom Tode gerettet, ihn gepflegt. Wie grauam war das Mißverständnis des Künstlers gewesen, der dem armen Büchlerigen etwas so Schändliches andichtete, seine Wut an den Toten auszulassen! Mayeux wagte sich gar nicht mehr auf die Straße; denn die Straßensungen liefen ihm nach, die Leute lachten, wenn sie ihn sahen, und hielten ihn für eine Maske, nur die wenigsten mochten wissen, daß Mayeux, der Typus der Häßlichkeit, wirklich lebte, dieser Mayeux mit dem guten, edlen Herzen, der mit der Karikatur nichts gemein hatte als die äußere Hülle.

Er nahm seinen Abschied und schloß sich in sein Zimmer ein und verließ es nur, wenn die Schatten der Nacht ihn vor dem Erkenntwerden schützten. Es dauerte nicht lange, so wurde er krank; alt war er ja, und sein Rest von Lebensmut war dahin. Er hustete und ward von Tag zu Tag schwächer. Im Hause kümmerte man sich nicht weiter um ihn; nur eine arme Frau, die mit ihrer kleinen Tochter über ihm wohnte, sah von Zeit zu Zeit nach ihm. Eines Abends kam das Mädchen, daselbe, das ihn einst in den Julitagen auf der Straße angeredet, vor seine Türe; sie pochte, er rief herein; so hinfällig war er schon, daß er nicht selbst mehr die Türe öffnen konnte.

Er harb noch in derselben Nacht. Hatte er nun Ruhe gefunden? Er hörte wenigstens nicht mehr, wie sich die Leute noch lange über die komische Figur des Mayeux amüßten. Er war gut und sanft gewesen und mußte als Synonym des Buzismus und der Bosheit

gelten. Noch heute ist die Figur des Mayeux in Paris bekannt. So entsteht eine Sage noch in unserem aufgeklärten Jahrhundert. Mayeux war nicht so schlecht wie sein Ruf. — Der Leser kennt nun seine Geschichte.

O. D.

Allerlei.

tt- Der entwischte Vogel. Kurz nachdem die Kunde, daß Napoleon von Elba entwichen sei, nach Wien gelangt war, wurde im Theater an der Wien die Operette „Das Hausgesinde“ gegeben, worin der Komiker Hasenhuth die Rolle des Jocrisse (der Typus des tölpelhaften Bedienten) spielte. In der kaiserlichen Loge befanden sich mehrere der zum Kongreß anwesenden Monarchen. Als nun die Hausfrau in dem Singpiel den Jocrisse derb ausschalt, daß er nach allen begangenen Dummheiten auch noch ihr teures Vögelchen aus dem Käfig habe entwischen lassen, antwortete Hasenhuth mit dem Extempore: „Nun, was ist es denn weiter, daß das Vögelchen entwischt ist? . . . Diese da“ (auf die Monarchen deutend) „haben ja den großen Vogel entwischen lassen.“ Damit löste er ein unaussprechliches Gelächter beim Publikum aus, wurde aber sofort arreliert und auf die Wache gebracht.

tt- Ein Hunger Diener. In jenen Zeiten, als man noch nicht nach Monaco zu fahren brauchte, um sein Glück am Spieltisch zu versuchen, tat dies in Baden-Baden ein junger, auf der Kavallerietour begriffener österreichischer Magnatenjohn, und zwar mit solchem Erfolg, daß er 30000 Gulden nach Hause tragen konnte. Er gab sie seinem Kammerdiener in Verwahr, bereute jedoch am anderen Morgen bitter dieses Zeichen des Vertrauens, denn der im Dienste des gräflichen Hauses ergraute Jean war samt dem Gelde verschwunden. Von Eisenbahnen gab es auf dem Kontinente nur ganz vereinzelte kurze Strecken, von Telegraphen nur optische und eine Verfolgung des Flüchtlings war aussichtslos. So fand der junge Herr sich darein, den Gewinn und Verlust als einen neckischen Traum zu betrachten. Da tritt nach Verlauf von acht Tagen der Ausreißer in der Morgenröthe ebenso dienstfertig wie unbefangen vor sein Lager hin. „Woher kommst du?“ fährt er ihn an. „Von Wien, gräßliche Gnaden.“ — „Was hattest du dort zu schaffen? Wo sind meine Gulden?“ — „Auch in Wien . . . Ich dachte, gräßliche Gnaden würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren. Deshalb habe ich es nach Wien gebracht, und hier ist die Quittung vom Herrn Vater.“



Die neue Musikhalle, eine Millionen-Stiftung des Schiffsreeders Laeisz, auf dem Holtenplatz in Hamburg.

Phot. Hans Bremer.
Der impo ante Bau, ausgeführt von Haller & Meckwitz, die auch das Hamburger Rathaus errichteten, zeigt sich nunmehr, nach Entfernung auch der letzten Gerüste, in seiner ganzen stolzen Schönheit. Annähernd fünf Jahre hat die Ausführung des monumentalen Werkes gedauert.

tt- Gedankensplitter.
An Herzenreinheit bleib' ein Kind im Leben,
Ein Jüngling an der Seele schönster Glut,
Ein Mann an Kraft im weihewollen Streben,
Ein Greis an Ruh', wenn man dir wehe tut!

Unrecht mach' schnellig gut, Gesell':
Frische Wunden heilen schnell.

Bist du mit zwei Händen zu helfen imstand,
So hilf' auch nicht mit einer Hand! —

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 19

Sonntag, den 8. Mai

1910

Agnete Kaas.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

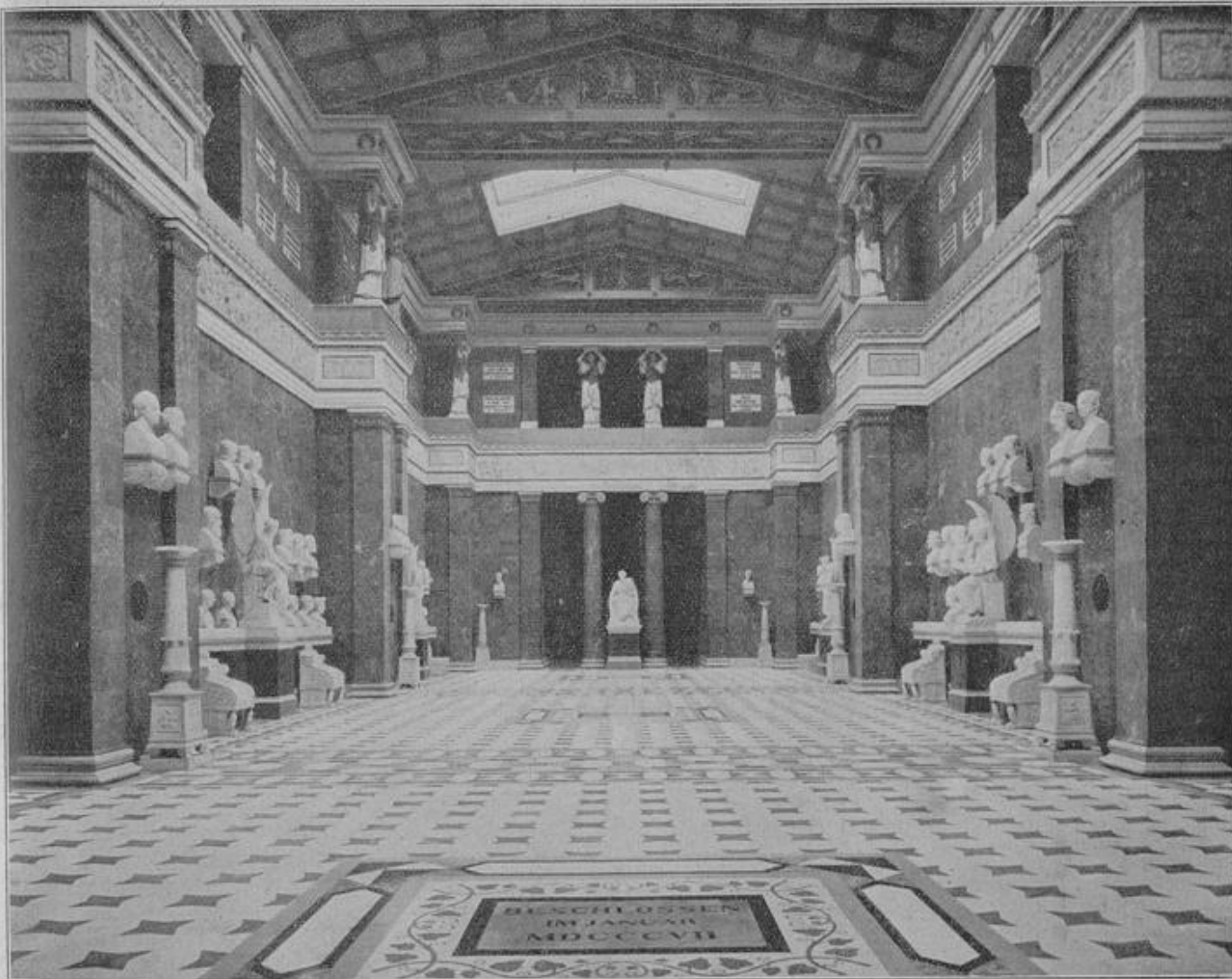
(Nachdruck verboten.)

7. Kapitel.

Einige Zeit später wurden Einladungen zu einem großen Diner auf Dala ausgesandt. Fräulein Sparre verjuchte Harald dazu zu bewegen, daß er abjagte, doch ohne Erfolg. So entschlossen sie und Agnete sich, gleichfalls zu gehen.

Agnetes Unwohlsein war schnell vorübergegangen, und sie hatte zu niemand davon gesprochen. Die Müdigkeit aber, die sie fühlte, die starken Anfälle von Herzklappen und das Fieber, das sich oft abends einstellte, bereiteten sie auf eine ernsthafte Krankheit vor. Und

im Zusammenhang damit änderte sich ihr ganzes Wesen. Sie lauschte nicht mehr unruhig auf Haralds Kommen und Gehen und verjuchte es nicht, ihn zurückzuhalten. Ihre Liebe war nicht weniger groß, sie sagte sich aber, daß stärkere Hände als ihre dazu gehörten, das Glück zu ergreifen und festzuhalten. Es war, als begünne das Leben mit seiner ganzen Hoffnung und allen seinen Sorgen von ihr fortzugleiten. Sie dachte am meisten an ihre Eltern, besonders an ihre Mutter. In der Erinnerung durchlebte sie nochmals die letzten Tage ihres Zusammenlebens, und sie dachte darüber nach, ob die Zeit jetzt vielleicht



Das Innere der Walhalla bei Donaustauf in Bayern.

Hier gelangt am 10. Mai die Volksküche, ein Meisterwerk Prof. Hermann Gohs in München, zur Ausstellung und Enthüllung.

gekommen war, wo sie selbst die größte aller Erfahrungen durchmachen mußte und das Rätsel des Todes für sie gelöst würde — — —

Sie wäre am liebsten nicht mit nach Dala gefahren. Wie krank sie war, wußte keiner außer ihr selbst. Und dann war ihr der Gedanke fürchterlich, daß sie den ganzen Abend in der Gesellschaft der Familie Tholander und des rohen Gutsbesizers Sandell zubringen sollte. Haralds wegen wollte sie es aber tun. Sie ahnte, daß er spielte — und sie hoffte, daß es Tante Gertrud und ihr nach Tisch gelingen würde, ihn, ehe die Herren sich an die Spieltische setzten, zur Heimfahrt zu bewegen.

Die Nächte waren wieder hell. An dem Abend, als die Gesellschaft stattfinden sollte, war es die Zeit kurz vor dem Vollmond. Die Birken — jetzt ganz blattlos — schaukelten im Wind hin und her, und die hartgefrorenen Wege lagen weiß im Mondschein, als sei dichter Schnee gefallen.

Der geschlossene Wagen fuhr vor. Im Gartenzimmer warteten Tante Gertrud und Harald, sie in lavendelfarbigem Seidenkleid, er im Frack. Agnete trat ein, so schön in ihrem resedagrünen, langen, schleppenden Sammetkleide, daß beide bei ihrem Anblick unwillkürlich in einen lauten Ausruf der Bewunderung ausbrachen. Ihr schlanker, weißer Hals erhob sich wie ein Blumenkelch aus dem grünen Becher, und das schmale Antlitz in dem dunklen Rahmen des wogenden braunen Haars hatte dieselbe frische Blumenschönheit. Sie stand unbeweglich in der Tür und lächelte schwach, aber ohne Freude, über die Begeisterung der beiden.

„Der Wagen ist ja schon da — wollen wir fahren?“ sagte sie nur.

Draußen im Flur legte Harald ihr den Abendmantel über — nicht den alten roten, sondern einen milchweißen, seidengefütterten und duftenden Mantel, der den Luxus und den Schönheitsstimm der großen Städte bekundete. Zum erstenmal fühlte er Agnete gegenüber etwas, das einem Verliebten gleich. Reizend war sie immer gewesen; er hatte aber nie geglaubt, daß sie so blendend schön sein könne. Und das merkwürdig Ferne, Räthle, das in letzter Zeit über sie gekommen war, so verschieden von ihrer gewöhnlichen liebevollen Unterwürfigkeit, gab ihr in seinen Augen einen neuen Reiz. Er hatte geglaubt, daß er nur die Hand auszustrecken brauche, um sie zu gewinnen — jetzt war er aber seiner Sache nicht mehr gewiß. Er konnte ihre Gedanken nicht länger erraten. Ihre großen braunen Augen sahen mit einem fernem und weitsehenden Blick an ihm vorbei, als starrten sie in ein räthelhaftes, unbekanntes Land, wohin er ihr nicht zu folgen vermochte.

Im Wagen hatte er Lust, mit ihr zu sprechen, um sie aus dem Traum zu reißten, in dem sie scheinbar lebte. Fräulein Sparres Nähe hinderte ihn aber daran, mit Agnete über etwas anderes als rein alltägliche Dinge zu reden. Deshalb schwieg er.

Die Hufschläge der Pferde klangen scharf und hart auf dem gefrorenen Wege. Der Wald glitt mit seinen dunklen Baumriesen im Mondschein leuchtend vorbei. Hier und da kamen sie an offenes Land — schlafende Felder mit roten Lichtpunkten aus den Fenstern der fernen Bauernhöfe. Aus der Ferne hörte man hier und da einen Hund bellen, — drinnen im Wagen sprach niemand.

Agnete sah da und blickte hinaus. Harald konnte nur die Umrisse ihres Nackens, ihre schweren dunklen Flechten über dem weißen Rande des Pelztragens unterscheiden. Er überraschte sich bei dem Wunsch, jetzt mit ihr allein zu sein und mit ihr in die Welt hinaus zu fahren, gleichviel wohin — nur nicht nach Dala. Nur Lotte nicht wiedersehen — das würde die einzige Rettung für ihn sein! Einen Augenblick stand er im Begriff, dem Kutscher zuzurufen, daß er umkehren und nach dem Birkenhof zurückfahren solle. Seine scheue und stolze Natur verbot ihm aber, etwas Auffallendes und Ungewöhnliches zu tun, etwas, das bei anderen Eritanen und Widerspruch hervorrufen würde. Er hatte selbst seine Wahl getroffen. Er wollte und mußte sich durchkämpfen. Jetzt war es zu spät, um seinem Geschick dadurch zu enttrinnen, daß er ihm aus dem Wege ging.

Noch einen Augenblick — und an Stelle des Dunkels und der Stille im Wagen traten blendende, hellerleuchtete Säle voller Lachen und Summen vieler Stimmen. Die bunten Toiletten der Damen strahlten wie Tulpenfelder im Frühling, und zwischen diese Farbenpracht mischten sich die schwarzen Fracks der Herren und einzelne goldstrogende Uniformen. Wenn Agnete gedacht hatte, daß die Gutsbesitzer Sandell und Tholander besonders ausgeprägte Typen aus der ersten Klasse der schwedischen Gesellschaft waren, so wurde sie in angenehmer Weise enttäuscht. Als sie sich in diesem glänzenden Kreise von schönen, eleganten und formvollendeten Männern umsah, traf sie manches intelligente Auge, manch liebenswürdiges Lächeln. Die jungen Damen waren fast alle niedlich und gewinnend; die älteren sahen stattlich aus und gaben sich mit Würde und Herzlichkeit.

Herr Sandell empfing seine Gäste strahlend vor Freude über all die jugendlichen Reize, die er um sich sah. Heute Abend war er die Gemüthlichkeit selbst ohne jene Beimischung von Brutalität, die ihn sonst in Agnetes Augen so niedrig hatte erscheinen lassen. Seine milde Frau erfüllte ihre Pflichten als Wirtin heiß und kalt, wie wenn sie eine ihr aufgezwungene Rolle spiele.

Lotte hatte den guten Einfall gehabt, sich ganz schwarz zu kleiden. Sie trug ein tief ausgeschnittenes, von Tausenden kleiner funkelnder Steinkohlenperlen glitzerndes Spitzenkleid, das die junge,

blonde Schönheit, die strahlende Weiße von Hals und Arme vorzüglich hob.

Ein kurzer eiferfüchtiger Blick sagte ihr, daß Agnete auch prächtig ansah. Sie forate dafür, daß diese bei Tisch weit entfernt von Harald saß. Sie selbst hatte ihn zur Rechten, während ihr offizieller Tischherr ein junger Offizier aus der nächsten Garnisonstadt war. Gutsbesitzer Tholander saß seiner Frau gegenüber. Er sprach nur wenig, trank aber desto mehr, belam einen immer röteren Kopf, während seine Augen drohend an den beiden drüben hingen, die wie Menschen lachten und sprachen, die ohne Gedanken über die Gegenwart hinaus nur dem Augenblick leben.

Harald Sparre war anfänglich kühl und zurückhaltend gewesen. Aber die ganze heraufschende Lust um ihn her, der Blumenduft, der Wein und namentlich Lottes Nähe brachen bald die Schranke nieder, die er zwischen ihnen beiden zu ziehen bemüht war. Die Stimmung aus dem Wagen verlor sich nach und nach. Wenn er Agnetes Bild am andern Tische von Zeit zu Zeit im Spiegel sah, dachte er nur daran, wie still sie dasah, wie blaß und einfältig sie war. Lotte dagegen strahlte von Leben und Frische. Seine Augen konnten sich nicht von ihr losreißen, von ihrem entzückenden Gesicht, den blutroten Nellen auf dem tief ausgeschnittenen Kleide, die sich halb von dem schwarzen Stoff, halb von dem blendenden Weiß der Haut abhoben.

Blötzlich lehnte der Gutsbesitzer Tholander sich über den Tisch vor: „Nach Tisch spielen wir doch einen kleinen Lomber, Sparre? Ich schulde Ihnen Revanche vom letzten Spiel. Hoffentlich haben Sie heute Abend mehr Glück.“

Während er dies sagte, lag eine gewisse Drohung in seinem Blick, obgleich die Worte scherzend und munter klingen sollten. Lotte antwortete an Haralds Stelle schnell, mit schlecht verdeckter Angst: „Nein, Claus, heute dürft ihr nicht spielen. Es soll getanzt werden, und da rechne ich mit Bestimmtheit auf Herrn Sparre.“

„So — rechneft du?“ antwortete Tholander spöttisch. „Vielleicht tanzt Herr Sparre auch lieber. Das Verlieren ist nicht jedermanns Sache, und Herr Sparre mag wohl auch fürchten, daß es ihm wieder wie neulich ergeht.“

Diesmal war der Ton tränkender als die Worte. Harald spürte die Äußerung wie einen Schlag ins Gesicht. Das Blut stammte ihm in den Wangen auf.

„Ich habe schon größere Verluste als die erlitten, von denen Herr Tholander spricht“, sagte er mit bebender Stimme. „Und wer weiß? Das Glück schaukelt mir so viel, daß es vielleicht mir einmal günstig ist. Ich stehe, wenn Sie es wünschen, ganz zu Ihren Diensten.“

Tholander machte eine stille Beugung. Dann erhob er sein Glas und ließ den Sekt im Licht funkeln.

„Ein Glas dem Glück und dem Gewinner! Trinken Sie mit mir darauf, Sparre. Das Glas muß aber voll sein und bis zur Reize geleert werden!“

„Wer trinkt nicht auf das Glück? Proßt!“

„Proßt!“

Als Harald das Glas niederlegte, legte Lotte ihre Hand auf seinen Arm. „Trinken Sie nicht mehr!“ flüsterte sie ihm zu. Er blickte sie erstaunt an. Sie durfte aber nicht mehr sagen, denn die Augen ihres Gatten ruhten auf ihr. Mit einer schnellen Bewegung wandte sie sich dem jungen Offizier zu. Harald sah ihren weißen Nacken unter dem aufwärts geflammten goldblonden Haar und hörte das Rauschen der Seide unter den Spitzen.

„Wir brauchen ja nicht den ganzen Abend beim Lomber zu bleiben“, fuhr Tholander fort, der sich wieder über den Tisch lehnte. „Es sind heute einige meiner Freunde aus Schonen hier, die gern auch einmal etwas Anderes, Anregenderes spielen. Sie machen doch mit, Sparre?“

Harald nickte zustimmend. „Mit Vergnügen!“

Gleichzeitig wurde es ihm klar, daß Tholander ihn so tief als möglich demüthigen wollte. Jedenfalls lag seinem Gegenüber daran, ihn zu rupfen. Deshalb hatte Lotte ihn gewarnt, mehr zu trinken. Die Hauptsache war, daß er einen klaren Kopf behielt. Vielleicht spielten sie auch falsch, Herr Tholander und seine Freunde. Das würde ihn nicht weiter in Erstaunen versetzen haben. Schwierig war nur, es zu beweisen. — Einen Augenblick wünschte er, daß er seiner früheren Eingebung gefolgt und auf dem Wege nach Dala umgekehrt wäre. Dadurch hätte er seine Zukunft retten können. — Aber, weshalb sagte er nicht jetzt noch nein? War das nicht ein törichter Stolz? Die Furcht, feige zu erscheinen, hielt ihn zurück! Weshalb hatte er nicht den Mut, sich über derartige Vorurteile hinwegzusetzen? — Wie schön wäre es, wenn er jetzt in Agnetes gemüthlicher Stube mit ihrer Hand in seiner sähe — in Frieden und Stille —

Wie hämmerte ihm das Blut in den Schläfen, wie brannten ihm die Wangen! — Seine Liebe zu Lotte war doch nur ein Rausch. Das wußte er sehr wohl. Wenn sie sich jetzt von ihrem Mann scheiden ließe, wenn sie sich mit ihm, Harald Sparre, trotz seiner Armut verheiratete, so könnten sie wohl eine kurze Zeit glücklich leben, aber wenn dann der Rausch vorüber war, würden sie sich feindlich gegenüberstehen, bitter enttäuscht, und sie würden einander nur Vorwürfe und tränkende Worte haben. Während Agnete — ja, sie war eine der Frauen, die ein Heim zu bauen verstehen — —

Herr Tholander hatte während des übrigen Teils der Mahlzeit die Genugtuung, seinen Gegner verstimmt und niedergedrückt zu sehen. Als die Tafel aufgehoben war und die Gäste im Wohnzimmer den Kaffee einnahmen, begab Harald sich auf die Suche nach Agnete.

Sie sah mit Fräulein Sparre und einer andern Dame auf dem Sofa. Gleich, mit großen träumerischen Augen sah sie da, ohne an der Unterredung der andern teilzunehmen. Als Harald sie vorher im Spiegel gesehen hatte, hatte er ihre Blässe unschön gefunden. Jetzt dachte er nur daran, wie fein und rein ihr weißes Antlitz zwischen all diesen weingeröteten Wangen, blanken Augen und lachenden plaudernden Lippen sich abhob. — Er nahm ihr die Tasse ab, die sie in der Hand hielt, und stellte sie fort; sie dankte mit einem schwachen Lächeln.

Dann nahm er einen Stuhl und setzte sich neben sie.

„Ich habe dich bei Tisch fast gar nicht gesehen“, sagte er. „Wir sahen so weit voneinander entfernt.“

„Ja“, sagte sie nur. Kein Vorwurf, keine Andeutung, wie vollständig er sie über Lotte vergessen hatte.

Im großen Saal erklangen Klänge von Violinsaiten, die gestimmt wurden.

„Es soll heute Abend wohl getanzt werden?“ fragte Harald.

„Ja, wie ich höre.“

„Tanzst du gern, Agnete?“

„Jetzt nicht mehr.“

„Weshalb nicht? Bist du dazu zu alt geworden?“ fragte er, während er einen scherzenden Ton anzuschlagen suchte. „Nun, dreißig- und vierzig Jahre sind ja auch ein hohes Alter!“

Nicht deshalb — ich habe aber seit dem Tode meiner Eltern nicht getanzt. Und jetzt habe ich keine Lust mehr. Ich würde es auch wohl nicht ertragen können.“

„Weshalb nicht? Bist du krank?“

Er blickte sie fragend an. Es fiel ihm ein, daß sie in der letzten Zeit schlecht ausgesehen hatte. Er hatte es aber nicht beachtet; dazu war er zu sehr von seinen eigenen Sorgen in Anspruch genommen.

„Ach nein“, sagte sie ausweichend. „Nicht eigentlich krank. Ich bekomme vom Tanz aber so leicht Herzklöpfen.“

„Wenn du nicht tanzen willst, wünscht du auch wohl nicht lange zu bleiben. Tante Gertrud und du könnt gern fahren, wenn ihr wollt. Ich leihe mir von Sandell ein Pferd und reite nach Hause.“

„Willst du nicht mit uns kommen, Harald?“

Ihre Augen sahen eindringlich bittend in die seinen. Was hatte das zu bedeuten? Ahnte sie die Gefahr, die ihm drohte, wenn er blieb? — Ach, könnte er doch mit ihr fahren! Er hatte es aber Tholander versprochen, und ein Mann muß sein Wort halten — obgleich es Umstände gibt, unter denen es besser ist, wenn er es bricht.

Wurde er zugrunde gerichtet, würde sein Leben vernichtet, so würde dasselbe Unglück, das ihn traf, auch Tante Gertrud und Agnete treffen. Agnete, die ihn liebte —!

Drinnen aus dem Saal erklangen die Töne eines schmelzenden, sich leicht wiegenden Walzers. Im Spiegel sah er die Paare an der offenen Tür vorbeischieben. Schlante Gestalten, junge, frohe Gesichter, helle Toiletten, die farbigen Schmetterlingen oder vom Winde umhergeworfenen, losgerissenen Blättern gleichen.

Dort tanzte strahlend, glücklich und sichtlich in seine Tänzerin verliebt der Sohn des Hauses, Gösta Sandell. Wer war sie aber, das junge Mädchen in Hellblau mit den blonden Flechten, die in einem Kranz um den feinen Kopf geschlungen waren? Sie kam Agnete so bekannt vor. Ah richtig, es war ja Margit Heiden. — Wie verändert sah sie aber aus! Das wilde, knabenhafte Mädchen entwickelte einen wahrhaft weiblichen Liebreiz. Liebt sie Gösta? Und er — ja, er hatte Frau Lotte sicherlich vergessen. Er hatte nur Sinn für die kleine blaue Frühlingsblume in seinem Arm. Man würde bei dem Anblick der beiden ordentlich jung, man bekam Lust zum Tanzen.

Harald dachte daran, daß Agnete und er ja auch jung waren. Warum tanzten sie nicht? — Sie sagte, daß sie das Tanzen nicht vertrage. Einmal wollte er sie aber doch zu den wiegenden Tönen des Walzers im Saal herum-schwenken, ein einziges Mal. Das würde ihr nicht schaden. Und dann wollten sie zusammen nach Hause fahren. Ah, die Stille in dem warmen, geschlossenen Wagen, das Traben der Pferdehufe, die mond hellen Wege, die finsternen Bäume und die schlafenden Felder — das war alles so hübsch und friedlich, so voller Ruhe für die Gedanken! Und nach der Fahrt durch die Winternacht erwartete sie das Heim — der alte Hof im Walde, der, wenn er selbst nur wollte, ein wirkliches Heim für ihn und Agnete werden konnte.

Ein Mäscheln von Seide und Spitzen, ein betäubender Duft von Parfüm, Lotte stand vor ihnen und verneigte sich tief vor Harald.

„Ein Damenwalzer — darf ich das Vergnügen haben? — Mein Mann sagt, daß der Spieltisch noch nicht in Ordnung ist.“

Harald fuhr zusammen. Sollte er mit Lotte und nicht mit Agnete tanzen? — Es war aber unmöglich, hier nein zu sagen, wo so viele Augen sie beobachteten.

Er war aufgestanden und reichte Lotte jetzt den Arm. Sie schritten durch das Zimmer dem Saal zu; Agnete blickte ihnen nach. Lottes weißer Arm lag leicht auf dem feinen, ihr goldblonder Kopf

war nach seiner Schulter hinübergeneigt. Mit der einen freien Hand hielt sie ihre lange Schleppe.

An der Saaltür blieben sie stehen. Harald legte den Arm um sie, und sie gingen an zu tanzen.

Andere Paare wirbelten an der offenen Tür vorbei. Agnete sah sie wie durch einen Nebel. Ihre Enttäuschung, ihr Weh wurde in diesem Augenblick fast zu einem physischen Schmerz. Es war wie ein zermalmender Druck im Kopf; ein bitterer Geschmack im Munde. Hier sah sie allein und verlassen zwischen den alten Damen. Binnen kurzem würde sie mit Tante Gertrud nach Hause fahren, während Harald fortfuhr, mit Frau Tholander zu tanzen. Auf ihre Bitte, mit ihnen heinzufahren, hatte er nicht einmal geantwortet. Einen Augenblick hatte es ausgesehen, als wenn er schwankte, als lasse er sich von ihr vielleicht überreden. — Dann war aber Lotte gekommen, und jetzt war alles verloren.

Sie selbst hatte keine, gar keine Macht über ihn. Mit Bitterkeit dachte sie daran, wie sie in ihrem Heim in London gefeiert und begehrt gewesen war. Und sie hatte es auch heute Abend in den Augen der Männer gesehen, wie hübsch sie noch war. Nur Harald sah es nicht, er, der einzige, für den sie gern allen Liebreiz und alle Schönheit beiseite hätte. Ihm war sie nichts weiter als die Jugendfreundin, eine kleine Schwester.

Blötzlich fiel es Agnete ein, daß sie recht egoistisch war. Hier sah sie und dachte nur an sich selbst, an die ihr widerfahrene Krankheit, ihre verwundete Eitelkeit. Statt dessen sollte sie an Harald denken. Sie mußte ihn zu retten versuchen, selbst wenn ihr Stolz bei dem Gedanken litt, daß sie ihre Bitte, die er vorher unbeantwortet gelassen hatte, noch einmal wiederholen sollte.

Wenn die Musik drinnen schwieg, wenn der Tanz vorbei war, wollte sie ihn im Ballsaal aufsuchen, ehe er sich an den Spieltisch setzte. Daß alles andere nichts, so wollte sie ihm sagen, wie krank sie war. Das würde ihn vielleicht veranlassen, ihrer Bitte Folge zu geben. Sie wußte, daß er sie gern hatte, wenn auch seine Zuneigung weit — ach, so weit von der Liebe entfernt war.

Jetzt — jetzt wurde es drinnen im Saal still. Agnete schloß die Augen und holte tief Atem, um Mut zu sammeln.

Da trat eine der älteren Damen an sie heran und zog sie in ein Gespräch. Sie wußte kaum, was sie antwortete, so verwirrt war sie über diese Verzögerung. Es war keine Zeit zu verlieren. Hielt sie sich noch länger auf, so konnte alles verloren sein. Sie würde ihn dann nicht mehr im Saal antreffen.

Schließlich fand sie einen Vorwand, um die Unterhaltung abzubauen. Sie war vielleicht unhöflich gewesen. Das war aber gleichgültig. Wenn sie ihn nur noch traf. — Im großen Saal war es nach beendetem Tanz fast leer. Auf den niedrigen roten Plüschsofas an den Wänden saßen einzelne Paare lachend und scherzend. Die anderen hatten sich auf die verschiedenen Nebenräume verteilt. Harald und Lotte waren nicht da.

Es kostete Agnete Überwindung, allein durch den großen, leeren, festlich erleuchteten Saal zu schreiten. Ihr war, als wenn alle Unterhaltung stockte, als wenn alle sie anstarrten. Dann ging sie vergeblich suchend von Zimmer zu Zimmer. Überall fremde Menschen, fremde Gesichter. Schließlich fiel ihr Auge auf die Frau des Hauses. Wie ernst und streng sie in ihrem braunseidenen Kleide mit dem glattgeschneiderten Haar und den kalten Augen dreinschaute!

Agnete fing aber an, sie zu verstehen. Sie hatte es heute Abend selbst empfunden, wie das Lächeln um den Mund dahinstirben, wie die Haut um Stirn und Augen sich zusammenziehen kann. Das Weib, das geliebt wird, fühlt sich wohl und glücklich. Sie ist wie die Blume, die sich in der Sonne entfaltet. Bitterkeit und Schmerz bemächtigen sich aber der Verlassenen, und diese verlieren nur zu schnell die zarten weiblichen Reize.

„Ach, gnädige Frau haben wohl nicht den Gutsbesitzer Sparre gesehen?“ fragte Agnete mit unsicherer Stimme. „Tante Gertrud möchte nach Hause.“

„Jetzt schon — und wollen sie gar nicht tanzen, liebes Fräulein?“ fragte Frau Sandell erstaunt. Als Agnete aber kopfschüttelnd verneinte und sie den ängstlichen Ausdruck in ihrem Gesicht sah, wußte sie sofort, daß das junge Mädchen einen tiefen Schmerz in sich barg.

„Herr Sparre sitzt mit Herrn Tholander und einigen andern Herren im Arbeitszimmer meines Mannes und spielt Karten. Wenn Ihnen daran liegt, werde ich Sie dorthin führen, obgleich die Herren sich beim Spiel nicht gern stören lassen.“

Frau Sandell nahm Agnetes Arm. Seit langer Zeit war sie keinem Fremden gegenüber so freundlich gewesen. In Agnetes Augen war aber etwas, das sie rührte und an die Zeit erinnerte, als sie selbst jung war, als sie selbst kämpfte, um ihre Liebe und ihr Glück zu retten.

Sie stiegen zusammen die breite Treppe empor, die in der Mitte mit einem dicken Brüsseler Teppich belegt war. Gedämpfte Musik folgte ihnen. Unten im Saal mochte der Tanz wieder begonnen haben. Oben im ersten Stock machte Frau Sandell vor einer weißgezeichneten Tür halt und klopfte an. Eine barsche Stimme rief von innen: „Wer, zum Henker, ist da?“

„Ich — Frau Sandell. Bitte, machen Sie auf!“

Einen Augenblick darauf wurde die Tür vom Gutsbesitzer Tholander unter einigen gezwungen höflichen Verbeugungen geöffnet, während er gleichzeitig einen mißtrauischen Blick auf Agnete warf. Er war berauscht. Seine Augen waren starr und gläsern, und er roch stark nach Wein und Spirituosen.

„Wen suchen die Damen?“ fragte er kurz.
„Fräulein Raas möchte Herrn Gutsbesitzer Sparre sprechen“, sagte Frau Sandell. „Das alte Fräulein Sparre ist müde und wünscht zu fahren.“

„So, so. Ich fürchte aber, daß das gnädige Fräulein sich vergebens bemüht. Freund Sparre läßt sich nicht gern stören. Aber — wenn die Damen es versuchen wollen?“

Agnete warf einen Blick in das kleine viereckige Zimmer mit dunklen Eichenholzpaneelen an den Wänden. Auf dem Schreibtisch stand eine Lampe mit grünem Schirm. Zwei Lichter brannten auf einem Spieltisch mitten im Zimmer; das gelbe Licht der Leuchter spiegelte sich in der bräunlichroten, blanken Mahagoniplatte. Auf dem Tische lagen Kartenstapel und kleine Geldhaufen. Sie sah zwei fremde Gesichter, weingerötet wie das Tholanders; sie sah Haralds blaßes Gesicht, seine fieberhaft glänzenden Augen, das dunkle, feuchte Haar, das an der Stirn wie festgelebt war. Die Hand, die die Karten hielt, zitterte nervös. Eine eisige Kälte griff an ihr Herz. In welche Gesellschaft war er hier geraten? Diese betrunkenen Männer — und er selbst — war er seiner mächtig? — Auf dem Tisch im Hintergrunde stand eine ganze Batterie Weinflaschen. Und all das Geld, wozu lag es da? wurde hier Hasard gespielt? Konnte Harald große Geldverluste ertragen? Er sprach ja immer von seiner Armut. — Und er, der so stolz war, würde natürlich keine Spielschuld unbezahlt lassen.

Wie feindlich sie sie ansahen, die fremden Männer. — Sie rührte ihre Blöcke wie Nadelstiche im Rücken, als sie auf Harald zuschritt und sich über ihn lehnte. Er hatte sich bei ihrem Eintritt halb erhoben, jetzt sank er aber müde und schlaff in den hohen Lehnsstuhl zurück.

„Harald, ich komme, um dich zu bitten, Tante Gertrud und mich nach Hause zu bringen.“

Sie blickten einander in die Augen. Da kam ein anderer Ausdruck in die seinen. Es war, als flammerten sie sich an ihre mit einer Bitte um Hilfe und Stärke. Ihr Herz schlug laut. Ah, siegte sie jetzt, so vermochte sie ihn zu retten!

„Komm mit uns, Harald! Lieber, bester Harald, komm — komm“, kükerte sie. Ihre Stimme klang lieblosend, während sie ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Aber Sparre, Sie denken doch nicht daran, jetzt schon nach Hause zu fahren? Nein, das geht nicht. Sie dürfen uns hier mitten im Spiel nicht im Stich lassen. Da sind genug junge Herren, die die Damen gern nach Hause bringen.“

Das war Tholanders Stimme, vom Wein grob und heiser und mit einer versteckten Drohung. Harald befand sich in seiner Macht. Das war klar. Vielleicht war es sein Gefühl der Schuld, das ihn so schwach diesem Manne gegenüber machte, dessen Frau wohl seine Geliebte war. Wäre Tholander ein anderer gewesen, als er war, so hätte er seinen Nivalen im Zweikampf niedergeschossen. Jetzt nahm er seine Rache dadurch, daß er ihn materiell zugrunde richtete und zur Verzweiflung trieb.

Haralds Augen wandten sich von Agnete. Er schüttelte den Kopf und zog seinen Arm zurück, so daß ihre Hand schlaff nieder, litt.

„Ich kann nicht, Agnete. Du mußt mich entschuldigen. Vor Schluß des Spiels kann ich nicht fahren. Der Wagen steht euch aber, wie ich dir bereits sagte, jederzeit zur Verfügung.“

„Wir möchten dich aber so gern — mithaben.“

Noch einmal bat sie, obgleich sie schon wußte, daß es nutzlos war. Er blickte sie nicht mehr an, ließ den Kopf hängen und blätterte fieberhaft in den Karten.

„Es läßt sich nicht machen, Agnete, das siehst du wohl ein.“

Langsam, mit zögernden Schritten näherte sie sich der Tür. Frau Sandell stand schon da. Sie war seinen Augenblick über den Ausgang im Zweifel gewesen. Ihre bitteren Erfahrungen hatten sie gelehrt, daß ein Eingreifen der Frau selten nützt, wenn die Leidenschaft den Mann an den Spieltisch fesselt.

Mit der Hand auf dem Drücker blieb Agnete stehen und blickte noch einmal zu Harald hinüber. Sie konnte sich kaum überwinden, ihn hier zwischen seinen Feinden allein zu lassen, allein, mit dem Unglück, mit der Sünde!

„Harald — wann kommst du nach Hause?“

Er schaute mit einem lächlichen, flackernden Blick auf.

„Ich weiß nicht, Agnete. — Ihr sollt nicht auf mich warten.“ Tholander hatte sich schon wieder auf seinen Platz gesetzt, den Rücken den Damen zugewandt, um zu zeigen, daß die Unterbrechung jetzt lange genug dauere und ein Ende haben müsse.

„Nun, Sparre, wird es bald? Sie spielen aus!“

Frau Sandell nahm Agnetes Arm und zog sie mit sich. Die Tür fiel hinter ihnen zu. Draußen auf dem Flur blickte sie in das verzweifelte Gesicht des jungen Mädchens und streichelte ihr leicht das Haar.

„Armes Kind“, sagte sie nur. „Ich wußte ja, daß es nichts nützen würde.“

(Fortsetz. folgt.)



Björnstjerne Björnson, der berühmte norwegische Dichter †.

Auf dem Bilde sitzt Björnson neben seiner Gattin, Caroline geb. Reimers, und neben seinem Sohne Björn. Der Dahingekiebene hat ein Alter von 78 Jahren erreicht.

Das Corpus delicti.

Humoreske von G. Abt.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, wie gefall' ich dir?“

Alle Schelmengrüßchen ihres rosigen Gesichtes lachten ihn an, als sie in der neuen Sommertoilette grazios kokett sich vor ihm hin und her drehte.

Wie sie ihm gefiel!

Mit einem Entsetzensschrei wehrte sie seine stumme Antwort zurück.

„Um Gottes willen, du zerdrückst mir ja alle Streypvolants!“

Und wenn er sie zerdrückte, was lag daran! Daß vielleicht andere sie ein Atom weniger reizend fanden! — Weniger —? Und wenn sie statt in düftigen Streyp und weich umfließende Seide sich in harte Sackleinwand gehüllt hätte, sie wäre doch die Eine, Einzige, Goldseligste geblieben. Er sah es ja, wo immer er mit ihr sich zeigte, wie die Blöcke ihr zuckten, wie eine Weichrauchwolke allgemeinsten Bewunderung sie umschwebte. Ah, daß er sie so zeigen mußte, vor profanen Blicken!

„Tyran!“ nannte sie ihn, „Patscha.“

Aber waren es wohl tyrannische Patschagelüste, wenn ihm ihr gegenüber immer von neuem wieder das Gefühl eigenen Unwerts kam, wenn er noch immer fassungslos vor der Größe des Glückes stand, daß sie, die Herrliche von allen, von allen Erdenjöhnen nur gerade ihn erkoren! Gewiß, er war ein ganz stattlicher, schneidiger Kerl und hatte auch noch der intellektuellen wie nach der materiellen Seite hin seine unergänzlichen Verdienste, aber dennoch — es hätte statt seiner ein anderer sein können — es hätte!

Und zu denken, daß dieser andere vielleicht irgendwo draußen herumliege, daß — er ihm begegnen konnte — daß sie ihm begegnen könnte. —

„Nun wird's aber Zeit, Männli, daß wir gehen“, mahnte Frau Elly und drückte das schiefgerichtetes Hüthen auf dem goldigen Kraushaar wieder zurecht. „Allons, Tyrann!“

„Er seufzte tief auf. „Wenn's denn wirklich sein muß —“

Durch die Tiergartenstraße bummelten sie Arm in Arm nach den Linden hinunter. Vor dem Café Bauer meinte Frau Ely: „Solltest du dich da nicht erst mal ein bißchen stärken, Manni?“ Er warf einen Blick in das gefüllte Lokal, unterdrückte einen abermaligen Seufzer und sagte galant: „Wie du befehlst, Maus!“

Ihr Interesse galt einzig dem Gatten, mit dem sie so fröhlich plauderte und dabei mit den weißen Mauszähnen kleines Backwerk knabberte. Er hatte begonnen, ihr aus der Zeitung irgend eine interessante Mitteilung vorzulesen. Mitten in der Lektüre hob er den Blick zu ihr — aber was war das? Elys Augen hingen nicht an seinen



Von der Weltausstellung in Brüssel: Eröffnung der Ausstellung durch das belgische Königspaar inmitten einer glänzenden internationalen Festversammlung. Phot. Charles Dellus.

Drinne im Café war's die alte Geschichte — aller Blicke wandten sich der reizenden, eleganten Frau zu; aber ob auch Herr Theodor Schöller statt seiner beiden ein ganzes Hundert argus-scharfer Augen gehabt hätte, mit keinem einzigen hätte er wahrzunehmen vermocht, wie seine — seine Ely auf die ihr gezollten Aufmerksamkeiten auch nur mit einem Wimperzucken reagierte. All

Sippen, ihre ganze Aufmerksamkeit war von etwas anderem gefesselt und jetzt klang's von ihrem Munde in schmelzender Zärtlichkeit:

„August — aber August —“

August — Au — gust — — —

Die Zeitung fiel aus Herrn Theodors Händen; mit rollenden Augen blickte er um sich und sah — sah vor Frau Ely auf des



Von der Weltausstellung in Brüssel: Blick auf den Hauptteil der Ausstellung.

Links das Gebäude der Stadt Brüssel (mit dem Turm), vorn die große Festhalle mit prächtigen Gartenanlagen davor.

Phot. Charles Dellus.

Hinterbeinen stehen und mit bettelnden Worten schön machend einen Seidenspit, dessen kohl-schwarzes Fell durch einen rund um den Hals laufenden weißen Streifen eine höchst ungewöhnliche Zeichnung erhielt. Und nun wandte die junge Frau das strahlende Antlitz wieder dem Gatten zu.

„Sieh nur, Theo, ist er nicht zum Totschachen komisch? Die breite, weiße Halskrause — der reine Clown.“

Herrn Theos Gesicht bewahrte unerschütterlichen Ernst. „Woher kennst du denn den Köter?“

„Kennen? Aber keine Spur.“ Und Frau Ellys weiße Finger zuckten in dem seidigen Hundesfell.

„Nun — da du doch seinen Namen weißt —“

„August?“ Wieder die schmelzende Färtlichkeit in der Stimme und dann ein verlegendes Lachen. „Das sieht man ihm doch an, wie soll er denn sonst heißen als —“

„August!“ Klang verweisend eine männliche Stimme auf. „Wirft du wohl, du Schlingel!“ Und während der Spitz schuldbehaftet, mit eingeknicktem Schwanz, zur Tür huschte, trat hinter einer der Säulen hervor ein blonder Apoll in der Uniform der Gardeulauen, der mit unerbittlicher Bewunderung die Augen auf Frau Ellys ruhen ließ, während er mit einem für seines Hundes Zudringlichkeit um Gutschuldigung bittenden Lächeln die Hand im Vorüberschreiten grüßend an die Mäße hob.

„Der schöne Brenken —“, so flüsterten, Herrn Theos Ohren vernehmlich, an einem Nebentische zwei junge Mädchen sich zu. Frau Ellys aber, die mit leichtem Kopfschütteln den Gruß erwidert hatte, sicherte:

„Wie gut ich raten kann — er heißt wirklich August! Zu komisch.“

„Sehr komisch — in der Tat —“ kam es mit Grabestönen von des Gatten Mund.

Mit raschem Blick sah Frau Ellys ihn an, und plötzlich tanzte in diesem Blick ein kleines, boshaftes Teufelchen auf, und sie sagte: „Gesehen hatte ich ihn übrigens wirklich schon früher. Ich trat ihn ein paarmal gerade vor unserm Hause, und er fiel mir auf.“

„Wen — triffst Du? Wer fiel Dir auf?“

Ein gewitterschweres Fragen, und darauf die kindlich unschuldige Antwort: „Nun — August.“

„Kellner — zahlen!“

Ein schweigsamer Heimweg zu Zweien war's. Frau Ellys schien es nicht zu empfinden. Still lächelnd schaute sie vor sich hin. Als aber auch daheim des Gatten Schweigsamkeit anhielt, sagte sie mit wigbübischem Ausdruck:

„Denkst du noch immer an — August?“

Über sein Gesicht schlug es wie glühende Lavaflut. „Ellys — er hielt ihre Hand gefaßt — „nicht wahr, du kennst ihn von früher her — es ist ja schließlich ganz natürlich, daß du vor — vor meiner Zeit noch einen oder den anderen gekannt hast — es ist ja nichts dabei — und — nicht verheimlichen —?“

Sie bog sich vor und sah ihm dicht in das Gesicht. „Sag' mal, willst du wirklich mit deiner Eifersucht — bis auf den Hund kommen?“

Er preßte ihre Hand als wollte er sie zerbrechen. „Ellys — ich sah's ja doch, wie er dir heimlich zulächelte, und woher wußtest du des Hundes Namen?“

Sie zog ihre Hand zurück und sagte kalt: „Ich glaube, du wirst beleidigend, Theodor.“

„Verzeih mir, Ellys. Ich bin ein Narr. Aber wenn ich dran denke, du könntest nicht mir gehören, mit aller Ausschließlichkeit, in alle Vergangenheit und Zukunft hinein —“

„Du bist ein Narr“, unterbrach sie ihn überzeugt. „Wenn ich nicht gerade dich gewollt hätte, hättest du dich doch einfach nicht zu nehmen brauchen.“

Und August war vergessen, bis er einige Tage später sich selber wieder in Erinnerung brachte. Zu einer Stunde, die er für gewöhnlich in seinem Fabrikkontor zubrachte, heimkehrend, fühlte Herr Schölller, wie beim Öffnen der Haustür sich etwas zwischen seine Beine drängte — August. Ein Fußtritt des schon unter gewöhnlichen Umständen nicht sonderlich hundeliebenden Theo beförderte den aufquiekenden Spitz von der Türschwelle in weitem Bogen auf die Straße zurück. Dann stieg Herr Theodor mit raschen Schritten zu seiner Wohnung hinan. Beim Öffnen des Korridors hörte er, wie am hinteren Ende desselben hastig eine Tür klappete. Er eilte in das Wohnzimmer, dann durch die übrigen Stuben, und da er nirgends seine Frau fand, zog er heftig die Klingel.

„Gnädige Frau ist ausgegangen, muß aber jeden Augenblick wiederkommen“, gab die ein wenig atemlos herbeieilende Köchin Bescheid.

Theodor Schölller schüttelte den Kopf. Merkwürdig, das Mädchen, so was — Verhaltenes an ihr. — Und seine Frau — die ausging in des Gatten Abwesenheit — sehr merkwürdig! Und der Köter auf seines Hauses Schwelle —

Im Nachsinnen über all diese Merkwürdigkeiten verbrachte Theo fünf dunkle Minuten, bis der Gattin Rückkehr ihn aus seinem Brüten riß. Er stürzte ihr entgegen.

„Wo warst Du, Ellys?“

Sie starrte einen Augenblick vor diesem Inquisitionstone, blinzelte schlau und sagte mit reizendem Spottlächeln: „Wiedersehen hab' ich gefeiert — mit August.“

Herr Theo fuhr sich mit der Hand nach der Kehle, rückte ein paarmal an der Krawatte und sagte dann mit unnatürlicher Ruhe: „Ich auch. Und ich hoffe, das geheimnisvolle Dunkel dieser — Hundebekanntheit noch zu lüften.“

„Ah!“ sagte Frau Ellys nur, trat einen Schritt zurück und sah den Gatten mit langem Blicke an.

Sie schmolte nicht, tat nicht beleidigt, war von lächelnder Liebeshörigkeit, aber es war eine Liebeshörigkeit, vor der Herr Schölller allmählich ein Frösteln bekam. Solch eine tabellos selbstbeherrschte, undurchdringlich lächelnde Liebeshörigkeit pflegte nur eine Eigenschaft sehr weltgewandter, unheimlich kluger Frauen zu sein.

Und des Gatten Frösteln begann sich zum heimlich brennenden Fieber zu wandeln; Tage vergingen und — Frau Ellys unheimliche Liebeshörigkeit dauerte an. Was war vorgegangen mit ihr? Was hatte sie so verändert? Oder — hatte er sie überhaupt nie richtig erkannt? Lernst ein Mann denn überhaupt eine Frau je richtig kennen? Und — was wußte er denn von ihr? Was wußte er von all den Stunden, die sie allein verbrachte?

Allein! Warum mußte er sie allein lassen! Warum mußte er den halben Tag in seiner Fabrik sitzen? Er mußte nicht — hatte es nicht nötig!

Die Rechnungsbücher hatte er von sich geschleudert, war zu seinem Heim geeilt, drei Stufen auf einmal die Treppe hinan, die er um ein Haar wieder hinabgetaumelt wäre, als er auf der Stokosmatte vor seiner Flurtür stehend — August erblickte. Ein Augenblick, in dem die Welt zu versinken drohte, dann ein blitzschneller Griff, und August fühlte sich an seiner weißen Halskrause hoch emporgehoben und hielt so seinen unwilligen Einzug in die Wohnung, an deren Tür er noch eben einlassend geknagelt.

Zu seines Weibes Zimmer stürzte der Mann. Es war verschlossen.

„Öffne, Ellys!“

Ein Laut der Überraschung, sekundenlanges Hin- und Herhuschen, dann stand mit etwas erschauertem Gesicht Frau Ellys in der geöffneten Tür, und wieder kam von ihren Lippen nur ein „Ah!“ — als sie den Gatten vor sich sah und in seiner Faust den bisher schreckensstarrten August, der jetzt, aus Leibesträften zappelnd, ein wahres Todesgeheul anhub, während es von des Gatten Munde mit Donnerstimme dröhnte:

„Warum hast du dich eingeschlossen, Ellys?“

„Weil ich nicht von dir gestört sein wollte!“

Klapp und klar und ohne Zögern kam die Antwort. Den Augenblick allgemeiner Muskelerlaffung, die Herrn Theo darob besaß, benutzte August, sich der packenden Faust zu entwinden und wie ein losgeschnellter Pfeil davonzuschleichen.

Grabesstöhnen zwischen den Gatten, dahinein vom Flur her ein jäh aufflitzendes Freudengebell, ebenso jäh erstickt von dem drohend gerauschten „Pascholl“ einer — Männerstimme.

Mit tigerähnlichem Sprung stand Theodor Schölller draußen im Flur. Wer da? Was geht hier vor?“

Den Marktkorb am Arm stand die Köchin vor der Küchentür, mit ihrer ganzen Breite den Eingang bedeckend.

„Nichts ist los. Als ich vom Einkauf gekommen bin, ist ein fremder Köter hier drin.“

Mit einem kaum noch menschlichen Laut hat er die auf-tretende Köchin zur Seite geschleudert.

„Wo ist der Hund und — wo ist der Mann?“

Mit starr aus ihren Höhlen tretenden Augen blickt er rundum, dann hat er plötzlich in der Ecke den gestickten Besenhang zur Seite gerissen und steht nun da wie ein zu Stein Verwandelter — der nur noch eines sieht, empfindet — blau — blau — blau — eine blaue Mannuniform —

Bis eine Stimme erklang und ihm wieder Leben, Bewegung verlieh, seines Weibes streng fragende:

„Wie kommt der Soldat hierher, Minna?“

Und Minna, da kein Leugnen möglich: „Das ist mein Bräutigam. Und weil gnädige Frau keinen haben wollten, muß er immer heimlich kommen.“

„Zu Befehl, gnädige Frau, das ist meine Braut“, bestätigt ritterlich der Blaue, salutierend einen Schritt vortretend. „Freie Aufsicht, Burche beim Herrn Leutnant von Brenken. Und das ist unser Spitzel“, deutet er mit dem Daumen auf August, der jetzt gleichfalls seinen Schutzwall hinter dem Besenhang verließ.

„So —“ sagte Frau Ellys und schaute erwartungsvoll den Gatten an, wie dieser das letzte Wort in dieser Angelegenheit sprechen werde.

Und Theodor Schölller fand das letzte Wort, indem er sich zu Minna wandte und sagte:

„Also, das ist Ihr Bräutigam? Na, da holen Sie sich mal 'ne Flasche Wein und trinken mit ihm auf baldige Hochzeit!“

Und dann drinnen in Frau Ellys Zimmer ein Scham- und Neuzerknirschter, der ihr zu Füßen stürzt.

„Ellys — kannst Du mir je verzeihen?“

Sie blickt auf ihn herab mit schiefemgeigtem Kopf.



Ein spannender Augenblick.
Nach dem Gemälde von W. G. Perow.

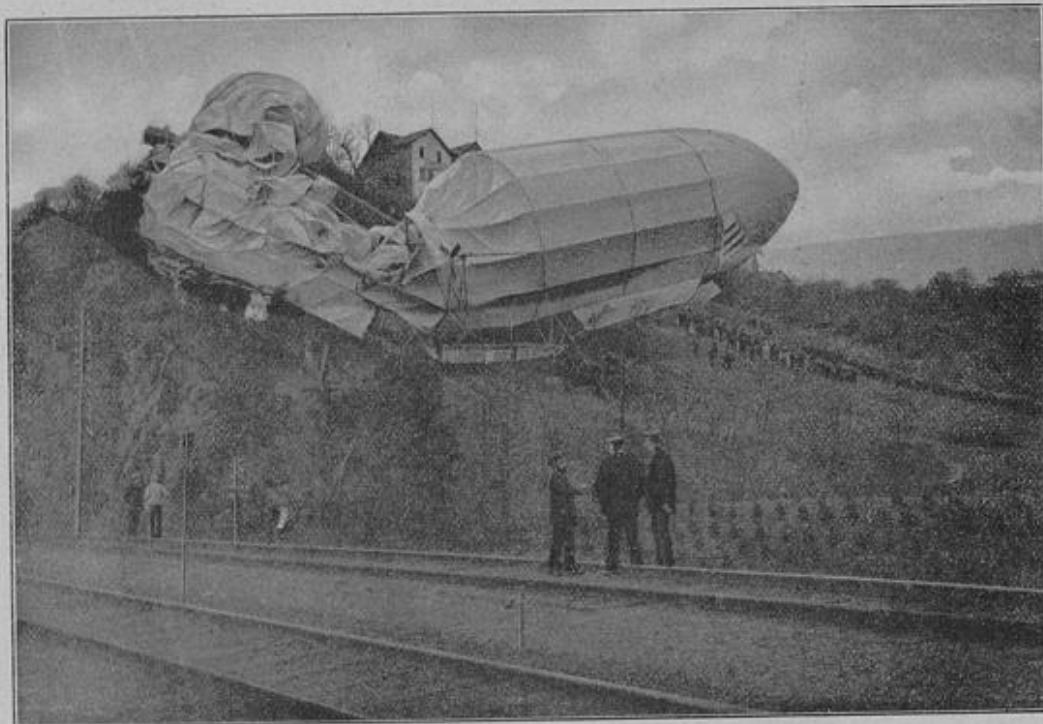
„Ich hatte mich doch aber eingeschlossen. Wächstest du nicht lieber auch mein Zimmer einer genauen Hausdurchung unterwerfen?“ Er lächelte verzweifelt. „Sei nicht grausam, Elly. Ich bin genug gestraft durch diese furchterliche Blamage.“

Zweifelnd bewegt sie die Schultern. „Ob die heilsame Erinnerung daran vorhalten wird?“

„Hör's ganze Leben!“ beteuert er und breitet die Arme nach ihr. Aber sie weicht zurück und zieht hinter der Fenstergardine einen großen Stuhlrahmen hervor.

„Darum schloß ich mich ein — zu deinem Geburtstag wollt' ich dir was sticken. Aber ich weiß ein passenderes Geschenk jetzt; ich werde dir was malen. Zur ewigen Mahnung an diese Stunde — August — als corpus delicti!“

faltete als Führer der radikalen Bauernpartei auch einen weitgehenden politischen Einfluß. Die Trennung Norwegens von Schweden — ihn selbst nannte man häufig Norwegens „ungekrönter König“ — ist vorwiegend seinem Vorgehen zuzuschreiben. Unser Bild auf Seite 148 zeigt den greisen Dichter neben seiner Gattin und seinem ältesten Sohne Björn. Die Überführung von Björns Leiche in die Heimat erfolgte auf Staatskosten. — Die Weltausstellung in Brüssel, obzwar nur bis zu einem kleinen Teile fertig, ist vom belgischen Königspaar feierlich eröffnet worden. Einen Überblick über die Hauptpartie der Ausstellung, die Pavillons von Brüssel, die Festhalle mit den umfangreichen Garten- und Terrassenanlagen usw. gewährt das nächste Bild. — Einen „spannenden Augenblick“ macht der leidenschaftliche Angler



Das Ballonunglück bei Weilburg.
Der Militärballon „Z II“, der sich bei Limburg infolge heftigen Südwindes losgerissen hatte, nach seiner Landung — fast ganz zerstört — am Webersberg bei Weilburg.

Unsere Bilde.:

Bei Donaustauf unweit Regensburgs erhebt sich hoch über der Donau auf einem mächtigen Mauerwerk der schimmernde Marmorbau der Walhalla, nachgebildet dem Parthenon zu Athen. König Ludwig I. von Bayern wollte in dieser tempelartigen Anlage ein Denkmal deutschen Ruhmes schaffen, und demgemäß befinden sich im Hauptaal der Walhalla, der in jonischem Stile ausgeführt ist, die Büsten der „Walhalla-Genossen“, jener Männer, die sich auf den verschiedensten Gebieten, in Krieg und Frieden um Deutschlands Größe verdient gemacht haben. Einen Überblick über den auf das Prachtigste ausgestatteten, 54 Meter langen, 15 Meter breiten und 17 Meter hohen Hauptraum, den Siegesgöttinnen von Rauch zieren, gibt unsere Abbildung auf Seite 145. Hier gelangt am 10. Mai die Büste des „großen Schweigers“ Grafen Moltke, ein Meisterwerk des Professors Hermann Hahn in München, zur Aufstellung. — Im Alter von 78 Jahren ist in Paris nach monatelangem Krankentage Norwegens berühmter Dichter Björnsterne Björnson gestorben. Unter seinen Dramen, von denen sehr viele auch ins Deutsche übertragen und auf deutschen Bühnen vielfach zur Auf-führung gelangt sind, gelten „Über unsere Kraft“, „Ein Fallissement“ und „Wenn der junge Wein blüht“ für die bedeutendsten. Letzteres wurde noch vor kurzem wiederholt im Schauspielhaus zu Düsseldorf mit großem Erfolge gegeben. Seinen Ruhm begründete Björnson mit den kraftvollen „Bauernnovellen“. Als Redakteur, Theater-direktor, Vorleser übte er eine umfassende Tätigkeit, bereiste mehrfach Dänemark, Deutschland, Italien, Frankreich und Amerika und ent-

auf der Illustration Seite 151 durch. Hat der Stöder, den er nach allen Regeln der Kunst an feststehender Angelrute befestigt hat, seine Schuldigkeit getan? Wird einer der feisten Gefellen der Tiefe, denen der Sportsmann schon so lange vergeblich nachgefielt, nunmehr endlich anbeißen? Der Künstler hat mit dieser originellen, kraft-vollen Figur des alten Mannes da am Bachesrand einen prächtigen Typus aus dem Volke geschaffen. — Durch das Losreißen des Militärerkballons „Z II“ bei Limburg und seine Zerstörung beim Landen auf dem Webersberg in der Nähe Weilburgs ist eine ähnliche Katastrophe eingetreten, wie s. Zt. bei Echterdingen. Der Verlust des stattlichen Zeppelinballons ist in hohem Maße zu bedauern. Die Illustration auf dieser Seite veranschaulicht den Schauplatz des Unfalls mit dem gewaltigen Luftschiff unmittelbar nach dem Ereignis.

Gedankensplitter.

Bau' keine hohe Mauer um dein Haus,
Dich von des Nächsten Freundschaft zu entfenden,
Denn bricht einmal ein Feuer bei dir aus,
So kann der Netter keinen Eingang finden.

Wer Zutritt sucht zu deinem Haus
Und frug zuvor die Nachbarn aus,
Den wirfst du besser gleich hinaus.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 20

Sonntag, den 15. Mai

1910

Agnete Kaas.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

8. Kapitel.

Agnete warf sich, sobald die Wagentür hinter ihnen geschlossen war, schluchzend an Fräulein Sparres Brust.

„Ach, Tante Gertrud, sie saßen da und tranken und spielten — gewiß Hazard — es

„Ja, Tholander will sich natürlich an ihm rächen.“ — Tante Gertruds spigenbefetzte Haube nickte bekräftigend über dem besorgten Gesicht. „Er vergißt dabei aber, daß die eigentliche Schuld an dem Unglück in der Hauptsache auf Seiten seiner Frau, dieser herzlosen Kolette, liegt.“



Von dem Schausliegen in Düsseldorf, veranstaltet von der Ortsgruppe Düsseldorf.
Erproben einzelner Flugmaschinen auf das Funktionieren ihrer Mechanismen. Oben: Aviatiker Jeanin.

lagen große Geldhaufen auf dem Tisch — und Harald — er hatte mehr getrunken, als er vertragen kann! Wenn er nur nicht all sein Geld verliert — wenn nur kein Unglück geschieht! Ach, was sollen wir dabei machen?“

„Dabei ist nichts zu machen, Kind. Hast du ihn nicht aufgefordert, mit uns nach Hause zu kommen?“

„Ja, deshalb habe ich ihn ja aufgesucht. Und vielleicht würde er es auch getan haben, wenn der Gutsbesitzer Tholander ihn nicht zurückgehalten hätte.“

„Aber Tante Gertrud — —“

„Habe ich nicht Recht? Willst du sie verteidigen?“

„Ja, denn ich glaube, daß sie in ihrer Ehe sehr unglücklich ist, und wenn sie für Harald wirklich Liebe fühlt — —“

„Wenn dies der Fall wäre, so hätte sie ihn damals nicht aufgegeben, als es darauf ankam!“ jagte Tante Gertrud streng. „Nein, für diese Liebe gebe ich nichts. — — Ihr alle aus dem jungen Geschlecht habt eine und dieselbe Eigentümlichkeit: Ihr fürchtet euch davor, daß man euch in eurem Urteil für einseitig hält, und das

bewirkt, daß ihr es schließlich verlernt, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Mit uns Alten ist das ganz anders. Wir haben es gelernt, eine scharfe Grenze zwischen Recht und Unrecht zu ziehen — und ich glaube, daß dieses das Gesündeste ist.“

„Ja, Tante Gertrud, vielleicht. Ach, aber sage mir, fürchtest du nicht, daß Harald vor einer großen Gefahr steht?“

„Du brauchst dich nicht zu sehr zu ängstigen, liebe Agnete. Herr Sandell ist zwar kein Tugendheld; ich glaube es aber nicht, daß er in seinem Hause eine Ausplünderung seiner Gäste dulden wird. Er wird schon rechtzeitig einschreiten — wenn nicht aus einem andern Grund, so doch um einen Skandal zu vermeiden.“

„Herr Sandell war aber gar nicht da, Tante Gertrud!“

„Dann ist seine Frau da, und sie hat ja alles gesehen.“

„Ach, die arme Frau Sandell! Sie machte einen so gedrückten Eindruck. Ich fürchte, daß sie gar nicht den Mut hat, mit ihrem Mann darüber zu sprechen. Weshalb sind wir eigentlich gefahren, Tante Gertrud? Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir geblieben wären und auf Harald gewartet hätten?“

Agnete war so verzweifelt, daß Fräulein Sparres Ruhe sie peinigte. Sie hatte das gerade, ruhige Wesen der alten Dame sonst immer bewundert und gewünscht, daß sie einst wie sie werden möge. Heute Abend verstand sie sie aber nicht, heute Abend, wo ihre ganze Seele in Aufruhr war, wo alle ihre Nerven zitterten, so daß sie kaum still zu sitzen vermochte!

„Was sollte unser Bleiben nützen? Glaubst du, daß er deshalb früher aufbrechen würde? Und dann darfst du nicht vergessen, daß ich anfangs, alt zu werden. Ich bedarf einiger Stunden Schlaf. Sonst kann ich morgen nicht rechtzeitig auf dem Posten sein.“

Morgen! Agnete vermochte nicht an ein Morgen zu glauben, wo das Leben seinen gewohnten Gang gehen würde und die tägliche Arbeit geschafft werden mußte. Für sie war diese Nacht alles, und sie sah nicht über sie hinaus.

„Ach, Tante Gertrud — was bedeutet das alles — all das Alltägliche — wenn Harald diese Nacht vielleicht zugrunde gerichtet wird und in voller Verzweiflung heimkehrt? — Keiner weiß, was da geschehen kann —“

Agnete hatte den Kopf von Fräulein Sparres Schulter erhoben. Sie saß da und preßte ihre Hände zusammen, als wollte sie ihre zarten Finger brechen. Die Tränen brannten auf ihren Wangen, heiß und beßend.

„Mein liebes Kind,“ — Tante Gertruds Stimme wurde tiefer, fast feierlich, „hast du denn gar kein Vertrauen zu Gott? Glaubst du denn nicht, daß er Harald besser bewahren kann als du oder ich?“

Agnete schwieg. Dieser feste Glaube des alten Fräuleins hatte sie immer in Erhabenem verehrt. Das, was für sie nur eine Hoffnung, eine Möglichkeit, ein seelischer Drang war, das war für jene die sicherste und unumstößlichste aller Wahrheiten. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Gott über sie wache und alles zum Besten lenke. Sahen denn aber solche Leute gar nicht die verzweifelte Unberechenbarkeit des Lebens? Schlossen sie ihre Augen denn vor allem Traurigen, das sie umgab?

„Ach, beste Tante Gertrud!“ flüsterte sie, „wenn du wüßtest, wie ich für meine Lieben gebetet habe. — Und doch habe ich sehen müssen, wie sie litten und starben — alle —“

„Dann war für sie wohl der Tod das Beste gewesen.“

„Wie bestimmt du das sagst! — Hast du denn nie selbst gezweifelt? — Ach, ich möchte so gern einen festen Glauben haben, wie die Mutter ihn hatte! Es geschieht aber so viel, was uns verwirrt, und das sich nicht mit dem Glauben an Gottes Liebe vereinigen läßt —“

Fräulein Sparre saß nachdenklich da und blickte durch das Wagenfenster hinaus, wo der gestirnte Himmel sich über das schwarze Land erhob. Sie sprach mild und gedämpft:

„Selbst wenn es Dinge gibt, die wir jetzt nicht verstehen, Kind, so bin ich davon überzeugt, daß wir demaleinst alles klar sehen werden — im Licht der Ewigkeit.“

Im Licht der Ewigkeit! In diesem Wort lag etwas, das ihre Seele mit Ruhe und Frieden erfüllte. Etwas Fernes und Hohes wie die Sterne, Stilles wie die Winternacht. —

„Ich bin nicht immer so ruhig wie jetzt gewesen“, fuhr Fräulein Sparre fort. „Die Zeit, die uns so viel nimmt, bringt uns aber doch gewöhnlich das Gute: den inneren Frieden. — Vor langen Jahren war da ein Mann, den ich liebte und der mich betrog. Lange Zeit vermochte ich mich nicht zu fassen, vermochte ich nicht zu begreifen, was ich auf dieser Welt noch wollte, in der meine große Liebe Schiffbruch gelitten hatte. Ich war auf dem besten Wege, das Schlimmste von allem — eine verbitterte alte Jungfer zu werden. Da entdeckte ich aber, daß es andere gab, die meiner bedurften. Erst mein Bruder — und dann sein Sohn Harald. Und hat man nur eine Menschenseele, die man richtig lieb hat, und verjumpt das Herz nicht in Eigenliebe, so wird man nie ganz unglücklich. — Und dann fällt uns auch der Glaube nicht schwer, daß alles hier im Leben von einem liebevollen Willen geleitet wird.“

Agnete blickte Tante Gertrud an. Ihr schien es, als wachse sie, während sie sprach. Hier saß sie, ein altes Mädchen mit weißem

Haar, verlassen und betrogen, eine Märtyrerin der Liebe — hier saß sie und redete der Liebe das Wort. Das war vornehm und groß gehandelt. Sie nahm die runzelige Hand der alten Dame in die ihre.

„Du bist gut und edel, Tante Gertrud. Ich habe dich sehr, sehr lieb.“

„Und ich dich — mögest du immer bei uns auf dem Birkenhof bleiben.“

„Ach, Tante Gertrud —!“ Agnetes Tränen brachen wieder hervor. Fräulein Sparres Hand schloß sich fester um ihre.

„Ich weiß, was du meinst, Kind. Du glaubst, daß Harald sich nichts aus dir macht. Darin irrst du. Der Liebesrausch, in dem er sich gegenwärtig befindet, wird sicher bald verschwinden, und dann wird er deinen Wert schätzen lernen. Die Hauptsache ist nur, daß du die Geduld nicht verlierst und Rücksicht mit seinen Verirrungen hast.“

„Pflege ich denn meine Mitmenschen zu streng zu beurteilen?“ fragte Agnete ängstlich.

„Nein, das sage ich nicht. Ich finde im Gegenteil, daß du durchaus milde denkst. — — — Aber wir biegen ja schon in die Birkenallee ein. Dann sind wir bald zu Hause.“

„Wir zwei einsamen Frauen,“ sagte Agnete traurig.

„Verlier die Hoffnung nicht, Kind. Deine Wünsche werden in Erfüllung gehen. Davon bin ich überzeugt.“

Der Kies im Garten knirschte unter den Wagenrädern. Ein plötzlicher Ruck, und der Kutscher brachte die Pferde vor der Verandatreppe zum Stehen. Ein Mädchen kam heraus, schlaftrunken, mit einer Lampe in der Hand.

„Sind Sie noch auf, Maja? Das ist nett von Ihnen“, sagte Tante Gertrud, als das Mädchen ihr aus dem Wagen half. „Haben Sie das Zimmer des gnädigen Fräuleins geheizt?“

„Ja, da ist es schön warm“, versicherte das Mädchen. Dann fragte sie, während sie einen Blick in das Innere des Wagens warf, wo der Herr sei.

„Der Herr kommt später. Gehen Sie nur zu Bett, Maja. Sie brauchen nicht auf ihn zu warten. Gute Nacht, Gustav!“ — Fräulein Sparre nickte dem Kutscher zu, der mit der Peitsche grüßte, ehe er der Wagen wandte, um auf den Hof zu fahren.

Von der Verandatreppe starrte Agnete einen Augenblick in die mondhele Nacht mit den scharfen, schwarzen Schatten hinaus. Hoch oben am tiefblauen Himmel funkelten die Sterne; auf den Wiesen lag silberweiß im Mondschein dichter Nebel. Es war fast wie in jener Nacht, als sie mit Harald an der Gartenpforte stand. Nur, daß es jetzt Winter war, daß alle Zweige entblättert, alle Blumen tot waren.

„Komm herein, Agnete. Du stehst ja da und frierst!“

„Ja, ich komme“, sagte sie müde.

Im Vorzimmer half Maja den Damen beim Abnehmen ihrer Mäntel und sagte dann gute Nacht. Fräulein Sparre folgte dem jungen Mädchen in ihr Zimmer, um sich davon zu überzeugen, daß alles in Ordnung war.

Agnete kniete vor dem Kaminfeuer auf dem Teppich nieder. Sie streckte ihre zitternden Finger nach der Flamme aus. Ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander.

„Frierst du sehr, Kind?“ fragte Tante Gertrud traurig. „Willst du zur Erwärmung nicht ein Glas Wein trinken?“

„Nein — danke vielmals.“ Agnete erhob sich und trat an Fräulein Sparre heran. „Liebe Tante Gertrud, du denkst immer an uns und andere und nie an dich selbst.“

„Das ist die Aufgabe des Alters. Das ist das einzige, was uns die Berechtigung zum Leben gibt. Unser eigenes Märchen ist ja aus. Jetzt will ich dir aber etwas sagen, Agnete — ich verlasse dich nicht, bevor du zu Bett gegangen bist. Du siehst so krank aus, daß ich mich mehr um dich als um Harald ängstige. Komm und laß mich dir helfen!“

Agnetes Widerstand nützte nichts. Fräulein Sparre machte sich daran, ihr das Kleid aufzuhaken und aus den dicken, braunen Flechten die Nadeln zu entfernen. Bald fügte sie sich und gab sich dem Gefühl von rein körperlichem Wohlbehagen hin, das Fräulein Gertruds liebevolle Berührung in ihr hervorrief. Wie lange war es her, seit jemand sich ihrer mit so mütterlicher Zärtlichkeit angenommen hatte!

— — — Und jetzt fühlte sie erst, wie müde sie war. Eine auf die gewalttätige Spannung und Gemütsregung der letzten Stunden folgende Schläflichkeit überwältigte sie. War sie erst im Bett, so würde sie schon in Schlaf fallen, wenn es ihr auch treulos erschien, daß sie in dieser Nacht schlief. — — —

Ihr Kopf versank in den Kissen. Die Augen schlossen sich in tödlicher Müdigkeit.

Fräulein Sparre stand über Agnete gebeugt. Sie fand, daß sie nie etwas Schöneres als dieses weiße Antlitz zwischen der dunklen Fülle des Haars gesehen hatte. Die reine glatte Stirn mit den feingewölbten Brauen, die dichten Franzen der langen Augenlider über den Wangen, der Mund wie eine blasserose. — — — Zwei durchsichtige wachsweiße Hände hoben sich von der blauweißlichen Bettdecke ab.

Fräulein Sparre küßte sie auf die Stirn.

„Gute Nacht, Kind! Sprich ein Gebet für Harald, wenn du glaubst, daß er in Gefahr ist, und dann schlafe gut.“

Sie löschte die Lampe und ging leise hinaus.

Im Zimmer wurde es still. Das Mondlicht strömte durch die niedergelassenen Rollläden und zeichnete die Fenstereckreize in Licht und Schatten auf dem Fußboden ab. Die weißen Tücher des Bettes leuchteten schwach in der dunklen Ecke. Im Gartenzimmer schlug die Wanduhr zwei laute Schläge. Der Schlaf senkte sich über Agnete, der Schlaf, der von tief körperlicher und seelischer Ermattung kommt. Sie empfand ihn wie das Gewicht einer schweren Hand auf dem Gehirn, das sie in die Tiefe des Vergessens hinabtauchte. Sie sank, sank — in einen unendlichen Abgrund. — Die Finsternis legte sich über sie, als vermöchte die Stimmen des Lichtes und Lebens sie nie mehr zum Tageslicht emporzurufen.

Es schien ihr, als werde die Tür draußen vom Gang geöffnet, ganz leise und lautlos. Ein Mann in einer verblühenen, dunkelblauen Uniform trat ein. Sein runzeliges, blaßes Gesicht war von grauem Haar und Bart umgeben. Sie kannte ihn — sie hatte das Gesicht auf einem alten Bilde gesehen, das oben auf dem Boden in einem staubigen Winkel stand. Es war der alte Major, der einmalige Besitzer des Birkenhofs. Im Traum wunderte sie sich darüber, daß er zu ihr kam — sie wußte ja, daß er tot war. Er stand da und winkte ihr, als wüßte er, daß sie aufstehen und ihm folgen sollte. In seiner stillen Bitte lag eine Macht, der sie nicht Widerstand zu leisten vermochte. Sie erhob sich und schritt auf ihn zu. Wie seltsam es war — sie sah die Gestalt des Majors noch ganz deutlich, und doch konnte sie die Tür durch seinen Körper sehen, ihre weiße Fläche, ihren blanken Messinggriff. —

Jetzt verließ er das Zimmer, und sie folgte ihm über die Wendeltreppe nach dem dunklen Boden hinauf. Vor Haralds Stube, derselben, die er einst selbst bewohnt hatte, machte der Major halt und schaute sie mit einem merkwürdig traurigen, bittenden Blick an. Eine wilde Angst ergriff sie. Sie wünschte im Traum, daß sie aufwachen und nicht weiterträumen möchte. Sie durfte nicht sehen, was sich hinter der verschlossenen Tür verbarg. — Etwas Entsetzliches mußte es sein. Der Blick des Offiziers zwang sie aber. Sie mußte ihm folgen, wohin er wollte.

Ging die Tür auf, oder glitten sie wie zwei Schatten durch die Wand? — Jetzt standen sie mitten im Zimmer, und dort — dort auf dem Boden vor ihnen, mitten im Mondlicht, lag Harald Sparre, tot, mit einer Schußwunde in der Schläfe!

Agnete erwachte mit einem Schrei. —

Im Zimmer war es dunkel. Der Mond war untergegangen, und das Tageslicht war noch nicht herausgedämmert. Sie streckte die Hand aus und suchte nach der Streichholzschachtel, die auf dem Tisch neben dem Bett stand. Nachdem sie das Licht angezündet hatte, sah sie nach der Uhr. Es war zwischen fünf und sechs.

Die Schrecken des Traums hielten sie noch umfangen. Die Angst, die sie in der Tiefe ihres Herzens empfunden hatte, das geheimnisvolle Entsetzen hatte durch diesen Traum feste Form bekommen. Jetzt wußte sie, was sie gefürchtet hatte.

Sie sah aufrecht im Bett und horchte mit Anstrengung aller Nerven. War Harald nach Hause gekommen? Hatte sie so fest geschlafen, daß sie sein Kommen nicht gehört hatte? Im Hause war es ganz still. Kein Laut zu hören — nur — das Ticken der Uhr im Gartenzimmer, ganz, ganz schwach. Kurz darauf das Krähen eines Hahns in der Ferne. Ein anderer Hahn antwortete. Das Leben fing an zu erwachen. Der Tag würde bald grauen. Aber wo war Harald?

Sie konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen. Sie erhob sich und warf schnell einige Kleider über — einen weihwollenen Morgenrock. Wie kalt es war! Ihre Hände zitterten so, daß sie ihr Kleid kaum zu schließen vermochte. Dann die Schuhe. — Zum Ordnen des Haars ließ sie sich keine Zeit. Die langen, halb aufgelösten Zöpfe fielen über den weißen Stoff hinab. Einen Augenblick beugte sie sich, vor Kälte zitternd, über das Feuer im Kamin, das noch nicht ganz erloschen war. Dann richtete sie sich auf und warf einen schenen Blick auf die Tür. Was hatte der graue Schatten dort drüben zu bedeuten? Stand er noch dort, der alte Major, und wartete auf ihr Kommen? Ach nein, das war wohl nur Einbildung, ein Spiel ihrer erregten Phantasie! Der Traum zog sie trotzdem, sie mußte den Weg gehen, den er ihr zeigte.

Es war ja nicht passend, daß sie nach Haralds Zimmer hinaufging und dort anklopfte, um zu hören, ob er nach Hause gekommen war. Aber solche Rücksichten konnte sie in einem Augenblick wie diesem nicht nehmen! Brauchte sie jetzt wohl daran zu denken, daß sie ein junges Mädchen und er ein junger Mann war — in der Stunde der Angst und Not waren sie nur zwei Menschen!

Mit dem Licht in der Hand stieg sie die alte Wendeltreppe zum Boden empor. Hier war der alte Major mit Todesgedanken im Herzen seine letzten verzweifelt Schritte gewandert. Wenn nur nicht Harald — ach nein, nein, Gott behüte! — sie wollte den Gedanken nicht ausdenken!

Da fiel ein Lichtstreifen durch die Türspalte. Er war also da. Sie klopfte an und blieb einen Augenblick stehen, still, lauschend mit

verhaltenem Atem. Von drinnen keine Antwort. Sie hörte nur die dumpfen Schläge ihres eigenen Herzens.

Dann riß sie die Tür auf.

Harald war da. Er stand am Fenster, mit dem Rücken nach der Tür, drehte sich aber schnell um, als sie eintrat. Er war noch in Gesellschaftstoilette, die Weste war aber aufgerissen, und der weiße Schlips hing lose unter dem Kragen. Die Augen brannten in dem blässen Gesicht, unter dem dunklen Haar, das ihm tief in die Stirne fiel. Er starrte sie an, als sei er im Zweifel, ob er richtig sehe — ob sie es wirklich sei, die vor ihm stand.

„Agnete, bist du es? Was willst du?“

„Vergib mir!“ stotterte sie. „Du darfst mir nicht böse sein, weil ich komme. Ich habe mich beinewegen so geängstigt. Ich wollte mich nur davon überzeugen, ob du nach Hause gekommen bist.“

„Ja, wie du siehst!“ sagte er kurz und ungeduldig. „Geh jetzt nur wieder auf dein Zimmer und lege dich schlafen.“

„Ja, aber —“ sie trat furchtsam einige Schritte näher. „Gehst du denn auch zu Bett, Harald?“

„Weshalb sollte ich es nicht?“ — Er stellte sich ihr plötzlich in den Weg. Das fiel ihr auf. Es mußte etwas im Zimmer sein, das er vor ihr zu verbergen suchte.

„Weil du so erbt aussehst, weil —“ Sie blieb plötzlich stehen und stieß einen Schrei aus. Er hatte eine Seitenbewegung gemacht, und sie hatte gesehen, was es war, das im Schein der Lampe auf dem Schreibtisch glänzte — eine Pistole! —

Sie griff ihn mit zitternden Händen am Arm.

„Harald, was ist das? Du willst dich doch nicht mit Herrn Tholander — schießen?“

Er lachte laut und schrill auf.

„Nein, Agnete, mit dem Menschen!“

„Was hat die Waffe denn sonst zu bedeuten, Harald? Sage mir, was sich zugetragen hat. Laß mich dir helfen!“

Sie klammerte sich jetzt förmlich an seinen Arm, während sie ihre ängstlich bittenden Augen unverwandt auf ihn gerichtet hatte. Sein Gesicht war hart und kalt mit gerunzelten Brauen und festgeschlossenen Lippen. Und doch wußte sie ja, daß diese Augen freundlich waren, daß die Lippen sich zu dem leichtesten Lächeln öffnen konnten, das sie kannte. Ach, könnte sie doch den Weg zu seinem wirklichen Ich, zu alledem finden, das sie bei ihm ahnte und in ihrem unerschütterlichen Glauben an ihn liebte! —

„Denke daran, daß wir zwei seit unserer frühesten Jugend Freunde sind!“ bat sie. „Keine kann dich so lieb haben, wie ich. Du darfst mich nicht als Fremde behandeln. Du mußt mich an deinen Sorgen teilnehmen lassen, Harald. Ist da nichts, gar nichts, das ich für dich tun kann?“

„Ja — doch!“ sagte er plötzlich bestimmt. „Du kannst dich Tante Gertruds annehmen, wenn ich nicht mehr —“

Sie ließ ihn nicht ausreden. Mit einem verzweifelt Auffchrei warf sie sich an seine Brust.

„Nein, nein, sprich es nicht aus! Du darfst nicht sterben — du hast kein Recht, dir das Leben zu nehmen, weil du weißt, daß ich dich über alles liebe —“

Seine Augen wurden feucht. Die tiefen Furchen zwischen den Brauen glätteten sich.

„Liebe, beste Agnete“, sagte er ganz leise. Seine Hand glitt behutsam, lieblosend über ihr Haar.

„Versprich mir, daß du leben willst!“ flehte sie, während sie ihren Mund auf seine Wange preßte.

„Du weißt nicht, wie wenig Wert das Leben hat, um das du bittest, mein armes, kleines Mädchen —“

„Ich weiß, daß dein Leben auch das meine ist. Ich weiß, daß ich alles tragen kann, wenn nur du lebst und es gut hast. Ohne dich ist die Welt aber leer.“

„Aber, Agnete —!“ Mit den Händen um ihre Schultern hielt er sie vor sich und sah ihr scharf und forschend in die Augen. „Wenn ich nun aber treulos und ehrlos bin, wenn ich dich einer andern Frau wegen betrogen und meine ganze Zukunft leichtsinnig aufs Spiel gesetzt — alles zugrunde gerichtet habe, was ich bejah; sagst du dann dasselbe?“

Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, die Mundwinkel zogen sich zitternd nach unten. Sie versuchte es, ihr Antlitz in den Händen zu verbergen, er griff aber danach und hielt sie in den seinen fest. Unbarmherzig schaute er in ihre schmerzlich verzogenen Züge.

„Auch dann sage ich ganz dasselbe“, flüsterte sie schließlich schwach und klanglos. „Lebe um deinetwillen, nicht für mich. Nimm keinerlei Rücksicht auf mich —“

„Du bittest mich also, zu leben — ohne Bedingungen?“

„Ja!“

„Gut! Gehe dann hin und hole die Pistole. Ich werde sie entladen.“

Sie vermochte sich kaum aufrecht zu halten, als er sie losließ. Die Stube drehte sich vor ihren Augen. Das große Fenster, durch das die Winternacht mit all ihren frostklaren Sternen hereinsah, das Bett, das alte Sofa von Pferdehaaren, der Schreibtisch, wo die Pistole im Lampenschein lag — es wirbelte allzuammen vorbei, und der Boden schwankte ihr unter den Füßen. Es fiel ihr ein, daß sie

wohl wieder krank würde. Dieser Gedanke übte aber eine fast lindernde Wirkung auf sie aus. Die Krankheit war wie ein großer, schwarzer Schlund, der sich öffnen und ihr die Ruhe geben würde, deren sie bedurfte, nachdem ihr Werk vollendet war, nachdem sie Harald gerettet hatte.

Sie reichte ihm die Pistole und sah zu, wie er sie entlud und in seinem Schreibtisch verschloß. Dann gab er ihr die Hand mit dem Lächeln, das sie liebte, das sie aber so lange nicht gesehen hatte.

„Hab' Dank, Agnete,“ sagte er, „wärest du nicht gekommen, so wäre ich jetzt ein toter Mann!“

„Gott sei Dank, daß ich kam!“ Und sie erzählte ihm ihren Traum.

Er schüttelte den Kopf und lächelte wieder.

„Also der Major hat dich gewarnt! Das ist merkwürdig. Man sollte fast glauben, daß er mich davor bewahren will, sein eigenes Geschick zu teilen. Vielleicht geht es den Selbstmördern im Jenseits nicht gut.“

„Darin hast du recht. Wir dürfen nicht früher aus der Welt scheiden, als bis unsere Zeit gekommen ist — Jetzt sage mir aber eins, Harald, weshalb warst du so verzweifelt. — War es — Frau Tholanders wegen?“

„Nein, Agnete, ihretwegen sicher nicht!“ Er lachte kurz. „Sie hätte ich, wenn ich gewollt hätte, jeden Augenblick haben können.“

Agnete zog sich unwillkürlich einen Schritt zurück. Sie fühlte sich abgestoßen, verwundet. Dann aber erwachte wieder ihre große Liebe und bedeckte alle seine Fehler. War er zynisch, bitter hart — ? Das war gleichgültig. Er war der, den sie liebte, und sie war nahe daran gewesen, ihn zu verlieren.

„Ich habe wie ein Wahnsinniger gespielt!“ fuhr Harald fort. „Ich habe an Tholander so große Summen verloren, daß der Hof hier zur Deckung der Schulden verkauft werden muß. Und ich konnte den Gedanken, daß man mich von Haus und Hof jagen würde, nicht ertragen. Da wollte ich lieber sterben.“

„Wie konntest du aber nur des Geldes wegen an den Tod denken? Du hast mich doch,“ und du weißt, daß ich dich nicht im Stich lasse!“

„Ich will ganz ehrlich sein, Agnete. Ich habe daran gedacht. Ich wußte, daß du mir helfen würdest, weil du mich lieb hast. — Es Terschten mir aber ehelos, Vorteil aus deiner Liebe zu ziehen, da ich dich doch nicht bitten kann, meine Gattin zu werden!“

Das Blut jagte wie ein kochender Strom durch ihren ganzen Körper bis in die Schläfen hinauf, bis in die äußersten Fingerspitzen. — Weshalb wollte er sie so tief demütigen? War es notwendig? — Sie fühlte sich so beschämt, so erniedrigt, als könne sie ihm nie mehr in die Augen sehen.

„Glaubst du, daß ich, ohne deine Liebe zu besitzen, deine Frau werden möchte?“ flüsterte sie mit abgewandtem Kopf.

„Ich habe dich ja aber lieb, Agnete!“ Er schlang seinen Arm um sie und zog sie fest an sich. „Es hält, weiß Gott, schwer, seine eigenen Gefühle zu kennen. Ich bin vielleicht nicht so verliebt in dich, wie ich es in Lotte war. Ich ehre dich aber und vertraue dir, und du bist die einzige, mit der ich mir ein gemeinsames Leben denken könnte. Hätte ich nur Vertrauen zu mir selbst — es würde aber deinetwegen unrecht von mir sein, wenn ich dich an mich fetten wollte. Denk' einmal darüber nach, wie ich gewesen bin. Obgleich ich dich

täglich sah und wußte, daß du mich liebtest, ließ ich mich von Lotte wieder fesseln. Ich habe eines falschen und törichtigen Stolzes wegen meine ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt, einzig und allein, weil ich den Spott und Hohn meines Gegners nicht ertragen konnte. Ein Mann wie ich hat nicht die Berechtigung, ein gutes und unschuldiges junges Mädchen an sich zu ziehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Glücksucher.

Pfingst-Novelle von Matthias Blank.

(Nachdruck verboten.)

Der schrille Pfiff der Lokomotive zeigte den Reisenden an, daß sich der Zug dem Ziele seiner Fahrt näherte. Die Passagiere standen auf, stellten ihr Reisegepäck bereit, ließen die bequemen Reisemützen und Kissen verschwinden, zogen die Überzieher an und blickten in der begreiflichen Unruhe nach langer Fahrt zu den dunklen Fenstern hinaus, wo die vorüberfließenden Lichter immer zahlreicher wurden.

Die ruckweise, schotternde Bewegung des Zuges wurde immer bedächtiger, als wäre sie im Einschlafen.

Nur Robert Tyralt lehnte noch immer in der Ecke und starrte in die Nacht hinaus.

Und doch war er auf der Heimkehr nach einer langen Fahrt, die ihn über die ganze Welt gebracht hatte, nach einer großen Wanderung, zu der er vor vielen Jahren schon ausgezogen war, das Glück zu suchen. Mit einer rastlosen Sehnsucht war er damals in die Welt hinausgefahren, ebenso in die Nacht hinein, wie er nun bei Nacht heimkehrte.

Das war damals sein Wille gewesen, nur als Sieger wieder heimzukehren.

Sieger ist er geworden! Sieger!

Aber er hatte sich damals bei seinem Auszuge die Heimkehr des Siegers anders gedacht. Mit einem jubelnden, glücksfrohen Lachen um Mittagzeit, wenn die Sonne am höchsten stünde! So hatte er es geträumt. Und nun glich er fast einem Dieb, der bei Nacht in fremde Häuser schleicht.

Und Sieger war er doch! Reichtum und Ruhm! Beides hatte er erjagt. Aber das Glück? War das auch das Glück gewesen, nach dem er doch ausgezogen war?

Er konnte sich selbst keine Antwort geben. Mit einem kurzen Nuck hielt der Zug.

Langsam hand er nun auf und streckte die von der Fahrt steif gewordenen Glieder. Dabei irrten seine Blicke auf den Perron hinaus. Er sah ein jubelndes Begrüßen, sah, wie sich die Leute umarmten, hörte Lachen, frohe Laute! Und vielleicht war von allen Niemand so lange ferne geblieben wie er. Das Lachen hatte er lange schon verlernt.

Er hatte nach der rotbraunen Handtasche gegriffen und verließ als einer der letzten den Wagen.

Seine graubraunen Augen erspähten einige Freunde, einige Bekannte aus jener Zeit, die er weit hinter sich wußte.

Sahen schlich er an ihnen vorbei. Sie hatten ihn nicht erkannt. Es war auch besser so! Er würde sonst wieder alle die Phrasen gehört haben, mit denen er überall empfangen wurde. Die Phrasen



König Eduard VII. von England und sein ältester Sohn, der bisherige Kronprinz, der jetzige König Georg V.

von dem begnadeten Künstler, von dem Genie, von dem großen Meister. — Er empfand nur das Gefühl von Bitterkeit, als er daran dachte.

Er wußte, daß unter dem Gepäc, das ihm nachgesandt wurde, ein Koffer war, der nur alle Schleifen enthielt, die an den Kränzen waren, die ihm geschenkt worden waren. In jenem Koffer lagen sie zerknittert, verdrückt, geschossen, mit den eingepprägten goldenen Lettern: Dem großen Meister! Dem Komponisten des „Häbber“! Dem herrlichen Künstler!

Als er die ersten erhalten hatte, da hatte er nur Freude empfunden, das Bewußtsein des beginnenden Sieges. Dann aber hatte er in allen Worten nur die Phrase herausklingen hören, und zuletzt hatte er die Schleifen wie einen unnützen Ballast, den er abschütteln wollte, in jenem Koffer eingepackt.

Er ging mit dem Koffer über den Bahnhofsplatz. Das Leben in der kleinen Stadt war schon erloschen. Nur von ein paar Cafés leuchteten noch die Fenster. Ein paar Nachtschwärmer hasteten heimwärts. Er selbst hatte kein Heim!

Er hatte sich in seinen Kämpfen keines erstritten; je größer er als Sieger gefeiert wurde, je zahlreicher seine Triumphe geworden waren, je mehr er von den vielen angejubelt wurde, um so einsamer war er selbst geworden. In heißen Kämpfen hatte er den Sieg immer neu erstreiten müssen, erstreiten gegen den Haß von Konkurrenten, gegen den Unverstand von Neidern, gegen die Sensationslust der Vielen und gegen die Teilnahmslosen. In dieser kleinen Stadt achtete Niemand auf ihn. Der Polizist hatte seine Erscheinung sogar mit einem mißtrauischen Blick gestreift.

Und draußen in der großen Welt gab es viele Tausende, die nur von seinem plötzlichen Verschwinden sprechen würden, die ihn überall suchen würden, die auf ein Wort von ihm warteten! Es war auch zu rasch gekommen! Mit einem Male war es über ihn zusammengebrochen: — Heim! Nach Hause! Und er hatte doch kein „zu Hause“!

Er fühlte es in dieser Nacht, daß er nirgends fremder war als in jener kleinen Stadt, nach der er sich so sehr und so plötzlich gesehnt hatte. An alle Türen würde er anpochen dürfen, und nirgends würde er aufgenommen werden.

Nur vor einer Tür!

Aber das war lange vorbei! An die er in diesem Augenblicke dachte, die war längst auch schon in die Welt hinausgewandert, das Glück zu suchen. Und sie hatte es wohl rascher gefunden als er.

Er lächelte; aber ein bitteres Lächeln war es. Es wurden ihm schon die Türen aufgetan; er hatte ja volle Börsen.

Und der Nachtportier des Hotels knigte tief, als er sogleich eine Mark in die Hand gedrückt erhielt, wenn er sofort ein ruhiges Zimmer anweisen würde. Dann stand Robert Tyralt bald an dem

Fenster seines Zimmers und schaute auf die schlafende Stadt hinaus. Da strich er mit den Händen über die Stirne, als müßte er viele Gedanken fortstreichen, die wie ungebundene Gase gekommen waren. Er empfand es, daß er eine Torheit begangen hatte, als er so heimgekehrt war. Über den Häusern, die sich gleich Silhouetten vom Himmel abzeichneten, schob sich in seiner Kuppelbildung der Feldberg empor. Nein! die Heimat war ihm fremd! Er wollte am nächsten Morgen noch einmal den Feldberg hinaufwandern, in der Morgenfrühe, ehe die Sonne ihre Strahlen über die Stadt hinsandte, er wollte noch einmal den Frühling seiner Heimat sehen, so wie damals, als er noch an das Glück geglaubt hatte, und dann wieder in die Welt hinausziehen als der Friedlose, Ruheloße, als der Glücksucher —

Nur ein paar Stunden hatte er geschlafen.

Das Dämmerlicht des neuen Tages füllte die Straßen und Gassen, als Robert Tyralt bereits wieder ausflog; er wanderte durch alte Gäßchen, die in seiner Erinnerung noch wie die Märchen einer Stundheit lebten, er begegnete verwunderten Blicken, die dem Fremden zu so früher Morgenstunde galten, sah neue Häuser, alte, vertraute Hütten, grüne Fensterläden, kleine Fenster, hinter denen Blumenstöcke mit Glockenblüten nickten; aber er fand nirgends

ein vertrautes, bekanntes Antlitz. Eine tiefe Wehmut erfüllte ihn. Bald lag dann die Stadt hinter ihm, und er stieg langsam die Berghöhe empor. Die Bäume waren übersät von einer schneelig weißen Blütenfülle, die darüber wie Flokken niederschüttet war; und dazwischen leuchteten rote Blüten und wieder andere von leichtem rosig überhauchtem Schimmer. Die Wiesen trugen ihr neues Frühlingskleid, das sie mit dem schönsten Schmuck geziert hatten, mit den weißen Maiglöckchen, die

daran die Perlen waren, mit den Butterblumen, mit den verstreuten Veilchen, die unter Sträuchern hervorlugten. Bald hatte er die Berghöhe erreicht.

Weit unter ihm, in einen leichten Dunstschleier gehüllt wie eine junge Braut, lag die kleine Stadt mit den vielen Giebeln und Türmchen. Die Sonne war im Osten bereits aufgehten und sandte ihre ersten Strahlen schräg über die Stadt hin. Da stimmerte der Nebel, und das Rot von einigen neuen Ziegeldächern wies einen fast blutenden Schein auf. So ferne ruhte sie unten wie eine verlorene Zeit.

Und vor ihm lag sie wie die Vergangenheit, wie er als junger Bursche ausgezogen war mit den flatternden Fahnen seiner Hoffnungen, mit den großen Wünschen nach dem Glück, wie er damals Abschied genommen hatte und wie er dann dem Phantom, das sich in stets neue Gestalten verwandelt hatte, nachgejagt war. Ruhm hatte er gefunden — er lag in dem Koffer mit den vergilbten Schleifen; der Vorbeer war verweltet wie das Herbstlaub. Reichtum hatte er gewonnen — er war von den Frauen gefeiert worden — Liebe hatte



Königin-Witwe Alexandra von England, Gemahlin König Eduard VII., mit ihren Töchtern Prinzess Luise Viktoria Alexandra Dagmar (Prinzess Royal) und Prinzess Viktoria.

er empfangen — sein Herz war oftmals aufgelobert, aber die Flammen waren zu rasch immer wieder zusammengefallen.

Nur eines hatte er nicht gefunden: das Glück!

Als wäre er blind gewesen! Er hatte in seinem Herzen immer ein Klingeln vernommen, den Nachhall eines fernen Liedes, die tönende Melodie des Glückes; aber er hatte es nie fassen und greifen können. Warum nur nicht? Warum?

Und als wäre es die Antwort auf seine Fragen, so tönte von unten herauf die reine, helle Stimme, die in den stillen Morgen das Lied sang:

„So ruhelos wie deine Jagd,
„war deine Sehnsucht gewesen;
„nur wenn die Liebe dir sagt,
„wirst du davon genesen.“

Die etwas schwermütige Weise der ersten Zeilen verklang zum Schluß in ein jubelndes Aufschauen.

Das Lied! Er kannte es! Es war sein eigenes Lied, seine Melodie, unter die er einst mit heißer Stirne und glückstroher Hand das: opus I geschrieben hatte. Welcher Mund erinnerte ihn daran?

Er mußte die Augen mit der Hand beschatten; dann sah er die schlanke Gestalt in dem enganliegenden graublauen Kleide und dem schwarzen Haar und hatte sie auch erkannt. Das Lied war aus. Da standen sie einander gegenüber.

Wie zwei Fremde! Nicht wie Fremde, sondern wie zwei, die sich verloren hatten und die nach den Füßen suchten, die in ihrer Erinnerung noch in einem stillen Winkel ruhten.

„Magda!“
„Robert!“



Verrittene Wittprozeßion zu Pfingsten, der sog. „Pfingstritt“, bei Köhting im Bairischen Walde.

Auf dieser Berghöhe hatten sie sich wiedergefunden. Zögernd reichte er ihr seine Hand hin; er fand kein Wort; ihm war es, als wären seine Lippen stumm. Seine Augen glitten suchend über ihre feinen Züge.

Sie schien in dieser Zeit gar nicht älter geworden zu sein; nur ein Zug schwermütigen Leidens schwebte über dem Munde mit den schmalen Lippen. Und in ihrem Blick fand er wie einst den seltsamen Trümmersblick; nur glaubte er ihn jetzt noch stärker zu finden, als hätte er immer in allzu weite Fernen sehen müssen.

Sie hielt seine Hand; ihre Stimme hatte immer noch den warmen Ton:

„So hast du doch noch heimgefunden?“

Sonst nichts; aber er fühlte den Blick ihrer dunklen Augen so tief, daß sich seine Lider senkten. „Ja!“

„Als ein Sieger! Ich weiß es. Ich habe in den Zeitungen immer nur von dir gelesen. Du bist sehr berühmt geworden, Robert, und ich habe doch nie daran glauben können, daß du alles hier einmal vergessen würdest.“

Er schüttelte den Kopf: „Nein! Mir war es stets, als müßte ich einmal das Glück hierhertragen, um dann sagen zu können: Seht, ich habe mir draußen in der Welt das Glück geholt!“

„Hast du das Glück auch mitgebracht?“

„Ich habe es nicht gefunden.“

„Bist du nicht berühmt?“

„Es hat mich nicht glücklich machen können.“

„Und reich?“

„Das hat mir die Ruhe nicht geben können.“

Ihre Blicke forschten tief in den seinen; aber in ihrer Stimme war nicht das leiseste Vibrieren: „Haben dich nicht viele schöne Frauen geliebt?“

„Sie sagten es!“

„Und du hattest daran nie geglaubt?“

„Ja! Aber diese Leidenschaften waren stets nur wie jene prühenden Feuerräder gewesen, die mit viel Lärm unendlich viele flammende Funken sprühen, aber die doch keine Glut und Wärme verbreiten.“

„Was hast du dann mit heimgebracht?“

„Ich bin mit leeren Händen gekommen, Magda.“

„So war in der Welt draußen das Glück nicht zu finden?“

„Nein!“

„Was willst du nun tun?“

Der Marktflecken Köhting im Bairischen Walde,

der Schauplatz des originellen
„Pfingstritts“.

„Ich weiß es nicht! Ich habe den Glauben ans Glück verloren, Magda. Es ist mir wohl so bestimmt, daß ich ein ewig Ruheloser sein soll.“

Sie antwortete nichts! Sie sandte ihren Blick in die Tiefe hinunter, wo die letzten Nebel von den Sonnenstrahlen aufgefogen worden waren. Dort unten strahlte der Tag jetzt im hellsten Sonnenschein.

„Und du, Magda? Bist du nicht auch in das Leben hinauszogezogen?“

Sie sah ihn nicht an: „Was hätte ich suchen sollen?“

„Das Glück!“

Langsam wandte sie ihm ihr Gesicht zu: „Ich hatte es schon besessen, Robert, damals, als ich an das — das nun Vergangene geglaubt hatte. Das war mein Glück gewesen.“

Er verstand sie. Seine Liebe war es gewesen.

„Und du hattest dich damit zufrieden geben können?“

Ein Lächeln huschte wie ein flüchtiges Leuchten über ihr blaßes Antlitz: „Das Glück läßt sich nicht fangen; man muß sich bescheiden, bis es kommt. Einmal streift es an jedem vorbei. Dann muß man es erkennen und fassen!“

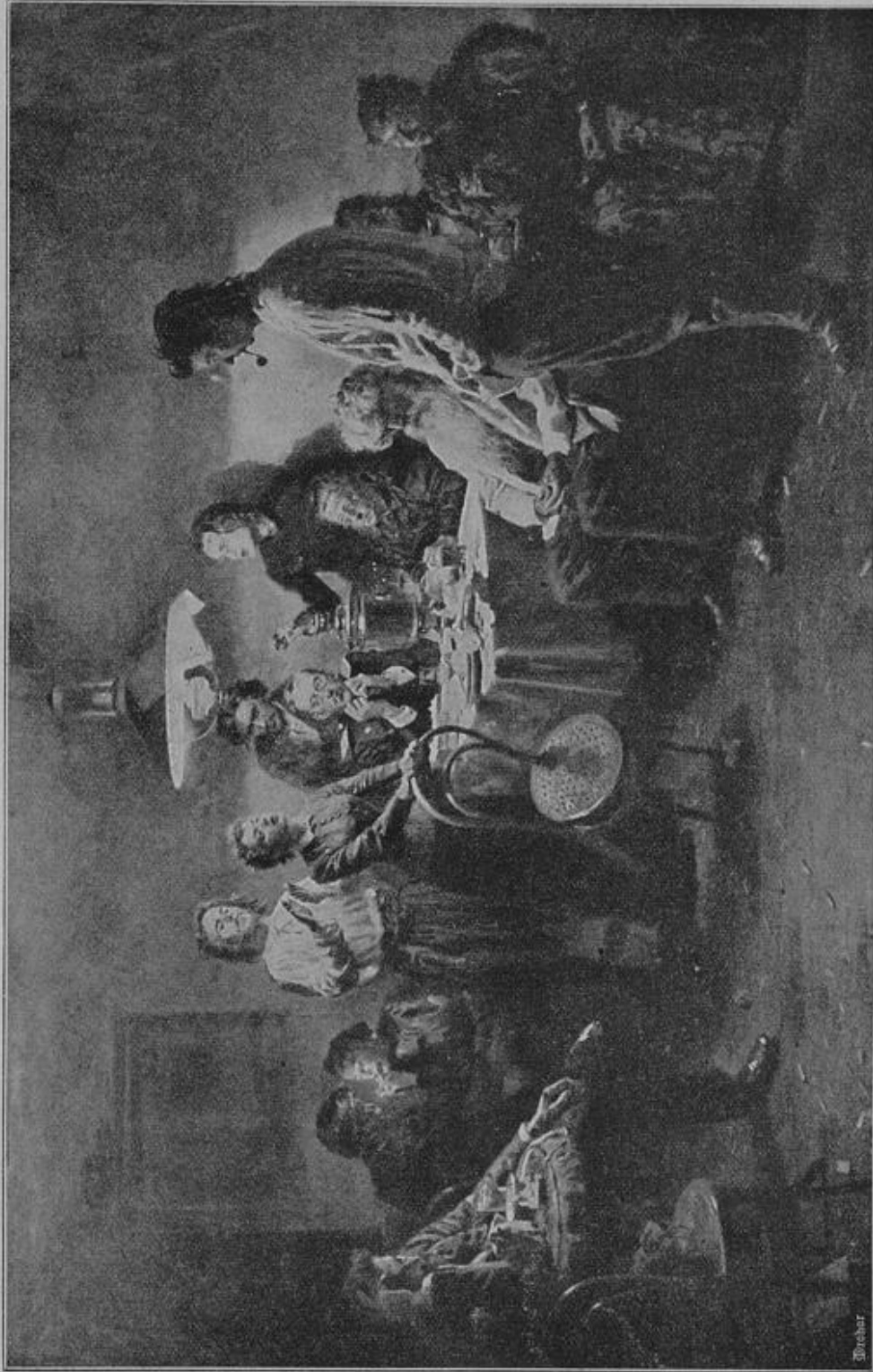
Er schwieg; und dabei dachte er über ihre Worte nach. Ob das Glück nicht auch schon an ihm vorbeigestreift war? Ob er es nur mit seinen Augen nicht erkannt hatte? Und jene Zeit stand vor ihm, die Zeit seiner ersten Liebe, da er voll der jungen Sehnsucht mit Magda ausgezogen war, da er ihr sein erstes Lied gebracht hatte, eben jenes Lied . . . und er sagte: „Du hast es nicht vergessen!“

„Was?“

„Mein Lied!“

„Wie hätte das möglich sein können? Das war doch mein Glück gewesen!“

Vielleicht — vielleicht war es auch sein Glück gewesen?



Abendunterhaltung.
Von D. G. Mafofsky.

Brecher

Aus der Tiefe empor klangen Glockentöne. Von den Kirchtürmen herauf trugen die Winde das brausende Läuten. Feierlich und dumpf und schwer. Alle Glocken riefen. Er achtete nicht darauf. War er nur durch die Welt gejagt und dabei von dem Glücke immer weiter fortgezogen? Hatte er nicht das Glück hinter sich gelassen und war einem flackernden Irrlichte nachgerannt?

War es nicht jene Liebe gewesen, die ihm so still erblüht war? Das war das wärmende Herdfeuer gewesen. Und er hatte immer nach dem sprühenden Funkenregen getappt.

Dann war er ja blind gewesen!

Immer feierlicher rauschte der Glocken metallenes Läuten.

Sie läuschte; dann sagte sie leise: „Pfinstertag ist heute.“

Pfinstertag! Ja! Das hatte er vergessen. Und da sie es gesagt

hatte, da war auch die Erkenntnis über ihn gekommen. Da war er plötzlich sehend geworden, da fühlte er mit einem Male die Erleuchtung, als könnte er nun mit tausend Zungen sprechen und in der Tiefe der Erde das Gold schauen.

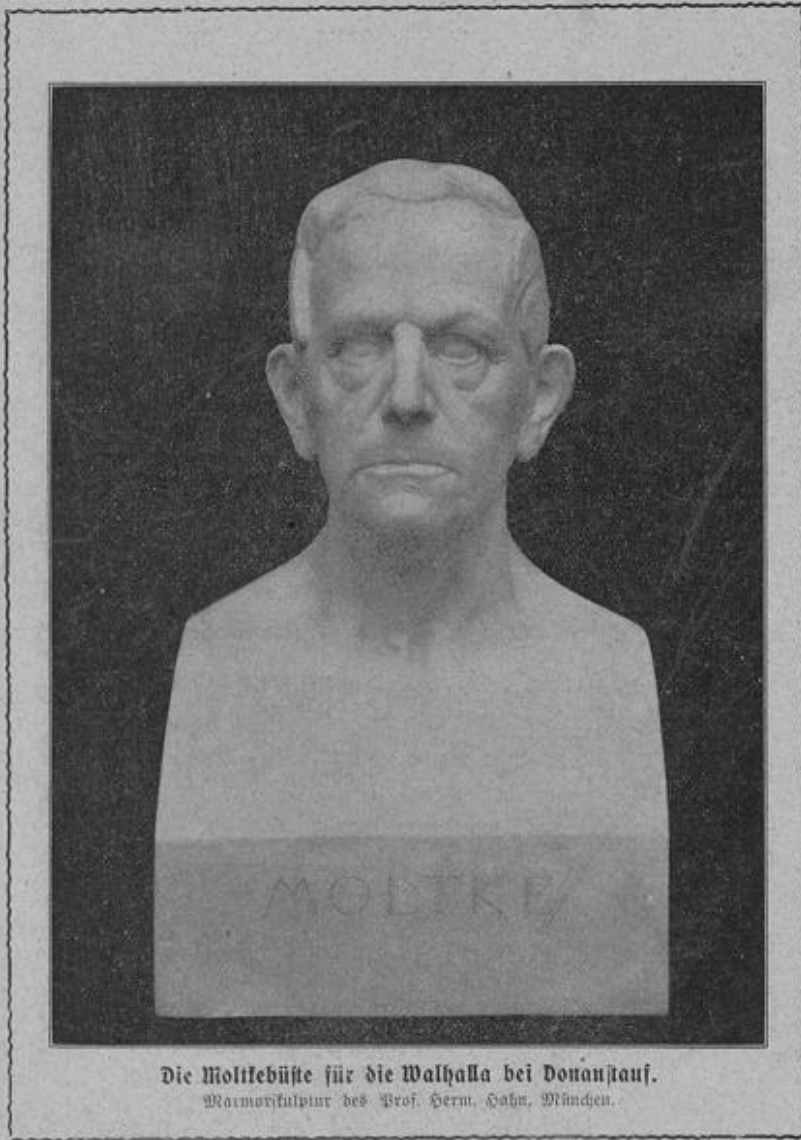
„Magda! Pfinstertag ist! War an diesem Tage nicht die Erleuchtung über die Jünger gekommen, die der Welt das Evangelium der Liebe bringen sollten? Hätten sie da nicht in allen Zungen sprechen können? So empfinde ich es! Magda! Dort unten war das Glück. Und ich hatte es nicht gewußt. Dort unten hatte es auf mich gewartet. Ich aber war durch alle Welt geirrt. Die Pfinstertagsglocken haben mich heimgelassen, sie haben den Blinden sehend gemacht und den Stummen zum Sängler. Magda! ich glaube, mit den Tonwellen der Pfinstertagsglocken streift nochmals das Glück an uns vorbei. Wollen wir es halten?“

„Wie du willst, Robert!“

„Ich will! Schon, nun bin ich ja erst hellhörig geworden.“ Er hielt sie umschlungen.

Sie aber sang dabei leise, mit seligen Blicken, und jauchzend sein Lied: „Nur wenn die Liebe dir tagt, wirst du davon genesen.“

Und ihre Stimme trugen die Glockentöne mit sich fort, hinaus in die Welt, um es allen zu verkünden. —



Die Moltkebüste für die Walkalla bei Donauauß.

Marmorplastik des Prof. Herrn. Hahn, München.

Unsere Bilder.

Reich an interessanten Momenten war das dreitägige Schaufliegen in Grafenberg-Düsseldorf, obwohl vom Wetter wenig begünstigt. Um so größere Beachtung verdienen die unter schwierigen Umständen gebotenen Leistungen der einzelnen Flieger. Der Gläserer Jeanin war, nachdem er schon tags zuvor verschiedene Male aufgestiegen, am 3. Tage in 7 Runden volle 8 Minuten mit seiner Flugmaschine in der Luft, und zwar hat er dabei scharfe Kurven mit großer Sicherheit genommen. Auch Baron de Caters führte seinen Apparat mit kaumenswerter Geschicklichkeit und flog in weitem Bogen mehrfach um die Rheinbahn. Die ganze sportlich sehr bedeutende Veranstaltung, die von nur wenigen Unfällen gestört wurde, hatte ein nach vielen Tausenden zählendes Publikum angezogen. — Im Alter von 69 Jahren ist König Eduard VII. von England, Kaiser von Indien usw. nach nur kurzem Krankenlager dahingegangen. Er war der älteste Sohn der Königin Viktoria und des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha. Als Prinz von Wales hat er

den Ruf des ersten Sportmannes und der fashionabelsten Erscheinung der Welt genossen. In Vertretung seiner Mutter unternahm er große Reisen im In- und Auslande zu politischen Repräsentationszwecken, so 1860 nach Amerika, 1862 nach dem Orient, 1875/76 nach Indien, 1885 nach Irland usw. Am 18. April 1900 wurde in Brüssel ein Attentat gegen ihn unternommen, bei dem er jedoch unverletzt blieb. Am 22. Januar 1901 folgte er seiner Mutter auf dem Throne; am 9. August 1902 wurde er gekrönt. Die Thronfolge ging nun auf den zweiten Sohn König Eduards, Georg Friedrich Ernst Albert, Prince of Wales über, der am 3. Juni 1865 im Marlborough-House das Licht der Welt erblickte. Zusammen mit seinem 1899 in Sandringham verstorbenen älteren Bruder, dem Herzog Victor von Clarence, trat er am 5. Juni 1877 als Kadett in die britische Marine ein. Nach

zweijährigem Dienst machte er auf der Bacchante eine dreijährige Reise um die Welt; 1885 avancierte er zum Leutnant, 1891 zum Commander, 1893 zum Kapitän; zuletzt war er Konteradmiral. Am 6. Juli 1893 hat er sich mit Victoria Mary, Fürstin von Teck, der Braut seines verstorbenen Bruders, verheiratet, die ihm bis jetzt 5 Söhne und 1 Tochter geschenkt hat; der älteste ist Prinz Eduard Albert; geb. 23. Juni 1894. Unser Bild auf Seite 156 zeigt den dahingegangenen König Eduard VII. Arm in Arm mit seinem ältesten Sohne, dem jetzigen König Georg V. Auf der nächsten Aufnahme sieht man die Königin-Witwe Alexandra, geb. Prinzessin von Dänemark, mit ihren beiden Töchtern, der Prinzessin Royal Luise Viktoria Alexandra Dagmar, Herzogin von Hesse, und Prinzessin Viktoria Alexandra. Die Prinzessin Royal ist 1867, ihre Schwester 1868 geboren. — Unter den zahlreichen, Jahrhunderte alten Volksbräuchen und -Sitten im Bairischen Walde, bei denen meist das religiöse Moment ausschlaggebend ist, wirkt der sogenannte „Pfinstertag“ besonders eigenartig. Es ist eine — berittene Bittprozession, wie man sie in solcher Weise in Deutschland sonst nirgends findet; und zwar handelt es sich dabei, der Überlieferung nach, um die Erhebung von Segen für die

Pferdezucht und um die Abwendung von Viehsuchen. Im Jahre 1412 herrschte im Bairischen Walde, und namentlich in dem Markt Flecken Kösting daselbst, ein großes Viehsterben, und damals wurde die merkwürdige Prozession zum ersten Male unternommen. Seitdem erfolgt sie jedes Jahr regelmäßig am Pfinstertag in der Frühe. Sie geht von Kösting auf der Landstraße nach der 8 Kilometer entfernten Wallfahrtskirche Steinbühl und zurück. Alle Teilnehmer sind beritten; und es gewährt einen merkwürdigen Anblick, die Kavalkade, in der sich oft mehr als 300 festlich geschmückte Ackergaule befinden, durch die sonnige Landschaft ziehen zu sehen. — Matowskys figurenreiches Gemälde „Abendunterhaltung“ zeigt eine echt russische Darstellung, eine Gruppierung jener Typen in höchst charakteristischer Auffassung, wie sie uns aus den Romanen Turgenjews und Tolstois bekannt geworden sind. — Zum Schluß reproduzieren wir die Marmorbüste des Grafen Moltke, das Meisterwerk des Münchener Professors Hermann Hahn, die in voriger Nummer von „Athen und Düsseldorf“ bereits erwähnt wurde. Zugewiesen ist die feierliche Aufstellung der Büste in der Walkalla bei Regensburg erfolgt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 21

Sonntag, den 22. Mai

1910

Agnete Kaas.

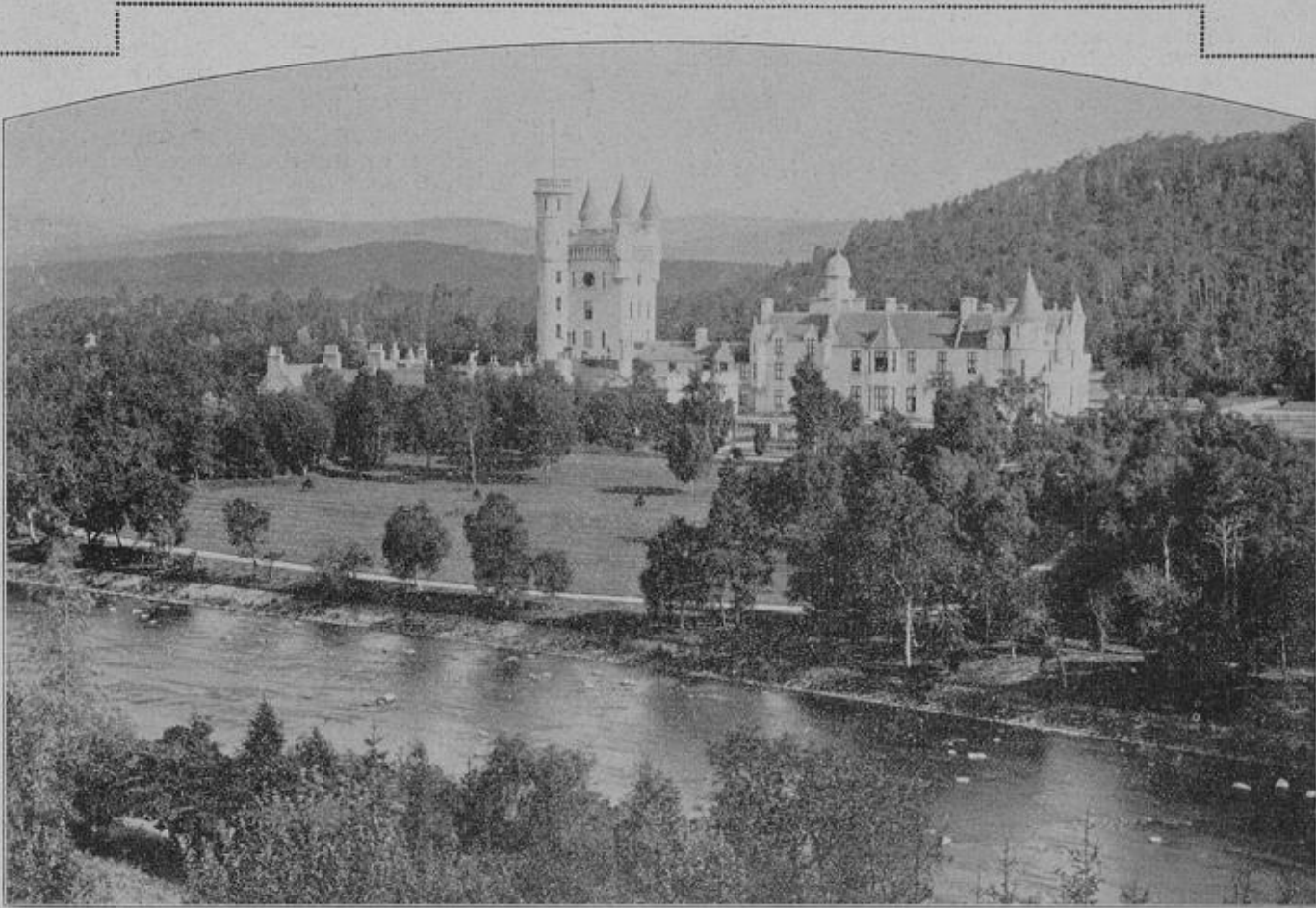
7. Fortsetzung.)

Roman von Anna Baadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

Nach einem kurzen Senzer fuhr Harald fort: „Und siehst du, Agnete, — ich würde unter dem Gefühl leiden, daß ich dir alles schulde und dir als Ersatz nichts bieten kann. Ich würde gereizt und im täglichen Leben unerträglich werden — ich würde dich tief unglücklich machen —. Deshalb gibt es nur den einen Weg: Ich danke dir, daß du mir das Geld zur Begleichung meiner Schulden

langsam und langsam floß — schließlich so langsam, als höre das Herz auf, zu schlagen. Viele seiner Worte glitten an ihr vorbei, ohne ihr zum Bewußtsein zu kommen. Sie begriff nur, daß sie ihn ganz verlieren sollte! Sie sollte nicht einmal die Freude haben, als Freundin in seiner Nähe zu leben. Ihr Anblick würde ihm peinlich sein, weil er ihn an die Liebesschuld erinnerte, die er nie bezahlen



Schloß Balmoral in der schottischen Grafschaft Aberdeen, die Sommerresidenz Königs Georg V. von England.

Auch König Eduard VII. und dessen Mutter, die Königin Viktoria, weilten regelmäßig mehrere Monate im Jahre auf dem prächtigen Schlosse, das vom Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha 1852 errichtet worden ist.

leihen willst, und ich werde bestrebt sein, dir die Zinsen pünktlich zu zahlen. Dann möchte ich dich bitten, zu reisen. Es dürfte für uns beide das Beste sein. Du wirst mich vergessen, du wirst einem andern Mann begegnen, der dich liebt, wie du es verdienst, und dich glücklich macht. Und ich werde den alten Kampf mit der Armut von vorn aufnehmen und versuchen, ob es mir gelingen wird, meine Selbstachtung und die Achtung anderer zurückzugewinnen.“

Während Agnete ihm zuhörte, war es, als wenn das Blut, das so heiß und so schnell durch ihre Adern geströmt war, nach und nach

konnte. Vielleicht war es notwendig, daß sie wegging, damit er sich ganz als Mann fühlen und ohne Verantwortung und aller Pflichten frei über sein Leben verfügen konnte. Ihre Anwesenheit in seinem Heim würde wie eine Anklage ohne Worte sein.

Sie sah selbst ein, daß es für ihn das Beste war, wenn sie ging. Es war das letzte, schwerste Opfer, das sie bringen mußte. Mit ihm würde die äußerste Forderung der Selbstverleugnung erfüllt werden. Sie hatte ihn einmal gefragt, ob er an eine Liebe glauben könne, die alles opferte und keine Gegenleistung forderte. Jetzt

müßte sie zeigen, daß es ihr mit ihren Worten ernst war. Es war unendlich hart, in die große, leere Welt hinauszuziehen zu müssen, wo kein Freund sie erwartete, wo keine Tätigkeit ihrer harzte — hinaus in die Einsamkeit und Sehnsucht. Sie hatte geglaubt, hier ein Heim und einen Wirkungskreis zu finden. Sie war aber bereit, das Opfer zu bringen. Sie konnte wohl entsagen, wie so viele Frauen vor ihr es getan hatten, und die verzweifelte Leere des Lebens geduldig und still ertragen. Und vielleicht würde ihr Leben nicht lange dauern. Fühlte sie nicht wieder den stehenden Schmerz in Brust und Rücken, der dem Husten und Blutspeien vorauszugehen pflegte? Die Fieberhige in ihrem Körper wechselte mit einem immer wiederkehrenden Frosteln ab. Der Boden schwankte, rote Lichtpunkte tanzten vor ihren Augen auf und nieder.

„Ich werde gehen, wenn du es wünschst!“ sagte sie. Ihr wurde förmlich Angst vor ihrer eigenen Stimme, so gebrochen und klanglos war sie. „Es wird mir schwer, den Birkenhof zu verlassen — ich stehe auf der Welt ja so allein da, und ich glaube, hier ein Heim zu haben. Indessen, es ist gleichgültig, wie es mir geht, wenn du nur glücklich wirst!“

Sie hatte sich ganz leise seinen Armen entzogen. Jetzt stand sie vor ihm in ihrem langen weißen Kleide. Die Schleppe legte sich weich um ihre Füße. In ihren Augen war ein Ausdruck, dessen Anblick er nicht zu ertragen vermochte.

„Agnete, du darfst mich nicht mißverstehen! — Du findest wohl, daß ich grausam und hart zu dir bin. Aber Gott weiß, daß ich mehr an dein als an mein eigenes Bestes denke!“

Haralds Antlitz war weit, weit fort. Sie sah es wie durch einen Nebel. Seine Worte kamen zu ihr wie aus weiter Ferne, und sie sah sie nicht richtig. Es war, als mache sie sich auch nichts daraus. Der bitterste Augenblick des Leidens war für sie vorüber, und eine grenzenlose Schläflichkeit war an seine Stelle getreten. Jetzt sehnte sie sich nur danach, in ihr Zimmer zu kommen und sich auf ihr Lager zu werfen, wie ein verwundetes Tier, das ein Versteck aufsucht, um zu sterben.

„Jetzt gehe ich,“ sagte sie, „wir bedürfen beide der Ruhe, und ich kann dich ja ohne Furcht verlassen. Ich habe ja dein Versprechen —“

„Nein, geh nicht, Agnete — wir haben noch so viel miteinander zu sprechen!“

Er wollte ihre Hand ergreifen; sie entzog sie ihm ohne Erregung, aber doch bestimmt abweisend. Und während sie noch bei ihm war, fühlte er schon, wie bitter er sie vermissen würde, wenn er einst von ihr durch die Trennung geschieden war, die seine eigenen Worte herbeigeführt hatten.

„Ich glaube, alles ist gesagt!“ antwortete sie. „Gute Nacht, Harald!“

Sie schwankte die Treppe hinab. Ihr war, als ginge sie auf Bogen durch ein wildbewegtes Meer. Schließlich war sie unten — Gott sei Dank! Sie trat in ihr Zimmer und warf sich auf das Bett.

Der Tag hatte zu dämmern begonnen. In dem schwachen Licht, das durch die Vorhänge drang, sah sie das Bild der Mutter aus dem Schatten hervortreten.

Mutter! — Sie hatte die Bitterkeit des Todes gefühlt und über sie gesiegt. War dort Licht hinter dem Dunkel — war dort Ruhe für den, dessen Seele vom Leid müde war? Verschmäht, verstoßen, ohne Heimat auf der Erde —!

Ah, Mutter, Mutter komm zu mir, wenn du kannst, und hilf mir, mich faßt das Dunkel —!

Am Tage nach dem großen Mittagessen kam Frau Tott-Tholander spät zum Frühstück, blaß und mit geröteten Augen, als habe sie geweint. Sie bat Frau Sandell, ihren Mann zu entschuldigen, der noch nicht aufgestanden sei. Die beiden Damen saßen allein mit Gösta am Frühstückstisch. Herr Sandell schlief auch noch. Gösta sah wie abwesend da und träumte von Margit. Deshalb war er froh darüber, daß bei Tisch keiner sprach, so daß er sich in aller Ruhe seinen Schwärmereien hingeben konnte. Er wunderte sich zwar, daß Frau Tholander so blaß und still war; seit gestern interessierte sie ihn aber nicht mehr.

Nach Tisch zog Frau Sandell sich zurück. Sie hatte in der Wirtschaft zu tun, und Gösta ritt aus — wahrscheinlich in der Richtung nach Fallnabeka. Lotte blieb allein im Wohnzimmer zurück. Sie hatte einen Stuhl an den Kamin gezogen und starrte in die lodernde Glut. Draußen schneite es.

Was hatte sich gestern Abend zgetragen? Sie hatte von ihrem Manne nichts erfahren, der übermüdet und stark beransäht gewesen war. Er hatte sich angekleidet auf das Bett geworfen und war sofort eingeschlafen. Und sie hatte sich voller Verachtung und Widerwillen von ihm abgewandt. Sie war in ein kleines Nebenabkabinett gegangen, das Frau Sandell ihr zur Verfügung gestellt hatte, und hatte sich hier auf eine Chaiselongue gelegt, aber nicht schlafen können. Denn immer wieder sah sie Harald Sparres bleiches, verzerrtes Gesicht, seinen verzweifelten Blick, der ihr gestern Abend beim Abschied begegnete, ehe er in die Nacht hinausritt. Sie erinnerte sich des jungen Studenten mit den frohen Augen, die ihr immer so lebenslustig entgegenstrahlten, wenn sie sich in Kopenhagen auf den Bällen trafen.

Damals hatte keiner von ihnen gedacht, daß sie das Unglück seines Lebens werden sollte! —

Lotte sah vor dem Kamin, die Ellbogen auf die Knie gestützt und beide Hände in ihr rotblondes Haar vergraben. Wozu diese harte Strafe? Sie war ja leichtsinnig, kokett und selbstsüchtig. Das waren aber auch viele andere, denen es in der Welt gut ging. Hätte Harald nur nicht sein Vermögen verloren! Dann wäre sie seine Frau geworden. Aber was dann? Im tiefsten Innern ihres Herzens wußte Lotte, daß auch dann nicht alles gut gegangen wäre, und sie sagte sich, daß das größte Unglück immer von ihr selbst herrührte.

Das Aufsetzen war aber nicht Lottes Sache. Sie konnte ihre Fehler zeitweise einsehen, aber ohne Reue, nur mit einem Gefühl von Bitterkeit und Ungebild. Wenn sie so war, wie sie war, so lag, wie sie meinte, die Schuld an ihren Eltern, ihrer Erziehung, dem Schicksal; aber nicht an ihr selbst. Und jetzt war es ihr Mann, der den Hauptgegenstand ihrer Erbitterung bildete.

Wie er dort oben lag und schlief und mit offenem Munde schnarchte — das Scheusal! Und an einen solchen Menschen war sie für das ganze Leben gebunden — er hatte Recht und Macht über sie! Obgleich sie ihn verachtete, fürchtete sie sich doch vor ihm. Sie wagte es kaum, ihn zu fragen, was gestern Abend geschehen war. Möglicherweise würde er den Spieß umdrehen und zu ihrem Ankläger werden!

Hätte er aber Harald Sparre zugrunde gerichtet, so würde sie es ihm nie vergeben! So viel wußte sie.

Jetzt hörte sie, wie ihr Mann mit schweren, schleppenden Schritten das Speisezimmer betrat und geradeswegs auf das Büfett zutauerte, um sich einen Korn einzuschöpfen. Lotte lächelte bitter. Hatte er denn gestern Abend nicht genug getrunken? Er bekam aber wohl nie genug!

In einer Viertelsunde oder zwanzig Minuten, wenn er mit seinen Schnäpfen und dem gesalzenen Hering fertig war, würde er sie wohl auffuchen, und dann würde die Abrechnung erfolgen. Einmal mußte es doch geschehen!

Nach und nach überfiel sie ein merkwürdig lähmendes Gefühl von Schläflichkeit. Sie blickte immer noch unverwandt ins Feuer, dachte an nichts, wartete nur.

Schließlich hörte sie, wie ihr Mann sich erhob und den Stuhl an den Tisch schob. Einen Augenblick darauf stand er in der Tür, groß und breit, mit einem von dem nächtlichen Gelage roten, aufgedunsenen Gesicht und schweren Augenlidern.

Lotte blickte auf, ohne sich zu erheben.

„Ah, da bist du ja, Lotte! — Nun, du machst dir ja nicht einmal die Umstände, aufzustehen und mir guten Morgen zu sagen! — Ich bin ja allerdings von deiner Seite durch Freundlichkeiten nicht gerade verwöhnt —!“

Es lag ein drohender Klang in seiner Stimme. Lottes Herz schlug laut und heftig. Sie fuhr aber fort, ihn trotzig mit gerunzelten Brauen anzuschauen. Sie streckte ihren kleinen Fuß vor und zog mit den Zehen einen Stuhl an das Feuer.

„Setz dich!“ sagte sie, auf den Stuhl zeigend.

„Das ist eine hübsche Art, mir einen Stuhl anzubieten!“ — Er sah beleidigt aus, setzte sich aber doch.

Eine Weile schwiegen beide. Lotte wartete gespannt. Sie konnte es dem Gesicht ihres Mannes ansehen, daß er ihr heute einen besonderen Vorwurf machen wollte. Und obgleich sie sich vor der Abrechnung fürchtete, beobachtete sie ihn doch scharf. Sie betrachtete Tholanders große Hände, die so festgeballt auf seinen Knien lagen, daß alle Knochen weiß hervortraten und das Netz der Adern scharf zum Vorschein kam. Seine hübschen rötlichen Augenbrauen zogen sich zusammen, und die wulstigen Lippen waren unter dem niederhängenden Schnurrbart fest zusammengepreßt. Das Licht von draußen fiel scharf auf sein kurzgeschneittenes blondes Haar. Hinter seinem Kopf sah sie die dunkle Wand des Zimmers und einen Streifen der Landschaft draußen, wo der Schnee fiel, unaufhörlich fiel.

„Gestern Abend bekam ich über etwas Gewißheit, das ich schon lange gehaut habe!“ begann er. Seine Stimme war heiser vor unterdrückter Wut. „Der Hauptmann von Esser erzählte mir, daß du in Kopenhagen mit diesem verwünschten — nun, wie heißt er — Sparre verlobt gewesen bist. Warum hast du mir das nicht gesagt, als ich um dich anhielt?“

„Das konnte dir ja gleichgültig sein!“ sagte Lotte tonlos. „Fragte ich dich vielleicht nach deinen Liebesgeschichten?“

Tholander murrte einen Fluch zwischen den Zähnen. „Nun, ich sollte doch meinen, daß zwischen Männern und Frauen in dieser Beziehung ein Unterschied ist. Meine Vergangenheit geht dich nichts an, aber deine — Ich hätte mich dafür bedankt, dich zu heiraten, wenn ich gewußt hätte, daß du dich schon von einem andern Mann hast küssen und umarmen lassen, und daß du gleich beim ersten Wiedersehen wieder mit ihm anbinden würdest! — — — Deshalb hast du Sparre nicht geheiratet, in den du doch wohl verlobt warst — — — und vielleicht heute noch verliebt bist?“

Lotte zuckte die Achseln.

„Er hatte kein Geld!“ sagte sie in gleichgültigem Ton.

„Und das hatte ich. Du hast mich also nur des Geldes wegen genommen? Das ist ja nett! — Und unereins geht hier umher und opfert seine besten Gefühle einer Frau deiner Art, einer herzlosen Skotte, einer —“

„Seine besten Gefühle!“ wiederholte Lotte höhnisch.

„Ja, verpötte mich nur. Bisher hast du mir alle meine Liebe und Aufopferung nur mit Spott und Hohn gedankt. — Ich wäre vielleicht ein besserer Mensch geworden, wenn ich eine liebevolle Frau bekommen hätte! Du machst mich aber rasend, du ruffst alles Böse in mir wach. Ich gehe deinetwegen zugrunde!“

Tholander's Stimme klang jetzt heiser und Weinerlich, und Tränen traten ihm in die hellblauen Augen. Lotte blickte ihn mit eisiger Verachtung an. Plötzlich streckte sie die Hand aus und zeigte auf seine Westentasche.

„Du hast dort ein Taschentuch,“ sagte sie. „Es wäre ganz gut, Claus, wenn du dir die Augen trockenst und — die Nase putzen wolltest.“

„Lotte!“ Er stampfte mit dem Fuße erbittert auf den Boden. „Nimm dich in acht, daß du mich nicht zum Ausersten treibst! Selbst meine Geduld hat Grenzen. Ich könnte sonst auf den Gedanken kommen, mich zu rächen — an euch beiden zu rächen!“

Lotte war ganz bleich geworden. Sie holte tief Atem und wandte den Kopf ab.

„An ihm hast du dich wohl schon gerächt,“ sagte sie leise.

„Sieh, da habe ich dich an der wunden Stelle getroffen! Jawohl — ich besitze von ihm einen Schuldschein, in dem er sich verpflichtet, mir eine Summe zu zahlen, die er, der arme Schlucker, unmöglich aufstreiben kann. Er ist also in meinen Händen, und ich werde ihn baldmöglichst auf die Landstraße setzen!“

„Dann wirst du wohl auch faisch gespielt haben!“

„Was unterstehst du dich! Du beschuldigst mich des Falschspiels?“ Er packte sie fest am Arm. „Wage es nicht, das noch einmal zu sagen!“

„Laß mich los, Claus — es schmerzt!“

„Laß es nur schmerzen. Du verdienst, daß ich dich wie einen Hund peitsche, du — du —“

Er stand über sie gebeugt und hatte ihre Schultern mit eiserner Faust umklammert, während er ihr mit einem wütenden, zorngefüllten Blick ins Auge schaute. Sie zitterte vor Angst, bewahrte aber ihre äußere, sichere Ruhe.

„Ich rufe um Hilfe, wenn du mich nicht losläßt,“ sagte sie leise, aber deutlich.

„Tue es nur. Es ist niemand da, der dich hört —“

Kaum hatte er dies gesagt, als die Tür geöffnet wurde — Gösta stand da in hohen Stiefeln und mit der Peitsche in der Hand, frisch gerötet von dem Nitt im Schneewetter. Einen Augenblick blickte er die beiden mit seinen hellen blauen Knabenaugen erkannt an. Dann wurde es ihm klar, daß Tholander seine Gattin mißhandelte, und kurz entschlossen eilte er hinzu und stellte sich mit drohend erhobener Peitsche hinter Lottes Stuhl.

Tholander ließ die Arme sinken und blickte Gösta mit einem spöttischen Lächeln an.

„Aha! — Gehört der da auch zu deinen Verehrern?“ fragte er seine Frau.

Lotte holte erleichtert Atem und ließ sich mit halbgeschlossenen Augen in den Stuhl zurücksinken.

„Ach nein, ich glaube vielmehr, daß Gösta mir untreu geworden ist!“ sagte sie mit einem nervösen Lachen. „Es scheint mir, als schwärme er für die hübsche Pfarrerstochter mit den blonden Zöpfen!“

Gösta wurde feuerrot. Ihm war es unangenehm, aus Lottes Munde Margits Namen zu hören. Nicht nur, weil sein Geheimnis verraten wurde, sondern auch, weil er instinktiv den großen Unterschied zwischen den beiden Frauen herausfühlte. Die kleine Margit mit dem offenen, klaren Blick! Ein reines, männliches Bedürfnis, sie zu beschützen und zu verteidigen, erwachte in ihm. Soweit es in seiner Macht stand, sollte sie nie das Häßliche und Rohe im Leben kennen lernen.

„Wer war übrigens Fräulein Heidens Mutter?“ fuhr Lotte boshaft fort. Die Frage sollte eine Strafe für Göstas Abtrünnigkeit sein.

Margits Mutter — ja, was war es denn nur mit ihr? Es war von ihr gemunkelt worden; den Sinn hatte er aber nicht verstanden. Auch hatte man niemals in seiner Gegenwart von einer Frau Pastor Heiden gesprochen. Der junge Mensch blickte verwirrt zu Herrn Tholander auf, der plötzlich und ganz unerwartet seine Partei ergriff.

„Mach' dir deshalb keine Sorgen, mein Junge!“ Er klopfte Gösta kameradschaftlich auf die Schulter. „Das Mädchen kann sehr brav sein, wenn es mit ihrer Geburt auch nicht stimmt. Es kommt schließlich alles auf das Herz an. Auf das Herz, vergiß das nicht, Gösta Sandell! Der Mann, der ein herzloses Weib hat, muß zugrunde gehen.“

„Bravo, Claus, bravo! Als Gemütsmensch habe ich dich bisher noch nicht kennen gelernt. Vielleicht wirst du auf deine alten Tage sogar noch häuslich.“

„Ich wäre immer häuslich gewesen, wenn ich nur die Frau gehabt hätte, die mir eine gemütsliche Häuslichkeit zu schaffen verstand! So, wie du es jetzt treibst, halte ich es mit dir nicht länger aus. Ich werde ohne Verzug nach Hause fahren und die Scheidungsklage gegen dich einreichen.“

„Damit erfüllst du meinen höchsten Wunsch! Gösta ist Zeuge deiner Worte.“

Gösta blickte ganz verwirrt von dem einen zum andern. Allerdings hatte er auch schon manchen unerquicklichen Auftritt zwischen seinen Eltern erlebt; noch nie hatte er aber zwei Menschen gesehen, die sich mit so haßerfüllten Blicken ansahen, wie hier das Ehepaar Tholander. Eine unbestimmte Angst vor dem Leben ergriff ihn. Es gab so viel Trauriges und Schlechtes, das man kaum ahnte. Diese schöne Frau Tholander, für die er zwei lange Monate geschwärmt hatte, was für eine Frau war sie eigentlich? — Konnte man sich so in einem Menschen irren? — Ja, Margit war ganz anders. Auf sie konnte man sich verlassen. Schon ihr Händedruck war ehrlich und fast wie der eines Mannes —

Bei dem Gedanken an ihren Händedruck und ihr liches Lächeln wurde ihm ganz warm ums Herz.

„So! Du bist also mit der Scheidung einverstanden? Dann beabsichtigst du wohl, dich mit Sparre zu verheiraten?“

Tholander hatte sich nach Lotte umgewandt. In seinem durchdringend fragenden, eifersüchtigen Blick lag ein Funke seiner früheren Liebe zu ihr.

Lotte achtete aber nicht darauf. Claus Tholander und seine Gefühle für sie waren ihr vollständig gleichgültig. Sie schüttelte den Kopf und lächelte bitter.

„Ach nein, du sollst sehen, daß er mich, wenn es darauf ankommt, nicht haben will. Es geht mit ihm wie mit Gösta. Ich bin ihnen gut genug, um eine Zeitlang mit mir zu spielen. Sobald sie meiner überdrüssig werden, gehen die Männer aber zu den anderen Frauen — denen mit den Idealen! Ich — habe keine Ideale mehr —“

Sie fühlte plötzlich zu ihrem eigenen Erstaunen, daß ihr Tränen in die Augen traten. Sie senkte den Kopf und hielt die Hände vor das Gesicht.

In einem Augenblick der Selbsterkenntnis sah sie, wie ihr Leben verspielt war. Sie hatte es nicht verstanden, auch nur einen Menschen an sich zu fesseln; nicht einmal ihn, den sie doch geliebt hatte, so, wie sie zu lieben vermochte, und um deswegen ihre Ehe jetzt geschieden werden sollte. Vor ihr lag eine Zukunft voll Reue und unnützer Selbstvorwürfe, vielleicht auch voll neuer Liebesabenteuer. — Vielleicht würde sie tiefer und tiefer sinken, sie, die doch ein unschuldiges und heiteres junges Mädchen gewesen war, als sie auf ihrem ersten Ball mit Harald Sparre tanzte!

Lotte mußte nicht, wie lange sie dageessen und geweint hatte. Als sie schließlich aufblickte, war sie allein im Zimmer. Ihr Mann war gegangen, Gösta war gegangen. Keiner von ihnen hatte es der Mühe wert gehalten, sie zu trösten.

9. Kapitel.

Große, weite Ebenen, wo der Schnee langsam und still vom blaffen Himmel auf die weglose Ode fällt. Hier und da steckte ein halbvergrabenes Gebüsch seine blattlosen Zweige vor, als seien es die Arme eines Ertrinkenden, die sich aus dem weißen Schneemeer herausstreckten. Durch die Stille drang der Klang von Glockengeläut; ein Leichenzug kam über die Ebene gezogen. Erst erschien er verwischt und undeutlich, wie kleine schwarze Punkte auf der weißen Schneefläche; nach und nach nahm das Schwarze aber feste Formen an und wurde zu schwarzbehangenen Pferden vor einem Leichenwagen, zu schwarzgekleideten Männern und Frauen, die gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen in langen, stillen Reihen folgten —

Agnete schlief und träumte.

Wer war der Tote? Sie wußte es im Traum nicht, und sie konnte auch nicht in die gebeugten Gesichter der Trauernden sehen. Die Kälte und Stille drangen aber durch ihr ganzes Wesen. Sie fühlte, daß ihr die Glieder erstarrten, daß das Herz langsamer und langsamer schlug. Bald würde es sie wohl erreichen, alles das Weiße, Kalte, Stille, und die Glocken würden dann zu ihrem Begräbnis läuten.

Aber da, plötzlich — wach ein Duft war das, der zu ihr drang? Sprangen dort Blumen im Schnee hervor, frische Frühlingsblumen? Wie stark sie dufteten, wie nahe sie ihrem Antlitz waren! — Sie erwachte und schlug die Augen auf.

Fräulein Sparre stand an ihrem Bett. Sie hatte einen Blumenstrauß auf die Decke zwischen die durchsichtigen Hände des jungen Mädchens gelegt. Weiße Hyazinthen, deren wachsbliche Glocken sich vor Süße schwer beugten, und tiefblaue Veilchen, ganz dicht zusammen, von breiten grünen Blättern wie in einem Rahmen gehalten.

„Habe ich dich geweckt, Kind?“ fragte Fräulein Sparre. „Das tut mir leid!“

„Ach nein, Tante Gertrud, es war gut, daß ich aufwachte! Ich hatte einen so häßlichen Traum. — Wie entzückend die Blumen sind! Hat der Gärtner in Stockholm sie gesandt?“

„Nein, sie sind von Harald. Er hat sie in der Stadt gekauft.“

Da glitt ein leichter Freudenstimmer über Agnetes Wangen, ganz, ganz schwach wie das Licht der Abendröte über den Schnee

Sie nahm den Strauß auf und atmete den Duft ein. Ah, dieser Duft vom Frühling, von der jungen, starken Lebenskraft der Erde, der sie aus ihrem Traum vom Winter und Tod erweckt hatte!

Er war jetzt gut zu ihr, Harald. Während der schlimmsten Zeit ihrer Krankheit hatte sie bisweilen in den wenigen lichten Augenblicken, wenn das Fieber sie verließ, sein Gesicht gesehen, das sich voll Angst und Unruhe über sie beugte, so daß sie am liebsten zu ihm gesprochen und ihm gesagt hätte, er möge sich ihretwegen nicht sorgen. Sie sollte aber nicht sprechen, und es fiel ihr auch schwer, die Worte zu finden.

Jetzt ging es ja etwas besser. Es war aber wohl nur eine kurze Frist. Sie wußte, daß sie Lungenblutungen hatte, und daß ihre Brust angegriffen war. Im Grunde genommen, trauerte sie nicht weiter darüber. Jetzt, wo die Schmerzen nachgelassen hatten, ging es ihr ja ganz gut. Und wie Tante Gertrud und Harald wetteiferten, ihre Wünsche zu erraten! Wenn diese Tage ihre letzten sein sollten, so waren sie jedenfalls licht und glücklich.

Sie fürchtete nicht mehr den Tod, wie sie es getan hatte, als er ihr seine erste Botschaft sandte. Nur etwas bedrückte sie. Sie fürchtete, daß sie, ehe die Goldfrage erledigt war, aus dieser Welt scheiden könnte. Sie hatte noch-mals davon angefangen; aber Harald war ihr ausgewichen. Wahrscheinlich fürchtete er, daß es sie zu sehr anstrengen würde. Jetzt hatte sie einen neuen Gedanken. Sie wußte, wie alles sich so ordnen ließ, daß Haralds Zukunft gesichert war. Noch heute wollte sie mit Tante Gertrud über ihren Plan sprechen.

„Wovon träumst du denn, als ich dich weckte?“ fragte Fräulein Sparre. Sie hatte sich mit ihrem Strickzeug an Agnetes Bett gesetzt. Da fiel ein schmaler Streifen Winter-sonne ins Zimmer, und die Sperlinge piepten draußen im Garten und träumten vom Frühling, obgleich die Erde mit Schnee bedeckt war. Die Schleife auf Tante Gertruds Spivenhäubchen nickte im Takt mit den rastlosen Stricknadeln; der wollene Faden glitt über ihre knochigen Finger. Das Birkenholz im Kamin knitterte und duftete. Haralds Blumen waren in Wasser gesetzt und standen auf einem Tisch am Fenster. Agnete konnte sie sehen, ohne den Kopf vom Kissen zu erheben.

„Ich träumte, daß ich über große Schneefelder schaute, da begannen die Kirchenglocken zu läuten, und ein Leichenzug kam vorbei. — Das bedeutet wohl, daß ich bald sterben muß.“

„Nein, liebes Kind, glaub' das nicht!“ sagte Tante Gertrud eifrig. „In jedem Traumbuch wirst du finden, daß ein Leichenzug vielmehr eine frohe Hochzeit bedeutet.“ (Schluß folgt.)

In Todesangst.

Ein Großstadtbild von C. Zoeller-Lionheart.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Helm kam noch einmal auf Fußspitzen in das verdunkelte Schlafzimmer zurück.

Er war schon im Überzieher. Den glänzenden Zylinder hatte er etwas von der Stirn zurückgeschoben, auf der der Scheitel sich schon zu lichten begann.

Das feine Gesicht sah übermäßig blaß aus und trug den Stempel nervöser Anspannung.

Wie küßt sie dagegen! Dieses Bild von Kraft, von Leben, von vollstättiger Daseinsfreude! Tief in die spitzenbesetzten Rippen gedrückt, schlummerte sie in kräftigen Atemzügen. Er blickte lange mit Bewunderung, ja, mit Leidenschaft, auf sein schönes Weib nieder, und fast neidvoll regte es sich in seiner Brust.

So viel unerschöpfliche Kraft trotz aller Kräftevergeudung, und er so matt, so erschöpft, so müde all dieser Anstrengungen, die für sie Lebens-elemente waren.

Und er mußte arbeiten, arbeiten mit diesem wirbelnden Hirn, diesen klopfenden Pulsen, diesen überspannten Nerven, sich konzentrieren, all seine Verstandeskräfte zusammenraffen, um das Steuer fest in der Hand zu halten und sein großes, selbstgeschaffenes Werk vorsichtig durch alle die Klippen hindurch zu lösen, die widrige Zeitströmungen überall entgegenstellten.

„Aaren Kopf behalten!“ dachte er gepeinig und preßte die brennende Hand an die pochende Schläfe.

Erika regte sich leise unter seinem andauernden Anschauen. Mit einem anmutigen Gähnen, das die Doppelreihe blendend weißer Zähne aus den blühenden Lippen hervorblitzen ließ, streckte sie die runden, schneeweißen Arme über dem Haupte zusammen und blinzelte ihn aus halbgeschlossenen Augen schelmisch an.

„Störenfried, kannst du mich nicht ausschlafen lassen, wenn du selbst keine Ruhe mehr im Bett hast?“ schmolte sie scheinbar, aber unter den langen Wimpern strahlte sich ein warmer Blick hervor.

Er seufzte leise.

„Sei nicht böse, Herzchen, ich hätte dich gern ausschlafen lassen und wäre gegangen ohne dich zu stören. Aber der Gerhard gefällt mir nicht. Ist dir sein blaßes Gesicht und sein schönes Weisen seit ein paar Tagen nicht aufgefallen?“

Sie schüttelte den Kopf. Aufrecht sitzend, schlaftrunken blickte sie zu ihm in die Höhe.

„Ich muß dir ehrlich gestehen, ich hab' die Kinder eigentlich seit acht Tagen kaum fünf Minuten gesehen. Wenn ich aufstehe, sind sie ja schon zur Schule. Nachher die Komiteesitzungen bei der Ministerin, der Fürstin und der Goldenfels für all die vielen Wohltätigkeitsfeste! Dazwischen Anproben beim Schneider. Ich sag' dir, man ist wie geheizt. Bin ich mal zu Hause, steht die Klingel von Besuchern nicht still, die mich für diese ohne jene Veranstaltung werben wollen. Naun, daß man noch die Zeit zu einem ruhigen Mittagbrot findet. Dann bin ich so nervös und abgefragt, daß ich froh bin, wenn die Kinder mich nicht mit Sprechen und Fragen quälen.“

„Und alles das um der lieben Wohltätigkeit halber!“ sagte er achselzuckend, halb Ironie, halb Bedauern im Ton.

„Was soll man machen? Sie lassen einen ja nicht los“, gab sie tragikomisch zurück und drückte ihre weiche Wange schmeichelnd in seine Hand.

„Und mein Frauchen opfert sich so ungern. Läßt sich so ungern in lebenden Bildern als Sängerin, oder in ihren Kostümwundern anstaunen und feiern! Die arme Märtyrerin der Gesellschaftsfreunden!“

„Nun aber, Männchen, hör' auf zu spotten! Ich werde mir gleich Fräulein ins Gebet nehmen und ihr meine Meinung sagen, wenn sie, die dazu da ist, auf die Kinder aufzupassen, nicht gehörig Acht geben sollte.“

Er seufzte wieder. „Fräulein weiß gar nichts. Vielleicht bild' ich es mir auch nur ein, daß Gerhard schlecht aussieht. Ich werde übrigens heute Abend, wenn ich nach Hause komme, mit Gerhard selbst sprechen. Mit dem Jungen ist nicht alles richtig, fürchte ich. Er geht mir seit ein paar Tagen schon aus dem Wege.“

„Unsinn, Karl! Das bildest du dir ein. Deine Nerven sind überreizt.“

Er küßt sie flüchtig, mit einer gewissen Ungebuld. Warum ist er so schwach ihr gegenüber, so nachgiebig! Seiner besseren Überzeugung entgegen ihr immer zu Willen, um sie bei Laune zu erhalten! Immer noch in seine schöne, strahlend heitere, lebenslustige Frau verliebt, Angsthvoll besorgt, daß ein Verjagen ihrer Wünsche ihn um das bringen



Das „grüne Lidelein von Hensselsfeldt“.

neu aufgefundenener kostbarer Votiv — eine Arbeit des berühmten Nürnbergers Goldschmiedes Wenzel Jamitzger (1508—1585). Die Stadtgemeinde Nürnberg hat das Prunkstück für 20.000 Mark zur Einverleibung in ihre kunsthistorischen Sammlungen angekauft.



Luftiger Streit. Nach dem Gemälde von E. v. Blaas.

Copyright 1907 by Franz Hanfstaengl, München.

könnte, was ihn an ihr bezaubert, ihre immer sonnenstrahlende, sorglose Heiterkeit. Bewundert und umfiziert auf all diesen Seiten, genießt sie in vollen Zügen die Eitelkeitsrumphe, und doch ist sie mit jeder Regung fein.

Er zergrübelt sich den Kopf, wie er diese unleidliche Lebensführung ändern könnte, die alle häusliche Ruhe untergräbt, überlegt, wie das geschehen könnte, ohne sie zu ärgern, als er, in die Wagenecke gedrückt, seiner Fabrik zudampft. Wie anders war das, ehe sie in die Residenz übersiedelten! Welch schönes Familienleben! Wie waren sie für die Kinder, die Kinder für sie da! Und nun alles mit einem Schlage geändert, seit er den glänzend dotierten Posten als Direktor in der Großstadt annahm und seine schöne, talentvolle Frau, umschmeichelt und umworben, immer mehr in den Strudel des Gesellschaftslebens hineingezogen ward und er mit ihr. Hätte er der Lockung damals widerstanden, wie anders sähe es heute aus! Schwach, schwach, schwach — rüttelten die Eisenbahnräder ihm ins Ohr.

Ja, schwach! gestand er sich selber. Schwach ihrem Lächeln, ihren bittenden Augen gegenüber. Schwach, daß er damals ihren Bitten nachgab und sein bescheidenes Leben verließ. Nur von ihr könnte die Umkehr ausgehen. Er lächelt trübe vor sich hin. Vergebliches Hoffen!

In der eleganten Wohnung herrschte um dieselbe Zeit die größte Aufregung. Das zweite Hausmädchen hatte diskret an die Schlafsturentür der gnädigen Frau geklopft und war mit bestürzten Mienen bis an das Bett herangefahren.

Beim Bettmachen hätte sie eben Gerhards Schulmappe in seiner Stube unter dem Kopfkissen verhehrt gefunden.

„Fräulein rufen!“ schrie Erika scharf auf.

Fräulein sei noch nicht zurück, sie habe Abbie zur Schule gebracht und dann die Aufträge der gnädigen Frau gleich in der Stadt ausführen wollen.

Erika steht mit beiden bloßen Füßen schon auf dem Teppich. Ihre Zähne rasseln aufeinander. Sie blickt ratlos das teilnehmende Mädchen an.

„Was kann das bedeuten, Vina?“ bringt sie mühsam hervor. Ihre Kehle ist vor Angst zugeschnürt.

Das Mädchen zuckt die Achseln.

Frühstück hat er mitgenommen. Zur Schule wird er wohl nicht sein. Vielleicht ist was in der Schule passiert, und er hat Furcht gehabt, vielleicht auch vorm Herrn, der gegen den Jungen immer so streng ist. Der Junge hat die letzte Woche ja fast gar nichts mehr gegessen und elend ausgesehen.

Erikas Herz schlägt wild auf. Das Mädchen hat gesehen, was ihr, der Mutter, der vielbeschäftigten, verborgen geblieben, weil sie keine Zeit gehabt für ihre Kinder!

„Um Gottes willen, Vina, was sollen wir tun — dem Herrn telephonieren?“ fragt sie in ratloser Angst.

Vina schüttelte den Kopf. Weshalb den Herrn schon ängstigen, vorerst abwarten. Jetzt ist es elf. Sie wird eine Droschke nehmen und zum Gymnasium fahren und aufpassen, wenn die Jungen von Gerhards Klasse herauskommen. „Vielleicht hat er die Mappe auch nur vergessen“, will sie trösten und vergißt, wie sie selbst eben mitgeteilt, daß sie diese im Bett versteckt gefunden.

Nach einer Stunde kommt Vina niedergeschlagen zurück.

Gerhard ist nicht in der Schule gewesen. Sie hat sich in ihrer Besorgnis sogar an den Klassenlehrer herangewagt und da eine niederdomnende Auskunft erhalten.

Gerhard wäre in letzter Zeit mehrfach wegen häuslicher Arbeiten getadelt und dieses in sein Buch eingeschrieben worden. Das Buch wollte er verloren haben, und deshalb sollte ein Schreiben an seinen Vater abgehen.

„Um Gottes willen, um Gottes willen!“ schreit Erika verzweifelt auf und läuft händeringend umher.

Inzwischen hat sich das Kinderfräulein mit der kleinen Abbie auch eingefunden, und das Jammern und Beklagen erschallt im Chor. Abbie erzählt, daß Gerhard, ihr Liebling, vorgestern aus der Zeitung von einem Jungen vorgelesen, der fortgelaufen, weil er sich vor Strafe gefürchtet, und der dann erfroren aufgefunden sei.

Nun hält der Familienrat es doch für geboten, den Hausherrn schleunigst herbeizutelephonieren. Das Amt fällt dem resoluten ersten Hausmädchen zu.

Als Helm nach einer guten halben Stunde in Begleitung seines Mitdirektors ins Haus tritt, wagt ihm keiner entgegenzugehen.

Der Mann sieht traurig aus. Wachsbleich mit eingefunkenen Augen. Erika kann sich kaum auf den Füßen halten. Sie wendet sich ihm entgegen, will sich ihm aufschreiend an die Brust werfen.

Er wehrt ihr matt, mit finster zusammengezogenen Brauen. „Mach's kurz“, bringt er heiser hervor. „Wie, wo, wann?“ Wollen suchen; Verndt, Droschken! Sie rechts Kanal — ich links Ufer. Polizei benachrichtigen.“

Er hat keinen Blick, kein tröstendes Wort für sie, als sie halb-ohnmächtig zusammenbricht. — Er ist fort.

Gott sei Dank, die mühselige Suche am Kanal haben und drüben war fruchtlos. Die Schiffer auf den Stähnen — die Schutzleute — die befragt werden, haben kein umherirrendes Kind den ganzen Vormittag gesehen. Wenn etwas passiert wäre, etwas, das der unglück-

liche Vater nicht auszudenken vermag, das ihm das Haar zu Berge und den Angstsweiß auf die Stirn treibt — dann hätten sie es bemerken — etwas davon gesehen oder gehört haben müssen. In seiner eigenen Seelennot hat er noch Gedanken für die gefoltete Mutter und eilt nach Hause, um sie von diesem Alb zu befreien.

Dann geben die Nachforschungen weiter. — Hinein in die Stadt. Stundenlanges Umherwandern, Umherirren, Umhersuchen.

Vergeblich! Vergeblich alle Nachfragen auf den Polizeibureaus. Zu Hause sitzen gespenstisch bleiche Gesichter um den Mittagstisch, und unberührt werden die Schüsseln wieder abgetragen.

Zu Tode erschöpft kommt Helm zuletzt heim. Eine mühsam abwehrende Handbewegung ist die einzige Antwort auf all die auf ihn einbringenden Fragen.

Langsam bricht der Abend herein, sinkt die Nacht herab. Feuchte Nebel brauen über dem Kanal und ziehen im gespenstischen Reigen zu der einsam Wacht haltenden Frau hinauf, die mit weit über den Balkonrand gestrecktem Körper in die Nacht hineinspäht. Ihre brennenden Augen suchen das unheimliche Licht zu durchdringen, das die flackernden Gaslaternen und die dicke Atmosphäre zusammenweben.

Jedes Geräusch läßt sie auffahren. Ihre Füße tragen sie kaum mehr, aber sie hält Wacht, Wacht, angstvolle Wacht, Stunde auf Stunde, während ihr Mann erschöpft zusammengebrochen ist und Abbie, den Kopf auf den Tisch gesunken, leise zwischen ihren Händen schluchzt.

Ein paarmal ist das Kind auf den Fußspitzen hinausgeschlichen, um den Vater aus dem Halbschlaf nicht aufzuwecken. Färtlich tröstend hat sich das warme Körperchen an die Mutter angelehnt, und das herabgefallene Tuch hat das Kind sorgsam um die Mutter gewickelt, die nichts von Kälte spürt in ihrer furchtbaren Aufregung. Dann ist Abbie, widerstrebend, auf das Geheiß der Mutter ins Zimmer zurückgeschlichen.

1, 2, 3, 4, 5, 6 schlägt es dröhnend vom nahen Kirchturm. Ihr graust. Wo mag ihr Liebling sein — wo — wo weilt er, der ihr Stolz — ihre höchste Freude war? Ist er überhaupt noch unter den Lebenden? Mit beiden Händen faßt sie sich in ihrer Verzweiflung ins Haar.

Leise knarrt die Balkontür. Dort steht Helm. Er sieht gespenstisch aus in dem falen Morgenlicht.

„Komm herein!“ ruft er herrisch. Wie hat ihn diese Nacht verwandelt! Ist das derselbe noch, der für sie nur Worte kosender Liebe hatte?

„Komm!“ ruft er noch barscher. „Das nutzlose Herumstehen hat keinen Sinn. Sorge für Frühstück. Wir werden uns fassen müssen. Ich will mich waschen und dann gleich wieder hinaus. Nachforschungen müssen . . .“

Da bricht seine Stimme und geht in ein stöhnendes Schluchzen über, das fast wie Geheul klingt. Fassungslos stürmt er davon und riegelt sich im Badezimmer ein.

Erika und Abbie sinken sich weinend in die Arme, und das Kind sucht die Mutter zu trösten.

Der kleine Missetäter, der all die Sorge und Angst angerichtet, war um die gewohnte Schulzeit abgezogen.

Papa hatte heute so böse Augen gemacht! (In der Tat hatten sie nur besorgt forschend auf dem blassen Gesichtchen geruht, als er seinen Morgenkaffee trank.)

Mit solch schlechtem Gewissen, wie Gerhard es hatte, will das Frühstück nicht gleiten. Wie wird es erst sein, wenn der gräßliche Brief vom Ordinarius abgegangen und er Papa heut beim Mittag vor die Augen kommen wird!

Suh! — Er erinnert sich dunkel eines schrecklichen Ergebnisses, als er einmal gelogen hatte. Er rüft sich all die graufigen Begebenheiten vor die Seele, die er kürzlich in der Zeitung gelesen hat. Halbtot geprügelte, mißhandelte Kinder, die schließlich ihren Eltern fortgelaufen oder gar den Tod gesucht.

Der fürchterliche Moment, wo er mit dem Schulbrief vor seinen Vater treten soll, ist gar nicht auszudenken.

Wenn er lieber gar nicht in die Schule ginge und die Sache wenigstens einen Tag hinausschöbe, denkt er mit echter Kinderlogik und ist mit einem Satz schon in seinem Zimmer und versteckt die Mappe unter seinem Kopfkissen, damit sie nicht gleich gefunden wird. Nun benützt er einen unbeobachteten Moment, um aus dem Hause hinaus auf die Straße zu gelangen. Seine Frühstücksbüchse hat er vorsorglich umgehängt. Das Wetter ist frisch, aber angenehm. Der strenge Frost ist wieder gewichen; die Sonne steht wie ein feuriger Ball hinter Nebelschleiern.

In der Ferne schallt Militärmusik. Von den Klängen angelockt, folgt ihnen Gerhard und marschiert fürbass in der Richtung, aus der sie kommen, weiter, ohne die Soldaten zu erreichen.

Auf der großen Brücke, unter der die Züge hin und her donnern, macht er eine Weile Halt und sieht mit Interesse dem belebten Kommen und Gehen dort zu.

Ein Gendarm reitet vorüber und blickt ihn scharf an. Sein böses Gewissen schlägt, und eingeschüchtert macht er sich wieder auf den Weg.

Wohin nun?

Die immergrünen Kronen des Fichtenwaldes locken in einiger Ferne. Er beschließt sich, daß er mit Vater und Mutter in einem sehr schönen Wagen mal hier entlang gefahren, bis sie zu einem Gartenlokal kommen, hinter dem ein See lag. In diesem Garten hatte es Schokolade und Kuchen gegeben.

Ob er sich das Volk jetzt mal anschaut?

Er rastet eine Weile, als ihn der Wald aufnimmt, auf einem Baumstamm und zieht sein Frühstück hervor. Aber wenig davon und nur zeitweise nehmen, Hans halten, damit es den ganzen Tag reicht! Er bezwingt mannhaft die lebhafteste Schlust, steckt den Rest wieder ein und fröhelt sich schüchtern durch den Garten an den Rand des Wassers. Was gibt es da alles zu sehen! Segelnde Wolken, die sich spiegeln, flinke Fischlein, die hin- und herschießen, unterseeische, prächtig grüne Vegetation, die wie Haare mit den Wellen auf- und abtaucht, und Abdrück, durch das es bei jedem Windhauch geheimnisvoll äufelt.

Gerhard hat Zeit und Ort vergessen in seinem Freiheitsrausch und wird unliebhaft aufgeschreckt, als jetzt ein Pennbruder über die Wiesen kommt, der ihn mit unheimlich rollenden Augen anstiert. Angstgetrieben rennt er davon, so schnell seine kleinen Füße ihn tragen können. Gedankenlos, ziellos, vielleicht in der Kunde irrend, er weiß nicht, wohin, immer blind vorwärts, bis er ermattet unter einer Niesentanne zusammenbricht.

Der frühe kühle Abend dunkelt herein. Die Schatten sinken herab, strecken sich, werden gespenstisch größer und größer und jagen ihn in Todesangst.

Das namenlose Grauen der Wald-einsamkeit gibt den kleinen ermüdeten

Füßen übermenschliche Kraft. Er rast weiter und weiter, bis er an menschliche Wohnungen kommt, wo aus niedrigen Fenstern einladender Lichterglanz sein wildhämmerndes Herz zur Ruhe bringt.

Er schleppt sich bis zu einer offenen Haustür, an die Kellertreppe, und dort auf den harten Ziegelschritten sinkt er in den tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Wieviel Stunden er da gelegen, er weiß es nicht.

Eine Laterne, die ihm grell von einem alten Weibe ins Gesicht gehalten wird, weckt ihn schreckhaft.

„Nief mal!“ ruft die herenhafte Alte zu einem unsichtbaren Jemand hinter sich. Dieser Jemand, der jetzt beleuchtet wird, ist ein

neues Schreckgespenst; er trägt irgend ein Kostüm, das eine Uniform sein kann, vielleicht die Invalidenuniform, die Gerhard für die des gefürchteten Schutzmans hält.

Mit einem Schreckensruf ist er auf und an den Leuten vorüber auf die Straße gelaufen, ehe einer noch die Hand nach ihm ausstrecken kann, um ihn aufzuhalten.

Und nun geht es vorwärts, Spornstreichs vorwärts — gedanklos. Er weiß nicht, wo er hin soll. Nach Hause darf er nicht. Aber sein Kopf brennt wie Feuer und seine wunden Füße auch, während die Zäune ihm vor Angst klappern. Der Instinkt hat ihn blind

weiter getragen bekannten Gegenden zu. Da blinkt der Kanal — dort trüben das elterliche Haus, aus dem — es schlägt jetzt zwölf vom Kirchturm — merkwürdigerweise noch Licht aus dem Balkonfenster scheint. Der kleine Sünder ahnt nicht, wie man dort in Angst und Sorge die Nacht um ihn hinbringt. Seine Mutter hat gerade in diesem Augenblick auf einige Minuten ihren Wächterposten verlassen.

Da geht unten die Haustür. Gott sei Dank. Majors Burtsche läßt eben einen Besuch heraus, und Karo drängt sich an ihm vorbei neugierig auf die Straße.

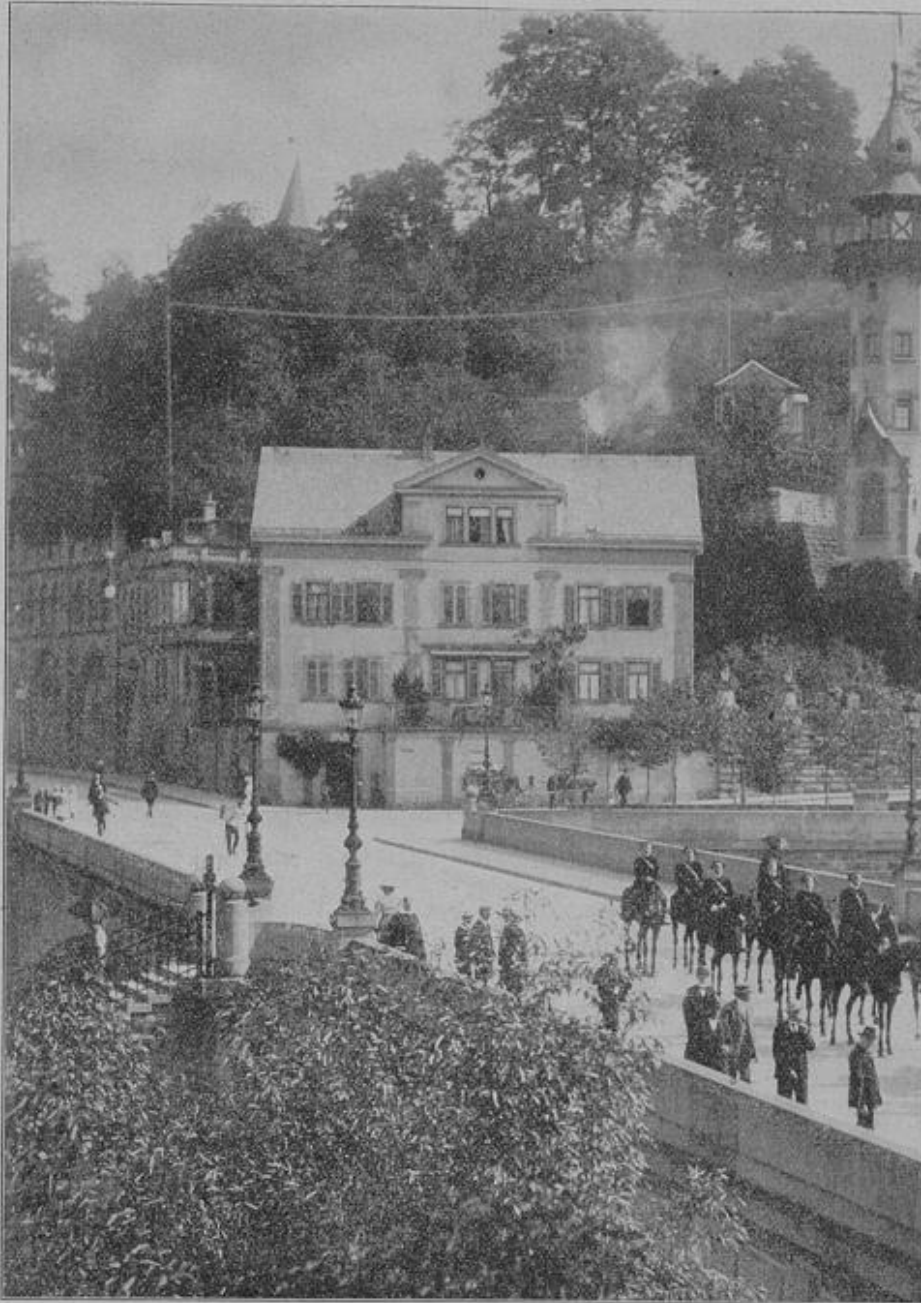
Die Sekunde benützt Gerhard, als der Burtsche hinaustritt, den Hund herbei zu pfeifen, um durch die halb offene Tür ins Haus zu schlüpfen und unter der Treppennische eine Zuflucht zu suchen. Und dort, auf die lahle Diele gelagert, schlüft er ein, totenhafte fest und von Frostschaubern durchschüttelt. Morgen — morgen, ehe einer auf ist, schleichst du fort — fort in den Kanal! Ist sein letzter bewußter Gedanke.

Sechs Uhr. Der Burtsche geht die Treppe sacht hinunter. Karo hinter ihm. Er hat gestern den Haus Schlüssel irgendwo fallen lassen, und will ihn suchen, ehe jemand auf ist.

Karo schnüffelt und ist mit einem Satz bis zur Treppennische, und da steht er knurrend und schwanzwedelnd vor dem entsetzten Kinde, das mit schreckensweit geöffneten Augen aufgesprungen ist und vor Karo vorüber zur Haustür will.

Der Burtsche aber ist schneller als er — und verlegt ihm den Weg.

„Haben wir dich? Na — daraus wird nichts! Schöne Geschichten haste gemacht. Die sind oben halbtot wegen deines Fortlaufens. Is nich, Jungelen. Nun kommste hübsch mit zu Mutter.“ Und dabei hat er ihn schon mit beiden Fäusten gepackt, und halb ärgerlich, halb beglückt schiebt er ihn mit kleinen liebevollen Puffen, während jener sich ihm zu entwenden trachtet, vor sich die Treppe hinauf in die Bel-Etage und reißt stürmisch an der Glocke der Wohnung.



Das Umlandhaus in Tübingen.

gegen dessen Umbau sich in allen Kreisen der Verehrer des Dichters der lebhafteste Widerspruch erhob. Umland wohnte hier von 1836 bis 1862, bis zu seinem Tode, und schuf an dieser Stätte die Mehrzahl seiner bedeutendsten poetischen Werke.

Mit einem Jammerlaut bricht Gerhard dort in die Knie vor seinen herbeistürmenden Eltern. Und ein heller Jubelschrei aus befreiter Brust ist die einzige Antwort. —

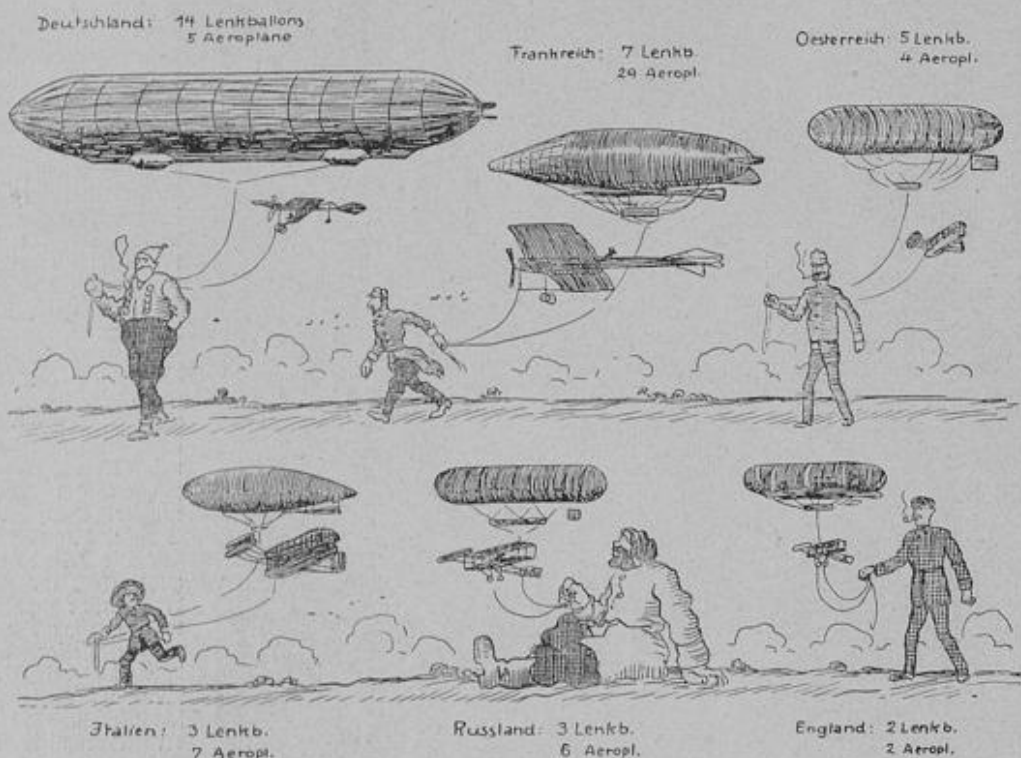
Wochen schwerer Sorge, Wochen der Todesangst. — Die Frühlingssonne scheint in das Krankenzimmer, in dem Erika ihren Liebling in unendlicher Sorgfalt dem Tode abgerungen.

Der Geheimrat will sich eben von dem matten kleinen Patienten und seiner Mutter verabschieden.

„Nun Lustveränderung für den kleinen Mann, und wir sind ganz über den Berg.“

„Ohne Sorge, lieber Geheimrat,“ lächelt die schöne Frau, schöner, rührender in der Blässe der Krankenwache als in den Tagen vollster Blüte, „der Umzug soll schon nächste Woche vor sich gehen, da unser

Zachennern der besten Periode des Nürnberger Altmeisters entstammen dürfte. Wenzel Jamniger fertigte den Pokal, der von einem Lindenbaum auf dem getriebenen Deckel gekrönt wird, für die Nürnberger Patrizierfamilie Pünzing von Henffenfeldt. Die Stadt kaufte das Brunkstück für 20 000 Mark zur Bereicherung ihrer Sammlungen an. Ein ähnlicher Pokal befindet sich im Besitz des deutschen Kaisers, während kleine Kelche und Schalen, die aber ebenfalls sehr tüchtige Arbeiten darstellen, in den Sammlungen zu Dresden, München und Wien, neuerdings nicht mehr Wenzel Jamniger, sondern dessen Sohn, bzw. seinen Brüdern zugeschrieben werden. — G. von Blaas, der seine künstlerischen Motive mit Vorliebe dem italienischen, besonders dem venetianischen Volksleben entlehnt, hat mit seinem „Luftigen Streit“ ein humorvolles, ferngesundes Momentbild, einen charakteristischen Ausschnitt südländischen Treibens geschaffen, bei dem es sich zweifellos um allerhand Herzensgeheimnisse und deren indiskrete Erörterung unter den glutäugigen Arbeiterinnen vom Strande des Lido handelt. Die Hauptperson, der dunkellockige Peppino oder Andrea, kommt eben zur Tür herein und scheint dort den Erörterungen über seine persönlichen Vorzüge und — seine Flatterhaftigkeit gelauscht zu haben. Jetzt wird er Zeuge davon, wie zwei der Schönen, die ein Interesse für ihn haben, das ihm nur schmeichelhaft sein kann, vom scherzhaften Wortgeplänkel zu Tatsächlichkeiten übergehen wollen, die aber auch nicht ernst gemeint sein können. — In Tübingen soll das Uhlandhaus, das Gebäude, in dem der Dichter annähernd drei Jahrzehnte gewohnt und die bedeutendsten seiner Werke geschaffen hat, einer gründlichen Umgestaltung unterzogen werden. Dagegen macht sich mit Recht eine lebhaftere Bewegung geltend. Es wird geplant, auf dem Wege einer allgemeinen Sammlung die Mittel zum Ankauf des Hauses aufzubringen und daselbst ein Uhlandmuseum einzurichten. — Die letzte Illustration veranschaulicht den gegenwärtigen Stand der Aeronautil in den Kulturländern Europas, und zwar im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer der einzelnen Staaten. Lenkballons und Luftschiffe sind



Vergleichende graphische Darstellung des gegenwärtigen Standes der Luftschiffahrt in den Kulturländern Europas.

Die Größe der lenkbaren Aufballons und die Zahl der Flugmaschinen der einzelnen Staaten sind dargestellt im Verhältnis zur Ziffer der Bevölkerung.

Junge kräftig genug ist. Ich freue mich auf unser neues Heim, das mitten unter Tannen liegt.“

„Wird es Ihnen nicht mit der Zeit zu einsam werden, gnädige Frau?“

„Einsam mit meinen Kindern, meinem Mann so viel näher und wir ihm dadurch so schnell erreichbar? Lieber Herr Geheimrat, jene Nacht der Todesangst hat mich erst gelehrt, was all der Plunder des Eitelkeitsmarktes dem gegenüber wert ist, wenn wir um das Leben eines geliebten Wesens zittern. Das wahre Glück wohnt doch nur in einer einzigen Familie!“

Unsere Bilder.

Im Jahre 1852 erwarb Prinz Albert, der Gatte der Königin Viktoria, das Jagdrevier Balmoral in der schottischen Grafschaft Aberdeen. Hier erbaute er in altschottisch-gotischem Stile das prächtige Schloß, das ihm und seiner Gattin als Sommerresidenz dienen sollte. Auch König Eduard VII. weilte sehr oft in Balmoral-Castle, angezogen von der romantischen Lage desselben und dem ausgebeuteten Wildpark in seiner Nähe. Jetzt wird das Schloß zum Sommeraufenthalt für den neuen König, Georg V., und dessen zahlreiche Familie hergerichtet. Es birgt auch reiche historische Sammlungen, viele kostbare Gemälde und wertvolle Schnitzereien. — Ein Seitenstück zu dem berühmten Merkel'schen Tafelaufsatz, der hervorragendsten Goldschmiedearbeit Wenzel Jamnigers (1508—1585), ist jetzt in dem „grünen Lindlein von Henffenfeldt“ aufgefunden worden. Es ist ein hoher Pokal aus Edelmetall mit reichster bunter Emaillearbeit, ein Stück, das nach dem Urteil von

dabei in Betracht gezogen, und hier zeigt sich die interessante Tatsache, daß Deutschland auf dem Gebiete der Luftschiffahrt allen konkurrierenden Mächten weit überlegen ist. —m.

Gedankensplitter.

Der Orgel gleicht unser Leben,
Du mußt mit Händen und Füßen streben:
Doch hilft dir dieses alles nit,
Wenn nicht das Glück den Blasbalg tritt.

Mit den Händen in dem Schoß,
Hoffe auf kein bess'res Los!
Kämpfe, kämpfe dich durchs Leben,
Hoffnung ohne Streben
Ist ein Anker ohne Schiff.

Ein Rätsel ist das Menschensein,
Kein Grübler denkt es aus:
Jung lebt in Freuden man hinein,
Aus Schmerzen alt hinaus!

Wer den rechten Augenblick versäumt,
Hat das halbe Leben verträumt;
Und lief er die and're Hälfte hinterdrein,
Er holt den Augenblick nicht mehr ein.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 22

Sonntag, den 29. Mai

1910

Agnete Kaas.

Roman von Anna Paadsgaard. Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Agnete lächelte schwach. „Vielleicht kann der Traum beides bedeuten,“ sagte sie. „Beides, Hochzeit und Tod!“

Sie lag mit geschlossenen Augen da und ließ die feinen Spitzen des Überzugs durch ihre Hände gleiten. Dann begann sie wieder mit unsicherer Stimme: „Tante Gertrud, ich habe in den letzten Tagen einen Gedanken gehabt. Glaubst du, daß Harald mich — jetzt heiraten würde?“

„Über, Kind, wie kommst du so plötzlich darauf?“ Fräulein Sparre ließ in ihrem Erstaunen das Strickzeug sinken und starrte Agnete mit weit aufgerissenen Augen an.

„Ich meine — des Geldes wegen. Bin ich seine Frau, so erbt er alles, was ich besitze. Und du kannst es mir wohl nachfühlen, daß ich mein von den Eltern ererbtes Vermögen in die Hände desjenigen legen möchte, den ich liebe. Ich könnte ja zu Haralds Gunsten ein Testament machen. Doch fürchte ich, daß meine englischen Verwandten es angreifen würden, und daß daraus ein langwieriger Prozeß entstehen könnte, der vielleicht auch noch zu Haralds Ungunsten entschieden würde. Die Rechtsgültigkeit unserer Ehe aber wird niemand anfechten können. Dabei läuft Harald keine Gefahr, daß er sich auf längere Zeit an mich fettet. Schon in wenigen Wochen wird er frei und unabhängig sein.“

Sie sprach ruhig und leise, ohne eine Spur von Bitterkeit. Tante Gertrud hatte ihr Tuch aus der Tasche gezogen und war eifrig damit beschäftigt, ihre Brille zu putzen.

„Willst du Harald meinen Vorschlag übermitteln, liebe Tante Gertrud?“ fuhr

Agnete fort. „Sage ihm nicht, daß es des Geldes wegen ist. Denn dann tut er es nicht. Laß ihn nur glauben, daß ich als sein Ehe-
weib zu sterben wünsche.“

„Gott segne dich, du liebes, liebes Kind!“ Die alte Dame beugte sich schluchzend über Agnete und küßte sie. „Gott segne dich für dein treues Herz! — Ja, ich werde es Harald sagen, und ich

weiß im voraus, was er antworten wird. Ich habe ja seine Verzweiflung gesehen, als du so krank warst. Du darfst aber nicht immer vom Tode sprechen. Ich glaube, daß du wieder besser wirst und uns erhalten bleibst.“

„Glaubte ich das-
selbe, Tante Gertrud,
so würde ich mich
Harald unter keinen
Umständen anbieten.“

„Ich verstehe dich,
mein liebes Kind.“
Und Fräulein Sparre
schwieg. Sie fürchtete,
daß sie, wenn sie mehr
sagte, Agnetes Wider-
stand wecken würde.

Sie setzte sich
wieder auf ihren Platz,
trocknete sich die Augen
und griff nach ihrem
Strickzeug. Eine
ganze Weile sprach
keines von ihnen. Das
frohe Zwitschern der
Spertlinge erklang
laut durch die Stille.
Die Sonne fiel in
einem klaren Streifen
über den Schreibtisch,
wo jedes Staubkörn-
chen auf der bräun-
lichroten, blanken Ma-
hagoniplatte sich ab-
zeichnete. Eine ein-
same Fliege flog gegen
die Fensterscheiben und
begann zu summen.

„Das Wetter ist
heute so wundervoll!“
sagte Tante Gertrud
schließlich. „Nur ein
Grad Kälte und so
still und sonnenklar,
wie im Frühling, ob-
gleich wir uns Weih-
nachten nähern.“

„Agnete dachte dar-
an, ob sie den Früh-
ling wohl noch einmal



Das jetzige Præsidialgebäude der Kgl. Regierung in Düsseldorf
auf der Mühlenstraße

(rechts auf dem Bilde), das demnächst niedergelegt wird, um einem neuen
Justizgebäude Platz zu machen. Phot. Dr. Cuedensfeldt, Düsseldorf.

zu sehen bekäme. Harald hatte ihr erzählt, wie schön es dann hier oben in Smaaland sei. Sie konnte sich den Frühling in den großen Birkenwäldern denken: Ein lichter Himmel, der durch das frische, grüne Laub der Birken drängt, und unten zwischen den weißen Stämmen ein Überfluß von Anemonen und goldigen Primeln. Und dann der Duft des jungen Birkenlaubes und der Tannen- und Kiefernnadeln — der Vogelzug über die großen stillen Seen — all das Leben, das in den Mooren und Sümpfen erwacht! —

Sie wollte den Frühling gern noch einmal sehen. War ihr dies nicht vergönnt, so mußte sie dafür dankbar sein, daß sie hier sterben durfte. Was sie von allem am meisten gefürchtet hatte, war die Einsamkeit der Mangel eines Heims. Und jetzt sollte sie ihre letzten Tage hier sicher und ruhig auf dem Birkenhof verleben. Der Tod, nicht das Leben sollte sie von Harald trennen!

Tante Gertrud hatte Agnete etwas zu erzählen. Sie meinte, daß die Nachricht ihr willkommen sein würde. Es wurde ihr aber doch schwer, darüber zu sprechen.

Sie räusperte sich einige Male, bevor sie begann:

„Gestern sind Tholanders abgereist. Es sollen in der letzten Zeit zwischen ihnen solche Szenen vorgekommen sein, daß die Dienstboten draußen auf dem Plur standen, um zu horchen. Die ganze Gegend spricht von dem Skandal. Man sagt, daß sie sich scheiden lassen wollten, und daß Frau Tholander in Stockholm zur Bühne gehen will.“

„Sollte es so weit gekommen sein?“ sagte Agnete langsam. — „Arme Frau Tholander!“

„Ich kann kein Mitleid mit ihr haben,“ meinte die alte Dame, „wenn sie nur ein buntes, abwechselndes, an Liebesabenteuern reiches Leben führen kann, ist sie zufrieden. Das ist alles, was solche Menschen verlangen!“

„Ist Harald sehr traurig darüber, daß sie fort ist?“ fragte Agnete leise, ohne Fräulein Sparre anzusehen.

„Sehr traurig! Wie kommst du auf den Gedanken! — Im Gegenteil. Er ist froh darüber. Hoffen wir, daß ihre Wege sich nie wieder kreuzen mögen —“

„Vielleicht geschieht es doch — wenn ich tot bin und sie beide frei sind.“

Fräulein Sparre schüttelte den Kopf, daß die Haubenbänder flogen. „Das wird nie geschehen!“ sagte sie heftig. „Jetzt fällst du Haralds Gedanken allein aus. Er vergißt nicht, was du für ihn gewesen bist, und was er dir schuldet.“

Agnete sagte nichts mehr. Sie wünschte nur, daß sie den bitteren Gedanken nicht auszudenken brauchte. Er störte ihren Frieden, und sie fühlte sich so wohl in der gegenwärtigen vollkommenen Ruhe und bei der sorgfamen Pflege der beiden lieben Menschen! Alles, was sie in der Zeit gepeinigt hatte, als sie gesund war und am Leben teilnahm, sollte jetzt vergessen sein. Ganz still wollte sie liegen bleiben und ihre letzte Stunde erwarten, so friedlich und still, wie der Tag an einem schönen Abend dahinstirbt, wenn das Licht langsam erlischt.

Die Tür zum Garten ging auf. Es war Harald, der kam. Sie hörten, wie er draußen im Vorzimmer die Füße vom Schnee reinigte. Tante Gertrud erhob sich.

„Das Beste ist, wenn ich gleich mit Harald spreche!“ sagte sie. Dann streichelte sie Agnete ermunternd die Wange, legte den Strickstrumpf zusammen und verließ das Zimmer.

Der Sonnenstreifen war fort, und es fing an, in den Winkeln dunkel zu werden. Der Himmel glänzte goldigrot über den fernem Wäldern; lange, blaue Schatten glitten über den Schnee hin. Das Gezwickel der Vögel verlor sich in einem schläfrigen Piepsen.

Agnete wartete.

Als die Tür sich öffnete, verbarg sie das Gesicht in den Kissen. Sie hörte Haralds Schritte. Dann beugte er sich über sie mit einem leichten Stoß auf ihre Hand, die auf der Decke lag.

„Agnete! — Hab' vielen, vielen Dank, Agnete!“

Sie hob den Kopf und blickte ihn mit einem schwermütigen Lächeln an. Weshalb hatte sie eigentlich ihr Gesicht verneigt? Sie hatte ja keinen Grund, sich zu schämen. Seine Liebe forderte sie ja nicht. Sie bat ihn nicht um das Glück des Lebens. Dies ihr, der Sterbenden, zu schenken, lag ja in keines Menschen Macht. Sie bat nur um seinen Namen, um zum Dank dafür seine Zukunft sichern zu können, indem sie ihm alles gab, was sie besaß.

„Ich bin dir so von Herzen dankbar!“ fuhr Harald fort; „Tante Gertrud hat mir gesagt, daß du — daß du gern meine Frau werden möchtest. Ich verstehe es aber sehr wohl, daß du diesen Wunsch nur meinerwegen, aus reiner Güte zu mir hegst. Ich will nicht länger stolz sein, Agnete, ich will deine große Gabe annehmen, obgleich ich dir keinen Gegendienst leisten kann. Und doch — etwas habe ich vielleicht zu geben — meine Fürsorge, meine Pflege und meine Liebe —!“

Das Blut schoß ihr plötzlich warm in die Wangen, ihre Lippen öffneten sich in einem glücklichen Erstaunen. Was für ein Wort war es, das sie gehört hatte, und was für ein Blick war es, der aus seinen Augen leuchtete? So hatte er sie noch nie angesehen. Hatte sie ihn jetzt gewonnen, jetzt, wo es zu spät war? — Ach nein, nein, es war wohl nur Mitleid, das ihm die Güte zu ihr einflößte! Es konnte nicht anders sein — seinerwegen!

„Dann ist es also abgemacht,“ sagte sie still. Sie versuchte es, ganz ruhig zu sprechen, als verabredeten sie eine ganz alltägliche Sache. „Wann, meinst du, daß die Trauung stattfinden soll? Meiner Ansicht nach muß es möglichst bald geschehen, während ich noch einigermaßen wohl bin.“

„Ich werde morgen mit Pastor Heiden Rücksprache nehmen. Dann kann er uns an einem der nächsten Tage trauen.“

„Gut, tue es, Harald!“

Sie wollte ihm die Hand geben, er sah es aber nicht. Die Arme um ihre Schultern gelegt, beugte er sich tief über sie nieder.

Wie lieb sie doch sein Gesicht hatte — jeden einzelnen Zug liebte sie. Die Stirn, wo das dunkle Haar über die Schläfen fiel, die grauen, schwermütigen Augen, die gerade, kräftige Linie der Nase, die sonnenverbrannten, etwas mageren Wangen und den Mund, der ihr von allem als das Schönste erschien. — Sie entdeckte über der einen Augenbraue eine Runzel, die sie früher nicht gesehen hatte. Wie sie wünschte, daß sie sie glätten, sie fortflüssen dürfte! — Seine Augen waren so traurig, und doch war ein mildes und ruhiges Licht in ihnen, dessen Anblick ihr wohlthat. War mehr Ruhe in seinen Sinn gekommen, war die Bitterkeit fort? Ach, wenn sie ihm nur einen Schritt weiter dem Frieden zu geholfen hätte, so hätte sie nicht vergebens gelebt! So mußte sie dankbar für alles sein, was das Leben ihr gebracht hatte, dankbar auch für den Tod.

Pöblich kam ihr ein Gedanke, der sie ängstigte. Mit aller ihrer Kraft suchte sie ihn von sich zu stoßen.

„Küsse mich nicht — küsse mich nicht — ich könnte dich anstecken!“ flüsterte sie.

Er lächelte nur und nahm ihre beiden kleinen abwehrenden Hände in seine rechte Hand. Dann drückte er seine Lippen fest und warm auf ihre. Und sie schloß die Augen und fühlte, wie das Glück ihr ganzes Wesen, Körper und Seele, ein ganzes, in einem einzigen Augenblick gesammeltes Lebensglück durchströmte.

Aber auch nur einen Augenblick. Schon im nächsten fiel ihr ein, daß sie krank war und sterben sollte, und daß es nur ein Handel war, den sie geschlossen hatten.

An der Wand in Agnetes Zimmer hängt ein Bild von Beatrice, wie Rossotti sie gemalt hat. Sie hat ihren vom Gewicht des Haars beschwerten feinen Kopf zurückgebogen, die Augen gesenkt und die Lippen halb geöffnet. Ach, was nützt es, daß ihr Geliebter, Dante, dicht neben ihr steht, sie sieht ihn doch nicht — was hilft es, daß das Licht auf den Bogen des Arno, unter dem Bogen der Brücke funfelt, wo sie sich in glücklichen Tagen trafen. Sie wird dort nie wieder wandern! Der Schatten fällt scharf über die Sonnenkeiße an ihrer Seite, als wollte er ihre letzte Stunde angeben, und in ihren Schoß, zwischen ihre gefalteten Hände steigt ein kleiner Vogel mit einer Mohnblume im Schnabel — der Blume des Todes, die den ewigen Schlaf bringt.

Agnete gleicht dieser Beatrice. Auch sie hat den kalten Hauch aus dem Lande der Schatten gespürt, und ihre Wangen sind davon erblaßt, ihre Augen haben den weitschauenden Blick angenommen, den die Augen der Sterbenden bekommen, wenn sie das Dunkel zu durchdringen und in das Unbekannte, das stummende zu blicken suchen. Das Lächeln um ihren Mund ist erstarrt, sie hat alle frohen, scherzenden Worte vergessen. Alles, was zum Leben gehört, liegt in weiter, weiter Ferne, in einer Welt, die nicht mehr die ihre ist. Nur eins hat sie nicht vergessen — ihre Liebe. Sie wird sie bis zuletzt begleiten, bei ihr leben, solange das Herz schlägt und der Kopf klare Gedanken fassen kann.

Und die Tage verrinnen — gedämpfte, farblose Tage mit Stille draußen und drinnen. Der Schnee fällt unaufhörlich, leise und weich. Die Wiesen draußen vor Agnetes Fenstern — die großen, grünen Wiesen, wo die Kühe in der Septembersonne gegrast hatten, als sie auf dem Birkenhof ankam — sind jetzt wie eine einzige weiße Schneewüste ohne Ziel und Grenze — wie die Gegend, die sie in ihren Träumen sah. Auf dem Wege kommt fast niemals einer vorbeigegangen; Menschen und Tiere halten sich in den Häusern.

Nur die Sperlinge piepen ängstlich und eingeäschert, wenn sie sich um die Brotkrumen sammeln, die Tante Gertrud ihnen hinstreut. Und es ist, als sei selbst das Leben in den tiefsten Schlaf gesunken.

Dann kam der Tag, wo Agnetes Hochzeit sein soll. Und an dem Tage schien die Sonne.

Ihr Krankenzimmer ist zur Trauung geschmückt. Schon vom frühen Morgen haben Tante Gertrud und Maja alle Hände voll zu tun gehabt. In den Ecken der Stube stehen große Blattgewächse, und eine kleine Orgel hat hinter dem grünen Gaim der Gewächse Platz gefunden. Der Tisch am Bett ist mit einem schneeweißen Tuch bedeckt, wo eine aufgeschlagene Bibel am Fuße eines großen silbernen Kreuzes liegt. Das Licht des Wintertages ist durch die herabgelassenen Jalousien ausgesperrt. Im Zimmer herrscht eine schwache Dämmerung, die von dem warmen Schein der Wachskerzen durchbrochen wird. Agnetes Bett ist ganz weiß, weiß wie sie selbst, und auf der Decke liegt ihr Brautbüschel, das Harald für sie gewählt hat — dreißigzwei weiße Rosen, eine für jedes Lebensjahr.

Das Zimmer füllt sich nach und nach mit Damen, die der Trauung bewohnen werden. Da ist der Chor von jungen Mädchen aus der Gegend, die vor und nach der Trauung singen sollen. Sie

stehen hinter der Orgel und verstecken sich ängstlich zwischen den grünen Pflanzen. Junge, weißgeleidete Mädchen, so voller Lebensfreude, daß die Luft in diesem Krankenzimmer und der Anblick des schmalen, ausgezehnten Gesichts mit den fieberblanken Augen sie ängstlich machen und in ihnen die Sehnsucht nach dem kalten, frischen Wintertag draußen wecken, wo die Dezember Sonne über dem Schnee scheint. Unter ihnen befindet sich Margit Heiden, blässer als sonst, mit ihren goldenen Flechten, zu einem Kranz geordnet, und mit dem Herzen voll wunderlicher Gedanken.

In einem grünen Blüschlehnstuhl sitzt Fräulein Sparre, in schwarzer Seide knitternd, mit dem Gesangbuch und dem zusammengelegten Taschentuch im Schoß. Sie hat ihre stille, sichere Ruhe, ihr gewohntes Gleichgewicht auch an diesem Tage bewahrt. Vielleicht hat sie eine stille Hoffnung, die sie aufrichtet und den Stummer mildert.

Harald Sparre steht an Agnetes Bett. Die jungen Mädchen küstern sich zu, daß er hübsch ist, daß seine Blässe und der Ernst ihn klingen. Sie halten ihn fast für zu gut, um an ein brustkrankes, sterbendes junges Mädchen gefettet zu werden. Dann küstern sie sich aber noch viel mehr zu: von der schönen Frau Tholander, die mit ihrem Mann in Scheidung liegt, von den Spielschulden des Gutsbesizers Sparre und dem großen Vermögen der Braut, küstern sie eifrig.

Und jetzt fängt die kleine Stubenorgel an zu spielen, weich und gedämpft, den Hochzeitsgesang, den Agnete sich selbst gewünscht hat. Die frischen jungen Mädchenstimmen fallen ein. Hinten vom Lehnstuhl hört man Tante Gertruds Stimme.

Da ertönt ein gedämpftes Schluchzen hinter den grünen Palmen. Das ist die kleine Margit Heiden, die die Tränen nicht zurückhalten kann! Ah, die beiden werden ihr Glück wohl nicht lange genießen. Und das schmerzt! Sie hat sie beide so gern; Harald Sparre ist immer ihr Freund gewesen, und Agnete ist in ihren Augen das Lieblichste, das Feinste in der Welt. Nein, nie hat sie eine so traurige Hochzeit mitgemacht! Pastor Heiden steht am Altar.

Als der Gesang schweigt, spricht er von der Liebe, die die Nacht über den Tod hat, von der Liebe, die besteht, wenn alles andere vergeht, weil sie das ewige Leben ist.

Er geht schnell zur Trauung über. Haralds Stimme klingt klar und fest, als er auf die Frage des Geistlichen antwortet, Agnetes Ja ist so schwach, daß es kaum zu hören ist. Ihre ganze Seele ist aber in ihren Augen, als sie ihre feine, fieberheiße Hand in die des Bräutigams legt, die so kalt und so stark ist.

Im Augenblick der Trauung, als der Pastor die Hände des Brautpaares zusammenlegt, ist es, als werde selbst die Luft im Zimmer schwer von der menschlichen Sehnsucht, der menschlichen Hoffnung und den Träumen und Sorgen. Alle lauschen, alle lehnen sich in atemloser Spannung vor. Und denkt man auch mit dem tiefsten Mitleid und den wärmsten Wünschen an die beiden, die jetzt einander angetraut werden, so ist doch keiner im Zimmer, der nicht auch an sich selbst, an seinen heimlichsten Schmerz und seine heimlichste Freude denkt.

Die Ringe sind gewechselt, und der Segen ist gesprochen. Harald Sparre und Agnete staas sind Mann und Frau.

Er kniet neben dem Bett, die Stirn auf ihre herabhängende Hand gedrückt. Diese kleine schwache Hand, in der jetzt das Fieber brennt und die doch die Kraft gehabt hat, ihn aufrechtzubalten und vor Verzweiflung, Entehrung und Tod zu retten. Bisher hat er ihr nur Leiden undummer gebracht. Jetzt gelobt er sich selbst, daß sein ganzes Leben und alle seine Gedanken ihr, nur ihr gehören sollen.

Agnete ist glücklich, wie sie daliegt und auf sein dunkles, gebeugtes Haupt niederschaut. — Wenn der Tag zu Ende ist, ist es da nicht gleich, ob er kurz oder lang war? — Kurz wie im Dezember, oder lang wie einer der hellen, strahlenden Tage des Mittsommers. — Man denkt nur daran, ob er Trauer oder Freude gebracht hat. Und dasselbe mußte auch wohl mit dem Leben der Frau sein. Was tat es, ob sie jung starb, wenn sie nur als Haralds Frau starb, und wenn zwischen ihnen nur Liebe und gute Worte gewechselt worden waren —! Und jetzt war seine Zukunft gesichert, so daß er von der Bitterkeit des Lebens verschont blieb. Er konnte reisen, seine lieben Studien fortsetzen, eine Arbeit verrichten —.

10. Kapitel.

Frau Agnete Sparre saß draußen im Garten in einem großen Ruhestuhl, von Decken und Kissen umgeben, mitten in der Aprilsonne. Ringsumher in den Beeten blühten jetzt statt der härteren prangenden Herbstblumen lange Reihen von Strofus, gelbe, lila und weiße, frühlingsfrisch von dem schwarzen Erdboden absteigend. Die krausen Blätter der Primeln kamen eines nach dem andern zum Vorschein, und hier und da zwischen den krummen, bronzefarbenen Stengeln der Farrenkräuter leuchteten kleine Marienfärschen wie glühende Blutstropfen. Auf den Zweigen der Bäume sah man Knospe an Knospe, jeden Augenblick zum Aufspringen bereit. Die Büsche waren schon grün, strahlend hellgrün von kleinen, feinen, jungen Blättern. Das unaufhörliche Zwitschern und Piepsen der Vögel war wie eine einzige Jubelstimme auf den Frühling und das Leben. Und siehe, dort flog ein gelber Schmetterling über den Rasen, wo das Gras hervorschob.

Agnete Sparre war in Gedanken versunken. Sie dachte an das kurze Dasein all dieser Kinder des Frühlings, und sie dachte daran, wie sie selbst bereit gewesen war, denselben Gesetzen zu folgen, die Liebe und den Tod einem langen Leben ohne Inhalt vorzuziehen. Jetzt war aber ein Wunder, etwas ganz Unerwartetes geschehen. Heute morgen, vor einer Stunde, hatte der Arzt ihr gesagt, daß sie leben und gesund würde. Alles, was jetzt noch fehlte, war ein mehrmonatlicher Aufenthalt in einem Sanatorium oder eine Reise nach dem Süden — und dann Vorsicht, keine starken Gemütsbewegungen in der ersten Zeit. Noch begriff sie es nicht. Wie wenn man lange und fest geschlafen hat und dann zum Licht erwacht, geblendet und verwirrt, so erwachte sie nach ihrem langen Traum vom Tode und sah, daß das Leben vor ihr lag.

Sie hatte es allerdings gefühlt, daß in ihrer Krankheit eine Wendung eingetreten war. Sie hatte lange kein Blut gehustet, das Fieber hatte aufgehört, sie hatte guten Appetit gehabt und an Gewicht zugenommen. Nie aber hatte sie es gewagt, an eine Genesung zu glauben. Und jetzt — jetzt hatte sie die Worte gehört, die sie dem Leben wiedergaben. Mitten im Sonnenschein sah sie, ringsumher keimte und sproß das Leben in tausend Formen, und in ihrem eigenen Innern klopfte das Herz mit frischer Lebenskraft, und die kranken Lungen heilten wieder. Sie hätte über alle Beschreibung glücklich sein können, wenn da nicht ein Gedanke gewesen wäre, der sie peinigte. — — — Im Grunde genommen hatte sie gar kein Recht zum Leben. Sie hatte ihren Mann durch Betrug gewonnen. Als sie heirateten, hatte keines von ihnen geglaubt, daß es ein Bund fürs Leben werden würde. Sie wollte nur seine Zukunft sichern und ihm das Dasein so leicht und gesichert machen, wie der Reichtum es vermag. Und jetzt war er an eine franke Frau gebunden, die er nicht liebte! Das war ihr Absicht nicht gewesen!

Wußte sie es aber wirklich, daß er sie nicht liebte? Tausend Erinnerungen tauchten auf, so frisch und licht wie das emporstehende junge Gras auf dem Rasen, Erinnerungen an Liebkosungen und gute Worte, an verschiedene kleine Züge, die seine Fürsorge für sie verrieten. Er war während ihrer ganzen Krankheit so unbeschreiblich gut zu ihr gewesen, namentlich nach ihrer Trauung. Zweifellos hatten seine und Tante Gertruds fürsorgliche Pflege, das ganze glückliche, ruhige Leben, das sie die letzten Monate geführt hatte, sich mit ihrer Jugend vereint und dadurch zum Sieg des Lebens geführt.

Agnete schloß die Augen und fühlte auf ihrem Gesicht die Sonne, den Hauch des frischen Windes, der noch so frühlingshaft war. Draußen auf dem Felde erschollen Lachen und laute Rufe. Es sauste in den Zweigen der Birke über ihrem Haupt, die Vögel zwitscherten unaufhörlich. O Sonne, o Frühling, o wunderbares Leben, wie glücklich könnte ich werden, wenn ich nur dürfte!

Die Gartenpforte knarrte in ihren Angeln. Agnete schlug die Augen auf. Es war Harald, der draußen vom Felde kam, wo die Frühlingsarbeit begonnen hatte. Auf seinen Stiefeln waren Spuren des frischen Erdbodens, und sein Gesicht war sonnengebräunt, gesund und lächelnd. Er sah glücklich aus — ah, der Glückstrahl in seinen Augen entzündete auch die Freude in ihren! — — —

Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben sie. Sie blickte zu ihm mit einem schwachen Lächeln auf, worin ihre ganze Liebe zitterte. „Nun?“ fragte er munter und nahm ihre Hand in seine. „Wie geht es denn heute? Hier draußen ist es wundervoll. Nicht wahr?“ „Ah, geradezu entzückend —“ „Jetzt werden wir bald einmal eine Spazierfahrt machen können. Dann sollst du den Birkenwald im ersten Grün sehen, nicht nur unsere einzige Birke hier.“

Agnete blickte zu der Krone der Trauerbirke empor, deren feine, halbeinfaltete Blätter wie ein Regen von gefangenen Sonnenstrahlen über alle Äste und Zweige niederrieselten. Durch dieses grünlänzende Gewebe leuchtete der Himmel in der Frühlingssonne hellblau. Eine Schwarzwamsel saß auf einem Zweig und sang.

„Im Grunde genommen ist schon ein solch' einzelner Baum eine ganze Welt von Schönheit“, sagte sie. „Wie freue ich mich, den Wald zu sehen und den Eindruck der herrlichen Bäume in mich aufnehmen zu können!“

Harald antwortete nicht. Sie sahen eine ganze Weile schweigend, Hand in Hand, da. Schließlich fragte sie ganz leise:

„Sprachst du heute mit dem Doktor?“

„Nein! — Was sagte er?“

Er wandte sich schnell um. Jeder Zug seines feinen, scharfgeschnittenen Gesichts war voller Erwartung.

„Ich weiß nicht, ob ich selbst es dir sagen soll, Harald!“

„Ja, ja, sage es mir ohne Umstände. Daß es von Bedeutung ist, kann ich dir ansehen.“

Ah, wenn sie nur wüßte, woher die Unruhe kam, die in seiner Stimme zitterte! War es Furcht oder Hoffnung, was er in diesem Augenblick fühlte? — Er hatte mit seiner kranken Frau so lange Geduld gehabt, als er glaubte, daß er nur für kurze Zeit an sie gebunden war. Was würde er aber wohl denken, wenn er hörte, was der Arzt gesagt hatte? Wenn sein Gesicht sich verdunkelte, wenn sie an dem Klang seiner Stimme hörte, daß ihre Vorfahrt ihm keine Freude bereitere — oh, dann machte sie sich nichts aus der Gabe des Lebens, dann war der Tod das Beste! —

Ihre Hand wurde kalt in der seinen. Sie wagte es nicht, zu ihm aufzublicken. Sie sah da und starrte auf den sonnigweißen Stiel des Gartenweges, wo die Schatten der Birkenzweige frühlingsleicht tanzten. „Er sagte, daß ich wieder — ganz gesund würde!“

„Agnete!“ Ah, Gott sei Dank, in seiner Stimme war Jubel, lauter, heller Jubel. Keine Spur von trauriger Überraschung. Er schlang die Arme um sie, sie fühlte sich umfaßt und geküßt wie nie zuvor. Das war nicht mehr die furchtsame Zärtlichkeit, die man einer Kranken erweist, nein, er küßte sie so warm und stürmisch, wie ein junger Mann seine junge, gesunde Gattin küßt, wenn das Glück des Lebens sie erwartet. Und durch Thränen lächelnd, zitternd, glücklich, hob sie ihre Augen zu ihm auf: „Dann bist du also gar nicht traurig darüber, daß ich bei dir bleiben werde?“

„Ach, Agnete, konntest du so etwas nur einen Augenblick glauben? Fühltest du es denn gar nicht, wie ich dich liebe? — Wenn ich es dir früher nicht gesagt habe, so geschah es, weil ich glaubte, daß du mich verlassen würdest, und ich wollte meinem armen, kleinen Mädchen den Abschied nicht noch erschweren —!“

„Harald — wann begann deine Liebe zu mir?“

„Ich glaube, es war in der Nacht, — als du mein Leben und meine Zukunft rettetest, und als ich dir zum Dank beinahe das Herz zerrissen hätte. Als du mein Zimmer verließest, hätte ich gern alles gegeben, um dich zurückzurufen. Ich durfte aber nicht — ich verachtete mich selbst zu sehr. Und später, während deiner Krankheit, an der ich mir selbst die Schuld gab, lehrte der Gram mich, daß du mir das Liebste in der Welt bist — die einzige Frau, die ich je geliebt habe.“

„Und Frau Tholander?“ fragte Agnete leise.

„Lotte? — Ja, in sie war ich verliebt, so blind und töricht, wie man sich verliebt, wenn man ganz jung ist. Nie habe ich aber für sie diese wirkliche Liebe gefühlt, die ich für dich hege. Ist in mir etwas, das wert ist, befehen zu werden, so gehört es dir, Agnete! Nie war es ihr Eigentum. Ich wünsche es nicht, ihr im Leben noch einmal zu begegnen. Aber ich bedauere sie. Das wirst du wohl begreifen können.“

„Ja, das begreife ich“, sagte sie sanft und streichelte ihm leise die Hand. „Denke freundlich an sie. Auch ich will es versuchen. Sie ist ein unglückliches Geschöpf.“

„Unglücklich, wie derjenige wird, der sich selbst verliert!“ sagte Harald. Agnete blieb einen Augenblick still. Dann blickte sie zu Harald empor, während der Schelm in ihren Augen und um ihren Mund spielte.

„Und Margit Heiden?“ fragte sie.

„Margit?“ wiederholte er erstaunt. „Aber, Schatz, wer hat je an sie gedacht!“

„Ich bin mehr als einmal eifersüchtig auf sie gewesen“, antwortete Agnete.

„Davon hatte ich keine Ahnung! Jedenfalls war dazu kein Grund

vorhanden. Die Versicherung gebe ich dir. Sie ist in meinen Augen ein gutes und frisches kleines Ding, aber zu unentwickelt, mit zu wenig Interesse, um mich fesseln zu können. Und ich mit meinen sechsundzwanzig Jahren bin in ihren Augen wohl ein alter ehrbarer Onkel. Nein, Margit soll Sandell haben! Warte nur noch einige Jahre. Die beiden passen zusammen. Er wird sie schon zähmen, und sie wird es ihn lehren, ein gesundes natürliches Leben zu führen und das Böse zu überwinden, das vom Vater vielleicht noch in ihm steckt. Damit sind die beiden versorgt — und du und ich, Agnete, wir sind miteinander auch zufrieden. Nicht wahr?“

Mit der Hand unter ihrem Kinn hob er ihr Gesicht zu sich empor. Ihre Augen strahlten von inniger Liebe, und doch lag da ein Schatten

von Schwermut über ihnen, eine plötzliche Behmut, die sich mitten im Glück bei ihr eingeschlichen hatte.

„Aber, Agnete, bist du nicht ganz glücklich?“

„Ja, Geliebter, ich bin glücklich!“ Ihre weichen Lippen streiften seine Wange mit einem leisen Kuß. „Aber ich werde wohl nie ganz gesund und kräftig, kann wohl nie für dich wirken und schaffen, wie ich es so gern möchte. Du wirst tagtäglich deine ganze große Güte und Nachsicht zu Hilfe nehmen müssen, um das Leben an meiner Seite zu vertragen. Und dieser Gedanke quält mich.“

„Mach' dir deshalb keine Sorgen, Agnete. Vielleicht liegt gerade darin für uns beide der Ausgleich. Du hast meiner wegen lange genug gekämpft und gelitten. Jetzt ist die Reihe an mir, für dich zu sorgen. Laß mich dich jetzt pflegen und über dich wachen — das wird meiner Liebe Wachstum verleihen und die Wagschale zwischen uns etwas mehr ins Gleichgewicht bringen. Du, die du selbst das Glück erntest, das in der Aufopferung für den Geliebten besteht, laß es mich auch durchkosten. Du hast es wie keine andere verstanden, zu geben — lern' jetzt auch die Kunst, zu nehmen. Dann glaube ich, daß wir miteinander glücklich werden!“

Sie schmiegte sich, ohne zu sprechen, an ihn, gerührt und dankbar. Es wollte ihr scheinen, als sei dieser Augenblick ihre wahre Trauung. Erst jetzt fühlten sie sich als Mann und Frau, bereit, das Leben anzunehmen und seine Sorgen und Freuden zu teilen.

Plötzlich erhob Harald sich und trat an das Blumenbeet. Hier begann er zu pflücken, eifrig und rücksichtslos, alle Blumen, die er fand. Die letzten Schneeglöckchen und Granthis und die ersten Veilchen, die kleinen schlanken Arokus mit ihren schmalen, gestreiften Blättern und eine einzelne halbaufgesprungene Hyazinthe. Dann kehrte er zurück und schüttete alle Blumen in den Schoß seiner Gattin.

„Ich brachte dir am Tage unserer Trauung nur weiße Rosen“, sagte er, „heute sollst du aber andere Blumen haben. Die kleinen Frühlingsblumen, die wie die Hoffnung sind. Denn jetzt erblüht das Leben für dich und mich, Agnete!“

Und sie nahm sie in ihre feinen, durchsichtigen Hände, alle die frischen Frühlingsblumen mit den gedämpften Farben — weiße, gelbe und



Apfelbaumblüte in Urdenbach bei Venrath.



Personenpost im Kantajus. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

alle Abstufungen von Blau — vom Blau der Hyazinthe bis zum Tiefblau des Veilchens. — Keine Blumen waren nicht darunter. Sie blühten erst, wenn die Sonne mehr Kraft hatte und der Sommer vor der Tür stand. Aber glücklich über den Besitz der Hoffnung und Erwartung, lächelte sie Harald zu, wie sie den ersten Tag gelächelt hatte, als sie auf dem Birkenhof ankam und er ihr in seinem Heim

Willkommen bot. Und er fühlte, daß das Glück, das er damals dunkel geahnt hatte, jetzt wirklich da war, das süße, reiche, unsagbare Glück; das tiefe, feste Glück zweier Menschen, die sich in Trauer und Leid gefunden haben und jetzt lichteren Zeiten entgegensehen — dem ganzen Jubel des Sommers und dem üppigen Reichtum des Herbstes, die der Frühling in seinem Schoße birgt!

Ausstellung kunstgewerblicher Lehranstalten in Düsseldorf.

(Mit 3 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.)

Beim Durchwandern dieser ersten Ausstellung der sämtlichen kunstgewerblichen Ausbildungsstätten in den drei westlichen Provinzen Preußens gewahrt man mit Befriedigung als gemeinsames Kennzeichen das Bestreben, die junge Generation in die Errungenschaften des modernen Kunstgewerbes einzuführen. Der präventive Jugendstil ist überwunden. Man ist bestrebt, die Formwelt, die von den historischen Stilen hervorgebracht wurde, wieder zu beleben. Man entnimmt ferner ostasiatischen und anderen Schaffensgebieten das Begehrswerte in Idee und Technik und sucht es mit deutschem Geiste zu durchdrängen. Die Eröffnung der sehr reichhaltigen Ausstellung fand im Beisein des Ministers für Handel und Gewerbe,

plastischen Schmuck von Fassaden und Innenräumen befähigt sind, beschränkt sich selbstverständlich aber nicht auf diese Spezialität. Es seien von den ausgestellten Arbeiten zwei Gipsmodelle erwähnt: eine sitzende Grabmalfigur in antikisierender Gewandung und würdiger Haltung für Kalksteinausführung und ein schlanke Brunnenpostamenthäuschen, auf dessen Sockel ein Kinderpaar sich niedergelassen hat. Figürliche und Tierplastiken, zum Teil gebrannt und glasiert, Urnen, Metallarbeiten u. a. fanden zweckmäßige Verteilung im Raume. Ein Rahmen umschließt archaisierende Stoffmuster; darunter ist eines recht originell. Es stellt ein Adlerpaar auf violetterm Grunde dar. Zwei Stoffhintergründe haben ein-

gewebte Schriftmuster; dem einen ist ein Altarmodell vorgebaut. Das Plakat dieser Abteilung bringt eine figurenreiche silhouettierte Gruppe auf Goldgrund; vorhanden sind ferner auch sonstige Plakate, Entwürfe zu Mosaiken, wohlgelungene Schrifttafeln für Altäre, farbige Holzschritte, Linoleumdrucke, Photographien. Die Vitrinen enthalten manches Sehenswerte: Stickereien nach Entwürfen von Schülern, Bucheinbände, hauptsächlich in Leder mit Blinddruck und Handvergoldung, Buchvorläge, Druck- und Schriftproben. — Die neu geschaffene Architekturabteilung tritt hier zum ersten Male mit Leistungen ihrer Zöglinge an die Öffentlichkeit. Außer Grund- und Aufrissen gibt sie namentlich eine erhebliche Zahl von Perspektiven aus der einfachen und monumentalen Baukunst. Lobenswert ist die schlichte, großzügige Art, die auch den Nichtfachmann fesselt.



Ausstellung von Schülerarbeiten der Kunstgewerbeschulen Rheinlands, Westfalens und Hessens im Kunstgewerbe-Museum zu Düsseldorf.
Ausstellung der Kunstgewerbeschule zu Kassel.

Phot. Dr. Erwin Quedensfeldt.

Erzellenz Sydow, und mehrerer Dezerenten aus dem Ministerium statt. Zum Ausstellungsort wurde Düsseldorf erwählt, weil dessen Kunstgewerbe-Museum in seinem Erdgeschoß die erforderlichen ausgedehnten Räumlichkeiten besitzt — zwei Lichthöfe mit einer anstößenden Flucht von Sälen —, die zu Sonderausstellungen ausdrücklich bestimmt sind. Die gegenwärtige hat einen vornehmen und zugleich anheimelnden Rahmen dadurch empfangen, daß Lichthöfe und Säle in Separaträume eingeteilt worden sind. Bewirkt ist dies durch eingebaute Holzwände in brauner, schlichter Architektur, deren Flächen verschiedenfarbige Stoffe überziehen. Es sind auf diese Weise die Räumlichkeiten geschaffen, in welchen die ausstellenden Lehranstalten die Leistungen ihrer Zöglinge geschlossen vorführen. In jeder dieser Abteilungen findet der Besucher die betreffende Anstalt namhaft gemacht. Im allgemeinen sind die Arbeiten, welche die Schüler in den beiden letzten Jahren angefertigt haben, ausgewählt.

Die Kunstgewerbeschule Düsseldorf (Direktor: Prof. Wilhelm Kreis) bezweckt die Heranbildung künstlerisch schaffender Kräfte für Kunstgewerbe, Architektur und Gartenbaukunst. Ihre Hervorbringungen nehmen den größeren Teil des westlichen (neuen) Lichthofs ein. Aber dem Eingang zeigt ein Glasgemälde, die Anbetung der Hirten, daß auch die Glasmalerei neuerdings in der Schule Eingang gefunden hat. Die Bildhauerklasse will in erster Linie Kräfte heranbilden, die zur Schaffung von Modellen für den

Die königliche Kunstgewerbe- und gewerbliche Zeichenschule in Kassel (Direktor: Professor C. Schick) beschränkt sich in ihrer Ausstellung auf Leistungen im Zeichnen, Malen, Modellieren, Meißeln und Schnitzen. Sämtliche Zeichnungen sind Entwürfe, die die Schüler, zum Teil unter Zugrundelegung von Studien nach der Natur, geschaffen haben. Neben solchen für Flachreliefs und Gipsmodellen — eines davon ist ein Brunnen im Charakter der Renaissance — sieht man auch Ausführungen in Stein und Bronze; dazu gehören ein Tierkopf in rötlichem Marmor, drei polychrome Sandsteinreliefs (Tiergestalten), sowie zwei ebenfalls farbige größere Medaillons nach Della Robbia. Entwürfe für Innenräume, Zimmereinrichtungen, Geräte und weibliche Handarbeiten sind an den Wänden angebracht.

Auch die Handwerker- und Kunstgewerbeschulen, bezw. die industriellen Fachlehranstalten zu Barmen, Greifeld, Viefelfeld, Aachen, Solingen, die königl. keramische Fachschule Höhr und die entsprechenden Anstalten in Hanau, Trier und Köln bieten, jede in ihrer Art, sehr interessante, teilweise nach der künstlerischen und der technischen Seite hin höchst anerkanntswürdige Leistungen.

Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule Elberfeld (Direktor: Otto Schulze) besitzt allgemeine Studienklassen, Fachklassen und Werkstätten für Kunstschlosserei und Metallbearbeitung, Buchausstattung, Patentechnik, Holz- und Steinbearbeitung. Die

Darbietungen an Zeichnungen und Aquarellen betreffen Studien nach der Natur, Entwürfen und Gütwürfe. Die Modellierklassen und ihre Werkstätten haben Modelle und ausgeführte Arbeiten hergegeben. Hervorragend sind die Kunstschmiedearbeiten, namentlich

Professor Heinrich Lauenstein †.

(Mit Abbildung auf Seite 176.) (Nachdruck verboten.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der aus der

Hildesheimer Gegend stammende Ernst Deger der hervorragendste unter den Düsseldorfer Malern, welche die religiöse Historie pflegten. Im Verein mit den Brüdern Andreas und Karl Müller und Friedrich Ittenbach hatte er die Apollinariskirche zu Remagen mit Freskobil dern geschmückt. Jahrelange Studien der Vier auf italienischem Boden waren vorausgegangen und vorzugsweise den Präraffaeliten gewidmet gewesen. Dort waren die Studien, Entwürfe und Skizzen des umfangreichen gemeinsamen Werkes entstanden. Als sie, mit diesen Vorarbeiten ausgerüstet, heimgekehrt waren, verging wiederum eine Reihe von Jahren bis zur Vollendung des Werkes. Zwischen der am 28. März 1857 erfolgten Einweihung des Gotteshauses und dem Antritt der italienischen Reise lagen zwei Jahrzehnte. Bereits war Deger mit einer neuen Aufgabe auf dem Ge-

biete kirchlicher Kunst betraut worden: König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm die Ausmalung der Kapelle auf Burg Stolzenfels übertragen, und auch hier leistete der Künstler Treffliches. Im Jahre 1869



Ausstellung von Schülerarbeiten der Kunstgewerbeschulen Rheinlands, Westfalens und Hessens im Kunstgewerbe-Museum zu Düsseldorf.

Ausstellung der Kunstgewerbeschule zu Düsseldorf mit Blick in die Ausstellung Barmen.

eine große Platte mit springendem Hirsch in getriebener Arbeit und ein prächtiges, in der Komposition wohl gelungenes rundes Gitter. Das schöne Email am Kleingerät gereicht ihm zu besonderer Zierde. In Buchausstattung und Ledertechnik wird auch sehr Gutes in zahlreichen Probestücken geboten.

Die Kunstgewerbeschule des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins in Frankfurt a. M. (Direktor: Professor F. Luthmer) umfasst 5 Fachklassen: Innendekoration, Malerei, Aquarellieren (Sonderklasse), Bildhauerei, Bildschnitzerei und Ziselierung. Die Verwertung von Natureindrücken ist u. a. in den Proben von Stegreifarbeiten in der Pinseltechnik zu sehen. Zum Tierstudium gibt der Frankfurter Zoologische Garten Gelegenheit. Perspektivische Ansichten des Anschlusses des Schlosses in flatter Technik und gesunder frischer Auffassung der koloristischen Gejeze sind die Ausbeute einer der Studienreisen, die alljährlich unter Leitung des Klassenlehrers für Malerei unternommen werden.



Ausstellung von Schülerarbeiten der Kunstgewerbeschulen Rheinlands, Westfalens und Hessens im Kunstgewerbe-Museum zu Düsseldorf. Ausstellung der Kunstgewerbeschule Elberfeld.

Phot. Dr. Ernst Quebenfeldt.

wurde er zum Lehrer der religiösen Historienmalerei an der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt; ihrem Lehrerkollegium hatte er schon vorher als Ehrenmitglied angehört und sich einen Schülerkreis erworben: junge Leute, die sich zu der von ihm vertretenen Richtung hingezogen fühlten. Seine amtliche Wirksamkeit vermehrte die Zahl derjenigen, die ihm zeitlebens in dankbarer Verehrung zugetan blieben.

Während seiner Tätigkeit auf Stolzenfels wurde ihm ein junger Landsmann durch den Kapuzinerpater Kosmas von Ehrenbreitstein zugeführt. Es war Heinrich Lauenstein, geboren am 27. September 1835 im Dorfe Hüddesum bei Gildesheim als Sohn des dortigen Mühlenbesizers. Dem Wunsch, Maler zu werden, kam der Vater so weit entgegen, als ihm dies nach Maßgabe seiner Mittel möglich war. Er gab ihm einem bestrebteren Gildesheimer Dekorationsmaler nach Absolvierung der Elementarschule des Heimatdorfes in die Lehre. Während der Lehrjahre war Heinrich Lauenstein

einmal Zuhörer einer Missionspredigt des genannten Vaters und fand sich durch dessen männlich ernste und geistvolle Züge dermaßen gefesselt, daß er, nach Hause gekommen, sich ungesäumt daran machte, sie aus der Erinnerung in einer Zeichnung festzuhalten. Pater Kosmas, dem bei einem späteren Besuch in Gildesheim dieses sein Porträt als eine Merkwürdigkeit gezeigt wurde, erkannte die hohe Begabung des Verfertigers und lud ihn zu einem Besuch in seinem Kloster ein. Lauenstein war nicht mehr in Gildesheim; er hatte inzwischen die Lehre beendet und die übliche Wandererschaft angetreten. Er dehnte sie bis nach Belgien aus und, wie anderwärts, widmete er auch dort, von unstillbarem Drang nach einem höheren Ziele getrieben, den kirchlichen Kunstschätzen sein eifriges Augenmerk. Gleichzeitig beschäftigte er sich in seinen Ruhestunden mit kunstgeschichtlichen Studien und mit Plänen, wie seinem Sehnen nach Besuch einer Kunstschule Erfüllung werden könnte. Da war es begreiflich, daß er der Einladung des Vaters, als sie ihn erreichte, hoffensfreudig folgte. Der bittere Reiz der Enttäuschung sollte an ihm vorübergehen. Sein geistlicher Gönner, in dessen Kloster er sich einige Wochen malerisch betätigte, beschränkte sich nicht darauf, ihn mit Professor Deger und dessen Arbeiten bekannt zu machen, sondern wandte sich auch an den damaligen

Landesherrn Lauensteins, den König Georg von Hannover, und erwirkte von diesem ein Stipendium, das dem Jüngling den Eintritt in das akademische Studium ermöglichte. So kam Lauenstein im Jahre 1859 nach Düsseldorf, wo Direktor Bendemann und Professor Deger seine Lehrer wurden. Nichts wäre verkehrter, den vom Boden des Handwerks auf den der Kunst versetzten Novizen als weltfremd und ekstatischem Schauen zugewandt sich vorzustellen. Freudiger Jugendmut erfüllte ihn, und von ganzer Seele ging er ein auf die burlesken Einfälle und mitunter gewagten Scherze seiner Kameraden. Noch im Alter wußte er laute Heiterkeit auszulösen durch Erzählung der Streiche, die sie miteinander verübt hatten. Er verstand aber auch, daß ein närrisches Treiben kurz sein und Sinn haben muß, und daß auch der Jugendübermut Schranken zu beachten hat. Ihm, dem Nichtraucher, war einmal ein Angebinde in Form von Zigarren zuteil geworden. In der Klasse zu rauchen, war verboten; dem lockenden Reiz, der das Verbotene seit dem Sündenfall umschmeichelt, erlag indes der Beschenkte. Kräftig dampfte der Glimmstengel, mußte aber schleunigst hinter die Staffelei geschoben werden. . . Dampfe Stille hatte jäh

das ungenierte Gepolter und geräuschvolle Getue verbannt, ein Zeichen, daß Professor Karl Müller eingetreten war. Als er zu Lauenstein kommt, fesselt etwas anderes als dessen Arbeit seine Aufmerksamkeit. . . Wie der Atem erstarrter Titanen steigt ein leichtes Gewölke empor. Kein Wort des Tadelns läßt der Professor fallen; stumm blickt er auf das verräterische Zeichen und den Missetäter, der reuig gelobt, sich nie wieder solcher Rauchopfer schuldig zu machen. Er hat sein Gelübde treulich gehalten.

Deger war es, der den größten Einfluß auf ihn, der sich jenem innig verwandt fühlte, gewann. Lauenstein erkannte es als seine Lebensaufgabe, in dessen Bahnen zu wandeln, war indes bei aller Pietät weit davon entfernt, sich seiner Selbständigkeit zu entäußern. Als begnadeter Künstler konnte er eben nicht anders, als sie geltend zu machen und sich auf die eigenen Füße zu stellen. Und als ein solcher blieb er auch von der Befangenheit frei, die künstlerischen

Leistungen nicht gerecht zu werden vermag, wenn sie einer anders gearteten Auffassung entspringen sind. Darum hat ihn auch eine auf gegenseitiger Hochachtung festbegründete Freundschaft mit Professor von Gebhardt verbunden.

Bereits im Jahre 1864 wurde er Lehrer der Elementarklasse und führte dieses Amt, 1881 zum Professor ernannt, bis zum Jahre 1897, in welchem ihm der zuletzt von Karl Müller besetzte Lehrstuhl für religiöse Historienmalerei zugeteilt wurde. Diesen hat er bis zu seinem Hinscheiden am 14. Mai 1910 inne gehabt. Noch wenige Tage vor seinem Tode erteilte er Unterricht. Wohl die Mehrzahl der jetzt an der Kunstakademie wirkenden Lehrkräfte ist von ihm während seiner langen Leitung der Elementarklasse in die Kunst eingeführt worden. Äußere Zeichen der Anerkennung, Orden und andere Ehrungen, sind ihm reichlich zuteil geworden; sie haben seinem schlichten, bescheidenen Wesen keinen Abbruch getan.

Seine Gemahlin Emilie, geb. Peters, mit der er im Jahre 1874 die Ehe eingegangen war, wurde ihm 1893 durch den Tod entzogen. Er hat den herben Verlust, der eine blühende Kinderchar allzufrüh der treusorgenden Mutter beraubte, nie recht überwinden können.

Aus der großen Zahl seiner Schöpfungen seien nur einige genannt: Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen erwarb „St. Vincenz de Paula“, „Madonna“, „Christus am Kreuz“. Für

die evangelische Kirche in Schwerin a. d. W. malte er auf Grund eines Wettbewerbs ein ebensolches Christusbild. Nach Bieren kamen die „Heilige Familie“ (kathol. Pfarrkirche), „Heilige Elisabeth“ und „Sankt Joseph mit dem Jesusknaben“ (Krankenhauskapelle), sämtlich Stiftungen des Fabrikbesizers Leopold Heckmann. John Lanfmann in Philadelphia hat bei ihm mehrere Bilder bestellt: „Beatrice“ und „Sta. Lucia“ (Bendants), „Ein Wiegenlied“, eine ergreifende „Glorifikation“ (das himmlische Geleit der verstorbenen Tochter Lanfmanns) und eine anmutvolle „Heilige Cäcilie mit Engelchor“; die beiden letzteren zählen zu dem Besten, was Lauenstein geschaffen. In Düsseldorf befinden sich „Tod des heil. Joseph“ (Rochuskirche) und „Kreuzigung des heil. Andreas“ (Andreaskirche). Das Porträt, von dem sozusagen seine Kunst ausgegangen ist, hat er namentlich seit den siebziger Jahren mit Vorliebe gepflegt. Seine lieblichen Frauen- und Kinderbildnisse werden viel bewundert, aber auch im männlichen Fach zeigte er seine glänzende Befähigung; August Reichensperger, Präsident Rennen, Oberbürgermeister Kaufmann (Bonn) u. a. hat er lebenswahr und in charakteristischer Auffassung dargestellt.



Prof. Heinrich Lauenstein, Düsseldorf, vor seinem berühmten Gemälde: „Sei getren bis in den Tod.“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 23

Sonntag, den 5. Juni

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Ein sommerwarmer Novembertag lag mit Sonnengliedern über der Reichshauptstadt, und in der Straße unter den Linden drängte eine taufendköpfige Menschenmenge auf und nieder. An den kahlen Ästen der Lindenbäume klatterten verstreut noch ein paar welke Blätter als trübkelige Reste der grünen Sommerfahnen und zugleich als Mahnzeichen, dem in der vorgerückten Jahreszeit etwas auffälligen Liebeswerben der Sonne nicht allzusehr zu trauen. Die

nachlässig eingebuckelte Filzhut, der den edigen Kopf bedeckte, war reichlich in die Stirn gezogen und beschattete ein Paar kaltblickende, tief in den Höhlen liegende Augen. Ein gelbfarbener Überzieher von taillenlosem englischen Schnitt hüllte die lange Gestalt vom Hals bis zu den Knöcheln ein und schien dem Manne trotz des leichten Stoffes beim Gehen hinderlich. Müßige drehten sich zuweilen nach dem gelben Monstrum von Überzieher und seinem Träger um und beehrten beide im Vorübergehen mit einer Art Geringschätzung



Die Guster Mühle bei Grevenbroich, ein Frühlingsidyll.

Photographische Aufnahme der Rheinischen Lehranstalt für Photographie Dr. Duedenfeldt, Düsseldorf.

bunte Menge der Promenierenden aber strahlte und lachte mit dem Spätsommerschein um die Wette, ging in der sorglosen Freude des Augenblicks auf und ließ das winterdrohende Morgen Morgen sein.

Nur ein älterer Herr, der durch das Brandenburger Tor in die Linden einbog und sich langsam durch das Gedränge wand, schien für das späte Naturfeiern und die angeregte Stimmung der Hauptstädter kein Auge zu haben und noch weniger daran teilzunehmen. Die lange, hagere, steif aufgerichtete Gestalt ragte fast um Haupteslänge über die Menge empor. Der schwarze, schlappe und verstaubte,

— das glattrasierte, ins Grünliche spielende Antlitz des Mannes blieb unberührt kalt. Selbst der ziemlich laute Spotttruf eines halbwüchsig-naseweisigen Bengels in der weißen Tracht der Konditorjungen störte ihn nicht, bis der Frechling sich ihm direkt in den Weg stellte und höhnisch näselte: „Nanu, wat hat denn bei den die Hock jeschlagen?“

„Eins!“ versetzte der Gelbe ruhig und verabsolgte dem Spötter eine so gut gezielte Ohrfeige, daß der Bengel unsanft zur Seite flog und sich unter dem Gelächter des Publikums trollte.

Der Hagere bog durch die Passage in die Friedrichstraße ein, schlenderte achtlos an den Läden vorüber und musterte nur die Hotelfirmen mit einiger Aufmerksamkeit. Er hatte die Leipziger Straße bereits hinter sich, als er vor einem kleinen Hotel einen Augenblick stehen blieb, es prüfend musterte und dann über den Damm schritt und in das Haus eintrat.

„Wohn- und Schlafzimmer!“ rief er dem Hausdiener, der zugleich die Stelle als Portier versah, kurz zu.

Der Türhüter mochte kein besonderes Zutrauen haben.

„Bedauere — besetzt!“ erwiderte er lakonisch.

Der Gelbe sah sich auf dem Flur um.

„Wohl,“ sagte er und wies auf mehrere große, übereinander gestapelte Reisefässer, „ich werde mein Gepäck abholen lassen!“

Der Hausdiener wurde aufmerksamer.

„Ihre Koffer?“ fragte er. „Haben Sie Zimmer bestellt?“

„Von Hamburg aus. Telegraphisch.“

„Bitte um Entschuldigung — das ist etwas anderes. Herr — Herr Hunter —?“

„Der selbe.“

Der Hausdiener kroch in einen Verschlag unter der Treppe, der ihm zugleich als Schlafraum und als Portierloge diente,kehrte mit einem Telegramm in der Hand zurück und erklärte:

„Stimmt, Herr — Hunter! Bitte: erste Etage, Zimmer Nummer fünf mit Kabinett. Wollen der Herr mir folgen.“ Oben legte er ein polizeiliches Meldeformular auf den Tisch und bat um Ausfüllung.

„William Hunter aus Australien“, malte der Gast in großen, energischen Schriftzügen hin und reichte dem Diener das Papier mit den Worten: „Da haben Sie den Witsch!“

„Befehlen der Herr das Gepäck —?“

Hunter sah sich in dem Raume um. „Drüben in die Ecke!“ entschied er.

Die Koffer waren schwer, und der Hausdiener hatte daran zu schleppen.

Hunter beobachtete ihn wortlos, schlug, als das letzte Stück gebracht worden war, die Tür des Zimmers zu und drehte den Schlüssel um.

Er streckte die Arme hoch und redete sich. Dann erst entledigte er sich des langen Gelben, entnahm der Brusttasche seines rauchstoffigen Jacketts einen Plan von Berlin und breitete ihn auf dem runden Sofatisch aus.

Mißtranisch prüfte er das altmodische Sofa.

„Warterkassien!“ knurrte er, zog an einer Klingel und schloß die Tür wieder auf.

„Wirt!“ befahl er, als der Hausdiener den Kopf durch die halbgeöffnete Tür steckte.

Der Hotelier kam nach einigen Minuten.

„Sie haben gewünscht —?“

„Schaffen Sie mir das vorweltliche Ungetüm da hinaus, und bringen Sie mir eine bequeme Chaiselongue!“

„Leider, Herr Hunter —“ Der Hotelier suchte die Achseln.

Hunter zog ein dickleibiges Portefeuille, nahm einen Hundertmarkschein heraus und übergab ihn dem Wirt.

„Winnen einer halben Stunde wünsche ich befriedigt zu sein!“

Er sprach mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß.

Der Wirt verbogte sich devot.

„Wie der Herr befehlen!“

Hunter stützte sich mit beiden Armen auf den wackligen Tisch und studierte den Plan.

Nach einer guten Viertelstunde ertönte auf dem Flur ein Poltern, und zwei Leute erschienen, um das verbannte Möbelstück gegen das verlangte umzutauschen.

Der Australier trat an eines der Fenster und sah auf die Straße. Als es im Zimmer wieder still war, kehrte er einige Augenblicke zu der unterbrochenen Beschäftigung zurück, faltete den Plan dann wieder zusammen und warf sich zum Ausruhen auf die Chaiselongue.

Nach halbträuglichem Schlafe tauchte er den Kopf in die Waschlüssel, rieb sich mit dem Handtuche, d. h. das Fahlgelb des Gesichtes in ein schlechtes Pfirsichrot umfärbte, schlüpfte wieder in den monitrosen Gelben, klopfte durch Aufschlagen des Schlapphutes auf die Tischplatte oberflächlich den Sinaub von dem Kopfdeckel und entfernte sich.

Er wandte sich durch die Leipziger Straße dem Westen zu, durchstreifte die Gegend um den Potsdamer Platz und bog erst, als die Sonne bereits im Sinken war, in die Potsdamer Straße ein.

Ohne Gile und ohne Aufenthalt schritt er gleichmäßig aus. An der vornehmen Bülowstraße machte er Halt, brachte sich auf der Promenade vor dem drängenden Bahn- und Wagenverkehr in Sicherheit und widmete der Umgegend eine scharfe Aufmerksamkeit. Nach einigen Minuten überschritt er wieder den Fahrbaum, hielt sich in der Richtung, in der er gekommen war, abermals in der Potsdamer Straße und blieb nach kurzer Zeit vor einem alten Gebäude stehen, das sich zwischen den vier Stockwerk hohen Mietkasernen, die sich zu seinen beiden Seiten erhoben, wie verloren ausnahm.

Das Haus war von villenartiger Bauart und mochte, als die Umgebung es noch nicht erdrückte, ganz stattlich gewesen sein. In

dem gegenwärtigen Zustand litt es nicht nur unter dem Kontrast mit den benachbarten Miesebauten, sondern zeigte auch auffallende Spuren eines durch Alter und Vernachlässigung herbeigeführten Verfalls, der sich sogar auf das Schild mit der Hausnummer ausdehnte, auf dem die Zahl „100“ nur noch in andeutenden Fragmenten zu erkennen war. Umfangreiche Flächen des Pevuges der Wände waren abgeblättert und ließen das rote Gestein zum Vorschein kommen; die Fenster- und Türrahmen waren, mit Ausnahme der grell weiß gefärbten Mitteltür, schmutzig grau, die Steininsufen der steilen und schmalen Freitreppe schief und ausgetreten.

Im rechten Parterregehoß des Hauses befand sich ein kleines Blumengeschäft und gerade über diesem in einem niedrigen Anbau zum ersten Stockwerk ein Fenster, das den Australier lebhaft interessierte. Ein feinnäsigiger, sauberer Store verwehrt den Einblick ins Innere; ein vor den spiegelnden Scheiben sichtlich erst neuerdings angebrachtes und über das ganze Fenster ausgedehntes Gitter von dünnen Eisenstäben schien aber auch den Weg nach außen verlegen zu sollen.

Die doppelte Sicherung machte einen geheimnisvollen, fast unheimlichen Eindruck und hielt die Aufmerksamkeit des Beobachters dauernd gefesselt. Er überlegte, ob er nicht kurz entschlossen in den Blumenladen eintreten, eine Kleinigkeit kaufen und sich nach der Bedeutung der gefängnisartigen Vorrichtung des Fensters erkundigen sollte, gab aber den Gedanken nach einiger Erwägung wieder auf, wandte sich nach der Bülowstraße zurück und begab sich nach flüchtigem Suchen in ein dem Anschein nach vornehmes Restaurant.

Das Restaurant gehörte in der Tat zu den besten des Westens und hielt darum, was sein Küchens versprochen hatte. Hunter bestellte ein Abendbrot, verzehrte das Mahl mit Appetit und ließ sich dann eine Reihe von Tageszeitungen geben, in die er sich stundenlang vertiefte. Erst als der Zeiger der Wanduhr auf die elfte Stunde vorgeückt war, rief er den Kellner zum Zahlen und fragte scheinbar nebenher:

„Neu — Ihr Lokal?“

„Nicht gerade. Fünf Jahre wird es schon bestehen.“

„Gibt es ältere in der Nähe?“

„Uns gegenüber ist eines, das wohl dreimal so alt sein mag. Zu den besseren gehört es aber nicht!“

„Das auf der anderen Seite — mit Vorgarten?“ suchte der Australier sich zu vergewissern.

„Ja!“

„Stammgäste da, alte?“ forschte Hunter weiter.

„Drin gewesen bin ich noch nicht; ich glaube aber schon.“

„Danke!“

Hunter schob ein Fünzigpfennigstück als Trinkgeld hin und schlüpfte mit Hilfe des Kellners in den Gelben.

Er ging über die Promenade nach der ihm bezeichneten Wirtschafft und nahm in einer Ecke Platz, von der aus er einen runden Tisch, der durch ein Schild als Stammtisch kenntlich gemacht war, übersehen konnte.

Ein Dunst von kochendem Fleisch und Sauerkohl kam von einer Kochvorrichtung des Schenkstisches und mischte sich mit dem bestehenden Duale schlechter Zigarren und dem widerlich süßlichen Duft eines eben servierten Groggs. Hunter ließ sich dadurch nicht anstecken, lehnte aber schroff ab, als der Groggtrinker schwankend an seinen Tisch trat und ein Gespräch mit ihm zu beginnen suchte.

„Nehmen Sie Platz, wo Sie wollen; aber mich lassen Sie in Ruhe!“ — ich spreche nicht mit Betrunknen!“

Die verwässerten Augen des Trunkers starrten blöde.

Der Wirt mischte sich ein und führte den Lästigen fort.

Hunter musterte wieder den Mundstisch, an dem vier Personen saßen. „Drei,“ reflektierte er, „gehören nur zusammen.“ Nummer vier, einen von der anderen Gesellschaft abseits hockenden Menschen von fremdländischem Typus, tazierte Hunter auf einen Italiener und nach der Werktagskleidung auf einen Steinarbeiter oder Stukkateur. Den Vorkühler des Tisches, einen etwas aufgeschwemmten Herrn von dürftiger Behäbigkeit, hielt er für einen ehemaligen Kaufmann, der Schiffbruch gelitten hatte und sich mit irgend einem Agentengeschäft, so gut oder schlecht es gehen wollte, redlich durch die Welt schlug. Das größte Interesse fand bei dem Beobachter ein alter Herr neben dem „Agenten“, dessen gelbes, von unzähligen Furchen durchzogenes Gesicht ununterbrochen nervös suchte und dessen Rechte bald durch das gelichtete Haupthaar, bald über den langen, eisgrauen Spitzbart fuhr. Die Augen des Alten waren unruhig und verschleiert, wanderten fortwährend umher oder hasteten, wenn einer der Tischgenossen mit ihm sprach, auf dem vor ihm stehenden Weißbierglas. In die Augen schien er niemand zu sehen, und auch dem Australier wich er, als der irrende Blick diesen zufällig streifte, schon aus. „Was von Geizfragen oder Wucherer!“ schätzte Hunter ihn ab.

Der Letzte der Gesellschaft hatte dem Fremden den Rücken zugekehrt und machte eine Wägung zunächst unmöglich.

Hunter trat an den Schenkstisch und sprach mit dem Wirt.

„Pardon! Sie sind lange in der Gegend?“

„Ja, an die fünfzehn Jahre kommen zusammen.“

„Können Sie mir Auskunft geben, wem das Haus Nr. 100 in der Potsdamer Straße gehört?“

„Das? — Das Spukhaus?“ gab der Wirt fragend zurück.
„Den alten Kasten von Villa auf der rechten Seite meine ich,“ ergänzte der Fragesteller.

„Ja!“ Der Wirt nickte. „Das gehört einem gewissen Wutschow, Bernhard Wutschow. Ist was verrufen —“

„Das Haus oder der Besitzer?“
„Na, im Grunde alle beide! Haben Sie da was zu suchen?“

„Könnte sein!“
„Und wünschen von mir so etwas wie eine Auskunft zu erhalten?“
„hm — — Wollen Sie nicht mit am Stammtisch Platz nehmen? Ich will Sie gern bekannt machen, und die Herren können Ihnen besser dienen als ich. — Jeremias!“ rief er nach dem runden Tisch hinüber, „du bist doch wohl ebensolange da bei uns herum wie der Wutschow?“

Der mit Jeremias Angernene war der von Hunter mit dem Bucherertitel Beehrte. Der nervöse Alte nickte und presste, ohne Aufblick, die heißere Antwort hervor: „hm, ja, so ungefähr —“

Der Australier wandte sich nach dem Stammtisch.
„Mit Erlaubnis, meine Herren. — Hunter . . .“
Der Agent erhob sich höflich.

„Fantig“, erwiderte er und wies zugleich auf seine beiden Genossen. „Jeremias, eigentlich Jeremias Kluchohn — kurzweg Jeremias“, stellte er den spitzbärtigen Alten vor und den Dritten als „Minde“ — — „Gärtner oder Grünzeugonkel“, wie Hunter in Gedanken rasch hinzusetzte. Der Vierte am Tisch blieb unbeachtet und schenkte auch seinerseits den Vorgängen um sich keinerlei Aufmerksamkeit.

„Wenn Sie mit Wutschow zu schaffen haben,“ nahm der Agent das Gespräch auf, „werden Sie vorsichtig sein müssen.“

„Einer mit Armeln?“ fragte Hunter dagegen.
„Ob! Und da —“ der Agent tupfte sich gegen die Stirn, — „man braucht ja nichts weiter zu sagen. Was, Jeremias —?“

Jeremias wiegte nur den grauen Kopf, blies den Atem durch die Nase und tastete mit der Linken nach dem Weißbierglas, das er an den Mund führte.

„Trinken Sie aus, meine Herren, und erlauben Sie mir eine Runde — oder ein paar!“ lud Hunter ein, und die Stammgäste willfahrten wie auf Kommando.

„Jeremias, mit dem Geiztragen ist es richtig“, dachte der Australier für sich. „Die beiden anderen rauchen, du schnupst —“

„Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Herr. — Herr —“

„Sagen Sie einfach Jeremias!“ rief der Agent.
„Herr Jeremias?“ ergänzte Hunter und hielt ihm sein gutgefülltes Etui hin.

Jeremias kniff das linke Auge zu, und seine linke Wange zuckte heftig. Er schielte nach den Zigarren und bediente sich wortlos.

Auch die beiden anderen nahmen zuvorkommend an.
Hunter musterte den Agenten, der die Zigarre neben sein Stammglas schob, um erst sein eigenes Kraut zu Ende zu rauchen, verstoßen.

„Etwas abgetragener schwarzer Gehrock“, schob es ihm durch den Sinn, „leidliche Strawatte, saubere Wäsche — hält noch auf sich. — Mister Jeremias, im altmodischen, fadenscheinigen Jackett, ohne Manschetten und Halskragen, den Kragenknopf locker im zerdrückten Chemisett — ein Groschenfischer, dem das Äußere Wurst ist!“

„Also Sie kennen den Wutschow, wenn ich den Namen recht verstanden habe, schon lange?“ wandte er sich laut an Jeremias.

Jeremias antwortete nicht gleich. Er hatte sich eben seine Zigarre angezündet und zog den Rauch begierig durch die Nase.

„Solange er bei uns herum haust“, versetzte statt seiner der Agent.

„Auch persönlich?“ fuhr Hunter fort.

„Freilich!“ bestätigte wieder Fantig.

„Geschäftlich?“ forschte Hunter.

Die Nachbarn sahen auf Jeremias. Auf die Frage konnten sie keine Auskunft geben und waren selbst auf die Aukerung des Beiragten gespannt. Flüchtig auftauchende Gerüchte hatten die Namen Kluchohn und Wutschow schon des öfteren miteinander in Verbindung gebracht.

Jeremias wich aus.

„Geschäftlich —?“ wiederholte er langsam, ohne aufzusehen. Er blinzelte mit den Augen und zuckte mit den Schultern. „Ich mit meinen paar Kröten und der mit seinen Millionen! Der braucht unsereinen nicht.“

„Ich wollte nicht indiscret sein!“ versicherte Hunter. „Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, das, was Sie von Wutschow wissen, mir beiläufig zu erzählen?“

Jeremias schien zu überlegen.

„hm, das würde wohl ein bißchen viel sein!“ meinte er nach einer Weile. „Wenn Sie mich aber fragen wollen — antworten will ich schon. Ich kann ja nicht wissen — hm — warum es Ihnen zu tun ist. Und manches — hm — erzählt man auch nicht gern.“

Die Finger verbrennen — da lass ich sie lieber davon —“

Er sprach rau und stösend.

„Auch gut!“ fiel Hunter ein. — „Um Geheimnisse ist es mir übrigens nicht zu tun,“ fügte er hinzu und dachte das Gegenteil.

„Also ich soll fragen. Na — ist der Wutschow ein Berliner?“

Jeremias schüttelte den Kopf.

„Geborener wohl nicht“, entgegnete er. „Was von Sachse habe ich gehört, weiß aber nicht genau —“

„Verheiratet?“

„Ja! Eine Tochter —“

„Und vermögend, wie Sie sagten?“

Jeremias nickte.

„Das ist notorisch!“ bestätigte auch der Agent.

„Sogar Millionär?“ forschte Hunter.

„Das ist leicht zu beweisen —“

„Der Kumpelkasten, den er bewohnt, spricht nicht gerade dafür“,

sichelte der Australier.

Jeremias Kluchohn tat einen Zug aus dem Weißbierhafen, wuschte sich den Mund mit dem Rücken der Hand und starrte vor sich hin.

„Wutschow ist ein — Original!“ hob er endlich wieder an.

„Geld genug haben sie ihm geboten für den Kasten — wenn er mühte, hätte er wohl zugeschlagen. Er muß aber nicht und will auch nicht. Ich könnte Ihnen Sachen erzählen — Sachen — na, Sie werden ja später noch manches erfahren und vielleicht selbst mit erleben. Meinen Sie, das Haus sei sein einziges? Fünf hat er noch außerdem. Zwei in der Bülowstraße, zwei in der Sturfürsten-, eins in der Potsdamer —“

„Auch solche Baracken?“

„Baracken —? Neu, solid, mit die besten rund herum. Aber alle stehen leer —“

„Stehen — was —?“ fuhr es dem Australier heraus.

„Alle leer“, wiederholte Jeremias bedächtig. „Vom Keller bis zum Dach.“

„Buchtäblich wahr!“ warf Fantig wieder lebhaft dazwischen.

„Sind wohl mal 'n paar Wohnungen vermietet gewesen,“ fuhr Jeremias fort und sah auf den Tisch, als spräche er zu seinem Bierglas, „waren aber alle bald wieder frei. Hält eben niemand aus bei ihm.“

„Wiejo das?“ drängte Hunter interessiert.

„Weil er verrückt ist, weil er schizaniert. Haben Sie Bilder, dürfen Sie sie nicht aufhängen, weil er keinen Nagel in die Wand schlagen läßt. Rauchen — ist verboten, der Feuergefähr wegen. Hagen und Hunde halten — gibt's nicht. Die Gasleitung, die da ist, darf nicht benutzt werden — das steht sogar im Kontrakt. Einige Zimmer sind nur mit Zeitungen tapeziert, und wenn sie nicht gut genug sind, der soll sie sich selber machen lassen. Und so'n Unsinn mehr!“

„Das ist mein Mann, den muß ich kennen lernen!“ versicherte Hunter.

„Auf Sie allein kommt's nicht an,“ belehrte ihn Jeremias.

„Erst müssen Sie sehen, ob er will.“

„Ich werde ihm einen von seinen leeren Palästen ablaufen —“

„Versuchen Sie Ihr Glück.“

— oder die alte Bude Nr. 100 —“

Jeremias streifte ihn mit einem raschen Schielen.

„Wenn Sie die Lust nicht verlieren!“ sagte er nickend und mit halber Warnung.

„A bah!“ machte der Australier geringschätzig. — „Die Madame und das Fräulein auch so — so — tonus?“ forschte er. „Kellner, Bier!“ raunte er.

„Die Tochter nicht; aber die Alte ist auch so ein Drache!“ behauptete der Agent.

„Also eine gediegene Familie —!“

„Wis auf die Tochter“, schränkte der Agent nochmals ein, während Jeremias wieder in Schweigen versiel und nur dem billigen Trunkte häftig zusprach.

„A propos, die Alte! Auch keine Berlinerin?“ fragte Hunter obenhin.

Der Agent fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, wenn ich das wüßte —“

Er klopfte Jeremias auf die Schulter.

„Du, hast du keine Ahnung?“

Aber Jeremias trank, ohne zu antworten, und Fantig zuckte vielsagend mit den Achseln.

„— nüber, der Jeremias. 'n andermal, Herr Hunter, wenn Sie noch was wissen wollen. Wir — sind j-ben Abend hier — sonst ist der Jeremias auch vernünftig — heute —“

Ein Schluckauf ließ ihn abbrechen.

Der Australier hatte während des Gespräches den Kellner beauftragt, die leeren Gläser ohne Nachfrage zu füllen, und die Gäste hatten die Gelegenheit reichlich wahrgenommen. Jeremias' faltiges Gesicht zuckte noch heftiger als gewöhnlich, der Atem ging ihm hörbar, und endlich sank der Kopf ihm schwer auf die den Spitzbart umklammernde magere Faust.

Hunter erkannte, daß ihm die Nachrichtenquellen einstweilen verstopft waren, und süßte dadurch sein Interesse an der Gesellschaft erschöpft. Aber er war zunächst mit dem Ergebnis zufrieden, reichte zum Danke nochmals seine Zigarren herum, wobei er diesmal statt des stummen Krantoufels den Wirt bedacht, und rechnete dann freigebig mit dem Kellner ab.

Mit dem Versprechen, wiederzukommen, schied er.

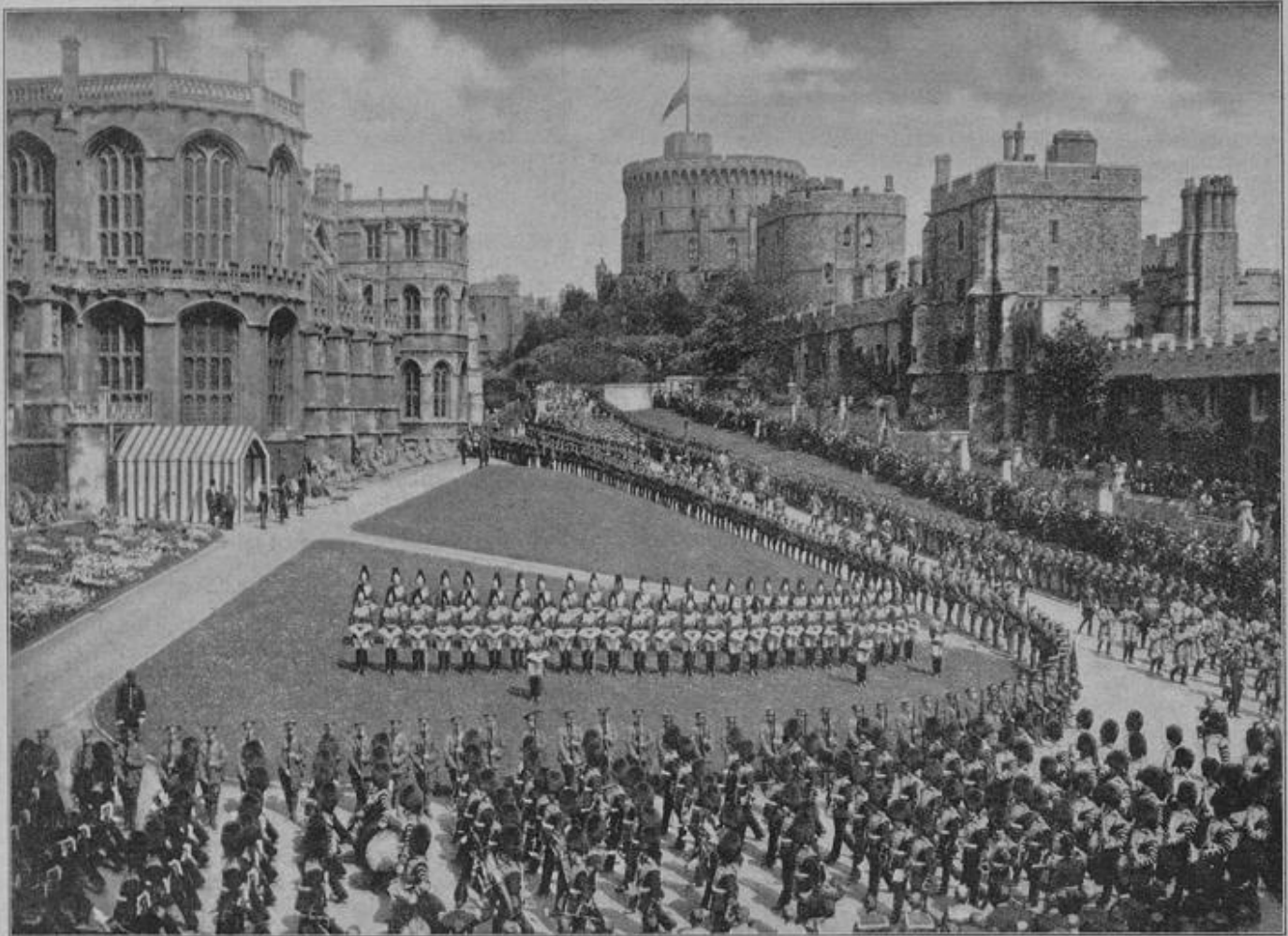
„Fünf Häuser leer?“ überlegte er draußen. „Jedes nur zu zehn Wohnungen — fünfzig insgesamt — und in diesem Viertel kaum eine unter tausend — oder noch bedeutend teurer — und Läden auch noch — vielleicht Hinterhäuser —“

Er beschloß die oberflächliche Rechnung mit einem langgezogenen Pfiff.

„Wenn er das aushalten kann — hm — da wird er auch das Spulhaus nicht hergeben wollen. — Spulhaus?“ fragte er sich. Ja so, der Wirt hatte es so benannt.

Die Nacht war merklich kühl geworden, und Hunter knüpfte den Gelben bis zum Halse zu, während er gerade vor dem Hause Nr. 100 den Schritt anhielt und den durch die nächtliche Beleuchtung veränderten Eindruck des alten Hauses in sich aufnahm. Mit gepfeiften Helle leuchtete der weiße Rahmen der Mitteltür aus dem verschwommenen Nachtgrau der Front; lichtlos, schwarzglänzend lagen

Dame hing scheinbar schwer an dem Arm ihres Begleiters, löst sich aber, bei der Sturfürstenstraße angelangt, von ihm ab und trocknete sich die Augen. Der Mond, der sekundenlang aus den fliegenden Wolken getreten war, goß durch die breite Querstraße ein magisches Licht über das Paar und ließ den spiegelnden Zylinder des Herrn in der Silberkut matt aufschimmern. Der schlankgewachsene Mann stellte sich vor die Dame, nickte und hob ein paarmal die Hände wie zur Beruhigung oder Abwehr empor. Hunter konnte nicht vernehmen, ob er sprach, nahm es nach den lebhaften Gesten aber an und verharrte beobachtend, bis das Paar wieder Arm in Arm den Weg fortsetzte. Unwillkürlich lenkte er dann, den Weiden folgend, die Schritte zurück und gewahrte von der Sturfürstenstraße aus mit einiger Verwunderung, daß die nächtlichen Wanderer gerade in dem Vorgarten des Hauses Nr. 100 zu verschwinden schienen. Er eilte über den Fahrbaum nach der entgegengesetzten Seite der Straße und fand seine Beobachtung



Ankunft des Trauerzuges mit der Leiche Königs Eduard VII. vor dem Schloß in Windsor.

Phot. J. Reiter.

die Fenster, und nur über schmale Streifen des schadhafte Schieferdaches goß der Mond, der aus zerrissenen, fliegenden Wolken nieder schaute, ein mattes, huschendes Silberlimmern.

Die letzten Pferdebahnen kamen aus dem Zentrum der Stadt in der Richtung auf Schöneberg, und Droschken kreuzten zwischen den schwerfälligen, dichtbesetzten Bahnwagen. Die breiten Bürgersteige aber waren nur spärlich belebt, und Hunter brauchte sich nicht zwischen den Passanten durchzuwinden, wie am Nachmittag in der breiten Prachtstraße unter den Linden, in die der Sonnenschein die Tausende gelockt hatte, die für den bleichen, wolkenumflogenen Wächter der Nacht kein Auge mehr hatten.

2. Kapitel.

Der Australier wollte sich geraden Wegs nach seinem Hotel begeben, wurde aber zwischen der Sturfürsten- und der Steglitzer Straße auf ein an ihm vorübergehendes Paar aufmerksam, das ihm auffiel, weil die junge Dame hörbar schluchzte und von ihrem Begleiter, der auf sie einsprach, nicht beruhigt werden konnte.

Hunter stand eine Weile unschlüssig und sah hinter dem Paar, das nach der Kleidung den besseren Ständen angehörte, her. Die

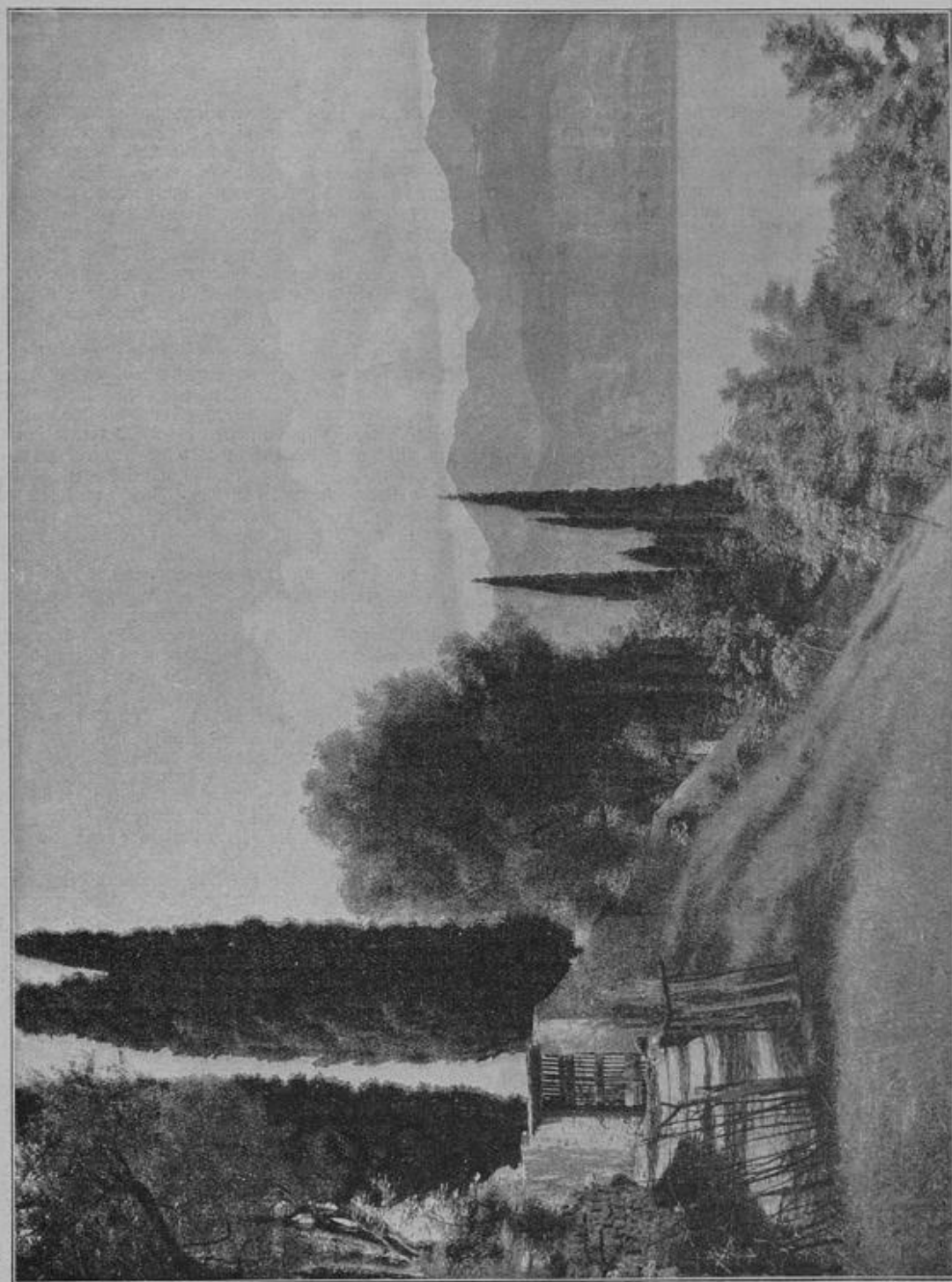
bestätigt, als er Beide im Dunkel des schmalen Seitenganges links neben dem Hause wieder erkannte, wo sie eben von einander Abschied nahmen. Die Dame hatte die Arme um den Hals des Mannes geschlungen, und ihr Mund ruhte auf dem des Begleiters, der sich leicht zu ihr herabgeneigt hatte.

„Ein Liebespaar?“ murmelte Hunter, der hinter einem ihn verdeckenden Lindenstamme Aufstellung genommen hatte. „Und ausgeführt in dem alten Spulneite? — Ah so, sollte das vielleicht — das Fräulein vom Hause sein? Wahrscheinlich — oder nicht? hm . . .“ Er sah nach der Uhr. „Bald eins — ein wenig spät für das Fräulein, wenn sie — hm . . .“

Er blieb auf seinem Posten, als das Paar sich zögernd aus der Verschlingung löste, den Seitengang weiter verfolgte und an der Rückseite des Hauses um die Ecke bog.

Minutenlang sah und hörte der Lauscher nichts. Dann glaubte er in Abständen ein dumpfes Pochen zu vernehmen, das, je öfter es sich wiederholte, um so lauter wurde. Endlich folgte dem Klopfen ein unverständliches Sprechen, das den Lauscher über den Fahrbaum dicht vor die Villa lockte und ihn angestrengt horchen ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Motiv aus Malcesine am Gardasee.

Post. 4 km. Grenz in Sizilien.

Reingefallen.

Humoreske von Georg von Stal.

(Nachdruck verboten.)

Herr Johann Huber war mit 32 Jahren auf dem besten Wege, ein eingetragener Junggeselle zu werden. Von Natur bequem, war ihm jede Aufregung mehr und mehr zuwider geworden. Als einziger Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes hatte er bei des Vaters Tode das Geschäft übernommen und führte es mit Hilfe seines alten Geschäftsführers mit gutem Erfolg weiter. Abermäßig anstrengend war seine Tätigkeit nicht, und von den Lasten des Tages erholte er sich wieder reichlich auf einem kleinen Landsitz, den er nahe bei der Stadt gekauft hatte. Hier widmete er sich der Blumenzucht, und sein Treibhaus, von ihm eigenhändig besorgt, prangte stets im reichsten Blüten Schmuck. Besucher hatte er nicht viel, allwöchentlich fanden sich einige Freunde ein oder zweimal zu einer Sektpartie ein, und dann wurde im Winter im Zimmer, im Sommer in einer geräumigen Weisblattlaube bis spät in die Nacht gereizt, tourniert und gekochet. Für gewöhnlich aber war Herr Huber allein und begnügte sich mit der Gesellschaft seiner Pfeife, seines Töpferbiers und eines guten Buches, nachdem die alte Haushälterin ihn beim Abendessen bedient und ihm Gutenacht gewünscht hatte.

Wenn auch nicht gerade weibersüchtig, so hatte Herr Huber doch vor dem weiblichen Element großen Respekt. Er hatte nie viel mit jungen Mädchen verkehrt und wußte sich nicht mit ihnen zu unterhalten. Er war verlegen, fühlte sich ungemütlich und vermied daher jede Berührung mit dem schöneren Geschlecht. Zum Heiraten hatte er nie Lust gehabt, wenn er in jüngeren Jahren vielleicht auch einmal an die Möglichkeit gedacht haben möchte, sich seinen eigenen Herd zu gründen; aber je mehr er sich gegen die Außenwelt abschloß, desto größer wurde sein Widerwille gegen die Ehe. Das Aufgeben seiner ihm zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten erschien ihm unmöglich, und der Gedanke, daß eine Frau ihn dazu zwingen würde, unerträglich. Sein Entschluß, allein und damit sein eigener Herr zu bleiben, befestigte sich mehr und mehr, und wenn ihm Freunde unter Hinweis auf seine Einsamkeit, auf seine um die Schläfen schon etwas dünn werdenden Haare und sein bedeutendes Vermögen davon sprachen, daß es Zeit sei, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen, dann wies er solche Andeutungen schroff zurück und bemerkte, daß er auf „den Zauber“ nicht mehr reinfallen könne.

So war wieder einmal der Frühling ins Land gekommen und erfüllte die Welt mit Wohlgerüchen und neuer Lebenslust. Auch an Herrn Huber ging die liebe Lenzluft nicht ohne Einwirkung vorüber, und wenn er in seinem Gärtchen die lustig sprossenden Maiglöckchen und Krokus betrachtete, so fühlte er wohl ein leises Wehen in seinem Herzen, als ob da doch noch der Wunsch nach etwas anderem bestehe, als was jetzt sein Leben auszufüllen schien. Freilich, zum Bewußtsein kam ihm das nicht recht, Herr Huber meinte höchstens, daß die reine Frühlingsluft das Atmen erleichtere und die Herzstätigkeit erhöhe, und ließ sich von der alten Susanna ein Seidel Bier und sein Pfeifchen in die Weisblattlaube bringen. Hier saß er dann, betrachtete die aufkeimende Natur und hielt sich für den Glückseligsten aller Sterblichen.

Doch ach, es gibt keine vollkommene Ruhe auch für den Genügsamsten auf aller Welt; und Herrn Hubers Gleichmut wurde bald auf eine harte Probe gestellt. Mit dem Frühjahr zogen Leute in das Nachbarhaus ein, das nur wenige Schritte von dem seinigen entfernt stand und dessen Garten an seinen eigenen stieß. Herrn Hubers Zufriedenheit erhielt einen argen Stoß, zumal, als er merkte, daß das weibliche Element unter seinen Nachbarn stark vertreten war. Er vermied es freilich, seine Augen auch nur über den Zaun schweifen zu lassen; aber die Leute da drüben kümmerten sich wenig um ihn und lärmten, als ob es außerhalb ihres Besitzes keine anderen Menschen gäbe. Da konnte es Herrn Huber nicht verborgen bleiben, daß außer der Mutter noch drei, wahrscheinlich vier weibliche Wesen der Familie seines Nachbarn angehörten. Wie aber der Mensch, der sich wesentlich einer Gefahr nähert, sich einzureden versucht, daß sie ganz klein und unbedeutend sei, so versuchte Herr Huber, seinem inneren Menschen die Überzeugung beizubringen, daß sämtliche Nachbarinnen alt, häßlich und dumm seien. Das war nun allerdings eine schwere Sache, denn die hellen Stimmen, die er hörte, das fröhliche Lachen und muntere Scherzen, das da auf der anderen Seite des Zaunes nicht enden wollte, strafte seine Diagnose Lügen. Da indes Herr Huber seine Augen und seine Gedanken streng in Zucht hielt, so wurden der rebellisch hin und wieder auftauchenden Zweifel immer weniger, und als nun gar eines Morgens unser Freund durch den Besuch eines Wachtelhündchens überrascht wurde, das sich unter dem Zaun hindurchgewühlt und das schöne Krokusbeet zerstört hatte, da war an der Ansicht, daß da drüben alte Damen hausten, nicht mehr zu rütteln, und ohne viel Federlesens hob er den armen Köter über die Bretterwand, ließ ihn recht sanft zur Erde fallen und läuschte mit diabolischer Genugtuung dem Winseln des

Tieres, in das sich bald die mitleidsvollen Klagen der Besizerin — des häßlichen Geschöpfes, wie Huber sie nannte — mischten.

So war Herrn Hubers Seelenruhe wiederhergestellt, und er ging mit gewohntem Gleichmut seinen Geschäften nach. Der Garten nahm einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch, aber nicht länger störte ihn der laute Lärm seiner Nachbarn, die keinen Schrecken mehr für ihn hatten. Die Sonnenstrahlen wurden immer mächtiger, und jeder frühe Morgen sah Herrn Huber im Garten eifrig beschäftigt, das Spalierobst, das er mit Vorliebe pflegte, zu beschneiden und aufzubinden. Eines Morgens war er besonders zeitig an die Arbeit gegangen, denn er wollte die Stöcke beschneiden, die den Zaun entlang gepflanzt waren, und beabsichtigte, diese Arbeit zu beenden, ehe seine Nachbarn erwacht waren. Wie erstaunt war er aber, als er, hoch oben auf der Leiter stehend, unter sich ein Rascheln hörte und, hinunterblickend, einen Kopf goldblonder, in hohem Knoten aufgeschürzter Haare erschaute. Schon wollte er, ärgerlich über die Störung, seine Arbeit aufgeben, aber die Neugierde siegte, er beugte sich behutsam ein wenig vor, um zu ergründen, was denn jener Kopf da zu suchen habe. Da nahm er nun wahr, daß sich an das blonde Köpfchen ein weißer runder Hals anschloß, der seinerseits in einen Körper auslief, dessen schlanke und doch weiche Formen annehmen ließen, daß die Besizerin des goldblonden Knotens noch im zarten Jugendalter stehe. Das Gesicht konnte Huber nicht sehen, auch interessierte ihn dieses nicht, denn seine ganze Aufmerksamkeit nahmen zwei rosige Händchen in Anspruch, die, mit dem Gartennmesser bewaffnet, an einem Rosenstock beschäftigt waren. Ein junges Mädchen, das Rosen zu okulieren verstand, war Herr Huber noch nicht vorgekommen, und daß die Goldblonde dieser Leidenschaft huldigte, söhnte ihn mit dem Geschlecht im Augenblick aus und rief in ihm die Begierde wach, seine Nachbarin genauer in Augenschein zu nehmen. So weit es seine Stellung erlaubte, streckte er den Kopf vor und sah nun mit der Bewunderung des leidenschaftlichen Gartenfreundes, wie die zarten Finger kunstgerecht den Einschnitt machten, das Treibeis einführten und dann sorgfältig die Wunden verbanden. Als das schwierige Werk vollendet war, gedachte sich Huber langsam und unbemerkt zurückzuziehen, als seine Augen dem des Wachtelhündchens begegneten, das er einst so schmählich behandelt hatte. Der Hund hatte eben einen Knochen vergraben und knurrte den Eindringling zähnefletschend an. Bei dem Gedanken, daß die jugendliche Gärtnerin das vermeintliche alte Kess sein könnte, überließ es Huber siedend heiß, und in der Angst, daß sie, durch den Lärm des Hundes aufmerksam gemacht, ihre Augen aufschlagen und ihn bemerken würde, beugte er sich schneller zurück, als es bei seinem unsicheren Stand geraten erschien. Die heftige Bewegung brachte die Leiter ins Schwanken; mit einigen verzweifelten Biegungen suchte Huber das Gleichgewicht zu gewinnen — umsonst, er neigte sich nach vorn, und mit Spalier, Gartenzaun und Leiter fiel Herr Johann Huber in das schönste Rosenbeet seines Nachbarn und der blonden Gärtnerin zu Füßen.

Einen Augenblick schloß Herr Huber die Augen und dachte an Selbstmord, dann versuchte er, häftig aufzuspringen und sich durch schleunige Flucht zu retten — aber der erste Versuch einer Bewegung verriet ihm, daß auch dies unmöglich sei. So schlug er denn die Augen auf und blickte verstockt nach dem vor ihm stehenden jungen Mädchen. Sein Schrecken schwand, als er die großen blauen Augen teilnahmsvoll auf ihn gerichtet sah und eine sanfte Stimme ihn fragte:

„Gott sei Dank, daß Sie leben. Sie sind doch hoffentlich nicht schwer verletzt? Kann ich helfen?“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung“, kispelte Huber, „ich habe mir gar nicht weh getan. Aber die schönen Rosen — und — der Hund“, setzte er hinzu mit einem Seitenblick auf das wütend lässende Tier.

„Oh, seien Sie unbesorgt, er beißt nicht. Still. Raro!“

„Das meinte ich nicht“, versetzte Huber, dem das Gewissen keine Ruhe ließ, „ich habe ihn neulich nur so unfaust behandelt!“

Das junge Mädchen erwiderte lachend:

„Das geschah dem frechen Kerl ganz recht, er hatte nichts in Ihrem Garten zu suchen. Nun stehen Sie aber, bitte, auf; hier, nehmen Sie meine Hand!“ und mit diesen Worten streckte sie ihm eine ihrer weißen Hände entgegen.

Huber hätte am liebsten das Händchen ergriffen und an die Lippen gedrückt, die Unmöglichkeit, sich zu bewegen, zwang ihn jedoch, liegen zu bleiben, und er konnte nur murmeln:

„Ach nein, ich danke, es geht wirklich nicht — beim besten Willen — Sie müssen entschuldigen.“

„So sind Sie also doch verletzt!“ sagte bedauernd die Rosenfreundin. „Nun, dann muß ich Papa rufen, der wird als Arzt gleich wissen, was zu tun ist!“ Und mit glöcklicher Stimme

rief sie nach dem Hause zu: „Papa, Papa! komm schnell, wir brauchen dich!“

Durch die Glassür der Veranda trat Dr. Burger, ein stattlicher Mann mit grauem, kurzgeschnittenem Vollbart und festen, doch wohlwollenden Zügen, und eilte mit schnellen Schritten der Unglücksstätte zu. Er beugte sich über Huber und fragte:

„Wo schmerzt es? Welches Bein ist es?“

Gleichzeitig tastete er an des Verunglückten Gliedern und rief, mit dem Ausdruck der Überraschung in seinen Zügen:

„Aber Herr, Sie haben sich ja nichts gebrochen, versuchen Sie doch, aufzustehen!“

Huber blickte ihn fast stehend an, und der Arzt, seinen Wunsch verstehend, beugte sich so weit herab, daß ihm Huber ins Ohr flüstern konnte: „Die Hosen!“

Ein Lächeln flog über des Doktors Gesicht, verschwand aber ebenso schnell, als er sich an seine Tochter wandte und ihr ernst sagte: „Rose, nimm meinen Schlüssel, hole mir aus meinem Schrank im zweiten Schubfach links den stärksten mit den Instrumenten.“

Dann sprach er zu Huber: „So, jetzt haben Sie mindestens 5 Minuten Zeit, machen Sie, daß Sie ins Haus kommen.“

Sobald sich die Haustür hinter Rose geschlossen hatte, befreite sich Huber mit einem festen Ruck von dem Nagel, an dem seine unaussprechlichen Hingen, raffte die Reste derselben zusammen und eilte nach seinem Hause.

Als Rose mit den Instrumenten zurückkehrte, sah sie den Vater erstaunt an. In gleichgültiger Tone teilte ihr dieser mit, daß es ihm doch gelungen sei, den Herrn in sein Bett zu schaffen, da die Verletzung sich als ungefährlicher erwies, als er im ersten Augenblick geurteilt hatte. Damit ging er ins Haus und überließ Rose ihren Blumen, denen sie sich mit wechselnden Gefühlen widmete, denn das schnelle Verschwinden Hubers war ihr nicht allein unverständlich, sondern sie hatte sich auch schon in der Rolle der Samariterin gefallen und konnte die Enttäuschung nicht unterdrücken, daß dazu nun keine Aussicht war.

Schlummer aber noch war der Gemütszustand des Herrn Huber. Mit dem Arger über den Unfall, über seine Ungeheuerlichkeit, mit der Scham über die unwürdige Lage, in der er sich befunden hatte, mischte sich die Bewunderung für die liebliche Rose. Ein seltsames Gefühl erfüllte sein Herz, wie er es noch nie gekannt hatte, doch sein Unwille, seine tiefe Beschämung ließen es nicht recht zum Durchbruch kommen. Dazu kam, daß er nicht wußte, was er tun sollte; denn sich gleich wieder zu zeigen und einen Sturm von Fragen zu beantworten, schien ihm unmöglich. So beschloß er denn, einige Tage das Haus zu hüten und für krank zu gelten; zunächst aber sandte er eine Anzahl der schönsten Topfpflanzen an Fräulein Rose

Burger mit der Bitte, dieselben als Entschädigung für die zerstörten Pflanzen anzunehmen. Die Antwort, besten Dank und gute Besserung, brachte ihm der Doktor selber, der, Hubers Plan durchschauend, ihm eine tägliche Krankenvisite machte, bei der allerdings gute Zigarren und alter Sherry gründlicher und eingehender untersucht wurden, als der Patient. Sobald er aber allein war, stieg Huber in sein Sesselstübchen und bewunderte durch das hochgelegene Fenster die junge Gärtnerin oder wartete auf den Augenblick, in dem sie den Garten wieder betreten würde.

Zwischen den beiden Männern hatte sich in den wenigen Tagen eine warme Freundschaft gebildet. Der Ältere lernte bald das tiefe Gemüt und umfassende Wissen des Jüngeren schätzen, und so war es nur natürlich, daß nach seiner Wiederherstellung einer der ersten Wege Hubers nach dem Hause des Doktors war, um dessen Einladung Folge zu leisten. Hier, im Kreise einer liebenswürdigen und lebenslustigen Familie, empfand Herr Huber nicht jene Scheu, die ihn sonst im Umgang mit Fremden bedrückt hatte und die für ihn so verhängnisvoll hätte werden können. Auf dem besten Wege, ein verträgliches Jungeselle und Menschenfeind zu werden, war ihm zu rechter Zeit ein gütiges Geschick in den Weg getreten und hatte in sein Leben eingegriffen. Er lebte wieder auf und fühlte sich wohl in der Gesellschaft anderer Menschen; am glücklichsten aber fühlte er sich, wenn er der holden Rose die Geheimnisse der Gartenkunst offenbaren und ihre kleinen Hände in all den Manipulationen unterweisen konnte, die für den Gärtner und Gartenfreund so wichtig sind.

Daß aus diesen Stunden sich bald ein inniger Verkehr entwickelte, daß in den beiden jungen Leuten der Wunsch heimlich keimte und Wurzel schlug, auch im großen Garten des Lebens gemeinschaftlich zu arbeiten, das haben unsere Leser wohl schon erraten. Als eben die Ästern ihre Kelche öffneten und der wilde Wein sich blutrot färbte, da hatte sich die Blume der Liebe in den beiden Herzen zur vollen Pracht entfaltet, und Herr Johann Huber und Fräulein Rose Burger empfahlen sich allen Verwandten und Freunden als glückliche Verlobte.

Doch erst, als sie schon eine ganze Weile glückliche Eheleute waren, gestand

Huber seinem kleinen Weibchen, was für eine Bewandnis es mit seiner Verlegung bei jenem unglücklichen (oder glücklichen) Sturz gehabt hatte; — noch heute aber muß er es geduldig ertragen, daß ihn seine Freunde, und mitunter auch seine Frau, damit necken, daß er in die Ehe „reingefallen“ sei.

Dann blickt er mit Stolz auf seine Rose und die sie umgebenden Knospen und erwidert lächelnd:

„Wenn ich auch in die Ehe „reingefallen“ bin, in der Ehe bin ich nicht reingefallen!“



Robert Schumann, bedeutender Komponist und Musikschriftsteller.
(Zum 100. Gedenktage von Robert Schumanns Geburt.)

Robert Schumann.

(8. Juni 1810 — 8. Juni 1910.)

(Nachdruck verboten.)

Am 8. Juni feiert Deutschland den hundertsten Geburtstag des Schöpfers seiner herrlichsten, tiefstempfundenen Lieder, die längst Gemeingut des Volkes geworden sind, eines der größten Tonbildner aller Zeiten; Düsseldorf aber gedenkt bei diesem Anlasse seines berühmten Mitbürgers, eines Künstlers, der nicht wenig zum Ruhme der Kunststadt beigetragen hat: Robert Schumanns. Der poetische Meister der Tonsprache, in dessen Werken die Romantik zur

höchsten Blüte gelangte, wurde am 8. Juni 1810 zu Zwickau geboren. Der schwärmerisch veranlagte Student der Rechtswissenschaft war jedoch im Reiche der Töne beslagener als im römischen Recht und warf sich bald der holden Muse in die Arme. Lehrer, wie H. Dorn und Friedr. Wieck, förderten das Talent des begeisterten Kunstjüngers. Der virtuosen Ausübung des Klavierspiels Schumanns setzte bald eine Verlegung der Hand ein Ende: zum Segen für die Kunst, die

nun durch Schumanns tondichterisches Schaffen eine schätzenswerte Bereicherung erfuhr. 1834 gründete der junge Künstler mit Fr. Bied, J. Storr und Schulte zusammen die „Neue Zeitschrift für Musik“, in welcher er gegen die flache und verflachende Virtuosität kämpfte und als Führer der neuen Kunstrichtung auftrat. Mit warmer Begeisterung nahm Schumann als Schriftsteller für aufstrebende Talente Partei; Chopins feinsinnige Kunst pries er laut, und seine Propaganda für Johannes Brahms ist hinlänglich bekannt. An der Seite der schwer errungenen Gattin, der Pianistin Klara Schumann, seines Lehrers Bieds Tochter, lebte er in Leipzig und Dresden, von wo er (nach vorübergehendem Aufenthalte in Wien und Meissen, die das geniale Künstler-Ehepaar auch nach Rußland führten) 1850 nach Düsseldorf berufen wurde, um hier als städtischer Musikdirektor

an Stelle des nach Köln übersiedelnden Hiller zu wirken. Die hochgespannten Erwartungen, zu welchen ihn eine herzliche Begrüßung berechtigte, sollten sich leider nicht erfüllen. Rheinische Art blieb dem süddeutschen Künstler fremd; die Dirigententätigkeit war nicht die Stärke des sensibel empfindsamen Musikers, und schweres Leiden sollte nur zu bald seiner Tätigkeit ein tragisches Ende bereiten. Schon 1833 hatten sich die Symptome eines heftigen Gehirnlidens gezeigt. Die Jännermonate 1845 wieder hervor und zwangen Schumann 1853, sein Amt niederzulegen. Dann folgte am 27. Febr. 1854 die Katastrophe: der von Wahnvorstellungen gepeinigter Künstler suchte den Tod im Rhein. Man rettete den Lebensmüden, und dieser hoffte — indes vergebens — Heilung in der Anstalt des Dr. Richard in Endenich bei Bonn zu finden. Endlich erlöste der Tod am 29. Juni 1856 den Sänger der Dichtertelie, den Schöpfer von Paradies und Peri, den Symphoniker und Meister der Kammermusik, von seinem wahrhaft tragischen Geschick. — Am 2. Mai 1880 wurde das Grabdenkmal zu Bonn, entworfen von Professor Donndorf, feierlich enthüllt und so dem Meister ein dauerndes Zeichen der Verehrung seitens des deutschen Volkes gewidmet. Unvergänglich wach aber bleibt das Andenken an den Künstler im Volke durch seine herrlichen Schöpfungen. Die Klavierpoesien, die Schumann schuf, die Liederfassungen sind längst im deutschen Hause heimisch; seine Symphonien, Chorwerke, seine Kammermusik lassen ihn auch im Konzertsaale fortleben. Dem Gebildeten aber bereitet der veröffentlichte Briefwechsel, gewähren die Schriften und Aufzeichnungen Klara Schumanns einen reizvollen Einblick in die Künstlerwerkstatt, in das edle Gefühlsleben eines großen Sohnes unseres Volkes.

A. Eccarius-Sieber

Unsere Bilder.

Noch viel zu wenig bekannt sind leider die zahlreichen, an malerischen Effekten und intimen Naturreizen bedeutenden Partien der niederrheinischen Landschaft. Das Gebiet der Erft südlich von Düsseldorf um Grevenbroich weist u. a. eine Fülle solcher interessanter Gegenden auf, die unter dem Gesichtspunkte der Heimatstunde für Touristen und Naturfreunde besondere Beachtung verdienen. Ein Frühlingsidyll aus jener Zone, die entzückend romantisch am Wasser

gelegene Gustorfer Mühle, zeigt unsere Abbildung auf der ersten Seite. Es läßt sich kaum ein ruhigeres, dem Tagesverkehr entrückteres Plätzchen denken, als dieses alte Anwesen inmitten der grünenden und blühenden Natur. — Die Beisetzung König Eduards VII. von England in der St. Georgs-Kapelle des von allen Schleiern der Romantik umfleideten Schlosses zu Windsor ist nunmehr erfolgt. Fast alle Höfe Europas, mit denen der dahingeshiedene Herrscher verwandt gewesen war, hatten zu den Trauerfeierlichkeiten Vertreter entsandt. Auch Kaiser Wilhelm hat seinem Oheim auf dessen letztem Gange das Geleit gegeben. Wie tief das Königtum im englischen Volke wurzelt, und wie beliebt insbesondere der verstorbene Monarch bei den weitesten Schichten der britischen Nation war, trotzdem er noch nicht ein volles Jahrzehnt den Purpurmantel

getragen, das zeigte sich in der allgemeinen aufrichtigen Teilnahme bei seinem Ableben. Der Anblick der großen Trauerparade, die mit der Leiche des Königs vor den Mauern Windsors nach der Herrschergruft einschwenkte, wirkte erschütternd in der grandiosen Majestät des Todes. Eine Totalansicht des Panoramamasumittelbarvorder Beisetzung Eduards VII. in Windsor gewährt unser Bild auf Seite 189. — Tausende und Aber-tausende empfinden jedes Jahr hohes Entzücken, wenn ihnen auf ihrer großen Tour in das Land, „wo die Zitronen blühen“, auf der Fahrt über den tiefblauen Gardasee am Dufner desselben die scharf umrissenen Konturen Malcesines mit dessen Pinien- und Lorbeerwäldern entgegen-treten. Unzählige Maler und neuerdings vielleicht noch mehr Amateurphoto-graphen haben gerade diese Partie, von der aus sich der Eingang in das Venetianische eröffnet, im Bilde mit heimgebracht. Und für den, der in der Geschichte der deutschen Literatur Bescheid weiß, knüpft sich an den Namen Malcesine noch eine besonders merkwürdige Erinnerung. Hier hatte nämlich Goethe auf seiner ersten Fahrt nach Italien — er reiste unter dem Namen eines „Kaufmanns Möller aus Leipzig“ — jenes eigen-artige Erlebnis, das er selbst in seinen Tagebuchaufzeichnungen in Verona unmittelbar darauf höchst anschaulich beschreibt. Durch widrigen Wind gezwungen, mußte er am 13. September 1786 im Hafen von Malcesine landen. Am nächsten Morgen stieg er zu dem in Trümmern liegenden alten Schloß empor und beschäftigte sich eifrig mit dem Abzeichnen des trübigen Turmes desselben. Bei seinem harmlosen Tun ward er nun von dem Podesta und dessen Aktuaris, sowie von den Leuten, die in den Weinbergen arbeiteten, in sehr drastischer Weise gestört. Man zerriß ihm seine Zeichnung und hielt ihn für einen Spion des österreichischen Kaiserstaates. (Die Republik Venedig, obwohl nur ein Schatten einstiger Größe, bestand damals noch als autonome Herrschaft.) Der drohenden Verhaftung entging der Dichter nur durch die Gewandtheit, mit der er der stumpfsinnigen italienischen Ortsbehörde im Jargon des Landes seine politische Ungefährlichkeit auseinandersetzte, und durch die Dazwischenkunft eines gewissen Gregorio, eines Mannes aus dem Volke, der während der Jugendjahre Goethes in dessen Vaterstadt Frankfurt a. M. beschäftigt gewesen war. Ohne diesen Zufall hätte die Sache für Goethe einen üblen Ausgang nehmen können. Man verstand damals in der Dogen-Republik, sobald es sich um politisch Verdächtige handelte, keinen Spaß. So aber löste sich alles in Wohlgefallen auf.

-m.



Das Grabdenkmal für Robert Schumann in Bonn.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 24

Sonntag, den 12. Juni

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

I. Fortsetzung.)

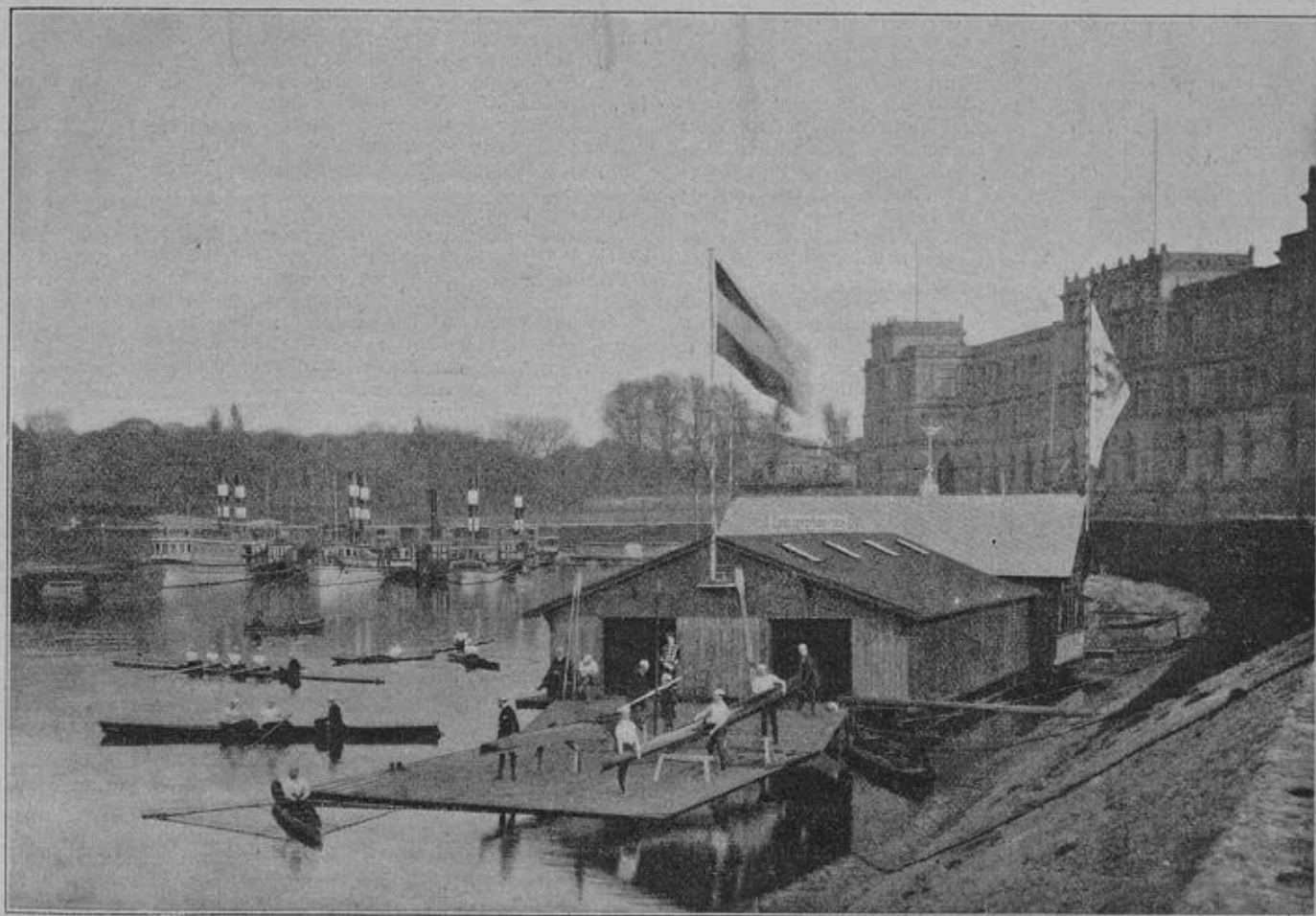
„Es ist doch Ihre Tochter, Butschow!“ hörte Gunter durch das Dunkel. Und nach einer Pause: „Machen Sie auf, Butschow; Hedwig kann doch nicht die Nacht über draußen bleiben!“ Dann leises Bitten von einer zitternden Frauenstimme, entrüstetes, zorniges, stolz-weißes Schelten eines Mannes — wieder Bitten — ein dumpfes Dröhnen wie vom Mütteln an einer Tür — kurzes, heftiges, bis zum

eben durch einen der Hausflure auf den breiten Bürgersteig getreten sei, und wandte sich lässig nach der Bülowstraße zu.

„Ge!“ hörte er sich über den Fahrdamm angerufen.

Er blieb stehen. „Na?“ gab er zurück.

Der Begleiter der Dame kam auf ihn zu, löstete den Zylinder und fragte hastig, in mühsam verhaltener Erregung:



Eine Erinnerung aus Düsseldorfs Vergangenheit: Blick auf den alten Sicherheitshafen an der Kgl. Kunstakademie.
Der Hafen wurde im Jahre 1896 zugeschüttet.

Drohen steigendes Drängen der Männerstimme und dann rasche, volternde Schritte, wie eine Holzterrasse hinab, und dumpf über ungepflasterten, weichen Boden. Der Australier reiterte an den alten Platz und erkannte in dem Seitengange die schwarz umrissene Gestalt des Zylinderträgers. Der Mann schritt bis dicht an die Straße vor, kehrte auf den Fußspitzen geräuschlos um und sah gespannt um die Ecke. Das dauerte Minuten, bis er mit heftigem Rucke abermals Kehrt machte, an die Straße eilte und die eiserne Gitterpforte klirrend aufriß. Gunter trat vorsichtig bis an die Häuserreihe zurück, tat, als ob er

„Dürfte ich eine Bitte an Sie richten?“

„Wenn ich Ihnen dienen kann, Herr — —“

„Ich brauche einen Schutzmann — meine Dame kann nicht ins Haus — wollen Sie sich nach einem Beamten umsehen und ihn hierher dirigieren? Ich bitte —“

Der Sprecher nestelte den eleganten Überzieher auf und zog seine Visitenkarte.

„Dr. Bruchs“, stellte er sich zugleich vor, und Gunter las im Scheine der Laterne, in deren Nähe sie standen, ergänzend auf dem

Starton: „Dr. med. Max Bruchs. Berlin SW., Neuenburger Straße 14a.“
„Schließt der Schutzmann?“ fragte der Australier ruhig; „nicht der Wächter?“

„Der Wächter niht uns nichts!“ entgegnete der Doktor erregt.
„Der Schlüssel steckt — es soll nicht geöffnet werden — der eigene Vater des Mädchens lacht uns von drinnen aus, verhöhnt uns —“

„Der Herr Wutschow?“ fragte Hunter.
„Ja — natürlich — kennen Sie ihn?“

„Nicht genauer, Herr —“

„Er hat seiner Tochter erlaubt, bis 1 Uhr ein Vereinsfest mit mir zu besuchen; wir sind pünktlich zurück; aber inzwischen ist es ihm wieder leid geworden, daß er uns eine Freude bereitet hat, und er sucht sich durch sinnlose Quälerei zu revanchieren!“

Der scharfe Blick des Australiers überflog den Mann, dessen ausdrucksvolles Gesicht von tiefem Mmut erfüllt war. Die unter dem schwarzen Zylinder gerade aufsteigende hohe Stirn deutete auf Intelligenz und Energie, die Weichheit der ebenmäßigen Züge auf Jugend, der nicht starke, aber gepflegte Schnurrbart auf Sinn für Ordnung und Eleganz. Die Kleidung war von modernem, tadellosem Sitz, die Haltung ihres Trägers strahlend männlich.

„Darf ich wissen, in welcher Beziehung Sie zu der Dame stehen?“
forschte Hunter.

„Sie ist meine Braut —“

„Mit Einwilligung der Eltern?“

„Gewiß! — Aber seit wir verlobt sind, ist's dem wunderlichen Alten wieder gegen den Strich, und er treibt gegen uns, wo er es irgend vermag.“

„Hm —“

„Meine Braut wartet — darf ich Sie um die Gefälligkeit bemühen —?“

„Dazu bedürfen wir keines Schutzmannes ... Ich öffne selbst, wenn Sie erlauben wollen.“

„Sind Sie Geheimbeamter?“ fragte Bruchs unsicher.

Hunter gab keine Antwort.

„Kommen Sie!“ forderte er nur und ging dem Arzte voran, als ob ihm in dem dunklen Gange jeder Stein bekannt sei. Er bog, wie vorher das Liebespaar, um die Ecke, zog vor dem schlitzenden jungen Mädchen den Schlapphut und gewahrte hinter den Scheiben einer langgestreckten geschlossenen Veranda im matten Scheine einer Hängelampe den Besitzer des Hauses, der gemütlich seine Pfeife rauchte und mit listig glitzerndem Augenpaar dem sich draußen abspielenden Vorgang zusah.

Hunter stieg die Holztreppe hinauf, klopfte energisch gegen die Scheiben der Tür und rief dem Hausherrn ein barsches „Öffnen Sie!“ zu.

Wutschow nahm einen Moment die Pfeife aus dem Mund und starrte auf das ihm neue Gesicht. Dann zog er den Kopf tief zwischen die Schultern, kniff die funkelnden Augen grinsend zu und paffte ungeniert weiter.

„Wollen Sie aufschließen?“ fragte der Australier laut.

Wutschow rührte sich nicht.

„Sie erreichen so wenig etwas wie wir,“ mischte sich von unten die Stimme des Arztes ein. „Belieben Sie bei meiner Braut zu bleiben, ich hole sogleich andere Hilfe.“

„Aberflüssig!“ gab Hunter zur Antwort, faßte die Messingklinke, drückte mit dem hageren Körper gegen den mittleren Holzrahmen, daß er krachte, und stieß mit einem Ruck die Tür nach innen auf. Gelassen wandte er sich nach dem Paare um.

„Ich bitte, meine Herrschaften!“

Das Mädchen flüchtete schon an dem Vater vorüber und verschwand im Halbdunkel einer nach dem ersten Stockwerk führenden Treppe, deren Holzstufen selbst unter ihren leichten Schritten knarnten.

Der Vater sah ihr mit erregtem Mienspiel nach, ohne sich von seinem Plage zu erheben.

„Das soll Ihnen teuer zu stehen kommen!“ knurrte er dem Fremden aufgebracht zu, der sich einen Augenblick selbstvergessen von der eingedrückt Tür aus umschah.

Hunter nickte nur.

„Ich werde morgen wiederkommen. Name, Adresse — das Nötige steht zu Ihrer Verfügung.“

„Wiederkommen?“ spottete Wutschow. „Sie werden sich hüten —!“

Der Australier schob die groben Hände in die Taschen des Gelbes und sah stumm auf den vor ihm Sitzenden herab. Der am Stimm durchdrängte ergaunte Bart des Mannes war vernachlässigt; unter dem abgetragenen schwarzen Käppi hervor legten sich Strähnen des Haupthaares unordentlich über den bestaubten Rock. Die wässerigen Augen lagen tief hinter grauen, buschigen Brauen, dunkle, blauschwarze Ringe zogen sich um das untere Lid und tiefe Furchen von den Nasenflügeln nach dem Kinn. Der Mund war breit, die Haut der Lippen rauh und gesprungen, die leicht gebogene Nase an den Seiten eingefallen, die niedrige Stirn breitgedrückt und nach vorn gewölbt. Etwas Verbissenes, Lauerndes lag in dem Ausdruck des Vogelgesichtes und in dem Verhalten, mit dem der Alte die Musterung des Fremden über sich ergehen ließ.

„Sind Sie bald zu Ende?“ fauchte er jetzt halb zwischen den Zähnen.

Der Australier zog die Türflügel zu und probierte.
„Der Schaden ist nicht erheblich,“ warf er flüchtig hin. „Der Riegel oben war nicht geschlossen, die paar Splitter unten sind nicht der Mühe wert.“

Er stieß mit seinem Stocke den oberen Riegel in die Sicherung und prüfte das Schloß. Ungeniert drückte er auch den zweiten Flügel von innen zu, drehte den Schlüssel um und vergewisserte sich, daß das Schloß funktionierte.

„Die eine Nacht reicht das!“ erklärte er. „Außerdem wird kaum jemand Lust verspüren, Ihnen in Ihrem Neste einen Besuch abzustatten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Wutschow —“

Er grüßte mit ruhiger Höflichkeit, als sei nichts vorgefallen, und wandte sich nach außen.

Erst als er bereits unten angelangt war, schien die Wut den Zurückgebliebenen zu packen. Wutschow sprang auf, griff nach einer Schale, die auf einem Blumentische stand, und warf sie mit heiferer Verwünschung hinter dem Störenfried her, daß sie an dem Holzgeländer der Treppe klirrend in Stücke zerschellte.

Hunter blieb einen Augenblick stehen.

„Schlecht gezeilt!“ rief er gedämpft zurück und wiederholte: „Auf Wiedersehen morgen!“

Wutschow stampfte mit den Filschuhen, in denen seine Füße steckten, auf, knirschte mit den Zähnen und drohte mit den geballten Fäusten in das Nachtdunkel hinaus, als der Bräutigam der Tochter und der Freunde längst wieder die Straße erreicht hatten und in gleicher Richtung davonschritten.

„Wage es — wage es!“ feuerte der aufgebrauchte Hausherran.

Der Arzt konnte eine Verlegenheit nicht ganz verbergen.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig,“ meinte er zögernd, „und wenn er nicht freier herauskommt — Sie werden es meinem Bedenken zugute halten, ob ich recht getan habe, einen Fremden — das sind Sie mir doch — hineinzuziehen!“

„Ich glaube gestern in der Nähe ein Café bemerkt zu haben — darf ich Sie einladen?“ fragte der Australier ausweichend.

„Danke, wenn es Ihnen nicht zu spät ist —“

„Ich habe manche Nacht durchwacht. Und Sie als Arzt werden ja auch mit dem Schläfe handeln müssen —“

„Meine Praxis ist noch nicht sehr groß, Herr —“

Hunter nannte seinen Namen.

„Sind Sie englischer Herkunft?“ fragte Dr. Bruchs.

„Nein!“

Hunter schwieg einige Sekunden.

„Deutsch-Australier —“, ergänzte er flüchtig. „Ich war früher einmal in Berlin und bin nun mit der Absicht hergekommen, meinen dauernden Wohnsitz bei Ihnen zu nehmen. A propos, ich bin dem Zufall, der mich Ihnen zu Hilfe führte, dankbarer als Sie. Ich fürchte auch keinen Nachteil davon. Im Gegenteil ... Den Herrn Schwiegervater zu besänftigen, lassen Sie meine Aufgabe sein. Eine Frage: dürfte ich, mit der Möglichkeit rechnen können, das Haus Nr. 100 käuflich zu erwerben?“

Der Arzt zuckte ungewiß mit den Achseln.

„Wutschow ist unberechenbar!“ entgegnete er. „Ich habe nicht gehört, daß er zum Verkaufe geneigter ist als bisher. Aber was er zehnmal abgewiesen hat, nimmt er das erste Mal in plötzlicher Umstimmung doch an. — Wollen Sie ihn, nach der etwas merkwürdigen Einführung, morgen wirklich aufsuchen?“

„Das Café linker Hand vor uns meinte ich. Es sieht respektabel aus ... Beliebt es Ihnen? Natürlich werde ich seine Wunderlichkeit beehren, Herr Doktor. Sollte ich Sie den Vorfall allein ausbaden lassen? Ich werde besser mit ihm fertig, als Sie, und Punkt elf Uhr morgen Mittag bin ich bei ihm. Nach Ihnen, bitte —“

Er schob den widerstrebenden Arzt in das Café voran und folgte ihm an einen Eckisch, dessen Umgebung frei war, während andere Tische des splendid eingerichteten, weiten, elektrisch beleuchteten Raumes sich ziemlich besetzt erwiesen.

Der Australier bestellte Grog, der Arzt Tee.

„Bei Ihnen im Busch dürften Sie an minderen Luxus gewöhnt sein,“ warf Dr. Bruchs hin.

Hunter sah sich um.

„Naum!“ erwiderte er. „Im Busch selbst sieht es wohl anders aus, in den Städten ziemlich gleich. Nicht überall, aber in den Spielflächen, in den prächtigen Villen der Minenkönige. Weiß mit Gold — die Farbensättigung herrscht dort wie hier, an den Wänden, den Decken, den Türen. Die Gobelins, die Gemälde sind drüben eher gediegener. Die Beleuchtung, natürlich elektrisch, ist reicher. Ich werde, komme ich mit Wutschow überein, selbst bauen. Sie können dann den „Busch“-Geschmack näher kennen lernen.“

„Kaprizieren Sie sich gerade auf das Haus Nr. 100?“

„Wieso kaprizieren?“

„Wage es nicht näher, sich da anzubauen, wo Sie, wenn Sie über reichliche Mittel verfügen, mehr Bewegungsfreiheit finden, zum Beispiel im Grunewald oder — mein Geschmack — am Müggelsee?“

Die Mienen des Australiers blieben undurchsichtig.

„Ich habe — kein tieferes Interesse; aber der Platz gefällt mir. Das Jbbul der Wald- und Seelandschaft lockt mich nicht; ich liebe

das Leben um mich, selbst den Lärm —“ Ein Stellner brachte die bestellten Getränke, und Hunter unterbrach sich.

„Den Lärm,“ fuhr er dann fort, „das Rollen der Arbeitswagen, der Bahnen, das Stöhnen der Menschen. Meine Nerven sind daran gewöhnt und verlangen danach. Die Bäume lärmten nicht, und ein Landsee ist ebenso tot. Sie als Arzt kennen das ja: die Gewohnheit ist dem Menschen Gesetz. Was soll ich mich dagegen in meinen alten Tagen auflehnen? Der alte Fuchsbau Wutschows sagt mir zu, also werde ich ihn in meinen Besitz zu bringen suchen. Der Abbruch gibt Leben, der Neubau wieder, und habe ich dann noch ein paar Jahre vor mir, lärm's auf der Straße weiter!“

Hunter zerrührte den Zucker in dem dampfenden Glase und wechselte darauf das Thema.

„Die Nacht hat Ihren Schatz vor meinen Augen behütet, Herr Doktor. Jugend und Schönheit werden ja vereint sein. Lebt — die Mutter noch?“

Bruchs nickte zustimmend.

„Sie steht natürlich auf Ihrer und der Tochter Seite?“

„Ja bitte um die Erlaubnis, Ihnen die Antwort zu verjagen!“ erwiderte der Arzt etwas reserviert.

„Pardon!“

Hunter hob sein Glas.

„Ihr Wohl und das der Braut!“

Bruchs dankte.

Nichts für ungut. Ich bin — ich meine: der Zufall hat uns da verkettert, daß ein Interesse wohl erklärlich erscheint. Wie alt ist Ihr Fräulein Braut?“

Der Doktor lächelte.

„Achtzehn.“

„Achtzehn —“, wiederholte Hunter in Gedanken. „Sehr jung, sehr jung. Achtzehn und sieben — fünf und zwanzig — hm —“

„Welche Rechnung beschäftigt Sie da?“ fragte Bruchs aufmerksam.

Hunter hob den sekundendlang gesenkten Kopf und begegnete dem Blicke des Arztes mit unveränderter Ruhe.

„Eine einfache“, gab er zurück. „Die achtzehn — und Ihre sieben wehr — geben die — fünf und zwanzig. Bin ich im Irrtum? Bruchs hatte die Empfindung, daß seinen Begleiter die Zahlen in einem anderen Zusammenhang interessiert hatten, er behielt seine Gedanken aber für sich und erklärte nüchtern:

„Sie eskamotieren mir vier Jahre.“

„Unter dreißig ein paar mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. Übrigens — er suchte eine etwas erzwungene Heiterkeit — „unser Abenteuer heute Nacht werde ich nicht vergessen. War der Mister Wutschow immer so — wunderbar?“

„Wohl kaum“, erwiderte Bruchs. „Sie dürfen auch nicht alles glauben, was Sie vielleicht noch über ihn hören werden. Frau Fama trägt manches zusammen oder umher, was Phantasie, Unverstand oder iibler Wille aus der Luft gegriffen haben.“

„Stann sein“, bestätigte Hunter zerstreut. „Das Fräulein ist in dem Hause Nr. 100 geboren?“

„Allerdings!“

„Das Haus ist, soviel ich nebenher erfahren habe, ehemals in anderem Besitz gewesen, freilich vor — langen Jahren. Ist Ihnen etwas von dem — früheren Besitzer bekannt geworden?“

Die Mienen des Fragestellers waren belebt, wenn er auch ein erhöhtes Interesse zu verstehen suchte.

Bruchs schüttelte den Kopf.

„Herr und Frau Wutschow sind nicht mittelbar, und meine Braut mag nichts wissen. Wir haben niemals darüber gesprochen.“ Hunter lehnte sich wie abgespannt zurück.

„Darf ich Sie besuchen? fragte er. „Vielleicht interessiert es Sie, wie es mir in der Höhle des Löwen ergeht. Ich selbst bin begierig, wie er meinen Vorschlag aufnehmen wird.“

„Sie reflektieren also ernstlich?“

„Im Ernst. Und wenn ich teurer kaufen soll als an anderer Stelle.“

„Versuchen mögen Sie es ja!“

„Einen Erfolg versprechen Sie mir nicht?“

„Nach dem Auftritt vorhin — offen gesagt: nein!“

„Ich brauche nicht zu rechnen, Herr —“

„Wutschow dürfte in derselben Lage sein.“

„Der Streit ist fruchtlos, Herr Doktor! Also darf ich Ihnen Bericht erstatten?“

„Ich kann Ihnen nur dankbar sein.“

„Well — Zahlen! Gestatten Sie — — —?“

Dr. Bruchs lehnte die Mitbegleichung seiner Rechnung höflich ab, und der Australier ging flüchtig darüber hinweg.

„Ich habe Sie zwar eingeladen — aber nach Ihrem Verlieben. Führt Ihr Weg Sie noch ein Stück in meiner Richtung? Ich wohne im Bayerischen Hofe.“

„Ich muß früh auf dem Posten sein und ziehe vor, eine Droschke zu nehmen.“

Hunter grübelte.

„Neuenburger Straße? Gegend der Lindenstraße?“ forschte er

„Sie sind gut orientiert . . .“

Hunter erhob sich, und der Arzt folgte sogleich.

Vor der Tür schüttelten sie sich die Hände.

„Nochmals meinen Dank!“ flüsterte Bruchs konventionell.

Hunter wehrte ab.

„Sagen wir auf Wiedersehen!“ schloß er, geleitete den Arzt an eine in der Nähe haltende Droschke und schob langsam, zuweilen gestikulierend und unwillkürlich den Schritt verhaltend, dann wieder in abgerissenem Selbstgespräch den Weg fortsetzend, die Potsdamer Straße hinauf nach der Friedrichstadt.

Am Hotel zog er heftig die Klingel.

„Wenn Ihr Tee, Rum, Eier, Roastbeef zum Frühstück!“ trug er dem verschlafenen Hausdiener auf, stieg die Treppe empor und riegelte bald die Zimmertür hinter sich ab.

Er entzündete kein Licht, sondern kleidete sich hastig aus und warf sich aufs Lager.

Der Salsaf floh ihn.

Von den Laternen der Friedrichstadt fiel ein unruhiger Lichtschein in das Kabinett, spielte an den hell tapezierten Wänden und traf auf ein Bild, dessen Figuren sich im matten Schimmer des Gaslichtes zu beleben schienen.

Hunter starrte eine Zeitlang mit weit offenen Augen darauf hin, glaubte bald die verschwommene Gestalt des Arztes zu erkennen, bald ein üppiges Weib mit schönen, kalten, harten Zügen, sah das Bild sich in die Veranda mit dem grinsenden Gesichte Wutschows verwandeln und dann wieder die Form des halb schwarz im Dunkel liegenden, halb von gespenstigem Mondschein beleuchteten Daches annehmen. Er schlug geärgert die Decke zurück, erhob sich schwerfällig und tastete am Fenster nach einem Vorhang, dessen Rot in starkem Kontrast von den weißen Tüllgardinen abstach.

Der Australier ließ die schon ausgestreckte Hand unentschlossen sinken und starrte auf das glühende Rot. Die dünnen Lippen zuckten ihm.

Er schüttelte sich im Froste.

Aber dann faßte er energisch nach der Schnur und zog an.

Der Vorhang ließ kein Licht mehr durch, und das Kabinett lag in schwarzer Nacht.

Hunter tastete sich zurück, streckte sich abermals hin und träumte mit geschlossenen Augen, bis die erregten Nerven sich beruhigt hatten und ihm einen bleischweren Schlaf vergönneten.

Erst ein anhaltendes Pochen von der Tür her weckte ihn am Morgen.

„Well!“ antwortete er mit rauher, trockener Kehle, verharrte regungslos und horchte mit dämmernen Sinnen.

Im Nebenzimmer schien ein Stubenmädchen mit Aufräumen beschäftigt.

„Lang, lang' ist's her“, jang sie zu ihrer Arbeit.

„Lang' ist's her?“ wiederholte Hunter halb wach. „Long, long ago, — long ago,“ ahmte er unwillkürlich nach.

3. Kapitel.

Ein Sommertag an der Grenze zwischen Herbst und Winter ist wie ein Sonnenstrahl, der durch Wolken auf die lichtbedürftige Erde niederirrt — wohlthuend und ein halbes Hoffen weckend, aber flüchtig und trügerisch. Die rasch wieder ineinanderfließenden Wolken senden der Erde nach verfliegenem Sonnenblitzen Regengüsse und Hagelschauer, und dem büßig nachgehauten Sommer folgt fast unvermittelt der Winter mit Frostfluren und Schnee.

Hunter fuhr, als er aufstand, hastig in die Kleider.

„Donnerwetter!“ brummte er und zog fröhlich den Vorhang zurück; „ist die Welt wieder mal von gestern zu heute auf den Kopf gestellt worden?“

Er spähte in einen trüb verschleierten Tag. Das Pflaster der Friedrichstraße war grau und trocken, die gegenüberliegende Häuserfront hüllte ein freundloser, nebliger Dunst ein, und an dem Himmelsausschnitt, der über den Häusern erkennbar war, hingen undurchsichtige, grauschwarze Wolken.

Die Passanten der belebten Straße hasteten durcheinander, viele die Hände in den Taschen der fest geschlossenen Überzieher, andere die Krüge hochgeschlagen, die Damen zum Teil mit Muffen und Pelzanhängen. Die Verdecke der Omnibusse waren nur spärlich besetzt, die Kutscher auf den lustigen, zugigen Sigen der Wagen trugen Fausthandschuhe und dicke Mäntel, selbst die Schaffner auf ihren geschützten Plätzen hatten dem Umschlag der Temperatur Rechnung getragen und das Winterzeug hervorgeholt.

Hunter machte beeilt Toilette und suchte im Wohnzimmer nach einem Thermometer. Er fand das Gewünschte an einem der Fenster und war überrascht, daß selbst im Zimmer die Wärme auf knapp sieben Grad Reaumur zurückgegangen war.

Er klingelte nach dem Hausdiener.

„Heizen!“ befahl er lakonisch und wanderte in dem ungaslichen Raume auf und ab, bis das Frühstück gebracht wurde.

Das saubere Stubenmädchen betrachtete den Gast, der ein so opulentes Morgenmahl zu nehmen beliebte, mit einigem Interesse, das aber von Hunter nicht gewürdigt wurde.

„Guten Appetit!“ sagte das Mädchen, als es den Tisch geordnet hatte

„Scher sie sich!“ entgegnete der Australier grob.



Geburtshaus Ferdinand Freiligraths in Detmold.

grausam zugerichteter Kästen stand neben- und übereinander, und selbst Wutjähren schien einen Moment von dem Anblick verblüfft. Er wollte die offene Tür rasch zuziehen, aber der Australier verwehrte es ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück der kleinen Annemarie.

Von Matthias Blank (München).

(Nachdruck verboten.)

Blind war sie zur Welt gekommen, so hilflos und schwach, daß jeder an ihrem Auskommen zweifelte.

Der Arzt schüttelte das Haupt, als er das Kind untersuchte, und die weisse Frau glaubte, aus unwirklichen Zeichen zu erkennen, daß es nicht älter als höchstens acht Tage werde.

Nur die Mutter war glücklich und betrachtete ihr Kind immer und immer wieder mit zärtlichen, fürsorglichen Blicken. Taub und blind war sie gegenüber den Anherungen und Andeutungen, den kummervollen Blicken der Umgebung. Sie schien in ihrem Mutterglücke nicht zu bemerken, wie schwächlich die kleine Annemarie — so sollte das Kind nach seiner Großmutter gerufen werden — war, und daß den starrenden Augen jede Schkraft fehlte.

Unter der Mutter zärtlichen Hingabe und Aufopferung genas die Kleine und lebte trotz der Vorhersagungen des Arztes und der weisen Frau.

Aber immer blieb sie kränklich und schwächlich gleich einer zartduftenden, herrlich blühenden Treibhausblume, die man in den Garten verpflanzt hatte, wo sie all den kalten Stürmen ausgesetzt war und nun dahinfiel.

Schon war Annemarie; ihre Schönheit aber war schwer zu beschreiben; sie hatte kein auffallendes Profil, keine ebenmäßige Nase, keine hohe Stirne; ihr Gesicht war ein ganz alltägliches, sie hatte ein zierliches Stumpfnäschen, große, glanzlose Augen, die wie vom Weinen trieb waren, und eine zarte, feine Haut. Aber alles fügte sich zu einem reizenden Ganzen zusammen, und wer das Kind sah, der mußte es lieb gewinnen.

Als die Mutter die Gewißheit erlangt hatte, daß das Kind blind und jede Rettung des Augenlichts ausgeschlossen sei, daß es nie in das Tageslicht schauen, nie die Mutter sehen dürfe, daß für ihre Annemarie die schöne, herrliche Welt tot sei, da schenkte sie ihr alle Zärtlichkeit und Liebe, der nur eine Mutter fähig ist, um so ihrem Kinde zu ersetzen, was es durch ein graujames Schicksal entbehren mußte. Das Kind schien zu wissen, daß es sein Glück und sein Leben nur der Mutter verdante. Die beiden waren auch unzertrennlich.

Wo die Mutter war, da war auch Klein-Annemarie. Am liebsten aber sah das Kind in Sommerzeit am Fenster und lauschte den Winden, dem flüsternden, leisen Rauschen der Bäume, lauschte dem Singen und Jauchzen der Vögel hoch oben in den Lüften, deren Lieder widerhallten von Daseinswonne und Lebenslust. Und wenn es die Mutter fragte, woher dies Singen komme, dann weinte diese; und Klein-Annemarie fragte nicht wieder.

Das Kind wuchs und wurde größer und glücklicher mit jedem Tage. Die Blinde verlangte nicht hinaus ins Freie, auf die Wiesen, in die Wälder; sie wußte ja nicht, wie schön die Welt ist. Sie war zufrieden und glücklich in der Nähe der Mutter. Diese erzählte ihr dann Märchen und Geschichten, erzählte von allem Schönen, von Gott, vom Himmel und von den Engeln, weit weg von der Erde, so weit, daß niemand bis dahin sehen kann.

Wenn dann Klein-Annemarie wieder dem Zwitschern und Jubelieren der Vögel lauschte, dann blieb sie ganz still, hielt den Atem an, regte und rührte sich nicht. Erst wenn wiederum Stille war, flüsterte sie leise der Mutter zu:

„Hast du die Engel singen gehört, Mutter? Das waren doch Engel! Ach, könnte ich doch auch so ein Engel sein! Warum darf man sie nicht sehen, Mütterchen?“

Dann erzählte die Mutter:

„Die Engel, mein Kind, darf niemand sehen. Man darf nur ihren Liedern lauschen. Einmal, später, werden alle guten Kinder zu Engeln werden, und alle dürfen die anderen Engel schauen und auch den weiten, großen Himmel und Gott auf seinem demantenen Throne.“

So täuschte die Mutter Klein-Annemarie über ihr Leiden hinweg. Das Kind schien kaum zu wissen, daß rings herum die Erde blühte, daß alles grünte, daß es eine sonnige, herrliche Welt gab. Was Annemarie nicht sehen konnte, das war ihr Himmel! Und sie wußte doch, einmal würde auch sie ein kleiner Engel werden, all die Schönheit mit staunenden Augen sehen und empor zum Himmel, zu den anderen Engeln fliegen.

Die Mutter hatte ihr auch erzählt, daß der Himmel sich weit über alle Erde ausbreite, alle Berge, alle Gipfel überrage, daß die Sonne täglich über der Himmel ziehe und den Menschen Licht und Wärme spende, daß im Himmel alle Engel wohnen, und daß



Zum 100. Gedenktage der Geburt Ferdinand Freiligraths: Porträtbüste des Dichters auf dem Alf-Friedhof in Cannstatt.



Frau Ida Freiligrath, geb. Melos (†),
die Gattin des Dichters.

Immer wieder wußte die Mutter das Kind zu beruhigen. Aber die Sehnsucht nach dem blauen fernen Himmel, nach den lieben Engeln und dem lieben Gott blieb ungestillt. Nachts faltete Klein-Annemarie ihre Hände zum Gebete, und nur eine Bitte hatte sie zu ihrem Gott:

„Ach! lieber Gott, nimm deine Annemarie und Mutting bald zu dir! — Ich möchte zu gern ein kleiner Engel sein!“

Gar bald sollte sich dieser Wunsch erfüllen.

Mütterchen wurde krank. Schwer krank! Immer sah nun Annemarie an der Mutter Bett. Und wenn Mütterchen weinte, so wurde sie jetzt von Klein-Annemarie getröstet. Und alles, was ihr die Mutter einst erzählt hatte, womit die Mutter ihr immer Trost zugesprochen hatte, das plauderte sie nun der Mutter vor. Mit ihrem kindlichen Gemüte, mit zärtlichen Worten schilderte nun Annemarie der Kranken den Himmel, um sie zu trösten.

Was wußte das Kind vom Sterben!

Wenn Leute an das Krankenlager der Mutter kamen und über das Unglück jammerten, wenn Mütterchen selbst weinte, dann sagte Annemarie in ihrer Kindesunschuld zu den Umstehenden:

„Mutting wird ja in den Himmel fliegen und ein Engel werden. Mutting wird auch Annemarie mit sich nehmen, dann wird auch Klein-Liebling ein Engel werden, ein Engel mit goldenem Kleid. Ich werde den Himmel sehen dürfen und den lieben Gott. Warum weint ihr? Ist es denn im Himmel nicht schön?“



Frau Louis Wiens, London,
die einzige noch lebende Tochter des Dichters
Ferdinand Freiligrath.

über diese Engel Gott herrliche und die Himmelsmutter.

Wenn dann die kleine Annemarie andachtsvoll den Worten der Mutter lauschte, dann öffneten sich ihre starren, glanzlosen Augen weit, als wollten sie die purpurne Finsternis, die vor ihnen lagerte, durchdringen, als wollten sie die Schönheiten der Welt und des Himmels in sich aufnehmen. Wenn die Mutter wieder schwieg, fragte Annemarie nur immer:

„Warum geben wir nicht in den Himmel? Dort muß es doch so schön sein.“

Da klatschte Annemarie vor Freude in die Hände und hüpfte und sprang im Zimmer umher. Und allen, die kamen, erzählte sie: „Mütterchen wird in den Himmel fliegen und Annemarie mit sich nehmen. Dann wird Annemarie auch ein Engel werden mit silbernen Flügeln und goldenem Gewande. Dann kann ich auch fliegen und singen. So schön!“

Eines Morgens, als Annemarie von ihrem Bettchen aufstand und zu der Mutter Bett hineilte, da war dieses leer und die Mutter fort. Der Vater aber erzählte, daß Mutting über Nacht in den Himmel geflogen sei.

Jetzt hatte Annemarie nur eine Klage:

„Und Mütterchen hat mich nicht mitgenommen!“

Nun fragte Klein-Annemarie jeden Morgen und Abend, warum sie Mutting immer noch nicht zu sich in den Himmel holte.

Doch Mütterchen ließ nicht allzulange auf sich warten.

An einem Herbstmorgen, als leuchtend und strahlend die Sonne aufging, da lag Klein-Annemarie immer noch schlafend im Bette und ist auch nicht wieder erwacht.

In der Nacht hatte die Mutter ihre Annemarie zu den Engeln geholt.

Das ist die Geschichte vom Glück der kleinen Annemarie.

Ferdinand Freiligrath.

(Zum 100. Geburtstage des Dichters.)

(Nachdruck verboten.)

Als Knabe verwaist war das ganze Wesen Ferdinand Freiligraths mit der Eigenart Rheinlands und Westfalens: zahlreich noch sind auch die persönlichen Momente, welche an des Dichters langjährigen Aufenthalt in Soest, Barmen, Düsseldorf und weiter den Rhein hinauf, in Bonn, Rolandseck, Uffel usw. erinnern. Geboren am 17. Juni 1810 in Detmold als Sohn eines unbedeutendsten Volksschullehrers besuchte Freiligrath bis zu seinem 16. Jahre das dortige Gymnasium und widmete sich dann dem kaufmännischen Berufe. In Edinburgh wohnte ein Duell von ihm, ein Großhandelsherr, und dorthin sollte er nach Vollendung seiner kaufmännischen Ausbildung gehen, um später die Leitung des internationalen Geschäfts zu übernehmen. Das Geschick aber hatte es mit ihm ganz anders vor. In Soest war er 5 Jahre lang in der Lehre; während seiner kurz bemessenen Mußstunden beschäftigte er sich eifrig mit der Fortführung seiner englischen und französischen Sprachstudien. Schon damals aber betätigte er sich auch auf poetischem Gebiet; mehrere Gedichte aus seiner Feder erschienen in einem Lokalblatt jener Stadt, u. a. auch das phantastische „Moosthee“, das er mit 16 Jahren verfaßte. Eine tiefe Neigung hegte der Jüngling zu seiner 10 Jahre älteren Cousine Karoline Schwollmann, einem geistig hochbegabten Mädchen. Der Tod seines Vaters im November 1829 und der Bankrott des Edinburgher Rheins veränderten dann plötzlich das ganze Leben Freiligraths: er mußte suchen, nach Beendigung seiner Lehrzeit irgendwo ein Unterkommen zu finden. Das gelang ihm schließlich auch in Amsterdam. Das Ableben des von ihm innig verehrten Vaters betrauerte er in einem seiner schönsten, tiefempfundener Gedichte, das noch heute zu den Perlen der Weltliteratur gehört — in dem berühmten „O lieb, so lang du lieben kannst“. — Vor seinem Scheiden aus Deutschland verlobte er sich mit seiner Cousine und beide versprachen, treu zu einander zu halten, sollten auch Jahre bis zu ihrer Vermählung vorübergehen. In Amsterdam verbrachte Freiligrath, angezogen von dem vielbewegten, buntgestaltigen Handelsverkehr und dessen charakteristischen Typen, ein Jahr. Immer reger quoll die poetische Ader in ihm; mit glühender Phantasie versenkte er sich nach den



Fräulein Klara Gisberta Freiligrath, die
Halbschwester des Dichters,

hat u. a. schätzenswerte Beiträge zur Biographie
des Poeten geliefert.
Geboren 1826 in Detmold, lebt Gisberta
Freiligrath seit langem in Baden-Baden.

So plapperte und schwagte das Kind den ganzen Tag. Jeden Tag kam der Arzt. Diesen fürchtete Annemarie; wenn er an das Bett der Mutter ging, dann mußte sie fort. Deshalb fürchtete sie ihn, weil sie glaubte, er könnte der Mutter etwas zu Leide tun.

Als er wieder einmal kam, da sprach er ganz leise mit dem Vater. Annemarie stand wohl dabei, sie verstand aber nicht, was er sagte. Der Vater weinte. Der Arzt aber strich mit seiner Hand über den Lockenkopf der kleinen Annemarie und sagte: „Mein Kind, dein Mütterchen wird bald in den Himmel fliegen. Bist du weiner?“

Berichten von Reisebeschreibungen und den Erzählungen der Schiffskapitäne und Matrosen, mit denen er beruflich und gefällig oft zusammenkam, in die Wunderwelt des Orients, in die oft düsteren, oft farbenprächtigen Erlebnisse fremder, jüdischer Zonen. Vergeblich bemühte er sich indes, diese erotischen Gebiete aus eigener, persönlicher Anschauung kennen zu lernen. Es ging ihm da mit seiner Sehnsucht ähnlich, wie dem französischen Poeten Viktor Hugo, dessen „Orientales“ ja auch einer realen Grundlage entbehrten, obwohl sie, mit der Phantasie des Genies entworfen, eine Fülle neuer, teilweise unerhörter Motive in die Literatur des Abendlandes brachten. Diese Gedichte Hugos wurden von dem jungen Deutschen vielfach übertragen und boten ihm eine Menge wertvoller Anregungen. Neger, Kamele, Löwen, die Geheimnisse des mohammedanischen Harems, die Schönheiten und die Schrecken des Wüstenlebens, Abenteuer zu Wasser und zu Lande, Sultane und Seeräuber, Beys und Khatiben spielen in den Gedichten Freiligraths aus jener Epoche die tonangebende Rolle. Es waren poetische Skizzen aus dem Morgenlande, wie es eben dem Auge eines Europäers, der die Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ und Firdus's Dichtungen kennt, erscheinen mag.

Die beifällige Aufnahme dieser Arbeiten, denen sich dann kraftvolle Schilderungen aus der Vergangenheit Hollands, namentlich aus den Kämpfen der Geusen angeschlossen, die allseitige Anerkennung, die Freiligrath mit diesen Schöpfungen in der Heimat fand, veranlaßten ihn, nach der Rückkehr nach Deutschland — er hatte in Barmen eine Anstellung auf einem Kontor gefunden — dem kaufmännischen Beruf zu entsagen und sich ganz der Dichterlaufbahn zu widmen, ein Wagnis, von dem er bald genug zurückkommen sollte. Die überaus sympathische Persönlichkeit Freiligraths, der Erfolg seiner nunmehr in Buchform erschienenen Gedichte verschafften ihm schnell Anschluß an jenen Dichterkreis, der sich aus hoffnungsvollen Talenten, wie Geibel, Wolfgang Müller von Königswinter, Kinkel, Simrock u. a. zusammensetzte, und der in tostem, übermütigem Treiben, unbekümmert um die Anforderungen einer geregelten bürgerlichen Existenz, damals romantisch-burlesk am Rhein, namentlich in Lintel, die Freuden des Daseins in vollen Zügen genoß. Freiligrath wurde bald der Mittelpunkt der kräftigen Schar, die sich zu einem „Raisliferbunde“ zusammenschloß und vornehmlich in Honnef und Lintel ihre Standquartiere hatte.

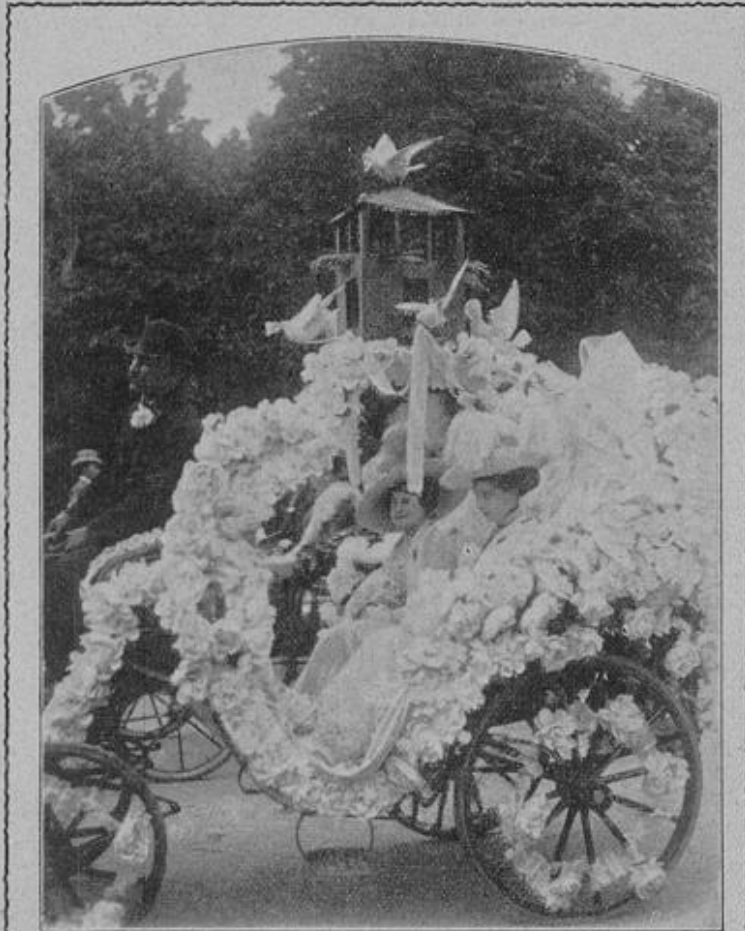
In letzterem Ort sollte indes Freiligraths bis dahin so flottes Leben eine ernstere Wendung nehmen, einen inneren Gehalt bekommen, der ihn mit einem Male aus dem Jüngling in einen zielbewußten Mann verwandelte. Er lernte dort ein blondlockiges, braunäugiges, schönes Mädchen kennen, Ida Melos, die Tochter eines in Weimar verstorbenen Seminarprofessors. Sie hatte zu den Lieblingen des alternden Goethe gehört und war selbst eine von recht poetischem Reiz umgebene Gestalt. Die Tatsache, daß Freiligrath sich noch als verlobt betrachtete, — obwohl seine Gattin ihm in der Erkenntnis, daß ihre beiderseitige Vereinigung wohl nie stattfinden würde, sein Wort zurückgegeben hatte, — der Umstand, daß auch Ida Melos bereits versprochen war, ließ beider Umgang ihnen selbst als ungefährlich, ja, als doppelt reizvoll erscheinen. Schließlich aber er-

wachte in beiden eine heftige Neigung zu einander — das herrliche Gedicht „So laß mich sitzen ohne Ende“ — wurde von Freiligrath damals verfaßt — und sie gestanden sich ihre Liebe. Ida löste das Verhältnis, das sie an einen Assessor in Weimar band, und vermählte sich im Mai 1841 mit dem Dichter. Die Hoffnung Freiligraths, als Hüter des Goethehauses angestellt zu werden, das der Deutsche Bund anzukaufen im Begriff stand, erfüllte sich leider nicht. Eine unverhoffte Freude aber ward dem Poeten dadurch zuteil, daß ihm der König von Preußen auf Veranlassung Alexanders von Humboldt ein Jahresgehalt von 300 Talern aussetzte. Das junge Ehepaar zog nunmehr nach Darmstadt und später nach St. Goar, wo es glückliche Jahre verlebte. Immer enger aber wurden des Dichters Beziehungen zu der radikal-demokratischen Partei, zu Männern wie Brug und Herwegh. Im Jahre 1844 erschienen unter dem Titel

„Ein Glaubensbekenntnis“ eine Anzahl Zeitgedichte, in denen Freiligrath scharfe Kritik an fast allen politischen Einrichtungen nahm. Er entzog sich den Folgen dieser Veröffentlichung durch die Flucht ins Ausland, entsagte der tgl. Pension und fand nach langem Umhertreiben eine Zufluchtsstätte in London. Wohl führte ihn die Revolutionsbewegung von 1848 nach Deutschland zurück — in Bilk bei Düsseldorf verfaßte er eine Menge seiner leidenschaftlichsten Gedichte —; an der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in Köln arbeitete er bis zu deren Unterdrückung — erreichte dann aber wieder mit Frau und Kindern englischen Boden und verbrachte hier, als Sachwalter der Schweizerischen Bank in London, die nächsten Jahrzehnte inmitten einer ihn beglückenden Häuslichkeit. Eine ganze Schar blühender Kinder umgab den Poeten. Als Übersetzer englischer und französischer Gedichte, auch noch weiter selbständig literarisch schaffend, entwickelte er hier eine überaus fruchtbare Tätigkeit neben seinem eigentlichen bürgerlichen Berufe. Die allgemeine Amnestie brachte ihn mit seiner Familie 1868 in die Heimat zurück. Auf Anregung seines begeisterten Schülers Emil Nittershaus ward er durch eine Nationalspende in den Stand gesetzt, seinen Lebensabend sorgenfrei zu verbringen. Er wählte Stuttgart und bald darauf Cannstatt zum Wohnort. Hier entstanden jene von tiefem Patriotismus erfüllten Gedichte, in denen er die Einigung der deutschen Völker

durch den deutsch-französischen Krieg in schwingvollen Rhythmen besang. Wolfgang, sein Sohn, hatte an dem Feldzuge selbst als freiwilliger Krankenpfleger teilgenommen. — Am 18. März 1876 starb der Dichter; einige Jahre darauf folgte ihm seine Gattin, die ihm in allen Fährnissen seines reichbewegten Daseins liebevoll beigegeben, in die Gwigkeit nach. Von den Kindern ist heute nur noch seine Tochter, Luise, die sich mit Heinrich Wiens verheiratet hatte, in London am Leben. Die Halbschwester Freiligraths, Klara Gisberta, lebt hochbetagt in Baden-Baden. Ihr verdankt man wertvolle Mitteilungen aus dem Leben des Dichters.

Auf dem Liff-Friedhof in Cannstatt hat man Freiligrath ein Denkmal errichtet; ein zweites soll ihm in der Nähe von Molandssee errichten. Als seinerzeit den Molandsbogen ein Sturm umgeworfen hatte, trug er durch seinen poetischen Anruf das Meiste dazu bei, daß dieser romantische Überrest mittelalterlicher Vergangenheit durch freiwillige Sammlungen wieder aufgebaut wurde. Dr. D. F. D.



Dom Blumentorfo in Wien:

Der preisgekrönte Laubenschlagwagen, auf das Prächtigtste dekoriert mit künstlichen Blumen.

Der Torfo, der im Prater hinführt, wurde von den ersten Gesellschaftstheatern der alten Kaiserstadt eingeführt und wies in seinem glänzenden Verlauf eine ganze Reihe stibvoller Gelehrter auf, bei denen es auch nicht an betteren Anstellungen auf mancherlei Zettelergebnisse fehlte.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 25

Sonntag, den 19. Juni

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

„Was ist denn das —?“ kam es Hunter zögernd heraus.
Wutschow lachte in sich hinein.
„Sorge —“ antwortete er lakonisch.
„Sär — — —“ wiederholte Hunter befremdet.
„Hat jemand einen der Läden unten gehabt,“ erläuterte der Hauswirt unwirsch, „keine Miete bezahlt — weggepfändet.“
„Und dann alles verkommen lassen? Eine — seltsame Ausstattung —“
Der Australier wandte sich um und überschaute die unwirtliche Situation.

„Noch mehr — Kuriositäten oben —?“
Er verzichtete auf die weitere Besichtigung des Hauses und stieg wieder treppab. Wutschow folgte ihm schleichend wie eine Klatze.
„Na —?“ stieß er lauernd aus.
„Danke,“ entgegnete der Australier kalt, „ich handle nicht um einen Storchhof. Kann ich einen anderen Ihrer Bauten sehen?“
„Nein.“
Wutschow zischte Unverständliches in den grauen Bart und ließ den Australier vor dem Hause einfach stehen.



Landweg nach dem Regen. Von Helmut Liesegang, Düsseldorf.

Mit einigen Schritten war Hunter wieder an seiner Seite und bot ihm für das Haus Nr. 100 eine Summe, die zwischen Wert und Forderung die Mitte hielt.

"War?" erkundigte sich Wutschow nochmals mit verhaltenem Atem.

"Nach Belieben."

"Wann?"

"Sobald wir abgeschlossen haben."

"Referenzen —?"

"Deutsche Bank."

"Ich werde mich erkundigen."

"Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit."

"Kann ich das Angebot — schriftlich erhalten?"

"Nach Wunsch."

"Kommen Sie!"

In der Villa holte Wutschow eilig Schreibzeug und Papier. "Schreiben Sie," drängte er. "Hedwig!" rief er die Treppe hinauf.

"Ja —?"

"Ein Glas Wein, gleich!"

Hunter schrieb.

Er war fertig, als das junge Mädchen auf silbernem Tablett eine Flasche Portwein und zwei Gläser brachte, reichte dem hastig zugreifenden Wutschow das Schriftstück und verbeugte sich wohlwollend vor der jungen Dame.

Dann fuhr er leicht zusammen.

Das Mädchen war eine Schönheit. Die großen, blauen Kinder-Augen blickten verschüchtert und zutraulich zugleich, auf den Wangen blühten zarte Rosen, die weiße, freie Stirn umkränzte ein kurzes Goldgelock des Blondhaares, das im übrigen nicht modern in einen Knoten verflochten, sondern in altmodischen schweren Flechten um den Kopf gelegt war.

Hausmütterlich wie die Frisur war die Kleidung, von einfarbigem, blauem Wollstoff, ohne Aufputz, aber bei aller Einfachheit doch von schickem Sitz.

Ihre Haltung mit den Gläsern war sicher und grazios wie ihre Haltung. Aber der Australier achtete nicht darauf, sondern forschte gefesselt in ihren feinen, jugendreinen Zügen.

Er sprach sie etwas förmlich an.

"Wollen Sie mich zum — Überbringer eines Grußes — an Ihren Herrn Verlobten machen?" fragte er stockend. "Ich — hoffe, ihn zu treffen."

Ihr Blick streifte den Vater. Dann nickte sie freundlich.

"Darf ich darum bitten? Vielen Dank!"

Wutschow unterbrach sie.

"Geh!" forderte er.

Er stieß an das Glas des Gastes, las das Schriftstück nochmals durch, faltete es bedächtig zusammen und steckte es zu sich.

Murmelnd wiederholte er die Ziffer des Angebots.

"Drei Tage —? Nicht nötig! Morgen — kommen Sie morgen?"

"Je eher, um so besser."

Wutschow zog eine alte, silberne Uhr.

"Zwölf —?" fragte er zweifelnd.

Der Australier sah nach der feinen.

"Genau eins —"

Wutschow zog die Brauen zusammen.

"Die Kasse geht nach. — Deutsche Bank — Deutsche Bank — bis drei Uhr — die Zeit reicht."

Er schlürfte ohne Abschied die Treppe hinauf, und der Australier entfernte sich langsam.

Er dachte an das Mädchen und vergaß darüber den Alten.

Ihre Gestalt, ihre Augen, der köstliche Hauch schuldbloser Jugend, der über ihr lag, lockte ein Bild in seine Erinnerung, das ihn nicht loslassen wollte — ein Bild aus jerner Vergangenheit, aus weiter, kalter Fremde, aus unheimlicher, wilder, zerrissener erotischer Berglandschaft. Über zwei Abhänge, zwischen denen eine abgrundtiefe Klüft höllenschwarz heraufgähnte, führte ein vom Sturm gefällter Gummi-Baum, dessen Krone erstorben und vermodert und dessen Stamm verwittert und von Regen und Sonne zerfressen war. Und aus diesem Stamm ein junger, frischer, kräftiger, gerade ins Licht strebender Schössling, die dürftige Nahrung aus den alten, bloßgewaschenen, lose über den Felsen gespannen Wurzeln saugend — ein Bild, wie das junge, gesunde, in Lebenshoffnung strahlende Kind im Hause des Geizhalses und halb vielleicht schon der Vernunft Erstorbenen . . . und wie die andere, Junge, Blonde, Weiße in der alten Bergblüte neben dem Eufalyptus, zwischen den verwegenen Goldgräbern, entflohenen Strafkolonisten und Buschranern — sie, die wie eine Lilie aus blutigem Boden emporpropte, wie eine Priesterin rein blieb unter Räubern und Gottschändern — bis der eigene rote Lebenssaft auch ihre klare Stirn färbte und sie hinsank, um sich nicht mehr zu erheben — tödlich getroffen von der Stugel goldblüster Verbrecher . . .

Die frische Wintertälte traf im Hofe auf Hunters heißgewordene Stirn, ohne sie zu kühlen. Er schritt mechanisch weiter, warf sich in den harrenden Wagen, starrte in das drängende Getriebe um sich und konnte sich doch nicht losreißen von den Eindrücken und Erinnerungen, die ihn jäh erfasst hatten und ihn hielten und ausfüllten bis zur quälendsten, folterndsten Pein . . .

4. Kapitel.

Der Australier legte am nächsten Tage den Weg vom Hotel nach dem Wutschowischen Heim zu Fuß zurück. Er fühlte sich nicht frei und war unangenehm überrascht, als ihn auf dem Potsdamer Platz der Agent ansprach und sich umgeben zu ihm gesellte.

Er zeigte sich zurückhaltend, und der Agent merkte es.

"Es scheint, ich komme Ihnen unerwünscht in die Quere," bemerkte Fantig etwas pikiert.

Hunter beruhigte ihn widerstrebend.

"Warum unerwünscht?" fragte er. "Zu Zweien geht es sich — mitunter — sogar besser."

"Aufdrängen möchte ich mich nicht," versetzte Fantig, nur halb überzeugt. "Ich habe übrigens gehört, daß Sie wirklich bei dem Alten gewesen sind —"

"Allerdings —"

"— und ihm eine Summe geboten haben, die — viel zu hoch ist."

"Meinen Sie? Und von wem haben Sie die Neuigkeit?"

"Wutschow selbst hat nicht dicht gehalten. Sie sollen ja sabelhaft reich sein —?"

"Ah — — haben Sie das auch aus derselben Quelle?"

"Freilich — Wutschow hat sich nach Ihnen erkundigt, auf der Deutschen Bank, und Andeutungen gemacht — —"

"Zu wem?"

"Nebenächlich, Herr Hunter. Zu mir nicht, aber ich habe es wieder erfahren. Das Nest haben Sie so gut wie sicher — Wutschow hat selbst fallen lassen, daß er nun wohl in eines der neuen Häuser übersiedeln müsse."

Hunter wurde etwas freundlicher.

"Das ist mir angenehm zu hören, Mr. Fantig."

"Ich diene Ihnen gern. Aber —" der Agent schlug einen vertraulichen Ton an — "ein guter Rat möchte Ihnen doch nützlich sein: Seien Sie auf der Hut — Wutschow ist ein Fuchs, und wie ich ihn kenne, wird er mindestens den Versuch machen, noch mehr herauszuschlagen. Wenn Sie da nicht energisch abwehren, kommen Sie nicht mit dem einen blauen Auge davon. Muß es überhaupt — gerade das alte Nest sein? Sie — können sich ja an anderer Stelle zehnmal vorteilhafter ankaufen —"

"Um —"

"Ich weiß zum Beispiel ein Grundstück, einem ehemaligen Lokomotivführer gehörig, — kaum hundert Schritte weiter nach Schöneberg, auch in der Potsdamer, vortrefflicher Baugrund, der Flächenraum um ein Bedeutendes größer — und bei all den Vorzügen doch noch ein gut Teil billiger —"

Der Australier lächelte.

"Sehr verbunden," versicherte er. "Man kann ja auch nicht wissen, wie sich's noch machen wird, und wir können, wird aus dem einen nichts, immer noch auf das Zweite zurückkommen. Wer dabei verdient, soll mir — gleich sein — Wutschow, Sie —"

"Ah, ich! Ich würde mit einem bescheidenen Gewinn — so einer kleinen Vermittlungsgebühr — zufrieden sein"

"Geschäft ist Geschäft, Mr. Fantig."

"Gewiß, ich leugne ja auch gar nicht, daß ich einen kleinen Vorteil suche, aber auch nur einen kleinen; die Halsabschneiderei überlasse ich anderen —"

"Also er wird mehr fordern, meinen Sie?"

"Im Vertrauen —" der Agent wurde noch wärmer — "er holt sich von einem Schlächter in der Nachbarschaft zuweilen Schinkenknochen — der Geizhals, was? — und eben da hat er so mancherlei durchblicken lassen —"

"Was auf erneute Ansprüche schließen läßt?"

"Sie werden das kennen: der Appetit kommt beim Essen . . . Bei meinem Vorschlag liegt das Geschäft fest und reell."

"Warten wir's ab, Mr. Fantig."

"Das Warten ist mitunter vom Übel. Möchten Sie sich nicht einmal die paar Schritte mit mir weiter bemühen, ehe Sie wieder mit Wutschow —"

"Das geht nicht an. Ich habe ihm mein Gebot schriftlich gegeben."

"Ah! Also doch! Ziehen Sie's zurück, sowie er Schwierigkeiten macht! Fordert er mehr, so gibt er selbst den Vorteil des Schriftlichen aus der Hand, und Sie haben wieder Ihre freie Entschliebung."

"Das mag zutreffen."

"Sie sparen mehrere Hunderttausend —," suchte Fantig zu überreden.

"Das lohnt —"

"Nicht wahr? Leider, man hat nicht immer seine Gedanken zusammen, sonst hätte ich Sie auf meine Gelegenheit schon früher aufmerksam machen müssen."

"Was macht Ihr Freund Jeremias?" fragte Hunter unvermittelt.

"Jeremias? Danke . . . Mein Freund ist er nicht gerade; ein Bekannter — nebenbei bemerkt . . . Wollen Sie mir einen Gefallen tun? Sprechen Sie mit ihm nicht über meinen Vorschlag. Ich will ihm nichts Schlechtes nachsagen; aber wenn der auch noch seine Finger hineinstecken würde — zu Ihrem Vorteil wäre das nicht."

"Bissen Sie, woher Wutschows Reichtum stammt?"

„Man munkelt —; Gewisses ist schwer zu sagen. Ein großer Teil soll Erbschaft sein, das andere — das heißt, ich will nichts behauptet haben —“ Er fuhr sich mit dem Zeigefinger der Rechten über den Hals. „Nicht direkt, bewahre — durch Vordermänner — Jeremias — vielleicht noch andere —. Machen Sie keinen Gebrauch davon; denn, wie gesagt, Gewisses —“

„Seien Sie ohne Sorge! Soll ich blasen, was mich nicht brennt?“

„Was nicht ist, könnte kommen. Sie — könnten sich noch verbrennen, sich dann an meine Worte erinnern und indiscret darauf fußen. Ich bin aber vorsichtig, und darum beuge ich vor. — Werden Sie bald einmal wieder unseren Stammtisch beehren? Ich habe noch in der Lügowitrake zu tun und muß rechts abbiegen. Eingeladen wollte ich Sie haben . . .“

Hunter streckte ihm die Hand hin.

„Meinen Dank, Mr. Fantig. Wenn ich kommen darf — auf Wiedersehen.“

„Wird uns ein Vergnügen sein. Heute Abend?“

„Heute — morgen — ich muß sehen, wie ich mich einrichte . . .“

Fantig zog den Hut, während der Australier den seinen nur flüchtig mit dem Finger berührte.

Hunter verfolgte seinen Weg weiter, überdachte mit einiger Belustigung, wie einer dem anderen die Beute abzugeben trachtete, und kam oberflächlich auf den Gedanken, daß vielleicht noch beide ihre Rechnung finden könnten, Wutschow reichlich, der andere nach nüchternen, geschäftlicher Wägung. Vielleicht . . .

Es überraschte ihn, daß er in der Nähe des Spulhauses auch noch auf Jeremias Kluchhohn stieß und dieser bei seinem Anblick im Gegensatz zu seinem vorherigen trügen Schlenndern ziemlich beschleunigt auf ihn zukam.

„Nennen — mich noch?“ fragte Jeremias.

Hunter blieb stehen.

„Ich denke. Warten Sie auf mich?“

„Ja. Ich — komme von Wutschow.“

„Mit einem Auftrage?“

Jeremias nickte und deutete auf eine nahe Bierhalle.

„Ich muß Sie sprechen. Können wir da hineintreten?“

„Bitte.“

Jeremias drängte sich in dem nach der Straße gelegenen Hauptraum des Restaurants vor seinen Begleiter, schob bis an ein geräumiges Hinterzimmer, das durch eine Papptafel als „Billardsalon“ bezeichnet war, und nötigte auch den ihm folgenden Australier, dort einzutreten.

Beide ließen sich an einem Feuertisch nieder und konnten sich, nachdem der Kellner die bestellten Getränke gebracht hatte, ohne lästige Zeugen aussprechen.

Jeremias strich nach seiner Angewohnheit den Bart, schielte zum Fenster hinaus und begann mit rauhem belegtem Tonfall:

„Wutschow — will sich noch bedenken —“

„Er hat drei Tage Zeit,“ erklärte der Australier.

„Ich soll Ihnen sagen, Sie — möchten das auch tun —“

„Ich überlege zuerst und handle dann.“

„Er will sich — von dem alten Hause nicht trennen. Ein neues — ist ja auch — bequemer für Sie. Ich soll Ihnen — die anderen Häuser, wenn Sie wollen, zeigen.“

„Danke, unnötig. Ich wünsche selbst zu bauen, nach meinem eigenen Geschmack.“

„Dann —“

Jeremias kniff sekundenlang die Augen zu und öffnete sie blinzeln wie ein Nachtvogel im Tageslicht.

„Dann — empfiehlt Ihnen Wutschow ein anderes Grundstück. Sie sind mit den Verhältnissen nicht vertraut — als Fremder. Wutschow will — vermitteln — für Sie kaufen, wenn Sie einverstanden sind.“

Der Australier ließ nur ein kurzes Räuspern vernehmen.

„Wutschow weiß Bescheid,“ bekräftigte Jeremias empfehlend. „Sie sollten sich nicht bedenken, das Grundstück liegt in der gleichen Gegend, knapp hundert Schritt weiter die Potsdamer hinunter —“

„Aha!“

„Guter Baugrund —“

„Kostenpunkt —?“

„Nicht — höher als Nr. 100 —“

„Gehört einem — ehemaligen Lokomotivführer?“

„Um — woher —“

Hunter mokierte sich, daß die drei ehrlichen Mäcker ihre Vermittlung für das gleiche Objekt anboten, und daß Wutschow mit abermaliger struppeliger Überforderung einen Hauptzug zu tun gedachte.

„Ich verzichte,“ erklärte er kurz.

„Haben — schon gesehen —?“ forschte Jeremias lauernd.

„Ich will Nr. 100 — oder keines. Das werde ich auch Wutschow selbst sagen. Ist er daheim?“

„Ich — weiß nicht —“

„Ich werde nachsehen.“

Hunter erhob sich, und Jeremias suchte ihn zurückzuhalten.

„Er will nicht — er hat es mir gesagt —“

„Dann soll er mir das Schriftstück zurückgeben.“

„Warten Sie bis morgen — übermorgen —“

„Das soll er mir selbst sagen.“

„Er — ist nicht zu Hause —“

„Davon werde ich mich überzeugen.“

„Da sind — Umstände, Schwierigkeiten —“

„So soll er selbst mit der Sprache herausrücken. Noch eine Weise gefällig? Kellner — eine große. Adieu . . .“

Er beglich die geringe Beche, ließ den nervösen Boten Wutschows sitzen und suchte den letzteren selbst auf.

Wahrscheinlich, überlegte er auf dem kurzen Wege, war auch das Zusammentreffen mit Fantig kein zufälliges gewesen. Einer wollte eben dem anderen zuvorkommen.

Er vergaß, was ihn am Tage vorher und noch am Morgen beengt hatte, und fühlte an den unvermutet aufgetürmten Hindernissen seine Energie erstarren. Die angefachelte Habgier Wutschows suchte auf jeden Fall ihren Gewinn, das schien ihm klar zu sein; aber leicht sollte dem Geizhals das Spiel nicht gemacht werden.

Er hielt sich dicht unter der Veranda, nahm die Treppe mit wenigen Sägen und überraschte Wutschow auf dem gewohnten Platz.

Der Hausherr war von seinem plötzlichen Auftauchen unangenehm berührt, das stand ihm auf dem langen Gesicht geschrieben.

Hunter grüßte kühl.

„Ich komme selbst,“ begann er mit Betonung. „Wollen Sie oder wollen Sie nicht? Entweder — oder!“

Wutschow schnitt eine Grimasse.

„Sind die drei Tage schon um?“ stieß er hervor.

„Sie selbst haben mich auf heute herbestellt.“

„Hat Ihnen Jeremias nicht —“

„Jeremias soll sich zum Kukuck scheren! Mit Ihnen habe ich zu tun.“

„Wollen Sie nicht das neue —“

„Ich will das Grundstück, auf das ich geboten habe, nicht irgend welches, das Sie — oder andere — für mich auszuwählen belieben.“

„Ich — habe mich besonnen —“

„Das ist Ihr Recht. Der — Grund —?“

„Ich will nicht.“

„Ist Ihnen der Preis noch nicht hoch genug?“

„Der Preis? Sie können noch mehr bieten — ich will nicht.“

„Gut. So geben Sie mir meinen Schein zurück.“

Wutschow lachte verlegen.

„Den Schein? Den — hat meine Frau —“

„Dann werde ich mich an sie wenden!“

Der Hausherr grünte.

„Sie — will auch mit Ihnen reden —“ erklärte er geduckt.

„Sind Sie ein Pantoffelheld?“ fragte der Australier verächtlich.

Wutschow paffte dicke Wolken.

„Eine Treppe —“

Er wies nach oben. „Gedwig —“ knarrte er.

Das Mädchen mochte schon auf den Besuch aufmerksam geworden sein und sich in der Nähe gehalten haben.

Sie trat auf den Treppenabsatz.

„Papa —?“

„Melde — den Herrn —“

Sie kam bald zurück und verharnte an der Treppe.

„Wenn's gefällig ist —,“ sicherte Wutschow boshaft.

Der Australier stieg die Treppe hinauf, grüßte die junge Dame fremd, warf den Pelz über einen Tisch, den Hut auf einen Stuhl und zeigte durch eine Handbewegung an, daß er bereit sei.

Das Zimmer, in dem ihn das Mädchen schüchtern zu warten bat, war ein Raum von nur etwa fünf oder sechs Metern im Geviert, aber von einem Luxus in der Ausstattung, der den Besucher nach all dem Verfall und der Nüchternheit, die er bis dahin um sich beobachtet hatte, lebhaft überraschte.

Den Boden deckte ein schwerer Perserteppich, von dessen warmer und diskreter Kupferfarbe sich die vergoldeten Stühle und Sessel mit ihren leuchtend roten Seidenbezügen harmonisch abhoben. Die Tapete war von zart hellbrauner, golddurchwirkter Seide, die da, wo das volle Tageslicht auf sie traf, warm aufglänzte, ohne deshalb das von reichen Silbermustern unterbrochene Purpurrot der Portieren an Türen und Fenstern oder die gleichfarbigen Möbelbezüge in der Wirkung zu beeinträchtigen. Kostbar gerahmte Ölgemälde trugen die Namen von Meistern, die auch dem Australier bekannt waren, und ein Seestück von Achenbach fesselte ihn derart, daß er eine Bronzebüste unmittelbar unter dem Bilde erst gewahr wurde, als er fast dagegen stieß. „Teufelin“, las er auf dem Sockel und wiederholte den Namen unwillkürlich halblaut, als sein Auge an den schönen, dämonisch feindseligen Zügen des weiblichen Kopfes hing, dessen Haargewell über der Stirn symbolisch von zwei Hörnern durchbrochen wurde. „Teufelin!“ Ein seltsamer Schwind für ein Frauengemach . . .

Die Dnyrzänke, auf der die Büste stand, störte ihn. Sie war zu lebhaft für den braungoldenen Bronzeton des Bildwerkes und den teuflischen Ernst in den eisigen Gesichtszügen.

Aber die Bewohnerin des Gemaches schien für das geäderte grüne Gestein eine Vorliebe zu besitzen und ihr Reichtum ihr zu gestatten, auch ihre exzentrischen Launen zu befriedigen. Ein Tischchen

vor einem der Fenster trug auf einer Dnyrplatte eine hohe Stehlampe mit Seidenschirm, deren schwerer Fuß ebenfalls aus dem wertvollen Stein hergestellt war; und das gleiche Edelmateriale wiederholte sich bei den verschiedensten kleineren Gegenständen: Schalen, Basen, einer Standuhr, einigen Photographierahmen, einem Schreibzeug und einer Art Briefbeschwerer.

Alle Gegenstände waren von moderner Arbeit, modern auch die Möbel und vor den Fenstern die Wand-Stores auf goldfarbigem Lüll. Nirgends etwas von einem Stil oder auch nur, von dem Vorkommen des Dnyr abgesehen, von einer mehr als oberflächlichen Individualität — sauber, neu, kostbar das Einzelne und das Ganze, aber von der Kostbarkeit und Neuheit der großen Ausstellungsbazare.

Der Australier bog den eckigen Kopf in den Nacken, betrachtete sich die Decke und lachte auf. Bis an die schmutzige Fläche da über ihm war die Kunst des Dekorateurs nicht gekommen; die war geblieben, wie sie gewesen war und wie sie zu dem Hause paßte, und die aus graublauen Wolken niederschwebenden Amoretten schienen blöde den Flug zu verhalten und sich mit ihren verstaubten Girlanden nicht

Der Fink.

Eine Frühlingsgeschichte von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

Als Hanna Dorning nach tiefem, gesundem Schlummer die Augen aufschlug, war ihre erste Empfindung die der dankbarsten Zufriedenheit mit der Weltregierung, die es doch sonst den anspruchsvollen Menschenkindern so selten recht machen kann. Und es hatte durchaus keiner wunderbaren oder ungewöhnlichen Geschehnisse bedurft, um diese angenehme Empfindung in der Seele der jungen Volksschullehrerin wachzurufen. Das Bündelchen Sonnenstrahlen das durch den schmalen Schlitz zwischen den Fenstervorhängen seinen Weg bis auf ihr Bett gefunden, war ausreichend gewesen, sie in die rechte heitere Sonntagmorgen-Stimmung zu versetzen. Nicht bloß um seiner selbst willen freilich, sondern vor allem, weil es für Hanna Dorning die Verwirklichung einer lieben Hoffnung, die Erfüllung



Brücke im Schnee. Von Helmut Liejegang, Düsseldorf.

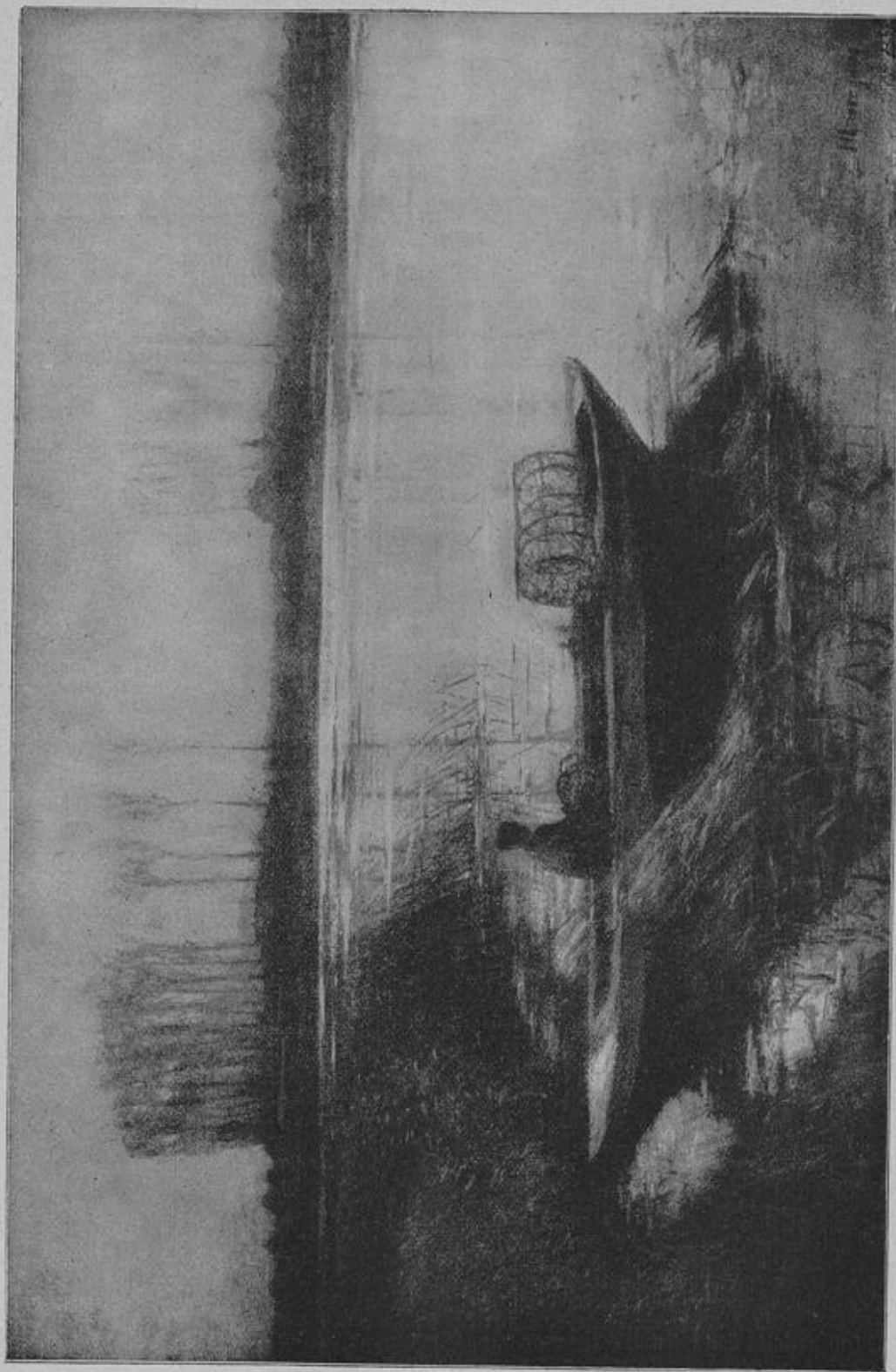
niederzutrauen in den blühenden Staat da unten und in den Bereich der Teufeln, die den Gott der Liebenden längst zu einem Nachgott degradiert hatte. „Teufeln!“

Hunter stieß es unvorsichtig aus und drehte sich etwas betreten um, als er gleich darauf aus einem Rauschen und Knistern wie von einem Seidenkleide hinter sich schloß, daß die Frau vom Hause unmerklich eingetreten sein und seinen Ruf vernommen haben könnte.

Er hatte sich nicht getäuscht; die Hausherrin stand vor ihm — hochaufgerichtet, die Augen geweitet, den Blick starr, die Lippen zuckend.

William Hunter tastete nach der goldenen Lehne eines Phantastefessels an seiner Seite und schien plötzlich wie an den Boden festgewachsen. Die blinkenden Augenlider bildeten das einzige Lebendige an ihm, bis ein Reißen und Zerren in seine Züge kam, die von einer gewaltigen Erregung Zeugnis gaben. Er öffnete den Mund wie zum Sprechen und brachte doch kein Wort hervor; er suchte sich aus dem lähmenden Banne aufzurichten und fühlte nur seine Ohnmacht. Er war gekommen, um mit der Frau rauh und energisch zu verhandeln, und der Atem stockte ihm bei ihrem Anblick. (Fortsetzung folgt.)

eines lange gehegten Wunsches bedeutete. Zum erstenmal nach der erzwungenen Eingeschlossenheit des langen, griesgrämigen Winters sollte sie heute hinaus dürfen in die lachende Herrlichkeit des wiedergekehrten Lenzes. Gute, wohlvertraute Freunde, deren Gesellschaft von vornherein Bürgschaft war für eine Reihe harmlos vergnüglicher Stunden, hatten das allein stehende junge Mädchen zu diesem Frühlingsausflug eingeladen. Und ein Landmann, der für seine Ernte fürchtete, hätte das Barometer nicht aufmerksamer beobachtet können, als Fräulein Hanna es während dieser letzten Tage getan. Denn sie war eine leidenschaftliche Naturwärmerin. Ein Stückchen blauen Himmels zwischen den hohen Häusermauern der Großstadt, ein paar frischgrüne Baumwipfel oder ein Inselchen saftigen Rasens inmitten der endlosen Stein- und Asphaltwüste waren für sie, was für andere ihres Geschlechts ein feuriger Walzer, ein Glas Champagner oder ein hübscher Hut nach der neuesten Mode sein mögen. Und nun gar ein ganzer langer Sonntag zwischen jung begrünter Wiesen und frisch gepflügten, würzig duftenden Acker — ein lustiges Schlendern durch den von tausend goldenen Sonnen-



Niederheinisches Altwasser. Von Helmut Stegeng, Düsseldorf.
Original in der Galerie zu Düsseldorf.

lichtern durchfunkelten Wald, in dem sich überall geheimnisvoll von neuwachtem Leben regt — es war für Fräulein Hanna eben einfach der Gipfel und der Inbegriff aller irdischen Genüsse. Hurtiger noch, als wenn sie an einem Wochentage die Zeit zum Aufstehen zu verschlafen fürchtete, war sie aus den Federn. Und ein verliebter Badfisch, der sich zum ersten Stellbischen erwartet weiß, hätte mit seiner Toilette nicht schneller fertig werden können, als es ihr an diesem Morgen gelang. Wäre sie eitel gewesen, so hätte ein Blick in den Spiegel sie darüber beruhigen müssen, daß sie darum nicht weniger niedlich und appetitlich ausfah. Aber sie dachte auch vor dem Spiegel viel lebhafter an die Schönheit, die sie draußen erwartete, als an ihre eigene. Und als sie dann endlich die Fenstervorhänge zurückziehen und statt des schmalen Bündelchens eine ganze Flut von warmgoldigem Sonnenlicht in ihr Stübchen hereinströmen lassen durfte, da würde sie am liebsten laut hinausgejubelt oder gesungen haben in den herrlichen, lachenden, wonnigen Frühlingmorgen.

So gar viel von seiner wonnigen Herrlichkeit offenbarte er ihr freilich zunächst noch nicht. Denn die Straße, an der Fräulein Hanna wohnte, war ziemlich eng, und es war auf und ab nichts Grünes darin zu entdecken als das mit dieser Farbe angestrichene Holzgehäuse eines Gassenbrunnens. Aber der wolkenlos strahlende Himmel war doch da, blau und durchsichtig wie ein Saphir, und der köstliche weiche, schmeichelnde Lenzhauch, der ihr, als sie sich hinausbeugte, wie in zarter Lieblosung die freudeheissen Wangen umfächelte.

Und noch etwas anderes war da, das Fräulein Hanna Vergnügen bereite, ein fast noch größeres sogar als Frühlingshimmel und Frühlingsluft. Und doch war es weiter nichts als ein offenes Fenster im zweiten Stock des gerade gegenüber liegenden Hauses, ein Fenster, an dem sich nichts Lebendiges zeigte, und durch das man der Gardinen wegen nicht einmal in das Zimmer blicken konnte, zu dem es gehörte. Um Fräulein Hannas Vergnügen an diesem offenen Fenster zu verstehen, hätte man eben gleich ihr wissen müssen, daß es vier volle Wochen hindurch geschlossen und mit einem dichten, dunklen Vorhang verhängt gewesen war, und man hätte vielleicht auch gleich ihr den Bewohner des Zimmers kennen müssen, in das man einen ganzen Monat hindurch jedem Lusthauch und jedem Sonnenstrahl den Zutritt verwehrt hatte.

Das heißt: eigentlich kannte Fräulein Hanna ihn ja auch nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, der einem vorfährt, wenn man von einer Bekanntschaft zwischen zwei Leuten spricht. Seinen Namen hatte sie erst vor beiläufig drei Wochen erfahren, als die wachsende Unruhe wegen des hartnäckig verhängten Fensters sie zu einer schüchternen Erkundigung bei der allwissenden Hausmeisterin getrieben. Aber sein Gesicht, seine Gewohnheiten, und ein wenig vielleicht auch von seinem Charakter kannte sie freilich schon viel länger, schon seit dem Beginn des Winters, um welche Zeit sie ihr jetziges Quartier bezogen hatte. Denn er war vom ersten Tage an ihr Gegenüber gewesen. Und Frauenaugen sehen viel, auch wenn sie gar nicht darauf aus sind, zu spähen und zu spionieren. Darüber, ob er ein hübscher Mann sei im landläufigen Sinne des Wortes, hatte sich Fräulein Hanna wohl kaum jemals Rechenschaft abgelegt. Sie hatte nur gefunden, daß er ein feines, kluges Gesicht habe, eines von den Gesichtern, auf denen viel von angelegter Geistesarbeit und von einer langen Reihe schwerer Gedanken geschrieben steht. Auch daß er ein stiller, einsamer, den üblichen Freuden und Vergnügungen der Welt wenig zugänglicher Mensch sein müsse, hatte sie bald herausgefunden. Abendlich, wenn sie sich nach beendigter Korrektur ihrer Schülerhefte zur Ruhe begab, brannte noch die Lampe auf seinem Schreibtisch, und sie konnte deutlich den Schattenriß seines Kopfes auf dem Fenstervorhang erkennen. Was aber ihre vermeintliche Kenntnis von seinem Charakter betraf, so hatte sie dafür keine anderen Unterlagen, als gewisse Beobachtungen über das Verhältnis des Dr. Bernhard Lerow — daß er so hieß, hatte ihr, wie gesagt, vor drei Wochen die Hausmeisterin verraten — zu allerlei vier- und zweibeinigem Getier. Sie wußte, daß er einen abschaulichen struppigen Hund hatte und eine anscheinend schon sehr alte Stute, die an irgend einem schlimmen Tage ihres Lebens unter den Händen grausamer Menschen nicht nur eines ihrer Augen, sondern bis auf einen kaum erwähnenswerten Stumpf auch die schönste Zier ihres Körpers, den Schwanz nämlich, verloren haben mußte. Wenn an sonnigen Wintertagen die Fensterflügel bei ihrem Gegenüber weit geöffnet und die Gardinen zurückgezogen gewesen waren, hatte Fräulein Hanna ohne sonderliche Indiskretion manchmal wahrnehmen können, wie sich Dr. Lerow freundlich mit seinem struppigen Hunde beschäftigte, während die Stute zuweilen Viertelstunden lang auf seiner Schulter kauerte. Das hatte ihr nicht übel gefallen; mit noch größerem Vergnügen aber hatte sie dem Doktor des öfteren verholten nachgesehen, wenn er sein Fensterhörn in einen Futterplatz für hungrige Vögel verwandelte. Seine Persönlichkeit mußte etwas seltsam Vertrauensweckendes für die sonst so schenen Kinder der Lüste haben, denn sie flogen emsig ab und zu, sich ihre Brotsamen und Fleischbroden zu holen, auch wenn er in seiner ganzen stattlichen Länge am offenen Fenster stand und ihrem Treiben zuschaute. Nicht einmal vor seiner Stute fürchteten sie sich, die allerdings zugleich mit ihrem Schwanz und ihrem halben Sehvermögen auch ihre angeborenen Naubtierinstinkte abgelegt zu haben schien. Denn wenn es anders gewesen wäre, wie

hätte der Doktor die Inzassen des Vogelkäfigs neben seinem Schreibtisch vor ihren Mordgelüsten schütten können, und wie hätte er vollends seinem hübschen Gegenüber mehrere Wochen lang an jedem Morgen jenes nette Schauspiel bieten können, das ihr eine so besonders günstige Meinung von seinem Charakter beigebracht hatte! Der Hauptakteur bei diesem Schauspiel war freilich nicht er selbst, sondern ein kleiner, bunter Vogel, anscheinend ein Fink, der aus dem Innern des Zimmers auf seine Hand oder auf seine Schulter flog, sobald er in der Frühe an das geschlossene Fenster trat, und der sofort mit vorgestrecktem Köpfchen nach seinen Lippen pickte, sobald er ihn in die Nähe seines Antlitzes brachte. Wahrscheinlich war es ihm nur um die Erlangung irgend eines Leckerbissens zu tun, den ihm der Doktor auf solche Art darreichte, aber es sah doch aus wie eine Lieblosung, und Fräulein Hanna hatte immer aufs neue ihre Freude an der kleinen Szene gehabt, bis dann eben eines Tages der dicke, dunkle Vorhang hinter dem Fenster erschien und nicht mehr verschwunden war. Daß es damit eine besondere und gewiß nicht erfreuliche Bewandnis haben müsse, hatte sich die junge Lehrerin sogleich gesagt, und gar oftmals an jedem neuen Tage waren ihre Blicke zu dem Fenster hinüber gewandert, das ihr bis jetzt so viel hübsches erzählt hatte, und das nun mit einem Mal so ganz stumm und blind geworden war. Eine Woche lang hatte sie die Ungewissheit ertragen, dann hatte sie sich auf höchst diplomatische Weise so ganz nebenher bei der Hausmeisterin nach dem Herrn mit dem häßlichen Hunde und der schwanzlosen Stute erkundigt, um zu erfahren, daß er Dr. Bernhard Lerow heiße, ein sogenannter Privatgelehrter sei und ein außerordentlich netter, solider junger Mann in wohlgeordneten Vermögensverhältnissen.

„Aber was nützt ihm jetzt das alles?“ hatte die Frau hinzugefügt, „wenn er doch wahrscheinlich sein Augenlicht nie wieder bekommt!“

Bei diesen Worten war es der jungen Lehrerin nicht anders zumute gewesen, als wenn man sie jählings mit einem kübel eiskalten Wassers überschüttet hätte. So heftig hatten ihre Knie gezittert, daß sie unwillkürlich nach dem Treppengeländer gegriffen hatte, um sich daran festzuhalten. Und es war ihr schwer gefallen, noch eine weitere Frage zu tun. Es war auch nicht mehr viel gewesen, was sie in Erfahrung gebracht hatte. Die Hausmeisterin wußte eben nur, daß Doktor Lerow von einer schweren Augenkrankheit befallen worden war, und daß die Frau, bei der er wohnte, von der Wahrscheinlichkeit seiner völligen Erblindung gesprochen hatte. Von der Stunde an hatte Fräulein Hanna noch viel öfter als zuvor zu dem verhängten Fenster hinübergesehen. Und einmal — nein, sogar zweimal hatte sie etwas getan, dessen sie sich fürchtbar geschämt haben würde, wenn sie nicht ganz sicher gewesen wäre, daß es für alle Ewigkeit ihr Geheimnis bleiben würde. Sie hatte nämlich dem armen jungen Manne da drüben, der ihr so in tiefster Seele leid tat, heimlich Blumen geschickt — anonym natürlich und auf Umwegen, die sie unbedingt vor jeder Entdeckung sicherten. Sie hätte es vielleicht sogar noch öfter getan, wenn ihre Kassenverhältnisse es ihr erlaubt hätten. Aber Rosen und Flieder und Veilchen sind teuer zur Winterzeit. Und andere Blumen durften es doch nicht sein, als solche, die ihn — der sie ja nicht sehen konnte — wenigstens durch ihren Duft erfreuten.

Nun ist heute zum erstenmal der dicke, dunkle Vorhang verschwunden, und die so lange geschlossenen Fensterflügel sind weit geöffnet. Von dem Bewohner des Zimmers oder von seinen Freunden aus dem Tierreich ist nichts zu sehen. Aber es muß ihm doch wohl besser gehen, da man dem Lichte wieder den Zutritt zu ihm gestattet. Und nun erscheint Fräulein Hanna der sonnige Frühlingmorgen noch tausendmal schöner als zuvor, nun freut sie sich noch viel, viel herzlicher auf das Vergnügen, das draußen in Wald und Flur ihrer wartet.

Da plötzlich schreckt sie heftig zusammen, und ein kleiner Entsetzensschrei kommt von ihren Lippen. Denn etwas Lebendiges, Dunkles ist dicht an ihrem Ohr vorbeigeschlattert, und sie hat deutlich eine weiche, streifende Berührung an ihrer Wange gespürt. Unwillkürlich ist sie um ein paar Schritte ins Zimmer zurückgewichen. Aber da flattert es wieder hart neben ihr vor der Kommode auf, gerade auf sie zu, und läßt sich auf ihrer Schulter nieder. Und da sieht sie, daß es ein kleiner, bunter Vogel ist, ein Fink, der sein Köpfchen bald hierhin, bald dorthin dreht, auf die drolligste Art von der Welt sein gefiedertes Häßchen reckt und aus klugen, schwarzen Augen immer nur auf ihren Mund zu blicken scheint. Jetzt weiß sie, wer da ungebeten und unerwartet bei ihr zu Gaste gekommen ist: Dr. Lerows zahmer, geflügelter Stubengenosse! Er hat in tadelnswertem Undank das offene Fenster seines Herrn zu einem Fluchtweg benützt. Und es ist für Fräulein Hanna sogleich die selbstverständlichsache Sache von der Welt, daß er seinem Eigentümer zurückgebracht werden muß. Aber sie hat niemanden zur Verfügung, den sie schicken könnte. Und sie würde das zarte, empfindliche Geschöpfchen wohl auch keinem andern anvertrauen als ihren eigenen behut samen Händen. Ein mit roter Seide ausgepolstertes Arbeitskörbchen nimmt den Ausreißer, der sich ohne Widerstreben greifen läßt, in seinem Innern auf. Damit er sich nicht zu lange in seinem ungewohnten Gefängnis zu ängstigen brauche, macht sich Fräulein Hanna so schnell als möglich

zum Ausgehen fertig. Und eine kleine Weile später zieht sie klopfenden Herzens drüben an der Wohnungstür im zweiten Stockwerk die Klingel. Eine freundliche alte Dame tut ihr auf. Die junge Lehrerin erzählt ihr mit raschen Worten — denn sie will ja gleich wieder fort — von dem zugeflogenen Vögelchen und davon, daß es ohne allen Zweifel der Hirt des Herrn Dr. Lerow sei, dem sie ihn hiermit zurückgeliefert haben wolle.

Eben hat sie der Frau das Körbchen überreicht, das ja später drüben bei ihrer Wirtin abgegeben werden kann, da öffnet sich eine Tür, und kein anderer als Dr. Bernhard Lerow selbst erscheint in ihrem Rahmen. Er ist erbarungswürdig bleich, und eine Brille mit großen, schwarzen, kreisrunden Gläsern entstellt sein Gesicht. Es scheint Fräulein Hanna ganz unmöglich, daß er durch diese fürchterlichen Gläser überhaupt etwas sehen kann. Aber für den Moment ist es ihr beinahe lieb; denn sie fühlt an dem Brennen ihrer Wangen, daß sie dunkelrot geworden sein muß, und auch sonst mag sich für gesunde Augen die Verlegenheit deutlich genug in ihrem Aussehen offenbaren. Aber wenn der Doktor auch nicht ordentlich sehen kann, er muß doch unglücklicherweise alles gehört haben, denn er macht ihr eine tiefe Verbeugung und sagt mit einer sanften, sehr angenehmen klingenden Stimme:

„Ich bin Ihnen für Ihre große Liebenswürdigkeit zu aufrichtigem Dank verpflichtet, mein Fräulein! Aber Sie sollen von meinem lieben kleinen Freunde nicht schlechter denken als ers verdient. Daß ich vor etlichen Monaten dem halb Erfarrten und Verhungerten billige Gastfreundschaft gewährte, hat er mir durch seine heitere Geselligkeit während des langen Winters und durch treue Anhänglichkeit in dunklen Strauchentagen überreich gelohnt. Und weil ich viel mehr in seiner Schuld bin als er in meiner, habe ich ihm heute das einzige Geschenk, was ich zu schenken hatte, seine goldene Freiheit.“

Fräulein Hannas Verlegenheit ist nach dieser Erklärung natürlich noch hundertmal größer als zuvor, denn sie kommt sich sehr ungeschickt und kindisch vor mit ihrem gleichsam im Triumph zurückgebrachten Vogel. Des Doktors schwarze Brillengläser aber müssen doch nicht ganz so undurchsichtig sein, als sie es gehofft hatte. Denn ehe sie noch eine Erwiderung vorbringen konnte, fährt er fort:

„Aber darf ich Sie nicht bitten, auf einen Augenblick näher zu treten, mein Fräulein? — Wenn mich nicht alles täuscht, sind wir ja alte Bekannte. Da — mein Schnauz bestätigt es schon. Er ist im allgemeinen beinahe ebenso menschenschen wie sein Herr. Aber er hat jedesmal freudig gebellt, wenn er Sie drüben am Fenster erblickte.“

Wirklich springt der häßliche, struppige Hund schwanzwedelnd und leise winselnd an ihr in die Höhe. Und eine Minute später — sie weiß selber nicht, wie es geschehen konnte — sitzt Fräulein Hanna wahrhaftig auf einem Stuhl in des Doktors Studierstube. Der schwanzlose Kater blinzelt sie aus seinem einzigen Auge an und reibt sich schnurrend an ihrem Kleide. Der aus seinem gepolsterten Sessel befreite Hirt aber hat sich sogleich auf des Doktors Schulter niedergelassen und äugelt nach seinen blassen Lippen.

Das Zimmer ist ernst und einfach. In kostbaren japanischen Vasen auf dem mächtigen Schreibtisch aber stehen zwei ganz verweilte Sträuße von Rosen, Veilchen und weißem Flieder.

„Ich hoffe, daß der Totenduft dieser welken Blumen Sie nicht belästigt, mein Fräulein,“ sagt der Doktor. „Ich kann mich nicht von ihnen trennen, denn diese Blumen, deren großmütigen Spender ich nicht kenne, haben Frühlingssonnenschein und Frühlingshoffnung

in mein einfaches, dunkles Zimmer getragen, als ich die Sonne und den Frühling niemals wiederzusehen vermeinte. Werden Sie mich auslachen, wenn ich Ihnen sage, daß sie mir seitdem teuer geworden sind als liebe menschliche Wesen?“

Nein, Fräulein Hanna lacht ihn nicht aus. Sie möchte überhaupt viel lieber weinen als lachen, nur daß sie nicht recht weiß, ob es Tränen der Beschämung oder der reinsten, glücklichsten Freude sind, die ihr so heiß in die Augen steigen. Und da sie so schüchtern schweigt, beginnt der Doktor klug und freundlich von anderen Dingen zu reden, bis das Gespräch endlich in Fluß gekommen ist. Im Verlauf dieses Gesprächs erzählt Fräulein Hanna, daß die Gefahr der Erblindung glücklich beschworen ist, daß der Genesende aber noch wochenlang nicht wird lesen oder schreiben dürfen, und daß er sehr schmerzlich unter dieser aufgezwungenen Entsaugung leidet. Da, nachdem sie ein paar Minuten lang mit ihrer mädchenhaften Verlegenheit gekämpft hat, sagt sie mit bebendem Herzen, aber mit ganz fester und heiterer Stimme, daß es ihr ein Vergnügen sein würde, ihm vorzulesen — in ihrer freien Zeit natürlich — wie zum Beispiel gleich heute, wo sie mit dem dienstlosen Sonntag ohnehin nichts Besonderes anzufangen wisse.

Von den Smaragdgrünen Wiesen und den würzig duftenden Äckern, auf die sie sich so sehr gefreut, von dem Frühlingsweben des sonnendurchfunkelten Waldes hat Fräulein Hanna an diesem Tage nichts zu sehen bekommen. Aber er ist nichtsdestoweniger der sonnigste Lenztage ihres jungen Lebens gewesen. Und ob ihr aus den Knospen, die heute sprangen, ein heißes Sommerglück erblühen mag oder nicht, sie wird seiner nie vergessen.



Helmut Liesegang, Düsseldorf,
hervorragender Maler und Radierer.

Helmut Liesegang.

(Mit Abbildungen und Porträt.)

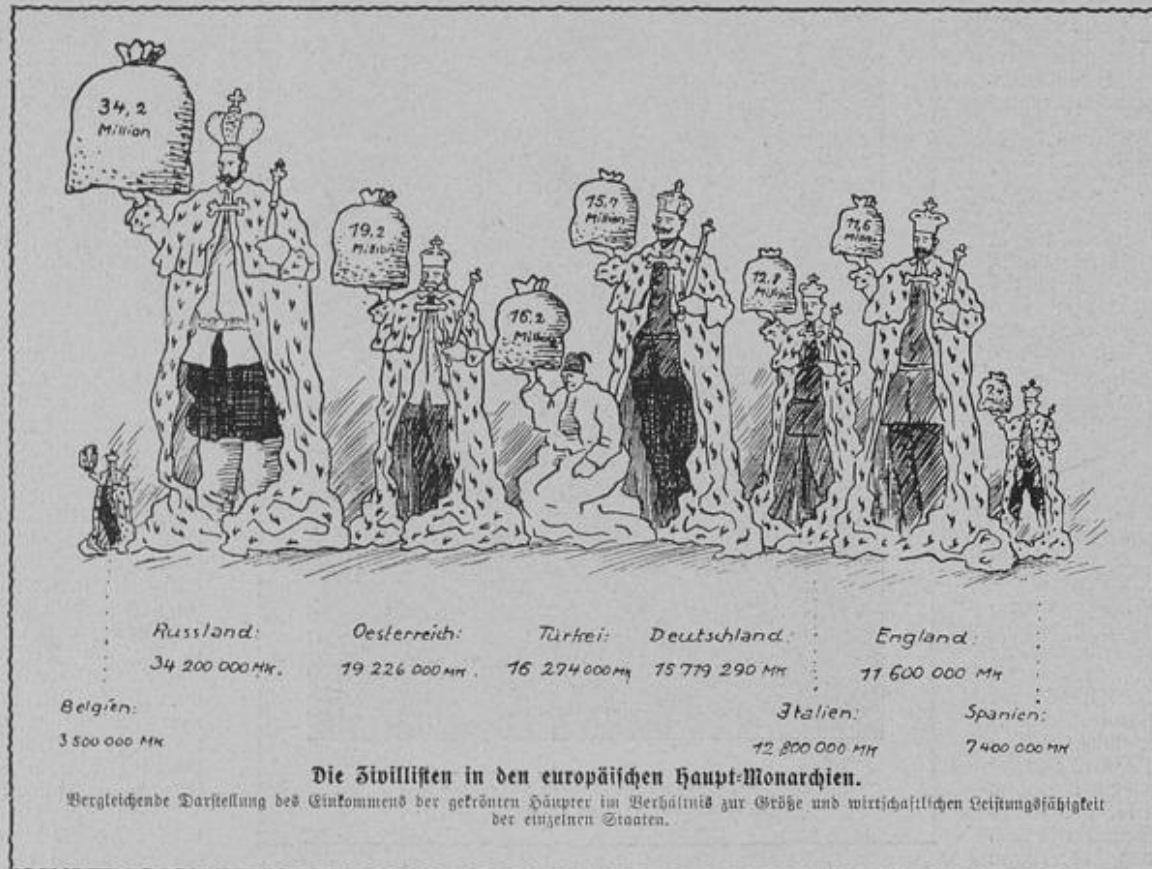
Wohl wenige kennen die eigenartige und schlichte Poesie der niederrheinischen Landschaft, und der Tourist, der etwa aus der Schweiz kommt, dann vom Dampfer aus die Burgenromantik des Oberrheins genießt, mit dem Schnellzug von Köln ab die Landschaft durchfährt, etwa um Holland oder Belgien zu durchqueren, kann sich eines Gähnens wohl nicht enthalten, wenn er die niederrheinische Ebene durchfährt. Dennoch hat diese einfache Landschaft ihre Reize; und wie die Berliner Maler, vielleicht angeregt durch Fontane, die Mark Brandenburg neu entdeckt haben, so entdeckten die neueren Düsseldorfer den Niederrhein. Die Reize dieser Landschaft springen nicht in die Augen; es ist eine schlichte und einfache Schönheit. Wer aber selber am Niederrhein lebt, wird immer wieder den Zauber ihrer Größe und Weite empfinden. Im „Türmer“ wurden diese Reize

einmal mit folgenden Worten gewürdigt: „Wer selber am Niederrhein war, wird immer wieder den unwiderstehlichen Zauber der Landschaft, ihre Weite empfunden haben, die doch wieder durch die schwere feuchte Luft etwas Zusammengehaltenes bekommt, so daß das Empfinden nicht in eine in die Ferne schweifende Sehnsucht mündet, sondern in stille Melancholie, bei der das Sehnen und Wünschen nach innen geht, also zum stillen Träumen wird. Dazu tragen auch die ruhigen Altwasser bei, die scheinbar unbeweglichen Baumreihen, das in der schweren Luft sich gleichsam zusammenduckende Gebüsch, die große und gerade Linienführung der gesamten Landschaft. Hebt schon diese das Ganze aus einer allzu intimen, wohl gar kleinlichen Stimmung heraus, so bringt die Wolkenbildung den Zug der Größe in die Landschaft. Nirgends habe ich den

Balkanglauben unserer Ahnen sinnlicher begriffen, als an Frühlingsabenden am Niederrhein, wenn aus dunkelblauem, dunkelgrauem, ja fast schwarzem Gewölke wie aus Grundfundamenten in immer heller werdenden Massen die Wolkenburgen sich aufbauten bis hinauf zur silberweißen Zinne. Vor allem, wenn dann die Sonne hinter den meist nach Westen gelagerten Wolkenmauern niedersinkt, die nicht so dichten oberen Schichten zur wabernden Lohse durchglutet, während die unteren wuchtigeren Massen etwas Dränendes bekommen, als könnte man durch das Gestein eines Vulkans das ewige Blutmeer im Innern erschauen."

Der Düsseldorfer Helmut Liefegang ist einer der ersten, die diese Schönheiten der niederrheinischen Landschaft entdeckt haben. Er feiert sie in seinen Bildern und ist nicht müde geworden, ihre Reize zu preisen. In Duisburg am Rhein 1858 geboren, verlebte er seine Jugend in Cleve, wohin sein Vater von Duisburg als Gymnasialdirektor kam. Dort besuchte er das Gymnasium; aber dem Knaben sagte der Unterricht in der dumpfen Schulstube wenig zu; lieber durchstreifte er schon damals mit der Zeichenmappe und dem Farbestaßen die Umgebung des reizvollen alten Städtchens, des letzten an

liche zu betonen, alles Nebensächliche weglassend und den Hauptreiz in der Farbe, der Frische und Lebendigkeit suchend. Auf diese Weise entstanden große Bilder, wie das „Altwasser“ in der Galerie in Düsseldorf, das große Bild „Herbstlaub“ und viele andere. Noch prägnanter vielleicht ist er in den kleinen Bildern. Namentlich die Werke seiner letzten Zeit sind farbenfroher, heller und leuchtender als früher. In kleineren niederrheinischen Städten malte er noch fühnere Farbenwirkungen: alte Marktplätze mit hellen farbigen Häusern, auf deren getünchte Wände die Sonne ihr glitzerndes Licht fließen läßt. Diese Motive, kleine malerische Nester, bringen uns auf den Radierer Liefegang. Er hat im Laufe der Jahre eine Reihe von Radierungen veröffentlicht, erst kleine, frisch skizzierte, dann in den letzten Jahren auch größere Blätter, meist niederrheinische, holländische oder belgische Städte, irgend eine alte Gasse an einer Kirche, ein altes Tor, oft im Schnee, meist abends, wenn die Lichter brennen, aber noch nicht leuchten, oder wenn alles in geheimnisvolles Dunkel oder in Dämmerung gehüllt ist. So „Brücke im Schnee“ und anderes. Auch bei diesen Arbeiten ist ihm das koloristische, das Arbeiten mit großen Gegenständen von



der niederrheinischen Grenze, dessen Häuser und Kirchen schon an die Farbenfröhlichkeit des nahen Hollands gemahnen. Er durfte dann die Düsseldorfer Akademie besuchen, obgleich die Stimmen der Seinen nicht fehlten, die ihm vorsorglich rieten, einen sicheren und festeren Beruf zu wählen. Nun malte er, wie es so üblich war, die Klassen der Akademie durch, zeichnete Gipsköpfe, Antike, das lebende Modell und war dann in der Meisterklasse von Professor Dücker, im ganzen wohl zehn Jahre lang. Aber von der Akademie trieb es ihn meist ins Freie, um die Natur aus erster Hand zu studieren. In seinen letzten Lernjahren machte er ausgedehnte Studienreisen in Holland und Belgien und ging oft nach Paris, wo ihn die Schule von Fontainebleau und die modernen Meister ganz besonders anregten. Als er dann die Akademie verlassen hatte, entstand eine ganze Reihe von Schöpfungen, deren Motive er meist seiner engeren Heimat, in den letzten Jahren sogar fast ausschließlich, entlehnte, während er in den ersten Jahren mehr in Holland malte. Eine große Anzahl seiner Bilder, wohl die meisten, entstand unmittelbar vor der Natur. In direktem Kontakt mit ihr schafft Liefegang wohl am farbigsten und frischesten; wenn eben möglich, vollendet er alles so direkt draußen. Er hat eben einen zu großen Respekt vor der Natur, ohne sie natürlich abzusprechen, nur versucht er sogleich das Wesent-

hell und Dunkel die Hauptsache. So immer von der Natur sich anregen lassend, schafft er rüstig weiter. Eine ganze Reihe seiner Werke sind in öffentlichen Galerien, so „Winter in Holland“ im Besitz des preussischen Staates, „Winterabend“ im Museum zu Elberfeld, „Letzte Sonne“ im Wallraf-Richartz-Museum in Köln, „Niederrheinisches Gehöft“ in der Wiesbadener Galerie und andere mehr.
-ng.

Gedankensplitter.

Wirst du gepeinigt, dulde stumm,
Dein Schmerzgewimmer nimmt man krumm,
Auf die Trommel schimpft alles, wenn sie laut wird,
Auf den Schlägel niemand, womit sie gehaut wird.

Sehr verschieden tragen Menschen
Das, was ihnen widerfährt!
Einer zückt dazu die Achseln
Und der and're zückt das Schwert.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 26

Sonntag, den 26. Juni

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

(3. Fortsetzung.)

Frau Wutschow trat mechanisch einen Schritt vor, und ihr Blick bohrte sich haßerfüllt in den Hunter's.

Sie war groß, üppig, ohne auffällige Stärke, stolz und herrisch in ihrem Auftreten, das nicht mehr junge Gesicht von ebenmäßiger, harter Schönheit, die auch durch den zarten Teint und das goldige, sich weich um den Kopf legende Blondhaar nicht gemildert, durch die Erregung des Augenblicks aber drohend verschärft wurde.

„Schuft!“ schleuderte sie ihm in halbersticktem Zischton entgegen. — Der Australier stand betäubt.

„Du wagst es —?“ fuhr sie leuchtend fort und wiederholte, die Stimme überschlagend: „Du — wagst es?“ William Hunter reckte sich langsam in eine festere Haltung zurück und suchte in stummem Kampfe seine Erschütterung zu meistern.

„Ein — freudiges — Wiedersehen —“ brachte er kurzatmig hervor.

„William Hunter — Herr Wilhelm Mumm! — Wozu die Maske?“ fragte sie schneidend.

Er zog mit einiger Anstrengung die Schultern hoch.

„Ich habe mich auf ein Terrain zurückgetraut, das mir — nicht sicher erschien. Und dann — Mumm — Mumm — ich — bin lange tot — ich bin Hunter — seit ich — nicht mehr — das Glück hatte, dich mein Weib zu nennen.“

„Willst du die Schmach, die du mir zugefügt hast, noch durch den Spott erhöhen?“ fiel sie ihm drohend ins Wort.

Er beruhigte sich ganz allmählich.

„Hast du die — Schmach empfunden?“ fragte er.

„Empfunden? — Glender!“

„Du hast dich doch bald darüber — hinweggesetzt?“

„Ja, gottlob!“ gab sie zornig zu. „Was drängst du dich mir wieder in den Weg?“

„Dränge ich —?“ Er verneinte durch Kopfschütteln. „Nimmst du an, ich — suchte dich?“

„Nein?“

„Nein!“ bestätigte er mit erkünstelter Schroffheit. „Dich? Nein! Das Haus — vielleicht — noch anderes. — Vielleicht Unbestimmtes. Dich nicht.“

„So wirst du gehen auf Nimmerwiedersehen?“

„Für einen scheint mir nur Platz zu sein — für dich oder mich —“

„Ich sollte dir weichen? Du verlangst das Ungeheuerliche, und du traust mir zu, ich könnte dir willfahren —?“

„Wir könnten uns auseinandersetzen —“

„Mit meiner Zustimmung niemals! Du hast dich an meinen Mann gewandt, du hast mir das Haus über dem Kopfe fortkaufen wollen — du fühlst dich so würdig wieder ein, wie du dich empfohlen hast —“

„Ich hatte von deinem Aufenthalt keine Ahnung.“

„Nachfragen konntest du auch nicht?“

„Ich habe — so in einem dunklen Drange — herumgehört — nach mir — nach dir — ich traf auf taube Ohren.“

„Schade, denn sonst wäre mir wohl das Vergnügen der Wiederbegegnung erspart geblieben!“

„Vielleicht —“

„Vielleicht! Du bist auf dem gefestigten Wege für tot erklärt worden — unsere Ehe ist null und nichtig — ich habe nichts mehr mit dir gemein!“

Er hatte das Niederdrückende der ersten Überumpelung nach und nach überwunden und fand mit der Beruhigung auch seine Willenskraft wieder.

„Das ist mir angenehm!“ versicherte er, und ein Wetterleuchten der Stumpfheit durchbligte die Wolken auf seinem Antlitz.

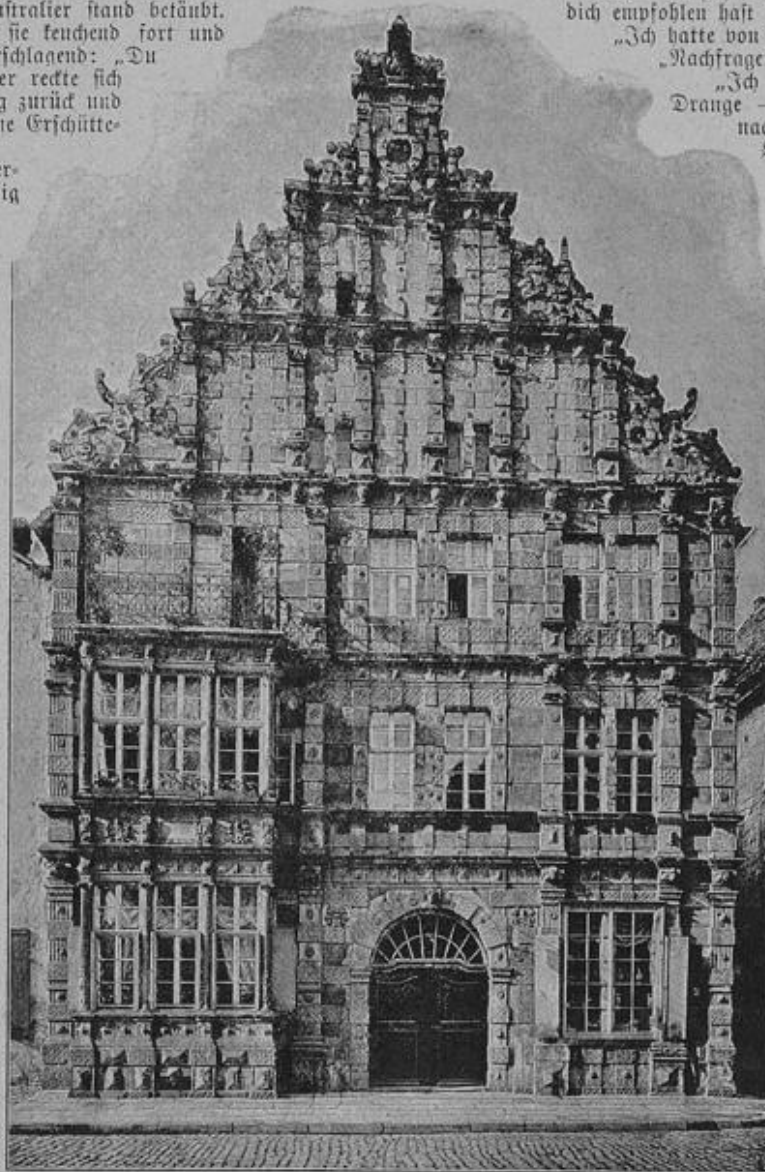
Frau Wutschow eilte in ein Nebengewach, kam mit einem Papier in der Hand zurück, zerriss es und warf ihm die Fäden vor die Füße.

„Das Haus gehört mir und wird das meine bleiben. Betrittst du es wieder — ich lasse dich mit Hunden hinaushegen!“

„Damit scheinst du leicht bei der Hand zu sein!“ entgegnete er kühl.

„Die Anspielung soll —?“

„Die Welt ist klein. Selbst bis in den Busch bringt die Kunde von mancherlei, was das Tageslicht zu scheuen hat. Ein deutsches Blatt war einmal hinübergeweht. Ein halbes Menschenleben ist vergangen seitdem. Die Ortsbezeichnung am Kopfe: Berlin — fiel mir auf. Ich blätterte — ich las. Und ich las von dem Hause, das



Das Rattenfängerhaus in Hameln, eines der schönsten und reichsten Bauwerke mittelalterlicher deutscher Architektur.

mich interessierte — laß mich ausreden! — von dem Hause, das ich als das ehemals meine erkannte, und von meinen Nachfolgern, einem Ehepaar Butschow — wie ich mich jetzt erinnere, obgleich ich den Namen längst vergessen hatte. Ich witterte dich nicht dahinter. Aber bin ich ein armes Dienstmädchen wie jene, die unter deinen Augen zerrissen wurde — um derentwillen Ihr flüchten mußtest, unflät wie ich — bis die Gnade vom Königsthron Euch die Heimkehr gestattete?"

"Das ist begraben und vergessen!" unterbrach sie ihn heftig.
"Oder auch nicht!" fuhr er fort. "Die Laune hat dich beherrscht, so lange ich dich kenne — der brutalen Laune, deinem Wahnsinn ist die Arme zum Opfer gefallen, und ich bin ihnen gewichen. Aber ich widerhole: Ich bin kein wehrloses Weib, ich bin auch nicht der Knecht mehr, der ich dir einmal war — ich habe mit anderen Feinden zu kämpfen gehabt, als mit ein paar armseligen Köttern — und ich lache über deine Drohung!"

Sie stand mit wogender Brust.
"Du willst der Ankläger sein — mir gegenüber? Du siehst den Splinter in meinem Auge, aber nicht den Balken in deinem eigenen! Was du gelesen hast — ja, es ist wahr! Sie hatte Befehl, in der Küche zu bleiben — was spionierte sie im Hause umher? Sie wurde bestraft, und wenn zu hart — du hast nicht zu richten! Du nicht! Du hast Schlimmeres auf deinem Gewissen: du hast Weib und Kinder verraten! Hast du noch ein Gewissen? Ist es dir nicht verloren gegangen wie dein Gedächtnis? Den Treuschwur hast du gebrochen, ein Meineidiger bist du — und ein Dieb und Betrüger, der mit Hab und Gut seines Weibes in die weite Welt ging —"

"Greifere dich nicht. Was habe ich dir genommen? Nicht mehr, als ich bedurfte, um das Joch deiner Launen von mir abzuschütteln — nicht mehr, nein, kaum soviel, wie zur Überfahrt in den fremden Erdteil notwendig war, in dem ich frei sein, in dem ich mich aufrichten wollte. Der Preis für deine Freiheit war zu niedrig gewesen — viel zu niedrig — ich erkannte es zu spät, als ich als verkommenen Cowboy gut genug war, die Rinderherden zu hüten, und als Arbeiter in Bergwerken und Goldminen nicht mehr zu erschwingen vermochte, als zum dürftigsten Unterhalt — ach was, als zum Fortschleppen einer halb schon verbrecherischen Existenz erforderlich war. In jenen Zeiten habe ich deiner gedacht, das kann ich dir schwören — nicht in liebender Erinnerung — mit geballten Fäusten, mit Verwünschungen auf den Lippen . . . Du lachst dazu? Well — ich mag nicht ohne Fehl gewesen sein — dumm genug hatte ich mich aber auch erwiesen. Es ist vorüber, es kann ruhen bleiben —"

"Das möchte dir bequem sein!" unterbrach sie ihn höhnisch.

Er ließ sich nicht stören.
"Die mageren Jahre nahmen für mich ein Ende, die fetten kamen. Was bin ich dir schuldig? Ich will es dir mit Zinsen erstatten."

"Kannst du auch die Schande mit dem Mammon anslöschen?"
"Dessen bedarf es nicht. Das hat ein anderer für mich besorgt, als er den verrufenen Namen des ersten Mannes von dir nahm und dir den — guten! — zweiten gab . . ."

Er stellte eine nüchterne Rechnung an.
"Ich ging mit tausend Talern. Sie gehörten dir. Wir wollen sie verzinsen mit — hundert Prozent — ich bin nicht geizig — wie andere. Das gibt —"

Er überschlug flüchtig und nannte die Summe.
"Sie steht zu deiner Verfügung. Du erlaubst —"
Er ließ sich an einem Tisch nieder, entnahm seinem Portefeuille ein Scheckformular und wollte es ausfüllen.

Sie entriß es ihm heftig.
"Gib die Komodie!"
"Well!"

Er erhob sich wieder.
"Du hast — drei Töchter?" fragte er unvermittelt.
Eine dämonische Gengstung glühte aus ihren Augen.
"Ich hatte!" antwortete sie mit triumphierender Betonung.

"Du — hattest. So. Wie viele — leben noch?"
"Eine!"
"Vom zweiten Manne?"
"Vom zweiten!"
"Und meine Töchter?"

Es packte ihn doch, und er biß die Zähne aufeinander, sobald er die Frage gestellt hatte.
"Deine?"

Sie lachte hart.
"Deine?" wiederholte sie.
Keine Falte trübte die hohe, weiße Stirn.

"Erinnerst du dich noch?"
"Antworte mir!" fuhr er zornig auf.
"Ja —"

Sie weidete sich an seiner Pein.
"Hast du Sehnsucht nach ihnen? Wirklich?"
"Weiß, foltere mich nicht!"

"Bewahre. Beide Fräulein Mumm sind — nicht da . . ."
"Wo denn?"
"Glaubst du an Engel?"

"Nein, nur, daß du ein Teufel bist!"

"Ja, durch dich geworden!"
"Wo sind meine Kinder?" drängte er erregt.
"Bist du taub? Muß ich noch deutlicher werden?"

"Tot?"
Seine Lippen bebten.
"Eublich! Kann ich dir — mit den Totenscheinen dienen?"
Er schien den Hohn überhört zu haben.

"Alle beide?" fragte er wie in banger Hoffnung.
"Willst du sie sehen?" stellte sie die rätselhafte Gegenfrage.
"Wie?"

Er schien zu schwanken, ob er recht gehört habe.
"Sehen?" wiederholte er zögernd.
Ein jordanischer Ausdruck verzerrte ihre regelmäßigen Züge.

"Sie sind da — alle beide —!" zischte sie geheimnisvoll. "Dein Vaterher: soll befriedigt werden" —
Er hörte ihr Kleid rauschen und sah sie in dasselbe Gemach verschwinden, aus dem sie gekommen war.

Ihm war schweiß, und er ahnte eine Bosheit, eine Teufelei. Unwillkürlich drehte er sich nach dem Bildwerk um.
Das braune Gesicht schien ihm noch härter, entgeisterter als vorher.

"Teufelin!" entrang es sich ihm wie schon einmal.
Er stieß gegen den Sessel, daß er umfiel, und folgte der Frau in den Nebenraum.

Frau Butschow hatte auch diesen verlassen.
Er orientierte sich.
Ihr Schlafgemach — reich überladen wie das Boudoir.
Eine Tür wurde aufgelockert.

"Deine Ungeduld — ehrt dich!" höhnte die Frau. "Willst du dich weiter bemühen?"
Sie machte ihm in der Tür, in der sie gestanden hatte, Platz und wies über die Schulter.

Dann rauschte sie davon und überließ ihn sich selbst.
Hunter war nicht furchtsam, aber die Schläfen hämmerten ihm, als er in den großen, fast saalartigen Raum blickte, der so weit in Dunkel gehüllt lag, daß er sich im ersten Moment schwer zurecht zu finden vermochte.

Erst allmählich gewöhnte sich das Auge an den Wechsel und durchdrang die Finsternis.

Mit Verwundern erkannte Hunter, daß der Raum, der einst als Speisezimmer gedient hatte, sich in einem Zustande äußerster Vernachlässigung befand und fast ganz leer war. Die drei Fenster waren durch verstaubte, im langen Gebrauch gelb gewordene Vorhänge dicht geschlossen, das Parkett des Fußbodens war kreuz und quer mit Brettern belegt. Das Haus war alt und morsch; er erriet sofort, daß der Raum der Einsturzgefahr wegen nicht mehr bewohnbar war, daß die Bretter, wenn doch jemand sich hineinwagen mußte, zur Verteilung der Last dienen sollten.

Vorsichtig trat er auf eine der Bohlen.
Zwei Spiegel zwischen den Fenstern schienen völlig erblindet; die braune Ledertapete hatte sich an einigen Stellen gelöst und hing in Fetzen herab, der Stuck der Decke war zum Teil abgefallen und bedeckte den Boden; ein paar zerbrochene Stühle lehnten schief in einer Ecke.

Von menschlichen Wesen war nichts zu sehen.
Eine Tür am entgegengesetzten Ende des Saales fiel ihm auf. Die war früher nicht gewesen. Vorsichtig näherte er sich ihr, fand die Scheiben sauber weiß verhängt, öffnete und blickte in eine Art Kammer, die so niedrig war, daß knapp ein Mensch darin aufrecht stehen konnte. Ein Bett, eine billige Waschtoulette, eine Kommode, ein Stuhl, ein primitiver Wandspiegel bildeten die Ausstattung, deren Bestes die anheimelnde Sauberkeit war. Vor dem Fenster starre das Gitterwerk, das ihm bereits aufgefallen war, — es gab ihm die Gewißheit, daß er sich in dem kleinen Anbau befand, und eine Photographie auf der Kommode, das Bildnis Dr. Bruchs, überzeugte ihn, wer die Bewohnerin des lässigen Gelasses war.

Er zog sich zurück und bemerkte einige Bohlen, die sich von der Tür nach dem Ausgang zogen. Sie dienten offenbar dem Mädchen für ihre Wege durch den öden Versall.

Ein Mitleid quoll in ihm auf. Wie hauste das Kind und wie die Mutter! Eine Bettlerin die eine, eine Fürstin in ihrem blendenden Prunk die andere — und doch der Himmel in der ärmlichen Kammer und die Hölle in der seelenlosen Pracht!

Er näherte sich einem der Fenster, ließ durch Lüftung des Vorhanges Licht einströmen und starrte entsetzt auf eine Lüfte in der Ecke neben dem Fenster, die förmlich Leben zu atmen schien.

Sie war aus Wachs, Sockel und Brustansatz mit verjüngter blauer Seide bekleidet. Das Gesicht war oberflächlich — vielleicht eben erst durch die Frau des Hauses — von der Staubschicht gereinigt, die den Scheitel noch entstellend bedeckte.

Eine Ähnlichkeit fiel dem Beobachter auf, die ihm das Blut in den Adern stocken ließ.

In seiner Vorstellung lebte ein jüngerer Bild, das Bild eines achtjährigen Kindes. Das Bildwerk stellte ein Mädchen dar, zwar auch im ersten blühenden Lenz, aber den Kinderschuhen entwachsen.

Es war ein Werk, das nur eine Meisterhand geschaffen haben konnte, ein Kunstwerk voll eigenen, individuellen Lebens, wie es vor

seiner Erinnerung stand, der Erinnerung an das jüngste seiner Kinder, das er in der letzten Stunde seiner Flucht zärtlich auf dem Schoße gehalten und das wie das ältere sich liebevoll in seine Arme geschmiegt hatte!

Blutenden Herzens hatte er sich von beiden getrennt — niedergeschmettert sah er die eine wieder!

Die eine!

Nicht die andere?

„Sie sind da — alle beide!“ — waren das nicht die Worte gewesen, die er gehört hatte, die er jetzt erst nach ihrem unheimlichen Sinn verstehen lernte?

Der stiere Blick wanderte abermals umher und blieb auf einer weiteren Wüste haften, die in der Ecke neben dem dritten Fenster in gleicher Weise aufgestellt war wie die erste . . .

Er stürzte hinüber.

Ein schwarzes Postament, verblichen blau die seidene Bluse — das Antlitz des älteren Mädchens — fester, herber als bei der jüngsten, und doch das erkennbare, nein, das treue Ebenbild des Kindes von ehedem.

Sein Auge blieb tränenlos, aber mit der Erschütterung, die tief aus dem Inneren hervorquoll, kam ihm die betäubende Erkenntnis, daß er um ein großes, geheimes Hoffen betrogen, daß die friedlose Wanderfahrt durch die Fremde nun auch daheim ohne Ende war . . . Er hatte es sich nicht bekant, daß die Hoffnung ihn mit tausend Fäden umspinnen, daß er mitten in der herzlosen Jagd nach dem Glück das Gefallen an dem Glanze des überreich zusammengescharren gelben Metalls verloren, daß eine unausgesprochene und doch übermächtig treibende Sehnsucht ihn bewältigt, und daß er alle seine Rechte auf einen lange nicht erschöpften Reichtum nach einer oberflächlichen, fast leichtsinnigen Bemessung ihres Wertes aufzugeben sich entschlossen hatte . . . Er hatte vor sich selbst verborgen, daß der Ekel vor dem Milieu von Habsucht und Verbrechen ihn bis an den Hals gestiegen war, daß er das Verlangen gefühlt hatte, mit der Fremde zugleich das kalte, sinnlose Jagen nach dem Golde gegen ein bescheidenes, süßes, ach — und vielleicht über Erwartendes sonntiges Glück in der alten, trauten Heimat einzutauschen . . . Er hatte gutmachen wollen an den beiden, an den Kindern — ihnen den Reichtum, wenn möglich, die Freude bringen wollen und — vielleicht — gleich ihnen der einst verlassenen Frau, die in dem langen Vierteljahrhundert gewandelt — geläutert sein mochte . . .

Er hatte wollen . . .

Und jetzt!

Die Hoffnung, die er abgewehrt und zugleich gepflegt hatte — sie hatte gelogen, getrogen . . .

Die Bilder, die er in einem fargen Versteck neben dem kalten, phantasielosen Verstande heraufbeschworen hatte — sie waren nichts gewesen als trügerische Spiegelbilder in der ihn umgähenden, endlosen Wüste eines verfahrenen, verpöschelten Lebens . . .

Die einzige Saite in seinem Gemüt, die noch des warmen Klanges fähig gewesen war, war gesprungen mit schrillen, schneidendem Mißton.

Eine maßlose Erbitterung beherrschte ihn.

„Weib! Teufelin!“ keuchte er, wanderte zwischen den Büsten hin und her und erwog, was die Frau veranlassen haben konnte, die Unglücklichen auch über das Grab hinaus wenigstens in ihren Ebenbildern gegenwärtig zu halten. Schlummerte auch in ihrem Herzen ein Funke von Liebe, hatte ein Schimmer von Reue sie erfaßt — waren die beiden Werke von Klüftlerhand unvermutete Zeichen einer — wenn auch wunderlichen, fast schenen — Pietät?

Pietät!

Er verwarf den Gedanken mit Hohlnachen.

Pietät! Was dem Herzen wert ist, wird aufbewahrt und mit Sorge umgeben und gepflegt, — nicht hinausgestoßen in eine Kumpellammer, nicht dem Verfall geweiht in Staub und Nacht starrer Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Liebe — Reue — Pietät — nein, alles andere eher war die Triebfeder für ihr Handeln gewesen — die Bosheit, die Eingebung des Augenblicks — die Laune —

Die Laune!

Das Wort brannte ihm auf der Zunge.

Ihre Launen hatten ihn erschreckt, als sie noch seine Braut war, ihm das Leben zur Hölle gemacht, als sie seine Frau geworden — sie hatten ihr grausames Spiel selbst im Angesicht des Todes krupellos getrieben . . .

Der Haß würgte ihn, und mit harten Anschuldigungen auf den Lippen verließ er den Saal, trat er in das Prunkgemach

Er bemerzte sich, als er nur die Tochter am Fenster stehen und sich nach ihm umwenden, die Frau vom Hause aber nicht anwesend sah.

„Mama läßt um Entschuldigung bitten!“ Klang es weich an sein Ohr.

Er schielte grollend an dem Mädchen vorbei und überlegte sekundenlang.

„Auch gut!“ brachte er dann rauh hervor und fügte drohend hinzu: „Ich werde wiederkommen — bestellen Sie das!“

Er ging mit verbissenem Schweigen, raffte seine Sachen an sich und polsterte die Treppe hinab.

Auch Butschows Platz war leer.

„Memme!“ knirschte der Australier, riß die Verandatür auf, warf im Hoße den Pelz über und stolperte auf die Straße.

5. Kapitel.

Der Portier im Bayerischen Hof hielt sich dienstbereit, als der Wagen mit dem Australier vor dem Hotel vorfuhr; er drückte sich aber zur Seite, sobald er das finstere Gesicht des Gastes bemerkte.

Hunter verlor kein Wort, schloß sich bis gegen Abend in seine Zimmer ein und verließ das Hotel stumm, wie er gekommen war. In der Friedrichstraße und Unter den Linden hielt es ihn nicht; er schritt durch das Brandenburger Tor in den Tiergarten und schlug Seitenwege ein, die schlecht beleuchtet, aber auch fast ohne Gefahr waren.

Die Bäume ragten schwarz und kahl in die Nacht, kein Stern erhellte über ihnen den wolkenverhängten Himmel. Waldeinsamkeit und Waldstille fast mitten in der Großstadt; nur das Klingeln der Straßenbahnen mischte sich zuweilen gedämpft mit dem hohlen Säusen und Brausen der von einer leichten Brise durchströmten Büsche.

An einer Bank machte Hunter Halt und ließ sich nieder. Er starrte in das Dunkel, und drohend, unwirlich und finster wie in der Natur war es in ihm. Seine Erregung hatte sich gelegt; aber ein dumpfer Druck wirkte in ihm nach. Das Brausen in der Natur und das Grollen in seiner Brust harmonierten; und die verhüllende, unheimliche, vielleicht unsichtbare Gefahren bergende Finsternis des Waldes glich dem Dunkel seiner unklaren Gedanken und Vorsätze. Aber er war nicht der Mann, der sich von äußeren Eindrücken dauernd widerstandlos lähmen ließ; er erhob sich, stieß mit dem Krückstock auf und schüttelte die Befangenheit mit einem Fluche von sich ab.

„Wir sind noch nicht fertig miteinander!“ murmelte er im Weitergehen und stieß die Ause „Weib — Satan!“ fast schreiend aus. „Erst wissen,“ überlegte er, „dann handeln!“

Wissen! Aber wer konnte ihm zum Wissen verhelfen? Und wer konnte ein Interesse daran haben oder gewinnen, ihn aufzuklären?

Wer?

Der Agent kam ihm plötzlich in den Sinn.

Fantig! Ah!

Er atmete erleichtert auf.

Fantig! Er besaß das Mittel, ihm die Zunge zu lösen. Er sollte profitieren dabei, aber er sollte auch herausrücken mit der Sprache, mit der Wahrheit — sollte sie ergründen helfen, wenn er sie selbst nicht konnte — sollte forschen, horchen, reden um jeden Preis!

Er hatte bis dahin kein Gewicht darauf gelegt, sich die Adresse des Mannes zu notieren. Aber er wußte ihn ja zu finden. Und er wollte keine Zeit verlieren.

Er kehrte nach der Gegend des Brandenburger Tors zurück und benutzte die Straßenbahn nach dem Rollendorfsplatz.

An der Kreuzung der Bülow- und Potsdamer Straße stieg er aus und begab sich direkt in das Restaurant, an dessen Stammtisch er Jeremias Kluckhohn und den Agenten kennen gelernt hatte. Die Abendstunde war eine zu frühe, als daß er den einen oder den anderen schon anwesend hoffen durfte; erfuhr er indes die gewünschte Adresse, war sein Zweck auch so erreicht.

„Fantig?“ fragte der portulante Wirt überlegend und wandte sich zugleich an seine Frau, die neben ihm hantierte. „In der Bülowstraße wohnt er, nicht weit von der Lutherische Weist du nicht die Nummer?“

Die Frau kam seinem Gedächtnis zu Hilfe.

„Ich glaube 72. Im ersten Stock vorn wohnt ein Buchhändler, und vor dem Hause stehen in dem kleinen Vorgarten zwei Stugelakazien.“

„Ja, richtig — 72!“ bestätigte der Wirt. „Wenn Sie warten wollen: um zehn, mitunter auch eine halbe Stunde früher, kommt er her.“

Hunter verspürte keine Neigung, in dem dumpfigen Lokal zu bleiben und womöglich auch mit Jeremias zusammen zu treffen.

„Danke!“ sagte er. „Mir ist die Zeit etwas knapp heute, und so eilig mit dem Treffen ist es nicht . . . Mal bei Gelegenheit genügt auch . . . höchstens — na ja, das kann ich machen — ihm ein paar Zeilen schreiben. Dürfte ich um einen Bogen Papier und um einen Umschlag bitten?“

Der Wirt holte das Verlangte und brachte auch Tinte und Feder.

„Nicht nötig —“ wehrte Hunter ab, ließ sich an einem Tische nieder und warf mit Kopierstift die flüchtigen Zeilen hin:

„Bin in der Gegend. Haben Sie eine Stunde für mich übrig, so treffen Sie mich im „Prinzen Luitbold“.“

Der „Prinzen Luitbold“ war das Restaurant, in dem er bereits am ersten Abend eingelehrt war. Er schielte, bevor er den Namen niederschrieb, über die Bülowstraße und stellte die deutlich an der Front des Hauses angebrachte Firma fest.

„Soll ich einen Dienstmann rufen?“ fragte der Wirt höflich.

Der Australier bat darum.

Der Mann mit der roten Mütze wußte Bescheid.

„7 — Gartenhaus drei Treppen. Wo es ihm noch besser ging, hat er vorn gewohnt, Bel-Stage . . . Kennt jedes Kind hier, Herr Fantig . . . Antwort?“

„Nein!“

Der Mann entjerte sich, und Hunter folgte ihm bald.

Er wandte sich nicht direkt nach dem Luitpold, sondern machte einen Umweg, um dem Wirt aus den Augen zu kommen, falls die Neugier diesen ihm nachspüren lassen sollte.

Fantig stellte sich früher ein, als der Australier erwartet hatte. „Angenehm, Herr Hunter!“ versicherte der Agent und setzte fragend hinzu: „Neues?“

Hunter hielt es nicht für nötig, lange zu parlamentieren. Er hoffte im Gegenteil, den Partner um so gefügiger zu machen, je schneller und deutlicher er dessen Habsucht anreizte.

„Ja, für Sie!“ gab er zur Antwort.

„Da bin ich gespannt.“

Fantig hing seinen Überzieher an einen Ständer und fuhr, noch ehe er Platz genommen hatte, lakonisch fort:

„Angenehmes?“

„Well. Wir können einig werden.“

„Das wäre gut!“ entfuhr es dem Agenten in freudiger Überraschung.

„Unter Bedingungen,“ schränkte der Australier ein.

„Die erste, daß Sie preiswert kaufen — weiß, weiß!“ entgegnete Fantig voll Eifer. „Diesmal habe ich mich auch vorgeeignet und einen Grundriß zu mir gesteckt — bitte, Herr Hunter —“

Hunter vertiefte sich in den Plan und folgte geduldig Fantigs Erläuterungen. Dann unterbrach er den Wortschwall des Vermittlers und faltete das Papier ohne Umstände zusammen.

„Ich danke — mein Entschluß steht jetzt nahezu fest: Unter

Ihrer Führung werde ich morgen vormittag den Platz besichtigen, und gefällt mir die Umgebung —“

„D, nichts anzusehen!“

„Well, dann machen wir kurzen Prozeß. Bis dahin halten Sie reinen Mund, Wutschows wegen.“

„Wegen Wutschow? Der — will wohl nicht mehr? Oder stellt sich so? Habe ich Ihnen das nicht gleich gesagt?“

Fantig war voll Selbstbewußtsein, aber der Australier zerstückte sein Frohlocken ziemlich unsanft.

„Wutschow ist Ihr Konkurrent,“ erklärte Hunter trocken. „Er hat mir Ihren Vorschlag ebenfalls unterbreitet.“

Fantig war aufgebracht.

„Meinen —? So 'n Kujon! Und Sie — Sie haben doch abgelehnt? Bloß mit dem ich nicht einlassen — bloß mit dem nicht — ich rate Ihnen gut. . . Der dreht Ihnen den Strick, ohne daß Sie's merken!“ sprudelte er.

Hunter hob beschwichtigend die Hand. „Hätte ich Sie herbefehlt, wenn ich Sie nicht mehr brauchte?“ fragte er trocken.

„Na nee — hoffentlich —“

„In geschäftlichen Dingen bemüht man niemand umsonst, ich am allerwenigsten. Aber damit Sie klar sehen: den Kauf des Hauses Nr. 100 habe ich — ebenfalls nicht aufgegeben, und ich behalte mir einzuweilen — noch die Wahl vor. . . Bitte, lassen Sie mich ruhig sprechen; wir kommen so am ehesten zum Ziel. Ich bin eine etwas zähe Natur, und wenn ich mir mal was in den Kopf gesetzt habe, lasse ich so leicht nicht davon. So geht's mir mit Wutschows Fuchsbau. Ich bin — wenn es auch Zufall ist — zuerst darauf gestoßen, und deshalb halte ich noch daran fest.“

„Ja, aber erlauben Sie —“ Fantig rückte unbehaglich auf seinem Stuhl. — Die Miene des Australiers zeigte einigen Unwillen.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, mich nicht zu unterbrechen,“ fiel er bestimmt ein. „Ich wiederhole nicht gern. Also der Plan — der ursprüngliche — besteht noch — bis jetzt. Den Master Wutschow habe ich auch, sozusagen, halb in der Tasche, und ich hätte schon abschließen können, wenn — wenn — na, wenn eben kein Wenn wäre. Da ist aber eins, ja, — und deshalb bin ich stutzig geworden. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, und es ist im Grunde lächer-

lich, wenn man da nicht alle kleinen Verrücktheiten, Torheiten, Vorurteile — oder wie Sie wollen — als überflüssigen Ballast von sich geworfen hat — ich habe das aber richtig nicht ganz fertig gebracht und werde es auch wohl nie zustande bringen. Ich bin nicht furchtsam bewahre, aber — was soll ich erst viele Worte machen — ich bin ein wenig — ein wenig abergläubisch. Und sehen Sie — jeder Mensch hat wohl seine schwache Seite. Das dumme Kindergruseln macht mir allem Merkl auch in diesem Falle zu schaffen. Man hat dem haufälligen Daiten einen Namen gegeben — einen Namen —“

„Aha — das Spukhaus!“

„— Jawohl, Mr. Fantig — und der — der stört mich. Nicht zu glauben, aber leider auch nicht zu leugnen. Dumm — ich sage es mir selbst; aber ich kann mich nicht dagegen auflehnen, und ich muß — muß! — der Sache auf den Grund kommen. Gehorcht habe ich schon — viel erfahren indes nicht. Nur so viel scheint mir festzustehen, daß da — mit zwei Kindern — was nicht ganz in Ordnung gewesen ist. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Feuer!

Von Felix von Stenglin. (Nachdruck verboten.)

Die brüdenke Hitze des Sommertages ließ ein wenig nach.

Als ich kurz nach 6 Uhr aus dem Fenster über die weite grüne Fläche sah, fiel mir eine dünne lange Rauchwolke auf, die über der niedrigen Mieserichonung emporstieg. Es wird Feuer in der Schonung sein, dachte ich. Hatte es doch wochenlang nicht geregnet, Aste und Fußboden waren trocken.

Etwa eine halbe Stunde später trat ich aus dem Hause. Eine Anzahl Kinder lief über das Kartoffelfeld der Schonung zu. Der Rauch dort drüben schien mir stärker geworden.

Ich wandte mich nach der Hauptstraße. Ein Mann von der freiwilligen Feuerwehr lief vor mir her. Und gleich darauf hörte ich die langgezogenen Töne des Feuerignals. Frauen und Kinder rannten dem Spritzenhause zu, lachend, durcheinander schreiend. Die Art des Signals hatte ihnen

angezeigt, daß es nicht im Orte selbst, sondern auswärts brenne.

Ich ging am Spritzenhause vorüber und war bald am Ende des Ortes angelangt. Kinder jeglichen Alters, zum Teil barfuß, hinter mir her, an mir vorüber.

„Wo is denn dat Feuer?“ fragte ein Knabe, der aus einem Hause stürzte.

„In Sielhagen!“ war die Antwort.

Gleich darauf fuhr der Wagen mit den Feuerwehrmannschaften an mir vorüber. Die Erde dröhnte unter dem Rollen des schweren Gefährts. Dann sah ich es in einen Feldweg einlenken, der bergan zwischen Kartoffelfeldern entlang führte. Scharf hoben sich auf der Höhe Pferde, Wagen und Mannschaften vom klaren Abendhimmel ab. Die Jugend hinterher, leuchtenden Auges, durcheinander schwatzend, mit klappernden Pantinen.

Einen Augenblick blieb ich stehen. Da eilten auch schon männliche und weibliche Bewohner unseres Ortes an mir vorüber.

Es zog mich ihnen nach.

Im Vorbeirennen stieß mich jemand an; es war die Frau eines Gastwirts, ohne Hut, in ihrer Küchenschürze. Ein dicker Vätermeister, in Hausmütze und Pantoffeln, leuchtete neben ihr her. Sie sprachen über das Feuer. „Wenn's bei Behrens brennt, ist's sicher der Hannes Krohn geweien!“ sagte die Frau.

Der Hannes Krohn! Nun freilich, auf den wurde alles geschoben, was in Sielhagen und Umgegend passierte. Schon früher war er der wildeste Junge des Dorfes. Die gutmütige Mutter, die nur dies



Kriegerdenkmal in Ebelsberg (Oberösterreich), errichtet an der Friedhofsmauer daselbst, an jener Stelle, wo so viele Mitglieder des Wiener Freiwilligen-Korps im Jahre 1809 den Heldentod im Kampfe gegen Napoleon fanden.

Modeliert ist das Monument, das einen sterbenden Angehörigen jenes Korps in der damaligen Montur zeigt, vom Bildhauer Umler, Linz.



Ein schwieriger Brief. Nach einem Gemälde von S. Zenderaffit



einziges Kind besaß, hatte ihm allen Willen gelassen. Bei den Spielen der Knaben war er immer der Anführer, bei allen Streichen spielte er die erste Rolle. Er kletterte auf die höchsten Bäume, wagte die gefährlichsten Einbrüche in die Gärten, um Gemüse, Kartoffeln oder Blumen zu stehlen, wenn auch nur, um die Beute nachher in irgend einen Graben zu werfen. Keiner konnte ihn bändigen, und als der Prediger ihm im Konfirmationsunterricht zu Gemüte geführt hatte, daß er in die Hölle kommen werde, wenn er von seinem bösen Wandel nicht ablasse, da erwiderte er frech: „In de Höll' wassen Appelfinen up de Appelbaum!“ Beim Militär hatte er sich zuerst gut geführt und war jedenfalls der Gewandteste einer. Darauf aber hatte er sich grobe Verstöße gegen die Disziplin zuschulden kommen lassen und zwei Gefängnisstrafen dafür abbüßen müssen, so daß er genötigt war, nachzudienen. Als er dann vor etwa einem Jahre nach Sielhagen zurückgekommen war, hatte er sich keineswegs gebessert. Daß er vom königlichen Förster beim Wildern abgefaßt worden, schien man ihm nicht so schwer anzurechnen unter den Bauern, aber daß er ihnen die Schnapsgläser hinter dem Rücken austrank, machte ihn in ihren Augen zu einem gemeingefährlichen Burschen.

Möglich war's immerhin, ja sehr wahrscheinlich sogar, daß er an dem Feuer heute die Schuld trug. Er habe, sagte man, die junge Frau Behrens geliebt; sie aber habe den armen Knecht nicht gewollt. Aus Rache und Eifersucht habe er dann kurz nach der Hochzeit des Mädchens mit dem reichen Büdner das elterliche Haus der Ersteren angezündet. Das war vor vier Monaten; man hatte ihm aber damals nichts beweisen können.

Immer näher rückte uns der Feuerschein, immer näher der quellende Rauch. Es ist in der Tat das Wohnhaus des Behrens'schen Gehöftes, dort der alten Kirche gegenüber, das brennt.

Gewaltig wütet das Feuer und hat bald das ganze Haus ergriffen. Umöglich, ihm Einhalt zu tun! Und dazu bläht der Wind, der sich plötzlich aufgemacht, Qualm und Funken immerfort auf die beiden Scheunen los.

Männer aus der Menge ergreifen Eimer, bilden eine Kette auf einer Leiter und gießen Wasser auf die gefährdeten Stellen. Auch ich siehe plötzlich mitten in der Kette.

„Das Wohnhaus nieder! Das Dach nieder!“ schreit der Führer der Feuerwehr. Der Büdner will sich dem widersetzen, doch die Leute kehren sich nicht daran. Knurrend sieht er ihnen zu, wie sie ihre langen Feuerhaken einsetzen, um Lücken in das Dach des Wohnhauses zu reißen, um den Herd des Feuers zu verkleinern. Endlich ragen nur noch wenige Sparren halbverkohlt in die Luft.

Aber schon ist es zu spät. Das Dach einer Scheune brennt sichtbar. Wir müssen hinunter von der Leiter, um der anderen Scheune zu Hilfe zu eilen. Und unsre Versuche sind auch hier vergebens, die große Hitze vertreibt uns nach wenigen Augenblicken.

Nun sind beide Scheunen dem Untergang geweiht. Vorgesessen rast das Feuer darüber hin und zehrt gierig an dem leicht brennbaren Stoff. Es ist ein schauriger, großartiger Anblick, wie die großen Gebäude nach einander von dem wütenden Element erfaßt und zerstört werden.

In die dunkle Nacht hinein werfen die Flammen ihren Schein. Die Augen schmerzen von der Helligkeit und dem Qualm.

Ich wende mich abwärts. Dort an der Mauer stehen stampfend die Pferde, an Pfählen festgebunden, furchtjam auf die Flammen blickend, die sie aus ihrem Stall vertrieben, und angstvoll in die Nacht hinaus wiehern.

Der Büdner wird gesucht. Es heißt, er sei noch einmal in eine der brennenden Scheunen getreten, um die störrischen Schafe herauszutreiben. Endlich glaubt man ihn zu hören, wie er dort drinnen auf die Tiere loschreit. Wo ist seine Frau? Man weiß es nicht. . .

Er wird umkommen! ruft man. Das Blöken der widerpenstigen Schafe dringt heraus. Sie rennen geradezu in die Flammen.

Da tritt Behrens auf die Schwelle, schwankenden Schrittes. . . man ruft ihm zu. Kaum ist er ein paar Schritte von der Scheune entfernt, da faust hinter ihm ein Teil des Strohdaches an den Sparren herunter.

Nun sieht er da, der Besitzer, und sieht sein ganzes Anwesen, das er in so gutem Stande vom Vater übernommen hat und an dem er so hing mit seinem zähen, etwas geizigen Charakter, der Zerstörung anheimfallen. Keine Hilfe! Er ist ein gebrochener Mann. Plötzlich schlägt er schluchzend die Hände vor's Gesicht und eilt davon. Seine Frau hat man nicht gesehen.

Ich trete in die Schenke. Man spricht über den Brandstifter. Allerorts ist man davon überzeugt, daß es der Hannes Krohn gewesen sei. Eine Frau hat ihn gesehen, wie er sich an dem Holzbauren neben dem Behrens'schen Wohnhause zu schaffen machte. Und dort ist auch das Feuer ausgekommen. Warum läßt er sich nirgend blicken? fragt man. Er muß doch wohl ein schlechtes Gewissen haben. Da ertönt draußen lautes Geschrei. Man stürzt an die Fenster, schüttet die Schnapsgläser um, rennt auf die Straße. Wie die wilde Jagd rast eine Anzahl Leute vorbei. Einer bleibt erschöpft stehen.

„Dat wir hei“, sagte er. „De Hannes?“ fragt man. „Ja. De jett achter de Mühl!“ Hinter der Mühle hatte er sich verborgen gehalten. Und mit Gejohle toben sie das Dorf entlang, über die Straße, über das Feld.

Zwei Gendarmen stürzen herein und verlangen nach einem Wagen. Glig geht's nach dem Hof, der Wirt schirmt seine beiden Pferde vor den leichten Wagen, während seine Frau bei den Gästen in der Schenkstube bleibt. Bald rasen sie zum Dorf hinaus.

Offenbar will er zum Walde. Hat er den erreicht, so ist er — einstweilen wenigstens — geborgen. Doch der See liegt vor dem Walde, und um den See muß er erst herumlaufen.

Sie glauben ihn zu haben, da stürzt er sich in den See, er will ihn durchschwimmen. Ein kühnes Unterfangen! Oh! sie den ganzen See umfahren haben, ist er im Walde geborgen, denn lang streckt sich das Wasser am Waldrande hin.

Doch sie versuchen's. Die Pferde greifen aus, sie jagen dahin. Schon ist Hannes Krohn dem Ufer nahe, aber sie sind vor ihm da. Schnaubend, dampfend halten die Pferde. . .

Da bemerkt er sie. Noch ist er nicht ermattet, noch greift er rüstig aus. Aber plötzlich richtet er sich im Wasser auf, stößt einen lauten Schrei aus und versinkt. —

Eine Stunde später brachten sie die Leiche ins Dorf, legten sie im Flur der Schenke nieder und erzählten den Hergang. Da standen sie nun um den toten Körper. Die Augen geschlossen, die schmalen Lippen unter dem blonden Schnurrbart wie im Schmerz aneinandergepreßt, das volle Haar in Strähnen über der blutleeren Stirn.

Ein hübscher Bursche! dachte ich. Schade um ihn!

Da stieß der Gastwirt mich an. Ich folgte seinen Blicken und sah ein junges Weib zitternd im Kreise stehen und mit weit aufgerissenen Augen auf den Leichnam starren. Ein schmales Gesicht auf einem zierlichen Körper, zu zierlich fast für ein Bauerntweib. Die braunen Haare saßen unter dem Kopftuch hervor, die Augen, deren Farbe im Halb Dunkel nicht zu erkennen war, leuchteten wie im Feuer.

Was sprach aus diesen Augen? . . .

Da kam Behrens, ihr Mann, und faßte ihre Hand. Sie schrak auf und wollte sich losmachen, doch dann sanken ihre Arme schlaff nieder, und, den Kopf geneigt, folgte sie ihm willenlos. —

Jwan, der Schreckliche!

Humoreske von Karl Richter. (Nachdruck verboten.)

Kieselow, Freitag.

Liebe Kathinka!

Alle Tage kann man nicht lustig sein, alle Tage hat man ja Schmeid — manchen Tag schreiben die Federn nicht — manchen Tag hat man ja Zeit. Holdbrü! Nimm, geliebtes Herz, den naissen Schwamm der Liebe, wische alle meine Briefschulden und Sünden weg und schimpfe nicht! — Deine Vorlesungen im Sommer über meine Toilette haben einen großartigen Erfolg gehabt; alle Haare, die ich in meinem tatenreichen Leben von 20 Jahren habe lassen müssen, sind jetzt, im schönsten Kopf gesammelt, zurückgekehrt, und so umschwebt mich eine Haarfülle, von der unsere Pensions-Mademoiselle sagen würde: „un embarras de richesse!“ — Mit diesem Glorienchein habe ich gestern unter Mamas Feldherrnstab ein Schwein geschlachtet und Bursch gemacht und vorher schon unsern neuen Inspektor empfangen. In unserm stillen Leben ist ein solcher Wechsel ein Ereignis. Der bisherige war, wie Du weißt, ein Urgreis, hieß Noah und war der Bruder von dem seltsamen Noah, der einst auf überschwemmten Wiesen mit seiner Arche herumtriebste und anderen Leuten die Tauben wegging.

— Der jetzige, ein hochgewachsener, 27 Jahre alter, feiner Jüngling, hat einen famosen Schnurrbart, heißt Jwan Lange — und gleicht in nichts der Niesenschlange! Auf mich machte er zuerst einen sehr guten Eindruck, er sieht mich manchmal sehr nett an; Mama kann Inspektoren nicht leiden, sie hat immer etwas auszuweisen; dieser sieht ihr zu siegesbewußt aus; Papa ist entzückt von ihm. — Wenn ich nun auch wenige Worte nur mit ihm gewechselt habe, so haße und verabscheue ich ihn jetzt schon. Denke Dir, liebste Kathinka, vorgestern sprachen Mama und ich in der Wohntube über ihn. Mama behauptet, er sieht so stolz und unzufrieden aus, er würde ihr nicht einen heruntergefallenen Fächer aufheben! Es sollte gerade gegessen werden, und neugierig wollte ich das Experiment mal probieren. Als ich an der Tür des Ghzimmers vorbeigehe, steht die Suppe auf dem Tisch, und Jwan Lange wartet hinter seinem Stuhl. Die Gelegenheit war günstig; ich nehme, da kein Fächer zur Hand war, Mamas Schlüsselbund, gebe an ihm vorüber und lasse an passender Stelle meine Schlüssel mit Glut fallen. Was passiert nun? Er rührt kein Glied, steht da wie ein Heros vor der lnienden Volksmenge, läßt mich ruhig nach den Schlüsseln bücken und sie aufnehmen. Als ich mich wieder aufgerichtet hatte, sagt er, freundlich wie beim Photograph: „Konnte Ihnen leider nicht helfen, gnädiges Fräulein, ich mußte auf den Fächer warten, den ich apportieren soll!“ — Du kannst dir meinen Schreck denken, außerdem war ich empört und natürlich in Purpur getaucht. Als in diesem Augenblick Papa das Ghzimmer betrat, sagt er unglücklicherweise: „Du siehst ja echauffiert aus!“ Und Lange wieder photographisch freundlich: „Es ist hier sehr warm!“ Ich haße den Herrn Jwan, er ist ein frecher Dachs, ein hübscher Kerl, aber seine Dachsigkeit strafe ich mit Lustigkeit; für mich ist er Luft, Stickstoffgas! Du solltest Mama hören!

Viele Grüße!

Hildegard.

Liebe Kathinka!

Du fragst, ob das Kriegsbeil mit Zwan Lange noch nicht wieder vergraben ist. — Na, ich sage Dir, der Mensch bringt uns mit seiner Rücksichtslosigkeit um Gott, wenn ich an den alten Noah denke, den konnte man auf sein bestes Hühnerauge treten, der sagte nicht mal „au!“ Laß Dir erzählen: Mama, ich und die Jungfer stehen vor-gestern in dem Waschküchen. Du kennst es ja, und besprechen die große Wäsche. Da plötzlich springt eine mächtige Matte aus der Rolle! — Weißt Du, ich kann an Fröschen sogar, wenn sie stille sitzen, ohne mit der Wimper zu zucken, vorübergehen, aber Matten! Ich vollti-gierte mit einem Satz auf den kleinen Tisch und schrie aus Leibeskräften — wenn ich Matten sehe, muß ich immer schreien, es besteht nun einmal so eine drahtlose Verbindung zwischen Matten und meinem Schreiorgan; Mama war auf einen Stuhl geklettert und schrie eben-falls, sie sagt, es ist erbliche Belastung; Emilie, die Perle, lag auf der Erde, da kein Rettungsturm weiter vorhanden war, hielt ihre Kleider fest zusammen und blökte: „Da sitzt sie, o Zotte, Zotte doch, da sitzt sie!“ Und dann schrien wir alle drei — was sollte man auch anderes machen? Da reißt Lange die Tür auf, so heftig, daß er meinen Tisch umstößt. Ich stürze runter, ihm gerade in die Arme, reiße ihn um, und da liegen wir beide, er unten, ich oben; ob die Matte mir unter den Kopf gestochen war, weiß ich nicht genau; ich schrie aus Leibeskräften, sprang aber auf, Lange auch. „Schreien Sie doch nicht so“, sagte er, „die Matte ist ja weg!“ Er hatte sich die Hand aufgeschlagen, die sehr blutete. Als ich ihn bebauerte, sagt er — Kathinka, es ist einfach unglaublich — sagt er: „Das ist nicht schlimm, wir Landwirte haben mit allerlei Viehzeug zu tun, was einen stößt und pufft.“ Ich war sprachlos. Gehöre ich denn zu dem Viehzeug, das ihn stößt? Mama, als Mutter dieses stoßenden Viehzeuges, war baff; sie sagte bloß „Komm!“, rauschte hinaus, ich rauschte hinterher, das heißt, ich stürzte wie eine Bombe durch die Tür, aus Angst vor der Matte, und rauschte erst später würdevoll hinter Mama. Unser Abgang war ergreifend! Emilie brüllte weiter. Seitdem habe ich nicht nur das Kriegsbeil, sondern auch die Kriegs-tonne ausgegraben; wir verachten ihn! Nächstens mehr; ich bin zu erregt.

Hildegard.

Liebe Kathinka!

Du willst Lange noch entschuldigen, aber Du kennst nicht seine Manier, mit der er alles erzwingt. Mutter und ich grüßen ihn nicht mehr; als stoßendes Viehzeug, das man einfach „Kindvieh“ nennt, brauchen wir das nicht. Was macht er nun? Er grüßt uns schon auf weite Entfernung und behält in höflichster Stellung den Hut in der Hand. Stommen wir näher, macht er Front und läßt uns mit tiefer Verbeugung, wie der in Demut ersterbende Untertan den Kaiser, vorübergehen; es fehlte nur noch, daß er murmelte: „Gott segne Ew. Majestät!“ — Mich hat er schon unter, ich grüße lieber; aber Mama spielt noch immer die Rolle der erhabenen Kaiserin. Na, wie lange? Der Mensch ist unausstehlich! Zwan, der Schreckliche! Papa ist entzückt von ihm. Bei Tisch redet er jetzt öfter, kann sehr nett erzählen, hat viele Reisen gemacht; sein Vater ist Kommerzienrat in Breslau. Am Sonntag Nachmittag, es war wirklich zufällig, wollte ich mir die Eisbahn auf dem See, die Lange sehr lobte, mal ansehen und ging mit Schlittschuhen los! Wichtig ist er da; er kann famos laufen, stürz auf mich zu, nimmt meine Schlittschuhe, sagt: „Massefuß“ — ich war rot angelassen, — und schraubt mir die Schlittschuhe fest. Als ich aufstehe, kommt Mama angetrippelt; wie sie Lange sieht, sagt sie, es wäre zu kalt für mich! Mit einem Auf-reißt Lange seine Schlittschuhe von den Stiefeln, sagt ganz kurz: „Ich gehe schon, gnädige Frau!“ grüßt, weg ist er! Mama fand dies auch wieder rücksichtslos. Na, was soll er tun? Du kennst sie ja. Ihre grenzenlose Eifersucht verbittert Papa und mir so oft das Leben. Alle Menschen, die uns freundlich entgegenkommen, haßt sie, selbst den Köter, der an mir empor springt. — Ihr Ideal eines Inspektors ist ein Kerl von 60 Jahren, der kalte Kartoffeln aus der Hand frißt, einen Buckel hat, stottert und schielt. — Na freilich, so ist Lange nicht, er beißt auf Kartoffeln nicht an, er hat einen kottigen Schnurrbart, und — schrieb ich nicht davon? — vorzügliche Manieren. Weißt Du, Kathinka, Schlittschuhlaufen ist ziemlich langweilig, ich schraubte auch ab und ging nach Hause! Aber noch was: Nächste Woche ist großer Regimentsball bei den Wänen in St. Ihr kommt doch auch? Ich in Weiß; Mama pußt schon jetzt an mir herum, sie macht mich so schön, daß man es nicht wird aushalten können.

Hildegard.

Liebste Kathinka!

Es war jammerschade, daß Du nicht kommen konntest, ich hatte mich so sehr darauf gefreut. — Vorgestern war der große Tag, der Regimentsball. — Papa fuhr nicht mit — er wäre todkrank — dabei ist er quatschbergnügt! Also wir ohne jeglichen Vater. Wir kamen früh an. Ein Wachtmeister oder General — Kathinka, ich bin in

Kieselow, Mittwoch.

militärischen Sachen das große Schaf — führte Mama in den Saal, mich ein kleiner dicker Leutnant. Er fand mich sehr hübsch! Glüd-liche Weise trafen wir Amtsrat Frohne mit Frau und zwei Töchtern! Allmählich füllte sich der Saal; da stürzt plötzlich ein langer, schlanker Leutnant auf Mama zu — Lange in Uniform! — Mama sah aus, als ob sie einen Löffel Rizinusöl verschluckt hätte und der zweite ihr serviert wurde, zum Brüllen! Es war ein Reußen um mich. Lange stellte mir immer neue Tänzer vor. Er tanzt himmlisch! Dente Dir aber meine Angst, alle Tänze vergeben, bloß den Kotillon nicht. Wenn ich als Mauereblume sitzen blieb, wie schrecklich! Ich habe einen Herzklappenfehler vor Aufregung bekommen. Plötzlich steht er vor mir. „Gnädiges Fräulein, den Kotillon tanzen wir zusammen!“ Er fragt nicht, bittet nicht, tanzt mit mir. Das ist so seine Tyrannen-natur, sagt Mama. Er brachte mir einen großen Strauß der schönsten Marschal Niel-Rosen. — Mama, hochrot vor Aufregung, kam auf uns zu und flüsterte, ich solle mit einem Inspektor nicht so fortdial verkehren! — Natürlich hatte er es wieder gehört, er wurde plötzlich ganz still und erregt, sprach kaum ein Wort mehr, machte bei Beendi-gung des Tanzes mit ganz verändertem Wesen eine steife Verbeu-gung und verließ den Saal. Mama ist ja unbegreiflich. Seitdem, es ist acht Tage her, kehrt er sofort um, wenn er Mama oder mich kommen sieht; er ist Eiszappen vom Nordpol. Aber auch auf mir liegt kalter Reif, ich heule die ganze Nacht, ich glaube, ich werde krank, wie ein Alp drückt die Furcht vor einem Unglück auf mich; ich wollte, Du wärest hier.

Hildegard.

Kieselow, Donnerstag.

Liebste Kathinka!

Was ich gefürchtet, ist eingetroffen; das graue gräßliche Unglück, der Abgrund steht vor mir. Zwan Lange geht übermorgen von uns fort! Heute früh stürzte Papa wie ein angehoffener Eber in die Stube, hochrot vor Aufregung, es gab eine häßliche Szene. Lange hat ihm gesagt, er habe das Gefühl, mir und Mama so unsympathisch zu sein, daß er uns von seinem Anblick befreien möchte; alle gegen-teiligen Versicherungen von Papa waren vergeblich. Mama triumphiert! Ich lief in mein Zimmer und habe geweint, wie nie im Leben. Kathinka, ich liebe ihn! — Mir unsympathisch!! Ach, wenn ich könnte, wie ich sollt', an seinen Küßen vergeben wollt'! Mama trägt ja an allem die Schuld; ihre ewigen Nörgeleien, ihre Eifersucht haben mir die ruhige Überlegung und die Vernunft geraubt. Jetzt, wo es ans Scheiden geht, fallen alle die künstlichen Schranken. Ich kann ihm meine Liebe doch nicht erklären, komm', bitte, bitte, und hilf mir! — Deine unglückliche Hildegard.

Kieselow, Donnerstag.

Liebe Kathinka!

Ich schreibe schnell hinter meinem eben abgeschickten Brief noch einige Zeilen hinzu. Heute war ein schrecklicher Tag, Mama beinahe ertrunken! Sie wollte aus dem Fischkasten, der, wie Du weißt, im See dicht am Hause steht, ein paar Karpfen holen; ich ging mit. Wie es kam, weiß ich nicht, sie rutschte von dem kleinen Steg, der zum Kasten führt, ab und fiel kopfüber ins kalte Wasser. Ich war gelähmt vor Schrecken. Sie krabbelte an dem Fischkasten und schrie um Hilfe; ich schrie mit. Da plötzlich springt es hinter mir hoch auf, Lange springt mit einem Satz ins Wasser und steht neben Mama, faßt sie, hebt sie auf seinen Arm. „Halten Sie sich mit beiden Händen an meinem Hals fest, ich stehe auf dem Grund und trage Sie raus und gleich ins Schloß.“ Mama tut alles. Sie hätte ihm auf Ver-langen einen Kuß gegeben! — Lange mit Mama — als Wasserleiche voran, ich mit dem leeren Fischkasten und Zwans Hund, Karo, im Maule Mamas verlorenes Chignon, das er nicht abgeben will, hinterher. Mama erholte sich schnell im Bett. Papa filtrierte ihr eimerweise heißen Teepunsch ein, sie lachte sogar über ihren Unfall! — Nun denke dir, Kathinka, sie beauftragt mich, da sie Lange doch nicht mehr sieht — er will morgen früh 7 Uhr abfahren — ihm zu danken und ihm zu sagen, er wäre ihr nicht unsympathisch. — So sind die Mütter; nun er sie aus dem Wasser gezogen hat, ist er kein Esel mehr! Ich ging nicht zum Abendbrot, lauerte Lange auf, und als er aus dem Schloß gehen wollte, machte ich meine Bestellung. „Ihrer Frau Mutter also nicht unsympathisch, aber Ihnen?“ Da war es mit meiner Fassung vorbei, mir stürzten die Tränen aus den Augen, die Kneble war wie zugeknürrt, ich konnte kein Wort sprechen, ich drehte mich um und lief davon. — Manche sind dumm, aber so dumm wie eine ist keine! Morgen früh fährt Lange fort; vorbei der schöne Frühlingstraum, vorbei für immer.

Hildegard.

Kieselow, Freitag.

Kathinka, liebste, beste!

Heute scheint die Sonne, wie schön ist die Welt! Wie draußen die Lerchen, so jubelt es in mir! Ich war um 6 Uhr aufgestanden und nach dem Hühnerstall gegangen, ich wollte von da Zwan wenigstens abfahren sehen. Da macht er plötzlich schon im Reiseanzug die Tür

auf. „Geh ich ab, frage ich doch, ob ich Ihnen, Fräulein Hildegard, so sehr unympathisch bin?“ Sie schüttelte den Kopf energisch, fixierte ihm meine einzige leere Hand entgegen und fassete die seinige; da hat er mich am Kopf — nein, was kann so'n Mann drücken! Mein ganzer Korb voll Eier ging flöten, ich aber hatte ihn. Mit Lavendarschrift möchte ich es an die goldene Himmelsdecke schreiben: „Er ist mein!“

Deine Hildegard.

Brillendukaten.

Ein Beitrag zur Münzkunde.

(Nachdruck verboten.)

Eine numismatische Merkwürdigkeit ersten Ranges, das Entzücken reicher Sammler bilden die sogenannten „Brillendukaten“, eine der seltensten und seltensten Kuriositäten in der Münzgeschichte. Viertel und halbe Brillendukaten mögen vielleicht noch in etwa hundert wohl erhaltenen Exemplaren in ganz Dänemark aufzutreiben sein; volle Dukaten gibt es, außer wenigen sehr schönen Stücken in der Privatsammlung Christians IX., nur noch wenige in den Münzkabinetts zu Petersburg und Christiania; möglicherweise auch noch ganz vereinzelt im Familienbesitz alter dänischer Adelsgeschlechter. Die Dukaten sind aus feinstem Golde mit sehr scharfer Prägung hergestellt, besitzen nur ganz wenig Silberzusatz, sind aber sehr dünn. Auf der Vorderseite tragen sie das Bild des prachtliebenden dänischen Königs Christian IV. mit der (lateinischen) Umschrift seines Namens; auf der Rückseite — eine große Brille und darunter die Worte: „Vide mira Domini 1647“. („Siehe die Wunder des Herrn 1647“).

Mit dieser sonderbaren Münze wollte Christian IV. aller Welt einen „Klingenden“ Beweis der überraschenden Tatsache geben, daß ihm gelingen sei, wonach das ganze Mittelalter und auch die folgenden Jahrhunderte auf den seltensten Wegen und unter Anwendung des größten Scharfsinnes vergeblich gestrebt hatten: nämlich die Entdeckung des Geheimnisses, künstliches Gold herzustellen! Caspar Harbach, des Königs Münzmeister und offizieller Leibalchemist, sollte schon in den Jahren 1644 und 1646 aus den den norwegischen Bergwerken entstammenden unedlen Metallen Gold gemacht haben. Viele meinten freilich, in Norwegen sei eine Goldader entdeckt worden, aus welcher Harbach geschöpft habe. Das Vorkommen einer solchen wurde indes von dem dortigen königlichen Berghauptmann auf das Entschiedenste bestritten. Die Hauptsache war, daß sich das von Harbach gelieferte Gold als echt erwies, und im Gegensatz zu so vielen Adepten seiner Zeit bediente er sich bei seinen chemischen Prozessen, denen der König häufig beiwohnte, auch keiner schwindelhaften Manipulationen. Die meisten jener „Hexenmeister“ pflegten in einem unbewachten Moment eine geringe Menge Goldes in ihre Tiegel und Retorten hineinzupraktizieren und „sandten“ dann natürlich nach dem Erkatten ihrer oft greulichen Mischungen und Absude das „edle Metall“. Von solchem plumper Schwindel hielt sich, wie gesagt, der dänische Alchemist fern. Er gewann tatsächlich aus norwegischem Blei- und Silbererz vor den Augen des Königs Gold. Die Art seines Verfahrens freilich behielt er für sich. Der König glaubte unbedingt an seine Kunst und sah sich im Geiste schon im Besitz ungezählter Schätze. Der schlaue Münzmeister hütete sich, ihm mitzuteilen, daß er auf Grund seiner in dem damals hochentwickelten sächsischen Erzbergbau gewonnenen Kenntnisse in gewissen norwegischen Erzen das Vorhandensein geringer Goldmengen entdeckt hatte, und daß er es, was das Wichtigste war, verstand, diesen Goldgehalt herauszuziehen. Der

dänische und der norwegische Bergbau war damals noch in technischer und chemischer Beziehung ganz unentwickelt, wie es überhaupt in hohen Norden mit Wissenschaft und Kunst im allgemeinen recht trübe ausah.

Christian IV. nun ließ, um jeden Zweifel an dem Können seines Leibalchemisten zu widerlegen, jene Dukaten aus dem von Harbach gewonnenen „künstlichen“ Golde prägen. Seine Untertanen und des Ausland waren starr vor Verwunderung. Die Münzsammler der ganzen Welt machten Jagd auf die originellen Dukaten, und an den Haupthandelsplätzen der damaligen Zeit, an den Börsen zu Venedig, Amsterdam und London, wurden die kostbaren Stücke mit enormem Agio bewertet. Die Nachfrage stieg immer höher. Da aber kam die Enttäuschung, und ein ungeheures Gelächter erfüllte bald ganz Europa von Paris bis Moskau, von Madrid bis Kopenhagen auf Kosten der dänischen Majestät. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Aufbereitungsprozeß der „Brillendukaten“ dreimal mehr kostete, als ihr Nominalwert betrug. Das Harbachsche Verfahren nämlich, das bei den an Gold damals noch sehr reichen Erzen des Kurfürstentums Sachsen rentabel gewesen war, konnte dies bei den norwegischen Erzen nicht sein, da deren Goldgehalt ein ganz minimaler war. An eine Herstellung der so viel begehrten Brillendukaten in größerer Anzahl war also nicht zu denken; der König und sein Alchemist blieben aber trotzdem gute Freunde; denn beide hofften immer noch, daß es gelingen werde, das Verfahren billiger zu gestalten — eine Erwartung, die sich indes nicht erfüllte. Brillendukaten wurden unter diesen Umständen natürlich nicht mehr geprägt. Die sarkastischen Holländer aber ließen sich das köstliche Vorkommnis nicht entgehen; sie prägten ihrerseits auch eine Münze, genau in der Größe der dänischen Brillendukaten. Dieses Geldstück der Nynheers bestand indes aus — Kupfer, war aber einseitig dünn vergolbet. Auf der gelben Seite las man die verheißungsvolle Aufschrift: „Aus Noord komt Gold“; auf der roten hingegen: „Mar wenig“. (Aber nur wenig.) Diese Spottmünze, mit der die Holländer sich zugleich für die dänischerseits ihrer Schiffahrt durch den Sundzoll auferlegten hohen Besteuerung rächten, ist heute mindestens ebenso selten, wie die alchemistischen Golddukaten weiland Christians IV. von Dänemark.

Dr. D. F. D.



Eine wichtige Neuerung in der Automobiltechnik.

Abbildung eines an den Pariser „Auto-Show“ neuerdings zur Einführung gelangten Reifenrades. Die sehr breite Form desfelben und die in drei Krängen auf dem Rande des Rades angeordneten Gummischneiden von konvexer Gestalt ermöglichen die Überwindung selbst hoher Straßeneingängen und verhüten das Zeitwärtiggleiten und Klutschen der Wagen.

Gedankensplitter.

Mancher Forscher und Gelehrte ist wie ein Wegweiser auf offener Landstraße. Er zeigt dem Wanderer den richtigen Weg, ohne — ihn selbst zu gehen.

Wenn du einen guten Unterricht erhalten hast, so ist dies ein großer Vorteil für dich; wenn du eine gute Erziehung erhalten hast, so ist dies ein großer Vorteil für uns.

Des Mannes Rechtschaffenheit ist das Werk seiner Erziehung. Man saugt mit der Muttermilch seinen künftigen Charakter ein. Leicht verwächst der Mensch jugendliche Narben, jugendliche Vorurteile nie.

Den Verstand nur auszubilden,
Aber nicht mehr das Gemüt
Unser Mädchen, lehrt die Weisheit,
Die nun durch die Säulen zieht;
Aber wundert Euch nicht später,
Wenn mit Wissen viel begabt,
Ihr dann Frauen ohne Herzen,
Mütter ohne Liebe habt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 27

Sonntag, den 3. Juli

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Aus den Mienen des Agenten strahlte die Genugtuung, daß er unterrichtet war, und die Ueberzeugung, daß er dem Kauflustigen das störende Projekt gründlich verleiden könne.

„Ich bin nicht gerade abergläubisch,“ sagte er, „aber das mit den beiden Kindern, zwei Mädels, das war zu arg, und das lastet auf dem Hause — und auf dem Flecken Erde, möchte ich sagen — für

von dem ersten Manne der Frau. Der Mann, der erste, soll an der Frau nicht ganz recht gehandelt haben, ins Ausland gegangen sein; das kann ich nicht entscheiden. Und geht uns den Teufel an. Jedenfalls heiratete die Frau nach Jahren zum zweiten Male und behandelte ihre ersten Töchter wie eine Rabenmutter, als ihr das dritte Mädchen geschenkt worden war. Gut war sie niemals zu ihnen gewesen —



Phot. Heinrich Jaeger, Düsseldorf.

Landung des für den Passagierverkehr bestimmten Luftschiffes „Deutschland“ auf der Holzheimer Heide bei Düsseldorf.

Die gewaltigen Größenverhältnisse dieses neuesten, vom Grafen Zeppelin selbst nach Düsseldorf geführten Luftschiffes mit seinen Vervollkommnungen sind besonders bemerkenswert.

immer als ein Fluch. Auch dann noch, wenn der alte Kasten abgerissen wird. Der Boden ist entweicht. . . .“

Er unterbrach sich, führte sein Bierglas an den Mund und trank in hastigen Zügen.

„Also wasen Sie auf: Das Ehepaar Wutschow hat — jetzt noch — ein Kind, ein Mädel, das Ihnen vielleicht nur deshalb im Hause nicht begegnet, weil die Alten sie förmlich wie eine Gefangene halten. Das Kind ist von Wutschow. Früher waren noch zwei Mädels da,

ich glaube, dazu ist sie überhaupt nicht fähig. Dazu ist sie zu sehr Drache. Natürlich! Wutschows Lieblinge waren die beiden auch nicht, und was sie unter den Umständen für Tage verlebten, das läßt sich an den Fingern abzählen. Es gibt ja aber Pflanzen, die auch im Schatten groß werden, und so ging es den beiden Mädchen auch. Notabene: ich habe sie beide gekannt, wenn auch flüchtig, weil sie eingeferkelt waren, wie jetzt die dritte. Blah und verächtlich, die jungen Dinger, aber durchaus nicht häßlich — im Gegenteil: hübsch, sage ich — und

Zwei junge Leuten, Söhne guter Familien, fanden sie sogar verteuft hübsch. Wie sie sich getroffen, gesprochen und verliebt haben, das weiß der Himmel — der Gott Amor hat ja seine besonderen Schleichwege —, aber die Tatsache war nicht aus der Welt zu schaffen, trotz Papa und Mama Butschow, und eines schönen Tages kam sogar heraus, daß die verliebten beiden Paare bei Nacht und Nebel davongegangen — futsch waren. Die Wut von dem Drachen, das Schimpfen von dem Oberyran! Aber die Alte blieb nicht beim Reden, sondern ging zum Handeln über — hegte die Polizei auf, machte Lärm in allen Zeitungen und schickte für ihr Geld Spürhunde nach allen Seiten aus. Die Jünglinge kamen zurück und wurden von der Polizei ins Gebet genommen, — aus ihnen war nichts herauszupressen, als daß sie die beiden Mädchen nur hätten in Sicherheit bringen wollen. Wäre die Zeit gekommen, so würden sie sie holen und heiraten. Mählzeit, damit war die Madame Butschow nicht zufrieden, und — leider! — sie hatte Erfolg. Die Ausreißer wurden in Wien aufgefunden. In Wien! Als Dienstmädchen hatten sie sich vermietet — sie, deren Stiefvater ein Millionär war!

„Können die jungen Männer nicht besser für sie sorgen?“ fiel Hunter fragend ein.

„Die?“ überlegte Fantig. „Nein, wohl nicht. Deren Eltern waren wohl nicht arm, aber die Jungen selbst hatten nichts, als die Zukunft und ihre Hoffnungen.“

„Dann hätten sie sie doch lieber daheim lassen sollen!“

Fantig lächelte.

„Meinen Sie?“ fragte er überlegen. „Ich nicht. Die Mädchen jedenfalls auch nicht. Nein, nein! Zwar: sie sind zurückgekommen, mit Gewalt zurückgeholt. Vereint haben sie aber nicht. Nur sich unglücklicher gefühlt als jemals und dann dem jungen Leben, ihrem Lieben und ihrem Leiden ein Ende gemacht. Mit Gift, wenn Sie es wissen wollen. Vielleicht — man munkelt — die Alte könnte auch — einige sprechen von vergiftetem Kuchen, den sie gereicht haben soll — man kann das hören, kann glauben oder den Kopf schütteln — seine Gedanken sind jedem unbenommen — ich will nichts gesagt haben. Die Verzeigte konstatierte Vergiftung. Die Polizei stellte Selbstmord fest — das Genauer wird St. Petrus in seinem Hauptbuch verzeichnet haben. Der Volksmund — er ist gerechter, als er im Rufe steht — schiebt alle Schuld der Alten zu und läßt die armen Opfer zur Strafe der unnatürlichen Mutter klagend in dem Hause umgehen. Davon hat das Spulhaus seinen Namen, und davon haben Sie munkeln hören.“

„Das ist nicht einladend,“ versetzte der Australier rau.

„Nicht wahr?“ fragte Fantig befriedigt und führte noch weiter aus: „Ich glaube zwar nicht an Geister und an diese beiden auch nicht. Aber es gehören Nerven dazu, an Sitten, die Unglück und Verbrechen gezeichnet haben, sich heimisch und wohl zu fühlen. Ich könnte das nicht. Ich müßte immer der armen Geschöpfe gedenken, denen da das Herz gebrochen. Uebrigens — was mir da plötzlich einfällt —“ Fantig beugte sich zu dem Australier hinüber — „haben Sie das ganze Haus gesehen?“

Der Befragte konnte mit einigem Recht verneinen.

„Wenn Sie wieder mal hereinkommen, und es bietet sich Ihnen Gelegenheit: holen Sie das Veräurte nach. Die Sage behauptet, die beiden Mädchen seien in Wachs nachgebildet und noch in einem der Räume vorhanden — vielleicht können Sie sogar ihre Bekanntschaft machen!“

„In Wachs?“ wiederholte der Australier. „Etwas — Totenmasken?“

„Nein, nein, nach dem Leben. Allerdings zeitlich nach dem Tode. Nach Photographien, sagt man, die während der kurzen Freiheit in Wien aufgenommen und von den Mädchen mit in die Heimat gebracht worden waren. Diese Photographien sind ja auch nicht unwahrscheinlich. Ich denke mir, die Verliebten haben sich für ihre Schätze aufnehmen lassen und ein oder ein paar Bilder auch für sich behalten.“

„Hm“ —

Hunter war erstaunt, wie viel der Welt von den Mädeln des Hauses bekannt war, und wie an manchen Stellen die Kombination nicht unwahrscheinlich ergänzend einsetzte. Aber er hatte genug gehört und suchte das Thema abzubrechen.

„Vielleicht — ja,“ gab er abgerissen zu. „Das — hat Zeit. Wichtiger ist unsere Sache. Haben Sie morgen eine Stunde für mich frei — zur Besichtigung des Grundstücks?“

„Für Sie den ganzen Tag — bestimmen Sie!“

Hunter überlegte einen Augenblick.

„Am Nachmittag? — So um vier herum?“

„Wie Sie befehlen.“

„Also abgemacht. Haben Sie Vollmacht zur Verhandlung?“

„Schwarz auf weiß, Herr Hunter, darf ich sie Ihnen zeigen?“

Er langte schon in die Tasche, aber Hunter winkte ab.

„Ihr Wort genügt mir.“

„Soll ich den Besitzer auch hinbestellen?“

„Nach Ihrem Belieben. Wollen Sie fünftausend — extra verdienen?“

„Wieviel — was?“

Fantig fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Extra —“ wiederholte der Australier. „Welches ist der niedrigste Preis?“

„Ehrenwort?“ rief Fantig aus und wischte sich den plötzlich hervorbrechenden Schweiß von der Stirn.

Hunter reichte ihm mit stummer Zusicherung die Rechte.

„460 Mille — statt 500 —“

Der Agent hauchte es kaum.

Hunter nickte dankend.

„Ich erwarte Sie hier —“

„Ich werde pünktlich sein.“

„Suchen Sie noch Ihr Stammlokal auf?“

Fantig verneinte.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie ein Stück.“

Hunter lehnte ab.

„In dieser vorgeordneten Stunde kann ich das nicht annehmen — ich fahre auch.“

Sie brachen bald auf, und Hunter bestieg vor dem Hause einen Wagen der Straßenbahn.

Fantig verfolgte den Weg nach seiner Wohnung, lehrte kurz vorher um und suchte doch noch den Stammtisch auf.

Der Wirt trat ihm lebhaft entgegen.

„Manu, was hast denn du mit dem Raster vor?“ forschte er neugierig.

„Ich?“ fragte Fantig unschuldig. „—n Abend Jeremias. — Was soll ich weiter vorhaben! Nichts Besonderes. Der Mann ist fremd hier — sucht Ansehlich — wendet sich an mich — soll ich ihm den Gefallen abschlagen?“

„Wo seid ihr denn gewesen?“ warf Jeremias dazwischen.

„An der Quelle — sei nicht so neugierig.“

Jeremias seufzte.

„Freigehalten?“ forschte er weiter.

„Geraten, alter Schluchspecht. Tut dir wohl leid, daß du nicht dabei warst?“

Jeremias schwieg grollend.

Fantig schwamm in Zufriedenheit und bestellte sogar für Jeremias ein Glas mit.

„Für mich auch?“ fragte der Wirt vom Büfett her.

„Wo, dem Budsker was schenken, ist eine Sünde.“

„Erzähl doch,“ drängte Jeremias Kludhohn, und der Wirt schloß sich an.

„Ja!“ Fantig lachte. „Zarwohl. Hat mir eine Geschichte erzählt — famos — prachtvoll. Eine Entengeschichte. War da mal ein Bauer, der einen guten Hof und ein gutes Herz hatte. Der fand — buchstäblich wahr — im Moor ein Nest wilder Enten, nahm die Eier — liehen an der Zahl — heraus und mit nach Haus. „Die will ich mir ausbrüten lassen,“ dachte er, legte sie einer Henne unter und sah nach Wochen sieben graugelbe Dinger herauskriechen, die von der alten Henne mit sehr mißtrauischen Augen betrachtet wurden. „Schad't nichts,“ sagte der Bauer für sich, wenn sie auch nicht so schön dottergelb aussehen wie die anderen, wenn sie nur zahm werden; und dafür will ich schon sorgen.“ Und er hatte seine Freude daran, wie sie wuchsen und viel lebhafter waren als die dummen Zahmen. „Kief,“ sagte er einmal abends, als es eben schummerig wurde und die Entenchar um einen Teich herum im Gras watete, „kief, Mutter, die sind doch gleich auseinander zu kennen, die Zahmen und die Wilden: die ersten tragen den Hals gradaus, so was wagerecht, und die mal wild waren, strecken ihn empor und tragen den Kopf ordentlich stolz.“ Und wie er noch über seine Schützlinge lachte, ging's hoch oben in der Luft los: „Krät — krät — krät,“ die Zahmen duckten sich ins Gras, die Wilden reckten die Häse, schrien „krät — krät“ mit, schlugen mit den Flügeln, erhoben sich plötzlich und — zogen mit den Blutsverwandten eilig davon. — „Grad' so mach' ich's auch.“

Er warf lachend zwei Nidelstüde auf den Tisch und eilte aus der Tür.

„Bist auch wild geworden?“ rief ihm der Wirt nach.

Aber Fantig antwortete nicht mehr. „Morgen ist auch ein Tag, und ein wichtiger dazu,“ reflektierte er für sich und ließ sich von dem Wege nach seinem Heim nicht mehr abbringen.

Er kam früher nach Hause als Hunter, der noch nach Mitternacht in einem Café der Friedrichstraße saß und finster das ihn umbrandende Treiben der Lebewelt beobachtete.

„Das schwagt und lacht nun,“ knurrte er für sich, „in den Tag oder vielmehr in die Nacht hinein, als wenn das Leben nichts wäre wie eine Statpartie. Aber selbst im Skat bringen die da, wenn's hoch kommt, es eben nur zur Schellenfarbe — zum lumpigen Schellenbuben, mit dem nichts anzufangen, oder zur Schellendame, die — erst recht nichts wert ist.“

Er wand sich durch die Menge nach dem Ausgang.

Auf dem Heimweg fiel ihm das Versprechen ein, das er am ersten Abend dem jungen Arzt gegeben hatte. Ah bah! Er lachte bitter. Der mochte warten. Was sollte er ihm auch berichten? Von den Unglücklichen, die zum Vorteil der jungen Braut nicht mehr waren? Der Mann hatte überhaupt kein Interesse mehr für ihn. Ihm stellte das Leben nur noch die eine Aufgabe, zu rächen, zu strafen — und die wollte er zu lösen suchen.

Noch eine Stunde lang lag er angekleidet auf der Chaiselongue und zermarterte das schmerzende Hirn. „Weib — Mörderin!“ stammelten die bebenden Lippen. Plötzlich ging ein Ruden durch seinen Körper, er hob sich auf die Ellenbogen und schnellte hastig vollends empor. „Ich hab's! — ich hab's!“ leuchtete er, starrte mit den unheimlich glühenden Augen um sich und ballte drohend und triumphierend die Fäuste. „Ich hab's — ich hab's! Muß ich laufen, wo ich — wo ich —“ Ein unterdrücktes wildes Lachen schüttelte ihn. „Ich hab's, Madame, und du wirst Augen machen!“

Der Fußboden dröhnte unter seinen Schritten, und das Lager trachte, als er sich endlich zur erzwungenen Ruhe hinwarf.

Der nächste Mittag fand ihn wieder in der Wutschowischen Villa. Auf der Holzterrasse zur Veranda traf er auf einen jüngeren Herrn, der ihn nach dem Hausherrn fragte.

„Treten Sie nur ein, er wird nicht weit sein.“

Wutschow saß auf einem Treppenaufgang, hielt eine zerknüllte Zeitung in der geballten Faust und fluchte laut.

„Bagage — Lumpenpad — geht das jemand was an? Ich tu', was ich will — die sollen sich an die eigene Nase fassen!“

Wütend warf er die Zeitung auf den Boden und zerknüllte sie mit den unförmigen Schuhen.

Hunter machte ihn auf den Begleiter aufmerksam.

„Der Herr wünscht Sie zu sprechen.“

„Was wollen Sie?“ fuhr ihn Wutschow schreiend an.

„Kann ich den Laden sehen, der nach dem aushängenden Zettel vorn zu vermieten ist?“ fragte der Unbekannte etwas unsicher.

Der Zettel mochte wer weiß wie lange hängen — bis dahin hatte sich um so weniger jemand darauf gemeldet, als es sich ersichtlich nur um ein einfaches zweifenstriges Eckzimmer im Hochparterre handelte, das erst bei Nachfrage für Ladenzwecke eingerichtet werden sollte.

„Laden hin — Laden her!“ schrie Wutschow. „Nein! Ich habe keine Zeit.“

„Wann kann ich wiederkommen?“

„Wenn's hinter Ihren Ohren trocken geworden ist.“

Der Mann war ins Bodshorn gejagt.

„Was — was — soll er kosten?“ stotterte er verlegen.

„Das können Sie gar nicht bezahlen, junger Mann!“

„Das fr — — agt sich doch —“

„So? Zweitausend Mark!“

„Wer — werden Sie da die — Wand durchbrechen lassen — Schau — Schaufenster?“

„Bei Ihnen rappelt's wohl! Nichts werde ich machen lassen! Noch was? Sonst brüden Sie sich!“

„Ja —“

Das ließ sich der Mietslustige nicht zweimal sagen.

„Und Sie?“ wandte sich Wutschow fauchend an den Australier. „Haben wir noch was miteinander zu tun?“

Hunter lächelte eifrig.

„Wir? Ich — möchte auch Ihren — Laden mieten.“

Wutschow blies die Nasen auf und ramte wütend umher.

Der Australier bückte sich nach der mißhandelten Zeitung und stopfte sie zerknüllt in die Tasche. Dann stieg er die Treppe hinan.

„Wohin?“ zischte Wutschow hinterher.

Hunter ließ sich nicht zurückhalten und gab auch keine Antwort. Ohne abzulegen und ohne anzuklopfen, trat er ins Zimmer der Hausfrau. Eine eiserne Härte lag auf seinen Zügen.

Frau Wutschow saß am Fenster. Sie erhob sich und trat dem Eindringling drohend entgegen.

„Furch!“ rief sie aufbrauend hervor.

„Es lernt sich“, parierte er. Er stand energisch aufgereckt und fixierte sie kalt. „Ich bin gekommen, Madame, um Ihnen zu erklären, daß ich zu Ihnen — ins Haus — ziehe —“

„Bist du wahnsinnig geworden?“

„Das Parterre steht leer. Ich — miete es und richte es mir ein.“

„Niemals!“

„Das steht nicht bei Ihnen.“ Er trat so dicht vor sie hin, daß sein Atem sie streifte. „Fürchtest du mich?“

Sie lachte verächtlich.

„Dich?“

„Well. In einer Woche — oder zwei — ziehe ich ein. Bis dahin lasse ich herrichten — tapezieren, möblieren. Ob Wilhelm Kumm, ob William Hunter — eingeweiht bist nur du — und dein Schweigen — erkaufe ich!“

Er riß ein dickes Portefeuille aus einer Tasche und warf es mitten ins Zimmer.

„Gift und Gold sind die besten Schweigegelder. Deine Hand mag ich nicht berühren; heb' es auf.“

„Ich werde es hinauswerfen lassen!“

„Das wirst du — ne ich dich tenne — nicht tun.“

Sie stieß mit dem Fuße danach.

„Ich brauche deinen Mammon nicht!“

Ein Juden umspielte seine Lippen.

„Ich bin zu höflich gewesen, scheint es. Muß ich Ihnen ins Gedächtnis rufen, Madame, wem — dies Haus einst gehört, wer es mit in die Ehe gebracht hat?“

„Den Kasten?“

„Du scheinst sagen zu wollen: der Kasten war nicht allzuviel wert — dan als. Ich — uf dir red t geben. Dein Vermögen war größer. Aber — — das war dar als! Das war vor einem Vierteljahrhundert. Jetzt liegen die Verhältnisse anders. Der Kasten hat an Wert gewonnen, und — der Kasten gehört nach wie vor mir!“

Sie lachte höhnisch.

„Dir? Du hast deine Rechte längst aufgegeben!“

„Darf ich fragen, wo das geschrieben steht?“

„Deine Frage ist lächerlich!“

„Nicht so ganz. Kannst du beweisen, daß ich es dir geschenkt habe?“

„Du hast durch deine Flucht selbst verzichtet!“

„Du hast das angenommen. Ich — verneine das!“

Er machte eine heftige Gebärde der Ungebuld und fuhr mit starker Betonung fort:

„Wir haben nie in Gütergemeinschaft gelebt, und das Haus ist nie dein Eigentum gewesen. Es ist es auch heute nicht. Dennoch: ich will nicht überstürzen; ich will es nicht als mein Eigentum zurückfordern, ich will es neu erwerben, will mieten — wenn es gütlich geziehen kann. Im Guten alles, mit Gewalt nichts. Das merke dir. Besprich dich mit deinem — Mr. Wutschow, lege mir kein Hindernis in den Weg, wenn ich einziehe, rede ihm zum Verfaule zu — zu deinem eigenen Vorteil. Bei Gott, nein! — ich bin nicht sentimental; aber an der Stelle, wo meine Kinder — hingemordet sind, soll niemand anders den Fuß aufsetzen als ich! Das schreie ich dir! Und nun erwäge und beschliesse nach deinem Belieben. Den kleinsten Widerstand deinerseits betrachte ich als Kriegserklärung, und was dann folgt, hast du zu tragen...“

Er wartete keine Entgegnung von ihr ab, und die Frau suchte ihn nicht zurückzuhalten. Erst als die Tür hinter ihm zuschlug, schien sie das Uebergewicht seiner Drohungen zu fassen und sich nach ihrem gewalttätigen Naturell dagegen aufzubäumen. Abermals stieß ihr Fuß nach der auf dem Teppich liegenden Tasche, daß diese im Wogen gegen ein Tischbein slog und ein Paß Banknoten sich rund herum verstreute. Ihr Auge hing starr an den Scheinen, die schon die Farbe als Tausendmarknoten kennzeichnete. Sie trat vor, bückte sich, raffte die Scheine zusammen, breitete sie auf ihrem Schreibtisch aus und zählte, zählte... .

Die kostbar beringten Finger zitterten ihr, der Busen wogte. Sie strich sich über die Stirn; als sie zu Ende gezählt hatte, septe sie sich und starrte auf die Papiere.

Als von draußen gegen die Zimmertür gepocht wurde, stellte sie sich wie eine Hüterin, den Schatz verbedend, breit vor den Schreibtisch. Hedwig trat schüchtern ein.

„Mama, darf ich dir den Tisch decken?“

„Jetzt nicht, ich habe Kopfschmerzen. In einer Stunde.“

„Ja, Mama.“

Das Mädchen ging wieder, brachte dem Vater das Mittagsmahl auf seinen Verandaplatz und aß selbst in der Küche.

Frau Wutschow legte die Scheine zusammen, zählte sie nochmals durch und schob sie langsam in ein mit Stahlplatten gepanzertes Fach des Schreibtisches, in dem sie ihre Schmucksachen aufzubewahren pflegte. Sie weidete sich an dem Anblick — der „Australier“ hatte sie doch recht taxiert.

Hunter begab sich nach dem verabredeten Restaurant, dinierte und wartete auf den Agenten.

Fantig stellte sich rechtzeitig ein, und auf dem Grundstück war auch der Besitzer zur Stelle. Der Handel vollzog sich nach kurzem Feilschen glatt, und der Vertrag wurde sofort bei einem Notar in aller Form abgeschlossen.

Fantig hatte ein Prozent des Kaufpreises als Vermittlungsgebühr von dem Verkäufer und fünftausend Mark unter der Hand von dem Käufer verdient — seine Mienen waren sonnig wie seit Jahren nicht. Er rieb sich die Hände, tänzelte, lachte und schwafelte, daß er dem Australier unwillkürlich die Bemerkung entlockte:

„Im — Ihnen muß es aber auch schon höllisch schlecht ergangen sein, daß Sie so aus dem Häuschen geraten können!“

„Ist mir's auch — ist mir's auch,“ bestätigte Fantig eifrig, „ganz höllenniserabel. Aber nu noch 'n paar mal so'n Schnitt, und — wupp — bin ich wieder oben!“

Er beruhigte sich erst, als er im Hotel den Betrag von Hunter ausbezahlt erhielt, und ein feierlicher Ernst kam über ihn.

„Schulden, gottlob, sind nicht da,“ reflektierte er und fügte halb humoristisch hinzu: „Man hätte ja auch schwerlich Kredit gefunden. Aber nu wollen wir sehen: mit der Handvoll läßt sich wieder was anfangen!“

Der Besitz stachelte sein Selbstbewußtsein auf, und er ging wie ausgewechselt von dannen.

Gegen Abend legte ein leichter Schneefall ein, und Hunter sah vom Fenster aus zerstreut in das Flodenwirbeln. Ein Zeitungsverkäufer, der den Passanten unten die Abendblätter anbot, rief ihm das zerknüllte Blatt ins Gedächtnis, das er bei Wutschow an sich genommen hatte. Er holte es aus einer Seitentasche des Pelzes hervor, glättete es auf dem Tische und begann zu suchen, was den ausgebrachten Wutschow erregt haben konnte. Ein längerer Schriftsatz auf der dritten Seite war mit Blauschwarz derb angestrichen, und wenn auch das fettgedruckte Stichwort: „Ein renitentex Steuerzahler“

ihm noch keine Gewißheit gab, daß damit Butschow gemeint war, so folgte er dies doch schon bestimmt aus den nächsten Sätzen.

„Ein renitenter Steuerzahler,“ las er, „und ein Original ist der im Westen ansehnliche Rentier W., der, obgleich mehrfacher Millionär, seine Steuer nie freiwillig, sondern stets erst dann berichtigt, wenn die Behörde mit Zwangsmahregeln gegen ihn eingeschritten ist. Der Steuerbote darf ebensowenig wie z. B. die Briefträger, das Haus des Hauses betreten, und W. öffnet ihm auch dann nicht, wenn er wie gewöhnlich auf der Veranda hockt und der Bote ihm durch die Glastür den Zweck seines Kommens mimisch klar macht. W. winkt gelassen ab, und der Beamte muß sich unrichtiger Sache entfernen. Den Mahnzettel schiebt er, wie die Stephansjünger die Briefe, zur gegebenen Zeit unter der Tür durch ins Innere, und selbst die Tochter des wunderlichen alten Herrn darf weder öffnen, noch eine Befehlsentgegennahme. Die Zwangsvollstreckung würde regelmäßig die Hilfe eines Schlossers erfordern, wenn der Vollziehungsbeamte sich nicht auf andere, minder gewalttätige Art zu helfen wüßte; der Mann ist aber durch die Erfahrung gewöhnt und paßt seine Maßregeln den originellen Verhältnissen an. W. besitzt eine elegante Equipage mit zwei ausgesucht schönen Verbereschimmeln, und er liebt es, in bestimmter Morgenstunde seine Ausfahrten zu machen. Damit rechnet der Beamte, hält sich in der Nähe und dringt auf den Hof vor, sobald die Schimmel in den Selen stehen. W. weiß Bescheid, steht und flucht in den grauen Bart, läßt es aber notgedrungen geschehen, daß der Beamte seine Pflicht erfüllt und — Wagen und Pferde mit Beschlagnahme belegt. Die blauen Siegel prangen am Wagen und an den Geschirren der Pferde — W. fährt aus wie gewöhnlich! Nicht einen Tag schenkt er von der Frist bis zum Versteigerungstermin, selbst die Verkaufsannoncen erscheinen regelmäßig — dann erst zahlt der wunderliche Alte ebenso regelmäßig und ist kurrend und murrend Zeuge, wenn der Beamte die ominösen Siegel wieder entfernt.“

Gunter schüttelte den Kopf und merkte erst nach einer Weile, daß der Artikel an dem Absatz noch nicht zu Ende war. „Wir können,“ las er weiter, „bei dieser Gelegenheit ins Gedächtnis rufen, daß der wunderliche Herr seinen Launen auch schon in früheren Jahren freien Lauf gelassen und die Geduld auch der Polizeibehörde in einem Maße in Anspruch genommen hat, wie es in der Gegenwart nicht mehr möglich sein dürfte. Die Zeiten liegen zurück, aber damals wie heute hatten die Hausbesitzer die Pflicht, in strengem Winter bei alzu reichlichem Schneefall die Bürgersteige vor ihren Grundstücken von dem verkehrshindernden Schnee zu säubern. Alle kamen dieser Pflicht nach, wenn auch nicht jeder gern; nur W. nicht. Modte der Schnee sich fußhoch oder zu kleinen Bergen aufhäufen — W. rührte zu seiner Entfernung keine Hand. Er beachtete auch die Aufforderungen der Polizei nicht und lachte sich ins Häufchen, wenn diese endlich die Geduld verlor und zur Wegräumung einfach — die Feuerwehr requirierte. Die dadurch entstehende Rechnung — man spricht von 25 Talern für den Fall — beglich er jedesmal ohne Zögern. Er hatte eben seinen Kopf durchgesetzt, und das Vergnügen war ihm um keinen Preis zu teuer. Autoritäten gab es für ihn nicht, und er erkennt auch heute, wie Eingeweihte verständnisvoll erzählen, nur eine solche an — seine Frau.“

Der Artikel war amüsant, aber für Butschow allerdings nicht besonders angenehm, und namentlich die ironische Schlussbemerkung mochte ihn gereizt haben. Daß die eine Autorität für den alten Herrn aber wirklich vorhanden und allein maßgebend war, davon war auch der Australier ebenso überzeugt wie von den unverminderten Ausdrucksfähigkeiten des alten Pantoffelhelden.

Gunter schnitt den Artikel aus, versuchte ihn noch weiter zu glätten und legte ihn sorglich in einen der Koffer. Ein halb boshaftes, halb belustigtes Lächeln umspielte dabei für einen Augenblick seinen Mund. Er verbrachte den Abend in einem Spezialitätentheater, war früh am Morgen wieder auf den Beinen, nahm mit einer gewissen Hast das Frühstück zu sich und eilte nach der Potsdamer Straße.

Die Nacht hatte einen reichlichen Schneefall gebracht und den Straßen ein verändertes Aussehen gegeben. Auf den Fahrdämmen tat das Salz der Straßenbahnen seine Wirkung und verwandelte das Schneeweiß rasch in ein häßliches, schmutziges Grau; aber die Trottoirs und die besonders in der Potsdamer Straße reichlich vorhandenen Vorgärten lagen in der frühen Stunde im noch unentstellten, weißen Winterschnee, und die Mauervorsprünge an den Häusern, die Balkons, die Dächer grühten unter blendend weißer Schneekappe hervor.

Selbst das Haus Nr. 100 sah freundlicher in den frostklaren Morgen, und das Gitter vor dem Fenster des Mädchenstübchens wirkte in dem jungfräulichen Schneeschnee fast anheimelnd.

Nur die puplosen, roten Wandflächen, die sich in der Nacht vergrößert zu haben schienen, pochten nicht in die gesunde, klare Winterklarheit, und Butschow nicht in den glänzend sauberen, eleganten Wagen, der, mit zwei feurigen Schimmeln bespannt, zur Abfahrt bereit auf der weißen Hoffläche hielt. Butschow trug die unvermeidlichen Filzschuhe, hatte sich in einen Jahrzehnte alten Schafpelz gehüllt, eine Wollmütze tief in die Stirn und über die Ohren gezogen und war eben im Begriff, eine ihm vom Kutcher gereichte Pferdebede über die Knie zu breiten.

Gunter lachte über die Burleskfigur so ungeniert auf, daß auch Butschow aufmerksam wurde.

„Mit dem Affen will ich nichts zu tun haben — los!“ rief er dem Kutcher zu, und im gleichen Augenblicke zogen auch die Schimmel an.

Gunter blickte eine Weile hinter dem federnden Gefährt her; dann stieg er langsam die Verandatreppe hinauf, stieß sich am Geländer den Schnee von den Füßen und wollte eintreten. Die Tür war indessen verschlossen, und erst auf sein energisches Klopfen eilte die Tochter des Hauses herbei und öffnete ihm.

„Guten Morgen, Herr Gunter,“ grüßte sie befangen. „n Morgen,“ murmelte er; „müssen Sie immer hinter Schloß und Riegel sitzen?“

„Papa will es so,“ entgegnete das Mädchen einfach.

„Der ist —“ der Australier brach ab. „Ich ersuche um die Schlüssel zum Parterre,“ fuhr er kurz fort.

„Ich soll Sie führen,“ gab Hedwig Butschow zurück.

„Bitte —“

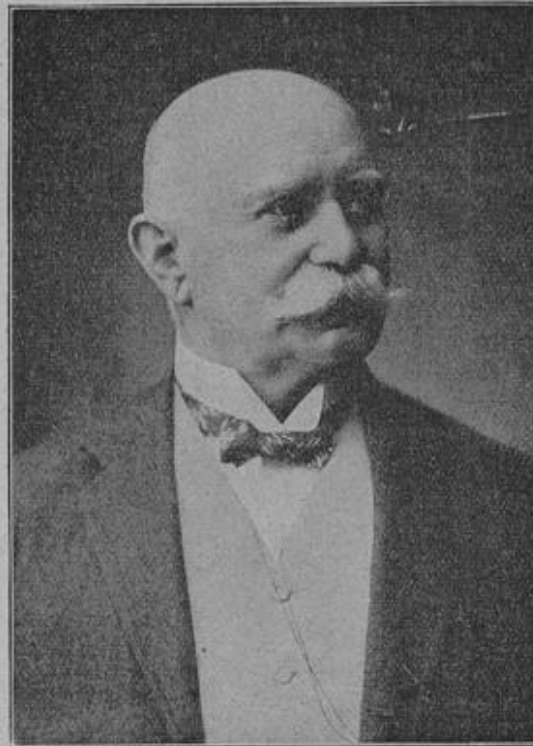
Sie nahm die bereitliegenden Schlüssel von einem Tische, schritt ihm voran und schloß auf. Bei jeder einzelnen Tür übergab sie den dazugehörigen Schlüssel dem Mieter und zuletzt auch den für die von beiden Parteien zu benutzende Veranda.

„Alles werden Sie nicht bewohnen können,“ meinte Hedwig schüchtern, und ihre Wangen färbten sich trotz der eifigen Kälte in den dumpfen, vernachlässigten Räumen.

Er sah sie prüfend an.

„Ein Gesicht wie Milch und Blut,“ dachte er und stellte rasche Vergleiche mit der Mutter an. Die Ähnlichkeit zwischen beiden war nicht zu verkennen, aber bei der Tochter waren alle Formen ins weich Jugendliche überzogen und der geistige Ausdruck in den feinen Zügen des Kindes ein weitaus anderer als in den stolzen, harten der Mutter.

„Ist auch nicht nötig,“ gab er zur Antwort. „Ich will Sie aber nicht länger belästigen.“



Ferdinand Graf von Zepfeln,
General der Kavallerie z. D., der berühmte Aeronaut,
dessen jüngste glänzende Leistung in der Ueberführung des
Luftschiffs „Deutschland“ (L. Z. VII) von Friedrichshafen nach
Düsseldorf bestand.

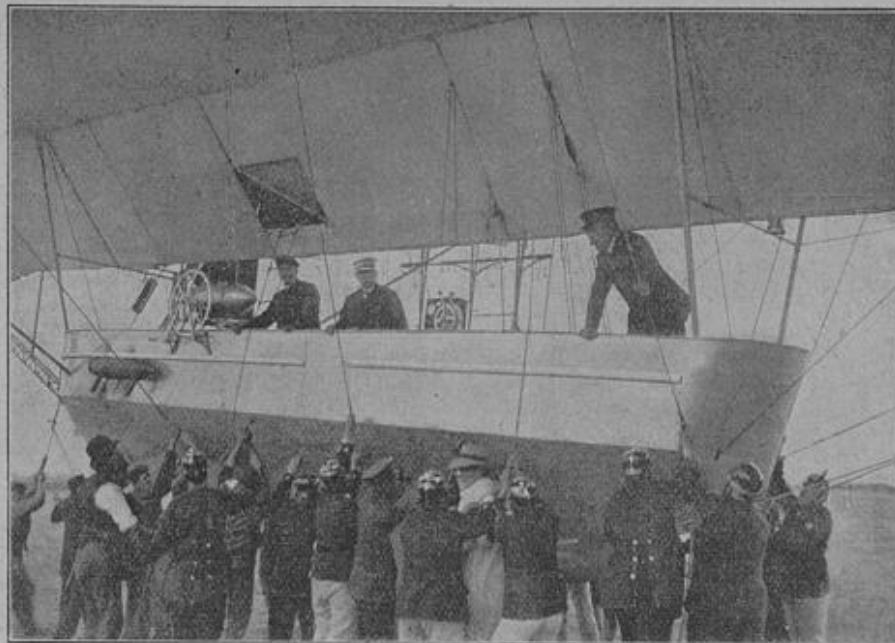
Sie zögerte.
„Wenn Sie noch Wünsche haben —“
„Danke.“

Er war nicht unhöflich, aber auch nicht verbindlich; sie fühlte es und zog sich zurück.

Hunter beschränkte seine Auswahl auf zwei Zimmer, deren Einrichtung ihm möglich erschien, wenn auch alles von Grund auf erneuert werden mußte.

„Ich werde die Dede nicht vergessen, Madame,“ rief er unfürklich halblaut.

In der Veranda traf er noch einmal auf das Mädchen. Sie hantierte mit Eimer und grobem Scheuertuch, und Hunter sprach sie unwillig an:



Haltung vor einem Spiegel. Er hatte sich neu ausgestattet und machte in dem modernen Ueberrod und unter dem tadellosen Zylinder einen stattlichen Eindruck.

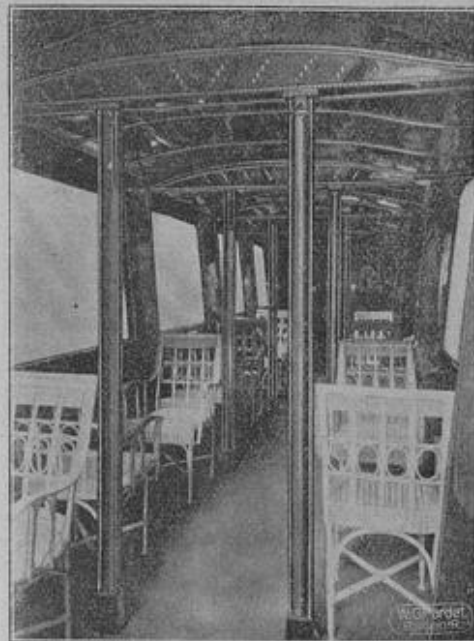
„Ah!“ Er fuhr bei Hunters Eintritt lebhaft herum, stellte den Spiegelblanken „Seidenen“ mit raschem Griff außer Dienst und war ganz Freundlichkeit.

„Ehrt mich, Herr Hunter, ehrt mich. Womit kann ich dienen?“

„Ich brauche Handwerker: einen Tischler, einen Maler. Empfehlen Sie mir!“

„Mit Vergnügen... Tüchtige Leute...“ Er nannte zwei Adressen.

„Soll ich Sie hinbegleiten?“



Ankunft des Luftschiffes „Deutschland“ (L.Z.VII) mit dem Grafen Zeppelin an Bord in der Holzheimer Heide bei Düsseldorf.

Auf das Kommando Zeppelins „Runterziehen!“ machten Tausende von hilfsbereiten Händen das prächtige Fahrzeug zum Aussteigen der Passagiere fest.

„Er hat doch den Kutscher!“ hielt ihr Hunter entgegen.

„Der wohnt nicht bei uns...“

„Und jetzt mich!“ betonte er schroff.

„Sie — Sie sind ja auch Mieter —“

„Ja wohl, und an mich wird er sich gewöhnen müssen! Und diese Sklaverei — Ihre Sklaverei — die soll ein Ende finden!“

Er nickte drohend.

„Madame zu sprechen?“

Sie war ganz schön geworden.

„Mama schläft noch —“

Er lies die Schlüssel raschelnd in die Tasche gleiten.

„Well. Erst muß ich auch da eingezogen sein.“

Er verabschiedete sich kalt, wandte sich an der Bülowstraße um die Ecke und begab sich nach Fantigs Wohnung.

Die Frau öffnete, und der Agent stand, zum Ausgehen gerüftet, in höchst zufriedener



Wirk in die Kabine des Luftschiffes „Deutschland“, des ersten und bis jetzt einzigen für den Reiseverkehr erbauten Luftschiffes der Welt.

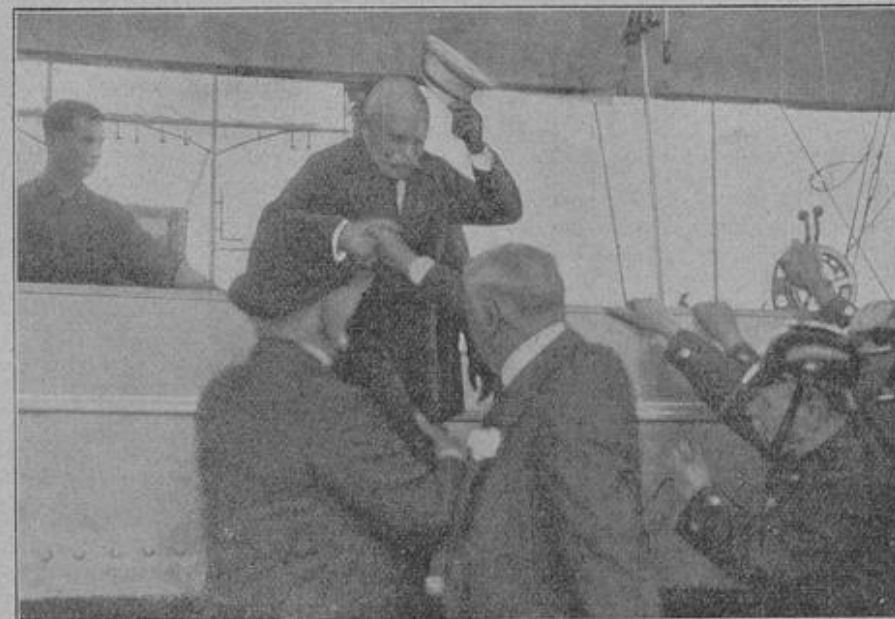
„Ist denn kein Dienstmädchen, kein Diener da, daß Sie das alles machen müssen?“

Sie schüttelte den blonden Kopf.

„Seit ich erwachsen bin, nein. Es — ist auch nicht zuviel,“ schloß sie versichernd.

„Nicht zuviel,“ sagte er heftig, „das sehe ich, denn gesund geblieben sind Sie dabei. Aber hart, barbarisch ist es...“

„Papa — mag keine fremden Leute um sich haben,“ suchte sie zu entschuldigen.



Oberbürgermeister Marx-Düsseldorf begrüßt den Grafen Zeppelin nach dessen Landung mit dem Luftschiff „Deutschland“ in Düsseldorf.

Oberingenieur Dürr, der Führer des Luftschiffes „Deutschland“ auf dessen Passagierfahrten.

Dürr gehört zu den ältesten und bewährtesten technischen Mitarbeitern des Grafen Zeppelin.

Hunter verneinte. „Wohnung gemietet?“ forschte Fantig.

„Ich kann doch nicht im Hotel bleiben...“

„Nein; ungemütlich. — In der Nähe herum?“ horchte der Agent weiter.

Hunter überhörte die Frage.

„Ich sah vorhin Butschow ansfahren... Gentleman auf dem Bod — Ziel im Fond.“

Das war Wasser auf Fantigs Mühle.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Tür und Angel.

Novellette aus dem Eheleben von Artur Japp.

Nachdruck verboten.

Erich Kramer schritt unruhig in seinem Atelier auf und ab. Es war ihm ganz unmöglich, heute auch nur einen Pinselstrich zu tun. Abgesehen davon, daß seine Stimmung ein künstlerisches Schaffen vollkommen ausschloß, es garte auch in ihm eine so fieberische Aufregung, daß er überhaupt nicht eine Viertelstunde an einer Stelle ruhig hätte verweilen können.

Plötzlich hielt er seine Schritte an und blieb mitten in dem großen Raume stehen, um nach dem Nebenzimmer zu lauschen. Das Rauschen eines Frauengewandes wurde hörbar, und mit einer unwillkürlichen Geste griff der Maler nach seinem Herzen. Es schlug in so rasendem Tempo, daß er glaubte, es müsse die dünne Körperwand zersprengen.

Seine Frau rüstete sich zur Reise, und wer weiß, ob er sie je in seinem Leben wiedersehen würde. Und doch hatte er sie einst aus ganzer Seele geliebt und sich als den glücklichsten Menschen auf der ganzen Welt betrachtet, als er mit ihr von kaum mehr als einem halben Jahr vor den Traualtar getreten war. Leider hatte sein und Adelsens Eheglück die ersten Wochen nicht überdauert. Von da an waren Zank und Streit an der Tagesordnung gewesen. Zuerst hatte sie ihn durch ihre ganz unbegründete Eifersucht gequält und nervös gemacht. Sie hatte durchaus nicht dulden wollen, daß er sich zu seinen künstlerischen Schöpfungen eines Modells bediente. Vergebens war es gewesen, daß er ihr vorgestellt hatte, ein Genremaler wie er, der noch dazu ganz im Modernen wurzelte, könne ohne lebendes Modell überhaupt nicht schaffen. Sie hatte ihm erklärt, daß sie ihn nicht stundenlang allein lasse mit einer wildfremden Frauensperson, einem solchen „Modell“. Und so hatte sie sich denn in der Tat bei jeder Sitzung im Atelier postiert und mit eifersüchtigen Blicken seinen Verkehr mit dem Modell überwacht. Natürlich war unter diesen Umständen an ein gedeihliches Arbeiten nicht zu denken gewesen. Das Modell war unruhig geworden und hatte nie die richtige Stellung eingehalten, und er selbst hatte schließlich ärgerlich den Pinsel weggeworfen und mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie als Gatte und Künstler seine Frau aus dem Atelier verwiesen und hinter ihr die Tür verschlossen.

Die Folge war gewesen, daß Adele noch an demselben Tage gepackt hatte und zu ihrer Tante abgereist war. Vier Wochen hatten sie miteinander geschmolzt, dann hatte er nachgegeben, war ihr nachgereist und hatte sie in sein Heim zurückgeholt. Nun hatte Adele ihm selbst Modell gezeichnet, aber es war gekommen, wie er es vorausgesehen hatte: Ihr hatte die Übung und vor allem die unendliche Geduld und Ausdauer gefehlt, die zu den unerlässlichen Haupteigenschaften eines berufsmäßigen Modells gehören. Ganze Wochen lang war er mühsig gegangen, dann hatte er versucht, ohne Modell zu arbeiten — mit wenig Erfolg. Sein ganzes junges Eheleben, von dem er sich neben rein menschlichem Glück auch einen fördernden Einfluß auf seine künstlerische Tätigkeit versprochen hatte, war eine Kette unablässiger, ärgerlicher Aufregungen gewesen, die ihn als Künstler vollständig lahm legten und ihn als Menschen zu einem ewig verdrießlichen Kopfhänger machten. Und als sie ihn schließlich auch hindern wollte, mit den Freunden seiner Junggesellenzeit zu verkehren und an ihrer lustigen, anregenden Tafelrunde ab und zu einen Abend zu verbringen, kam es zum zweiten Male zu einem Bruch. Adele reiste zwar nicht zu ihrer Tante, aber sie zog sich von ihrem Gatten vollkommen zurück. Sie schloß sich den ganzen Tag über in ihrem Zimmer ein, speiste allein, ja, sie hatte jegliche Gemeinschaft mit ihrem ihrer Meinung nach im Unrecht befindlichen Gatten abgebrochen, und wenn sie einer Begegnung mit ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, so zeigte sie ihm eine so trostlose, finstere Miene, daß er sich ebenso sehr erkältet wie erbittert fühlte. Und nun tat er das Unklügste, was er überhaupt tun konnte. Er berief die Tante seiner Frau als Friedensstifterin. Die würdige Dame, die seit Jahren Witwe war und für die es nichts Lieberes und Vollkommeneres gab als ihre einzige Nichte, die sie ohnedies nur ungern von sich gelassen hatte, folgte dem Rufe des jungen Malers, hörte die Parteien an und entschied, daß — Adele in allen Punkten recht habe. Nun folgte auch zwischen Adelsens Tante und ihm eine erregte Auseinandersetzung, die damit endete, daß Erich Kramer Adelsens Tante mit zornigen, verletzenden Worten aus seiner Wohnung verwies und Adele natürlich damit nur noch um so mehr kränkte. Sie hatte ihm erklärt, daß sie ihrer schwer beleidigten Tante folgen werde, und er, fast sinnlos vor Aerger und Aufregung, hatte ihr wütend zugerufen, daß sie seinerwillen zum Teufel gehen möge, und daß ihm eine Scheidung für immer das Liebste wäre.

Der Grübelnde preßte stöhnend seine Rechte gegen die Augen. Die Szene lebte noch ganz deutlich in allen ihren Einzelheiten in seiner Erinnerung. Sie war bei dem Worte „Scheidung“ bis in ihre Lippen erbläst. Im Gegensatz zu ihrem sonstigen Verhalten war sie ganz still gewesen, hatte nur stumm genickt und dann das Zimmer verlassen.

Am nächsten Tage schon war ihm eine Notiz von einem Rechtsanwalt der Stadt zugegangen, der ihn im Auftrage seiner Frau zu einer Besprechung einlud. Der Rechtsanwalt hatte ihm mitgeteilt, daß er von seiner Gattin beauftragt sei, die Scheidung in die Wege zu

leiten, und er wolle nun mit ihm — Erich — Rücksprache nehmen, in welcher Form die von beiden Seiten gewünschte gerichtliche Trennung der Ehe zu bewerkstelligen sei.

So war also der Bruch ein endgültiger geworden, und Adele stand nun im Begriff, für immer zu scheiden.

„Für immer!“ seufzte der Maler in sich hinein und warf dann einen hastigen Blick auf die Stuhuhre auf dem Kaminsims. Zehn Uhr! Um halb elf ging der Zug, mit dem sie reisen wollte. Würde sie noch ein letztes Mal bei ihm eintreten und ihm Lebewohl sagen?

Er ließ sich matt in einen Sessel fallen und küßte sein Gesicht in beide Hände. Das Herz wurde ihm weich und warm, während er einer ferneren, glücklichen Zeit gedachte, der Zeit ihres Brautstandes. Wie lieb und zärtlich sie damals zu ihm gewesen und wie sie ihn bestrickt und bezaubert hatte mit ihrer Anmut und mit ihrer jugendfrischen Schönheit! Die großen blauen Augen schienen nur geschaffen, um ihm voll Glück und Zärtlichkeit zuzulächeln, die schwellenden, frischen Lippen nur dazu da, um ihm Worte voll Liebe zuzusüßeln. Mit welcher frohen Zukunftshoffnungen hatte er ihr einst den Verlobungsring an den Finger gesteckt! Und nun — nun!

Mit heftigem Rud sprang der Maler auf und schritt erregt zu dem großen Fenster, um die heiße Stube an die kühlen Scheiben zu pressen. Wie war es nur gekommen? Hatte er sie nicht aus Liebe gewählt, war er nicht selbst in jedem Blutstropfen überzeugt, daß auch sie nur aufrichtige, tief empfundene Liebe in seine Arme geführt hatte! Und doch — doch Hader und Streit in der Ehe und nun ein so häßliches Ende! Wer war schuld? Sie allein? Hatte er denn immer gerecht und liebevoll gehandelt? War er nie launisch, heftig, reizbar und unbuldsam gewesen? Hatte er als Mann nicht der verständigere, maßvollere Teil sein müssen und anstatt mit kalten, herrischen Worten und mit energischen Maßregeln durch sanfte, überredende, liebevolle Vorstellungen auf sie einwirken sollen? Hätte er wirklich seine Autorität als Mann verletzt, wenn er mehr Rücksicht und Geduld gezeigt hätte? Hatte sie ihn nicht lieb und er sie, und war das nicht die Hauptsache? Hätte nicht die Liebe die Gegensätze zwischen ihnen auslöschen und überbrücken müssen?

Der Sinnende zuckte erschreckt zusammen. Er hatte nicht gehört, daß sich die Tür geöffnet hatte. Erst das Rauspern einer weiblichen Stimme und das Rauschen eines schweren Frauenkleides auf dem Parkettfußboden rissen ihn aus seinem Nachdenken. Er schnellte heftig herum. Adele stand ihm gegenüber in Hut und Mantel, fertig zur Reise.

Mit einem schnellen, scheuen Blick freiste er ihr Gesicht. Wie? Hatte er recht gesehen? Ihre Augenlider waren gerötet und geschwollen. Hatte sie geweint? Und es hatte ihm scheinen wollen, als ob statt der mürbischen, trostigen, finsternen Miene, die bei ihr in der letzten Zeit stereotyp gewesen war, ein milder, schmerzlicher Ausdruck ihre Züge beherrschte. Und nun erklang ihre Stimme so schüchtern und weich, wie er sie seit den ersten Wochen ihrer Ehe nicht wieder vernommen hatte.

„Verzeihe,“ sagte sie leise, „daß ich dich noch einmal störe. Ich wollte dir Adieu sagen und dir zugleich —“ Sie stockte, eine fast mädchenhafte Verlegenheit malte sich in ihrem Gesicht, das sie verschüchtert zu Boden lehnte. Mit zitternden Fingern zog sie nun ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus der Tasche, das sie auf den Seitentisch legte, auf dem ein Stoß Zeichnungen und Entwürfe lag. „Du wirst dir nun gewiß,“ begann sie von neuem, „eine Aufwärterin nehmen, und da habe ich dir eine Liste von all deinen Sachen, deinen Kleidern, deiner Leib- und Haushaltungswäsche angefertigt, damit du die fremde Person kontrollieren kannst.“

Er blickte überrascht zu ihr hin.

„Ich — ich danke,“ stammelte er, erstaunt über ihre Fürsorge. Sie stand ihm mit gesenktem Haupte gegenüber und machte noch keine Miene, zu gehen. Offenbar hatte sie noch etwas auf dem Herzen. Endlich erklang ihre Stimme abermals, diesmal noch leiser und schüchtern als vorher.

„Wenn — wenn du gestattest, möchte ich dir noch einen Rat geben in bezug auf deinen — deinen künftigen Haushalt. Du hast mir so oft erzählt, daß du die Gasthauskocht nicht magst und daß sie dir nicht recht bekommt; da ist es vielleicht besser, du nimmst eine erfahrene alte Haushälterin zu dir, die dir nicht nur alles in Ordnung hält, sondern die auch für dich kocht.“

Er trat ihr unwillkürlich einen Schritt entgegen, gerührt von ihrer Sorge um ihn. Aber er hielt doch gleich wieder ein, und eine bittere Empfindung stieg in ihm auf. Wenn sie während ihres Ehelebens in den letzten Monaten nur halb soviel Rücksicht auf sein Wohlergehen genommen hätte wie jetzt in dem letzten Augenblick, so wäre alles anders gekommen, und die Trennungsstunde hätte für sie überhaupt nicht zu schlagen brauchen.

„Ich danke,“ begnügte er sich mit zuckenden Lippen zu erwidern. Er hörte, daß sie einen tiefen Atemzug tat.

„So will ich denn gehen,“ sagte sie. Le — lebe wohl!“

Sie zauderte noch einen Moment und streckte ihm dann mit einer raschen Gebärde ihre Hand entgegen. Er trat schnell an sie heran, nahm ihre Hand in die seine, und mit einer impulsiven Gebärde beugte er sich herab und küßte ihre schmalen, zierlichen Finger. Er fühlte, wie sie zusammenzuckte; dann löste sich ihre Hand mit einer ruckweisen Bewegung von der seinen. Und nun wandte sie sich; aber

schon nach dem ersten Schritt lehrte sie sich noch einmal zu ihm herum. Ihre Mienen vibrierten lebhaft, ihre Hände schlossen und öffneten sich, ihre Atemzüge folgten einander rasch — es schien etwas in ihr zu ringen, das sich nur schwer an die Oberfläche wagte. Endlich hatte sie sich überwunden, und wenn auch ihre Stimme bebte und hier und da stammelnd klang, sie sagte es doch in schnellem Flusse:

„Ich hätte noch eine Bitte an dich. Wir trennen uns, weil wir gefunden haben, daß unsre Charakter nicht zueinander zu passen scheinen. Aber wenn wir nun auch voneinander gehen, so brauchen wir darum doch nicht für einander gestorben zu sein. Man kann doch das Interesse nicht plötzlich ganz und gar in sich ersticken. Es würde mich interessieren, ab und zu von dir zu hören, und wenn ich auch in unserer Lage natürlich nicht beanspruchen kann, daß du mir schreibst, so wirfst du vielleicht hin und wieder meinem Vetter Walter, mit dem du ja bekannt bist, von dir Nachricht geben.“

Er war so überrascht, daß er nicht gleich eine Erwiderung fand.

Sie weinte bitterlich, aus Herzensgrund, wie er sie noch nie hatte weinen sehen. Ihm krampfte sich das Herz zusammen. Die Liebe, die er seit Wochen und Monaten erbittert in sich zurückgedrängt hatte, loderte angesichts ihres fassungslosen Schmerzes in hellen Flammen in ihm empor. Ohne zu wissen, was er tat, streichelte er ihr Haar, dann beugte er sich herab und küßte ihren Scheitel und ihre Stirn.

Sie hob ihr Gesicht zu ihm empor; die hellen Tränen perlten noch in ihren Augen.

„Es ist mir ein so furchtbarer Gedanke,“ flüsterte sie, „von dir zu gehen mit dem Bewußtsein, daß du meiner nun immer mit Haß und mit Verachtung gedenken wirst.“

„Adele!“ rief er mit einem protestierenden Kopfschütteln.

„Ja,“ beharrte sie mit einer so zerknirschten, schmerzlichen Miene, daß es ihm in die Seele schnitt, „ja, hassen und verachten wirst du mich, weil ich dir das Leben schwer gemacht und dir soviel Aufregung und Kummer bereitet habe durch meinen Eigensinn, durch meine Wider-



Wieder ehrlich machen. Ein merkwürdiger militärischer Brauch in der „guten alten Zeit“.

Er fühlte, daß es heiß in ihm aufstieg, und seinen Herzschlag verspürte er bis zum Halse hinauf. Ein seltsames Gemisch von Schmerz und Nührung, von Bitterkeit und Unwillen regte sich in seiner Seele und beengte ihm den Atem.

„Gern — gern,“ stammelte er endlich heiser, mit trodener Kehle.

Sie nickte dankend und schritt nun rasch zur Tür. Schon hatte sie die Tür des Nebenzimmers geöffnet, schon stand sie auf der Schwelle, als es ihm schien, daß sie plötzlich strauchle und daß ein schluchzender Laut von ihr zu ihm herüberdrang. Oder war das nur eine Täuschung seiner erhitzten Sinne?

Es war nicht das Resultat eines Entschlusses, sondern eine unbesuhte, instinktive Handlung, daß er im Nu zu ihr eilte und sie mit seinen Armen umfing. Ihr Aussehen überzeugte ihn, daß er sich nicht getäuscht hatte. Sie war leichenblau und zitterte am ganzen Körper, und in einer Ohnmachtsanwandlung hielt sie sich krampfhaft an ihm fest und drückte ihr tränenüberströmtes, zudendes Gesicht an seine Brust.

„Adele!“ rief er, auf's Tiefste erschüttert, ohne Bewußtsein der Situation. „Adele!“

spruchslosigkeit, durch meinen Unverstand. Heute Nacht, als ich nicht schlafen konnte, habe ich darüber nachgedacht, und da ist es mir klar geworden, daß ich — ich die Schuld daran trage, daß es nun so weit gekommen ist.“

Ihre Worte trafen ihn im Innersten seines Herzens. Ihre ganz ungewöhnliche Sanftmut und Demut erfüllten ihn mit Freude und Wehmut. Alles Harte und Herbe, alle während der letzten Wochen in ihm angeammelte Erbitterung zerschmolz in Nührung und Schmerz.

„Nein, nein!“ rief er. „Nicht du allein, auch ich bin schuld, Adele. Ich hätte mehr Geduld, mehr Rücksicht mit dir haben müssen, anstatt Zorn und Befehl.“

Sie sah ihm mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen, ihre Wangen röteten sich.

„Ich danke dir,“ sagte sie herzlich, „ich danke dir, Erich! Deine Worte erleichtern mir das Scheiden. Also du wirst nicht mit Zorn an mich denken, wenn wir nun getrennt voneinander leben?“

Seine Arme umschlangen sie mit unwillkürlichem Drud, als sie strebte, sich von ihm loszumachen.

„Adele,“ rief er, „müssen wir uns denn trennen?.... Adele!“

Ein Lächeln durchlief ihre zarte, schlanke Gestalt; ein Strahl ging über ihr Gesicht, das noch eben von Schmerz und Reue verdüstert gewesen.

„O Erich!“

Das war alles, was ihre bebenden Lippen hervorbrachten.

„Ja, Adele, fuhr er leidenschaftlich fort, „warum denn voneinander gehen, wenn jeder von uns seine Schuld einzieht, wenn wir uns gegenseitig geloben, künftig gegeneinander duldsamer und nachsichtiger, gütiger und liebevoller zu sein? Wozu uns denn trennen, wenn wir beide darunter leiden werden? Wozu einander Lebewohl sagen, wenn wir merken, daß wir uns noch immer lieben, daß nach den

Jrungen der Vergangenheit vielleicht eine Zukunft voll Friede und Glück und Seligkeit vor uns liegt?“

Sie erwiderte nichts, aber sie schmiegte sich an ihn mit der ganzen Hingebung des liebenden Weibes.

Er hielt sie fest in seinen Armen und sah mit tiefer Bärtlichkeit zu ihr hinab.

„Bist du also bei mir bleiben, Adele?“

Sie sah zu ihm empor mit demütigem Blick.

„Immer — immer!“ gab sie flüsternd zurück, und jubelnd, aus tiefstem Herzen fügte sie hinzu: „O Erich, ich bin ja so froh, daß wir uns doch noch gefunden haben — zwischen Tür und Angel!“

Unsere Bilder.

Nach glücklich verlaufener Fahrt von Friedrichshafen aus landete der L. Z. VII, oder, wie es amtlich heißt, das Luftschiff „Deutschland“, auf der Holzheimer Heide bei Düsseldorf um die Mittagsstunde. Das neue Luftschiff hat eine Länge von 148 m; der Querdurchschnitt beträgt 14 m; der Kubikinhalt 19 000 cbm. Außer der Besatzung, die in der Regel aus dem Führer, aus je 2 Kapitänen und Ingenieuren und 3 Monteuren sowie dem Luftschiffkellner besteht, kann das Fahrzeug 20 Passagiere aufnehmen. Graf Zeppelin

wurde bei seiner Ankunft der Gegenstand der begeistertsten Begrüßungen, und diese setzten sich während der Fahrt im Automobil nach dem Hotel und vor seinem Absteigequartier fort.

Oberbürgermeister Marx-Düsseldorf begrüßte den Grafen, der die „Deutschland“ persönlich nach Düsseldorf geführt hatte, noch vor dem Verlassen der Plattform derselben mit kräftigem Händedruck und herzlichen Worten. Auch dem Oberingenieur Dürr, dem bekannten ersten Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, wurden vielfache Ehrungen in Düsseldorf zuteil.

Unsere Bilder auf Seite 213 zeigen verschiedene Momente von der Landung der „Deutschland“, die das erste und bis jetzt einzige Luftschiff ist, das zu Passagierreisen ausschließlich Verwendung finden soll. Eine ganze Anzahl Rundfahrten nach rheinischen und westfälischen Städten sind bereits erfolgt, und die Teilnehmer daran finden nicht Worte genug des Lobes über die Ruhe, mit der das Luftschiff trotz einer Schnelligkeit von 50 und mehr km in der Stunde seinen Weg verfolgt. Besonders interessant ist die Passagierkabine, die wir auch im Bilde wiedergeben. Sie besteht aus Aluminium mit Mahagoni-auskleidung. Die mächtigen Fenster weisen Scheiben aus durchsichtigem Zelluloid auf. Lehnsühle aus Rohrgeflecht befinden sich an den Längsseiten der Kabine, die etwa den Eindruck eines Eisenbahn-Speisewagens macht. Das gesamte Tafel-service besteht aus Aluminium. Die Kabine liegt zwischen den beiden Gondeln des Luftschiffes, aber etwa 2 m höher als diese. Sie kann von den Gondeln aus, wie auch direkt durch eine Leiter von der Seite erreicht werden. Das Porträt des Grafen Zeppelin auf Seite 212 stammt ebenfalls aus jüngster Zeit. — Tragen die erwähnten Illustrationen der modernsten Errungenschaft des technischen Erfindungsgeistes der Menschheit Rechnung, so führt das nächste Bild in die sogenannte „gute alte Zeit“ zurück, in die annähernd

150 Jahre entfernte Periode des Korporalstodes, des Popfes und des Puders. Es ist jene kulturhistorisch merkwürdige, aber auch sehr trübe Aera, in der das Werbesystem in vollem Schwange war, und zwar nicht nur in Preußen, sondern fast noch schlimmer in den deutschen Kleinstaaten, die ja auch bekanntlich dem Auslande Tausende deutscher Landeslinder lieferten, bis endlich Friedrich der Große diesem schändlichen Menschenhandel ein Ende machte. Aus des Dichters Seume Aufzeichnungen, dessen 100. Todestag vor kurzem begangen wurde, weiß man, welche ungeheures Elend, welche bitterer Jammer den zum Soldatendienst Geprägten bevorstand, mochten sie nun auf deutschem Boden oder in der Fremde draußen ihre Haut zu Markte tragen. Freilich waren es auch oft gescheiterte Existenzen, geradezu verzweifelte Elemente, die „zum Stabjell schworen“. Und neben der strengen Disziplin des Garnisonsdienstes und der Fuchtel bestand darum auch bei den einzelnen Kompanien noch eine Art Selbstzucht, die vielfach an ähnliche Bräuche zur Zeit der Langweiche erinnerte. Hierher gehörte auch das sogenannte „Wieder-ehrlich-machen“, wie es auf unserer Seite 215 dargestellt ist. In trübender Stellung mußte sich



Hospital aus alten Straßenbahnwagen in Weston (England).

derjenige, der sich wider den Korpsgeist vergangen oder vom Profos eine empfindliche Strafe erlitten hatte, den Kameraden seiner Kompanie nähern und sich von jedem derselben eine kleine Münze in den Hut werfen lassen. Durch diese demütigende Einmahlung wurde er wieder in seinen früheren Stand als gleichberechtigter Kamerad eingeseht. — Das letzte unserer Bilder zeigt eine merkwürdige Verwendung ausrangierter Straßenbahnwagen, nämlich zu Hospitalzwecken. In Weston in England hat man aus solchen Fahrzeugen eine ganze Barackenanlage für Kranke und Genesende in schöner Gegend eingerichtet. Die Insassen der einzelnen Wagen können sich zugleich mit gärtnerischen Arbeiten beschäftigen, da unmittelbar vor den Wagen Beete zur Bepflanzung usw. angelegt sind.

Gedankensplitter.

Was hilft mir euer Lob am End',
Wenn ich nicht seh', daß ihr auch tadeln könnt. G. W.

Nur dann entschließen wir uns, jemand die Wahrheit zu sagen,
wenn sie verlegend ist. L. S.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 28

Sonntag, den 10. Juli

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

(5. Fortsetzung.)

Fantig meinte: „Der Wutschow ist nun mal der Spott des ganzen Westens. Aber die Alte, die ist nobler, Seide, Sammet, Diamanten und dergleichen. Für die Tochter scheint weniger übrig zu sein —“
„Die! Modernes Aschenbrödel...“
„Uebrigens die Alte — noch verflirt schneidig —“

„Unkraut vergeht nicht!“ knurrte Gunter. „Sie wollten ausgehen — ich will Sie nicht stören.“

Er empfahl sich, obwohl Fantig mit ehelicher Lebhaftigkeit protestierte, suchte die ihm genannten Handwerker auf und besprach sich mit ihnen.

Als sie nach einigen Stunden in der Villa erschienen, räumte Wutschow fluchend seinen Platz und ließ sich nicht mehr blicken.

Auch Hedwig schien nach der unfreundlichen Begegnung am Morgen dem Mieter aus dem Wege zu gehen. Das Haus lag wie ausgestorben.

Aber es war dem Australier recht so. Er untersuchte mit den Handwerkern die einzelnen Räume und beriet sich eingehend. Das Betreten des vielbesprochenen Hauses war den Leuten offenbar interessant; über die im Innern herrschende Vernachlässigung waren sie aber einigermaßen erstaunt. So hatten sie sich das Heim des reichen Wutschow doch nicht vorgestellt.

Gunter knauserte nicht. Er verlangte

schnelle und gründliche Arbeit und hatte für die sorglichen Kostenanschläge der Meister nur ein zustimmendes Nicken.

Der Tischler sollte zuerst an die Reihe kommen, der Maler ihm auf dem Fuße folgen.

Als eine Einigung erzielt war und die Meister gingen, hielten sie untereinander nicht mit dem Bestreben zurück, daß ihr Auftraggeber sich gerade die alte Bude Wutschows ausgesucht habe, und kamen schließlich mit verständnisvollem Lächeln dahin überein, daß wohl auch der Mieter seine Wunderlichkeiten haben müsse.

Gunter blieb noch, stellte Messungen an und war nicht wenig überrascht, als bald nach Entfernung der Handwerker die Frau des Hauses bei ihm eintrat. Sie hatte ein Pelzcape über die Schultern gehängt und hielt mit der Linken das graue Seidenkleid vorsichtig gerafft. Ihr Blick glitt sekundenlang umher und blieb auf dem Australier haften.

Gunter tippte an den Schlapphut und verbeugte sich.
„Große Ehre, meine Gnädige...“

Sie wandte sich um und zog die Tür fest hinter sich zu.

„Fraukönigin im Reiche der Spinnen und Schwaben!“ spottete er. Ihre Züge blieben kalt.

„Ich habe deinem Wunsche nachgegeben — freiwillig,“ begann sie, und ihre Stimme vibrierte.



Phot. F. Kester.

Blick auf Düsseldorf vom Verkehrslustschiff „Deutschland“ aus.

Die interessante Aufnahme erfolgte von der hinteren Gondel des Lustschiffes aus während einer der letzten Fahrten desselben vor der Katastrophe bei Wellendorf.

„Der Herr Gemahl — auch freiwillig?“ gab Hunter höhnisch fragend zur Antwort.

„Das ist meine Sache . . . Wir können — nebeneinander leben, ohne — viel in Berührung zu kommen —“

„Meinst du, ich könnte Anspruch auf deine Person erheben?“ fuhr er auf.

Sie lächelte kalt.

„Dazu gehören zwei,“ erwiderte sie kurz. „Ich — teile das Dach mit dir, aber ich will weder dich noch deine Reichtümer, die du — offen genug — zur Schau trägst. Zu offen . . . Muß etwas betont werden, wenn man daran glauben soll?“

Er vermeinte, etwas Lauernes aus ihren Worten herauszuhören.

„Ach so,“ entgegnete er, „du beliebstest anzunehmen, ich übertreibe, um zu — verdecken . . . Auch gut, Madame. Ganz wie du willst . . .“

„Es — interessiert mich nicht,“ versetzte sie abweisend. „Es imponiert mir auch nicht. Mehr als wir hast du sicher nicht, und ob so viel — ist die Frage —“

„Ganz recht, die dich beschäftigt —“

„Nein, die mir gleichgültig ist.“ Sie brauste auf . . . „Bildest du dir ein, ich überschätze dich?“

„Ueberschätzen?“ Er überlegte ein paar Sekunden.

„Im — wer ein Krösus werden will — muß Anlagen dazu haben, und die — hatte ich nicht — wolltest du das nicht zum Ausdruck bringen?“

„So etwas Ähnliches,“ gab sie eifrig zu.

Er trat dicht vor sie hin.

„Weib, ich durchschaue dich bis auf den Grund deiner schwarzen Seele! Heuchle, Lüge — mich täuschst du nicht, und ich weiß, welches brennende Interesse dich zu mir treibt und dich schauspielern und horchen läßt. Die Habgier — die elende Habgier ist gereizt worden in dir, und sie läßt dich hungern und hungern nach mehr. Du bemüht dich umsonst! Laß es dir gesagt sein — ein- für allemal . . .“

Sie wandte nicht.

„Geht dir der Atem aus? Oder ist's mit deinen Phantasien zu Ende? Du übersehst eine Kleinigkeit: das Nächstliegende. Unsere — Rietsverhandlungen waren etwas — sonderbarer Natur, und der Abschluß bedarf — einiger Ergänzungen. Ich habe — mich — gefügt, weil deine Anwesenheit mich schließlich nicht zu stören braucht. Ich betone: nicht zu stören b r a u c h t; so lange nicht, als — außer uns beiden — jemand weiß, was ihn heiß machen könnte — klarer gesagt: welche Beziehungen uns — einst — miteinander verbunden haben. Darum komme ich zu dir. Aus keinem anderen Grunde. Um deine Discretion wollte ich dich ersuchen —“

„Ich habe sie dir längst zugestanden!“

— „und dir meine ebenfalls zusichern . . .“

Wieder eine ironische Verbeugung Hunters.

„Freundlich — sehr freundlich . . .“

„Schwätzen war auch früher nicht deine Art — dein Wort wirst du zu achten wissen. Und damit bin ich ja wohl mit Herrn William Hunter zu Ende.“

„Wenn es sein kann —“

Der stattliche Frauenkopf erhielt einen kleinen, energischen Nuck, und ihre Erwiderung klang hochmütig:

„Ich — wüßte nicht, wie so —“

Er winkte ungeduldig ab.

„Ich bin kein Prophet und lasse kommen, was da will. Brauche ich dich nicht, ist es mir angenehm. Ergibt sich ein Grund zum Verkehr mit der geehrten Nachbarschaft, so ist mir — der Weg nicht zu weit. Und man kann nicht voraussehen — hm —“

Er dachte an Hedwig und was er dem Mädchen gesagt hatte. Und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, der Frau da vor ihm sogleich in das Gewissensdunkel zu leuchten. Aber auch nur einen Augenblick. Dann verschloß er sich der Regung, wandte sich wieder seiner durch den Eintritt der Frau unterbrochenen Beschäftigung zu und zischte über die Schulter:

„Ich will die Gnädige nicht länger zurückhalten —“

In den blauen Augensternen der Frau zeigte sich ein Glänzen, und um ihren Mund zuckte es. Aber sie beherrschte sich und entfernte sich mit gemessener Würde.

„Satan!“ knirschte Hunter ihr nach.

Bald hielt es ihn auch nicht mehr.

Beim Fortgehen traf er unvermutet auf Hedwig, und es schien ihm, als suche sie ihn abermals zu meiden.

Er lehnte sich nicht dagegen auf. Ging ihn das Mädchen überhaupt etwas an? fragte er sich gereizt. War sie sein Kind? Er brauchte sie wahrhaftig nicht, und wenn auch sie ohne ihn auszukommen wünschte — um so besser.

Er lachte gereizt.

Ach was, sie paßte am Ende auch in das Tollhaus! Und seinetwegen der Doktor nicht minder. . . Keinen Finger rühren um die beiden, das war das Gescheiteste. Und sein Vorsatz . . .

Siebentes Kapitel.

Fantig hatte den gewohnten Stammtisch mehrere Abende nicht besucht, sondern sich in Begleitung seiner Frau in gewählterer Umgebung heimisch gefühlt. Nach einiger Tagen stellte er sich wieder einmal ein und erregte mit seiner neuen Equipierung nicht geringes Aufsehen. Er war jedoch im Grunde eine bescheidene Natur, und es lag ihm fern, den alten Genossen gegenüber den Großspürigen herauszutreten. Er hing den Zylinder an einen Haken, widelte sich aus dem warmen Ueberzieher und ließ sich grüßend bei den anderen nieder.

„Nanu,“ näselte Jeremias und zupfte nervös den Spitzbart, „großes Loos gewonnen?“

„Oder geerbt?“ riet ein anderer.

„Oder Kommerzienrat geworden?“ gellte sich vom Büffet her der Wirt zu den Fragern.

„Ein Sümmchen verdient,“ entgegnete Fantig gelassen, „das ist alles.“

„So? Wen hast du denn gerupft?“ tuschelte Jeremias Kludhohn.

Die Frage verdroß Fantig, und da er ohnehin auf den Fragesteller, der ihm als Helfershelfer Butschows möglicherweise in das Geschäft hätte pfuschen können, nicht besonders gut zu sprechen war, beschloß er trotz seiner Gutmütigkeit eine kleine Zurechtweisung.

„Jeremias fucht jeden da, wo er selbst gestanden hat!“ wandte er ein. „Was, alter Fuchs? Aber du, mit dem Kupfen kenn' ich mich nicht aus — ich betrüge ehrlich, das wird mir Mr. Hunter bezeugen können.“

Daß der Wagen, der so gut gelaufen, zweimal geschmiert war, beunruhigte ihn nicht.

„W — wer?“ fragte Jeremias, unangenehm überrascht.

„Mr. Hunter —“ wiederholte Fantig mit Genugtuung. „Du weißt doch, Jeremias — und den anderen ist es wohl auch kein Geheimnis gewesen — daß das Grundstück von dem pensionierten Lokomotivrenner zu verkaufen war — da habe ich den Vermittler gemacht und ein paar gute Lappen eingeheimst.“

„Das — das hat — der gekauft?“ stotterte Jeremias.

„Wenn du mit dem „der“ den Mr. Hunter meinst — allerdings.“ Fantig weidete sich an Jeremias' Unbehagen und fügte noch hinzu:

„Andere hatten sich ja auch an ihn herangedrängt; aber der sieht sich seine Leute an, ehe er sich mit ihnen einläßt.“

Jeremias ging auf die Herausforderung nicht ein; er trank hastig, wischte sich den Mund und stieß rudweise aus:

„Der hat — bei Butschow — gemietet —“

Jetzt war die Ueberraschung auf Fantigs Seite; er faßte sich aber schnell und tat, als ob er selbstverständlich eingeweiht sei.

„Allerdings. — Ich begreife das nicht ganz — aber am Ende ist es ja seine Sache. Und wenn er gehörig ändern läßt — er war bei mir und hat sich Tischler und Maler von mir empfehlen lassen — na, mit Geld ist ja schließlich manches herzurichten.“

„Sind schon — an der Arbeit,“ verziet Jeremias.

„Ja, die Nähe vom Bauplatz — selbstverständlich will er bauen lassen — die ist wohl maßgebend gewesen für ihn. Vielleicht auch die Hoffnung, mit Butschow doch noch einig zu werden — vielleicht — ja, sein Vertrauter bin ich in solchem Maße nicht, daß ich gerade alles wissen sollte.“

„Wieviel — hast' denn verdient?“ fragte Jeremias nüchtern.

„Wieviel —?“ Ueber Fantigs Mienen huschte ein Zug der Ueberlegenheit. „Du —“ er beugte sich dicht an Jeremias' Ohr und raunte: — wenn er so viel bezahlt hätte, wie dein Freund und Meister Butschow gefordert hat, dann hätt' ich — noch 'n paar Lappen mehr bekommen —“

Jeremias zog die Oberlippe ein und laute den Schnurrbart.

„Du bin ich so klug, wie vorher —“

„Ja, da kann ich nicht helfen. Hab' ich schon mal gefragt, wieviel Prozentchen du —? Na also . . .“

Der Wirt kam.

„Wieviel Kunden gibst du?“

Fantig wehrte ab.

„Ist nicht. Hast du was, halt's zusammen — heißt mein Wahlspruch.“

„Eine Lage, Fantig,“ meinte der didnädige Gärtner Rinde.

„Zwei — vier — fünf Glas zu zehn — wenn's denn sein muß.“

Zu mehr ließ er sich nicht bewegen, so sehr auch die Gesellschaft ihn zu drängen suchte.

Nach vor Mitternacht nahm er Abschied und ließ sich dann wieder Wochen hindurch nicht blicken, weil er vielfach von dem Australier in Anspruch genommen wurde oder mit seiner Frau, die nach langem, geduldig ertragenem Gram sich förmlich verjüngte, Erholung in besseren Lokalen suchte. Sie aßen zu Hause, weil die Restaurationskost ihnen immer noch zu teuer war; aber die paar Glas Bier, zu denen es früher oft nicht hatte reichen wollen, verjagten sie sich nicht mehr.

Mitunter gestellte sich auch Hunter zu ihnen, der an der kleinen, schlichten Dulberin Gefallen fand und namentlich um ihretwillen den Gatten häufig zu seinem Vertrauensmann machte. War er mit Fantig allein, so beglich er die Beche für diesen ohne Umstände mit; war die

kleine Frau zugegen, so schonte er deren Zartgefühl und beobachtete mit Vergnügen, daß sie eine Genugtuung darin fand, ihren Mann ohne Knauererei und ohne auffälligen Unterschied es dem Gönner gleich tun zu sehen.

Nur einmal machte er eine Ausnahme: bei seinem Einzuge in das Haus Nr. 100.

„Junge Frau,“ sagte er bei einem Besuche um die Mittagsstunde, „die Einladung zu heute Abend dürfen Sie mir nicht abschlagen. Ganz einfach: dürfen nicht! Zwei, drei Wochen habe ich mich mit Meistern von Hobel und Farrentopf, mit Möbel- und Dekorationsmenschen, Fuhrleuten, Dienstleuten und anderen Gentlemen herumgeschlagen — ja, einmal muß ich auch wieder anfatmen und ein Glas Wein mit Behagen trinken können. Brrrr — das waren Wochen — dem Himmel sei Dank, daß sie vorüber sind! Darf ich um die geehrte Patishand bitten? Schön, junge Frau, daß Sie mir keinen Korb geben. . . Also um 9 Uhr, wenn ich bitten darf. . . Huth und Sohn in der Potsdamer — die Nummer wird Ihr Mr. Fantig schon herausfinden. . .“

„O, kenne ich, kenne ich,“ bestätigte Fantig lebhaft.

Die Frau dankte in ihrer stillen und doch freundigen Art.

„Sind Sie nun ganz in Ordnung?“ fragte sie.

„Bis auf den letzten Nagel, junge Frau — grad' seit einer Stunde. Sogar die Frau auch schon engagiert, die für Ordnung sorgen soll — all right. Uebrigens: meinen Dank für Ihre Bemühung — die Frau scheint wirklich die Rechte zu sein. . .“

Sie freute sich, daß sie ihm mit ihrer Empfehlung hatte gefällig sein können.

Auch Fantig war angenehm berührt.

„Medlich muß sie sein, und das ist sie,“ versicherte er. „Dabei lauber, tüchtig. Die kennen wir an ein Duzend Jahre, für die können wir gutlügen. . .“

Hunter schied mit Handschlag.

„Ich werd' mir den Nachmittag über meinen neuen Staat ansehen,“ scherzte er; „so mal in aller Ruhe, wozu ich bisher nicht gekommen bin. Farewell. This evening. . .“

Daheim bot sich ihm eine kleine Ueberraschung: seinen Schreibtisch schmückte ein Strauß frischer italienischer Rosen.

Sein Gesicht verfinsterte sich. Natürlich von dem Fräulein Wutschow, sagte er sich, und es war ihm unangenehm, daß die Aufmerksamkeit ihn zu einer Dankbarkeit verpflichtete, die er nicht wollte.

Er ließ sich, als er Hut und Pelz abgelegt hatte, ziemlich unwirsch in den bequemen Sessel fallen, der vor dem eichenen, reichgeschmittenen Diplomatentisch stand. „Unnötig, dear Miss,“ murmelte er, faßte aber doch nach der zierlichen Glasvase, in die die sommerlichen Kinder des Südens geordnet waren, und schnupperte nach dem matten Duft.

„Je schöner die Federn, um so schlechter der Gesang,“ murrte er und schob die Vase gleichgültig zurück.

Ein Klopfen von der Tür her ließ ihn aufhorchen.

„Was, Besuch? Herein!“

Hunter erhob sich langsam, als er den Doktor Bruchs erkannte. Der junge Arzt war korrekt wie immer, hatte den Ueberrod draussen abgelegt und hielt den Zylinder in der behandschulten Linken.

Der Australier suchte nach einem Worte freundlicher Bewillkommung, ohne mehr als eine oberflächliche, fast unbeholfene Entschuldigung finden zu können.

„Mein Gedächtnis, Herr Doktor — Sie müssen schon ein Auge zudrücken —“

„Beide, Herr Hunter. Ich habe Ihren Besuch erwartet, es aber erklärlich gefunden, daß Sie über Wichtigem nicht mehr daran dachten.“

„Gedacht schon, Herr Doktor; leider, die Zeit — die Zeit —“

Hunter nötigte den Besuch in einen bequemen Sessel und nahm selbst wieder vor dem Schreibtisch Platz.

Bruchs beschrieb mit der Hand einen Bogen und zeigte auf die Einrichtung.

„Der so aus dem Vollen schöpfen kann —“ sagte er anerkennend. „Gebiegen, geschmackvoll —“

Der Australier winkte ab.

„Kleinigkeiten, Herr, dem alten Neste angemessen. . . Die Pragens — zugenommen in den letzten Wochen?“

„Ich bin zufrieden, danke.“

„Ja, ja, ich kenne das. Das geht wie beim Bau: ein Stein will auf den anderen getragen werden. Geht aber noch gut, wenn nichts dazwischen kommt — Frost, Unglück, Versehen. Der Baumeister muß eben tüchtig sein, und das Vertrauen habe ich zu Ihnen.“

Er sagte es obenhin und wurde es sich erst nachträglich bewußt, daß der Schlusssatz ihm entglitten war, ohne etwas mit seiner Ueberzeugung zu tun zu haben.

Der Arzt fühlte das Kühle, das zwischen ihnen lag, und suchte darüber hinwegzukommen.

„Ich bewundere Ihre Energie,“ sagte er, „und wünschte mir einen Teil davon. Offen, Herr Hunter: ich hätte nicht geglaubt, daß Sie in dem Kampfe mit meinem verehrten Schwiegervater der Sieger bleiben würden.“

„Den störrischen Gaul muß man die Kandare fühlen lassen,“ entgegnete Hunter trocken. „Nehmen Sie sich ein Beispiel daran.“

„Ja, wenn das ginge! Es gibt Gelegenheiten, bei denen ich einen ehrlichen Zorn nur schwer zügeln kann. Nur die Rücksicht auf Hedwig läßt mich wieder einlenken, nachgeben, vergessen. Sie hätte, käme es zu einem Zerwürfnis, darunter am meisten zu leiden. Und ihr Pfad ist ohnehin nicht mit Rosen bestreut. Sie ist eine rechte Märtyrerin in dieser verrückten Umgebung. Und weiß Gott, ob sie nicht doch noch körperlich und seelisch Schaden nimmt, ehe ich sie einmal zu mir führen kann. Sie müßte sich ja wie im Himmel fühlen, wenn sie aus ihrem Sklavenlos herausgerissen werden könnte. Verzeihung, daß ich meiner Bitterkeit Worte gebe; aber das Verhalten dieser beiden Alten ihrem Kinde gegenüber kommt mir vor wie eine Parodie auf alles, was Vater- und Mutterliebe heißt. . .“

Der Australier blickte zur Seite.

„Das Mädchen ist auf einem ungesunden Boden aufgewachsen,“ knurrte er. „Sind Sie sicher, daß nicht auch in ihr einmal das eingegogene Gift zum Durchbruch kommt, daß sie — der Mutter nachart?“

„Hedwig? Niemals!“

Bruchs Antwort kam rasch und fest.

„Das ist der Glaube der Liebe.“ Der Australier blieb gleichmäßig kühl. „Sollten Sie nicht auch den Arzt mitsprechen lassen?“

„Den Arzt?“ Doktor Bruchs fand ein trohes Lächeln. „Den lasse ich daheim, wenn ich zu Hedwig gehe. Was ich mit meinen geschunden Augen, mit meiner Liebe nicht sehe, das kann mir auch ein Arzt mit all seinen Instrumenten nicht verraten.“ Er wurde ernst. „Ich gehe in meinem Verufe auf, und deshalb brauche ich nicht zu betonen, daß ich ihn hochhalte. Aber tausendmal mehr als der Arzt mit seinen Spiegeln sieht das freie Auge des Menschen da, wo ihm ein Wesen teuer und heilig ist. Sieht der Arzt die Liebe? Nein, aber ich — ich! Und Hedwig einmal wie ihre Mutter? Niemals, wiederhole ich. In diesem „Niemals“ liegt die Kraft meiner Ueberzeugung und zugleich die Kraft des Bewußtseins, daß auch meine Liebe sie weihend unschützen wird! Bin ich ein Wutschow? Ich bin es nicht und werde es nicht, und niemals kann in meiner Hut eine heilige Flamme erstickt oder in ein häßliches, unreines Feuer sich umwandeln.“

Hunter saß gebückt und hing dem Gedanken nach, ob nicht auch er dazu beigetragen habe, die verhärtete Frau im ersten Stodwerk zu dem zu machen, was sie geworden war, statt sie mit der Kraft der Liebe, wie sie den jungen Arzt besaßte, über sich selbst hinauszuheben, sie zu erziehen, zu bessern, zu veredeln. Eine Art von Schuldbewußtsein kam über ihn, das die Frau in milderem Lichte erscheinen, seine eigene Verantwortlichkeit aber verschärft hervortreten ließ. Er wehrte sich dagegen.

„Was ein Haken werden will, wird doch einer,“ widersprach er.

„O nein!“ entgegenete Bruchs überzeugt. „Der Gärtner, der da rechtzeitig acht gibt, kann das verhindern.“

„Dann bricht der dünne Stamm.“

„Nein, auch das nicht. Der Mann faßt behutsam zu, stützt und stützt den dünnen Stamm, hilft ihm nur, stört ihn aber nicht.“

„Theoretiker und Verliebte tragen beide Brillen; mit ihnen ist nicht zu streiten. Der eine sieht alles grau, der andere alles rosa. Nimmt ihnen das Leben aber die zerbrechlichen Scherben fort, stehen sie beide blöde und verblüht. . . hm, die Unkenrolle liegt mir nicht. . . Ein Glas Portwein gefällig? Der saure Rotzpon schmeckt mir nicht —“

Er hatte sich schon erhoben, holte aus einem Ockshrant Flasche und Gläser und schenkte ein.

Die Hand hielt die Flasche unsicher.

„Den Latterich kriegt man,“ murrte er bissig. „So 'nem alten Klepper gibt man den Gnadenschuß, wenn er mal auf den lahmen Weinen nicht mehr stehen oder vorwärts kann — 'n elender Mensch muß weiter trauchen. . .“

Er stieß an, goß sich ein zweites Glas ein und stürzte es in einem Zuge hinterher.

„Auch eine Medizin, Herr. Und ein heißer Grog. . . Hedwig — Pardon: Fräulein Hedwig: der Gruß aus Italien — eine Aufmerksamkeit von ihr? Ich lasse ihr danken —“

„Wollen Sie ihr das nicht selbst sagen?“

„Wenn ich sie sehe. . . Bedienen Sie sich, Herr Doktor. Eine gute Vot ist auch da. Ober eine Lopez gefällig?“ Er holte zwei Kistchen und stellte sie geöffnet auf den Schreibtisch. „Wenn ich bitten darf.“ Er langte selbst zu, biß die Spitze ab und warf sie auf den Teppich, um sich gleich darauf danach zu bücken. „Ach so, noch Besuchmanieren. Entschuldigung. . . Das Willkommen mag übrigens das einzige sein. Mr. Wutschow hat sich noch nicht sehen lassen, Mitreß gnädigst — auch nicht. hm — natürlich —“ Er wies wieder auf die Blumen. — „Natürlich auf Ihre Kosten, Herr Doktor. Dankbar verbunden —“

„Sie irren sich —“

Hunter schlenkerte die langen Arme.

„Auch gut. Darum kein Kopfzerbrechen. . . die dummen Sprichwörter lügen. Halb gewonnen, heißt es, ist halb verloren. Nonsens. Den Master Wutschow habe ich halb in der Tasche, und ganz kommt er hinein. Samt seiner besseren Hälfte. Uebrigens auch Nonsens. Die und besser. . . Kennen Sie Huth & Sohn?“

„Allerdings —“

„Bitte, heute Abend neun Uhr. Ein kleines Souper. Angenehm?“

„Ich nehme gern an —“

„Well. Ich sehe, daß Sie nicht nachtragen. Wenn Sie Hochzeit machen, nehme ich die Einladung an. Wenn Sie mich haben wollen, selbstredend, und wenn ich bis dahin nicht an übergelaufener Galle gestorben bin. Manchmal denke ich, daß es so kommen muß. Und manchmal wieder, daß Unkraut sobald nicht vergeht. Wenn Senf unter dem Weizen ist, da können Sie säen, so viel Sie wollen, der bleibt; und wenn Sie die Disteln wegstechen, die kommen doch wieder. . . Ihr Besuch hat mich gefreut, Herr Doktor; lassen Sie ihn nicht den einzigen bleiben. An Gelegenheit wird es Ihnen ja nicht fehlen.“

Dr. Bruchs verbeugte sich förmlich.

„Sollte ich gegen Erwarten Ihrer Einladung heute Abend nicht folgen können — ich könnte ja durch Patienten oder sonstwie abgehalten werden — so wollen Sie eine nachträgliche Entschuldigung gelten lassen.“

Er fühlte sich verletzt, daß der Australier den Besuch mit deutlichen Worten abbrach, und nahm sich grollend vor, über die Unhöflichkeit am Abend durch Fernbleiben zu quittieren. Eine zweite steife Verbeugung, und er ging.

Der Australier trommelte mit den Knöcheln der bürren Finger auf den Schreibtisch.

„Verschnupft, der gute Junge,“ reflektierte er gereizt, „daß ich die Audienz in so 'ner souveränen Anwendung abfüzte. Ja, solche Grillen muß man schon in den Kauf nehmen, Herr Doktor. Und wenn Sie mir heute Abend die Ehre versagen wollen — es ist vorgeschagt: meine Haare sind schon lange grau.“

Er entnahm einem Fach des Schreibtisches einen Bauplan und vertiefte sich stundenlang in Berechnungen. Die lärmende Stimme Wutschows und ein Türenschlagen drang ein paarmal zu ihm in die Stille und ließ ihn ärgerlich auffahren, ohne ihn indes dauernd von seiner Arbeit abzuziehen. Erst als es dunkel wurde, brach er ab, ordnete die Papiere in den Schreibtisch zurück und verließ bald darauf die Wohnung.

In einer Ecke der Veranda gewahrte er Hedwig, die vor einem Stuhle in die Knie gesunken war und das blonde Haupt in den Händen barg. Im ersten Impuls wollte er auf sie zutreten, befaß sich aber und entfernte sich, als ob er nichts bemerkt hätte.

Auf dem Hofraum verfiel der schneidend kalte Wind wie in einem Kessel, blähte den Pelz des Australiers auf und umblies ihn eifig. Hunter hüllte sich vorsichtig in das wärmende Rauchwerk, vergrub die Hände in die Taschen und wartete an der Straße auf eine Fahrgelegenheit.

Ein Omnibus nahm ihn auf und brachte ihn nach der Friedrichstadt, in deren weihnachtlich ausgestatteten Läden er eine Reihe von Einkäufen besorgte. Es fehlte in der Wohnung noch an den hundert Kleinigkeiten, die alle entbehrlich sind, ein Heim aber doch recht behaglich machen. Ihnen galt sein Suchen, und für sie war ihm kein Preis zu hoch.

In einer Nähmaschinenhandlung gab er Frau Fantigs Adresse auf. Die „junge Frau“ plagte sich mit einer kleinen Handmaschine ab, die unpraktisch und verbraucht war, die durch eine gute neue zu ersetzen sie aber aus Sparsamkeitsgründen nicht zu bewegen war. Hunter billigte ihre Entschlossenheit und nahm sich zugleich das Recht, großmütig abzuhehlen.

„Sofort hinsenden,“ ordnete er an.

Am Abend bei Duth dankte die Frau in ihrer herzlichen Weise. „Nichts als Selbstsucht von mir,“ entgegnete ihr Hunter ausgeräumt. „Ich werde Sie noch so um Gefälligkeiten überlaufen, daß Sie die Annahme der dummen Tretmaschine am Ende noch bereuen

werden. So, und damit Punktum . . . Mr. Fantig, junge Frau — genötigt wird nicht . . .“

Das Mahl war delikates, der Wein rein und voll. Die Gläser mit dem kostbaren Nebenblut des Rheinlandes klangen zusammen, bis ihr heiteres Läuten durch das blecherne Geklapper der Spitzelche mit weißem Schaumwein verdrängt wurde.

Der Doktor kam nicht, und Hunter erwähnte auch seiner mit keinem Worte.

Fantig schwagte von seiner Vergangenheit und sprach von seiner Frau mit einer Wärme, daß ihr der Wein und die Genugtuung das Blut in die Wangen trieben.

Hunter lautete gefällig und meinte:

„Ja, ja, die deutschen Frauen! Das ist so die Art: Gesund, kernig, tüchtig. Freilich, wer den Wert zu bemessen weiß, findet ihresgleichen nicht bloß nur bei den deutschen Stämmen; wer aber Pech haben soll, sucht sie überall vergebens. Manche Indianerquaw ist mir lieber als die gerühmte — Verzeihung, junge Frau, Ihren Mann könnte ich wohl auch beneiden. . . Der französische Sekt ist doch besser als der deutsche, — meinen Sie nicht auch? Er ist edler, feuriger, duftiger. Profit!“

Ritternacht war lange vorüber, als der Australier vor dem Hause Nr. 100 die Droschke verließ und den Kutscher die Freunde nach der

Bülowsstraße weiter fahren ließ. Der nächtliche Himmel war wolkenlos; ein Sternenseer

schimmerte am graublauen Dom, und der Mond goß ein zauberisches, silbernes Licht über die ruhende Erde. Selbst die Großstadt lag in bleiernem Schlafe, den keine Straßenbahn, kaum noch hin und wieder ein Wagen störte.

Die Holztreppe zur Veranda quartete unter dem angefrorenen Schnee, an den Fensterscheiben glitzerten Eisblumen im Mondlicht. Geräuschvoll öffnete Hunter die Tür; mit klirrendem Schlüsselbunde handierte er von innen.

Ein Lichtschein fiel ihm auf, ehe er noch die Tür abgeschlossen hatte. Er ließ den Schlüssel hängen, sah über die

Schulter die Treppe hinauf und horchte angelegentlich.

Kein Geräusch drang von oben zu ihm herunter; aber der Lichtschein wanderte unruhig, schwächte sich ab, verschwand und kam verstärkt abermals wieder. Plötzlich zuckte der Australier zusammen. Aus dem Dunkel des oberen Stockwerks löste sich eine schlanke, blendend weiße Gestalt ab, näherte sich der abwärts führenden Treppe und kam schwebenden Schrittes die Stufen herab.

Hunter lehnte sich gegen die Tür und blickte gefesselt auf das seltsame Bild. Brausend schoß es ihm durch den Sinn, daß seine Töchter nächtlich das Haus beleben sollten; die Schläfen hämmerten ihm zum Zerpringen. Der lichten Gestalt folgte eine dunkelumrissene, die eine Kerze in der Hand hielt, sie hochhob und prüfend die Treppe hinableuchtete.

Die Nachtwandlerin hatte die letzten Stufen erreicht, und Hunter starrte in das wachsbliche Antlitz Hedwigs, ohne sich zu rühren. Sie war im Nachtgewande und blieb erschauernd stehen, als die nassen Füße die kalten Fliesen der Veranda berührten. Die Arme hingen ihr schlaff herab, die Augen waren geschlossen, das aufgelöste, blonde Haar floß wie ein Goldstrom über die weißen Schultern. Sie wandte sich ungeschlüssig einen Schritt seitwärts und trat tastend auf den Treppenhäuser zurück, der die Füße vor der eisigen Kälte der Fliesen notdürftig schützte. Lautlos, Stufe um Stufe schritt sie rückwärts nach oben, suchte vor dem Licht, das sie durch die geschlossenen Lider empfinden mochte, und wandte sich fluchtartig seitwärts der Treppe ins Dunkel.

Wutschow, in Filzschuhen und Schlafrock, leuchtete ihr nach und folgte ihr schleichend. Das Licht verschwand, eine Tür wurde knallend zugeschleudert, das Licht kam wieder, und Wutschow schlürfte fluchend an der Treppe vorüber nach seinem Schlafzimmer.



Die 530. Rittersfahrt der „Pankgraffschaft von 1381 zu Berlin bei Bedding an der Panke“.

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha im „Helblager“ der Pankgrafen auf dem Marktplatz in Koburg.

Phot. Illustr. Photo-Verlag.

„Heze, Dirne, Frauenzimmer!“ hörte Hunter die Stimme des Schimpfenden. „Den Kerl werfe ich zum Hause hinaus, die Blödsinnige dazu. Heiraten — Paß — Irrenhaus —“

Die Stimme erkundete in der Ferne. Still, dunkel lag wieder die Treppe. Matt spielte das einfallende Mondlicht auf den Fliesen, silberblühend in den kristallinen Winterblumen an den Fenstern . . .

Hunter zog den Schlüssel leise ab und begab sich still in seine behaglich warmen Räume. Der leichte Weinrausch, den er mitgebracht hatte, war verfliegen wie der künstlich großgezogene Groll gegen das bedauernswerte Mädchen.

Er sah auf die Blumen, die schon von ihrem frischen Reiz verloren hatten, und dachte, wie bald die junge Rose da oben ihnen vielleicht gleichen würde.

Er saß lange grübelnd, sog von Zeit zu Zeit an einer Zigarre und merkte nicht einmal, daß sie nicht brannte. Mechanisch legte er

die leuchtende Stirn färbte sich purpurn — sein Einziges, sein Liebling verkauft zwischen den fahlen, braunen Felschroffen . . .

Mit unterdrücktem Schrei fuhr der Träumer empor und starrte in den grauen Morgen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, das Herz schlug ihm wild. Er tastete mit der Hand über die weiche Dede, stierte um sich und suchte seine Umgebung zu erkennen.

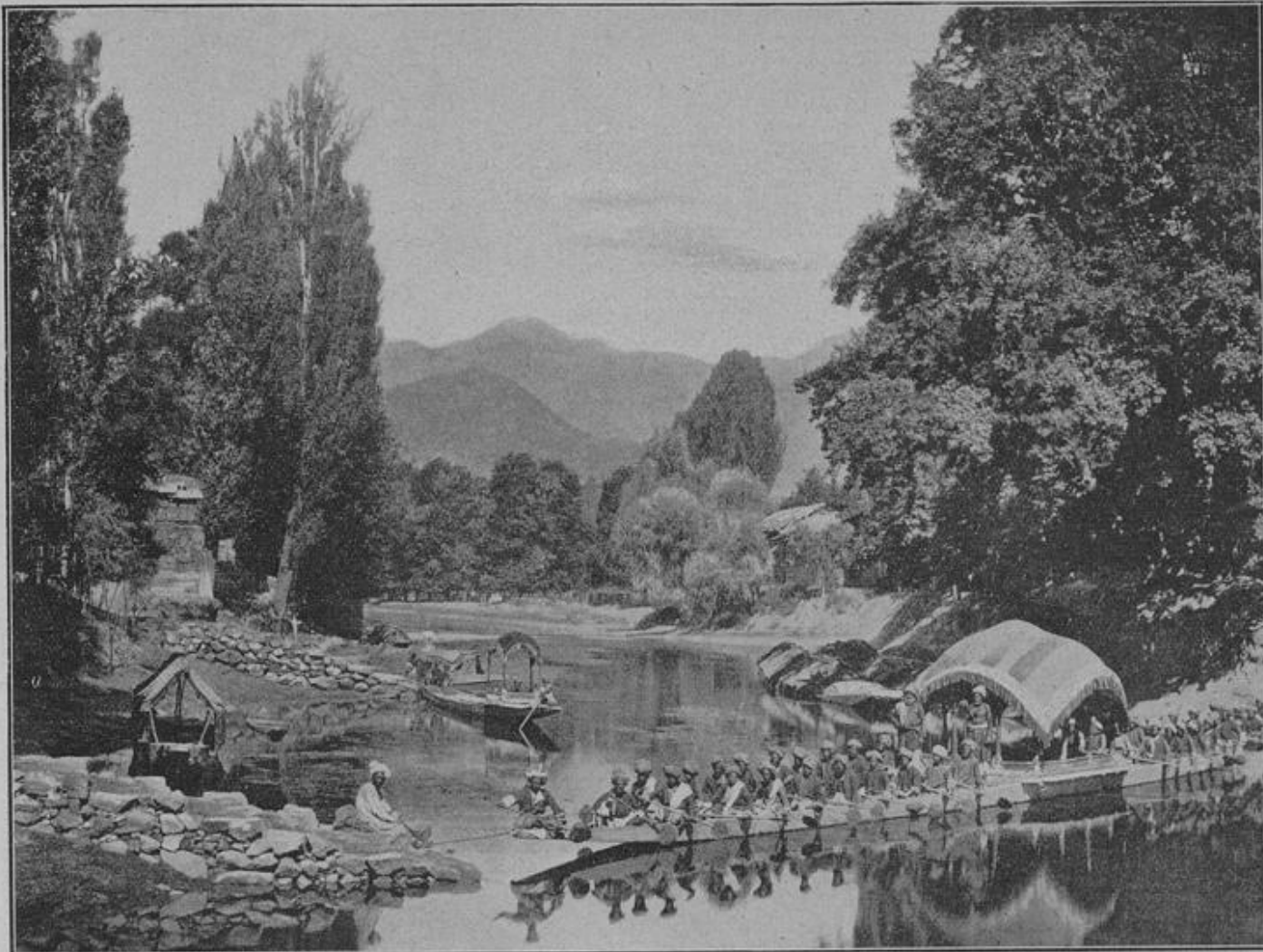
Schwer sank er in die Kissen zurück.

Ein Traum, gottlob ein Traum . . . wie schon einmal!

Achtes Kapitel.

Die Besuchszeit war noch nicht gekommen, als William Hunter der Neuenburger Straße zustrebte, um dem Doktor seinen Gegenbesuch zu machen.

Die Uhr in einem Zigarrenladen am Halleischen Tor zeigte auf die neunte Stunde, als Hunter vorübertritt. Er bog über den Balle-



Staatsboot eines Maharadscha in Indien, von Ruderern getrieben auf dem Heiligen Strom.

In der Mitte des Bootes befindet sich der von purpurfarbener und goldbrokatierter Baldachin überdeckte Thron des einheimischen Fürsten.

Nach einer photographischen Originalaufnahme.

endlich den Stummel in einen Aschenbecher; mechanisch entkleidete er sich, und lange wollten sich die starren, unnatürlich weit geöffneten Augenlider nicht schließen . . .

Der Traumgott führte ihn über Länder und Meere in eine wilde Ferne. Ein Berg erhob sich vor seinen Widen, eine weiße Mädchen-gestalt stieg über Schroffen und Klippen langsam abwärts. Er wunderte sich, daß sie die Augen geschlossen hatte und mit den nackten Füßen kaum den Boden zu berühren schien; er wollte rufen, sie warnen und brachte keinen Laut hervor. Erst kannte er sie nicht, dann wußte er mit einemmal, daß es Hedwig Buschow war. Und dann war sie es wieder nicht, sondern eine märchenhafte Königin mit blühender Goldkrone auf dem jungen Haupte — und dann die Königin plötzlich sein Liebling, seine jüngste Tochter, blond, weich und zart, die im Traume gekommen schien, den Vater in der Ferne zu suchen und ihn in die Heimat zu holen. Und wieder wollte er warnend rufen und fühlte die Kehle von der Angst zugeschnürt; er wollte hinein zu ihr, sie stützen, sie auffangen, und war wie an den Boden festgewurzelt. Plötzlich ein scharfer, widerhallender Knall, die Gestalt schwankte,

Allianceplatz in die Lindenstraße ein, erreichte bald die Neuenburger Straße und stand nach wenigen Minuten vor dem Hause 14 a. Ein Messingschild mit dem Namen des jungen Arztes zeigte dem Australier an, daß er die Nummer richtig behalten hatte. Im Parterre eine Verlagsbuchhandlung, im ersten Stock Wohnung und Bureau eines Rechtsanwalts — im zweiten Stock an der breiten Doppeltür wieder das Schild des Arztes, mit dem Zusatz: „Sprechstunden 8—10, 3—5. . .“ Eine ältere Frau öffnete ihm.

„Welchen Sie mich dem Herrn Doktor.“

Er gab ihr seine Karte und folgte ihr in ein kleines Wartezimmer, in dem einer der schlichten Rohrstühle von einer ärmlich gelleideten Frau besetzt war, deren leidender Gesichtsausdruck deutlich genug die Kranke verriet.

Dr. Bruch trat sofort ein, verbeugte sich vor dem Australier, gab der Frau die Hand und wies sie in sein Arbeitszimmer.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ wandte er sich an Hunter. „Die Frau hat Mann und Kinder zu Hause und kann nicht lange fortbleiben. In einer Viertelstunde sehe ich zu Ihrer Verfügung.“ (Fortf. folgt.)

Der Trompeter von Jericho.

Novelle von A. Trinius.

Nachdruck verboten.

Hans Engel trug diesen Namen mit recht gemischten Empfindungen. Thüringer Schelmensinn hatte ihm diesen angehängt. Und was sich da zusammenmischte, das weiß fast ein jeder: ein wenig Liebe, ein wenig Neid und eine gutgemessene Dosis unehrlicher Spottsucht. Zuweilen freilich auch etwas Haß. Hans Engel gegenüber aber konnte man leichten ruhig ausschalten. Eigentlich war Hans Engel dreimal zur Taufe gelangt. Nach seinem Vater war er Engel genannt, und auf Wunsch seiner Mutter fügte man den Vornamen Hans im Kirchenbuche hinzu. Er hatte von elf Kindern als Jüngster das Licht der Welt erblickt. Das mochte ihm wohl etwas die Heimat beengen. Denn als er ein Mann von sechsundzwanzig Jahren geworden war und seine drei Jahre dem Kasernenhose gewidmet hatte, da faßte ihn als echten Thüringer die Sehnsucht in die blaue Ferne. Eines Tages wußte das Städtchen, daß Hans Engel auf und davon sei. Und wieder nach einem Jahre hieß es, daß er in Amerika um das tägliche Brot ringe.

Den sogenannten grünen Zweig hatte er jedoch drüben nicht erklommen. Es waren nur bescheidene Ersparnisse, welche er nach einer Reihe von Jahren mitbrachte, als er in Verchenthal wieder seinen stillen Einzug hielt. Er war unverheiratet geblieben. Da der Mensch aber etwas braucht, woran er sein Herz hängen kann, mit dem er in Feierstunden mal Aussprache halten darf, so hatte sich Hans Engel eine blanke Posaune mitgebracht, auf der er zum Ergötzen der Nachbarschaft in stillen Abendstunden gar sehr gefühlvolle und feierliche Weisen hinausströmen ließ. Als dies rühbar geworden, da ward er zum andern Male über die Taufe gehoben. Ganz Verchenthal nannte ihn von jetzt an nur noch den Posaunenengel.

Mit dem Bilde, wie sich solches ein gläubiges Christengemüt sonst wohl macht, deckte sich nun seine Erscheinung durchaus nicht. Hans Engel war ein hagerer Mann, der unter niederhängenden strohgelben Haaren ein Paar blaue, gutmütig dreinschauende Augen in die böse Welt hineinspazieren ließ. Nur wenn er die Posaune ansetzte, dann kam Leben in seine Gestalt, runde Schwellung in sein Antlitz. Als er heimkehrte, waren seine Eltern bereits unter dem Rasen. Einer seiner Brüder verwaltete das ihm, dem Posaunenengel, zugefallene Häuschen, das nun Hans Engel übernahm, nachdem er dem Bruder freiwillig eine kleine Abstandssumme für die freundliche Instandhaltung ausgezahlt hatte. Nun war er wieder daheim! Unfassbares Wohlgefühl durchbebte seine Brust. Daheim! So hatte er es sich immer ausgemalt, da er drüben in der Fremde nach dem Dollar jagte. Vielleicht hätte er bescheiden von den Zinsen seiner Ersparnisse leben können. Doch die Freude an der Arbeit sah ihm wohl im Blute. Immer nur die Posaune meistern, das ging nicht an. Das verbot die Rücksicht auf die Nachbarschaft, auf seine Lunge, auf den lieben Herrgott, der die Faulpelze nun mal nicht leiden kann.

So nahm er die Hausindustrie wieder auf, welche bereits sein Vater selig betrieben hatte. Er arbeitete für einen angesehenen Fabrikanten, der in Zahn- und anderen Bürsten „machte“. Er tat es nicht auf bestimmte Lieferzeit. Da er unbewußt war, so wollte er sich auch ausleben. Ueberkam ihn die Lust, so griff er zu seiner Posaune, auf welcher er es allmählich zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte. Und als sein Ruhm wuchs, da steigerte sich auch die Nachfrage. Er half gar oft mit bei musikalischen Aufführungen und zog bei Schützen-, Turner- und anderen Festen mit der Kapelle voran. Am liebsten aber schwang er sich neben den Kutscher auf den Bod, wenn es galt, einem gut zahlenden Fremden die Herrlichkeiten des Thüringer Waldes auf einer Wagenfahrt vorzuführen. Der Posaunenengel erlangte wachsenden Ruf. In dem ganzen Walde lernte man ihn kennen. Wenn es so weich und schmelzend auf der Trompete, die er sich für Wagenfahrten angeschafft hatte, über die Waldwipfel hinlang: „Still ruht der See“, dann wußte jedermann, daß der „Posaunenengel aus Verchenthal“ sich dem Orte näherte.

Er arbeitete nach völlig freiem Programm. Gewisse Eigenheiten seines Charakters traten da deutlich in die Erscheinung. Sollte der Wagen bei einem Friedhof vorüber, dessen Kreuze und Engel von der Verglehn herniederblickten, dann ließ er: „Wie sie so sanft ruh'n!“ feierlich ertönen; und ging es an einem Wirtshause hin, dessen Inhaber schlechtes oder knapp gemessenes Bier verzapfte, dann schmetterte er in jauchzender Niedertracht: „Du bist der beste Bruder auch nicht“. Für jede Stimmung besaß er irgendeinen musikalischen Ausdruck. Und plaudern konnte er, daß besonders die Fremden ihre helle Freude daran hatten. Er war ja ein Weitgereister und hatte die Welt bei der Arbeit, in Kampf und Haß, Hochsinn und Niedrigkeit kennen gelernt.

„Drüben“, pflegte er wohl zu sagen, „da hat mer keine Polizei, da war mer ä freier Mann! Wer da purzelt, der bleibt liegen. Niemand hebt ihn auf. Schwimmen muß mer können. Feiste hamn, um sich durchzuwärcchen durchs Låben. Nur keine Gefühle! Dadermit is's drüben geiglich! Und da kann mer au was wårn! Ich bin die Gefühle

nich losgeworden, unn darum åben bin ich an lei Kråsus geworden! Ja, wenn's keine Sehnsucht gåbe! Aber der Wald! Unser Wald!“

Ja, der Wald! Wie er den liebte! Darum war es ihm auch die höchste Wonne, hoch auf dem Kutschbock der „Chaise“ so mitten hinein in die grüne, rauschende Waldherrlichkeit zu fahren. Einmal hatte er sich dem alten Amtsrichter für zwei Tage angeschlossen, da dieser zu Amtsfügungen über das Gebirge reiste. Da blies er in Herzenslust eine Weile nach der anderen. Am nächsten Morgen war er wieder auf den Weinen. Er nahm seine Trompete und stieg gegenüber dem Wirtshaus auf eine Felskanzel. Und dann hallte es durch das aufhorchende Tal: „Die Sonn' erwacht mit ihrer Pracht“. Wie ein Morgengebet stiegen die Töne zu den Wåldern und den im Fråhllicht leuchtenden Felsspitzen empor. Im Wirtshause aber ging sacht ein Fenster im ersten Stockwerk auf. Auf dem Balkon erschien, nur notdürftig bekleidet, der alte Herr Amtsgerichtsrat. Mit gefalteten Hånden stand er andåchtig da, und über seinen guten Augen lag ein Schimmer weltentråckter Freude.

„Engel“, sagte er spåter beim Fråhstck, „warum werden Sie denn nicht ganz Musiker? Sehen Sie, als ich jung war, da håtte ich mein Leben für die Kunst hingeben mögen. Aber ich durfte nicht. Da bin ich Jurist geworden. Das schleißt mir nun wie eine Kette nach. Sie aber sind frei. Wer hindert Sie? Zahnbürsten kann ein jeder machen, Musik nicht. Und Sie haben das Zeug zu 'was Besseren!“

„Ach, Herr Rat, Se sinn ja recht freindlich zu mir, Se meinen's gut mit mir. hm! Sån' Se, binden kann ich mich nicht! Wer åmal drüben war, den hat der Teibel, unn der heeßst Freiheit! Ich ha' mei gutes Auskommen! Ich kann arbeiten unn kann Musik machen, wie mer's gefållt. Mach' ich die Bårtschen, nu, da kommen mer die besten Gedanken, was mer so philosophieren nennt. Unn mach' ich dann wieder Musik, da fiehl' ich mich frei wie der Vogel in der Luft. Da kommen einem Befiehle, von denen die Peite oft gar leene Ahnung nich haben.“

„So ist es, Engel! Das nennt man heimliches Glück!“

„Ganz recht, Herr Rat! Se nennen mich den Posaunenengel. Ich mach' mer nicht draus. Wenn's mal zu Ende geht, unn se mer naustragen, da sollen se mer in den Wald bringen. Das wår mer das Liebste. Unn å guter Freind, der soll meine Posaune nehmen unn mer mei Lieblingsstckchen noch åmal blasen: „Still ruht der See“, dann denke ich wohl zu schlafen!“

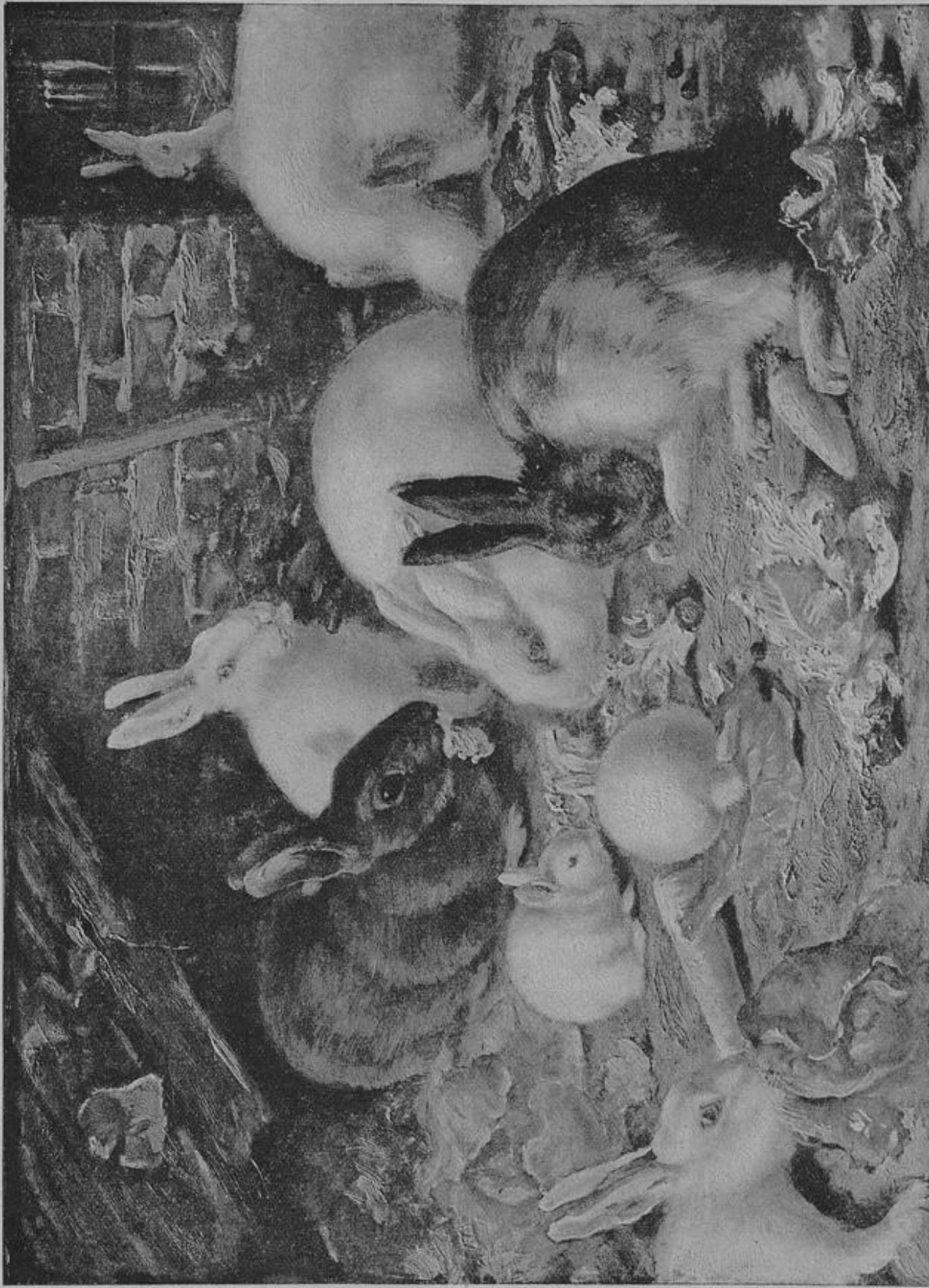
Der Posaunenengel blieb ledig. Ob er einst Unglück in der Liebe erfahren, daß er den Weibern so aus dem Wege ging, das hat er nie bekannt: Da es ihm im Hause aber doch zu einsam ward, so nahm er eines Tages den Sohn seiner einen Schwester zu sich, einen hübsch aufgeschossenen Jungen, den er besonders ins Herz geschlossen hatte. Dieser war jüngst konfirmiert worden.

„Gib mer den Bernhard nur hår“, hatte Engel zu seiner Schwester gesagt. „Da haste 'n Esser weniger im Hause. Mit Bårtschen mag er anfangen. Unn hat er Talent, na, an mir soll's nicht fåhle, dann laß' ich'n Musiker wårn.“

So kam der Bernhard in das stille Haus des Posaunenengels. Arbeit und Musikstudium gingen nun fröhlich Hand in Hand. Als aber der Onkel erst entdeckte, welsch eine musikalische Fassungsgabe sein Neffe entwickelte, da trat gar manchmal die Arbeit in den Hintergrund. Bernhard lernte die Trompete, wåhrend sein Onkel tapfer die Posaune blies. Das kleine Gärtchen hinter dem Hause des Posaunenengels stieß an die alte Stadtmauer. Diese war längst wadlig und von spielenden Kindern nach und nach durchwühlt worden. Dann war draußen in der Dämmerung ein schwerbelasteter Wagen gerade an dieser Stelle sehr unsanft gegen sie gerannt, so daß die ehrwürdige Mlterin der Stadt in den Grundfesten erschüttert war. Die heimlich stille Arbeit des Zerfalles bereitete sich in dieser Nacht vor. Und als am nächsten Morgen Onkel und Neffe just wieder ihre Blechinstrumente hinter der Mauer ertönen ließen, da tat es einen gewaltigen Krach, und ein Stück der Mauer sank zusammen. Un diesem Tage ward aber Hans Engel zum dritten Male über die Taufe gehoben. Von jetzt bis zu seinem Tode hieß er in Verchenthal nur noch der „Trompeter von Jericho“.

Jahre gingen in's Land. Der Bernhard war seines Onkels fleißiger Mitarbeiter geworden. Seine Seele aber lebte doch nur in der Musik. Wenn er zuweilen die Trompete draußen im Garten am Abend blies oder an regenschweren Tagen oben in seinem Dachstbchen stand und sein Instrument meisterte, dann gab es dem Onkel ordentlich einen Kud durch den Leib. Sein Lehrmeister war er gewesen, und nun hatte der Schüler den Meister bereits erreicht, wenn nicht gar überholt. Man riß sich bei Konzerten un den hübschen Jungen, am meisten freilich die losen Mädchen! War es die Macht seiner dunklen Augen, der hinreißende Schmelz seines Spiels? Und dann mußte der Trompeter von Jericho entdeden, daß es mit dem Jungen auf schiefer Ebene abwärts ging. Er hatte sich an eine lodere Schöne gehängt. Er ward daheim wortkarg, schltete schon des Morgens aus dem Hause, um sich erst beim Anbruch des Abends wieder wie ein Marder einzufucheln. Das friedliche Verhältnis war zerfrt.

Tagelang ging Hans Engel wie ein Trumender einher. Und eines Tages, da er Bernhard mit etwas scheuen Blicken die Treppe herunterkommen sah, rief er ihn hinein in die Wohnstube.



Gesegneter Appetit! Ein Tieridyll, getreu nach der Wirklichkeit.

„Wenn du glaubst, ich bin blind, Junge, dann irrst du dich!“ sagte er ernst. „Ich kenne deine Schliche und weiß, an wen du dich wendest. Bitte, keine Lügen! Mir machst du nicht vor. Bin ich, du dich dein Vater, so habe ich doch auch ein Recht, daberwegen mit dir zu reden. Ich dulde das also nicht! Werf dir's! Du bist mir zu gut, um du hast zu viel schöne Empfindungen, als daß du so in Sumpfunterkomst! So schwer es mir wird: Geh in die Welt und nütze deine Kraft. Nur so kommst du los! Wenn du mich noch ein Fintchen lieb hast, so folgst du!“

Bernhard biß die Lippen zusammen. Unschlüssig stand er da. Dann noch einen Blick auf den Dattel, und er war draußen. Als am nächsten Vormittag Engel aus dem Walde heimkehrte, da war der Bernhard fort. Einige kurze Zeilen sagten nur, daß er in die Welt gegangen sei. Nun war der Trompeter wieder ein Einspänner in seinem Hause. Das hatte ihn still und verschlossen gemacht. Seltener als sonst hörte man ihn jetzt noch seine Posaune blasen. Nur heimlich schlich er in den Bergwald, hoch hinauf zu den wolkenumschwebten Felskankeln. Da hielt er Ausschau, ob nicht sein Junge wohl eines Tages wiederkehren würde, der Bengel, der niemals wieder eine Zeile an ihn gerichtet hatte. Und dann hob er seine Trompete, und was das Herz ihm schmerzlich füllte, das strömte er nun aus in weit über die Berge verschwebenden Tönen.

Wieder einmal war er mit dem alten Gerichtsrat drüben auf der andern Seite des Gebirges gewesen. Bei der Heimfahrt hatte man noch eine Stunde in einem sommerlichen Kurort ausgespannt. Als der Wagen zur Weiterfahrt wieder vorfuhr, da sagte der alte Herr:

„Sehen Sie, was wir beide nicht fertig gebracht haben, das hat nun Ihr Pflegesohn zuwege gebracht. Ein tüchtiger Solist ist er geworden. Morgen wirkt er hier im Konzert. Haben Sie es denn nicht gelesen?“

„Herr Rat! Mei Junge? Mei Bernhard? Wo? Wo?“ Und er stürmte hinüber zu einer Anschlagssäule und las da mit strahlenden Augen und jauchzender Seele die Wundermär.

Der Gerichtsrat war bereits am Eingang des Städtchens ausgeflogen, während Engel noch ein Stück weiterfuhr. Und nun bog der Wagen um die Ecke, von wo man den erhöhten Mauerfuß im Gärtlein des Trompeters von Jericho erkennen konnte. Was war das?

In diesem Augenblicke tauchte dort droben eine schlante Männergestalt auf. Eine blante Trompete ward sichtbar. Und dann erklang in weichen, herzbezwingenden Tönen das Lieblingslied des Alten:

„Still ruht der See“.

„Bernhard!“ Ein Schrei aus tiefer Seele. Der aber auf dem lustigen Sisse fährt fort, um die Liebe und Verzeihung des altgewordenen Trompeters von Jericho zu werben. Doch als der zweite Vers anhebt, da setzt auch auf dem Aufsichtsbod noch eine Trompete ein, und nun hallt doppelstimmig die Weise über die Dächer der Stadt hinüber.

Sie haben sich wieder ausgesöhnt und haben für immer Frieden gemacht. Bernhard ist im nächsten Sommer aus Berlin mit seiner jungen Frau zu Besuch gekommen, und heller Kinderlärm hallte da durch das so stille Haus.

Und als man nach Jahren den Trompeter von Jericho hinaus-trug in den Garten der Toten, da folgte wohl die halbe Stadt. Die Stadtkapelle blies gar feierlich auf diesem letzten Gange.

Ehe aber der Abend verglomm, da setzte auch am Bergeshange ein ernster Mann seine Trompete an, und als Weise und Abschiedsgruß erklang das Lieblingslied des Heimgegangenen — „Still ruht der See“. Da hat der unten im Traume gelächelt. Das war ihm die schönste Feier gewesen.

Unsere Bilder.

Das Verkehrsluftschiff „Deutschland“, dessen Fahrten in das rheinisch-westfälische Industriegebiet allseitig ungeteilter Sympathie begegneten, ist leider eine Beute der mißgünstigen Elemente geworden. An entlegener Stelle im Teutoburger Walde ist es nach beispiellos hartnäckigem Kampfe gegen die Übergewalt des Sturmes infolge Versagens des einen Propellers an den Gipfeln hoher Bäume gescheitert. Nach Aussage des Herrn Obergeringens Dür ist an eine Wiederaufnahme der Passagierfahrten vor dem 1. Oktober d. J. nicht zu denken. Jener schwere Schlag aber wird überwunden werden, genau so, wie die Katastrophen von Echterdingen und Weilburg. Unvergeßlich werden allen Teilnehmern an den ersten wohl gelungenen Fahrten die Eindrücke sein, die sie auf diesen Überlandflügen von der Kabine des Luftschiffes aus im schimmernden Aether genossen. An begeistertsten Schilderungen dieser Eindrücke hat es nicht gefehlt; vielfach auch haben

die Passagiere es versucht, mit der Kamera einzelne Momente von unterwegs festzuhalten — nur ist es freilich ein eigenes Ding mit dem Photographieren vom Luftschiff aus, zumal wenn es in solch schnellem Sitzstempo dahingleitet, wie die „Deutschland“. Eine der besten Aufnahmen unter den vielen, die uns zugehen, ist diejenige, die wir auf Seite 217 wiedergeben: Düsseldorf, wie es sich in seinem nördlichen Teile dem Auge eines über ihm schwebenden Beschauers darstellt. Mit einem Vergrößerungs-gläse lassen sich die einzelnen Partien des Bildes, die Häuserviertel und die charakteristischen Parkgebiete, Kirchen Plätze usw. in dieser photographischen Wiedergabe des Düsseldorfer Stadtbildes leicht feststellen. — Wer Sinn für Humor und feucht-fröhliche Geselligkeit hat, der wird gewiß mit Befriedigung unser nächstes Bild betrachten — einen Ausschnitt aus dem „Feldlager“, in das der Marktplatz der Stadt Koburg an einem der letzten Tage verwandelt war. In der Reichshauptstadt besteht eine eigentümliche Organisation, die „Bankgrafschaft von 1881 zu Berlin bei Bedding an der Panke“. Das ganze, vielabgestufte System romantischer Vergangenheit, durchweht aber vom Geiste der Neuzeit und in den Dienst künstlerischer und humaner Interessen gestellt, und zwerchsellerschütternder All finden sich da. Unser Bild zeigt den „Stab“ der Bankgrafen auf dem Koburger Marktplatz und inmitten derselben den jungen Herzog Karl Eduard von Koburg. — Hier der moderne aufgeklärte Fürst, und auf unserm nächsten Bilde die ganze



Phot. Illustrationsphoto-Verlag.

Der Sieger im „Deutschen Derby“, dem größten deutschen Rennen, Orient (Jockey Bullock) in Hamburg-Horn.

Der Siegespreis betrug 100 000 Mark. Horn auf dem Bild der bekannte Sportmann v. Dergen.

Unnahbarkeit, der pompöse Prunk der Majestät, wie sie sich noch heute im Orient, in Indien, zeigt. Den äußeren Glanz ihrer Stellung haben sich diese Maharadschas wohl aus der Vergangenheit gerettet; ihre politische Machtstellung aber ist längst dahin; die wirklichen Regenten sind die englischen Beamten in Kalkutta. — Jeden Tierfreund und besonders die Jugend wird das Bild „Gefegener Appetit“ auf Seite 223 erfreuen. — Den Schluß der Illustrationen in dieser Nummer bildet die Wiedergabe des Siegers im diesjährigen Deutschen Derby, der hervorragendsten Veranstaltung auf dem Gebiete des Reitsportes, auf der Rennbahn in Hamburg. Gegen Star „Kalkhas“ und elf weitere Pferde gewann „Orient“ aus dem Gestüt Grady unter Bullock mit vier Längen. — dm.

Gedankensplitter.

Aus einem Körnchen Wahrheit backt die Lüge einen Laib Brot.

Des Menschen Urteil ist immer mild — wenn es ihn selber trifft.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 29

Sonntag, den 17. Juli

1910

Das Haus Nr. 100.

(6 Fortsetzung.)

Roman von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

Der Australier nickte nur, trat ans Fenster und beobachtete das Treiben auf der Straße. Dann blätterte er in den ausliegenden Büchern und Zeitschriften, bis Dr. Bruchs zurückkam und ihn zu sich nötigte. Das Studierzimmer des Anfängers war einfach wie der Wartezimmer, wenn auch durch eine Chaiselongue und einige gute Bilder

„Wodurch?“

„Gestatten Sie meine Entschuldigung —“

„Wodurch waren Sie verhindert?“ wiederholte der Australier ruhig. Der junge Arzt lehnte sich gegen die eindringliche Frage auf.

„Wollen Sie sich an meiner Entschuldigung nicht genügen lassen?“



Schloß Broid auf dem linken Ufer der Ruhr, ehemals hessen-darmstädtischer Besitz.

In dem von dichtem Grün umspinnenen romantischen Schloßchen weilte in den Jahren 1789 und 1791 die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die spätere Königin von Preußen, bei ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

um ein wenig wohnlicher. Hunter warf nur einen flüchtigen Blick auf den eisernen, verstellbaren Operationsstuhl, dann setzte er sich und nahm sofort das Wort.

„Ich habe es eilig mit meinem Gegenbesuch, Sie werden das anerkennen,“ begann er. „Darf ich fragen, warum ich gestern Abend nicht die Ehre haben konnte?“

„Ich war zu meinem Bedauern verhindert.“

fragte er kühl.

„Nein,“ erklärte Hunter energisch. „Im Hause Ihrer Braut ist gestern etwas vorgegangen, um das ich wissen muß. Haben Sie sich mit der jungen Dame entzweit?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Davon später. Antworten Sie mir.“

Bruchs schüttelte den Kopf.

„Ein Streit mit Hedwig wäre undenkbar.“
 „Aber das Mädchen leidet. Warum — warum?“
 „Sie leidet?“
 „Ja, das sehe ich, wenn nicht Sie als Arzt.“
 „Sie war gestern gesund —“ erwiderte Bruchs leise.
 „War — war! Was ist vorgefallen?“
 In dem männlichen Antlitz des Arztes zeigte sich eine plötzliche Spannung.
 „Ist Hedwig — krank?“ fragte er langsam und suchte in den Zügen des Besuchers zu lesen.
 „Ja!“
 Bruchs wurde bleich.
 „Herr, verbergen Sie mir etwas? Wollen Sie mich vorbereiten? Was ist — was ist —“
 „Ihre Braut leidet,“ wiederholte Hunter. „Noch nicht gefährlich, soviel ich davon verstehe. Aber Sie müssen sich kümmern um sie, heute noch, um Leib und Seele —“
 Der Doktor rang nach Atem.
 „Ich werde sogleich einen Kollegen bitten —“
 „Was — wen? Sie kommen nicht selbst?“
 „Wutschow — hat mir — das Haus verboten —“
 Hunter fuhr auf.
 „Ach so! Warum?“
 Bruchs zögerte mit der Antwort.
 „Ich will es Ihnen sagen,“ setzte Hunter wieder ein. „Weil Sie mich besucht haben! Ja oder nein?“
 „Wenn Sie es denn wissen —“
 „Ich danke Ihnen.“
 Hunter stand auf und stieß den Stuhl zurück.
 „Sie sind nicht der Mann mit der eisernen Stirn, den Wutschow braucht. Aber ich — ich! Und ich stehe jetzt auf Ihrer Seite! Ich habe es schon einmal getan — ich werde ihn die Faust zum zweiten Male fühlen lassen. Um Mittag sind Sie bei mir und stellen fest, was dem Mädchen fehlt. Gestern nacht —“ Er erzählte zusammenhängend. „Auch eine Menschenblüte ist bald geknickt. Das versteht der dümmste Laie.“
 Dr. Bruchs reckte sich auf.
 „Ich werde kommen,“ erklärte er.
 Hunter hielt sich nicht länger auf. In der Lindenstraße rief er eine Droschke an und fuhr heim.
 In der Veranda stieß er auf Wutschow, der auf dem gewohnten Plazet hockte und sich in Decken eingehüllt hatte.
 Der Australier blieb dicht vor ihm stehen und grüßte ihn herausfordernd.
 „Ergebenster Diener, mein werter Master. Haben der Herr gut geruht?“
 „Das geht Sie nichts an!“
 „Aufsichtige Teilnahme,“ versicherte Hunter. „Haben Sie nicht bedacht, wie leicht Sie bei Ihrer Gespensterjagd zu Schaden kommen konnten?“
 Wutschow kniff die schmalen Lippen aufeinander und fixierte sein Gegenüber mit unsicherem Lauern.
 „Gespenster?“ wiederholte er.
 „Haben Sie Wutte in den Ohren?“ fragte der Australier lebenswürdig. „In der Nacht haben Sie mich nicht gehört, weil Ihr schlechtes Gewissen lauter war, als mein Lärm an der Tür — hat es sich immer noch nicht beruhigt? Zum Spulhaus gehören Gespenster — oder wollen Sie ableugnen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe?“
 Wutschow ließ ein dünnes Lächeln hören.
 „Wachslappen,“ krächte er. „Nicht ganz richtig bei Ihnen —“
 Er hob die magere Hand halbwegs gegen die Stirn und schob sie wieder unter die wärmende Decke.
 „Wo ist Ihre Tochter?“ herrschte der Australier.
 „Geht Sie nichts an.“
 „Wollen Sie Antwort geben?“
 „Ich pfeife Ihnen was!“
 Hunter packte ihn derb an den Schultern.
 „Bewahren Sie mich davor, daß ich mich an Ihnen vergreife! Ein Auck, und Sie vergessen das Aufstehen... Wo ist Ihre Tochter?“
 „Scheren Sie sich zum Teufel!“
 Hunter hob den zappelnden Alten wie ein Spielzeug empor und schüttelte ihn, daß der morsche Anzug Wutschows in allen Nähten krachte.
 „Wo ist Ihr Kind?“ wiederholte er hart.
 „Oben,“ rief Wutschow durch die gelben Zähne.
 Der Australier drückte ihn auf den Sitz zurück.
 „Endlich! Liegt sie?“
 „Ich habe nicht nachgesehen.“
 „Ist sie krank?“
 „Ich bin kein Doktor —“
 „Sie sind ein —“ er nannte ein derbes Schimpfwort. „Was ist vorgefallen gestern?“
 „Den Kerl hab' ich rausgeschmissen!“
 „Den Doktor?“

„Den Kerl!“
 „Den Bräutigam Ihrer Tochter?“
 „Das ist er gewesen!“
 „Darum ist Ihr Kind krank?“
 „Berrückt ist sie —“
 „Was hat Ihnen der Mann getan?“
 „Nichts — bewahre — ein Spion ist er!“
 „Warum?“
 „Fragen Sie ihn doch selbst!“
 „Ich komme von ihm. Aber von Ihnen will ich die Antwort.“
 Warum?“
 „Er muß in fremden Revieren —“
 „Ich verstehe. Bei mir. Das kümmert Sie nicht!“
 „Was mich kümmert, muß ich allein wissen.“
 „Ein Berrückter weiß nicht, was er tut.“
 „Berrückt sind andere —“
 „Sie werden die Ausweisung zurüdnehmen!“
 „Werde ich nicht!“
 „Ich sage: Sie werden!“
 „Ich werde den Teufel!“
 „Er kommt heute mittag —“
 „Ich werfe ihn die Treppe hinunter!“
 „Erst mich, wenn ich bitten darf. Ich führe ihn!“
 Wutschow stieß ein Wutgebrüll aus.
 „Sind Sie der Herr im Hause?“ leuchtete er.
 „Vielleicht mehr als Sie denken! Oder sind Sie's?“
 „Sie sind ein Maulheld —“
 „Aber keine Memme. Krümmen Sie Ihrer Tochter ein Haar, und Sie bekommen es mit mir zu tun. Areten Sie dem Doktor einen Schritt entgegen, und Sie fliegen zehn zurück. Soweit mit Ihnen!“
 Hunter warf den Pelz achtlos auf einen Stuhl und stieg die Treppe hinan.
 „Madame ist doch oben?“ fragte er über die Schulter zurück.
 „Soll sie auf dem Dache hausen?“ lautete die giftige Gegenfrage.
 „Wenn es nach Ihren Wünschen geht, wird es ja wohl noch so weit kommen!“
 Hunter klopfte am Vouloir der Hausfrau und trat ein, ohne den Gereinsten abzuwarten.
 „Ich habe die Ehre —“
 Frau Wutschow trug ein elegantes rosantes Morgenkleid und lehnte nahe dem Fenster, die Zeitung lesend, in einem Sessel.
 Hunters Kommen schien sie nicht gerade zu überraschen.
 „Was steht zu Diensten, Herr William Hunter?“ fragte sie kampfbereit.
 Er suchte nach einer spöttischen Höflichkeit.
 „Ich wollte die Madame gehoriamt um eine Unterredung bitten, falls ich nicht zu ungelegener Stunde komme —“
 „Die Erlaubnis setzen Sie natürlich voraus?“
 „Ich wäre untröstlich, daß ich mich nicht abweisen lassen dürfte —“
 „Legen Sie sich keinen Zwang auf,“ erklärte sie.
 „Sehr gnädig. Daß Sie sich des besten Wohlbedingens erfreuen, sehe ich. Darf ich mich erkundigen, wie es Ihrem Fräulein Tochter geht?“
 „Wie kommen Sie dazu?“
 „Ich habe so menschenfreundliche Auwandlungen, Madame —“
 „Das ist mir neu —“
 „Sehr richtig. Mir auch. Sie sind aber auch wirklich noch nicht sehr alt. Einige wenige Stunden erst. Ich habe da eine Entdeckung gemacht. Eine Taube hat sich in einen Geierhorst verirrt, und das arme Ding hat mein Mitleid gewedt.“
 „Zählen Sie sich auch zu den Geiern?“ fragte sie höhnisch. „Ich hätte Sie eher für eine Eule oder Krähe gehalten.“
 „Sehr viel Ehre für mich, Madame; denn wo die Geier wirtschaffen, soll man ja selbst die Eulen und Krähen noch für vortreffliche Vögel halten.“
 „Haben Sie das irgendwo gelesen?“
 „Kann sein, wenn auch sonst das Schnüffeln in Büchern nicht meine Art ist und das Nachbeten auch nicht. Für die Taube interessiert sich übrigens noch jemand, und er läßt Ihnen seine ergebnisse Empfehlung bestellen...“
 „Durch Sie, Herr William Hunter?“
 „Durch mich, Madame.“
 „Er war bei Ihnen? Er hat sich unter Ihren bewährten Schutz gestellt?“
 „Ich habe den Herrn Doktor aufgesucht, gerade eben, und notdürftig erfahren, was ich zu wissen wünschte.“
 „Und das ist?“
 „Daß Mr. Wutschow ihm das Haus verboten hat —“
 „Ja, und die Verlobung aufgehoben —“
 „Ach, ich sehe, daß Sie unterrichtet sind und daß ich eine Dummheit begangen habe. Ich habe dem Doktor geraten, über den Kopf Ihres Herrn Gemahls hinweg sich an Sie zu wenden. Frauen sind einsichtiger, habe ich ihm gesagt, und Mistreß Wutschow gehört zu den ganz einsichtigen —“
 „Sie sind der Wahrheit einmal nahe gekommen — unversehens natürlich.“

„Ganz meine Ansicht. Mißtrau wird den eigenmächtigen Schritt des Herrn Gemahls nicht billigen, habe ich —“

„Mein Mann handelte in meinem Sinne.“

„Wirklich? Wie man sich — täuschen kann! Ich hatte wahrhaftig immer noch geglaubt, Sie mehr zu den Pfauen als zu den Geiern zählen zu müssen, — wenn ich das zoologische Bild noch einmal anwenden darf. Wie man sich täuschen kann! Selbstredend nehmen Sie die — etwas harte — Verfügung zurück?“

„Handelt es sich um Ihre Tochter?“

„Leider nicht —“

„Was haben Sie denn da mitzusprechen?“

„O, nicht viel, Madame. Sie haben mich aber leider selbst hineingezogen. Der Herr Doktor hat mich besucht, hat bei mir „ipioniert“, wie Ihre minderwertige Hälfte sich auszudrücken beliebte. Ich kann Ihre Frage wiederholen: Was haben Sie da mitzusprechen? Belieben Sie, mir meinen Umgang vorzuschreiben? Wollen Sie mir überhaupt Vorschriften machen?“

„Ihnen, Herr Mumm-Hunter? Es lohnt für mich nicht der Mühe, mich mit Ihnen überhaupt zu beschäftigen. Ich will von Ihnen weder hören noch sehen. Und am wenigsten soll mein Schwiegerjohn den Zwischenträger machen. Das habe ich ihm gesagt, und danach hatte er sich zu richten, zwischen Ihnen und uns zu wählen.“

„So! Und die Entscheidung ist ihm schwer gefallen?“

„Er ist ein eingebildeter Habenicht.“

„Aha, ich verstehe! Das Karnidel ist widerspenstig, will nicht parieren. So, so! Ich hätte ihn fast für zu glatt gehalten, um ihm so viel Nützgrat zuzutrauen. Wie man sich täuschen kann. Na, und weiter?“

„Die Partie ist nie nach meinem Sinn gewesen; ich habe ein rasches Ende gemacht.“

„Sehr richtig, Madame. Und Ihre Tochter?“

„Die hat sich zu fügen.“

„Liebt sie den Mann?“

„Sie sprechen von Liebe?“

„So nebenbei —“

„Mit Kindereien rechne ich nicht.“

„Nein, ist auch nicht zu verlangen. Ich würde an Ihrer Stelle ebenfalls so'n schmutzigen Geldsack und Geizdrachen wie Ihre zweite Hälfte dem Habenicht von Doktor entschieden vorziehen. Sein bißchen Latein nährt ihn nicht, und wenn er seinen besten Kock in die Speisekammer hängt, ist auch noch nichts Eßbares drin! Hat der Kerl am Ende gar auf die Mitgift spekuliert?“

„Wir geben unserer Tochter nichts mit —“

„Sehr vernünftig, Madame. Der Mammon ist doch nicht dazu da, Menschen glücklich zu machen! Und Sie wollen doch keine Wohlthaten säen, um Dank zu ernten. I wo, nisten Sie auf Ihrem Geldsack ruhig weiter! Das Bewußtsein muß ja beseligend sein, daß Ihr Nest erst ausgenommen werden kann, wenn Sie mal unter die Erde gescharrt sind. Glück, Liebe, Dankbarkeit — Hirnspinnste. In die Hölle soll man den Drachen verwünschen, der das Geld bewacht. Das ist das einzig Wahre!“

„Beliebst du mir endlich zu sagen, was du von mir wünschst?“

„Gleich, Madame. Nur nicht überstürzen. Mit Ihrem Herrn Gemahl war ich rascher fertig; mit Ihnen kommt man langsamer, aber endlich auch zum Ziel. Du wirst beachtet haben, daß ich bisher höflich war —“

„Außerordentlich!“

„Ich kann andere Saiten aufziehen.“

„Weiß ich aus Erfahrung —“

„Wenn's gefällig ist, so denke daran —“

„Bitte, geniere dich ja nicht!“

„Ich will mich kurz und sachlich zu fassen suchen. Was ich fordere, ist — erstens: die Verlobung bleibt bestehen —“

„Nein!“

„Zweitens: Dr. Bruchs besucht heute mittag seine Braut und nimmt sie, wenn sie erkrankt ist, in Behandlung —“

„Niemals!“

„Ich bürgere dir dafür! Ich! — Verstehst du?“

„Ich bin nicht taub, aber auch kein willenloses Kind! Es bleibt bei meinem Nein —“

„Bei meinem Ja, Madame. Sie haben zwei Kinder unter die Erde gebracht, das dritte schäufte ich.“

„Ein schöner Schutz!“

„Mag sein. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Besser als du zu sein, wäre ein schlechter Ruhm. Hast du überhaupt noch menschliche Seiten?“

„Ja, wenn du den Haß dazu rechnest!“

„Allerdings, und den Geiz. Das sind deine Tugenden. Reizend! Aber keine von beiden stört mich. Deine Habgucht ist mir gleichgültig: deinen Haß breche ich. Wird er gewalttätig, versucht er es zu werden, faß gegen Faust, Madame. Willst du dem Doktor den Weg zur Kranken verlegen, so werde ich ihn frei machen.“

„Ueber mich hinweg?“

„Wenn es sein muß.“

Sie streckte, nach der Tür zeigend, den Arm aus —

„Wir sind hoffentlich zu Ende?“

„Nur fürs erste. Auf Wiedersehen in einer Stunde.“

Sie lachte schrill.

„Vortrefflich, Herr Mumm! Sie — sollen Ihre Freude haben! Ihre Freude, Herr Mumm!“

Ihr Lachen schlug noch an sein Ohr, als er die Tür bereits hinter sich geschlossen hatte. Ein wilder Triumph schien darin auszugellen. Bald hinter dem Australier huschte Frau Wutschow über den Flur, riß die Tür zu dem öden Saale auf und stürmte über die Schuttbretter hinweg nach Hedwigs Zimmer.

„Steh' auf!“ herrschte sie die bleich in den Kissen ruhende Tochter an. „Auf der Stelle! Hier, ich helfe dir...“

Kein Wort kam über die Lippen Hedwigs. An allen Gliedern liegend, erhob sie sich, legte mit zitternden Händen die Kleidungsstücke an und ließ sich willenlos von der Mutter helfen.

„So, jetzt den Mantel über. Warte auf mich.“

Sie stürmte zurück.

„Den Wagen, sofort!“ raunte sie Wutschow von der halben Treppe herab zu.

William Hunter stand am Fenster, von dem er den Store zurückgezogen hatte, und wartete auf den Arzt. Mit Verwunderung sah er an der Seitensahrt vom Hause die Schimmel und bald die geschlossene Kutsche auftauchen. Die Schimmel tänzelten durch das Ausfahrtstor; die Passanten auf dem Trottoir blieben stehen, mit federndem Rud setzte der Wagen von der abgekehrten Steigschwelle auf den Straßendamm — und für ein paar Sekunden zeigte sich hinter der dem Hause zugekehrten blinkenden Türscheibe das stolze Antlitz der Hausfrau.

„Ah, sie gibt Ferkelgeld!“

Hunter lachte grimmig und verächtlich.

Kaum eine halbe Stunde später erschien Dr. Bruchs und wurde von dem Australier auf der Veranda empfangen.

„Wie geht es Hedwig?“ fragte der Arzt drängend.

Wutschow rieb sich in seinem Stuhl die Hände.

„Gut — gut — gut!“ krächzte er.

„Kommen Sie, Doktor,“ forderte Hunter und ging voran. „Die Gelegenheit ist günstig; der Drache ist ausgeflogen,“ suchte er zu scherzen. „Bitte, über die Bretter...“

Bruchs klopfte und öffnete sogleich. Mit einem freudigen Gruß trat er über die Schwelle, und mit einem Schredenslaut blieb er stehen. Das Nest war leer.

Der Ausruf lodte den Australier, der diskret zurückgeblieben war, in die Nähe.

„Was gibt's?“ fragte er gespannt.

„Hedwig — Hedwig,“ stotterte der Arzt.

„Ah!“

Hunter hatte die Situation mit einem Blick übersehen.

„Ueberlistet! Ueber — Dummkopf ich, daß ich darauf nicht gleich gekommen bin! Daß der Argwohn mich nicht gepackt hat, als — Doktor, der Drache hat sein Opfer entführt. Ich habe ihn selbst gewarnt, als ich ihm Ihren Besuch anzeigte. Der Satan ist noch schlauer und energischer, als selbst ich ihm zugetraut habe. Und brutaler. Was gilt dem Weibe die Kranke, was das Leben des eigenen Kindes! Der Teufel ist sein eigener Gott. Aber Ruhe! Jetzt heißt es erst recht, kaltes Blut bewahren. Kommen Sie! An dieser Stelle ist nichts mehr zu erreichen...“

Wutschows Augen funkelten in ungeheurem Vergnügen, als er die beiden unverrichteter Sache zurückkehren sah.

Der junge Arzt trat bleich vor ihn hin.

„Wo ist Hedwig?“ fragte er. „Um Gottes willen, sagen Sie es mir!“

Wutschows Lachen klang wie ein Wiehern.

„Hi — hi — hi — fährt spazieren — spazieren — Herr — Herr — B — B — Bruchs — hi — hihi —“

Hunter nahm den Arm des Arztes.

„Lassen Sie den Idioten,“ redete er ihm zu. „Ihr Fräulein Braut finden wir allein wieder —“

„So — Polizei — hihihi,“ spottete Wutschow hinter den beiden her, und das Lachen schüttelte ihn.

Der Australier berichtete, als er mit dem Doktor allein war, noch einmal ausführlich.

„Können wir uns nicht wirklich an die Polizei wenden?“ warf Bruchs aufgeregt hin.

„Nicht doch,“ erwiderte Hunter entschieden. „Die würde eine Einmischung in Familienangelegenheiten höflichst ablehnen. Und etwas anderes liegt nicht vor. Die Mutter hat ihre Tochter aus dem Haus gebracht — nichts weiter. Die Spazierfahrt ist natürlich Unsinn. Zu Leide tun wird sie ihr auch nichts, sondern sie irgendwo in Pflege geben. In eine Pension vielleicht, vielleicht zu einem Arzte. Das ergründen wir im Augenblick beide nicht. Aber verschwinden lassen kann sie sie nicht, das mag Ihnen ein Trost sein. Wollen Sie ruhig nach Hause gehen und mir das Weitere überlassen? Doktor, ich bin ein alter, harter Kerl und ein Egoist, der sich nach der ersten Begegnung mit Ihnen gleichgültig gegen Sie gezeigt und auch nicht die Kraft gefunden hat, eine Hand für das Mädchen zu rühren. Ich bin ein Kerl, der zuviel im Leben durchgemacht hat und abgestumpft ist. Aber ich bin noch nicht ganz ausgebrannt, und wenn ich warm werde, stehe ich noch immer meinen Mann.“ (Fortsetzung folgt.)

Königin Luise.

Ein Gedenkblatt zu ihrem 100 Todestage.

19 Juli 1810—19 Juli 1910.

In silberweißer Reinheit, in strahlender Glorie erglänzt in jenen unsäglich trüben Zeiten des Zusammenbruchs der preussischen Monarchie unter der Eisensauft Napoleons I., als alles verloren schien, die hehre Gestalt der Königin Luise. Das Jahrhundert, das seit ihrem Todestage verflossen ist, seit jenem Augenblick, da in dem stillen Hohenzierth die Augen dieser Fürstin sich auf immer schlossen, die so glücklich lachen konnte und so viel weinen mußte, dieses Säkulum hat der Vollständigkeit der edlen Frau keinen Abbruch zu tun vermocht, sondern die Erinnerung an sie mit einem immer reicheren Kranze poetisch-legendären Charakters ausgeschmückt. Aber auch vor der streng kritischen Geschichtsforschung, die jede gefühlsmäßige Voreingenommenheit abweist, hält die Persönlichkeit der Königin Luise zwar nicht als sittliches Schönheitsideal, aber als die Figur einer schwergeprüften, seelisch und geistig hochbedeutenden Frau stand. Durch die schwerste Leiden Schule mußte sie hindurchgehen, doch fand sie in der Liebe zu Gott, zu ihrem Vaterlande, zu ihrem Gatten und ihrer zahlreichen Kinderchar jene Läuterung des Charakters, die ihren allzufrühen Hingang als einen unersehbaren Verlust für Preußen, für ganz Deutschland empfinden ließ.

Und doch wäre es nicht richtig, in der Königin Luise, wie es namentlich ein Körner, Schenkendorf und Arndt dichterisch ausgesprochen, nur die königliche Märtyrerin zu sehen. Zu einer solchen wurde sie erst in den letzten Jahren ihres Lebens, nach der Schlacht von Jena (14. Oktober 1806). Von da an allerdings trafen die Hammerschläge eines unseligen Geschicks erbarmungslos diese zartbesaitete Frauengestalt, bis sie zusammenbrach. Zweifellos hat der Gedanke, daß die Härte Napoleons die indirekte Ursache ihres Dahinscheidens war, viel zum Aufflammen jenes Rachegefühls beigetragen, das wenige Jahre nach ihrem Tode die französische Säbelherrschaft über Deutschland beseitigte. Andererseits aber trugen auch rein physische Momente die Schuld, daß die Fürstin frühzeitig dahinwankte. Erinnert sei hier namentlich an die falsche Behandlung, die ihr infolge des damaligen niedrigen Standes der medizinischen Wissenschaft bei einem an sich gar nicht gefährlichen Lungenleiden zuteil wurde.

Unter den erwähnten Gesichtspunkten versteht man erst den tiefen Sinn jener erschütternden Aeußerung, die sie im März des Jahres 1810 ihrem Vater, dem Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, gegenüber tat: „Opfer und Aufopferung ist mein Leben.“ Zur Bervollständigung ihres Charakterbildes aber gehören auch die letzten von ihr überhaupt geschriebenen Zeilen, die sie, damals nur noch ein Schatten ihrer früheren Gesundheit und Schönheit, am 28. Juni desselben Jahres ebenfalls an ihren Vater richtete: „Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des Besten der Männer.“

Wohlthuend berührt es, daß dieser Fürstin ein unvergleichlich harmonisches Familienleben beschieden war, ein Idyll, an dessen Fortbestand selbst die rauhesten Stürme, die Throne umwarfen und Reiche zertrümmerten, die ganz Europa in ein Chaos von Blut und Elend verwandelten, nicht rütteln konnten. In diesem Gegenfals zu den welterlöschenden Tragödien der hohen Politik liegt der Hauptreiz, den das Lebensschicksal, den die Persönlichkeit der Königin Luise auf ihre Zeitgenossen ausübte — ein Kontrast, dessen ganze Tiefe, dessen ungeheure Wucht aber erst von der Nachwelt richtig beurteilt werden kann, nachdem eine ganze Anzahl Briefe und Auslassungen der Königin aus ihren intimsten Erlebnissen, ihrem vertrautesten Gedankenkreise im Laufe der letzten Jahre bekannt geworden sind. Eine Menge gelegentlicher Bemerkungen geistig bedeutender Männer und Frauen über ihre Begegnungen und Erfahrungen mit der Königin sind inzwischen auch an die Öffentlichkeit gelangt, ohne daß sie ursprünglich für diesen Zweck bestimmt waren, und so ist es heute möglich, das Charakterbild Luises in all seiner fesselnden Anmut und Natürlichkeit darzustellen, frei von parteilicher Voreingenommenheit zugunsten oder zuungunsten ihrer Person.

Der Lebensgang der edlen Fürstin zerfällt in zwei scharf voneinander getrennte Hälften: Die eine, die Jugendzeit und die Periode bis zum Niedergang der preussischen Monarchie umfassend, erhebt in durchaus erfreulichem Lichte; die andere nach dem Tode von Jena bis zum Ende der Königin — am 19. Juli 1810 — ist eine fast ununterbrochene Kette von schweren körperlichen und seelischen Leiden, von harten Schicksalsschlägen. Diesen auf sie einstürmenden Faktoren ist die Königin Luise, als sie kaum das dritte Jahrzehnt ihres Lebens vollendet hatte, erlegen.

Geboren am 10. März 1776 in Hannover als Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, ward sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter von der verwitweten Landgräfin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, ihrer Großmutter, in Darmstadt bzw. Hildburghausen erzogen. Die alte Dame war eine für die damalige Zeit hochgebildete Frau, dabei resolut und weiserfahren, die der jungen Prinzessin Luise und deren ebenfalls in ihre Obhut genommenen Schwestern alle Sorgfalt zuwandte. Die übliche Prinzessinnenerziehung ward durch zahlreiche Reisen, u. a. nach Stralsburg, nach Schloß Broich an der Ruhr, nach den Niederlanden unterbrochen. Den beiden letzten Kaiserkrönungen in Frankfurt a. M. wohnte die Prinzessin mit ihren Schwestern bei, und zwar logierte die ganze fürstliche Gesellschaft im Hause der „Frau Kat“, der Mutter Goethes. Aus den originellen Briefen derselben an ihren Sohn in Weimar wissen wir, in welscher ungewollener, vergnügter Weise namentlich die Prinzessin Luise sich im Hause der „Frau Ka“ bewegte,



Zum 100. Todestag der Königin Luise.

Die Königin in der Uniform ihres Leibhularen-Regiments. Nach einer zeitgenössischen, vor 100 Jahren verbreiteten Darstellung.

wie sie sich bei Tisch die besten Bissen aus der Suppenschüssel herausfischte und alle Räume des alten Patrizierbaues mit Lachen und Gesang erfüllte.

Auch später, als sie schon Kronprinzessin bzw. Königin war, hat Luise ihr herzlichstes Verhältnis zu der prächtigen Mutter des Dichters fortgesetzt und sie bei jedem ihrer Besuche in Frankfurt zu sich gebeten, sie mit Geschenken und Aufmerksamkeit aller Art bedacht.

In dem Goetheischen Hause lernte die Prinzessin auch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen kennen. Sie verlobte sich mit ihm; ihre Schwester Friederike mit dessen Bruder, dem Prinzen Ludwig. Ueber den Besuch, den beide Bräute ihren Verlobten im Felblager vor Mainz abstatteten, hat Goethe fesselnd berichtet.

Am Weihnachtstage 1793 erfolgte die Vermählung Luises und Friedrich Wilhelms. Das Kronprinzenpaar nahm von Anfang an eine Sonderstellung am preussischen Königshofe ein — im Gegensatz zu dem daselbst herrschenden Regime, das sich an die Namen eines Wöhler, Bischofswerder und der Gräfin Lichtenau knüpfte. In Paris — unweit von Potsdam — hatte sich der Kronprinz ein einfaches Schloßchen mit ausgedehntem Park errichten lassen, und hier verbrachte er, auch nach seiner Thronbesteigung (1797), neben seiner Gattin und im Kreise einer heranblühenden Kinder-schar glückliche Zeiten. Da kamen die Unglücksjahre 1804—6 für Oesterreich und Preußen; die Schlacht bei Jena vernichtete das preussische Heer, trieb das Königs-paar zur Flucht nach Königsberg und Memel. Der Zar, von Napoleon bei Friedland geschlagen, machte seinen Frieden mit dem bedeutendsten Sohne der Revolution und geriet persönlich ganz in den Bann des Imperators.

Die Zusammenkunft in Tilsit mit Alexander I., Friedr. Wilhelm III. und Napoleon hatte bekanntlich trotz der Beteiligung der Königin Luise an den Besprechungen für Preußen nicht den erhofften Erfolg.

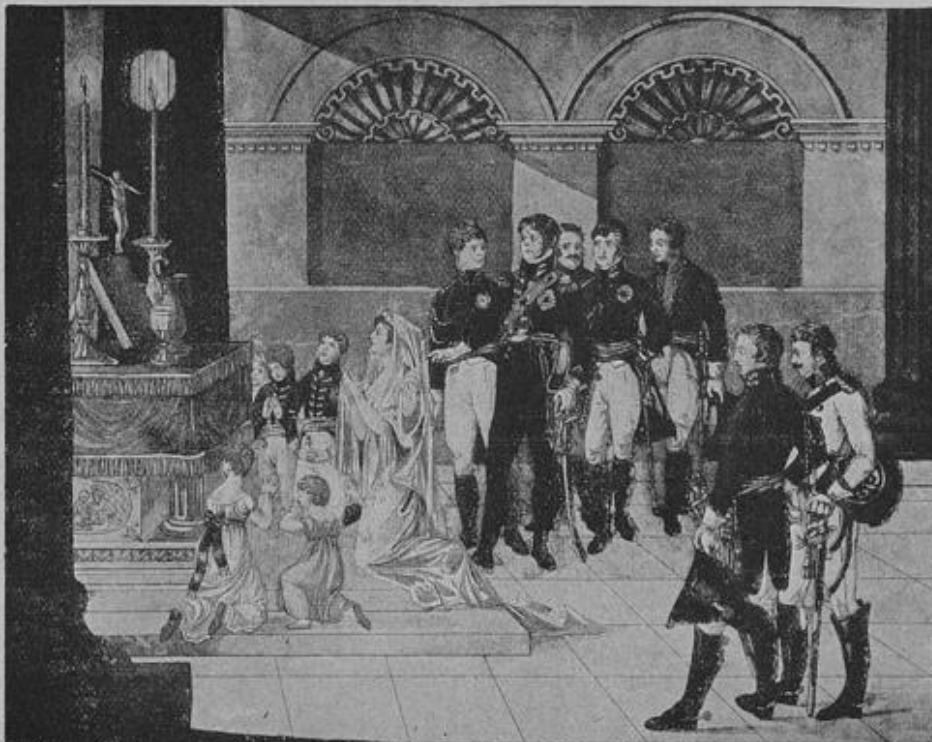
Die Legende hat es so dargestellt, als habe der Franzosen-laiser sich gegen die um Schonung für ihr Land und ihre Dynastie bittende Fürstin barsch, ja höhnisch benommen. Dies ist indes nicht der Fall gewesen. Selbst ein Bonaparte konnte sich des tiefgehenden Ein-drucks, den die Kö-nigin auf jeden



Porträtbildnis der Königin Luise,

Phot. Goedecker.

Im Gegensatz zu den idealisiereten Porträts, wie sie eine Elged-Debrun, Rocco u. a. von der Königin entworfen haben, zeigt das Zoffnersche Bildnis die Züge der Fürstin getreu nach der Wirklichkeit. Das Porträt befindet sich z. B. in der Königin-Luise-Ausstellung im Hohenzollern-Museum.



Louise Königin von Preußen

Petersburg am 14. März 1812. Gemalt von Johann Casper Zoffner.

machte, der sich ihr nahte, nicht entziehen. Charakteristisch für ihn ist in dieser Hinsicht besonders nachfolgende Stelle aus einem seiner intimsten Briefe aus Tilsit an die Kaiserin Josephine: „Die Königin von Preußen ist wirklich ein reizendes Weib; sie ist sehr liebenswürdig gegen mich. Du brauchst aber nicht eifersüchtig zu sein; ich bin wie ein Wachsstück, über welches dergleichen Dinge hingeleiten, ohne mein Inneres zu berühren; auch würde es mich zu viel kosten, bei solcher Gelegenheit den Galanten zu spielen.“

Persönlich also war Napoleon der Königin gegenüber keineswegs der rauhe Krieger oder brutale Diktator — nur daß er unerbittlich auf seinen für Preußen äußerst bräudenden Friedensbedingungen, namentlich auf der Abtretung der überaus wichtigen Festung Magdeburg bestand. Seit der Begegnung in Tilsit aber hat Napoleon nie wieder ein Wort des Angriffs in seinen Bulletins gegen die Königin veröffentlicht, noch es geduldet, daß die französische und franzosenfreundliche Presse die Majestät der unglücklichen preussischen Herrscherin zum Gegenstande von Verunglimpfungen machte.

Am 8. Juli 1808 schrieb die Königin an ihre Freundin Frau v. Berg:

„Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon, gestern vor einem Jahr meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um anderer als um meinwillen! Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren. Und ich war nur eine Frau, ein schwaches Wesen, und doch erhaben über diesen Widersacher so arm und matt an Herz.“

Mehr als je trat nunmehr die Königin für ein Festhalten an der fran-zosenfeindlichen Politik ein, und sie fand auch alsbald am russischen Hof eine starke Partei, die den Gedanken einer Revanche für Rußland und eine Trennung des Zaren von Napoleon herbeizuführen suchte. Die Rückkehr des preussischen Königs-paares nach Berlin, nachdem Friedrich Wilhelm und Luise vorher noch einen Besuch in Peters-burg abgestattet hatten, erfolgte im Dezember 1809.

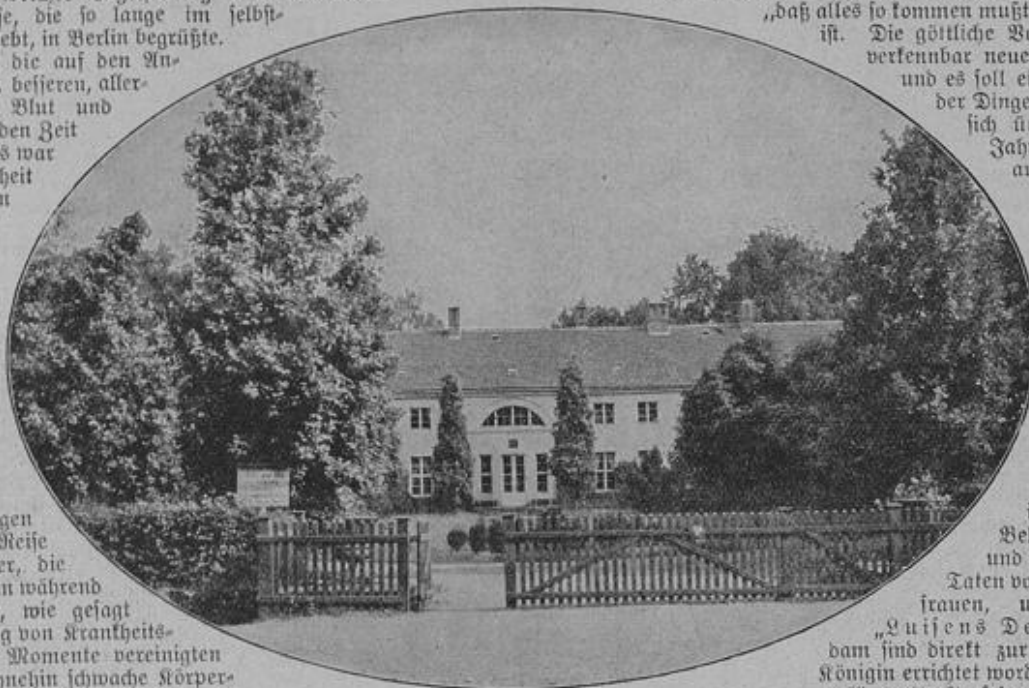
Aus zahlreichen zeitgenössischen Berichten, die jenen

Einzug in die vom Feinde befreite Hauptstadt des Landes aufs genaueste beschreiben — er ging in feierlichster Weise vor sich —, die Königin Luise, die so lange im selbstgewählten Exil gelebt, in Berlin begrüßte. In ihr sahen alle, die auf den Anbruch einer neuen, besseren, allerdings nur durch Blut und Eisen zu erringenden Zeit hofften — und das war die große Mehrheit aller Stände —, in ihr erblickten alle Patrioten die eifrigste Förderin der nationalen Sache, die entschiedenste Gegnerin jeder ferneren verhängnisvollen Neutralität Preußens oder gar einer Annäherung an Napoleon.

Die Anstrengungen jener russischen Reise mitten im Winter, die vielen Aufregungen während der letzten Jahre, wie gesagt falsche Behandlung von Krankheitsfällen, alle diese Momente vereinigten sich indes, die ohnehin schwache Konstitution der Fürstin weiter zu erschüttern. Die Befreiung des preussischen Staates bahnte sich langsam an. Vorher aber schloß die Königin Luise, die Freundin eines Schiller und Stein,

die Verehrerin Goethes und Jean Pauls, die begeisterte Anhängerin eines Pestalozzi, die Augen zum ewigen Schlummer. „Es wird immer klarer“ — schrieb sie im Mai 1809 an ihren Vater — „daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist.“

Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat.“ Das Jahr darauf hatte sie ausgelitten. In Charlottenburg erhebt sich das ihr und ihrem Gatten errichtete Mausoleum mit dem herrlichen Marmorbild der schlafenden Königin von Rauch. Die Luise-Stiftung, eine Doppelanstalt zur Erziehung junger Mädchen, der Luiseorden zur Belohnung patriotischer und menschenfreundlicher Taten von Frauen und Jungfrauen, und die Stiftung „Luises Denkmal“ in Potsdam sind direkt zur Erinnerung an die Königin errichtet worden. „Luises Denkmal“ verdankt seine Begründung einer Anregung des der Königin nahestehenden Hofpredigers Eylert und bezweckt die Ausstattung würdiger Brautpaare am Todestage der Königin. Dr. D. F. Dam m.



Vorderansicht des Schlosses Park, des Lieblingsaufenthaltes der Königin Luise.

Aus Königin Luises Gesprächen, Briefen und Tagebüchern.

Das Herz der Mutter ist eine beständige Wiege.
(Königin Luise im Gespräch mit Napoleon in Tilsit.)

Wenn man nur leiden muß, ist man glücklich, einer großherzigen Seele zu begegnen, die an unserem Kummer teilnimmt.

Ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen so magnetischen Klang, daß ich helfen muß, wo es not tut.

Frägt man nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit.



Salottzimmer der Königin Luise in Schloss Park. (Heute noch in unveränderter Gestalt erhalten.)

Die beiden Untröstlichen.

Skizze von Alfred af Hedenstierna.

(Nachdruck verboten.)

An der Südwestküste Schwedens, einen kurzen Promenadenweg von der Bahnstation entfernt, liegt ein kleiner, sehr netter Ort, dessen Gepräge ein Gemisch ist von kleinen Zügen der Großstadt und der Kleinstadt, eines Marktlandes sowohl wie einer Stationsortschaft; da gibt es außerhalb der Stadt ein sehr behagliches Restaurant, in der Stadt ein stichiges Hotel und allerliebste kleine Häuser.

Hier baden alljährlich etwa dreihundert Personen im Meere, frei von gesellschaftlichen Pflichten, Festanordnungen und dem anspruchsvolleren Toilettenzwang großer Seebäder. Es scheint sogar, als ob man sich dort weniger als woanders gegenseitig mit Neugier und Zu-

Der andere von den beiden Untröstlichen war ein Mann mittleren Alters, blond, stattlich, stets ganz schwarz gekleidet. Wir begegnen ja oft, besonders im Sommer, Trauernden in grauen Anzügen, einen schwarzen Flor um den Arm. Das genügte ihm augenscheinlich nicht. Der lebensmüde Blick aus den schönen blauen Augen und die drei tiefschwarzen, abwechselnd getragenen Röde wiesen jeden Gedanken an irgendeinen Trost im Leben zurück.

Jedermann empfand Ehrfurcht und Beklemmung zugleich bei dem Anblick der beiden. Liebende stießen einander an und flüsterten: „Großer Gott, wie sie ihn geliebt haben muß!“ Oder: „Würdest du mich so betrauern, wie er um sie trauert?“ Denn so viel wußten alle, daß beide zerschmettert waren durch den Verlust dessen, was ihnen das Liebste auf der Welt gewesen war.

Niemand wagte es, sich einem von ihnen zu nähern, und sie selbst hielten gegenseitig ihren Schmerz zu heilig, um es zu wagen, sich auch



Phot. W. Wolf.

Szene aus Goethes „Liane des Verliebten“, aufgeführt beim Goethe-Gartensfest im Deutschen Lyzeumklub zu Berlin.

Von links nach rechts: Joseph Behrens (der Freund); Elisabeth Söllander (schalkhafte Freundin); Gertrud Schröder (sentimentale Schächerin) und Hugo Kramm (der launenhafte Verliebte).

bringlichkeit quälte, vielleicht weil es keine großen Mietskasernen, keine „Fremdenvillen“, keinen gemeinsamen Platz gibt außer dem Badehause und einem großen Saal mit einem Klavier oben auf der „Höhe“, wie das Sommerrestaurant genannt wird. Jeder birgt sich, so gut er kann, unten in den kleinen Häusern des Orts, und viele Badegäste sieht man nur, wenn man ihnen auf dem Wege nach oder von den „Hallen“, den stattlichen Klippen am südlichen Strande, begegnet.

„Die beiden Untröstlichen“ aber kannten doch alle im lezten Sommer. Er wohnte oben auf der „Höhe“ und sie in dem kleinen, gartenumgebenen Hause des Uhrmachers, wo ihre brünetten, üppigen Farben die Rosenpracht verdunkelt hätten, wenn sie nicht in eine schwarze Crepehülle verpuppt gewesen wäre, und wenn ihr Blick sich nicht jedem Begegnenden gegenüber mit einem Ausdruck gewaffnet hätte, in dem deutlich zu lesen war: „Versuch es nicht mit mir! Für mich ist alle Lebensfreude vorüber...“

Dieser Blick war so traurig, diese Sprache darin so klar, daß niemand dem widersprechenden Zeugnis der jugendlich elastischen Gestalt, des vollen, kaum dreißigjährigen Gesichtes zu glauben wagte.

nur mit einem Wort zu hören. Aber er war gerührt, wenn sie das tabellose Apfelmispott der „Höhe“ rasch von sich stieß und auf die Veranda hinauslief, die Augen mit der Hand beschattend. Und sie ahnte gleichsam, wie entsetzlich er litt, wenn er imstande war, gleich nach dem Mittagessen eine soeben angezündete, herrlich duftende Zigarre in die Weite hinauszuschleudern, während er, auf einen Pfeiler der Ballustrade gestützt, über das blaue Meer hinausschaute mit einem Blick, der nichts Irdisches sah.

Er liebte es, auf einem Ab'ay weit draußen in den Hallen zu stehen, wenn der Sturm pffst und die weißen Wellenköpfe hoch aufschäumen. Er hatte dann ein Gefühl, als ob der Wind sein Leid finge und die Wogen sein zerrissenes Herz wären, das ohne Raft und Ruhe umhergetrieben ward. Als er sich eines Tages dort oben auf der Klippe umwandte, sah er vor sich die nachtschwarze Frauengestalt, eine Aphrodite an Weichheit der Linien, eine Niobe an starrem Kummer der Gesichtszüge; mit einer Bewegung, als hätte sie gerade die Stelle gesucht, auf der er stand, hielt sie an. Er entblöhte den Kopf wie vor einer Königin und räumte ihr den Platz, an ihr vorüber schreitend mit

der Haltung eines zum Tode verurteilten Gladiators, der die Kaiserin grüßt.

Beide suchten ängstlich die Einsamkeit, und da die Gegend nicht gerade ein afrikanischer Urwald war, stießen sie während dieses Suchens oft aufeinander. Als sie eines Abends die Klippen hinaufstieg, fand sie ihn auf einem Felsen ruhend, von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt. Sich störend ausdrängen ist eine Sache; zu zeigen, daß man menschlich empfindet, eine ganz andere, und sie sah ihn mit einem hörbaren Seufzer an. Ein anderes Mal fand er sie am Strande, den Kopf in die Hände gestützt, zwischen deren feinen weißen Fingern Tränen hindurchsickerten. Da konnte er sich nicht enthalten, leise und ehrfurchtsvoll zu sagen:

„Weinen Sie nur, gnädige Frau, das erleichtert! Er war sicher der Tränen wert ...“

Bei dem Klang seiner Stimme fuhr sie erst heftig zusammen. Dann verzog sich ihr schönes Gesicht in verzweifelnem Schmerz, und sie hielt ihm schweigend ein offenes Medaillon entgegen.

Er beugte sich vor und sah das Bild eines distinguiert aussehenden Herrn im Sommeranzug, aber mit etwas schwachem Haarwuchs. Die Sprache hat keine geeigneten Worte für eine solche Situation. Er entblöste ehrfurchtsvoll den Kopf vor dem vornehmen Mann mit dem schwachen Haarwuchs, verneigte sich tief vor der untröstlichen Frau und verschwand, ohne etwas zuzagen.

Daß er keinen Ton gesprochen, erschütterte sie gewaltig, aber angenehm. Sie begann zu ahnen, daß es auf Erden noch außer ihr Menschen gab, die würdig und tief trauern konnten.

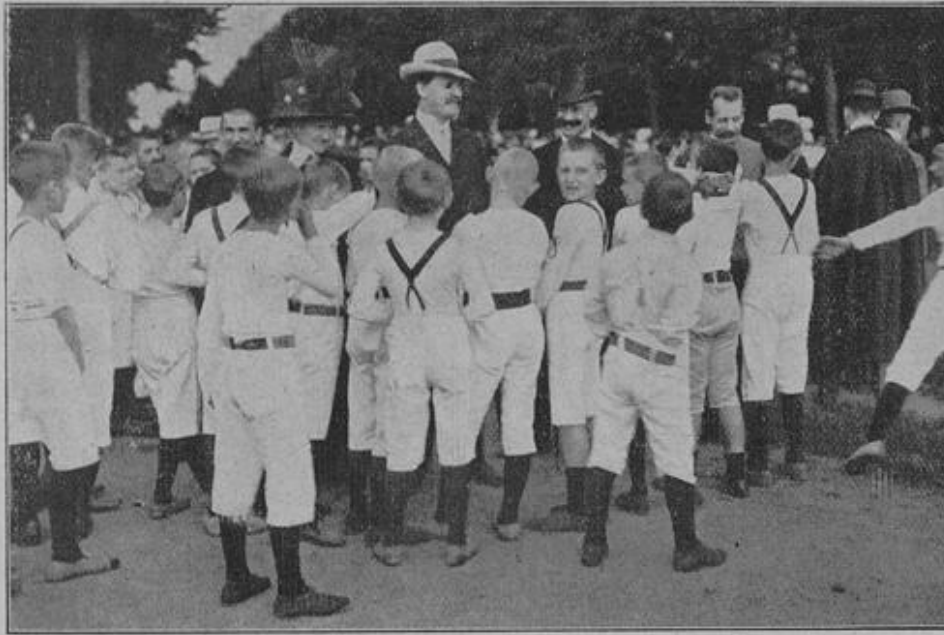
zu konstatieren. Dann drückte sie ein paar krampfhaftes Küsse auf das Bild, reichte es ihm zurück, als wäre es ein glühendes Eisen, und eilte heim zu dem Uhrmacher, während es ihm ins Herz stach, als er sah, wie sehr ihre geschmeidigen, anmutigen Bewegungen denen der unvergeßlichen Kelly glichen.

Als sie sich das nächste Mal draußen in den Gassen traf, leuchtete ein Schimmer von Sympathie aus beider Augen; sie und zögernd stammelte sie ein: „Guten Abend!“ Rücksichtsvoll und sorgsam zartfühlend suchte sein tragender Blick ein ebenes Plättchen ganz dicht neben ihr auf der Klippe, und mit der traurigen Anmut einer Königin-Witwe, die soeben ihren König verloren hat, antwortete sie mit einem



Jugend-Turn- und Spielfest der Berliner Turnerschaft.

Annähernd 3000 Knaben und Mädchen nahmen an den Übungen auf dem großen Trepptower Spielplatz teil. Obenstehendes Bild zeigt einige Mädchen-Krieger, die zu den Freiübungen angetreten sind, nebenstehendes Bild die Begrüßung der jugendlichen Turner durch Bürgermeister Dr. Georg Reide, Berlin.



Drei ganze Tage lang war er aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Als sie ihn wieder sah, sah er in der Abendsonne auf einer Bank in dem entferntesten Winkel des Parks der „Höhe“, den feinen nachtschwarzen Strohhut neben sich auf der Bank, während die letzten matten Strahlen der erlöschenden Julisonne in seinem blonden Haar spielten. Er trug den bestühenden schwarzen Mantel, sein Gesicht war bleich, und er betrachtete unabgewandt eine Kabinettphotographie in einer schwarzen Lederhülle, die er bei sich tragen konnte wie eine Taschenbibel. Als die Untröstliche vorüberging, streckte der Untröstliche ihr das Bild mit einer bittenden Geste entgegen, als wenn ein Bettler seinen zerrissenen Hut reicht, und sagte mit demütig vibrierender Stimme:

„Lieber Sie die arme Kelly in der dunklen, kalten Erde drinten mit einem einzigen Blick!“

Sie senkte den Kopf, ergriff das Bild mit beiden Händen und sah eine liebe, kleine Frau, fast ein Kind, konnte aber ihren weiblichen Instinkt nicht hindern, eine Stumpfnase und eine sehr niedrige Stirn

Blick: „Sie dürfen!“ Und er setzte sich.

Die beiden Untröstlichen erhoben voreinander ihre Bilder in entzückten Schilderungen wie auf einem Altar; nie hatten sie ihren Verlust tiefer und schmerzlicher empfunden, nie sich so zerschmettert gefühlt, nie deutlicher die Unmöglichkeit jedes Trostes erfaßt.

So ging es zwei Wochen lang; es war der letzte Tag vor der Abreise, und in ergreifender Tonfolge ergossen sich die klagenden Worte wieder über ihre Lippen. Da erzitterte der Untröstliche plötzlich, streckte die Hand aus nach der Vernichteten an seiner Seite und flüsterte: „Lassen Sie uns unsere Tränen mischen, lassen Sie das Blut unserer Herzenswunden auf denselben Lebensweg fallen!“

Erst erzitterte sie, dann errötete sie. Darauf drückte sie seine Hand und sagte schüchtern:

„Ihr Männer seid so schwach. Ich vermag es nicht, Sie abzuweisen, um Sie vielleicht eines Tages einer andern Frau ausgeliefert zu sehen, ohne Pietät für die Trauer, ohne die Läuterung der Verzweiflung, ohne Rücksicht auf die Erinnerungen... Um Kellys willen.“

Der Trostlose schloß sie so heftig an sein Herz, daß sie mild abwehrend stammelte: „Nicht so, nicht so, das paßt nicht zu uns ...“

Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte:

„Die ewig Unvergeßliche gönnte mir alles ... Meine Freude war ihre Freude.“

Sie schmiegte sich ein wenig dichter an ihn und sagte mild:

„Freude! Was ist das für ein Wort auf unseren Lippen! Doch — auch mein Edward, dessen Bild niemals meinem Herzen entrisen werden kann, wollte stets, daß ich mich wohl fühle ...“

Die Sommernacht brach herein. Die Untröstlichen erhoben sich und gingen, sich mit den Armen umschlungen haltend, langsam heimwärts, sich so wohl fühlend, wie man es mit gebrochenem Herzen irgend vermag.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 30

Sonntag, den 24. Juli

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Hunter fuhr in seinen Darlegungen fort: „Ich setze mein Wort zum Pfande: wir bleiben die Sieger! Und nun gehen Sie. Und kein Wort, keinen Blick für den Idioten! Ich wette, daß der selbst nichts weiß, und aus einem leeren Brunnen kann niemand schöpfen, nicht mal einen Fingerhut voll. Ein Mensch ist keine Sternschnuppe — ist — weg — der Mensch lebt an der Erde, und da kriegen wir ihn. Wie — das ist in diesem Falle meine Sache. Selbstredend: denken Sie ebenfalls nach, es ist Ihr Recht, und vielleicht schaffen ausnahmsweise auch mal zwei Köche was Brauchbares. Good bye, Sir!“

Dr Bruchs zögerte indes und wünschte die Rückkehr des Wagens abzuwarten.

„Nichts da!“ wehrte der Australier ab. „Ich bleibe auf der Lauer hier und werde, kommt die Zeit, dann auch schon Rat schaffen.“

„Ob ich nicht doch suchen soll, mit der Mutter zu sprechen?“ fragte Bruchs zaudernd.

Hunter klopfte ihm auf die Schulter.

„Wollen Sie sehen, wie sie Ihnen hochmütig davonrauscht? Nein, lassen Sie's gut sein, die pade ich besser an. Fort mit allen Ihren Bedenken, Doktor! Ich bin Ihr Bundesgenosse geworden, und Sie werden mit mir zufrieden sein. Good bye!“

Der Arzt ging endlich. Es war ihm nicht recht klar, was den Australier sich für ihn erwärmen ließ; aber in der Not fand er auch nicht viele Fragen, sondern fügte sich.

Neuntes Kapitel.

Der Australier schob sich einen Sessel ans Fenster, wartete und überlegte. Einstweilen hatte die Frau einen Vorteil zu verzeichnen, das vermochte er nicht zu leugnen. Aber auch nur einstweilen und vielleicht nur scheinbar. War Hedwigs Aufenthalt erst ermittelt, so mochte es dem Doktor leichter werden, sich ihr in dem fremden Hause

zu nähern, als daheim. Und wenn das junge Mädchen sich nicht einschüchtern ließ, sondern zu dem Verlobten hielt, so mochte sie sich vielleicht sogar ein Beispiel an ihren Stiefschwestern nehmen, sich der Gefangenschaft mit fähnem Entschluß gewaltsam entziehen und auf der Flucht mehr Glück haben als die beiden anderen, die den Frieden nicht gefunden hatten.

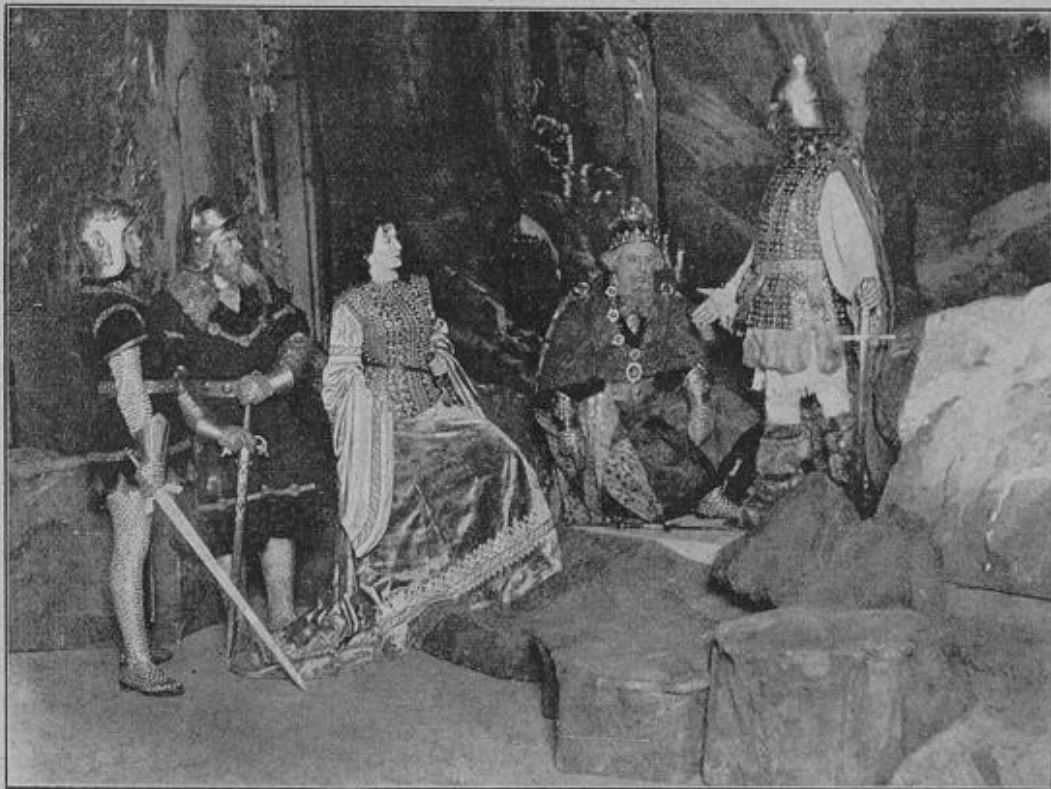
Hunter biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, und mit dem Gedanken an die Toten kam ihm die Erkenntnis, daß in dem Geschick

seiner Kinder der Haß gegen die Frau wurzeln, der die Triebfeder aller seiner Handlungen war, der ihn auf des Doktors und des Mädchens Seite stellte und ihm die vergeltende Rache als letztes und höchstes Ziel seines Lebens vorschrieb.

Er war sich dessen bis dahin nicht so deutlich bewußt geworden und empfand im Augenblick wieder nicht, daß in seinem dünnen Herzen ein gut Teil rein menschlicher Anteilnahme auch für das gemißhandelte Mädchen wach geworden war; der Haß hatte die Oberhand in ihm und drückte die weichere Empfindung bis zur Unkenntlichkeit in den Hintergrund, ohne sie doch ganz zum Schweigen zu bringen; der Haß ließ ihn gegen die un-

natürliche Mutter die Fäuste ballen, und das Mitleid ihn — ganz leise — um das Mädchen sorgen, dessen Anblick in dem weißen Nachtgewande ihm immer wieder vor Augen trat.

Wo mochte sie sein? Wie mochte es ihr gehen? Diese Fragen drängten sich ihm in die Erwägungen, wie er Härte gegen Härte zu sehen und die Frau bis ins Herz zu treffen vermöge. Sein Blick streifte fast zärtlich die Blumen auf dem Schreibtisch und glitt geweitert, verbüstert, drohend in das Straßentreiben; er horchte angestrengt nach dem Rollen des heimkehrenden Wagens und malte sich mit peinigendem Gräbeln aus, wie das kranke Kind sich bei der



Phot. Atelier „Elite“.

Von den Goethe-Festspielen des Rheinischen Goethe-Vereins: Szene aus „Der Traum ein Leben“, Märchendrama von Franz Grillparzer.

Von links nach rechts: Adolf, Herzog von Moskau (Albalt Herzberg vom Hoftheater in Kassel); Clotold, Sigismunds Aufseher (Georg Molnar vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin); Rosaura (Fräulein Emma Berndt vom Kgl. Hoftheater in München); Basilius, König von Polen (Adolf Klein vom Deutschen Theater in Lodz); Sigismund, dessen Sohn (Karl Stoda vom Stadttheater in Breslau).

Abfahrt neben der triumphierenden Mutter matt und blaß in den Fond geschmiegt haben mochte, wie die Frau mit der harten Stirn voll Genugtuung heimkehren und die Kranke fiebernd unter fremdem Dach sich ängstigen würde...

Ein Häderichrillen hörte ihn auf. Der Wagen mit den dampfenden Schimmeln bog in die Einfahrt, und der Kutscher schien zu tun zu haben, die erregten Tiere zu halten. Oder er hatte die Zügel zu lang gefaßt und mußte sich zurücklehnen, um den Fehler auszugleichen. Dabei bauschte sich ihm der Pelzüberwurf seines Mantels und verdeckte völlig den Einblick in den Wagen, obwohl dessen Dachung zurückgeschlagen war. Hunter eilte auf die Veranda hinaus und beobachtete alsbald, daß er recht vermutet hatte: Frau Wutschow entstieg dem Gefährt allein.

Er zog sich sogleich zurück, wanderte auf und ab und hing einem Gedanken nach, der ihm beim Anblick des Kutschers gekommen war. Der Mann war von der Herrin sicher nicht eingeweiht worden, mußte aber dennoch einen ersten Anhalt zu geben imstande sein! Hatte er selbst nahe vor dem Ziele warten müssen: er mußte wenigstens über diese Stelle ausfragen können. Und auch das war ein erster Schritt vorwärts. War er aber zum Reden zu bewegen?

Der Australier verzog das gelb-grüne Gesicht zu einem häßlichen Lachen. Sollte der Mann, als alleinige Ausnahme in ganz Berlin, dieser wunderlichen Herrschaft anhänglich und verschwiegen zugetan sein? — Hunter lachte laut auf. Die Möglichkeit war gegeben, die Wahrscheinlichkeit fehlte ganz und gar. War er schlau, so mußte er die Gelegenheit aus und suchte seinen Vorteil; in jedem Falle aber würde er zum Reden zu bringen sein.

Hunter zögerte nicht, den einstweilen allein verfolgbareren Weg einzuschlagen. Er begab sich zunächst zu Wutschow, den er trotz der herrschenden Kälte auf dem üblichen Platze bemerkt hatte, und fuhr diesen an:

„Wenn Sie die Gänse öfter so abjagen lassen, werden sie bald zum Adukk gehen! 's ist ja eine Schande!“

Er kümmerte sich nicht um Wutschows Fauchen, stolperte die Treppe hinab, trat zu dem Kutscher, strich den Schimmeln über die bereiften Mähnen und klopfte ihnen auf die dampfende Kruppe.

„Schade um die schönen Tiere! Haben Sie denn ein Rennen gefahren?“

Der Kutscher schielte nach der Veranda.

„Die Alte ist wieder mal wild,“ gab er entrüstet zurück.

Hunter half beim Ausschirren, trat mit in den Stall und sah dem Kutscher zu, wie er die Tiere abtrieb und in die Deden hüllte. Er lobte die Umsicht des Mannes.

„Ohne Ihre Pflege — na, die möchte ich sehen! So'n Pflichtmensch wie Sie, der müßte doch eine ganz andere Stellung bekommen können, als bei diesem Wutschow...“

„Nee, nee, von die Schimmels gehe ich nicht —“

„Das ist sehr schön, Herr — Herr — wie heißen Sie gleich?“

„Fritz Müller.“

„— Herr Müller. Ich würde aber aus der Haut fahren, wenn ich die Tiere so abtreiben müßte. Mensch, Sie müssen ja mindestens bis Potsdam gefahren sein!“

„I nee, bloß bis nach die Altonaer Straße —“

„Altonaer Straße? Na, ich kann mir schon denken, was Sie da gemacht haben: das arme Fräulein fortgebracht. Ja, ja, der Mensch ist ein hübschliches Geschöpf; heute rot, morgen tot — wenn's auch mit dem Fräulein Hedwig so weit noch nicht ist —“

Der Kutscher hielt in seine Arbeit inne und sah aufmerksam auf seinen Besucher.

„Was?“ fragte er. „Ist das Fräulein krank?“

„Haben Sie denn keine Augen im Kopf?“

„Ja, aufgefallen ist mir wohl was —“

Der Mann nickte trübe.

„Na, und daß Sie sie zum Doktor gefahren haben, hat Ihnen das nicht zu denken gegeben?“

„Zum Doktor? Ich habe mir schon gedacht, daß da was von 'n Doktor aufstand auf dem Messingschild. So 'ne Schilder haben die immer. Der Herr Dr. Bruch's auch.“

„Nicht grade alle, aber die meisten. Der in der Altonaer Straße aber gewiß auch. Das ist 'ne feine Gegend, mein lieber Müller. Welche Hausnummer war's denn?“

Fritz Müller sann nach.

„Die?“

Er kraute sich hinter den Ohren.

„Die — hab' ich wahrhaftig wieder vergessen.“

„Na, ist ja auch gleichgültig. Ich hätte mich nur gern mal nach dem Fräulein erkundigt, so in den nächsten Tagen, wie's ihr geht...“

Fritz Müller schien etwas einzufallen.

„Die Alte —“ er wies nach der Villa — „hat was von Maulhalten gesagt. Wenn Sie aber nach dem Fräulein fragen wollen, da ist doch nichts bei. Wenn Sie hinkommen: linke Seite, so'n Dufend oder 'n paar Kasten mehr raus, und ans Haus ist ein Kerl mit 'ner Forke, den werden Sie schon sehen. Und das Messingschild auch.“

„Schönen Dank, Herr Müller. Na, hoffentlich ist das Fräulein bald wieder gesund und macht Hochzeit, was?“

„Wäre schon etwas —“

„Alter Knabe —“ Hunter schlug einen neckenden Ton an, „hat die Fee es Ihnen angetan? Mir vom ersten Tage an. Der Doktor hat einen guten Geschmack, und 'n hübschen Bagen kriegt sie auch mit —“

Der Kutscher machte eine ungläubige Gebärde und warf im Zweifelton hin:

„So, glauben Sie?“

„Sie nicht?“

„Nee,“ erklärte Müller trocken.

„Sie können recht haben,“ pflichtete Hunter bei. „Die Alten plagt der Geizteufel, und wo der Geiz anfängt, hört der Verstand auf. Die beiden alten Drachen — na, ich will nichts weiter gesagt haben. Adieu Müller!“

„Adjö, Herr Hunter.“

Der Australier frohlockte. Er bezweifelte nicht, daß er wichtige Fingerzeige erhalten hatte, und so leicht lösbar hatte selbst er sich seine Aufgabe nicht vorgestellt.

Er machte sich sogleich auf den Weg nach der Altonaer Straße und entdeckte halb an einem der villenartigen Bauten die Gestalt des Neptuns mit dem Dreizack, den Müller respektvoll als „Kerl mit 'ner Forke“ bezeichnet hatte. Und am linken Pfeiler des Vorgartens dicht neben der schmiedeeisernen Pforte war auch das von Müller beschriebene Messingschild angebracht und darauf der Name „Dr. A. Zendrowski“ mit dem Zusatz „Rechtsanwalt“ eingraviert.

„Rechtsanwalt?“ fragte sich Hunter zweifelnd, überlegte aber gleich darauf, daß Hedwig sich ja nicht notwendig bei diesem befinden müsse, sondern ebensogut bei einer anderen Partei im Erdgeschosse oder den beiden Etagen untergebracht sein könne.

Er überlegte, ob er ins Haus gehen und den Portier, falls ein solcher vorhanden, um Auskunft eruchen solle, zog dann aber vor, zunächst eine Orientierung durch das Adreßbuch zu versuchen.

In einem Restaurant schlug er nach.

Zendrowski, A., Dr. jur., Rechtsanwalt, Altonaer Straße 14, I.
Der zweite Teil des Buchstabenzeichens nannte als weitere Bewohner des Hauses:

Barriere: E. von Willens, Geh. Regierungsrat, Eigentümer.
II. Etage: Alice Gräfin Regendant, geb. Gräfin Dubsky.

Hunter schlug das Adreßbuch zu und kam nach kurzer Erwägung zu dem Ergebnis, daß seine ehemalige Gattin kaum gräfliche Bekanntschaften und ebensowenig Beziehungen zu dem Herrn Geheimen Räte oder seiner Familie haben dürfte, dann aber der Herr Dr. Zendrowski allein noch in Betracht kam, falls nicht durch einen Irrtum Müllers alle Schlussfolgerungen hinfällig wurden.

Er beoab sich sofort zu Bruch's und fragte schon von der Tür aus: „Nennen Sie einen Dr. Zendrowski?“

Der Doktor antwortete zustimmend.

„Allerdings. Rechtsanwalt. Auch für Wutschow —“

„Für den? Für den? Doktor, wir haben sie!“

„Hedwig?“

„Ihre Braut! Nirgend's anders als bei diesem Anwalt ist sie...“

„Woher vermuten Sie das?“

„Ich vermute nicht mehr, ich weiß!“

Bruch's wollte noch nicht glauben.

„Der Mann steht in keinem guten Rufe,“ wandte er ein.

„Gerade das paßt. Können Sie sich eine gute Familie im Verkehr mit diesen Wutschows denken? — Selbstverständlich: Sie machen eine Ausnahme, Sie wollen ja auch nicht die Alten, sondern die Junge...“

„Zendrowski gilt als Anwalt für — sagen wir: für nicht ganz saubere Sachen —“

„Vortrefflich... Ehrenwerter Rechtsbeistand für Kravattensmacher. Natürlich, da gehört auch Master Wutschow zu ihm... Sie werden das nicht wissen, ich habe aber so munkeln hören. Wutschow, Jeremias Kludhohn —“

„Wer?“

„Nebensächlich. Der Fuchs geht uns nichts an... Wahrhaftig, die Madame ist weniger vorsichtig gewesen, als ich von ihr erwartet habe...“

„Ja, woher wissen Sie denn?“

„Von einem Augenzeugen, Bester, vom Kutscher Fritz Müller. ff. Quelle. Die ehrliche Haut hat's „Maul halten“ sollen, das Herz hat's ihm aber überlaufen lassen. Jetzt weiter: Was fangen wir an? Sollte dem Kerl nicht mit Geld beizukommen sein?“

Bruch's nickte.

„Das steht wohl kaum in Frage... Darf ich aber aussprechen, was mich zunächst bedrückt?“

„Fragen Sie nicht lange! Heraus damit!“

„Die Sorge um Hedwigs Wohl. Ihre gestrige Erschütterung, der nächtliche Vorfall — ich fürchte, sie kann ernstlich erkrankt sein. Und da ist ein Arzt zu allererst nötig...“

„Well. Weiter!“

Bruch's zeigte sich überlegt und entschlossen.

„Die wohlhabenden Familien pflegen ihren Hausarzt zu haben: ich lege es auch bei Zendrowski voraus und werde zu ermitteln suchen, welcher von den Kollegen die Ehre hat. Erlauben Sie einen Augenblick —“

Er blätterte in einem Notizbuch und fuhr nach kurzer Pause fort: „Das trifft sich. Nicht in der Altonaer Straße, aber in unmittelbarer Nähe praktiziert ein Studienfreund meines Vaters; jener weiß in der Gegend genau Bescheid. Ich müßte mich sehr irren, wenn er uns nicht prompt Aufschluß geben könnte.“

„Dann vorwärts, Doktor!“

Bruchs entfernte sich für eine Minute und kam im Ueberzieher zurück.

„Kann ich Sie am Abend sehen?“ fragte er.

„Bestimmen Sie . . .“

Der Arzt nannte ein bekanntes Restaurant am Potsdamer Platz.

„Bitte, erwarten Sie mich dort, und verlieren Sie die Geduld nicht, auch wenn es spät werden sollte. Ich komme auf jeden Fall.“

„Ich bin einverstanden. Gehen Sie gründlich vor; Ihre Patienten werden Sie einmal einen halben Tag entbehren können.“

Sie gingen eine Strecke zusammen, bis eine leere Droschke sie überholte, die von dem Arzt angerufen wurde und ihn rasch aus Hunters Gesichtskreis entführte.

Am frühen Abend stellte sich der Australier in dem verabredeten Restaurant ein und beobachtete interessiert das lebhafte Treiben um sich her, in dem trotz der Kornehmheit des Lokales Liebespaare eine fast dominierende Rolle spielten. Unter den Damen meist junge, frische Gesichter, unter den Herren neben jugendlichen solche mit faltiger Stirn und bereits mehr oder minder mondumglänzttem Schädel. An allen Tischen aber die gleiche angeregte Unterhaltung bei Gerstenjaft und von den Kellnern massenhaft herbeigeschleppten Speisen aller Art.

Auch Hunter ließ sich die Abendkarte reichen, wählte und fand die ihm vorgelegten Gerichte schmachhaft, wenn auch nicht gerade für verwöhnte Gaumen.

Dr. Bruchs kam um die zehnte Stunde. Der hochgewachsene, elegante Mann fand bei den Damen eine augenfällige Beachtung, für die er jedoch kein Interesse zeigte. Er übersah das langgestreckte Lokal mit raschem Blick und steuerte geradewegs auf den Australier zu, der des Beobachtens müde geworden war und sich eben ein Abendblatt hatte bringen lassen.

Bruchs begnügte sich, ehe er zu sprechen begann, mit einem besahenden Kopfnicken.

„Also doch all right!“

Der Australier war befriedigt.

„Ja, Sie waren auf der rechten Fährte. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll —“

„Erzählen Sie lieber —“

„Sie werden sofort alles hören. Ein Pilsener, Kellner . . . Also sie ist da. Sie ist auch, um das vorweg zu nehmen, in ärztlicher Behandlung, und es geht ihr den Umständen nach gut, wenn sie auch das Bett hüten muß. Sie ist, wie wohl erklärlich, in hohem Grade erregt, klistert, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, Unverständliches vor sich hin und wendet sofort den Kopf der Wand zu, sowie jemand an ihr Lager tritt.“

„Sie sind ja vorzüglich unterrichtet —“

„Mit Hilfe meines alten Onnners. Der Herr Rechtsanwalt Zendrowski ist ihm auch persönlich bekannt. Ich hatte kaum den Namen genannt, als der alte Herr auch schon ernst bemerkte: Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem zu tun haben. Ich beruhigte ihn und weihte ihn ein. Er ist mit dem Hausarzt Zendrowskis intim befreundet und kennt diesen als einen tüchtigen und gewissenhaften Kollegen, den er selbst nicht nur in schwierigen Fällen oft mit zu Rate zieht, sondern dem er auch seine eigene Familie bedingungslos anvertrauen würde. Der Mann — sein Name ist Großheim — wurde von uns alsbald aufgesucht, und er hatte die Güte, uns mitzuteilen, daß er der jungen Dame wegen bereits konsultiert worden sei. Nach seiner genauen Beschreibung der jungen Pensionärin ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß es sich tatsächlich um meine arme Hedwig handelt, und durch die Aufschlüsse, die ich ihm gegeben habe, ist eine sachgemäße Behandlung wesentlich erleichtert. Hedwig selbst war nicht zum Sprechen zu bringen gewesen; er hatte allerdings auch nicht in sie dringen wollen, um ihre Erregung nicht noch zu steigern. „Wünschen Sie,“ fragte er mich, „daß ich nochmals hinübergehe?“ Ich bat ihn dringend darum. Er nötigte mich an seinen Schreibtisch, schob mir einen Zettel hin und ersuchte mich, ihm einen kurzen schriftlichen Gruß mitzugeben. „Sei beruhigt, mein Lieb, wir wissen, wo du bist, und wachen über dich“ — schrieb ich nieder, ohne Namen, für alle Fälle. Dann ging Doktor Großheim, und wir warteten seine Rückkehr ab. Er kam nach einer Stunde und drückte mir warm die Hand. „Das war die beste Medizin,“ versicherte er herzlich. Er hatte ersucht, ihn mit der Kranken allein zu lassen, und ihr dann wortlos den unscheinbaren Zettel in die Hand geschoben. Ein Blick darauf hatte ihr genügt, um sie in freudiges Stammeln ausbrechen zu lassen. „Immer wieder Ihr Name, wenn Sie — Max heißen,“ berichtete Großheim mit einem Anflug von Laune. Und dann hatte sie die großen, tränenschimmernden Augen ihm vertrauensvoll zugewandt, nach seiner Hand gefaßt und gestütert, nun sei sie ruhig, ganz ruhig. . . Lieber Herr Hunter, eine riesengroße Sorge ist von mir genommen!“

Der Australier war dem Bericht mit Spannung gefolgt. Er hob seinen Schoppen und stieß mit dem Doktor an.

„Auf das Wohl Ihrer Kollegen . . .“

„Beider,“ ergänzte Bruchs. „Ohne meinen alten Freund hätte ich Großheims Vertrauen wohl nicht so leicht gewonnen.“

„Haben Sie Näheres über Zendrowski erfahren? Der Doktor Großheim müßte doch die beste Quelle sein.“

„Kollege Großheim war reserviert, wie es nicht anders zu erwarten stand. Er legt auf die Praxis gerade in dem Hause erichtlich keinen besonderen Wert, möchte sie, wie ich nach seiner geraden Natur vermute, wohl gar am liebsten aufgeben, kühlt sich aber darüber und über alles, was ihn nicht als Arzt angeht, in begreifliches Schweigen.“

„Und Ihr alter Freund?“

„Der macht aus dem, was er weiß, kein Hehl. Außerdem ist Zendrowski in der ganzen Gegend ziemlich bekannt. Viel Rühmenswertes wird ihm nicht nachgesagt. Er soll von russischer Herkunft, aber in Preußen naturalisiert sein. Sein Bureau befindet sich in der Charlottenstraße; indes hat er auch in der Privatwohnung täglich Sprechstunden, die namentlich von den vornehmen Klienten und verschiedenen, die Dessenlichkeit scheuenden Geldmännern besucht werden sollen. Zu seiner Kundschaft gehören auch die eigenen Hausgenossen, vermutlich nicht zu deren Vorteil. Wenigstens erzählt man sich ziemlich offenerherzig, daß eine Gräfin, die im zweiten Stode wohnt, durch ihn um den Besitz des Hauses gekommen sein soll und der jetzige Besitzer des Grundstückes, ein Regierungsrat, ebenfalls bald mit leeren Händen dastehen dürfte. Ich berichte ohne Gewähr, selbstverständlich; aber der Herr scheint mir ein Dunkelmann zu sein, vor dem man auf der Hut sein muß —“

„Mit dem man aber auch reden kann!“ fiel der Australier ein.

„Mein lieber Doktor, man kann niemand bei den Ohren fassen, der nicht in Armeslänge steht — an den Patron werden wir aber schon nahe genug herankommen. Der Halunke gefällt mir sogar —“

„Mir nicht. Der wird aus Hedwigs Aufenthalt Kapital zu schlagen suchen und sie mit Argusaugen überwachen —“

„A bah! Der wird einfach sehen, auf welcher Seite ihm der beste Weizen blüht, und sich danach richten.“

„Da dürfte Frau Butschow die Ueberlegene sein . . .“

„Keinen Sie? Ich nicht.“

„Meine Mittel sind leider beschränkt.“

„Meine nicht —“

„Die kann ich doch nicht annehmen.“

„Dazu werden Sie sich entschließen müssen. Lassen Sie alle Kleinlichkeit beiseite und gönnen Sie mir, einem Menschen mit meinem Mamon zu nützen. Ich habe sogar ein Recht dazu, wenn nicht Ihnen, so doch Ihrer Braut gegenüber —“

„Recht?“ fragte Bruchs kurz.

„Lassen wir das!“ Hunter suchte die unvorsichtige Aeußerung zu bemänteln. „Ich habe die Mißhandlung des Mädchens lange genug beobachtet und bin gleichgültig daran vorübergegangen. Das muß ich gutmachen, und wo das Gutmachen eine Pflicht ist, da muß es selbstredend auch ein Recht sein. Aber wir diskutieren über Nebensächlichkeiten. Die Hauptsache ist, daß wir die Entführte entdeckt haben, und daß durch den prächtigen Doktor Großheim eine zuverlässige Verbindung mit ihr hergestellt ist. Nun haben wir zu warten, bis die Kranke genesen ist, und dann die Situation energisch auszunutzen. Die Madame hat unklug gehandelt, als sie das Mädchen weggab; jetzt soll es, geht es nach meinem Willen, wahrlich nicht in ihre Gewalt zurückkehren.“

„Würde ich damit etwas gewinnen?“

Hunter sah den Fragesteller groß an.

„Bardon, nein. Zunächst gewänne Ihre Braut. Die aber viel: die Freiheit. Würden Sie es über sich bringen können, sie in das alte Loch zurückzuführen? Soll sie da von neuem herumgehert werden, bis sie einmal dauernden Schaden davon trägt?“

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ bat Doktor Bruchs. „Meine Liebe zu Hedwig schützt mich vor allen selbstsüchtigen Wünschen —“

„Weiß ich, weiß ich. Wer die Schwiegereltern mit in den Kauf nimmt — —!“

„Ich rechne aber mit den gegebenen Verhältnissen und stelle mir einen Fluchtversuch als bedenklich vor. Einmal: sie wird in ihrem Asyl überwacht —“

„Den Ruffen überlassen Sie mir!“

„Ja, gut. Aber dann weiter. Selbst angenommen, sie entkommt: wohin soll sie sich wenden? Wir leben doch in Deutschland, und wohin sie sich auch flüchten mag, überall muß sie ihren Aufenthalt bekannt geben, sich bei den Behörden ausweisen, abmelden und anmelden. Das ist doch kein Verstecken mehr, und Frau Butschow kann mit behördlicher Hilfe ihren Aufenthalt jederzeit feststellen —“

„Muß sie denn unbedingt in Deutschland bleiben?“ unterbrach der Australier ruhig. „Lieber Freund, nicht überall in der Welt gilt ein Stück Papier mehr als der Mensch selbst, und nicht überall muß man die Behörden gehorsamst um Genehmigung ersuchen, wenn man, mit Verlaub zu sagen, von einem Zimmer ins andere schießen will. Ich mag sonst unsere Vettern auf der andern Seite des Kanals nicht — in Australien habe ich erst recht ein Pad davon kennen gelernt! — aber die Einrichtung ist bei ihnen doch vernünftig, daß sie die, die nichts auf dem Kerbholz haben, auch unbehelligt leben lassen. Dorthin

bringen Sie sie, in ein Pfarrhaus, in eine Gelehrtenfamilie, in — die Wahl ist ja unerschöpflich. Und dort bleibt sie, bis sie mündig ist und ohne Gefahr zurückkehren darf. Punktum — basta!"

"Wenn sie einwilligt."

"Sie wird sich nicht bedenken."

"Kann sein. Vorläufig verkaufen wir aber doch das Fell des Bären —"

"— und haben den Bären nicht. Ganz richtig. Bringen Sie mir die Nachricht, daß sie gesund ist, dann sprechen wir uns weiter. . . . Noch eins: Vorsicht, wenn Sie Briefe wechseln! — Kennen Sie den Rotfuchs uns vis-à-vis?"

Bruch sah zum ersten Male nach den Nebentischen.

"Die Dame neben dem Kahlkopf? Nein."

"Sie scheinen es ihr angetan zu haben —"

"Ich habe nicht das geringste Verständnis."

"Ich auch nicht. Kommen Sie, lassen Sie uns ein Haus weiter gehen. Ich bin ohnehin abgepannt. . ."

"Dann holen Sie sie gefälligst wieder! Die neuen — ja erlauben Sie mal: wo haben Sie denn die her?"

"Das wissen Sie nicht? Die hat mir doch die anderen auch gegeben —"

"Wer — Hedwig — das Fräulein?"

"Das Fräulein? Nein, die nicht —"

"Die nicht?"

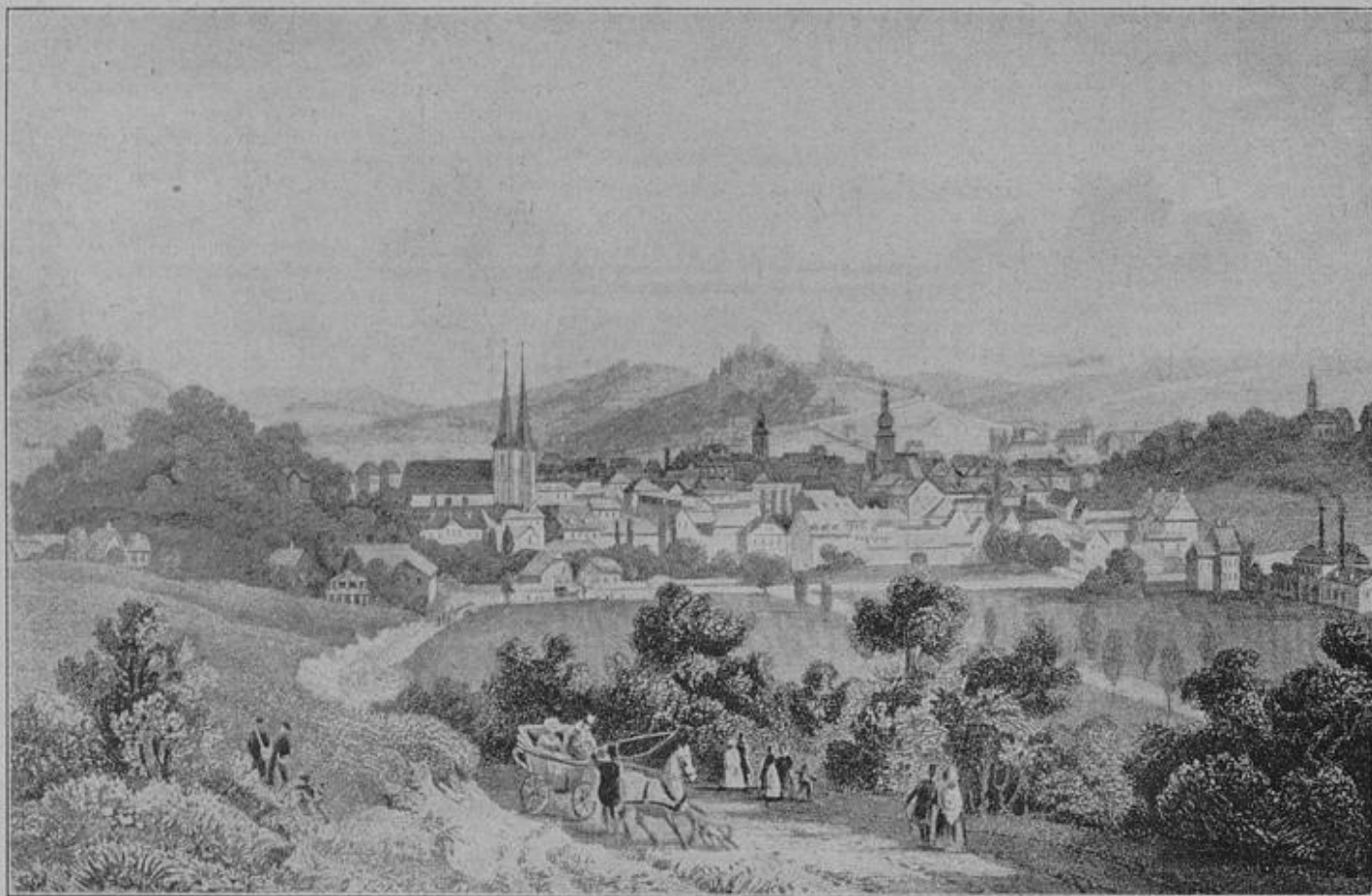
"Nein. Die Frau Butschow."

"Die Frau Bu — Bu —"

Hunter lachte, daß es ihn schüttelte. Dann kam die Wut über ihn. "Raus mit dem Zeug!" brüllte er, faßte Baje und Inhalt, stürzte ans Fenster, riß es auf und warf die schuldlosen Opfer im Bogen hinaus. Die Baje zerschellte an dem Eisengitter, die Rosen fielen verstreut in den schwimmenden Schnee.

"Aber, Herr Hunter!" stotterte die Frau.

"Da brauchen sie wenigstens nicht begossen zu werden!" gab er erboßt zurück.



Zum 300-Jahr-Jubiläum Elberfelds: Die Stadt vom Brill aus gesehen um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Nach einem Stich aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Dildburghausen.

Zehntes Kapitel.

Tauwetter!

Nach reichlichem Schneefall und andauernder Kälte war der Umschlag eingetreten, und ein strömender Regen klatschte auf die Dächer und wusch die schmutzigen Straßen. Ein rauher Sturmwind blies sein eintöniges Konzert, peitschte die strömende Flut gegen die Fenster, fuhr den Passanten saugend unter die triefenden Schirme und trieb mit den Kleidern der Frauen ein übellauliches Spiel.

Hunter horchte, als er am vorgelüfteten Vormittag erwachte, auf das Trommeln und Klatschen an den Fensterseiben, reckte sich faul und bequeme sich nur widerwillig zum Aufstehen.

Im Wohnzimmer fand er die Aufwartefrau vor, die eben damit beschäftigt war, die wellgewordenen alten Rosen durch neue zu ersetzen. Sie hatte den verblühten Schmutz achlos beiseite geschafft und ordnete mit geschickter Hand an dem frischen.

Der Australier fuhr sie an.

"Halt! Was machen Sie denn da?"

Sie ließ sich nicht stören.

"Die alten taugten ja doch nichts mehr, Herr Hunter —"

"Himmel Donner! Wo sind sie —?"

"Die hab' ich natürlich weggeworfen. Sollte ich das nicht?"

"Die schönen, teuren Rosen. . ."

Hunter stellte sich breitpurig vor die überraschte Frau.

"Wenn die Gnädige von oben Ihnen noch mal was anvertrauen will," herrschte er, "dann werfen Sie es ihr gefälligst an den Kopf! Verstanden?"

"Ich konnte doch nicht wissen, Herr Hunter —"

"Nein —" Er zwang sich zu einem ruhigeren Ton. "Sie konnten nicht —. Aber jetzt — jetzt wissen Sie! Ich kann Ihnen den Mund nicht verbieten, und wenn die Madame die Gnade hat, Sie anzusprechen, dann mögen Sie ihr antworten, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist. Nur mich lassen Sie aus dem Spiel — und gar reingeschleppt wird ein für allemal nichts! So, das wäre abgetan. . . . So 'n kleiner Neger regt den Appetit an. . . ."

Er ließ sich an dem Frühstückstisch nieder und schenkte der verblühten Frau keine Beachtung mehr. Erst als sie nach geraumer Zeit mit ihrer Arbeit fertig war und sich geräuschlos entfernen wollte, fand er ein verführendes Wort für sie.

"Na, ich bin was hübsig gewesen. Grüßen Sie die junge Frau! Und darum keine Feindschaft. . . ."

"Aee, ich werde mich in Zukunft aber vorsehen, Herr Hunter —"

"Schön, schön."

Er schlug die Beine übereinander, griff nach einer Zeitung und vertiefte sich anscheinend in die Tagesneuigkeiten.

Kaum hatte die Frau das Zimmer verlassen, als das Blatt wieder auf den Tisch flog und der Australier aufsprang.

„So 'ne Frechheit!“

Er fuchtelte mit den Armen.

„Na, laß du dich sehen! Denk' ich an das Wurm — und der alte Drache —. Na ja, geradezu blind ist man gewesen. Die und so 'ne Rosen! Die mit dem mageren Taschengeld — wenn's überhaupt

eines gibt — und

so 'ne Ausgabe.

Dummkopf ich! —

Nu sag aber einer,

was der Satan

von mir will!

Blumen schickt doch

wohl der hüße

Schaf — hihhi —

ich — ich —“

Sein bitteres

Lachen schlug in

prustendes Fluchen

um.

„Laß du dich

sehen!“ wiederholte

er. „Ich war schon

so in Stimmung —

das hat noch nach-

geholfen!“

Er setzte sich

wieder, streckte sich

halb liegend aus,

nahm abermals die

Zeitung und über-

flog die Stichworte.

„Zur Lohnbe-

wegung — Eine

Dampferkollision

auf der Havel —

Der Bahnhof

Stralau-Kummels-

burg — Verhaf-

tung eines unge-

treuen Postbe-

amten — Scham

über einen Fehl-

tritt — Die Vesiger

von Zughunden —

Die Hauptpump-

station —“

„Quatsch, Quatsch!“

knurrte er und

starrte, durch ein

Geräusch abgelenkt,

nach der Tür, die

eben ohne Klopfen

von Frau Butschow

geöffnet worden

war.

Hunter verharrete

mit absichtlicher

Nachlässigkeit in

seiner bequemen

Lage. „Morgen!“

schmarzte er dem

Besuch entgegen.

„Wenn man den

Wolf nennt, kommt

er gerennt. Hier:

Ein Sprung aus

dem Fenster — nee

— Eine Raben-

mutter — schon ge-

lesen? Ihr eigenes

Kind schwer mißhandelt zu haben wird eine Frau Franziska S. in der

Wedomstraße beschuldigt! — ach so! Das sind ja Sie nicht mal. Schade!

Na, vielleicht kommt's noch.“

Er las die Stichworte laut weiter und verirrete sich auch in die

Kunstbrut . . . „Bluthochzeit — Maria Magdalena — Schniplers

Grüner Kafadu — Der Gewissenswurm — Weiß vielleicht die Madame,

was ein Gewissenswurm ist?“

„Ich bin zu Possen nicht aufgelegt.“

„Nicht?“ fragte er höhnisch. „Na, da blättern wir etwas weiter.

„Wiener Herbstmoden“ — Aha, das ist was.“ Und er las eintönig:

„Die ehedem beliebte Kapotte scheint ganz aus der Mode zu kommen;

wer hielt sich auch für alt genug, solch einen Hut aufzusetzen!

Sie riß ihm das Blatt aus der Hand.

„Erlaube mal!“ fuhr er auf.

„Ich will dich nicht lange in Anspruch nehmen, du kannst nachher weiter lesen. Was mich zu dir führt —“

Sie rang in der Erregung nach Atem.

„Ich bin gespannt!“ höhnte er.

„Ich habe meine Tochter vor dir — und anderen! — in Sicherheit gebracht. Ich darf mir wohl ausbitten, daß ich ebenfalls von jetzt ab in jeder Hinsicht unbelästigt bleibe . . .“

„Und deshalb

fällst du mit ins

Haus? Beliebst

nicht einmal die

Gegenseitigkeit zu

achten?“

„Ich wollte nur

noch ein „Wenn“

hinzufügen —“

„Ah? Du zeigst

dich großmütig?

Was für ein Wenn

ist denn das? Ich

bin total dumm —“

„Mein Ersuchen gilt

— wenn sich nicht

eine anständige Ver-

mittlung finden

läßt —“

„Was du sagst!

Verhandeln willst

du?“

„Den letzten Ver-

such machen. Ich

habe dir bewiesen,

daß ich mir meine

Rechte nicht ein-

schränken lasse, und

daß ich der Gewalt

mit Gewalt zu be-

gegagen weiß —“

„Jawohl, Madame!“

„Ich bin aber ver-

ständigen und fried-

lichen Erwägungen

nicht unzugäng-

lich.“

„Hört, hört!“

„— und ich habe

nach einer Basis ge-

sucht, auf der beide

Teile —“

„Sehr gültig!

Auch schon ge-

funden?“

„Willst du mich

wenigstens reden

lassen?“

„Ich bin ganz

Ohr! Nur nicht

so weitschweifig,

Madame.“

„Ach, meinst du,

ein Pater peccavi

würde genügen?

So weit sind wir

nicht, und dahin

kommen wir auch

nicht — dahin

komme ich nicht!

Und bist denn du in

einer friedfertigen

Stimmung, daß

eine Phrase dir

genügen würde?

Nach dem Schicksal, das du meinen armen Rosen bereitet hast,

kann ich das gerade nicht annehmen!“

Er richtete sich etwas auf, ließ sich aber gleich wieder lässig zurück-

fallen und knurrte:

„Die Ehre war unverdient . . .“

„Deine Selbsterkenntnis wundert mich.“

„Darf ich fragen, wie du zu der Liebenswürdigkeit gekommen

bist?“

Sie schwieg einen Augenblick und schien auf das Regenklatschen

zu horchen.

„Wolltest du das Kriegsbeil begraben?“ fragte er.

Die Spitzen ihrer Finger spielten nervös gegeneinander.



Zum 300-Jahr-Jubiläum der Stadt Elberfeld: Das monumentale Rathaus der Stadt.

Nach dem Schicksal, das du meinen armen Rosen bereitet hast, kann ich das gerade nicht annehmen!“

Er richtete sich etwas auf, ließ sich aber gleich wieder lässig zurück-

fallen und knurrte:

„Die Ehre war unverdient . . .“

„Deine Selbsterkenntnis wundert mich.“

„Darf ich fragen, wie du zu der Liebenswürdigkeit gekommen

bist?“

Sie schwieg einen Augenblick und schien auf das Regenklatschen

zu horchen.

„Wolltest du das Kriegsbeil begraben?“ fragte er.

Die Spitzen ihrer Finger spielten nervös gegeneinander.

„Ja, etwas Aehnliches,“ versetzte sie zögernd. „Ich habe an die Vergangenheit gedacht, und daß es doch einmal Tage gegeben hat, die Besseres versprochen, als nachher eingetroffen ist. Meine Ueberzeugung, wem der Hauptteil der Schuld zuzuschreiben war, ist nicht schwankend geworden und — mein Groll gegen dich nicht erloschen. Du hast selbst dafür gesorgt, daß das nicht möglich ist. Die stillen Stunden der Erinnerung stimmten mich aber — weicher —“ Sie sprach stehend, als ob sie die ungewohnten Laute aus einer fremden Tiefe herausholen müsse.

„Die Verstellung wird dir verdammt sauer!“ warf Hunter derb ein. Sie schüttelte den Kopf und fuhr fort:

„Sie brachten mich dahin, daß ich deinem Einzuge unter das Dach, das uns ehemals gemeinsam war, ruhig, fast — versöhnt — zusehen konnte. Und es drängte mich dann, dir — ein Zeichen — zu geben —“

„Von deiner Befehring!“

„Du nimmst den Gruß an —“

Er schnellte auf.

„Jawohl, alter Drache, weil ich glaubte, er käme von Hedwig!“

Sie preschte die Hände auf den wogenden Busen, warf den schönen Kopf zurück und ließ ihn gleich darauf wieder sinken.

„Ich habe mich noch weiter — gedemütigt, den Friedensgruß erneuert, nachdem du gestern — den Streit abermals begonnen —“

Er lachte drohnend, unterdrückte dann aber den Wutausbruch, der ihm auf den Lippen lag, und wartete in schweigender Neugier wo hinaus sie wollte.

„Fahre fort!“

Sie rang affektiert die Hände.

„Deine Antwort liegt draußen auf dem Schnee,“ hielt sie ihm entgegen. „Wenn es deine — letzte sein sollte, könnte ich mir jede fernere Mühe ja sparen —“

„Nicht doch! Ich bin wirklich begierig . . .“

„Ich glaube, wir Frauen sind doch aus anderem Holze als ihr Männer und können den Haß nicht so konsequent herumtragen wie —“

„Du drehst dich ewig im Kreise — schief doch mal endlich geradeaus!“

„Ich wollte dich fragen: Muß — muß es — bleiben zwischen uns — wie es ist?“

Sie hielt den Blick gesenkt, und er suchte vergeblich in ihren Zügen zu lesen. Aber alles in ihm bäumte sich gegen den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit auf; er sah in ihr nichts als die heuchlerische Komödiantin, die irgendeinen eigensüchtigen Zweck unter der Maske scheinbarer Nachgiebigkeit zu erreichen suchte. Es loderte in ihm, und nur das drängende Verlangen, sie ganz zu durchschauen, zwang ihn zu äußerlicher Ruhe.

„Das kommt nicht auf mich an,“ erwiderte er ausweichend.

„Doch,“ beharrte sie.

„Wie?“

„Ich habe meine Bedingungen — du kannst sie annehmen.“

„Aha! Willst du gefälligst hören lassen?“

„Ja. Zuerst: du glaubst mir, daß unsere Kinder — unsere — nicht durch meine Schuld so früh — entschlafen sind —“

Er funkelte erregt zu ihr hinüber, ohne sie zu unterbrechen.

„Sie waren nie — die Stärksten. Und als du gegangen warst — ich muß das berühren — kränkelten sie —“

„Und flohen, um gesund zu werden! Sehr richtig. In welches — Vad waren sie doch gleich gegangen?“

„Ich hatte sie streng häuslich erzogen — es war mir unbegreiflich, daß sie sich von — zwei halben Jungen — betören lassen konnten. . . Ich tat nur meine Pflicht, als ich sie zurückholte. . .“

Hunter's herb aufeinandergepresste Lippen zuckten. „Deine zweite Bedingung?“ zischte er.

„Hedwigs Heirat — mit dem Doktor — unterbleibt —“

„Bist du zu Ende? Oder hast du noch ein Drittens und Viertens? Soll ich Hedwig heiraten? Oder willst du dich von deinem schmutzigen Kummerreis scheiden lassen und mich zum zweitenmal beglücken? Ich danke für die Ehre. . .“

Sie bezwang sich noch immer.

„Darf ich erfahren,“ entgegnete sie mit Betonung und erschütterter Spannung, „ob du auf Hedwigs Verbindung — mit dem — hervorragenden Wert legst?“

„Ah! Du kommst zur Hauptsache. Endlich! Willst du ein Handelsgeschäft machen?“

„Ich würde — unter Umständen — meine Zustimmung nicht vorenthalten —“

„Soll ich sie dir ablaufen?“

Sie runzelte die glatte Stirn, und ein dämonisches Glänzen brannte unter den halbgeschlossenen Augenlidern.

„Du stellst Hedwigs Zukunft sicher!“ forderte sie geradeaus.

„Wieviel verlangst du?“

Sie beobachtete keine Zurückhaltung mehr, sondern fragte eifrig: „Wie groß ist dein Vermögen?“

Der Australier krallte die Finger in die Polsterlehnen seines Sessels und nannte heiser eine ungeheure Summe.

Ein Schlag durchzuckte sie.

„So sichere Hedwig die Hälfte. . .“

Sein Atem ging pfeifend.

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt,“ leuchtete er, „und du stehst nun auch wahr vor mir —“

Seinen Körper durchbedte ein fieberndes, die Energie lähmendes Zittern.

„Das Vermögen geht in meine Verwaltung über,“ steigerte Frau Wutschow ihre Forderung.

Jetzt hielt Hunter nicht mehr an sich.

„God dam!“

Mit einem Rud stand er hochauferichtet.

„God dam!“ wiederholte er und streckte ihr die geballten Fäuste hin. „Wenn du kein Weib wärst!“ Die Zähne schlugen ihm aufeinander. „Mit meinen Händen würde ich dich erwürgen.“

„Ich liebe die Romantik nicht,“ reflektierte sie kalt. „Ich bin wie das Leben: die Nüchternheit, und ich vertusche nicht: ich rechne und fordere!“

„Das Gold! — Das Gold ist dein alleiniger Götz! Schandweib —“

„Du hast es doch! Und wer geizt mehr: ich nach der einen Hälfte oder du mit beiden?“

„Verlaß mich!“

„Ja. Aber ich habe ein Anrecht an dem, was du hast; denn mit meinem Gut hast du es erworben!“

„Du!“

Mit unheimlich rollenden Augen trat Hunter so ungestüm und dicht vor sie hin, daß selbst die Kälte zurückwich.

„Du —! Dränge mich nicht zum Aeußersten! Ich — ich habe mit der Wildnis — mit den Bestien in Menschen und Tieren gekämpft — ich habe kaltblütig die Kugel dahin geschandt, wo ich gereizt oder gefährdet wurde — ich habe die Bushmen gleich Hunden behandelt — ich habe ein reines Weib — ich hätte kein Erbarmen für den Teufel in Menschengestalt! Ich habe für dich keines mehr — und ich werde dich zu fassen wissen! Meine Kinder will ich an dir rächen — mich selbst, die Menschlichkeit, die du mit Füßen trittst. Ich bin ein Glender gewesen — du bist es hundertfach. Ich habe gemordet im Hunger — du spielst im Ueberfluß mit Menschen von deinem eigenen Fleisch und Blut!“

Mit drei Schritten war er an ihr vorüber, knallend schlug die aufgerissene Tür gegen die Flurwand.

Schweigend, mit haßerfülltem Blick ging die Frau — stuchend durchmaß der Australier das Zimmer — und einformig pochend und trommelnd jagte der Aufruhr in der Natur die Wassertropfen gegen die blinkenden Fenster Scheiben.

Elftes Kapitel.

„Lieber Doktor, jedes Zuwarten ist vom Uebel,“ erklärte der Australier mit Nachdruck. „Gestern habe ich mich in Geduld gefast, heute war es mir nicht mehr möglich. Majestät handeln ist unbedingt notwendig.“

„Ich habe mir das gleiche gesagt, und ich bin nicht müßig gewesen,“ entgegnete Dr. Bruchs.

„Nicht einmal die Sintflut gestern hat Sie abgehalten?“

„Das Glatteis heute Abend scheint mir bedeutend gefährlicher. Aber gibt es denn überhaupt Hindernisse für jemand, den die Sorge um sein höchstes Lebensgut treibt? Lassen wir den Scherz beiseite. Ich hatte gestern den Entschluß gefaßt, durch einen ausführlichen Brief Hedwig in alles einzuweihen, ihr die Intrigue, die man mit ihr spielt, aufzudecken, sie von dem Fluchtplan in Kenntnis zu setzen und sie um ihr Einverständnis zu befragen. . .“ „Bravo!“

„Dem Entschluß folgte die Ausführung, und gestern Nachmittag schon wanderte mein Brief durch Dr. Großheims Vermittlung in Hedwigs Hände. Er war lang und eine Antwort nicht gleich zu erwarten. Dennoch kam auch Großheim nicht mit leeren Händen zurück, sondern brachte mir einen Zettel als Antwort auf mein erstes Lebenszeichen. Wollen Sie lesen? Bitte —“

William Hunter setzte sich an des Doktors Schreibtisch, schob das zerknitterte Papier in den Lichtkreis der Studierlampe und überflog die mit Blei flüchtig hingeworfenen Zeilen:

„Einziggeliebter! Noch fasse ich es nicht, wie Du so schnell mein Verstand erfahren hast; aber ich juble und sende Dir tausend innigen Dank! Meine Mama war hart und sonderbar zu mir, wie noch nie; bin ich krank? Nein, Geliebter, Teurer, glaube es nicht! Nur das Schreckliche hat mich elend gemacht, daß ich von Dir — von Dir! — lassen sollte und doch nicht konnte. Und niemals kann! Niemals — hörst Du? Und Du nicht von mir. Ich bin wieder so voll Glück; ich glaube, nichts kann uns trennen, heute nicht und im ganzen Leben nicht. Der Herr Doktor ist gütig zu mir; er will diese Zeilen Dir übergeben und mir neue von Dir mitbringen. Wie ich mich freue! Wie ich mich sehne! Ach, schreibe doch recht viel und gut Deiner glücklichen Gede.“

Hunter nickte gedankenvoll.

Mit wie wenigem doch so ein Mädchenherz zufrieden ist . . . Ein Mann würde sich auslehnen oder dumpf brüten; sie jubelt, wenn sie nur von dem Geliebten hören kann. Es ist doch ein Großes um so ein Mädchenherz. Ich möchte Sie beneiden. . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr nach Berlin.

Eine wahrhaftige Eisenbahngeschichte von Reinhold Ortman
(Nachdruck verboten.)

Der Zufall hatte das Gespräch auf die mannigfachen kleinen Unannehmlichkeiten des Reisens gebracht, und beinahe jeder in der Tafelrunde hatte aus dem Schape seiner persönlichen Erfahrungen einen Beitrag zu diesem unerschöpflichen Kapitel zu liefern vermocht. Dem einen waren seine Fatalitäten aus der allzu patriarchalischen Gemüthlichkeit, dem andern aus der übergroßen Schneidigkeit eines Zugpersonals erwachsen; alle Geschichten aber liefen darauf hinaus, daß in dem geschilderten Einzelfall die besonderen Interessen des Reisenden eben nicht mit dem gebührenden Eifer wahrgenommen worden waren. Namentlich die sächsischen und die bayerischen „Eisenbahner“ mußten da manches harte Urteil erfahren, und es erregte allgemeines Erstaunen, als der beliebte Schriftsteller Dr. Samzelius, der bis dahin den schweigenden Zuhörer gemacht hatte, sich plötzlich mit der beinahe feierlichen Erklärung einmischte:

„Schimpfen Sie, soviel Sie wollen, meine Herrschaften — nur auf meine Bayern laß' ich nichts kommen. Ich wäre der undankbarste Mensch unter der Sonne, wenn ich nicht mit allem Nachdruck für sie einträte. Denn ohne den rührenden Eifer eines bayerischen Zugpersonals wäre mir nach aller menschlichen Voraussicht niemals zuteil geworden, was ich pflichtschuldig das Glück meines Lebens nennen muß.“

Das wollte ihm ohne handgreifliche Beweise natürlich niemand glauben, und auf die stürmischen Neußerungen allgemeinen Zweifels hin sah sich der Doktor genötigt, zu erzählen:

„Sie alle kennen meine Schwäche für den biederen Stamm der Bajuwaren und zumal für ihr liebes, fröhliches München. Als junger Literat meinte ich in der Tat, nirgends anders leben zu können, als im Bannkreis der kunstreichen Bierstadt an der grünen Isar. Und da ich nebenher allezeit ein leidenschaftlicher Naturfer war, hatte ich mir mit sehr wenig Geld und mit sehr viel Anspruchslosigkeit ein bescheidenes Junggesellenheim in einer jener kleinen, wenig kulturbelegten Ortschaften eingerichtet, die sich von München aus noch im Vorortzuge erreichen lassen. — Sind Sie jemals in einem Münchener Vorortzuge gefahren, meine Herrschaften? — Nein? Nun, dann wissen Sie nicht, bis zu welchem unscheinbaren Gipfel die Langsamkeit der Fortbewegung auf einem Schienenstrange gesteigert werden kann; dann ahnen Sie nicht, wie viele Stationen und Haltestellen sich auf einer in den raffiniertesten Krümmungen gezogenen Linie von wenig Kilometern unterbringen lassen; dann können Sie sich keine Vorstellung davon machen, wie behaglich und sozujagen familiär ein Eisenbahnbetrieb auch bei souveräner Geringschätzung aller am grünen Tische ausgelagelten Zeitangaben des sogenannten Fahrplanes gestaltet werden kann. Meine Verbindung mit München hatte alle diese und noch viele andere Vorzüge im reichsten Maße aufzuweisen. Und man stand sich im ganzen nicht schlecht dabei, daß Abfahrt und Ankunft der Züge mehr durch das pünktliche und unpünktliche Erscheinen der einzelnen Reisenden, als durch irgendwelche bürokratische Schablone bestimmt wurden. An einem gewissen Tage dachte ich anders darüber. Es war einer jener nicht allzu seltenen Tage, da sich mein gesamter Besitz an edlen Metallen spurlos verflüchtigt hatte, und da mir — abgesehen von einigen schändlichen Nideln — nichts mehr geblieben war als die Hoffnung auf das fürstliche Honorar für eine eben vollendete, meisterhafte Novelle, deren Erwerbung mir ein befreundeter Berliner Verleger großmütig

in Aussicht gestellt hatte. Aber wenn dem Ausbruch einer verhängnisvollen Hungersnot rechtzeitig vorgebeugt werden sollte, mußte das Manuskript durchaus noch mit dem abendlichen Berliner Expresszuge von München abgehen, und da ich erst am späten Nachmittag den letzten Federstrich getan, blieb mir für die persönliche Ueberführung meines Schapes nach München nur ein einziger Zug, der gemeinhin zwischen acht und neun Uhr abzugehen pflegte. Muß ich Ihnen die Empfindungen schildern, meine Herrschaften, die mich befielen, als ich bei der Ankunft auf dem Bahnhof nur eben noch ein lustig zerflatterndes Rauchwölkchen des in der Ferne dahinkriechenden Zuges erspähen konnte, der sich gerade heute auf den Fahrplan besonnen und mit hinterlistiger Pünktlichkeit abgegangen sein mußte? Die Verzweiflung mochte mir wohl leiserlich auf dem Gesicht geschrieben stehen, denn der Fahrarten-Schaffner fragte mich teilnehmend, ob es denn „gar so sehr pressiert hatte“.

„Freilich!“ fuhr ich ihn an. „Jetzt habe ich wegen Ihrer Pünktlichkeit richtig den Anschluß an den Expresszug nach Berlin verfehlt.“

„O, döß wer'n ma gleich ha'm,“ meinte der freundliche Herr. „In an fünf bis zwanz'g Minuten geht heunt no an Zug. Wann's der Herr mit dem probier'n woll'n, nacha gengat's leicht doch noch mit dem Express.“

Natürlich wollte ich's probieren, wenn auch meine Hoffnung verzweifelt gering war. Denn es bedurfte keines übergroßen mathe-

mathematischen Scharfsinns, um auszurechnen, daß der in Aussicht gestellte Personenzug frühestens fünf Minuten nach Abgang meines Nord-Süd-Express auf dem Starnberger Bahnhof in München eintreffen konnte, und von da bis zum Hauptbahnhof brauchte ich überdies noch mindestens vier Minuten.

Trotz aller Erwägungen aber sah ich zwanzig Minuten später in einem Coupé des Personenzuges und harrete sehnüchlich des Zeichens zur Abfahrt. Da wurde die Tür plötzlich von außen aufgerissen, und zu meinem Erstaunen stand der Zugführer mit brennender Laterne auf dem Trittbrett.

„San Sie der Herr nach Berlin?“ redete er mich hastig an.

„Jawohl,“ erwiderte ich etwas unbehaglich.

„Sie können's aber 'n Anschluß net mehr erreich'n.“

„Wirklich nicht?“

„Ja, i woach net — i glaab's halt net. Aber ma woll'n seg'n.“

Klapp, fiel die Tür wieder zu — ein schriller Pfiff, und schnaufend zog die Lokomotive an. Ich aber sank, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, in die vollständig fehlenden Polster. — Mit einer Geschwindigkeit, die für einen bayerischen Personenzug beinahe etwas Unheimliches hatte, kauften wir nun durch die Nacht dahin. Einer meiner Crupégenossen, offensichtlich ein Norddeutscher gleich mir, meinte scherzend, der Zug müsse den Größenwahn haben und glauben, er sei in Preußen; worauf ein in seinem Vaterlandsgefühl verletzter Bayer die Vermutung äußerte, daß er sich wohl eben deshalb so sehr beeile, wieder herauszukommen. Niemand aber fiel es ein, die ungewöhnliche Eile mit meiner unscheinbaren Person in Zusammenhang zu bringen.

Raum aber hielt der Zug auf der nächsten Station, als von neuem die Coupétür geöffnet wurde, und als mein entsetzter Blick auf den Stationsvorsteher, den Zugführer und drei andere Eisenbahnbeamte fiel.

„Sind Sie der Herr nach Berlin?“ erkundigte sich der Stationsgewaltige und sah mich erwartungsvoll an.

„Jawohl,“ erwiderte ich, und ich glaube wirklich, daß ich unter all den neugierigen Blicken erröte bin wie ein junges Mädchen.

„Ja, Sie können aber den Expresszug nicht mehr erreichen. — Wollen Sie denn überhaupt den Expresszug benutzen?“



Von den jüngsten Überschwemmungen in den Alpenländern: Der Marktplatz zu Feldkirch in Vorarlberg unter Wasser.

„Zarwohl,“ erwiderte ich und ertötete noch tiefer.

„Der hat aber nur erste Klasse!“

Auf erste Klasse wurde ich also offenbar nicht eingeschätzt. Mein verletzter Stolz bäumte sich gewaltig auf, um so mehr, als ich auf den Gesichtern meiner Fahrtgenossen ein gewisses Vergnügen an dem Auftritt zu erkennen glaubte. Ziemlich kurz erwiderte ich also:

„Das weiß ich. Ich fahre erster Klasse.“

Hätte ich nur geahnt, was ich mir mit diesen Worten einbrochte! — Die Haltung des Stationsvorstehers wurde sichtlich höflicher, und er erkundigte sich:

„Haben der Herr schon eine Fahrkarte?“

„Nein,“ war meine wahrheitsgemäße Antwort.

„Ja, die können Sie sich aber nicht mehr besorgen in München. Ich werde sie Ihnen telegraphisch bestellen.“

Schwupp — kaufte die Tür ins Schloß. Allbarmherziger Himmel — was hatte ich angerichtet! Ich wollte den Mann zurückerufen — aber es war zu spät! — Der Zug hatte sich bereits wieder in Bewegung gesetzt!

Es erhöhte meine Stimmung sehr, zu bemerken, daß ich nunmehr zur Zielscheibe des Hises sämtlicher Mitreisenden geworden war. Der „Herr nach Berlin“ bedeutete ihnen offenbar ein willkommenes Mittel, sich die Längeweile zu vertreiben, und so verzweifelte Nähe ich mir auch gab, all die anzüglichen Bemerkungen um mich her zu überhören, wollte es mir doch auf keine Weise gelingen, mich durch das gewolltame Erinnern an irgendein lustiges Erlebnis in bessere Laune zu bringen.

Erlaßen Sie es mir, Ihnen die Erlebnisse zu schildern, die meiner auf jeder der vier weiteren Stationen harrten! Genug, daß auf jeder dieser Stationen die Tür vom Zugführer geöffnet wurde, daß die wackeren Coupégenossen sofort im Chorus erklärten, wer der Herr nach Berlin sei, und daß mir nach und nach die Mitteilungen gemacht wurden: erstens, daß meine Fahrkarte besorgt sei, zweitens, daß man eine Geschwindigkeit ange schlagen habe, die ein rechtzeitiges Eintreffen in München möglich mache, drittens, daß der Expreszug benachrichtigt sei, auf mein Kommen zu warten — und anderes, ebenso Erfreuliches mehr.

Nicht die Hitze im Wagen allein war schuld daran, daß ich schließlich vollständig in Schweiß gebadet war. Meine einzige Hoffnung war nur noch, daß es mir gelingen könnte, mich in München unbemerkt zu drücken. Wie trügerisch jedoch diese Hoffnung war, sollte ich nur zu bald erkennen.

Denn der Zug lief kaum in den Starnberger Bahnhof ein, als der Zugführer auf den Trittbrettern entlang zu meiner Coupétür turnte, sie hastig öffnete und mich aufforderte, ihm zu folgen, sobald der Zug hielt. Da ergab sich mich in mein Geschick. Nicht weniger als vier Beamte nahmen mich auf dem Perron in Empfang; einer drückte mir mit dem hastigen Bescheide, daß ich sie im Zug bezahlten sollte, die Fahrkarte nach Berlin in die Hand, zwei andere ergriffen mich bei den Armen und führten mich im Geschwindmarsch über die Schienen zum Zug nach Berlin.

Fast mit Gewalt wurde ich in diesen Zug hineingestupft; und als ich überhaupt wieder imstande war, einen klaren Gedanken zu fassen — da rollte ich bereits aus dem Hauptbahnhof, das heißt, mein Zug sollte, der Zug nach Berlin, und der „Herr nach Berlin“ stand mit fünfundsechzig Pfennigen in der Tasche in einer Ecke und war dem Weinen so nahe, wie ein Kind, dem eine Tracht Prügel in sicherer Aussicht steht.

Nur in dem Wunsche, mich so lange wie möglich dem Zugführer zu entziehen, der mit meinen fünfundsechzig Pfennigen wahrscheinlich die Fahrkarte erster Klasse nicht würde für bezahlt anehen wollen, schlich ich mich den Gang des D-Zuges entlang, um ein leeres Coupee ausfindig zu machen. Da — ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen — rief plötzlich eine allerliebste, mir gar wohl bekannte Mädchenstimme:

„Herr Doktor Samzelius! — Reisen Sie auch nach Berlin?“

Es war das Töchterchen des Geheimrats Haberland, eines von mir fast wie ein Vater verehrten Mannes, die neben mir in der Tür eines Coupées stand. Mir aber fiel keine andere Antwort ein als der klägliche Seufzer:

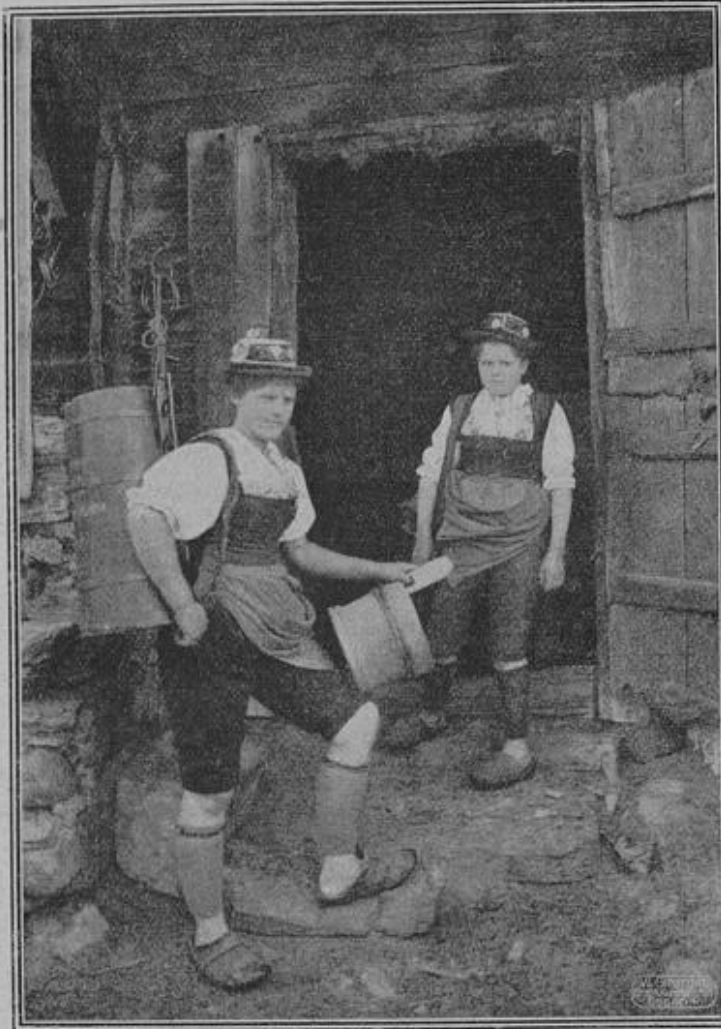
„Ich reise nicht, mein Fräulein — ich werde gereist! — Ich bin der Herr nach Berlin.“

Da ich ein gewisses, nicht ganz unverständliches Bestreben auf ihrem all-erliebsten Gesichtchen wahrzunehmen glaubte, hielt ich mich nun doch verpflichtet, ihr und ihrem Vater, der hinter ihr sichtbar wurde und nicht weniger erstaunt schien, eine nähere Erklärung zu geben. Ich beichtete ihnen, was mir gechehen war, und ging in meiner Freimütigkeit sogar so weit, eine Andeutung auf die abgrundtiefe Leere meines Portemonnaies — das diesen Namen durchaus nicht verdiente — zu machen.

Nun, ich hatte von diesem Augenblick an keine Veranlassung mehr, das Geschehnis als ein großes Unglück zu betrachten. Mit der Liebenswürdigkeit, die keine Person einem jeden so sympathisch machen mußte, stellte mir der Geheimrat ein kleines Darlehen zur Verfügung, das ich notgedrungen annehmen mußte. Fräulein Margarete aber wußte mich so vollständig zu trösten, daß die freundschaftlichen Empfindungen, die ich von je für sie gehegt hatte, eine ganz wesentlich wärmere Färbung annahm, und daß ich nicht, wie es ursprünglich meine Absicht gewesen war, in der nächsten Station ausstieg und nach München zurückkehrte, sondern nach Berlin weiterfuhr, um meinen Brief persönlich in die Hände des Redakteurs zu legen.

Er schwieg. Als ihm jedoch einer der Freunde aus dem Lachen der anderen heraus die Frage zurief: „Und der Schluß der Geschichte?“ meinte er mit einem glücklichen Lächeln:

„Den Schluß, meine Herren, bildete in gewissem Sinne meine Hochzeit mit Fräulein Margarete. Und Sie werden mich nun gewiß nicht mehr einen Aufschneider heißen, wenn ich sage, daß ich der Liebenswürdigkeit bayerischer Eisenbahner das Glück meines Lebens verdanke.“



Sennerrinnen bei der Arbeit auf hoher Alm.

Unsere Bilder.

Die Aufführungen, die der Rheinische Goethe-Verein im Stadttheater zu Düsseldorf veranstaltet hat, vollzogen sich unter Mitwirkung erler Kräfte in muster-giltiger Weise. Aus dem umfangreichen Programm veröffentlichten wir auf der Titelseite die Abbildung einer Szene aus Grillparzers „Der Traum ein Leben“. — Auf ein 300-jähriges Bestehen blickt die Stadt Elberfeld zurück. Wie Elberfeld um die Mitte des 19. Jahrhunderts aussah, veranschaulicht unsere Abbildung auf S. 236. In wirklarem Kontrast dazu bringen wir auf S. 237 eine Abbildung des neuen Rathauses. — Schwere Verwüstungen sind in den Alpengebieten durch das jüngste Hochwasser angerichtet worden (S. Bild S. 239). — Zwei Sennerrinnen auf hoher Alm bei der Arbeit zeigt die Illustration auf dieser Seite.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 31

Sonntag, den 31. Juli

1910

Das Haus Nr. 100.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

Bruch schob dem Australier ein zweites Blatt hin, und die Freude klang aus seiner Erläuterung:

„Ihre Antwort auf meinen Brief von gestern. Klar, jedes Wort golden. Lesen Sie selbst ...“

Ein einfacher, kleiner Oktavbogen, mit derselben zierlichen und doch ausdrucksvollen Schrift bedeckt wie der zernitterte Zettel.

um seine Verzeihung für mich; sage ihm, daß auch ich ihm vertraue. Jeder meiner Gedanken gilt Dir, jede Stunde bin ich bereit, mit Dir zu gehen. Und wenn wir arm sind: ich kann arbeiten wie Du, und ich werde nicht ermüden, wenn Du bei mir bist. An meinen armen Eltern sehe ich es: der Reichtum bringt nicht immer Segen — wir wollen ihm freudig entsagen. Mein Reichtum bist Du, und ich



25. Rheinisches Bundesschießen und 475. Schützenfest des St.-Sebastianus-Schützenvereins in Düsseldorf.

Ankunft des Festzuges, in dem sich u. a. zahlreiche Reitergruppen in historischer Tracht befinden, auf dem Festplatze. Phot. J. Edhn.

„Mein Teurer, Einziggeliebter! Ich habe Deinen Brief zehnmal gelesen und zehnmal voll heiliger Freude gesagt: Ich will alles, alles, was Du willst! Mit Dir gehen, wohin Du willst, leben für Dich, sterben für Dich. Ja, komm, hole mich! Ich werde bewacht; aber ich bin gesund und stark, und ich folge Dir, wohin es sein muß. Heißen Dank an Herrn Hunter, den ich verkannt habe! Bitte ihn

bin die Reichste auf Erden, wenn ich den Platz in Deinem Herzen behalte. Heißgeliebter, ich bin ewig

Deine Hedwig.“

„All right,“ murmelte Hunter rau, verharrte sekundenlang schweigend, stand dann auf und drückte dem Arzte die Hand „So, jetzt vorwärts!“

Bruchs stimmte lebhaft zu und erklärte:
 „Ihr Beispiel hat mich gelehrt, wie zu handeln ist. Ich habe eine Schwester, die mir von Herzen ergeben ist. Die habe ich zu mir gerufen, und die soll Hedwig begleiten und schützen. Meine eigene Entfernung von Berlin würde auf die Spur lenken und Hedwigs Ruf gefährden. Beides wird vermieden, wenn meine Schwester an meine Stelle tritt...“

„Ist sie unsichtig?“

„Klug und energisch. Und die Güte selbst.“

„Verheiratet?“

„An einen Kollegen in Leipzig. Morgen kann sie hier sein.“

„Hat sie Kinder — ich meine: kann sie so schnell abkommen?“

„Meine Schwester ist älter als ich, und ihre beiden Buben zählen zehn und zwölf Jahre. Da wird eine kurze Abwesenheit nicht schwierig sein. Auch eine von einigen Wochen nicht.“

„Wohl. Also nach der Seite wäre alles geordnet. Jetzt kommt der Hr. Zendrowski an die Reihe, und den überlassen Sie, bitte, mir!“

„Könnten wir nicht beide zu ihm gehen?“ warf Bruchs ein.

„Nein. Mit solchen Leuten muß man auch auf Krüden tanzen und im Sande Schlittschuh laufen können. Darauf versteh' ich mich besser... Wenn ich nicht irre, besitzen Sie ein Adressbuch. Wollen Sie die Güte haben, Hausnummer und Sprechstunden nachzuschlagen?“

Bruchs kam dem Wunsche sofort nach.

„Charlottenstraße 9, erste Etage,“ las er. „Sprechzeit 9—12, 4—6.“

„Also 4—6; dem vormittags wird der Herr auf dem Gerichte zu tun haben. Geben Sie mir Ihre Zustimmung, daß ich handeln darf!“

Dr. Bruchs willigte ein.

„Ich darf mich nicht bedenken, wo ich Ihnen so vieles zu danken habe.“

„Haben Sie Ihren Kollegen befragt, ob Ihre Braut der Schonung bedarf?“

„Ja. Dr. Großheim würde die Besuche einstellen, wenn er nicht —“

„Ich verstehe.“

„Wollen wir nicht den Abend zusammen verleben?“

„Wohl. Ich wollte Sie nicht stören.“

„Ich habe für keine anderen Menschen Sinn.“

Als sie eben gehen wollten, brachte der Postbote ein Telegramm. „Das geht schnell,“ warf Bruchs hin. „Sicher von meiner Schwester. Heute vormittag habe ich geschrieben.“

Er riß das Formular auf.

„Ich komme morgen abend sechs Uhr. Marie.“

„Ich wußte es,“ sagte Bruchs zufrieden. „Kommen Sie; das erste Glas auf meine Schwester...“

„Nein,“ widersprach Hunter. „Das erste Glas auf — jemand anders.“

„Dann das zweite,“ gab Bruchs zu.

In dem geräumigen Bureau des Dr. Zendrowski saß an langen Tischen ein Duzend Schreiber. Eine der Wände war mit vollgestopften Aktenregalen besetzt; an einer anderen hing zwischen Landkarten ein Regulator, der auf genau 4 Uhr zeigte, als der Australier den Raum betrat.

An einem abgeordneten Tische neben der Doppeltür, die ins Sprechzimmer des Anwalts führte, erhob sich nachlässig ein forpulerenter Herr und fragte den Besucher nach seinen Wünschen.

„Der Herr Anwalt zugegen?“ fragte Hunter.

Der Korpulente sah auf den Regulator.

„In einer Viertelstunde. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Die von dem Duzend Lungen und einem mächtigen Nachelosen verbrauchte Luft des Raumes machte den Aufenthalt zu einem widerlichen, und die nach und nach sich einstellenden Klienten trugen zur Verbesserung nicht bei. Aber Hunter sagte sich und fand in der Beobachtung der verschiedenartigen Gestalten unter den Besuchern eine willkommene Ablenkung.

Ein noch junger Mann mit einem Gelehrtengezicht, dessen linke Wange durch eine derbe Schmarre verschönt war, näherte sich dem Korpulenten etwas befangen, drehte ein Geldstück zwischen den Fingern und schob es dem Bureauvorsteher unsicher hin.

„Was, ganze fünf —?“ kam der grobe Bass des Diden. „Das wird ja immer weniger.“

Der Mann erwiderte im Flüsterton und begleitete seine besänftigende Ausführung mit ungeschickten Gesten des Bedauerns.

Der Dide blätterte in einem Aktenbündel.

„Noch achtundvierzig Mark,“ grollte er, „und darauf die —“

Er zog das Silberstück ein und stellte die Quittung aus. „Wenn der Alte aber nicht mehr will,“ fügte er einschüchternd hinzu, „ich kann nichts dafür.“

Eine in Trauer gekleidete Frau sprach so leise, daß der Lauscher kein Wort auffangen konnte, und der Dide wiegte in einem fort den Kopf. „Na, wollen sehen,“ schloß er endlich. „Versprechen kann ich aber nichts.“

Ein Herr mit exotischem Typus lehnte sich mit den Ellbogen vertraulich auf den Tisch des Vorgesetzten und unterhielt sich ziemlich ungeniert. „Ist er zur Leistung des Offenbarungseides nicht erschienen, dann ordnen Sie die zwangsvolle Vorführung an,“ verstand Hunter. „Kostet jetztzig Mark,“ bemerkte der Dide. „Dann werfe ich die auch

noch hinterher. Aber lassen Sie den Haftbefehl am Sonnabendabend ausführen, damit er sich die Sache bis Montag in der Stille reiflich überlegen kann...“

„Na, Sie?“ fragte der Korpulente einen Mann aus dem Handwerkerstande. „Fünzig —“ war die leise Antwort.

„Schön,“ lobte der Dide, „und sehen Sie, wenn man muß, kann man auch.“ Geldklappen — Quittung...“

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl gerückt. Gleich darauf erkönte eine Klingel.

Der Dide verschwand durch die Doppeltür,kehrte nach einigen Minuten zurück und wies den Australier mit lakonischem „Bitte!“ auf den offenen Eingang.

Hunter murmelte undeutlich seinen Namen, und der Doktor zeigte auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch.

Der Anwalt war in seinem Neukern der Gegensatz zu seinem feisten Bureaugewaltigen: klein, hager, unscheinbar. Das Haupthaar war gelichtet und ergraut, der kleine, gezwirbelte Schnurrbart anscheinend gefärbt. Die zurückliegenden Augen funkelten durch scharfe Brillengläser.

„Ich wohne im Hause Butschow,“ begann Hunter ohne Umschweife, „und habe erfahren, daß Frau Butschow ihre Tochter Hedwig bei Ihnen in Pension gegeben hat.“

Der Anwalt konnte eine Ueberraschung nicht ganz verbergen.

„Durch wen?“ fragte er.

„Das tut nichts zur Sache. Ich bin unterrichtet, und ebenso darüber, daß Fräulein Hedwig Butschow bei Ihnen verborgen werden soll.“

„Vor wem?“

„Das wird Ihnen von der zuständigen Seite erklärt worden sein.“

„Nein.“

„Ich verlange von Ihnen keine Bestätigung. Der Verlobte der jungen Dame ist gleich mir der Ansicht, daß die Wahl Ihres Hauses keine glückliche war.“

„Wieso?“

„Die Dame ist krank, und Sie sind nicht Arzt.“

„Sie wird von meinem Hausarzt behandelt.“

„In einem Krankenhaus würde sie unter ständiger Beobachtung und Ueberwachung stehen.“

„Sie gehen von einem Grundirrtum aus: die Dame war jeelisch überreizt; die Störung im leiblichen Befinden war vorübergehender Natur und ist bereits gehoben.“

„Fräulein Butschow ist Nachtwandlerin.“

„Ich halte die einmalige Erscheinung für eine Folge ihrer Exaltation.“

„Die Dame wird sich in der Gefangenschaft auch nicht beruhigen.“

„Jede Erregung wird von ihr ferngehalten, und meine Frau sowohl als die Wirtschaftlerin und das übrige Personal wachen über sie.“

„Herr Dr. Bruchs wünscht gleichwohl eine Veränderung für seine Verlobte.“

„Ich habe mich an die Instruktion der Mutter zu halten.“

„Selbstverständlich soll Ihnen kein pekuniärer Nachteil erwachsen...“

Zendrowski zwakte die Achseln.

„Meine Pflicht gegen Frau Butschow —“

Hunter unterbrach ihn.

„Die Pflicht gegen eine unnatürliche Mutter ist begrenzt. Sie hat nie Gutes für ihre Tochter übrig gehabt, und sie verfolgt auch jetzt nichts als selbstliche Zwecke.“

„Das entzieht sich meiner Beurteilung, auch meiner Zuständigkeit. Ich habe als Jurist mich lediglich nach dem abgeschlossenen Verträge zu richten.“

„Als Mensch können Sie humaner handeln... Es wird nicht von Ihnen verlangt, daß Sie die Vereinbarung brechen. Aber Fräulein Butschow könnte sich selbst Ihrem Machtbereiche entziehen.“

„Um, ich wüßte — wollen Sie nicht etwas deutlicher —?“

Der Australier merkte, daß der Mann ungewiß einen Vorteil witterte, und er suchte die Gelegenheit kaltblütig auszunutzen.

„Frau Butschow wird — sagen wir: auf einen Monat — mit Ihnen abgeschlossen haben?“ fragte er.

„Das könnte sein.“

„Pension soundso viel — vielleicht vier-, fünfhundert?“

„Belieben wir, das anzunehmen.“

„Ich habe an Fräulein Butschow und ihrem Verlobten ein freundschaftliches Interesse: — ich würde mich erboten, Sie für ein volles Jahr schadloß zu halten...“

In die hagere Figur des Anwalts kam einiges Leben. Er ging an die Doppeltür und versicherte sich, daß sie fest zugezogen war.

„Mein Wohlwollen für die Frau — ist allerdings begrenzt —“

„Sie würde das eigene Kind zugrunde richten...“

„Dazu würde ich natürlich nicht die Hand bieten.“

„Das habe ich vorausgesetzt. Dem Mädchen muß aber bald geholfen werden, wenn sie nicht doch noch —“

„Ja, ja — Für — ein Jahr — sagten Sie?“

„Für ein Jahr.“

„Zwölffmal fünfhundert?“

„Sie haben richtig verstanden.“

„Frau Wutschow ist gut für ihr Wort...“

„Ich habe den Vertrag bei mir.“

„So, so.“

„Die Hälfte sofort, die Hälfte nach Gelingen.“

„Für das Gelingen bin ich nicht verantwortlich.“

„Nein. Sie verbürgen mir nur zweierlei: Ihr unbedingtes Schweigen und Bewegungsfreiheit für die junge Dame in Ihrem Hause.“

„Die Diskretion wäre ja — selbstverständlich. Die Bewegungsfreiheit — hm. Meine Frau wünscht morgen abend die Oper zu besuchen — hm — und die Wirtschaftlerin könnte sie — begleiten. Die Mädchen haben in der Küche zu tun — zu ermöglichen ist ja manches Human denke ich auch — hm ... Wäre Ihnen der morgige Abend recht?“

„Vollkommen.“

„Hm ... Also das Fräulein — entfernt sich. Ich sehe noch — um neun — nach ihr. Sie ist ruhig. Das erübrigt, daß — meine

„Ihr Ehrenwort auf Ihre Diskretion?“ fragte er, und die Augen blickten durch die Brillengläser.

„Ja, gegen das Ihre ...“

Hunter schlug widerwillig in die ihm gebotene Rechte ein.

„Auch für den Herrn Dr. Bruchs?“ fuhr Zendrowski, die Hand festhaltend, fort.

„Auch für ihn,“ bestätigte der Australier.

„Und für — die Restforderung?“

„Sie ist übermorgen in Ihrem Besitz.“

Der Anwalt gab die Hand seines Besuchers nach einem Drude frei. „Das Unternehmen ist ungewöhnlich. Ich wünsche Ihnen und dem mir — sympathischen Fräulein zu dienen,“ schloß er.

„Heuchler!“ titulierte ihn Hunter im stillen und verabschiedete sich mit einem höflichen: „Auf gutes Gelingen, Herr Doktor!“

Draußen atmete er auf. Das mit einigem Komfort ausgestattete Kabinett des Chefs war überheizt gewesen wie der armselige Raum für die Schreiber, und die nach den Regen- und Sturmtagen wieder beruhigte herb-frische Winterluft tat dem Erhitzen wohl.



25. Rheinisches Bundeschießen und 475. Schützenfest des St.-Sebastianus-Schützenvereins in Düsseldorf.

Aufmarsch des Festzuges. Zwischen den einzelnen Schützen-Kompagnien befinden sich uniformierte Kapellen. Phot. S. Edhn.

Frau sich noch bemüht, nach ihrer Rückkehr. Ober die Wirtschaftlerin. . . Am anderen Morgen — im Zimmer des Fräuleins Ruhe — nicht zu früh fördern — erst so um zehn — dann entdeckt meine Frau — schickt zu mir nach dem Bureau — ich komme um Mittag vom Gerichte heim — bis dahin haben Sie Zeit — dann muß ich aber Frau Wutschow natürlich Meldung erstatten — so um zwölf —

Hunter schob seinen Stuhl zurück.

„Die Zeit genügt ...“

„Haben Sie — eine Verbindung mit der jungen Dame, daß Sie — oder ihr Verlobter — sie unterrichten können?“ fragte Zendrowski noch und, wie es schien, etwas lauernd.

„N — ein,“ gab Hunter zurück, da er doch den Arzt nicht bloßstellen konnte.

„Bringen Sie mir einen Brief ... Mein Wort, daß er diskret an seine Adresse gelangt ... Punkt neun Uhr.“

„Ich bin Ihnen verbunden ... Den Aufenthalt haben wir — zufällig erfahren ... Die Verbindung mit dem Fräulein ist allerdings nur durch Sie möglich. Gut, daß es noch zur Sprache kam.“

„Ja, wird Sie denn einverstanden sein?“

„Sie wird freudig zustimmen.“

Der Australier zählte einen Paß Reichskassenscheine; auf der Anwalt blätterte nach und steckte den Schaß zu sich.

Er ging über den Straßendam, bestieg eine Droschke und sah flüchtig auf die erleuchteten Fenster der ersten Etage. Zwei davon waren verhängt, und hinter ihnen mochte der hagere Russe mit dem weiten Gewissen bereits einem Zweiten dienen — oder auch nicht dienen ...

Hunter sah elastisch aufgereckt. Der gewaltige Verkehr der Leipziger Straße umbrandete ihn, ohne seine Gedanken von dem Triumph über die erbitterte Gegnerin abzulenken. Der erste Streich war getan; zum zweiten sollte mit vereinter Kraft alsbald ausgeholt werden. „Neuenburger 40?“ fragte der Kutscher, der die Nummer vergessen hatte.

„14a,“ berichtigte der Fahrgast.

Zwölftes Kapitel.

Dr. Bruchs war nicht zu Hause, hatte aber eine Karte für den Australier hinterlassen mit der Nachricht: „Bin Schwester entgegengefahren. Bitte zu warten.“

Hunter machte es sich im Arbeitszimmer bequem, und seine Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt.

Mit dem Arzte erschien eine Frau von etwa fünfundsiebzig Jahren, die Bruchs dem Hartenden mit den Worten vorstellte: „Meine Schwester, Frau Dr. Stahl.“

Hunter war von der feinen und dabei schlichten Würde, der Geradheit und Herzlichkeit der Frau sofort angenehm berührt. Aus dem kernfrischen Gesichte sah ein klares, offenes Augenpaar, und ihre Haltung, ihre gewandten und vornehm sicheren Bewegungen erweckten Vertrauen zu ihrer Selbständigkeit. Die nahe Blutsverwandtschaft mit dem Bruder wurde durch eine frappante Ähnlichkeit der Gesichtsfarbe, des Teints, der tief aschfarbenen Haare und des Buchses bestätigt, wiewohl die jugendliche Schlantheit des Bruders bei der Schwester durch eine weiche, frauliche Leppigkeit verdrängt war.

„Run?“ fragte Bruchs, als die drei sich behaglich niedergelassen hatten.

„Alles richtig,“ erklärte Hunter und berichtete mit Genugtuung über den Gang und den Erfolg seiner Verhandlungen, ohne indes der Höhe des dargebrachten Opfers Erwähnung zu tun. Aber Bruchs fragte danach.

Hunter bewahrte sein Geheimnis.

„Nicht der Mühe wert,“ bemerkte er.

„Ich komme tiefer und tiefer in Ihre Schuld —“

„Lassen Sie sich davon nicht bedrücken. Gnädige Frau, Ihr Herr Bruder ist ein Egoist, der seinen an seinem Glücke mitbauen lassen möchte. Wir werden ihn aber nicht lange fragen, nicht wahr?“

„Mein Bruder hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt. Ich kann Ihnen nur dankbar sein.“

In den stahlblauen Augen der Frau leuchtete es warm.

„Und als Dritte wird Ihnen meine Hebe danken. Wollen Sie meiner Schwester bestätigen, daß meine Braut den zehnfachen Kampf wert wäre, selbst mit den Eltern?“

„Ja, meine Gnädige, das kann ich. Ich glaube, der Charakter Hedwigs hat einen lautereren Goldgehalt. Kein Erbteil von den Eltern; ein Himmelsgeheim. Ich bin kein Schwärmer; ich sehe auch nicht mit den Augen des Verliebten; aber ich spreche nach meiner Ueberzeugung. Sie ist ein Aschenbrödel; sie wird in ihrer Liebe eine Königin werden. Es ist doch merkwürdig, daß bei den Bildern immer die Phantasiergestalten der Jugend zum Vergleich herhalten müssen; daß sie nicht verfliegen und schwinden, wenn die Stürme des Lebens über sie hinwegbrausen; daß sie immer wieder da sind, wenn man auch ein halbes Menschenalter nicht an sie gedacht hat! Ein Aschenbrödel, ein Dornröschen in dem alten Spuknest . . . Ich glaube, wenn ich lange nachdenke, muß auch noch das Schneewittchen sich einen Vergleich gefallen lassen . . .“

„Oder die Frau Königin mit meiner geehrten Schwiegermutter,“ ergänzte Bruchs. „Gottlob, ich habe schon unterwegs mein Schwesterchen beruhigen können, und wenn sie Hedwig erst kennen lernt, wird sie sich auch schnell in ihr Herz schließen. Mein Schwager hat ja eine Perle von Frau; aber paß auf, Marichen, meine Hedwig —“

Die Frau nahm den Scherz auf.

„— Ja, wenn die nur auch einen so guten Mann bekommt!“

„Bedenke, Liebste: deinen Bruder! — Aber nein, wir dürfen nicht scherzen, wo die Arme noch in der Gefangenschaft ist. Lieber Herr Hunter, meine Schwester kommt in doppelter Beziehung als guter Engel: sie will helfen, und sie bringt auch gleich die Mittel mit. Mein Schwager ist ein Prachtmensch! Gutmütig, klug, ein bißel Pantof —“

„Mar!“

Der Name kam halb lachend, halb vorwurfsvoll.

„Ich will niemand kränken . . . Vierundzwanzig Stunden Frist und auch sogar schon auf ein Unterkommen bedacht gewesen, das heiße ich die Zeit weise und entschlossen ausnutzen. Zur Erklärung, Herr Hunter: ein Freund meines Schwagers, Universitätsprofessor in Leipzig, ist mit einer Engländerin vermählt. Die Dame hat in einer Vorstadt Londons eine verwitwete Schwester — hoc est: die Dame wird ratend helfen oder meine Braut selbst in ihren Schutz nehmen. Ich bin glücklich darüber und jetzt beruhigt. Wo so viel Hilfe und Güte verbündet ist, da ist kein unglücklicher Fehlschlag mehr zu befürchten . . . Nun aber — ich bitte um Pardon! Wollen Sie meinen Brief für Hedwig morgen vormittag selbst dem Anwalt überbringen?“

„Nach Verabredung, Doktor. Ich bin auch der sicherste Vote.“

„Ja, und der selbstloseste. Sie verwöhnen mich. Also Pardon — ich schreibe sofort.“

Er setzte sich an den Arbeitstisch, und Hunter unterhielt sich indessen in gedämpftem Tone mit der Frau. Er legte sich in der Beurteilung des Butschowschen Ehepaars einige Beschränkung auf, sprach ironisch von dem würdigen Zendrowski, mitleidig von dem Leidensgange Hedwigs und bewunderte die unbefangene, kluge, erquickend gesunde und herzliche Denkweise seiner Partnerin. „So ein Weib,“ dachte er, „ja, wenn das an meiner Seite gewesen wäre.“ Und der Gedanke stimmte ihn wehmütig und zugleich voll ehrlich empfundener Verehrung für die Frau . . .

„Lesen Sie,“ bat Bruchs den Freund. „Ist noch etwas vergessen?“

„Nein . . . Um einhalb zehn am Gartengitter . . .“ Hunter nickte. Auch die Schwester las, und ihre Augen schimmerten feucht.

„Darf ich etwas hinzufügen, Mar?“

Sie schrieb nur zwei kurze Zeilen: „Gruß und Kuß von Deiner zukünftigen Schwägerin Marie.“

Der Bruder drückte ihr die Hand.

„Dank, du Gute!“

Hunter barg den Brief in seinem dickeibigen Taschenbuch und forderte die Freunde auf, in einer Weinstube seine Gäste zu sein.

„Zum zweiten Male lasse ich mir von Ihnen keinen Korb geben, Doktor.“

„Ich hätte auch gar keine Neigung dazu.“

Das Gespräch drehte sich naturgemäß dauernd um die junge Braut, und Frau Marie gewann ein immer freudigeres Interesse für sie. Sie vergaß aber auch das Praktische nicht.

„Wir haben schon in Leipzig daran gedacht,“ bemerkte sie; „mein Mann wußte aber nicht recht Bescheid: wie haben wir denn zu fahren?“

Hunter ließ sich von dem Kellner ein Kursbuch bringen.

„Die Fahrt geht nicht ans Ende der Welt,“ beruhigte er. „Im Gegenteil: so ein etwas größerer Kapfenprung. Natürlich fahren Sie über Blissingen, und in etwa zwanzig Stunden sind Sie bereits in der Themsestadt.“

„In so kurzer Zeit — wirklich?“ fragte Frau Doktor Stahl überrascht.

„Sie werden sich gleich überzeugen. Ich weiß auch zufällig, daß ein für uns ausgesucht passender Zug kurz vor Mitternacht abgeht . . .“

Er blätterte in dem dickeibigen Kursbuche nach und ersuchte den Doktor, die Angaben zu notieren:

„Berlin, ab abends 11 Uhr 28 vom Bahnhof Friedrichstraße. Hm, Hannover 3,50 — das ist nebensächlich. An Blissingen 11,43 mittags — und London an 7 Uhr 50 abends.“

„Vorzüglich,“ bekräftigte Bruchs.

„Ja, in doppelter Beziehung,“ ergänzte der Australier zufrieden. „Die Abfahrtszeit könnte nicht günstiger liegen. Sie gibt uns Gelegenheit, nach der — Abholung der Braut noch eine Stunde irgendwo gemütlich beisammen zu sein — ich werde, mit Ihrer Erlaubnis, das Lokal auswählen — und sie bürgt uns zweitens dafür, daß die Reisenden, wenn der brave Zendrowski morgen mittag Lärm schlägt, längst über alle Berge, das heißt: jenseits der Grenze in Sicherheit sind. Da kann die Frau Mama wüten, ganz Berlin absuchen lassen, die Polizei in Bewegung setzen — der Flüchtling ist unwiderstehlich entwischt . . .“

Eine satte Genugtuung malte sich in seinen Zügen. Er verdeckte jedoch den persönlichen Triumph und erteilte Frau Marie noch allerhand Winke und Ratsschläge für die Ankunft in dem Riesenbabel, die dankbar angenommen wurden.

„Ich habe keine Sorge,“ versicherte sie ruhig. „Reise ich doch nicht zum erstenmal, wenn ich auch England bisher nicht gesehen habe. Italien, Frankreich, Oesterreich-Ungarn haben mein Mann und ich wiederholt besucht.“

„Very well. Und wenn's doch mal wo hapern sollte: immer sich an einen Policeman wenden. Die Leute wissen Bescheid und sind stets dienstwillig . . .“

Am nächsten Vormittag gab auch der Russe seinem Besucher noch einen Wink, für den dieser aufrichtig dankbar war.

Hunter war pünktlich um die verabredete Stunde zur Stelle, traf den Russen bereits in seinem Kabinett an und lieferte ihm den Brief aus.

„Ich möchte Ihnen noch einen Beweis meines Wohlwollens für die junge Dame geben,“ sagte Zendrowski. „Ich weiß ja nicht, wohin Sie mit ihr zu gehen gedenken und ich will auch nicht danach gefragt haben. Haben Sie, was ja wenigstens nicht ausgeschlossen ist, ein ferneres Ziel, so müßten Sie eine etwas profaische, aber notwendige Vorsorge treffen: eine Ergänzung ihrer Garderobe — Kopfbedeckung, Mantel und was Sie sonst für wünschenswert erachten. Sie trägt ein einfaches Hauskleid, das auch für eine Reise genügt, aber einen Abendmantel, den Sie besser ersetzen. Das Kopfstück tauschen Sie vielleicht sogleich beim Zusammentreffen gegen eine bessere Umhüllung, etwa ein Pelzmützchen, aus, das bequem ist und ohne Anprobe paßt.“

Hunter dankte ehrlich, und selbst über das Habichtsgeciht Zendrowskis huschte ein Lächeln der Befriedigung.

Er zog die Uhr.

„Um zehn muß ich auf dem Gericht sein. Hm —“

Er kramte unter den Akten auf dem Schreibtisch, fand anscheinend das Gesuchte nicht, klingelte nach dem Bureauvorfeher und rief diesem zu:

„Bitte die Akten Pohl —“

„Verzeihung. Habe ich Herrn Doktor schon gestern abend vorgelegt.“

„Gestern abend? Da habe ich sie zu Hause vergessen. Lassen Sie mir sofort eine Droschke besorgen.“

Die Doppeltür fiel hinter dem Dicken wieder zu und der Anwalt fuhr, zu Hunter gewendet, fort:

„Sie soll die Botschaft sogleich erhalten, damit sie sich vorbereiten kann.“

Er lachte über seine Schlaueit. „So eine Bergeshöhe ist mitunter von Nutzen . . . Auf Wiedersehen morgen nachmittag . . .“

Der Australier kaufte in einem Großbazar verschwenderisch für seinen Schützling ein. Eine Verkäuferin von der Statur Hedwigs mußte den kostbaren Pelzmantel überwerfen und auch ein schides Pelzbarett auf ihren hübschen Kopf drücken . . . Die Wahl der Handschuhe machte Schwierigkeiten. Das bedienende Fräulein riet zu einer Nummer die für sie selbst paßte und veranlaßte Hunter zu der Entscheidung: „Nein, eine Nummer größer. Mein Geburtstagskind hat viel arbeiten müssen und wird nicht so zierliche Patschen haben.“

„Wieviel Paare?“

„Ein Duzend in allen Farben.“ Er wählte selbst aus. Taschentücher von Seide und feinem Batist, Schleier, Pelz- oder Federboas kosteten eine Stange Gold. Er vergaß selbst eine Reise-Receffaire, Koffer und Handtasche nicht, ließ sich in einer Buchhandlung ein Duzend guter Bücher empfehlen und kaufte in den Läden auf dem Heimweg an Kleinigkeiten zusammen, was ihm für eine junge Dame nur irgend verwendbar schien.

Die Pakete wanderten nach einer Weinstube Unter den Linden, wo er zugleich für den Abend ein Kabinett — zu einer „Geburtstagsfeier“ — belegte.

Die Mittagszeit führte ihn mit Bruchs und Frau Marie zusammen; den größten Teil des Nachmittags verbrachte er zu Hause, gab, als er auf dem Hofe den Autscher Fritz Müller traf, diesem eine Handvoll Zigarren, sprach flüchtig bei Fantig vor und fuhr erst ziemlich spät nach der Neuenburger Straße.

Frau Marie war erregt und ungeduldig. Der Doktor merkwürdig ruhig und entschlossen.

„Ich glaube,“ sagte er, „so muß einem Soldaten zumute sein, wenn es mit Spiel und Trommelwirbel in die Schlacht geht. Solange das Schlachtengewitter droht, solange erregt es; ist es da, so hat es seine lähmende Kraft verloren.“

Sie verließen die Wohnung vor neun und legten den Weg zu Fuß zurück. Wenige Minuten vor halb zehn langten sie an der Altonaer Straße an, und Hunter und Frau Doktor Stahl promenierten in der Bräuden-Allee in der Richtung auf den Bahnhof Bellevue, während Bruchs allein vorging.

Der frostklare Himmel flimmerte im Sternenschein, und der Mond breitete eine träumerische Ruhe über die Stadt — Pferdebahnen, Droschken, vereinzelte leere Lastwagen belebten allein den Straßenzug, dessen Häuserfronten vornehm hinter den vergitterten Gartenanlagen zurücktraten. Die wenigen Läden der Straße waren geschlossen, die Bürgersteige menschenleer.

Bruchs spähte, als er sich dem Hause des Anwalts näherte, angestrengt voraus, und die Schläfen und das Herz pochten ihm nun doch hämmend. Sein Blick drang durch das Gitterwerk, forschte hinter den Pfeilern und im seitlichen Dunkel des Hauseinganges — Hedwig war noch nicht da. Stolpernd ging er weiter, die Straße zu Ende; in gesteigertem Erregung kehrte er um, verlangsamte den Schritt und verdoppelte seine Aufmerksamkeit, je näher er abermals dem Hause kam. Parterre und erste Etage lagen in tiefem Dunkel; im zweiten Stod zeigte nur ein einziges Fenster matt durch Vorhänge schimmernde Beleuchtung. Bruchs Fuß stockte vor der Eingangspforte. . . Sie war vorher geschlossen gewesen, jetzt leicht geöffnet. . . Die Röhne schlugen ihm zusammen, und die Tränen schossen ihm brennend in die Augen, als aus dem Schatten des Haustores sich eine Gestalt ablöste und mit heißem, ersüßtem, schluchzendem Jubel auf ihn zuslog.

„Hebe, meine einzige Hebe —“

Das Mädchen vermochte nur zu stammeln.

Während legte er ihren Arm in den seinen und zog sie rasch mit sich.

„Wir könnten Zeugen haben,“ raunte er stotternd, — „komm, mein Lieb — fort, nur fort!“

An der Ecke der Bräuden-Allee warteten Hunter und seine Begleiterin, und mit stürmischer Herzlichkeit umarmte Frau Marie die durch Tränen jubelnde junge Braut, suchte ihre lieblichen Züge zu erkennen und küßte sie voll Nührung und Freude.

Hunter machte auf Passanten aufmerksam, die nicht Zeuge zu sein brauchten, und mahnte zum Weitergehen.

Die Bekreite schmiegte sich an die Schwester des Geliebten und ließ sich von ihr führen. Hunter und der Doktor folgten, bis sie nahe dem Großen Stern auf eine unbesepte Droschke trafen und einstiegen.

In dem diskreten, wenn auch engen und unbequemen Verkehr der alten Kalesche konnte das junge Paar sich erst aussprechen und beruhigen. Hedwigs Tränen versiegt und das beseligende Gefühl, einer sicheren Geborgenheit kam über sie. . .

Der Abendmantel fiel in dem Weinstaurant so wenig auf wie das um die Zeit des Theaterchlusses übliche Kopfstuch. Um so mehr erschraf über beide Frau Marie.

„Ja, mein Gott, so können wir aber doch nicht reisen!“ rief sie verzweifelt aus.

Hunter rieb sich die Hände.

„Unmöglich! — Pst!“ Er wies mit den Augen auf den eintretenden Kellner.

Kaum waren sie wieder allein, als das Klagen von neuem begann.

„Mein Gott, mein Gott —“

Hedwig stand verschüchtert, dem Weinen nahe.

Der Australier wies mit Stolz auf sich, und noch selten in seinem freudearmen Leben mochte er eine gleiche Genugtuung empfunden haben.

„Ja, wenn ich nicht wäre!“ neckte er. „Darf ich Sie bemühen?“ Er wigte auf die Pakete und den Koffer.

„Sie haben daran gedacht?“ fragte Frau Marie staunend.

Hunter sah nicht ein, weshalb der Russe an seinem Ruhme teilnehmen sollte.

„Aber selbstverständlich, meine Gnädige!“

„Gott Lob!“

Frau Marie atmete auf. Die papiernen Hüllen flogen zur Seite, und auch der Doktor war dem Ketter in der Not von Herzen dankbar, bis er den Ueberfluß und die Kostbarkeit der Geschenke erkannte und dann doch einen Vorwurf nicht unterdrücken konnte.

Der Australier war unmutig.

„Ist mir denn jede Freude mißgönnt?“ fragte er aufwallend.

Bruchs lenkte rasch ein.

„Verzeihung! Aber ich kann ja für so viel Güte niemals danken —“

„Ist auch ganz unnötig.“

Die Beschenkte glühte. Ein blühendes Rot verhönte ihre Wangen; die klaren Kinderaugen hingen in quellender Dankbarkeit an dem Geber, und der Mund vermochte für ihr Glück kaum Worte zu finden.

Frau Marie prüfte alles, wandte sich dann in ihrer freudigen Art an den Australier und gab ihm die Rechte.

„Ich bin mit meinem Bruder stolz auf Ihre Freundschaft. . . Goldkind, Hebe, jedes Stück ist ein guter Wunsch auf deinen Weg!“

Während des Auspackens war serviert worden, und die kleine Gesellschaft ließ sich heiter nieder, ohne viel genießen zu können.

Hunter erhob sein Glas.

„Sie haben mich als Freund angenommen; ich will es Ihnen

bleiben!“ versicherte er kurz und seltsam ernst, stieß an und leerte sein Glas auf einen Zug. „Fürchten Sie sich, fortzugehen?“ fragte er die Braut.

Einen Augenblick legte es sich wie ein Schleier über ihre Blauaugen, dann verneinte sie leise, nickte dem Geliebten zu und fand ein schmerzliches Lächeln.

„Die Trennung soll uns ja vereinigen,“ beruhigte der junge Arzt zärtlich.

Die kurze Stunde war bald verflogen. In aller Eile wurde gepackt, ein Wagen gerufen und der Weg zum Bahnhof angetreten. Der rote Abendmantel wanderte im Koffer mit, damit er nicht, zurückgelassen, eine Spur der Flüchtigen verrate.

„Zuerst auch keine direkte Korrespondenz“, riet Hunter.

„Nein,“ pflichtete Bruchs bei. „Schreib“ nach Leipzig, Hebe, an Schwager Fritz; er soll vermitteln.“

Beim Abschied auf dem Bahnhof zeigte die junge Braut sich tapfer, um sein Aussehen zu erregen. Nur im Kupee, in das ihr Bruchs gefolgt war, lästete sie einen Augenblick den ihr Antlitz dicht verhüllenden



Denkmal für Kaiser Wilhelm, errichtet vom Magistrat der norwegischen Stadt Aalesund

zum Dank für die von dem Monarchen bei der Feuerbrunst im Jahre 1904 gewährte Unterstützung.

Schleier und preßte die brennenden Lippen unter Schluchzen auf die des Geliebten.

Erst blidte der Australier dem aus der Halle rasselnden Zuge nach, stumm rang der Doktor nach Fassung und erwiderte Hedwigs Lächerwehen, bis nach einer Biegung des Bahndammes auch der Umriß der leuchtenden Riesenschlange und das rote Licht des letzten Wagens im Dunkel verschwunden waren.

Dreizehntes Kapitel.

Hunter hatte bereits seit einer Stunde auf seinem Wachtposten am Fenster, und noch immer war kein Bote von dem Rechtsanwalt eingetroffen. Ein Uhr war bereits vorbei, da endlich steuerte ein Telegraphenbote auf das Haus zu, klinkte die Gitterpforte auf und bog in den Seitengang ein.

Der Australier schlich auf die Veranda und beobachtete, wie der Bote seiner Dienstaube einen Rohrpostbrief entnahm, laut gegen die wie immer geschlossene Tür pochte, dann den Brief unter der Tür hindurch ins Innere schob, nochmals dröhnend pochte und sich darauf langsam wieder entfernte.

Vom ersten Stockwerk her wurde ein Knurren Wutichows vernehmbar. Er kam schlurfend die Treppe herab, hob den Brief auf und entzifferte die Adresse. Mürrisch schob er das Schriftstück in eine Tasche seines Schlafrodes und stieg die Treppe wieder hinan.

„Sollte der ehrliche Fänder am Ende der Madame einen Streich spielen,“ dachte der Australier, „und die Botschaft in seiner Tasche — vergessen?“ Gespannt wanderte er auf und ab. Aber schon nach wenigen Minuten bewies ihm ein heftiges, das ganze Haus durchhallendes Rumoren, daß die Bombe geplatzt war und der Aufruhr über ihm begonnen hatte. Und kaum eine Viertelstunde später bog auch schon das Schimmelgespann auf die Straße und jagte davon.

Hunter hatte die Hände auf den Knien gelegt und lachte hinter dem Wagen her.

„Ja, wenn du gleich bis nach Holland traben könntest!“ rief er in ungedämpfter Schadenfreude. „Ni seh, und das würde dir auch noch nichts nützen!“

Er piß vor sich hin, verließ den Fensterplatz und machte sich zum Ausgehen fertig. Er war früh aufgestanden und kühlte den Magen knurren. Und das Mittagmahl würde ihm nach der gelungenen Nacht doppelt gut munden.

Beim Fortgehen traf er wie gewöhnlich auf Wutichow.

„Sollen Sie mir die Schimmel verkaufen?“ fragte er freundlich. Wutichow fuhr böse herum.

„Kaufen Sie sich Pudel, die sind auch vierbeinig!“

„Na, nichts für ungut, alter Freund. Und die Pudelidee ist so schlecht nicht. Treue Tiere, sagt man, treuer als manche Menschen. Die Madame ausgefahren?“

„Soll sie bei Ihnen erst anfragen?“

„Meinetwegen braucht sie nicht einmal wieder zu kommen. Sie würden ja freilich untröstlich sein. So 'ne Sanfte! — Aha, die Zeit ist da, an seine Weihnachtseinkäufe zu denken. Madame vergißt nicht. Haben Sie schon einen Tannenbaum besorgt?“

Wutichow entfernte sich fluchend.

„Soll ich Ihnen einen mitbringen?“ rief ihm der Australier gefällig nach. Er erhielt aber keine Antwort mehr und trollte sich schmunzelnd.

Nach Tisch sprach er bei dem Rechtsanwalt vor, der gleich ihm eben auf dem Bureau eintraf.

„Darf man wissen, wohnen sich das Fräulein gewendet hat?“ fragte Zendrowski, nachdem er die restierende Summe verbindlich dankend eingestrichen hatte.

„Nein,“ gab Hunter kurz zurück.

„Sie ist geborgen?“

„Vollkommen sicher... hm, Frau Wutichow war bei Ihnen? — Ich sah sie fortfahren —“

„Na. Und hat mir eine Szene gemacht —“

„Kann ich mir ausmalen —“

„Konnte ich mehr tun, als das Fräulein hüten? Vor dem Fenster — kann ich doch nicht Posten stehen —“

„So — ist sie aus dem Fenster gestiegen?“

„Das Haus war abgeschlossen, ein Fenster ihres Zimmers stand offen...“

Hunter amüsierte sich über die Biedermannsmiene des Anwalts.

„Strickleiter draußen?“ fragte er.

„Ein Seil,“ versicherte Zendrowski trocken.

„Sehr schön... Na, und was gedenkt die Madame zu unternehmen? Polizei?“

„Damit beliebte sie zu drohen. Eher, denke ich, wird sie dem Doktor Bruch auf den Hals rüden.“

„Ah, das wäre! Da möchte ich aber dabei sein.“

Und als könnte ihm die Gelegenheit entgehen, brach er sofort ab und suchte den jungen Arzt auf.

Bruch war zu Hause.

„Die Alte schon dagewesen?“ forschte Hunter.

„Nein. Wollte sie —?“

„Mutmaßung von Zendrowski —“

(Fortsetzung folgt.)

Die tönerne Statue.

Künstlernovelle von R. Régis. (Nachdruck verboten.)

Autorisierte Uebersetzung von Anni Schürmann.

Das mächtige Glasfenster war weit geöffnet, und langsam stiegen die Schatten der Nacht in das Atelier. Eben noch war der Himmel blau und rosig gestreift. Goldene, glänzende Lichtstrahlen huschten noch über die Erde hin. Ueber den schlanken Wipfeln der Bäume hinweg bemerkte man am Horizont die grauen, verschwommenen Konturen des Dächermeeres — der Stadt Paris. Jetzt nahm der Himmel eine dunklere Färbung an — er wurde lila, fast violett, und wie goldene Blumen leuchteten die Sterne auf — Tausende und aber Tausende. Die verführerische Stadt mit all ihrem Glanz und ihrer Pracht verlor sich in den Abendnebeln, und man erriet nur noch die Häuser an dem winzigen Schein der vielen, vielen Fenster, die wie Augen hinausblidten in die Nacht...

Solange das Tageslicht ihm zu arbeiten erlaubte, hatte Jacques sich intensiv mit seinem Werke beschäftigt. Der weite Kettel flatterte ihm um den Körper, und die nackten Arme und die Hände kneteten die gefügige Tonmasse. Als es endlich doch zu dunkel geworden, hatte er aufgehört. Er war glücklich über seine Arbeit, doch auch müde, fast zerfahren. So war er auf einen Divan hingesunken, und jetzt lag er da, stumm und regungslos, fast ohne zu atmen, und beobachtete, wie die Schatten der Dämmerung sein Werk umzitterten und bald ganz verhallten....

Jetzt im Dunkeln hätte niemand die Formen erkennen können. Er aber sah sie noch und unterschied noch immer die geringsten Einzelheiten, denn er liebte dieses Werk mit der Liebe des Künstlers und zugleich des Menschen.

Nach langen Jahren der Dummheit, nach zahllosen Versuchen, die ihn immer und immer wieder enttäuschten, hatte er in dieser tönernen Statue den Beweis seines einstigen Talentes wiedergefunden. Er war sich wieder seines Wertes bewußt; von neuem und mehr denn je fühlte er sich als der große, erlebte Bildhauer, den ganz Paris einst gefeiert.

Ah, wo waren sie nun, diese glorieichen Zeiten! Fünfzehn Jahre waren seitdem verstrichen, fünfzehn Jahre vergeblicher Arbeit und mißverstandenen Ringens, die ihm die Ruhmeskrone von der Stirn genommen und seinen Bart grau meliert hatten. Trotz der Blut seiner Gedanken fühlte Jacques sich doch gealtert. Die Zungen waren größer geworden und machten von sich reden. Und er, er würde bald nicht mehr mitzählen, ihn würde man vergessen. Und bald, so stellte er es sich vor, würde es mit seiner Schaffenskraft zu Ende sein. Und dann würden dunkle, trübe Tage kommen....

Schon eine geraume Zeit hatte seine Gattin durch zärtliche Fürsorge und innige Liebe seine Hoffnung aufrechterhalten. Hatte Berta nicht von ihrem Hochzeitstage an, und ohne auch nur eine Stunde zu ermatten, die blindeste und eifersüchtigste Leidenschaft gezeigt? Er selbst hatte sie geliebt, mehr noch um ihrer treuen Zuneigung und ergebenen Zärtlichkeit als um ihrer strahlenden Schönheit willen. Allein, wie er war auch Berta gealtert, und Silberfäden zeigten sich in ihrem Haar. Und Jacques, der sie hätte überleben müssen, bemerkte sie sehr wohl. Gewiß, er würde nicht von ihr gehen, aber Ueberdruß, Langeweile und besonders die Trauer über das Schwinden seines Talentes ließen ihn die Vergangenheit vergessen.

„Du sollst sehen, mein Lieber,“ sagte Berta oft, „eines Tages kommt dir eine neue Idee, und eine Meisterstatue geht aus deinen Händen hervor. Erst im reifen Alter werden Meisterwerke geschaffen. Auch deine Stunde wird schlagen, da du das deine schaffst.“

Alein er hatte ihr nicht geglaubt. Er war ihr sogar böse gewesen wegen dieser trägerischen Ermutigungen und törichten Hoffnungen. Und so kamen und gingen die Jahre.

Doch da — an einem frostigen Wintermorgen hatte ganz unerwartet ein schönes Mädchen an die Tür seines Ateliers geklopft. Sie war groß und geschmeidig — eine vollentsaltete Schönheit. Sie trug das nachtschwarze Haar geschheitelt; es umrahmte ein reines Antlitz, in dem die Augen, die großen, samttschwarzen Augen, wie zwei dunkle Feuer sprühten... in dem die roten Lippen auf den schimmernden Zähnen leuchteten wie ein Rosenklee....

Sie war ein Modell und kam, um ihm ihre Dienste anzubieten. Wie der Frühling erschien sie dem alternden Künstler, als sie eintrat! Er war ganz verwirrt von einer solchen Ueberfülle an Schönheit und Leben. Ein geheimes Feuer glühte in seiner tiefsten Seele auf. Er erkannte, daß seine unsfähigen Finger dank diesem Mädchen ihre einstige Schöpferkraft wiederfinden würden und er ihr sein Meisterwerk verdankte, das er nun schaffen konnte.

Er behielt das fremde Mädchen und machte sich noch am gleichen Tage an die Arbeit. Schon lange hatte Jacques sich mit dem lodenden Gedanken getragen, einem seiner Lieblingsträume Form und Gestalt zu geben. Und dies war eine Apotheose der Jugend. Heute nun bot sich ihm die günstigste Gelegenheit, dieses Werk zu beginnen. Und die Augen auf das regungslose Modell gerichtet, formte und knetete er die kalte, zähe Tonmasse bis zum Abend. Und als die Dämmerung hereinbrach, stand ein noch unvollendeter, aber doch schon prachtvoller Entwurf auf der Stele des Künstlers.

In zarter Empfindsamkeit kam Berta nie in das Atelier des Gatten. Wenn sie sich ab und zu nach dem Fortgang der Arbeit erkundigte, antwortete Jacques ihr glückselig:

„Endlich habe ich es nun, mein Ideal!“

Und selbst beglückt, ihren Mann so fröhlich zu sehen, verzehrte sie: „Sagte ich es dir nicht, daß auch deine Stunde noch einmal schlagen würde?“

Eine Woche angestrengter Arbeit verging. Eiferfüchtig schloß sich Jacques mit Julietta, seinem Modell, im Atelier ein. Er wollte alle Sorgen vergessen und keinen seiner Freunde mehr sehen. Das Schöpferfieber verlich ihm Kräfte, denn er nahm sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen. Wenn Julietta abwesend war und er nicht arbeiten konnte, saß er stundenlang allein vor seinem Werk und betrachtete es sinnend.



Wie ein Diamant aus dem Gangstein sich löst, so war aus dem ersten Entwurf eine schlanke, triumphierende Frauengestalt hervorgewachsen — eine Frauengestalt mit lebenssprühendem Antlitz und den gebieterischen Bewegungen der Jugend. Hier in der leichten, wie beschwingten Statue nahm sein unmöglich geglaubter Traum Leben und Gestalt an und näherte sich seiner Vollendung, bis das Werk nach einem Monat fertig da stand.

Julietta erhielt ihren reichlichen Lohn und verschwand, und es folgten nun einige Tage der Ruhe und Erholung.

„Die Ausstellung im ‚Salon‘ rückt näher,“ bedeutete Berta ihm eines Tages. „Willst du deine Statue ausstellen, so darfst du keine Zeit verlieren, sie abformen zu lassen. Wenn du zu lange zögerst, wird der Gipsabguß nicht rechtzeitig fertig.“

„Ja,“ versetzte Jacques, „du hast recht. Noch heute mache ich mich an die Arbeit.“

Aber es blieb stets bei diesen Worten. Bei dem Gedanken, sich von seinem Werk zu trennen, empfand der Künstler eine jähe, unwillkürliche Furcht, mit der Statue würde ihn aller Frohsinn und alle Lebensfreude verlassen. Er dachte nicht daran, seinen Gefühlen auf den Grund zu gehen — es war der dunkle Wunsch, diese tönerne Statue, die aus seinen Künstlerhänden hervorgegangen, für immer zu behalten und eiferfüchtig für sich allein einzuschließen. Und deshalb lag er heute abend auf dem Divan und schaute zu, wie die Schatten der Dämmerung die süßen Formen dieses Frauenkörpers weich und losend umhüllten.

Nun kam die Nacht, die tiefe, schwermütige Nacht.

Plötzlich tauchte der Mond am Horizont auf, und seine gleichenden Silberstrahlen fielen durch die Glaswand in das Atelier und küßten die Statue. Und o Wunder... es war, als hauchte diese Liebfosung den regungslosen Frauengliedern Leben und Bewegung ein.

Was dies eine Halluzination.?

Jacques stand auf. Es war ihm, als öffneten sich ihre Augen... als hebe und senke ein tiefes Atmen ihre Brust... als strecke sie die beiden herrlich geformten Arme zum Himmel empor mit einer freudetrunkenen, jauchzenden Bewegung!

Er näherte sich der Stele, seine Hände umklammerten sie, und mit heißen, klopfenden Schläfen stammelte er:

„O Weib, dies ist doch kein Traum? Ich sah dich doch leben und atmen! Für andere bist du vielleicht nur eine tote Figur, doch für mich, der ich dich mit meinen Händen geknetet und dich geschaffen, für mich lebst du... du siehst mich ja, du hörst mich!“

Er trodnete den kalten Schweiß, der seine Stirn feuchtete, und begann wieder:

„Suche mich nur nicht zu täuschen, denn ich erkenne dich doch wieder. Meine Vergangenheit hat dich werden lassen, meine ganze Vergangenheit mit allen ihren unverwirklichten Träumen, unmöglichen Hoffnungen und unennbarer Schönheit, die ich ersehnte! Ach, warum habe ich dich nicht früher gefasst! Mit dir hätte ich stets triumphiert, hätte ich göttliche Meisterwerke wahrhaft aufgehäuft! Jetzt aber ist es zu spät. Ich bin alt und abgebraucht, und Hirn und Herz sind leer.“

Jacques tat einen tiefen Atemzug, dann fuhr er mit neuer Leidenschaft fort: „Aber nicht doch, noch ist es nicht zu spät! Die Zeit existiert ja gar nicht! Die Zukunft kennt ja kein Ende. Du bist meine Schönheit, mein Traum, meine Jugend! Ja, ich liebe... ich liebe dich!“

In diesem Moment vernahm man im Dunkeln das Geräusch einer aufgehenden Tür — Berta erschien. Sie war leichenbläß, und auf den verzerrten Zügen ihres Antlitzes lag ein Ausdruck unsagbarer Qual.

„Ich habe es gehört, Jacques! Jetzt weiß ich, woher deine Gleichgültigkeit, dein Groll, deine Traurigkeit kommt. Du liebst mich nicht mehr! Du liebst eine andere...“

„In diesem Moment vernahm man im Dunkeln das Geräusch einer aufgehenden Tür — Berta erschien. Sie war leichenbläß, und auf den verzerrten Zügen ihres Antlitzes lag ein Ausdruck unsagbarer Qual.“

„Ich habe es gehört, Jacques! Jetzt weiß ich, woher deine Gleichgültigkeit, dein Groll, deine Traurigkeit kommt. Du liebst mich nicht mehr! Du liebst eine andere...“



„Eierspiele“, wie sie in verschiedenen Gegenden Frankreichs beliebt sind.

Oben: Wettlaufen der Knaben mit Eiern, die auf Köpfeln getragen werden.

Unten: Einsammeln von Eiern, die auf weicher Rasenfläche hingerollt worden sind.

Er gab keine Antwort, doch ernüchert fuhr er sich mit der Hand über die Lider, als wolle er einen bösen Traum verschrecken.

„Ja,“ fuhr sie fort, „du liebst Julietta, dein Modell! Sie ist ja schön, sie ist jung... ah, vor allem so jung!... Was weiß ich denn? Du liebst in ihr deine eigene Jugend mit ihrem Frohsinn, mit allem ihrem Uebermut...“

Doch sah sich die Entrüstung sie fort:

„Aber glaubst du denn, ich liebe mich von dir verschmähen, ich dulde es, daß du mich verläßt? Ah, diese Statue ziehst du mir vor, du sträubst dich, dich von ihr zu trennen, du willst stets und ständig bei ihr sein... Aber nein, das soll nicht geschehen!“

Und schon war sie bei der Stele, und noch bevor Jacques ihr zuvorkommen konnte, hatte sie mit einer wilden Bewegung das tönerne Weib auf den Boden geschmettert. Es gab ein dumpfes, unheimliches Geräusch. In dem silberglänzenden Licht des Mondes sah man nur

noch ein Häufchen Tonerde ohne bestimmte Formen, etwas wie einen zerfüdelten, verwesenden Leichnam.

„Berta, Berta, was hast du getan?“
„Die Feindin getötet.“

Jacques öffnete den Mund und wollte schreien. Doch kein Laut kam ihm über die Lippen — seine Arme griffen in die Luft, und plötzlich brach er bewußtlos zusammen — neben der zertrümmerten Statue.

Nur langsam genas er. Lange Wochen lag der Bildhauer in Fieberphantasien — fast hoffnungslos befand er sich auf der Schwelle des Todes. Zwei Worte kehrten in seinem Wahn immer wieder, stets dieselben:

„Meine Jugend! Meine Jugend!“

Mit unermüdblicher Aufopferung wachte Berta Tag und Nacht an dem Bett des Gatten. Dank ihrer fürsorglichen Pflege und seiner kräftigen Konstitution kehrte Jacques zum Leben zurück — sein Bewußtsein kehrte wieder, und bald konnte er sogar aufstehen.

Der Sommer war gekommen. Um das Haus her streckten die Bäume ihre Wipfel empor, und in dem unendlichen Blau des Himmels kreuzten die Schwalben in frohlichem Fluge. Allein trotz dieser lachenden Natur blieb der Gesehene finster und verschlossen. Zwischen ihm und seiner Gattin fiel auch nicht die leiseste Anspielung an jene dramatische Szene der zerstückelten Statue. Uebrigens hatte Jacques auch nicht einen Versuch gemacht, das Atelier wieder zu betreten. Er sah im Gegenteil den Moment hinauszuschieben, da er diese Stätte wiedersehen sollte.

Doch das Leben geht seinen Gang, die Zeit lindert den Schmerz, und die Hoffnung keimt wieder auf. Und mit schwerer, doch sanfter Stimme sagte Jacques eines Abends im Juli zu seiner Gattin:

„Sollen wir ins Atelier gehen, ja....?“

„Aber....“

„Fürchte nichts, ich bin geheilt!“

Er bot ihr den Arm, und sie gingen die Treppe hinauf. Er öffnete die Tür, und schweigend blieben sie auf der Schwelle stehen. Beide richteten sie den Blick auf das Häufchen Ton. Die letzten Umrisse hatten sich inzwischen von selbst verwischt. Es war alles zerbröckelt, und es blieb nur noch ein wenig Erde, bereit, von neuem geknetet... oder in den Bach geworfen zu werden.

„Du siehst,“ brach Jacques endlich das Schweigen, „mein Herz klopt nicht mehr stärker. Ich bin geheilt. Ich lebe in unmöglichen Träumen. Die Sucht nach Ruhm und zugleich die Sehnsucht nach der verschwundenen Jugend rachelten mich auf. Aber alles dies war eitel. Ich war verrückt. Du tatest recht daran, mein Ideal zu zerstückeln!“

„Jacques!“

„Ja, es war recht von dir. Nie wieder will ich zu schaffen versuchen. Ich muß anderen das Feld räumen. Meine Zeit ist um, ich bin alt geworden. Und Jugend und Liebe....“

Er senkte tief und zog die Gattin an sich:

„Du, Berta, bist meine Jugend! Du bist meine Liebe! Unsere alte Herzlichkeit soll uns bleiben bis zu unserer letzten Stunde.“

Und lange und innig hielten sie sich umschlungen. Ein süßer, süßer Rausch kam über sie mit dem betäubenden Duft, der durch das offene Fenster hereindrang — der Duft schwelender Rosen....

Unsere Bilder.

Das älteste und vollstündlichste Fest Düsseldorf — das Schießen des St. Sebastianus-Schützenvereins — erhielt diesmal durch die gleichzeitige Veranstaltung des 25. Rheinischen Bundeschießens ein erhöhtes glanzvolles Gepräge. Schon die Abholung des goldenen Schützenvogels — „de jolde Wösch“ heißt er bekanntlich im Munde der „richtigen Düsseldorfer“ — durch die „Flötenmännchen“ in ihren gelbverschürzten, altertümlichen Uniformen und den Dreimastern, sowie durch die ähnlich kostümierten Trommler gestaltete sich auch in diesem Jahre zu einem festlichen Akt, an dem die städtische Bevölkerung, in erster Linie natürlich die liebe Jugend, mit regem Interesse teilnahm. Mehr als 2000 Schützen waren aus ganz Rheinland zu dem Doppelfest herbeigezogen. Es dauerte mehrere

Tage; die Gesamtbesucherzahl des Schießplatzes betrug mehr als ¼ Million! Im Festzug, der ein höchst anziehendes, farbenprächtiges Bild darbot, erregten die historischen Gruppen, namentlich die mittelalterlichen Reiter, sowie der vom Kunstmalers Anton Hadenbroich entworfene Wagen mit dem Bundesbanner besonderen Beifall. Die Entwicklung des deutschen Schützenwesens und speziell dieser Einrichtung auf rheinischem Boden wurde da in fesselnder Weise den nach vielen Tausenden zählenden Zuschauern vor Augen geführt. Bogenschützen, Jagentorps mit Fahne, der „Schwenkfährich“, eine historische Kuriosität, und noch so manche andere Erinnerung aus vergangenen Jahrhunderten erwachten hier zu neuem Leben. Ritter und Reifige in historisch einwandfreier Gewappnung und Gewandung eskortierten ferner die alten Fahnen des festgebenden Vereins, die Jacobi- und die Karl-Theodor-Fahne, das Flandrische und das Prinzen-Banner. Marine- und Allantapellen zogen den einzelnen Ehrenkompagnien voran. Unsere Bilder auf der Titelseite und auf Seite 243 zeigen besonders bemerkenswerte Momente aus dem Festzuge. Seitens der königlichen und der städtischen Behörden sowie seitens der Künsterlichkeit usw. ist



Cop. Charles Trompens.

Die katholische Westminsterkathedrale in London, deren Einweihung vor Kurzem unter großen Feierlichkeiten stattfand.

der ganzen Veranstaltung die wirksamste Förderung, namentlich durch Gewährung wertvoller Preise, zuteil geworden. — Das nächste Bild — auf Seite 245 — zeigt jenes Denkmäl, das die Erinnerung an die kaiserliche Unterstützung der Einwohnerschaft Aalesunds beim Brandunglück des Jahres 1904 festhalten soll. Die Verwaltung jener inzwischen, dank der umfassenden, auf Kaiser Wilhelms Initiative eingeleiteten Sammlungen, wiederaufgebauten norwegischen Stadt hat das Medaillon des Monarchen nebst der Jahreszahl der Katastrophe auf einem sogenannten Bautastein anbringen lassen. Die Enthüllung des eigenartigen Monumentes erfolgte im Beisein des Kaisers während dessen jüngster Nordlandsreise. — Besondere Geschicklichkeit erfordert es, in schnellem Lauf Eier auf einem Löffel nach einem bestimmten Ziele zu tragen; ebenso wie es keine leichte Arbeit ist, die über eine weite Rasenfläche dahingerollten Eier unverfehrt einzusammeln. Wer die meisten davon an sich bringt, gilt als Sieger. Solche Spielveranstaltungen werden in zahlreichen Gegenden Frankreichs namentlich als Ferienbelustigung für die Jugend häufig veranstaltet. — Den Schluß der Illustrationen in dieser Nummer bildet die feierliche Einweihung der prugvollen Monumentalbaues der katholischen Kathedrale zu Westminster. — m.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 52

Sonntag, den 7. August

1910

Das Haus Nr. 100.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

Bruchs erklärte: „Ich habe schon daran gedacht, daß Frau Wutschow mich auffuchen wird.“

„Doktor, lassen Sie mich dann sofort rufen,“ meinte der Australier.

„Wenn Sie es wünschen —“

„Ich komme durch Zufall hinzu.“

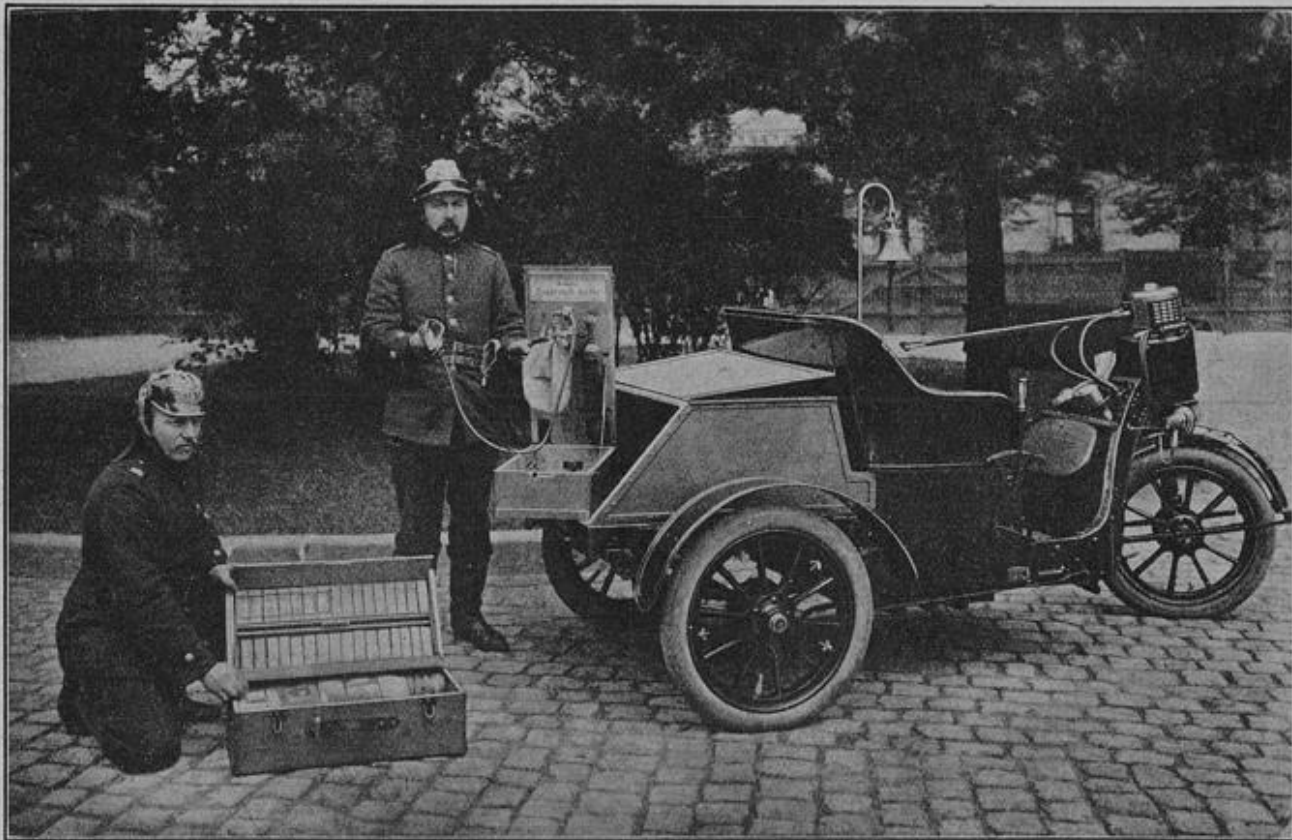
„Gewiß, dem Zufall kann nachgeholfen werden.“

„Gestatten Sie, daß ich es mir bequem mache? Ich habe so eine Ahnung, als ob Madame gar nicht lange auf sich warten ließe —“

Bruchs sah nicht aus, als ob er sich überraschen lassen werde. Ein fester, fast strenger Ernst prägte sich in seinen Zügen aus.

Ein Patient brachte eine Unterbrechung, und als er aus dem Sprechzimmer zurückkam, sah Hunter vom Fenster des Wartezimmers aus auf der Straße eben das Schimmelgespann Wutschows auftauchen.

„Da ist sie schon!“ rief er dem Doktor zu. „Jetzt ruhig Blut!“ Er drehte eilig die Gasflammen im Wartezimmer aus und zog sich hinter einen Schrank zurück, der ihm ein sicheres Versteck gewährte.



Das Automobil im Dienste der Feuerwehr: Das bei der Düsseldorfer Feuerwehr zur Einführung gefangene Automobil mit Einrichtungen für Sauerstoffgebläse zur Rettung Erstickter, Ertrunkener usw. Phot. W. Jaeger.

„Heute noch? — Unmöglich ist es ja nicht.“
„Nein, sogar wahrscheinlich. Können Sie den Pelz irgendwo auf dem Flur unterbringen, daß er nicht gleich ins Auge fällt? — Mich wundert, daß sie Sie nicht direkt von Zendrowski aus heimgesucht hat. Vielleicht ist sie noch nicht mit sich im reinen, überlegt noch. Wenn sie aber kommt: seien Sie auf der Hut! Selbstverständlich wissen Sie von nichts, sind überrascht, bedauern unendlich —“

„Um —“

„Nicht? — Was denn?“

„Ueberlassen Sie es mir.“

Draußen ging die Klingel. Nach einigen Sekunden wurde die Tür zum Wartezimmer geöffnet, und Frau Wutschow rauchte über die Schwelle.

Die Aufwartefrau des Doktors mochte verwundert sein, daß das Zimmer bereits im Dunkel gehüllt lag. Sie trat in die halboffene Tür zum Kabinett des Arztes und fragte:

„Wollen Herr Doktor schon ausgehen? Es ist noch eine Dame da —“

„Ich lasse bitten,“ gab Bruchs kurz zurück.

„Soll ich wieder Licht machen?“

„Nein. Lassen Sie. Meine Zeit ist gemessen.“
 Frau Wutschow schlug den Schleier zurück.
 „Für mich werden Sie doch noch zu sprechen sein?“ fragte sie herausfordernd.
 „Belieben Sie Platz zu nehmen,“ versetzte Bruch geschäftsmäßig ruhig, wies auf einen Stuhl und ließ sich selbst wieder in seinen Sessel nieder. „Was verschafft mir die Ehre?“
 „Sie fragen noch?“
 „Ich darf voraussetzen, daß Sie mich als Arzt auffuchen?“
 „Als Arzt? Sie als Arzt! Ich würde mich bedanken! Es ist überhaupt ein Jammer, daß so junge Menschen —“
 „Gnädige Frau,“ unterbrach Bruch, „vergessen Sie gütigst nicht, daß Sie mein Hausrecht zu achten haben.“
 „Ich achte weder Sie noch —“
 „Kommen Sie gefälligst zur Sache. Womit kann ich dienen?“
 Sie stampfte mit dem Fuße auf.
 „Wollen Sie mit Ihrer scheinbaren Ruhe mich noch mehr aufbringen? Ich denke, Sie haben alle Ursache, mich zu schonen —“
 „Sie sind nervös. Ist etwas vorgefallen?“
 Sie warf den Kopf zurück.
 „Nein — nichts wenigstens, was Sie nicht längst wüßten — besser wüßten als ich —“
 „Ich bin ein schlechter Rätsellöser.“
 Er zog die Schultern hoch.
 „Aber ein guter Komödiant! Wollen Sie mir gefälligst sagen, wo meine Tochter ist?“
 „Suchen Sie Hedwig bei mir?“
 „Allerdings suche ich Sie.“
 „Sie hat sich Ihrem — Wohlwollen — entzogen?“
 Sie beachtete den Spott nicht.
 „Mit Ihrer Hilfe!“ versetzte sie schreiend.
 Der Arzt bewahrte seine klare Sicherheit.
 „Ich kann ihre Flucht nicht bedauern.“
 „Das ist mir gleichgültig. Wo sie ist, will ich wissen!“
 „Wollen Sie belieben, meine Wohnung abzusuchen?“
 „Wenn Sie mir das anbieten, kann ich mir die Mühe sparen. Wohin ist sie verschleppt?“
 „Nehmen Sie eine Verschleppung an?“
 „Herrgott!“
 Sie holte keuchend Atem.
 „Darf ich Ihnen ein Glas Wasser anbieten?“ fragte er eifrig.
 „Es dürfte Sie beruhigen.“
 In brennendem Zorn sprang sie auf.
 „Für Schmach noch den Hohn! Wollen Sie zu mir reden, oder soll ich Ihnen eine andere Autorität senden?“
 „Ihre Autorität haben Sie verloren. Ich sehe in Ihnen die fanatische, in gewissem Sinne — bebauernde Frau, die zu stehen auch für die Tochter ein Recht war.“
 „Weil ich —“ ein Wispflühen zuckte aus ihren Augen — „weil ich — mein Kind vor Ihnen retten wollte — deshalb war ich fanatisch? Ich habe Sie noch zu hoch eingeschätzt; ich sehe, Sie führen Ihr Spiel gewissenlos durch —“
 Er erhob sich langsam, lehnte sich gegen den Schreibtisch und kreuzte die Arme über der Brust.
 „Sie sollen ganz klar sehen, meine Gnädige. In der Tat: Sie haben mich in anderer Beleuchtung kennen gelernt. Ich habe bei Ihnen um Hedwig gebittet, habe mir Ihr Kind von Ihnen erbitten wollen durch schonendes Nachgeben, durch meine Liebe, durch mein Betteln. Ich schäme mich, daß ich Ihnen energielos und unmännlich erscheinen mußte; daß ich es über mich gewann, meine ehrliche Auflehnung gegen Sie — und Ihren Herrn Gemahl — immer wieder zu unterdrücken; daß ich nicht lange schon den Kampf mit Ihnen rücksichtslos aufgenommen habe. Aber die, die sich über mich täuschte, waren doch Sie allein, und nun die Maske glücklich gefallen ist, soll Ihnen mein wahres Gesicht nicht länger verborgen bleiben —“
 „Das Gesicht des Heuchlers!“
 Er hatte vollkommen ruhig gesprochen und ließ sich davon durch ihre Unterbrechung nicht im geringsten abbringen. Kalt und klar überlegte er jedes Wort.
 „Nennen Sie mich so,“ fuhr er fort. „Ein Wort, das nach meinem Bewußtsein die Unwahrheit an der Stirn trägt, kann mich nicht beleidigen. Es spricht allein gegen die, die es gebraucht. Ich habe mich Ihnen unterzuordnen, ein Einvernehmen mit Ihnen zu erzielen gesucht aus Liebe zu Hedwig, dieser Liebe, die mir mein Leben lang aus tiefem Herzensgrunde aufquellen wird als mein Bestes und Heiligstes. Sie hat mich vieles tragen, dulden und übersehen lassen. Sie hat meinen Stolz gedämpft, wenn er sich aufbäumen wollte gegen all das Verrückte, Häßliche und Sinnlose in Ihrer Umgebung, gegen die Unsauberkeit und Hohlheit des Lebens und Gebarens, gegen den wuchernden Geiz und seine traurigen Folgen. Sie hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß das Kind im Hause des Wahns gesund geblieben war; sie die freudige Hoffnung, daß die Schatten der Jugend in der Sonne des Glücks verblasen und in Nichts zerfließen würden. Und ich habe den Trost gehabt, daß die Eltern der Geliebten sich fern halten müßten, nicht mehr hineinreden dürften nach dem Tage der Vereinigung. Das Schicksal hat es anders gewollt, und nun — habe

ich mich abgefunden damit. Sie sind mir keine Fremde, Sie sind eine mir vertraute Figur in meinem Leben, aber eine, die frevelerisch hineingegriffen hat in meine lauterer Empfindungen, eine, für die ich keine Pietät, keine Achtung und keine Schonung mehr übrig habe —“

„Auch keine Furcht?“ schnitt sie ihm ins Wort.

„Auch die nicht. Ich wäre Ihnen im Gegenteil verbunden, wenn ich der Behörde, mit der Sie zu drohen belieben, mit Erklärungen dienen dürfte, wie die Flüchtlinge im Hause ihrer Eltern behandelt worden ist. Die Behörde dürfte dann gleich mir zu der Ueberzeugung kommen, daß die Flucht ein Akt begreiflicher und berechtigter Notwehr war, und es ablehnen, Ihrem Despotismus Vorspann zu leisten. Sie wird überhaupt, wenn ich richtig urteile, einem Aufse ihrerseits nur mit Vorsicht und Einschränkung nachkommen, weil die — Originalität und — Annatur Ihres Hauses, die stadtbekannt sind, auch ihr nicht verborgen sein können —“

„Ihre Schmähungen treffen mich nicht! Aber ich durchschaue Sie. Sie sind erbost über die entgangene Mitgift —“

„Ich verzichte auf jeden Pfennig. Ich will nur das Mädchen.“

„Langt Ihr trodenes Brot für zwei?“ höhnte sie.

„Für bescheidene Ansprüche reicht mein Einkommen aus. Und Hedwig ist nicht verwöhnt.“

Dr. Bruch ließ die Arme sinken und stützte sie leicht auf die Schreibtischplatte.

„Nein, nicht verwöhnt . . .“

Das schwarze Seidenkleid spannte sich über der üppigen Brust der Frau, der Busen ging wogend. Sie ließ den Pelzmantel, der ihr über die Schultern gegliedert war, achtlos fallen, und ihre Augen blühten mit den Diamanten der Brosche und der beringten Finger um die Wette.

„Meine Tochter ist unselbständig und mittellos,“ fuhr sie fort, „sie kann nicht allein auf die Fluchtgedanken gekommen sein und sie ebenjowenig ohne fremde Hilfe verwirklicht haben. Wer hat ihr die Anregung — und die Mittel — gegeben?“

Bruch schwieg sekundenlang.

„Sie?“ sagte die Frau energisch nach.

„Ich verweigere die Antwort,“ erklärte er ruhig.

„Darin liegt Ihr Zugeständnis! Ist meine Tochter in Berlin?“

„Fragen Sie die Polizei!“

„Wie haben Sie ihren Aufenthalt erfahren?“

„Sie sind sehr neugierig, meine Gnädige.“

Seine Ruhe reizte sie zur Wut.

„Hat Hedwig Ihnen geschrieben?“ schrie sie.

„Hatte sie Gelegenheit dazu?“ fragte er kalt dagegen.

„Ist sie zu Ihnen gekommen?“

Er konnte mit gutem Gewissen verneinen.

„Sie ist aus dem Fenster gestiegen. Wer hat ihr das Seil geliefert?“

„Der gute Zendrowski hat mit dem plummen Wig richtig spekuliert!“

dachte Bruch belustigt.

„Vielleicht können andere das Rätsel lösen,“ erwiderte er; „ich jedenfalls nicht.“

„Sie nicht?“

„Vieles nein, obgleich ich ihr gern jeden Dienst erwiesen hätte.“

„Sie war krank; sie hätte verunglücken können!“

„Ihre späte Sorge rührt mich!“ entgegenete er satirisch.

Sie griff nach ihrem Mantel.

„Wir kommen so nicht zum Ziel —“

Sie flog vor Erregung.

„Nein,“ gab Bruch zu. „So nicht und auf anderem Wege auch nicht. Vielleicht gefatten Sie mir aber, Ihnen, ehe Sie gehen — ich sehe, Sie wollen aufbrechen —, einen guten Rat zu erteilen — den: Wenn Sie sich nicht einer zweiten Ablehnung meinerseits aussetzen wollen, bitte ich Sie um die Güte, mich eines weiteren Besuches nicht zu würdigen.“ Er lenkte noch etwas ein: „Es sei denn, ein Rest von Mutterliebe triebe Sie zu mir, den ich dankbar anerkennen würde.“

Er wollte ihr behilflich sein, den Mantel umzulegen; sie wies ihn entrüstet ab.

„Mutterliebe zu der — Dirne?“ leuchtete sie.

Bruch trat zurück.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Ihnen noch eine Herzensregung zutrauen konnte.“

Sie stolperte gegen ein Bauernstischchen neben der Tür, verfiel sich im Dunkel des Wartezimmers mit dem Fuße im Teppich und wäre fast hingefallen. Bruch folgte ihr an die Flurtür, öffnete und ließ sie an sich vorbeigehen. Die matte Beleuchtung des Flurs traf auf ein rotes, entstelltes Gesicht; ein unförmlicher Schatten gliedert der Gehenden voraus.

Hunter drückte dem Arzte die Hand.

„Schade,“ sagte er, „auf eine Mitwirkung meinerseits scheint die — Dame bisher nicht verfallen zu sein.“

„Vielleicht kommt sie noch darauf,“ entgegnete Bruch, „und dann haben Sie den Tanz.“

„Ich tanze mit,“ erklärte der Australier scharf.

„Wir — wollen sie nicht unnötig reizen,“ mahnte Bruch mit besonnenem Ernst.

Vierzehntes Kapitel.

Den für das Brautpaar entscheidenden erregten Tagen folgten solche der äußeren Ruhe, und Doktor Bruchs wunderte sich, daß die aufs äußerste erbitterte Gegnerin scheinbar feinerlei Schritte gegen ihn unternommen hatte. Bald stellte sich jedoch heraus, daß dem Frieden nicht zu trauen und Frau Wutschow wahrscheinlich im geheimen an der Arbeit war.

Der Australier wurde zuerst auf einen Herrn aufmerksam, der jeden Tag kurz vor Mittag in der Villa vorsprach und von Wutschow, der ihn offenbar erwartete, in eigener Person, zwar auch brummig, aber doch zugleich dienstwillig eingelassen und nach oben geleitet wurde. Dem Hausherrn selbst aber konnte der Besuch nicht gelten; das ging schon daraus hervor, daß Wutschow meist bald schlurfend die Treppe wieder herabkam und sich in der Veranda aufhielt oder sich im Hofe bei dem Kutscher zu schaffen machte, während der Fremde zweifellos noch im ersten Stockwerk anwesend war. Galten aber die Besuche dem Hausherrn nicht, so blieb nur die zweite Möglichkeit übrig, daß sie der Frau vom Hause abgefiel.

Hunter sprach sich zu dem jungen Arzte über seine Wahrnehmungen aus. „Die Sache ist mir verdächtig,“ meinte er. „Der Mann findet offene Türen, wo sie sonst jedem verschlossen sind. Es ist mindestens auffallend.“

„Ich beunruhige mich darüber nicht,“ entgegnete Bruchs. „Daß sie irgend etwas beginnen würde, war doch selbstverständlich.“

„Allerdings. Und da sie offen nichts ausrichten kann, wird sie sich aufs Schleichen verlegen. Wissen Sie, was ich vermute? Ich glaube, der Kerl ist von irgendeinem Privat-Detektivbureau. Nach einem Beamten sieht er mir nicht aus, eher nach einem ehemaligen Schauspieler. Und solche Bureaus bedienen sich ja wohl für ihre Zwecke derjenigen Leute, die sie eben finden können.“

„Ich denke, die Inhaber sind meist frühere Beamte, pensionierte, vielleicht verunglückte —“

„Jawohl, die Leiter. Aber die können nicht überall sein, sondern müssen ihre Helfer haben. Und so einen Intriganten von den Brettern stelle ich mir als eine ganz brauchbare Kraft vor. Natürlich, es sind nicht alles Intriganten, und den Stand will ich nicht angreifen; aber der Kerl sieht mir ganz danach aus. Geben Sie acht, Sie werden ihn hier bald auch bemerken. Zuerst schnüffelt er um das Haus herum — das hat er natürlich schon getan —, und dann führt er sich unter irgendeinem Vorwand direkt bei Ihnen ein oder spioniert und horcht unter den Hausbewohnern herum, besonders bei den Dienenden. Vielleicht ist es angebracht, wenn Sie Ihrer Haushälterin einige Instruktionen geben.“

„Nein, das werde ich bleiben lassen. Ich spreche über persönliche Angelegenheiten nicht mit ihr und möchte ihr auch in diesem Falle nicht die Unbefangenheit rauben. Zu allem ist sie gegen Fremde mißtrauisch und wird sobald nicht für eine Indiskretion zu haben sein.“

„Um so besser, Doktor. Uebrigens bin ich einigermaßen davon überzeugt, daß der brave Mann von unserer Freundin zunächst auf ein falsche Fährte gesetzt worden ist. Die Madame wird von der Voraussetzung ausgehen, daß Hedwig in Berlin und mit Ihnen in Verbindung ist, und demgemäß der Spürnase aufgegeben haben, erstens Ihr Haus und zweitens jeden Ihrer Wege sorgsam zu überwachen. Haha! Der kann sich Stroh in die Stiefel stopfen, wenn ihm beim Warten die Füße nicht kalt werden sollen —“

Auch Bruchs neigte zu launiger Auffassung.

„Ja. Andererseits wird er aber seine Beine recht oft unter die Arme nehmen können,“ ergänzte er, „denn ich habe immerhin eine

Anzahl Krankenbesuche abzustatten und mache in der freien Zeit mitunter ausgedehnte Spaziergänge.“

„Wissen Sie was, Doktor? Ich habe zuweilen auch Neigung, frische Luft zu schnappen und meine Pedale etwas zu vertreten: Ich werde Ihnen mal ein bißchen auf den Fersen bleiben und sehen, ob ich den Kujon nicht abfasse.“

Bruchs war einverstanden, und der Australier folgte ihm mehrere Tage hindurch bald zu Fuß, bald in offener oder geschlossener Droschke, ohne daß die gehoffte Entdeckung gelingen wollte. Daß Hunter aber dennoch richtig vermutet hatte, bestätigte sich bald.

Es war eine Woche nach Hedwigs Abreise vergangen, als die Freunde abends von einem Wege gemeinsam heimkehrten und Bruchs zu seiner Freude einen Brief von seiner Schwester vorfand. Ehe er noch abgelegt hatte und lesen konnte, trat die Haushälterin ein und erstattete die Meldung, daß ein Herr den Herrn Doktor zu sprechen verlangt und allerlei merkwürdige Fragen gestellt habe.

„Merkwürdige?“ fragte Bruchs, das Wort aufgreifend.

„Au ja,“ meinte die Frau.

„Zum Beispiel?“ forschte Bruchs.

„Na — zuerst, ob der Herr Doktor verheiratet sei.“

„Was haben Sie geantwortet?“

„Ne. Dann, ob der Herr Doktor verlobt sei.“

„Und?“

„Mit mir nicht, habe ich gesagt. Und dann wollte er wissen, ob viele junge Damen herkämen oder bloß mal eine — und immer dieselbe —“

„So, so!“

„Und ob vor acht Tagen eine Blonde dagewesen sei. Ich bin aber nicht dämlich — und habe ihm gesagt, das ginge mich nichts an, und Kranke kämen, alte und junge und arme und reiche. Ja, und ob ich denn dem Herrn Doktor seine Braut kenne. Ne, kenne ich nicht. Was ja auch wahr ist. Und dann sagte er, er sei ein Künstler, und er habe seine Tochter zu dem Herrn Doktor geschickt, so vor acht Tagen, und ob die beim Herrn Doktor gewesen wäre. Das war nämlich die

Blonde gewesen. Ne, sagte ich, das weiß ich nicht, da fragen Sie man bei Ihrer Tochter selbst an.“

„Noch mehr?“

„Er quatschte noch was von Tochter verweist und wollte man lieber wiederkommen, wenn der Herr Doktor selbst da wär — und ist dann gegangen.“

„Wie sah der Mann aus?“ fragte Hunter. „Trug er einen Bart?“

„Ne.“

„Hatte er langes, schwarzes Haar?“

„Ja, hinten lang, vorne in der Mitte geschheitelt und platt an den Kopf gekämmt.“

„Ungefähr so groß wie der Herr Doktor?“

„Das kann schon stimmen.“

Bruchs dankte, und die Alte zog sich zurück.

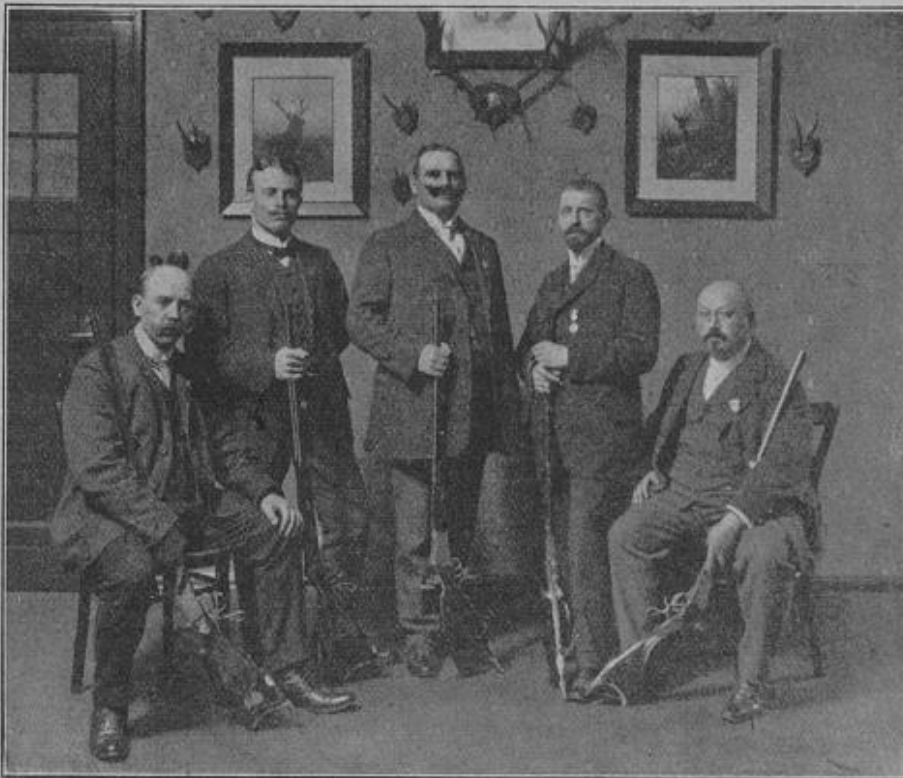
„Das war mein Mann,“ behauptete Hunter.

Der Arzt griff nach dem Briefe.

„Maries Handschrift — deutsche Marke und Poststempel Leipzig — sie ist also heimgekehrt. Das interessiert mich mehr als alle Schleicher.“ Er trennte den Umschlag auf und hielt drei kleine Oktavbogen in der Hand, deren einer von der Schwester war, während die anderen von Hedwig stammten.

Hunter rüdte seinen Stuhl mit an den Schreibtisch, und Bruchs las gedämpft vor:

„Lieber Bruder Max! Ich bin glücklich zurück und kann Dir nur eine freudige Mitteilung machen: es ist alles gelungen und



H. Jaeger 158 Ringe G. Raimps 137 Ringe G. Schnerk 141 Ringe S. Guntermann 144 Ringe H. Kühling 131 Ringe

Die siegreiche „Freihandgruppe“ der Schützengesellschaft „Wilhelm Tell“ Düsseldorf

aus dem Konturrenzschießen des 25. Rheinischen Bundesfestens in Düsseldorf.

alles über Hoffen gut. Deine Braut, die ich bei Mrs. Stanburn zurückgelassen habe, ist mir in der kurzen Zeit eine teure Freundin und Schwester geworden, für die ich so viele gute, herzinnige Wünsche hege wie für Dich. Sie schreibt Dir selbst, und wie ich wirt auch Du aus ihren Zeilen herauslesen, daß sie voll Mut, Dankbarkeit und Vertrauen der Zukunft entgegensteht, die sie zu Dir zurückführen soll. Sie ist eine weiche, kindliche Natur und doch stark und voll Entschlossenheit in ihrer Liebe, anhänglich und überschwänglich dankbar allen, die zu Dir halten und ihr nur mit einer Spur von Güte begegnen. Mrs. Stanburn hatte sie mit offenen Armen aufgenommen, und sie läßt Dir danken, daß Du — ihre eigenen Worte — ihr den Sonnenschein zugeschickt hast. Freilich, der Sonnenschein ist die alte Dame mit dem weißen Haar und den feinen jungen Zügen auch selbst, und sie greift in ihrer Warmherzigkeit wohl nur zu dem Bilde für die zweite, weil eine Sonne der anderen wieder lacht. Aber für Hede ist da gut sein, und weil sie nie die Mutterliebe kennen gelernt hat, wie wird ihr weiches Herz da aufgehen und überquellen in seliger Dankbarkeit. Max, tausend Grüße soll auch ich Dir von ihr bestellen und Dich bitten, bald, bald an sie zu schreiben. Tu's, und vergiß aber auch mich nicht.

Immer Deine treue Schwester Marie."

Auf der letzten Seite des Bogens lag noch ein Gruß von Männerhand zum Vorschein, mit steilen, festen, schmutzlosen Buchstaben:

"Ich bin froh, daß ich mein Hauskreuz wieder habe, und wenn das Deine mal dem meinen gleichen wird, launst Du froh sein. Der Verhimmelung traue ich aber nicht recht, wenn ich sie auch selbst nicht zu meinem Schaden mitgemacht habe. Meine Alte hat — ich schreibe hinter ihrem Rücken, damit sie mich nicht Lügenstrafen kann — ihre Rücken; beuge denen bei Deiner Zukünftigen gleich vor.

Wenn Du Dich mal wieder bei uns sehen ließe, könnt's auch nicht schaden. Gruß. Fris!"

Bruchs schmunzelte. — "Natürlich, der muß seinen Senf auch dazu geben. Na, Frischchen, 'überdampfen kann man ja mal wieder. Ich muß sehen, wie's paßt . . ."

"Die anderen Bogen mögen Sie allein lesen; ich weiß aus dem ersten genug —"

Hunter wollte seinen Stuhl zurückziehen, aber Bruchs wehrte ihm ab.

"Nein, nein," protestierte der Australier, "ich halt's mit Ihrem Schwager, und so was ist mir zu überschwänglich."

Er wanderte hinter Bruchs auf und ab, nahm dann die ihm dargereichten eng beschriebenen Bogen aber doch und las ernst:

"Mein Teurer, mein Einziggeliebter! Nun bin ich weit, weit von Dir, und doch mit all meinen Gedanken bei Dir, Du mein ein und alles. Ich habe erst in dem schrecklichen Juge geweint, und es war mir so bange, so bange, bis Deine Schwester mir Mut zusprach und von Dir redete, wie Du Einziger mich so von Herzen lieb hättest und betrübt sein würdest, wenn Du mich traurig wüßtest. Nein, Max, ich bin nicht mehr traurig, ich bin still glücklich im Denken an Dich und zwischen lieben, guten Menschen. Ach, Max, was gibt es für hochherzige Menschen! Deine teure Schwester und die gütige Mrs. Stanburn! Ich weiß ja, daß sie mich alle nur Deinetwegen so recht gern haben; aber ich liebe sie dafür von ganzem Herzen, mein Max, weil sie Dich so sehr lieben. Deine Schwester hat mir immer von Dir erzählt, von der Zeit, als Du noch ein kleiner wilder Junge warst, einmal von einem Birnbaum auf die Erde und einmal aus einem Boot ins Wasser geplumpft bist — und dann von Deiner Studentzeit, wie sie schon verheiratet war und Dir heimlich ihre „Schmugroschen“ zugesandt habe — ach, Du, wenn Du der mal ein böses Wort sagen könntest, ich glaube, ich würde Dir auch mit böse sein. Nein, böse nicht. Aber nicht wahr, Du könntest das auch gar nicht? Deiner Schwester, ich nenne sie auch meine, kann ja niemand böse sein. Die ist zu lieb. Und die gute Mrs. Stanburn. Weißt Du, Max, sie sieht noch ganz jung aus und hat doch fast schneeweißes Haar — ist das nicht merkwürdig? Das kommt, sagt sie, weil ihr Herz jung geblieben ist und gar nicht daran denkt, alt zu werden. Ganz stille, braune Augen hat sie, und wenn sie lacht, dann ist mir immer, als käme das so ganz tief und warm weit von innen heraus. Sie kennt Deutschland, Max, auch unter schönem Berlin. In Leipzig, bei ihrer Schwester, ist sie früher oft gewesen, wenn das nun auch schon lange her ist. Deutsch spricht sie fast ebensogut wie Marie und hat es gern, wenn ich ihr aus deutschen Büchern vorlese. Und für mich ist das so herrlich, all das Schöne kennen zu lernen. Viele, viele deutsche Bücher hat sie in ihrer Bibliothek, die wir alle durchgehen wollen. Und immer neue läßt sie kommen, heute ein ganzes Paket. Kennst Du Reuter, Hadländer, Heyse? Von denen sind mit dabei, und von Ganhöfer und Ebers auch. Wie ich mich freue! Ach, Du, und Englisch soll ich auch lernen. Ein paar Brocken kann ich schon, und ich glaube, es ist gar nicht schwer. Oder doch, Max? Ja, das Schreiben, das ist verrückt, oder ich bin ein bißchen zu dumm dazu, was Mrs. Stanburn aber nicht zugeben will. Die Gute! Werde ich ihr ihre Liebe jemals vergelten können? Und habe ich so viel Güte verdient? Ja, Max, wenn Du nicht wärest, würde ich das

ja alles gar nicht kennen lernen. Alles Liebe kommt wieder einzig und allein durch Dich, Du Teurer, Einziger! Ich drücke Dir im Geiste täglich die Hand und sehe in Deine treuen Augen, wenn auch eine schreckliche Ferne zwischen uns liegt. Einmal wird ja die Zeit kommen, wo Du mich wieder holst, sagt auch Mrs. Stanburn, und dann will sie sich mit uns freuen. Weißt Du, was ich von Hause heimlich mitgenommen habe? Deine Photographie, Max, und jetzt hat Mrs. Stanburn sie einrahmen lassen, wunderhübsch, und sie steht in meinem Stübchen auf dem kleinen Schreibtisch dicht neben dem Fenster. Ein Bild von dem weißen Papier, während ich schreibe, und ich sehe Dich, mein Heißgeliebter! —

Mrs. Stanburn war eben bei mir, und sie sagt, ich solle Dich von ihr mit grüßen und dann zum Tee kommen. Ach, ich hätte Dir noch soviel zu sagen, mein Max, aber ich tröste mich auf morgen und freue mich, daß ich Dir dann wieder schreiben kann. Wenn mir nur nicht wieder bange wird, wenn Deine gute Schwester morgen in die Heimat zurückfährt. Aber nein, ich will mutig sein, Max, und Marie und Mrs. Stanburn nichts merken lassen. Marie will mir oft schreiben, auch noch viel von Dir, das wird mir helfen, meine Sehnsucht zu überwinden. Und erst, wenn Du mir schreibst! Leb wohl, mein Max, meine ganze Welt, und behalte mich lieb! Deine treue, glückliche Hede.

P. S. Bald hätte ich die Adresse vergessen! Aber nein, hier ist sie noch: London, Chelsea, Kings Road 15. „The red House“ heißt das schöne Heim Mrs. Stanburns."

Hunter gab den Brief zurück.

"Durch die Sentimentalität blüht der Kern," sagte er. "Die Adresse — werden Sie hüten müssen."

Nach einer Pause:

"Dem einen Schnüffler werden sich andere zugesellen. Nichts herumliegen lassen! Wer spionieren will, sieht doppelt. Wenn es sein kann, auch durch Schlösser. Und in die Briefkästen. Adressieren Sie an Mrs. Stanburn."

"In die Postämter wird ein Privatdetektiv kaum vordringen können."

"Nein, direkt nicht. Heilige sind die Stephansjünger aber auch nicht."

"Ich werde, um aller Vorsicht zu genügen, verschiedene Ämter benützen."

"Well. Wie ist's mit Huth — kommen Sie mit?"

"Nach, wenn Sie erlauben. So in einer kleinen Stunde."

Der Australier war auf dem Wege in Gedanken vertieft und merkte nicht, daß bei seinem Fortgang ein Herr in der Nähe der Bruch'schen Wohnung aus einem Hausflur trat, ihm in einiger Entfernung folgte und auch sein Einbiegen in das bekannte Weinrestaurant beobachtete. Er hatte eben erst Platz genommen und sich eine Zeitung kommen lassen, als auch der Fremde im Lokal erschien und sich suchend nach einem Tische umsah.

"Gestatten?" fragte er Hunter.

Der Australier hatte den Tisch am liebsten reserviert; aber da Bruchs erst später nachzukommen versprochen hatte und die Tische in der Nähe stark besetzt waren, nickte er stumm zustimmend, gab dem Kellner seinen Auftrag und vertiefte sich in das Abendblatt.

Der Fremde war ein breitschultriger Herr von weltstädtischem Aussehen. Er bestellte eine halbe Erdener Treppchen, setzte eine Zigarre in Brand und widmete seine Aufmerksamkeit scheinbar ausschließlich den bläulichen Rauchringen, die er mit lässiger Meisterschaft vor sich hinblies, und dem Wlgen eines Brillantringes an seiner Linken. Erst als für Hunter serviert war, wandte er sich an diesen und fragte aufmerksam:

"Darf ich weiter rauchen?"

"Ich bitte sehr."

"Danke verbindlichst."

Der Fremde musterte ihn interessiert.

"Verzeihung! Aber wenn ich nicht irre —"

Der Australier sah auf.

"— Herr — Herr — Hunter —?"

"Der bin ich."

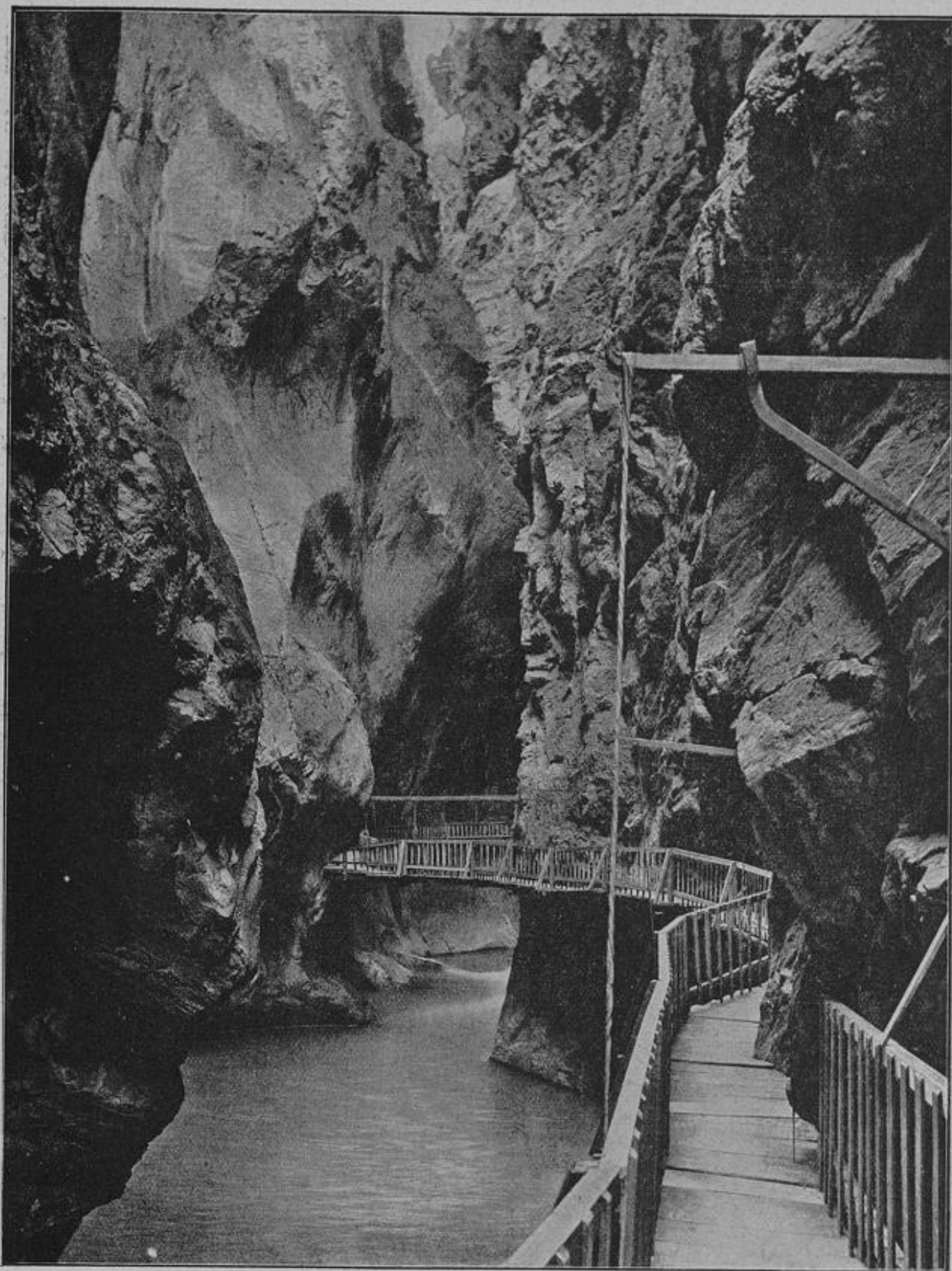
"Steinberg. Ich habe die Ehre von der Potsdamer Straße her."

"Wiejo?"

"Ich wohne Ihnen gegenüber. Ist mir aber wirklich interessant. Gesehen habe ich Sie schon oft; freut mich, daß der Zufall uns auch einmal näher zusammenführt. Hoffentlich befremdet es Sie nicht, wenn ich sage, daß der Mieter im Hause Nr. 100 im Westen Gegenstand einiger Neugierde ist . . ."

"Daß dich die Maus beißt!" dachte Hunter. "Sollte der auch zu den Spürnasen gehören und mit dir anbinden wollen? Dem werde ich heimleuchten. — Neugierde?" wiederholte er.

"Ich bitte um Pardon! Selbstverständlich keine lästige, am allerwenigsten von meiner Seite. Der alte Butschow ist als Sonderling bekannt, mit dem bisher niemand hat auskommen können. Man wundert sich, daß Ihnen das zu gelingen scheint, und wendet Ihnen so eine Art fragender Aufmerksamkeit zu. Oder sollte es mit Butschows Wunderlichkeiten doch nicht so weit her sein, wie in der Nachbarschaft allgemein erzählt wird?"



Blick in die romantischen „Gorges du Trient“. — Am Übergang vor der „Kirche“.

Biel besucht von Touristen und Malern, bilden die Gorges du Trient, die letzten Partien des bekannten wildschäumenden Nebenflusses der Rhone, einen der interessantesten Abschnitte des an Naturreizen überreichen Gebietes von Martigny-Bernasaz. Zwei Kilometer lang zieht sich die Schlucht dahin, in deren Tiefe der durch die Wassermassen der Eau Noire verstärkte Trient einherströmt. Siebenhundert Meter weit erstreckt sich Holzgalerie, von der aus sich die

malerischsten Aussichten in das grandiose Panorama, in die pittoresken Felsmassen ergeben, die von gewaltigen elementaren Kräften vor Hunderttausenden von Jahren auseinandergerissen worden sind. Stetsweise ist der Trient spiegelglatt, bis er dann an der nächsten Biegung wieder schäumend dahinstürzt, mit weißem Gischt bedeckt, und die enge Wölbung über ihm mit donnerndem Geräusch erfüllt — ein Schauspiel von ergreifender, unvergeßlicher Wirkung.

„Das kann ich schwer beurteilen. Die Klatschereien betreffen wohl auch vorwiegend — zurückliegende Zeiten.“

„Vorzugsweise allerdings, aber doch nicht ausschließlich. Ich möchte Sie in Ihrer angenehmen Beschäftigung nicht stören, sonst dürfte ich wohl sagen, daß gerade neuerdings wieder mancherlei herumgeredet wird.“

„Um. Kann man erfahren —?“

„Na, so von der Tochter —“

„Ah?“

„— die ja wohl — ich spreche natürlich nur nach — sich von Hause — oder aus einer Pension — entfernt haben soll — man wird nicht recht klug daraus —“

„Der will dir richtig auf den Zahn fühlen,“ überlegte Hunter und erklärte scheinbar gleichmütig: „Aehnliches ist mir auch zu Ohren gekommen. Ich habe aber keinen großen Wert darauf gelegt.“

„Das würde ich für meinen Teil auch nicht tun. Anders ist es bei meiner Frau. Sie wissen ja, wie die Frauen sind. Die holde Neugier plagt sie alle. Das heißt, der Grund für die Anteilnahme meiner Frau liegt doch etwas tiefer: sie hat das hübsche blonde Mädchen gernegehabt, und wenn sie etwas Positives in Erfahrung zu bringen wünscht, so ist es zu einem guten Teil die Sorge, die ihrem Wunsche einige Berechtigung gibt. Vorgefallen sein muß doch etwas —“

„Allerdings, ganz aus der Luft gegriffen sind Gerüchte wohl selten,“ pflichtete Hunter unverbindlich bei.

„Das meine ich auch. Die junge Dame wird von Hause fortgebracht sein. Das scheint mir festzustehen. Und zwar durch die Mutter. Aber warum? Einige wollen wissen, sie sei erkrankt gewesen und darum bei einem Arzt untergebracht worden. Dieser Ansicht ist auch meine Frau, und sie ist darüber recht beunruhigt. Könnten Sie nicht die Liebeshörigkeit haben, mir — selbstredend vertraulich — einigen Aufschluß zu geben? Als Hausgenosse dürften Sie ja wohl dazu imstande sein, und wenn ich Ihnen meine strengste Diskretion zusichere —“

„Was wünschen Sie denn — im einzelnen — zu erfahren?“ unterbrach ihn der Australier mit harmloser Miene.

„Nur zur Beruhigung: war sie krank? Ist sie es noch? Und welchem Arzt mag ihre Behandlung anvertraut sein?“

„Mit anderen Worten,“ dachte Hunter, „ich soll verraten, ob ich ihren Aufenthalt gekannt habe, und daraus soll geschlossen werden, ob ich etwa weiter beteiligt war.“

„Mir ist von einer Erkrankung der Dame nichts bekannt geworden,“ sagte er laut.

„Meinen verbindlichsten Dank, Herr — Hunter, auch im Namen meiner Frau. Allerdings, ganz beruhigt wird sie schwerlich sein. War Fräulein Wutschow gesund, so gewinnt die Behauptung derjenigen an Wahrscheinlichkeit, die eine Liebesaffäre gewittert haben —“

„Ich denke, die Dame war verlobt?“

„Gewiß, mit einem jungen Arzte. Das war allgemein bekannt. Man munkelt aber, daß die Verlobung von der Mutter des Mädchens aufgehoben worden sei —“

„Werkwürdig, was sich alles herumspriecht.“

„Nicht wahr? Man verweigert sich sogar zu der Hypothese, die Tochter sei von der Mutter geradezu vor dem Verlobten verpfändet worden...“

„Na, die Phantasie braucht sich ja keinen Zwang aufzulegen —“

„Sollte das bloß Phantasie sein? Auch daß der junge Arzt den Aufenthalt der Braut entdeckt und sie nun seinerseits wieder vor der Mutter verpfändet hat?“

„Entführt?“

„Auf die Bezeichnung kommt es wohl nicht an. Oder ist Fräulein Wutschow aus eigenem Antriebe gelaufen? Hat sie sich — von der Vorstellung wird meine Frau gepemigt — gar ein Leid angetan? Ja, wenn man wüßte, daß sie geborgen ist, daß es ihr gut geht! Dann wäre ja alle Sorge mit einem Schlage zu Ende...“

„Die Teilnahme Ihrer Frau Gemahlin deutet auf ein weiches, edles Frauengemüt,“ heuchelte Hunter, ohne eine Miene zu verziehen.

Herr Steinberg wurde vertraulicher.

„Sie sollen mit dem jungen Arzt befreundet sein —“

„Wer sagt das?“

„Ach, so was spricht sich herum. Berlin ist eine große Stadt, aber auch ein großes Klatschneß, wie die ärgste Kleinstadt. Sie sind zusammen ausgegangen, Sie sind auch bei ihm gesehen worden — gleich weiß es natürlich jeder, den es angeht und nicht angeht, wenn er's nur hören will. Aber das nebenbei. Meine Frau leidet unter ihren Vorstellungen, und in gewissem Zusammenhange ich mit. Ich wäre Ihnen wirklich herzlich dankbar, wenn Sie mich mit einem Worte — mit einem Wink, und wär' es mit dem kleinsten, zu belehren, zu beruhigen die Güte haben wollten.“

„Um —“

„Ich wäre schon zufrieden, wenn Sie auf die teilnehmende Frage: Geht es dem Fräulein gut? — auch nur mit einem ganz kurzen, einfüßigen Ja antworten möchten.“

Hunter schob den Teller zurück, lehnte sich mit den Armen auf den Tisch und fixierte sein Gegenüber durchdringend.

„Ganz so leicht geht es doch nicht,“ erklärte er. „Also auf Ihre Diskretion kann ich bauen?“

„Unbedingt.“

„Auf die Ihrer — Gemahlin auch?“

„Ich verpflichte mich —“

„Frauen haben lose Zungen.“

„Meine nicht. Für die bürgte ich.“

„Na, also auf Ihr Ehrenwort! Ich muß aber etwas ausholen... Wissen Sie, daß Frau Wutschow eine große — Kunstfreundin ist?“

„Das ist mir überraschend.“

„Ja, sie liebt es auch nicht, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Die Kunst ist ihr Heiligtum, — und das behält man ja für sich. Pinseleien sind nicht nach ihrem Geschmack; sie ist für die plastische Kunst. Und mit der Sicherheit der Kennerin geht sie ihre eigenen Wege. Marmor ist ihr zu kalt, und auch der Bronze zieht sie ein Material vor, das bei weitem zarter und schmiegsamer ist, ich möchte sagen: das das Leben am lebendigsten wiedergibt. Waren Sie einmal in Costans Panoptikum? Da sehen Sie die echte Kunst. Die Kunst in Wachs. Wachs ist das Idealste. Und für Wachs schwärmt Frau Wutschow. Für — Büsten. In ihrem großen Salon stehen zwei Meisterwerke. Sie sollen ihre beiden ersten verstorbenen Töchter darstellen. In Wachs — will sie auch die junge Braut modellieren lassen. Aber Verlobung aufgehoben? Unsinn. Das Fräulein krank? Fabel! Bei einem Künstler ist sie. Modell steht sie...“

Herr Steinberg hatte verstanden.

„Sie haben mir verübelt — ich bedaure wirklich —“

„I wo, keine Ursache, Mr. — Mr. — Steinberg. Beruhigen Sie nur Ihre verehrte Frau Gemahlin! An dem ganzen Kuddelmuddel ist lediglich die verfluchte Wachsmanie schuld.“ Hunter stand auf. „Empfehle mich Ihnen — und Ihrer Frau Gemahlin — gehorsamt...“ Seelenruhig setzte er sich an einen freigeordneten Edfisch und würdigte den Ausdrager keines Blickes mehr. Erst als Bruch hinzugekommen war und er diesem alles erzählte, verzog sich sein Gesicht in überlegenem Spotte. (Fortsetzung folgt.)

Fräulein Zulchens Hinrichtung.

Von Eva Gräfin von Vaudissin.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Julie stand in ihrer kleinen Küche und kochte. Das war freilich ihre tägliche Beschäftigung, und sie verrichtete sie voll Anmut und Geschick, wie alles, was sie tat. Ueber ihrem sauberen Tuschleib trug sie eine hohe, weiße Schürze, die bis zu dem kleinen Spitzentragen an ihrem Hals hinaufging, und an den Händen hatte sie zum Schutz wildberne Handschuhe, abgeleat eines Betters, der sie in jedem Jahre zu Weihnachten damit beschenkte.

Ueberhaupt, die Familie war gut zu ihr, das ließ sich nicht leugnen. Sie hatten alle, ob alt oder jung, reich oder weniger bemittelt — „arm“ sagte Fräulein Julie nie, das klang so roh — eine besonders liebevolle Art, auf ihre speziellen kleinen Wünsche einzugehen.

Da war die Schwester dieses Betters, die in jedem Herbst, man denke: in jedem! einen Sack voll Fallobst an Zulchen schickte, weil sie wußte, daß Zulchen gerade aus dieser Qualität so gern Gelee kochte. Da war ein alter blinder Onkel, der alle bunten Weibblätter seiner Zeitungen, die er ja doch nicht befehlen konnte, fleißig sammelte und als unfrankiertes Paket am Schlusse jedes Jahrganges „seinem Nichten“ übermitteln ließ. Da war Tante Tille — „von Müller“, sagte Fräulein Julie von ihr, denn sie war in erster Verlobung mit einem Adelligen zusammengetan gewesen, es hatte sich aber leider wieder gelöst — also Tante Tille, die doch kein Renjahre vorübergehen ließ, ohne ihr die hübschen, jetzt geleerten Atzappen des letzten Weihnachtsbaumes zu senden. Da war Alchen-Denny, die nicht mal wirklich zur Familie gehörte, wegen ihres Reichtums aber sehr beliebt war und bei den meisten Kindern Bate gefunden hatte; auch die entsann sich alljährlich Fräulein Zulchens und sandte ihr als Ausdruck ihrer treuen Gefinnung gepreßte Alpenblumen, ein Säckchen mit Bernstein — selbstgeuchtem natürlich! — oder höchst malerische Ansichtskarten von ihrer Sommerreise. Ja, Zulchen hatte es gut! Da war noch der liebe Schwager Franz mit seinen drolligen Ueberraschungen, so daß sie immer schon lachen mußte, wenn sie die Pakete aufschnitt. Ach, es war eine unabsehbare Reihe guter Weichöpfe, mit denen das Schicksal sie bedacht hatte, weil es ihr einen eigenen Herd versagte. Und die zahlreichen jungen Mädchen der Verwandtschaft — die lieben, harmlosen Dinger — was wußten die von Geld! Sie hatten alle die herzerfrischende Offenheit der Familie geerbt, die Wünsche offen zu äußern. Denn es mußte ja für Zulchen höchst langweilig und unangenehm sein, Ueberflüssiges zu schenken. Die Familie erwartete ihr diese Demütigung. Gleich nach Weihnachten schrieb man an Zulchen, woran sie nun zum kommenden Feste denken möchte. Man vermutete die verschiedensten Fertigkeiten in ihr und täuschte sich selten: sie stopfte Kinderbettchen; sie strickte Herrenwesten, die schon zur Jagzeit fertig sein mußten, und filierte

Tennisreife, die man schon im Mai — „in den schönen Frühlingstagen, Julchen!“ — brauchte. So war ihr Leben reich, reich an Sorgen, was ja so ziemlich dasselbe ist.

Sie nahm eine ganz, ganz kleine Prise Salz und warf sie in die Suppe. Sie machte alles in homöopathischen Dosen — das entsprach mehr ihrem Schönheitsgefühl. Und der Kohl, der zu dem Hühnchen in der Pfanne, das sich schon langsam bräunte, gegessen werden sollte, schmorte auf dem Petroleumlocher in der Loggia. Denn Kohlgas im Hause — das entsprach nicht ihrem ästhetischen Gefühl. Sie lächelte glücklich und schraubte die Flammen etwas tiefer. Sie kochte auf Gas. Dann brauchte die Aufwartefrau nur des Morgens ein Stündchen zu kommen, das entsprach Julchens Ruhebedürfnis mehr. Und für ihren kleinen Topf voll Suppe, du lieber Gott, dazu brauchte sie niemand weiter zu de-rangieren! Man dachte doch nicht etwa, sie äße immer so reich und umständlich? Ja, wie sollte man denn einen Unterschied machen und liebe Gäste feiern? Liebe Gäste! Welch herrliches Wort — und welch entzückender Begriff! Fräulein Julie machte ordentlich einen kleinen Freuden-saß, als sie nun nach der Loggia eilte, um nach dem Kohl zu sehen. Er kochte, er dampfte, er duftete; und das, was sie ihren Nachbarn von ihm zugebacht hatte, zog in fröhlicher, weißer Wolke zum Fenster hinaus. Fräulein Julie klatschte in die Wild-lederhosen: es war zu und zu schön! Wie alles gelang, wie sich alles geschickt anließ, um ihren lieben, lieben Gast würdevoll zu empfangen! Gestern hatte sie eine Karte bekommen: „Liebes Julchen! Ich komme morgendurch die Stadt, habe zwar nicht viel Zeit, möchte aber gern bei Dir Mittag essen. Viel und mit Liebe, weißt Du! Du glaubst nicht, wie das Reisen angreift. Dein treuer, alter Onkel Wilhelm.“

Ja, Onkel Wilhelm! Sie hatte angestrengt nachgeson-nen, um sich sein Bild wieder vor die Seele zu zaubern. Es war ja so lange, lange her, daß sie ihn zuletzt gesehen hatte. Die lieben Verwand-ten kamen so selten durch die Stadt, und sie selbst hatte leider kein Geld, um sie zu bes-uchen. War es nun nicht dop-pelt rührend, daß der Gute Station bei ihr machen wollte? Wo sie sich kaum kannten — oder sie sich doch nur dunkel erinnerte? Onkel Wilhelm! Allmählich tauchte aus dem Nebel der Vergangenheit ein langer, magerer Herr auf mit einem weißen Spigbart und einer Adlernase. Wichtig, sie entsann sich jetzt: sie hatte ihn immer besonders vornehm gefunden, den Onkel Wilhelm! Und so elegant gekleidet war er gewesen. Am Ende konnten sie nachmittags eine kleine Promenade über den Wall machen, damit doch auch ihre Mitbewohner ein wenig von ihrer Auszeichnung genössen. —

Nein, wie sie sich freute! Ihr Herz war ein Meer von Härtlichkeit; ein Bedürfnis, diese Liebe zu zeigen, zu beweisen, stieg in ihr auf.

Da! Klingelte es nicht? Erschreckt sah sie nach der Uhr, aber sie stand mal wieder. Sie ging nur noch, wenn Fräulein Julchen ihr wenigstens jede halbe Stunde einen freundschaftlichen Stoß gab. Und heute in der Aufregung hatte sie das vergessen. Was tat das auch? Hatte denn Onkel Wilhelm eine feste Stunde angegeben? O nein, er hatte sie augenscheinlich überraschen wollen. Aber er sollte sehen, sie war parat! Und welch ein Glück, daß er jetzt kam, wo alles gerade auf der Höhe der Zubereitung stand! — Es klingelte wieder, und sie eilte, nein, sie flog fast über den engen, dunklen Korridor zur Etagentür. Die kleine Flurlampe, ja, die brannte nicht, aber ihr Herz würde sie schon den rechten Weg führen. —

Sie riß die Tür förmlich auf, umschlang mit beiden Armen den Draußenstehenden, zog seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn, küßte ihn flammend, küßte ihn immer und immer wieder unter

Lachen und Weinen, als wolle sie all die nie begehrte und so lang auf-geparte Härtlichkeit in diesem einen leidenschaftlichen Ausbruch aus-lösen. — Endlich hielt sie inne, atemlos, glücklich wie nie in ihrem Leben. Sie hielt seine Hand und sah zu ihm auf.

Eine entsetzte Stimme flüsterte: „Verzeihung — ich fürchte — eine Verwechslung — oder —“

Aber Julchen ließ die Hand nicht los, sie hielt den lieben Menschen, der sie so neden wollte, mit der Rechten fest und mit der Linken — der Korridor war ja gottlob nur einen Schritt breit! — stieß sie die Tür ihres Bohnzimmers auf: nun wollte sie ihn ganz, ganz sehen!

Was da vor ihr stand, war ein kleiner, dicker Mann mit einer Knopfnase, einem haarlosen Schädel und einem abgehabten, braunen Ueberzieher, aus dessen Knopflöchern lange Fäden herunterhingen. Eine Kappe trug er unterm Arm.

„Onkel — Onkel Wil-helm?“ stieß Fräulein Julchen heraus.

„Ich — ich bin Papier-händler Buchsbaum und komme wegen der Ver-sicherung,“ sagte der kleine Mann furchtsam, und Julie sah, wie es in Harmonika-falten um seine Kniee herum schlotterte.

Sie streckte bittend, um Gnade flehend, die Arme aus. Da drehte sich Buchs-baums runde Gestalt um sich selbst, und mit bewunderns-werter Beweglichkeit schoß er aus der Tür und die Treppen hinunter, immer schneller und schneller.

Nach einer halben Stunde kam Onkel Wilhelm.

Julchen war still, wie vernichtet — „Sie ist tidrig geworden“ — behauptete Onkel Wilhelm von ihr. Das Huhn war zu Damen-größe zusammengeschrumpft, der Kohl war angebrannt, und die ganze Wohnung hatte eflig gerochen. Wein hatte sie auch nicht gehabt.

„Aee,“ sagte Onkel Wil-helm, „dat lohnt sich nich! Ein andermal eß' id mein Beefsteak gleich am Bahn-hof. Zuleten kann mir jekohlen werden.“

Fräulein Julie ging nur noch in den Abendstunden aus und mied bis an ihr Lebensende Papierhändler Buchsbaums Straße. Aber es nützte nichts. Wer sie sah, raunte dem andern zu:

„Wissen Sie schon? — Ein förmliches Attentat! Und in d e m Alter!“

Sie war gerichtet.

Graf Cavour.

(Geboren am 10. August 1810.)

Das Leben des Grafen Camillo Benso di Cavour, des genialen Staatsmannes, ist mit der politischen Neubildung der italienischen Nation aufs engste verknüpft.

Er entstammte einer aristokratischen Familie Piemonts; sein Vater war der Marschese Michele Benso di Cavour, seine Mutter Atele die Tochter des Grafen Sella, eine hochgebildete Geneserin Napoleons I. Schwester Pauline und deren Gemahl Camillo Borghese waren die Paten Camillos. Frühzeitig befaßte sich der Geist des jungen Grafen mit dem Gedanken der nationalen Bewegung Italiens. Ganz ähnlich wie den jungen Bonaparte zog übrigens auch ihn vor allem das Studium der Geschichte und der Mathematik an.

Mit sechzehn Jahren wurde Cavour Genesoffizier in Genua. Seine Musestunden füllte er mit dem Lesen volkswirtschaftlicher und philosophischer Schriften aus. Sogar in die Theorien eines Kant suchte er einzudringen; doch steht außer Zweifel, daß die französische Philosophie, wie sie damals namentlich in Viktor Cousin, dem Begründer des Eklektizismus in Frankreich, vertreten war, einen ungleich



Graf Camillo Benso di Cavour, der „italienische Bismarck“.

(Zum 100. Geburtstag des berühmten Staatsmannes — 10. August 1910.)

größern Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Der Fortschritt und die Sicherung der menschlichen Zivilisation, in die Tat umgesetzt durch die Gewährung einer angemessenen Freiheit, und die Wehrung des nationalen Reichthums, das waren seine Ideale.

Doch bald mußte der junge Offizier erkennen, daß seine liberalen Grundsätze mit seiner militärischen Stellung auf die Dauer unvereinbar waren. Er nahm daher im Sommer 1831 den Abschied. Es folgten nun lange Jahre der Arbeit. Wiederholt machte er in dieser Zeit weite Reisen, die ihn insbesondere auch nach England führten, dessen landwirtschaftliche, industrielle und last, not least — sozialpolitische Verhältnisse er eingehend studierte. 1842 rief Cavour die bekannte „Associazione agraria“ ins Leben und wurde einige Jahre später Mitbegründer der freiheitlich gesinnten Tageszeitung „Il Risorgimento“.

Bis 1848 hatte Cavour an der praktischen Politik kaum Anteil genommen; als aber die Stürme dieses Jahres gewaltig hereinbrachen, suchte er der Bewegung dadurch Halt und Regelung zu geben, daß er an der Spitze der Turiner Presse vom Könige Karl Albert die Konstitution forderte. Er hatte damit auch Erfolg. In den Juniwahlen entsandte ihn seine Vaterstadt Turin in die Kammer. Am 4. Juli hielt er

dort seine erste Rede ohne besondern Erfolg; nur allmählich entwickelte sich bei ihm die parlamentarische Beredsamkeit. Nach dem Tode des Grafen Santa Rosa übernahm Cavour im Herbst 1850 die Portefeuille der Landwirtschaft, des Handels und der Marine, bald darauf auch noch das Ministerium der Finanzen. So wurde er das geistige Haupt des Kabinetts, und die Regierungstätigkeit nahm einen erfreulichen Aufschwung. Cavour setzte u. a. nicht nur wichtige Gesetze zur Entfesselung des Besitzes und der Arbeit durch, sondern brachte vor allem auch das freiheitliche Prinzip dabei

stets nachdrücklich betonend, geeignete Handelsverträge zum Abschluß. Im Mai 1852 trat Cavour zurück, kam aber schon im November wieder an die Spitze der Regierung. In den folgenden Jahren konzentrierte sich die innere und äußere Staatsleitung in seiner kraftvollen Hand. Der Sommer 1859 sah ihn abermals scheiden; nach dem Züricher Friedensschlusse im Januar 1860 trat er jedoch wiederum an die Spitze eines neugebildeten Ministeriums.

Nun betrieb Cavour, durch die politische Konstellation begünstigt, mit Waffengewalt, unterstützt von französischen Truppen, die Einverleibung der Emilia und Toskanas. Am 26. Dezember 1860 wurde das Dekret publiziert, das Neapel, Sizilien, Umbrien und die Marken mit dem „Königreiche Italien“ vereinigte. Am 18. Februar 1861 trat in Turin das erste vereinigte Parlament zusammen, das auf Cavour's Antrag Viktor Emanuel als König proklamierte. Die Einheit Italiens war damit geschaffen.

Das Uebermaß der Arbeit hatte mit der Zeit Cavour's Gesundheitszustand zerrüttet. Ende Mai 1861 warf ihn ein hitziges Fieber nieder; am frühen Morgen des 6. Juni schied er aus dem Leben, betrauert von seiner Nation, die ihm soviel verdankte. F. Fdr.

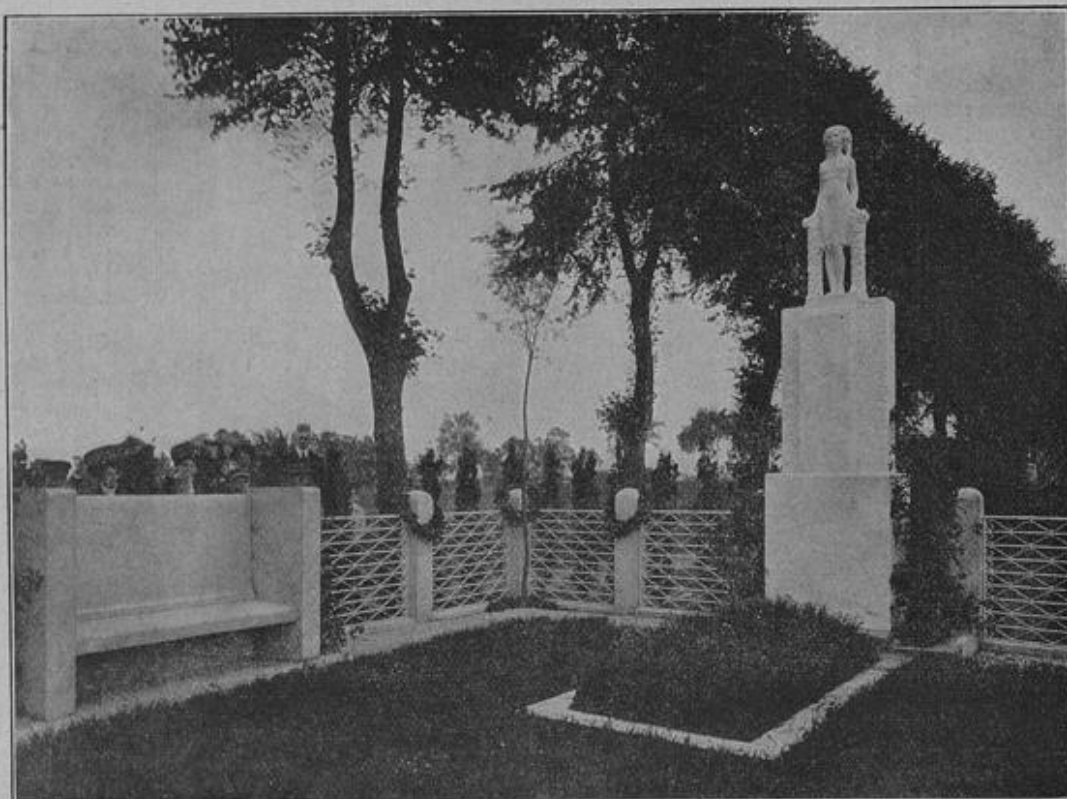
Unsere Bilder.

Die Einführung des Automobils in den Feuerwehrdienst der größeren Städte ist selbstverständlich erst nach umfangreichen, sachmännisch auf das sorgfältigste untersuchten Proben und praktischen Versuchen erfolgt. Düsseldorf's Feuerlöschwesen hat seit kurzem durch die Anschaffung des auf der Titelseite dieser Nummer abgebildeten Automobils mit den besten Einrichtungen zur Rettung Ertrickter, zur Wiederbelebung Ertrunkener usw. einen bedeutsamen Schritt in der Ausnutzung der neuesten Vervollkommnungen auf hygienisch-technischem Gebiete getan. — In Ergänzung des in voriger Nummer gebrachten Illustrationsmaterials vom 25. Rheinischen Bundesstrießen in Düsseldorf geben wir auf S. 251 im Bilde jene „Freihandgruppe“ der Schützengesellschaft „Wilhelm Tell“ in Düsseldorf wieder, die gegen die besten Schützenvereine der Rheinprovinz die Oberhand behielt. Das Konkurrenzschießen wurde folgendermaßen gehandhabt: Jedem Verein stellte 5 Schützen; jeder derselben mußte 10 Schuß freihändig tun; geschossen wurde bei einer Distanz von 175 Meter auf eine 30 cm große Scheibe, die in 10 Ringe geteilt war.

Die Summe der geschossenen Ringe wurde bei den fünf Schützen zusammengezählt. Die bewährte Mannschaft erreichte 711 Ringe mit einem Plus von 131 gegen die nächstfolgende Konkurrenz, ein bis jetzt einzig dastehendes Ergebnis.

Seit einem Jahre ruht Detlev von Liliencron, der lebensfrohe Dichter, dem das Leben so hart mitgespielt hat, auf dem weisevollstillsen Friedhof der kleinen Stadt Altrahlstedt.

Er der einstige Hardeßvogt und Deichhauptmann von Bellworm, Kirchspielvogt von Kellinghusen, fand, als er



Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Grabmal für den Dichter Detlev v. Liliencron auf dem Friedhof zu Altrahlstedt bei Hamburg, ein Werk des Hamburger Bildhauers Prof. Richard Lutzsch.

Das Denkmal, in weißem Marmor ausgeführt, stellt die „Rosenpflückerin“ dar, eine der Lieblingsgestalten des „Freiherrn von Poggenfled“. Bei der Enthüllungsfest fand ein Gedächtnisakt für den berühmten Poeten statt.

sich seinerzeit nach dem kleinen, unweit Hamburg gelegenen Ort Altrahlstedt zu freiem, poetischem Schaffen zurückzog, an den Nachwehen einer schweren Verwundung aus dem deutsch-französischen Kriege leidend und seelisch tief bekümmert über die ihm versagte Anerkennung, er fand mit den Jahren in Altrahlstedt die Kraft zu immer mächtigeren Dichtwerken, zu schönheitsstrunkenen Schöpfungen. Da kam der Tod und fällte den Poeten. Eine kleine, aber auserlesene Gemeinde trauerte um seinen Gangan. Sie auch hat eine Ehrenpflicht darin gesehen, dem kühnen Reitersmann und genialen Dichter eine würdige Grabstätte zu bereiten. Kein Hügel wölbt sich über den sterblichen Resten Liliencron's — ein einfacher Teppich von Heidekraut kennzeichnet seine letzte Ruhestätte. Jetzt wird sie von dem Denkmal überragt, das am Jahrestage des Todes des Poeten feierlich enthüllt wurde — ein Denkmal des Hamburger Bildhauers Prof. Richard Lutzsch. Rosen umkränzen das Gitter des Grabplatzes; mit Rosen war das Teppichbeet bestreut, und eine „Rosenpflückerin“, eine der lieblichsten, anmutigsten Gestalten aus den Dichtungen Liliencron's, schaut sehnsüchtig in die weite Ferne. Eibenbäume beschatten den Ort, wo ein echter deutscher Dichter schläft. m.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 55

Sonntag, den 14. August

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theben.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Weihnacht war herangekommen, und die Straßen der Residenz, die Läden und die Menschen trugen das Gepräge der Festzeit. Die Tannenbäume, die noch vor wenigen Tagen in langen Reihen in den breiten Straßen und auf den Plätzen gestanden hatten, waren stark gelichtet, und die Händler waren in den wenigen Stunden des Heiligabend mit jedem Preise zufrieden, um nur möglichst mit ihren Vorräten zu räumen.

Eilende, mit Paketen beladene Menschen gaben dem Straßenbild noch immer etwas Unruhiges; aber die Hochflut des Geschäfts-Verkehrs war vorüber, und je mehr in den Häusern der Riesstadt die Kerzen des grünen Baumes mit ihrem milden Lichte aufstrahlten, um so mehr verebbte der Verkehr in den Läden und in dem Gewirr der Straßen.

Dr. Bruchs war zu seiner Schwester nach Leipzig gefahren und hatte den Freund dringend eingeladen, mitzukommen. Aber Gunter hatte sich nicht dazu bewegen lassen, und einsam hochte er zu Beginn des Abends in seiner Wohnung.

Er suchte sich mit seinem Bauplan zu beschäftigen, — änderte, maß, rechnete — und konnte seine Gedanken doch nicht

festeln. Mißmutig schob er die Papiere an ihren Platz, suchte Unterhaltung durch Lektüre und warf das zur Hand genommene Buch alsbald wieder fort. Er nahm einige Pakete unter den Arm, suchte Fantig auf und beschenkte ihn und die „junge Frau“ reichlich. Die kleinen Gegengeschenke — ein silbernes Zigarrenetui und eine Bernsteinspitze — schob er dankend in die Taschen seines Pelzes; die Einladung zum Bleiben schlug er aus.

Ein paar Restaurants, in denen er Zerstreuung zu finden hoffte, waren gähnend leer. Stumm trank er, stumm ging er. Am dunkelblauen Himmel flimmernder Lichtschmuck, wie an den grünen Christbäumen; das Mondgesicht freundlich lächelnd verzogen; das Flügelrauschen der Friedensengel im leichten Nachtwind. Lichtschein, milde Klänge, Gesang aus den hohen Mietskasernen, schwellend freudige

Orgellänge aus einem Gotteshaus — ein Tripptrapp von Pferdeshufen, ein Surren der elektrischen Bahnen mitten in der Feierstimmung.

„Gampelmann — schöner Gampelmann — zehn Pfennig —“ ein dünnes, klagenbes Stimmchen, eine frierende, kleine Mädchen-gestalt ...

Gunter gab ein Talerstück und sah in eine Paar stehende Augen. Er griff noch einmal in die Tasche, sah ein Goldstück, drückte es in die kleine kalte Hand und ging rasch weiter.

Die Leipziger Straße still, wie Gunter sie noch nicht gesehen

hatte, selbst die Friedrichstraße nur wenig belebt. In ein Café bogen ein paar Frauengestalten ein, und der Australier folgte ihnen. Neben dem Büfett ein Tannenbaum mit buntem, elektrischem Licht; auf den roten Plüschsofas defolletierte, geschminkte, verlebte Frauen, stumpfsinnig und gelangweilt. An einem Eßtisch ein Paar Schachspieler mit finsternen Mienen, hinter dem Büfett eine schlüfrig blinzelnde Namsell; in einem Käfig ein Papagei, der allein munter schien.

Gunter trank einen Cognac und kehrte um. Die Umgebung, die dumpfe Luft beengte ihn.

Er schlenderte heimwärts.

Das Haus Nr. 100 stach wunderbarlich von



Ein neuartiger Aeroplan mit verstellbarem Segeldach als Windsfang: Der englische Aviatiker Fairbrother im Begriff, mit der von ihm konstruierten Flugmaschine einen Aufstieg zu unternehmen.

Exp. Ulrich & Co.

den lichterhellsten Mietskasernen ab. Gedrückt, häßlich und dunkel lag es da. Nur das Boudoir der Hausfrau schien erleuchtet zu sein; ein schwacher Schimmer fiel durch die dicht geschlossenen Vorhänge.

Der Heimkehrende hatte kaum die Verandatreppe betreten, als er ausglitt und nur noch eben rechtzeitig an dem krachenden Geländer einen Halt fand. Die Stufen schimmerten im Mondlicht glasig auf — sie waren mit einer feinen Eiskruste überzogen, die nur durch absichtliches Begießen hervorgebracht sein konnte. Gunter zweifelte nicht, daß die Bosheit ihm allein galt; fluchend tastete er sich nach oben, entzündete in der Veranda ein Wachskerzchen, glitt dicht vor seiner Tür nochmals aus und schlug hart gegen die Wand. Mit einem God dam! stampfte er auf, fühlte das Schuhwerk an dem Boden kleben und leuchtete mit der Kerze vor sich nieder. Dunkel glänzend

die Fliesen bis an die Türschwelle, aber nicht eisüberzogen — eine grüne, schlammige, schlüpfrige Masse, unregelmäßig auf dem Weißgrau der Steinplatten verschmiert. Hunter hielt sich an der Wand, erreichte die Tür, schloß auf und wollte ins Innere des Zimmers leuchten. Aber die Kerze verlösch im Luftzuge, und tiefe Stille, schwarzes Dunkel umfing ihn. Er setzte eine neue Kerze in Brand, suchte die Schuhsohlen durch Reiben an der Holzschwelle oberflächlich zu reinigen und trat ein. Mit einem Puff flammte das Gaslicht auf — puff, puff ging es weiter — und blendend hell lag das Zimmer. Die Rahmen der Bilder glänzten, weiß schimmerten die Stores an den Fenstern, Behagen wedend glühte das Rot des Teppichs. Hunter forchte in den Ecken und hinter den Möbeln, riß die Tür zum Nebenzimmer auf, horchte hinein, trat vor und entzündete das Gaslicht auch dort — puff, puff — puff. Tiefes Schweigen im grellen Lichte, scharfe Schattenrisse der Möbel an den Wänden, ein Blenden des Toiletten spiegels — aber nichts Fremdes, nichts Störendes, nichts Feindliches ... Der Australier atmete auf, entledigte sich der Ueberkleidung und des Schuhwerkes und untersuchte die Sohlen. Der Geruch belehrte ihn: Seife! Die schlechte, grüne Hausseife ...

„God dam!“

Die Weihnachtsstimmung war verflogen, die alte Bitterkeit schnürte ihm die Kehle zu, härtete ihm Kopf und Herz.

Ein weißes Biered auf dem Schreibtisch fiel ihm in die Augen. Ein Briefumschlag. Er faßte danach. Der Umschlag war geschlossen, eine Aufschrift fehlte. Aber er war nicht leer, Dide und Gewicht sprachen dagegen.

Der Australier riß einen Seitenrand in Fetzen auf. Ein weißer Bogen fiel ihm in die Hand.

Er starrte.

„Herrn Wilhelm Rumm,“ las er.

Er wandte den Bogen und sah nach der Unterschrift: „H. W.“

H. W. — Hedwig Butschow. Die Handschrift bestätigte ihm, von wem der Brief war, wenn die Chiffre ihn noch hätte zweifeln lassen ... Die derben, krateligen Schriftzüge seiner ehemaligen Gattin, seiner Gegerin, der Frau Butschow.

Ein Brief der Feindin am Weihnachtsabend!

Die Krähensfüße machten ihm einige Schwierigkeiten.

„Mir ist die Gewißheit geworden,“ entzifferte er, „daß Deine Faust zum zweiten Male in mein Leben eingegriffen hat. Es gibt keine Gerechtigkeit mehr, denn sonst hätte die rächende Vergeltung den, der Frau und Kinder elend verließ, zerschmettern müssen, statt ihn Schätze auf Schätze häufen und ihn weiter Menschenleben vergiften zu lassen. Aber diesmal hast Du zu gewagt gespielt! Ich fordere Dich auf, meine Tochter zu sofortiger Rückkehr zu bewegen, anderenfalls ich dem Staatsanwalt das Pseudonym des Herrn Hunter lasien und ihn zu amtlichem Einschreiten veranlassen werde. Wahrscheinlich ergibt sich dabei, daß Dein Schuldkonto noch mehr belastet ist, als ich zu erweisen vermag. An Andeutungen hast Du selbst es nicht fehlen lassen, und wenn ich gezwungen werde, davon Gebrauch zu machen, hast Du es nur Dir zuzuschreiben. Ich gebe meiner Tochter drei Tage Zeit; ist sie während dieser Frist nicht heimgekehrt, verfare ich schonungslos.“

Das ist mein Weihnachtsgeschenk für Dich und sie.

H. W.“

„Du triffst nicht ganz das Falsche,“ zischte er zwischen den Zähnen durch. „Aber deine Hiebe sind Hiebe auf einen Panzer, der undurchdringlich ist. Ich werde dir in die Ohren schreien, was ich auf dem Kerkholz habe — schlag! zu, wenn du kannst!“

Die Nacht wurde ihm qualvoll lang; mit fiebernden Pulsen, mit heißem Kopfe wachte er dem Tag entgegen. Nicht die Furcht erregte ihn. Die Weihnachtsluft beengte ihm den Atem, die tödliche Einsamkeit am Feste der Weiße, der brennende Wunsch, um sich zu streuen, mit zu feiern, mit zu lieben, und das Erkennen, daß sein Empfinden zu spät kam, daß keine Menschenseele sein Sehnen teilte, daß er allein stand in der weiten Welt und selbst auf dem Boden der Heimat nichts sein Herz füllte. Ein Schimmer von Freundschaft und Liebe bei wenigen, die Gleichgültigkeit gähnend aus der Masse — und die Unlauterkeit und Niedertracht in seiner nächsten Umgebung, die ihn in seinen fiebernden Wünschen doppelt grausam traf ...

Er beschenkte die erhaunte, fast erschreckte Aufwartefrau fürslich und hatte keine Spur von Freude daran; er lud frantig zu einer Spazierfahrt durch den Tiergarten ein und fand kein Auge für die schöne Winterlandschaft; er frühstückte mit ihm und konnte nur mit Überwindung ein paar Bissen hinunterschwärzen.

Nach der Rückkehr in die Wohnung entnahm er einem Fache des Schreibtisches ein Reclam-Heft, steckte es zu sich und begab sich nach dem ersten Stod. Er traf Frau Butschow in ihrem Boudoir, fixierte sie sekundenlang ohne ein Wort und wartete auf eine gereizte Anrede von ihrer Seite. Ein paar tiefe Falten auf ihrer Stirn fielen ihm zum ersten Male auf; die Augen lagen tief, und um ihren leicht geöffneten Mund ging ein Lächeln. Aber auch sie brach das Schweigen nicht und erwiderte seinen Blick kalt und feindselig.

Der Australier stand aufgereckt und steif, äußerlich ein Bild eisiger Ruhe; aber schon bei den ersten Worten grollte aus seiner Stimme die innere Erregung.

„Du hast mich mit einem Weihnachtsgeschenk beehrt,“ begann er, „das dir ähnlich sieht. Ich will mich nach meiner Weise revanchieren. Das einzige Mal in meinem Leben, daß ich feige gewesen bin, war damals, als ich vor dir die Flucht ergriff, statt dich mit eisernem Willen zu biden. Ein zweites Mal fliehe ich nicht, vor deinen Drohungen erst gar nicht. Ich will dir aber Gelegenheit geben, diese deine Drohungen wahr zu machen, wenn deine Selbstlosigkeit so weit geht, dir auch einmal ins eigene Fleisch zu schneiden, oder deine Verblendung noch über die Dummheit hinaus, die selbst ich dir zutraute. Deine Tochter — um das vorwegzunehmen — hast du selbst von dir getrieben; ich — hole sie dir nicht wieder. Ich lehne es ebenfalls rundweg ab, auch nur zum Zeugen deines — aufrichtigen Schmerzes gemacht zu werden, und ich verbitte mir, daß du mich ferner mit deinen Spionen umgibst.“

„Dein Hohn hat bestätigt, daß du vorbereitet warst,“ unterbrach sie.

„Du hattest ein falsches Werkzeug gewählt, und einem plumphen Frager antwortet am besten ein plumper Wit. Ich hoffe, dem Herrn ist nach der einen Probe die Luft vergangen, sich noch weiter an mir zu versuchen — und ich will es ihm geraten haben. Und dir nicht minder. Wenn du aber den Staatsanwalt bemühen willst — ich bitte, du würdest meinen Wünschen durchaus entgegenkommen. Besonders mein Pseudonym sähe auch ich gern gelistet. Du hast mir von deiner alten Liebe so viel bewahrt, daß ich von deiner Güte — ganz gerührt war und mich nicht instande fühlte, dich durch schändlichen Undank zu kränken. Willst du aber das Maß deiner Freundlichkeit voll machen, so verhilf mir zu meinem alten Namen und zu meinem alten Rechte. Erinnerst du dich, daß ich schon einmal auf mein Recht, das Recht an diesem Hause hinwies? Und verstehst du — oder geht es über deinen Horizont hinaus — daß du wohl meine Person, aber nicht zugleich mein gutes Recht für tot erklären lassen konntest? Legitimiere mich! Ich habe den alten Namen abgelegt — meine Papiere auf den neuen werden dir und dem Staatsanwalt genügen. Aber legitimiere mich für den Zivilprozeß! Meine Militärpapiere sind im australischen Busch verloren und vermodert — durch deine Anerkennung werden sie ersetzt. Und dich an deiner verwundbarsten Stelle, in deiner Habsucht zu treffen, soll mir ein Vergnügen sein. So groß wie meines, wenn ich dir den Gefallen erwieilen hätte, auf künstlicher Eisbahn mir den Hals zu brechen. Weißt du übrigens noch nicht, daß — Seife nicht gefriert — wenigstens nicht in einer Haus-temperatur über Null? Oder hast du das Sputhaus für einen Eiskeller gehalten?“

„Das ist mir unverständlich —“

„Davon bin ich durchdrungen —“

„Die Tränen, die um dich geflossen wären!“

„Die Tüde vervollständigt dein Charakterbild. Laß dich auch von der Denunziation nicht abhalten. Ich habe dir — Andeutungen gemacht; ich will dir — Tatsachen an die Hand geben ...“ Er machte mitten in den Sätzen sekundenlange Pausen. „Kannst du dir eine Vorstellung — vom australischen Busch machen? Ich hatte — noch in der Heimat — viel davon gelesen; ich habe — die Wirklichkeit fernem gelernt, und keine Phantasie — reicht an sie heran. Schlechte Menschen, Betrüger, Diebe, Räuber, Mörder — gibt es überall. Keine Religion, keine Bildung schützt davor. Die Verbrecher — sind die rühdigen Schafe in der großen Herde — die Ausnahmen. Im Busch — anders, im Busch — die Regel. Ich war — Schaffhirt, und kein guter. Ich sollte sogar ein Fehler sein, was — ich nicht war. Ich war faul, vielleicht auch das nicht mal — verzweifelt, im dumpfen Schlendern unzurechnungsfähig. Aber ich wurde entlassen und sank — noch tiefer. Wilde Gefellen lebten im Busch, die Schreden der Hirten und Anstiebler — Sträflinge, die aus den Kolonien entflohen waren, Buschranger, verwegene, vor keinem Verbrechen zurückschredende Goldgräber, Diebe und Säuser aus den Silberminen. — Zu ihnen gesellte ich mich, mit ihnen lebte ich — vom Raube. Und sie machten mich zum — Mörder ... Eine Post war geplündert worden — fabelhafte Goldschätze sollten — den Räubern in die Hände gefallen sein. Der Aufseher und die bewaffnete Bedeckung waren niedergemacht — die Räuber in die Berge entflohen. Die Verbrecher ihren Aufenthalt — wir suchten sie auf. Bei einem Überfall waren uns die Pferde unter dem Leibe erschossen worden, wir hatten nur mit Not das nackte Leben retten können. Wochen hindurch hungerten wir in Verstecken — bis uns die Kunde von den — anderen kam. Sie sollten mit uns teilen — sollten uns wenigstens zu neuen Pferden und Waffen verhelfen. Wir trafen sie in einer Berghütte. Aber sie lachten uns aus — und im bleichen Mondlicht starrten uns die Gewehlläufe entgegen. Wir gingen zurück. Erst — im Dunkel der Nacht schlüchden wir uns wieder in Schutzplätze, nahmen Deckung und warteten auf den Morgen. Es wurde Tag — lichter Tag. Die Hütte lag wie ausgestorben. Wir glaubten uns überlistet — das Maß leer — Flüche kamen über zehn Lippen. Einer schlich vorwärts, schlug Feuer — setzte das Dach der Hütte in Brand. Bald schlugen helle Flammen empor, und ein halbes Duzend Männer stürzte aus dem brennenden Hause — alle die Büchse in der Hand. Jeder von uns hatte noch eine einzige Kugel — aber sie trafen tödlich. Als letzte kam ein Mädchen aus dem Flammenherde, das junge, schöne Antlit weiß wie Kalk — das Goldhaar in langen Strähnen aufgelöst. Ich hatte noch nicht geschossen, und ich zögerte.

Meine Gefährten stürzten vor — ich legte an — und streckte das letzte Opfer nieder. Es war — besser so —“

„Besser? Willst du die Bluttat beschönigen?“

„Nein ... Das brauchst du nicht — zu verstehen. Wir — begruben sie alle. Und wir teilten die Beute. Sie war — reich. Das Gold nahm ich — aber dann floh ich — vor den anderen — vielleicht vor mir selbst. In einer Schenke erstand ich neue Kleidung, auf einer Farm ein Pferd. Und dann ritt ich — Tage und Wochen. Auf einer felsigen Anhöhe entdeckte ich in dem Gestein Mengen von Silbererz ... Das gehört nicht dazu, aber — du kannst es erfahren. Ich steckte Proben zu mir, ritt an die Eisenbahn und fuhr nach Melbourne. Das Gestein wurde untersucht — Geldgeber fanden sich — ein Drittel des Ertrages für sie — zwei für mich — in wenigen Monaten war ich wohlhabend, in einem Jahre — mehr als reich ... Ein Mensch gilt im Busche nichts — ein Räuber wird verscharrt wie ein Hund. Nach dem Morde trüht kein Fahn. Keine Behörde hat sich je damit befaßt, es ist nicht einmal etwas davon laut geworden. Ich — habe den Mund gehalten —“

„Das Blutgold brachte dir Glück!“ hörte er sich unterbrochen.

„Ja,“ antwortete er halb abweisend. „Glück!“ Sein Gesicht verzerrte sich. „Ich hoffte — ich würde es noch finden ... Ich sorgte für die Miner, und die rohen Gesellen waren mir zugetan. Ich erbaute Wohnungen, Schulhäuser, eine — Kirche ... Ich wollte süßnen. Die Miner lachten mich aus — die Gesellschafter nannten mich verrückt, ich glaube — ich war es auch oder — nahe daran. Das Bild des Mädchens verfolgte mich — ich sah wachend und träumend — die weiße Stirn und den roten Blutstrom ... Die Jahre gingen — die Jahrzehnte ... Ich ließ mir ein Buch kommen — ein deutsches Buch ...“ Er holte das Reclam-Best hervor. „Nicht dieses — das habe ich in London gekauft — ein ähnliches ...“ Er hielt es sinnend in der Hand. „Ich blätterte, suchte darin, und es beruhigte mich. Nach Reichtum hatte ich kein Verlangen mehr, ich hatte genug; — aber nach der Heimat zog es mich, zu — meinen Kindern — zu — zu — vielleicht auch — zu dir. Ja, auch — zu dir. Und — in der Heimat traf mich — die Vergeltung. Meine Kinder — tot — mein Weib — seelisch tot ... Dir ist keine weibliche Natur mitgegeben worden — oder du hast dich verhärtet zum Stein — daß Gott erbarm! Nach meinem Golde verlangst du — dein Goldbuckel läßt dich mich, läßt dich dein eigenes Kind vernichten. Schlage zu, Weib, denunziere — wo alle Niedertracht vereint ist, darf die letzte nicht fehlen. Aber — meinst du wirklich, dein Gift könnte mich töten? — Meinst du?“ Er lachte voll Hohn. „Nein. Ich bin dir gewachsen! Ich habe dir meine Schuld bekant, um den begehrlichen Wunsch in dir zu wecken, mich zu fällen mit einem Blige — ich weide mich daran, deinen Gelüsten — die Enttäuschung auf dem Fuße folgen zu lassen! Dein Staatsanwalt — soll sich schlafen legen, mich erreicht sein Arm nicht mehr. Ich habe gebüßt durch lange Marter — aber dem Staatsanwalt halte ich das Recht entgegen, das zu schützen auch er da ist. Ich bin kein Jurist, aber was das Gesetz mit klaren, dünnen Worten ausspricht, das verstehe ich auch. Kennst du dies Buch? „Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich“ ist sein Titel. — Und unter den einigen hundert Paragraphen ist einer, der dich mit ausgestreckten Armen aus dem Gerichtssaal hinausweist — einer, der siebenundsechzigste —“ er schlug das Best auf, „— der da sagt: „Die Strafverfolgung von Verbrechen verfährt, wenn sie mit dem Tode oder mit lebenslanglichem Zuchthaus bedroht sind, in zwanzig Jahren“ ... Zweiundzwanzig sind vergangen — du kannst der Nemesis nicht mehr zu Hilfe kommen. Aber verfahren schonungslos, wie du gedroht hast — ich will dem Staatsanwalt willig mein Geständnis wiederholen —“

„Du wirst dich vorsehen!“

„Schreibe alles auf — mit meiner Unterschrift will ich es dir betrautigen. Aber zu dem großen Schlage hole aus, und die kleine Niedertracht, die laß!“

Frau Wutschow erhob sich blaß.

„Ich habe deine Hände nicht für rein gehalten —“

Sie warf trotzig den Kopf in den Nacken.

„— ich werde fragen, ob du — nicht doch — verfallen bist!“

Hinter wandte sich nach der Tür.

„Tu's!“

Die ganze Verachtung kehrte ihm wieder.

„Tu's!“ rühte er heiser über die Schulter.

Ein Schauer überlief sie.

„Wo — wo — ist Hedwig?“

Es klang plötzlich doch etwas Echtes aus dem Aufschrei, und es fiel in Hinters Ohr und Verständnis, vermochte aber seinen Fuß nicht mehr zu hemmen.

Sechzehntes Kapitel.

Frau Hedwig Wutschow sank auf einen Divan, legte die Rechte auf die heiße Stirn und überlegte. Herb waren die Lippen aufeinander gepreßt, unter den Augen zeigten sich blaue Halbringe, die Augenlider zudten. Sie zog nach Minuten eine Decke über die Knie, lehnte den Kopf gegen die Polster und schien zu schlafen. Aber von Zeit zu Zeit öffneten sich die Lider, kalt starrte der Blick, und krampfend zupften die Finger an den weichen Seidenfäden der Schutzdecke.

Stundenlang brütete sie, schickte die Frau, die zum Bestellen des Hauses angenommen war, mit dem Essen zurück und versank in neues Grübeln.

Am späten Nachmittag erwachte sie aus nervösem Halbschlummer zu frischem Leben, machte Toilette und befahl den Wagen.

Sie wollte versuchen, das, was sie gedroht hatte, zu verwirklichen — wenn es ging. Für den richtigen Mann, ihr zu raten, hielt sie Zendrowski. Sie wählte ihn durch die Flucht der ihm anvertrauten Tochter mit gereizt und zu Diensten für sie um so willfähriger.

Da das Bureau des Festtages wegen geschlossen war, fuhr sie nach seiner Wohnung und hatte das Glück, ihn dort anzutreffen.

Er kam ihr ausgehult höflich entgegen und heuchelte eine warme Ergebenheit.

„Nachricht von Fräulein Tochter?“ fragte er gespannt.

„Nein.“

Sie brachte es nur zu der einsilbigen Antwort.

„Aber Sie haben doch Ermittlungen angestellt? Meine gnädige Frau, ich bin noch nicht wieder zur Ruhe gekommen seit dem Unglückstage — und meine Frau ist gleichfalls noch immer außer sich. Sie werden begreifen, mit welcher Sehnsucht ich auf Nachrichten von Ihnen warte — und noch immer nichts, keine Spur, kein Anhalt?“

„Nein — oder doch —“

Frau Wutschow baute im Nu ein Phantasiemild zusammen, das ihr den Vorzug zu besitzen schien, sein Interesse noch wirksam zu erhöhen und zugleich die wahre Sachlage, die sie nicht unnötig preisgeben wollte, zu verbergen.

„Ich weiß, wo Hedwig ist,“ log sie und setzte erbittert hinzu: „Und die Familie will ich treffen. Doktor, geben Sie mir Ihren Rat, das Weitere werde ich dann selbst veranlassen. Antworten Sie mir kurz und bündig, wenn Sie auch nicht gleich alle Namen und alle Einzelheiten erfahren. In der Familie herrscht ein Streit — ein Streit um das Haus, das sie bewohnt. Es wurde von dem ersten Manne der Frau in die Ehe mitgebracht —“

„War Gütergemeinschaft vereinbart?“

„Nein.“

„Also Eigentum des ersten Mannes?“

„Ja, damals. Aber der Mann verließ die Frau, war — irgendwo in Nu — Amerika — oder sonstwo — verschollen und wurde für tot erklärt. Die Frau heiratete zum zweiten Male. Nach fünf- und zwanzig Jahren kehrte der erste Mann heim und erhob Anspruch auf sein ehemaliges Eigentum. Wem gehört es nun, der Frau oder dem ersten Manne?“

„Dem ersten Manne, meine Gnädige, das ist wohl klar.“

„Aber wie kann das sein, nachdem er für tot erklärt war?“

Die Todeserklärung gab der Frau das Recht zu ihrer zweiten Vermählung, die sonst strafbar gewesen wäre. Ihre Ehe ist also unanfechtbar — mit dem Besitzrecht an dem Hause hat das aber nichts zu tun. Auch seine Erben konnten die Herausgabe des Hauses fordern.“

„Er hat aber zu der Flucht einen Teil ihres Geldes verwendet.“

„Hat er so viel mitgebracht, ihr das zu ersetzen — bon. Sonst — wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren.“

„Er ist nicht verpflichtet?“

„Sie soll ihn verklagen, meine Gnädigste. Sie soll ihre Gegenforderungen geltend machen. Wie der Prozeß ausläuft — ich bin auf dem Gerichte heimisch — das Ende eines solchen Prozesses kann aber auch ich nicht voraussagen. Gütliche Vereinbarung wäre wohl das Einfachste ...“

Sie ging weiter.

„Der Mann lebt unter einem falschen Namen!“

„Hm. Wollen Sie das — etwas deutlicher erklären?“

„Er hat seinen alten Namen im Ausland gegen einen neuen vertauscht, wohl — um sich — Nachforschungen zu entziehen.“

„Und auf den neuen ausländische Bürgerrechte erworben?“

„Ist das von Einfluß?“ fragte sie geärgert.

„Allerdings. Ist er — ein Beispiel — als preussischer Staatsangehöriger gegangen und kehrt er als amerikanischer Bürger zurück, so kann ihm das niemand verwehren.“

„Schöne Beispiele!“ entgegnete sie geringschätzig. „Ist der Mann — ich will ihm mein Kind um jeden Preis entreißen — auch nicht zu fassen, wenn er einen — Mord auf dem Gewissen hat?“

Zendrowski war über ihre Fragen verwundert.

„Ist das nachgewiesen?“ fragte er vorsichtig.

„Er selbst hat es zugestanden.“

„Wann soll er das Verbrechen begangen haben?“

„Wann! — Wann! Vor zweiundzwanzig Jahren ...“

„Im Ausland?“

„Das kann doch gleich sein.“

„Ist er deswegen verfolgt worden?“

„Verfolgt nicht. Es ist erst jetzt an den Tag gekommen.“

„Lassen Sie Ihre Finger davon, meine gnädige Frau!“

Er erklärte ihr, daß die Tat nach deutschem Strafrecht verjährt und eine Auslieferung selbst auf Antrag der ausländischen Behörden nicht zu erwarten sei.

„Und so was kann verfahren — ein Mord?“

„Gewiß,“ befätigte er etwas kühl. „Allerdings sieht das deutsche Strafrecht eine Unterbrechung der Verjährung vor, wenn der Richter



Zur Neugestaltung des Heerwesens in Italien: Schwere Haubitzen-Batterie zur Armierung von Bergbefestigungen.

wegen der begangenen Tat eine „Handlung“ gegen den Täter richtet. Danach muß aber erstens die Tat und muß zweitens der Täter bekannt geworden sein, was beides in diesem Falle ausgeschlossen scheint.“

„Ich danke!“

Sie war enttäuscht und entrüstet.

„Verzeihen Sie die Störung...“

Sie ließ sich nicht mehr halten, und Jendrowski begleitete sie höflich bis an die Flurtür.

„Nach Hause!“ rief sie dem Kutsher zu.

Sie fand in ihrem Prunkgemache keine Ruhe, entzündete eine Kerze und wanderte durch das Haus. Drei-, viermal leuchtete sie in den oben Salon und kehrte an der Schwelle um. Aber aufs neue zog es sie geheimnisvoll in den dunklen, kalten Raum; sie setzte den Fuß auf die knarrenden, klappernden Bretter und schritt hinüber nach Hedwigs Zimmerchen. Gespenstisch wie ein Leichentuch schimmerte das Weiß der Türgardinen im Kerzenlicht; verzerrt spiegelten die Scheiben das Antlitz der Frau wieder. Wie gehetzt flüchtete sie zurück, schloß die Salontür, zog den Schlüssel ab und ließ ihn wie glühendes Eisen aus den Fingern fallen.

Mit schmerzdem Auge folgte sie den Zeigern der Uhr.

Acht — neun — zehn.

Kutschow war längst schlafen gegangen, schwarz lag die Nacht über dem unheimlich stillen Hause.

Die Frau band ein Kopftuch um, schlich um das Haus und starrte auf Hinters Fenster. Mit lautlosem Schritt kehrte sie um, raffte im Zimmer ihres Mannes ein Bündel Schlüssel an sich, glitt auf die Veranda und klopfte an Hinters Tür, erst leise, dann laut. Aber keine Antwort als der hämmernde Widerhall des Pochens.

Der Leuchter in ihrer Linken zitterte, als sie vorsichtig aufschloß... Auf den Zehen ging sie über den roten Teppich. Die Tür zum Schlafzimmer stand auf. Sie leuchtete hinein. Das Bett war leer.

Hunter war nicht zu Hause. Sie hatte es nicht anders erwartet. Er blieb wenig daheim und kam, wenn er ausgegangen war, selten vor Mitternacht zurück.

Sie untersuchte den Schreibtisch und riß an den bronzenen Handgriffen der Schubfächer. Die Verzierungen der Griffe drückten sich tief ins Fleisch

ihrer Finger, aber alle Fächer waren verschlossen und widerstanden ihren Versuchen, sie mit Gewalt aufzureißen.

Sie huschte über die Veranda an einen Verschlag hinter der Treppe, riß einen Kasten mit verrostetem Werkzeug an sich und slog zurück. Ein dünnes Stemmeisen zerbrach, ein stärkeres ließ sich nicht ansetzen. Sie riß ihr Kopftuch ab, umhüllte mit einer Ede den Holzgriff und trieb das Eisen mit festen Hammerschlägen in eine Fuge. Krachend splitterte unter dem Druck ihrer Fäuste das Holz ab, bis sie ein noch härteres Brecheisen einführen und die Vorderwand des Schubfaches mit einem Rude sprengen konnte.

Der blühende Lauf eines veredelten Revolvers war das erste, was ihr in die Augen fiel. Sie faßte nach der Waffe, schob sie auf den Tisch und griff nach einer braunen Ledermappe, auf der der Revolver geruht hatte. Die Mappe barg Banknoten im Werte von einigen tausend Mark, und daneben eine Anzahl von Rechnungen und Briefen. Sie ließ die Notizen unbeachtet, stöberte in den Papieren und warf achtlos auf den Boden, was sie durchslog und in dem sie nicht gefunden hatte, was sie suchte. Ein Brief mit der Handschrift des Doktors Bruchs entlodte ihr einen Freudenschrei. „Lieber Herr Hunter,“ las sie fliegend, „Sie haben mir gestern einen Korb gegeben; aber lassen Sie mich meine Einladung nochmals

wiederholen, und nehmen Sie sie freundlich an. Ich fahre mit dem Zuge um 1 Uhr 5, Anhalter Bahnhof; lassen Sie nicht umsonst warten. Ihnen ergebenen Bruchs.“ Der Brief wanderte in ihre Tasche, und raslos blätterte sie weiter, ohne anscheinend noch etwas zu entdecken, was sich für ihre Wünsche lohnte. Erst nach geraumer Zeit wurde sie wieder von einigen, meist mit Kavierstift flüchtig geschriebenen Zetteln besetzt, die sie ausschließlich in Anspruch nahmen. Die Quittungen bezogen sich auf eingelaufte Pelzfächer, Handschuhe, Taschentücher, Reisekoffer und Necessaire — und trugen in den Kassenstempeln sämtlich das Datum vom Tage der Flucht Hedwigs.

„Ah!“ Die Lippen der Spionin flogen, die Klappen der Taschen flüchteten. Sie nahm den Revolver und warf ihn gegen die Fensterwand, riß, was noch weiter an Papieren in der Lade war, heraus, musterte alles flüchtig und streute es wild umher.



Zur Neugestaltung des Heerwesens in Italien: Fahrbare Telegraphen-Anlage im Gebrauch bei einer Feldübungsübung. Cop. Charles Trampus.

Mit wenigen Schritten war sie am Ausgang, zögerte, kehrte um, las die Banknoten auf und schob sie zernüßt zu dem Bruchstücken Briefe, während sie die Quittungen in der Hand behielt.

Sie legte sich nicht schlafen, sie wartete auf die Rückkunft des Australiers und stand vor diesem, noch ehe er das Staunen über die Verwüstung überwunden hatte.

Frau Wutschow hielt ihm in der erhobenen Rechten ihren Hund entgegen und trat mit dem Schrei vor ihn hin:

„Wo ist — meine Tochter?“

Er begriff.

„Weib, warst du das?“ fragte er eifrig.

„Ich!“ entgegnete sie mit wildem Troge.

Er umklammerte ihre Hand und entriß ihr Fetzen der Zahlscheine.

„Wer — hat das bekommen?“ leuchte sie.

„Wer? Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig.“

„Doch bist du's. Für Hedwig war es!“

„Danach hast du bei mir gestöbert? Vielleicht — nach Hedwigs Adresse?“

Ihr Trotz lehnte sich auf, ihren wahren Beweggrund zuzugeben.

„Danach? Nach der Dürne?“

Sie lachte schneidend auf.

„Wo — ist sie? Bei Gott im Himmel, ich will es wissen!“

„Du nennst einen Gott? Hast du einen anderen als das Gold?“

Er schleuderte ihren Arm von sich. „Diebin! Hast du nicht zugleich den Plunder —“

Sie warf die Banknoten mit einer im Augenblick wahren Geberde des Ekels von sich.

„Blutgeld! Behalte es! — Wo ist meine Tochter?“

„Suche sie!“ Klang die ruhige Antwort.

Sie hob die Hand, als wollte sie in der besinnungslosen Erregung zuschlagen. Aber dann streifte ihr Blick den blinkenden Lauf des Revolvers unter dem Fenster, blüschnell sprang sie an dem Australier vorbei, bückte sich nach der Waffe und hob sie gegen den Feind.

Ein Schuß knallte kurz und hart, und die Kugel schlug seitwärts in die Wand, riß die Tapete auf und ließ den weißen Mörtel hervorbröckeln. Ein zweiter Knall folgte im Ringen dem ersten, der Australier wankte, griff um sich, hielt sich sekundenlang am Schreibtisch und glitt auf den Boden. . .

Der Revolver entfiel der Hand der Frau, schlug gegen eine Stuhllehne und fiel hart neben den Getroffenen.

Frau Wutschow stand wie entgeistert.

„Was ist — das? Gott im Himmel!“ flüsterten die blutleeren Lippen.

Taumelnd ging sie um den Niedergestreckten herum, dessen offene Augen seltsam starr auf sie gerichtet waren.

Mit wankenden Knien erklag sie die Treppe, tastete sich in das Gemach ihres Mannes und leuchte:

„Hast du — hast du — gehört?“

Wutschow schnarchte, und sie rüttelte ihn wach.

„Hast du — gehört?“

„Humm —“

„Steh auf! Unten — ist geschossen worden — hast du gehört?“

„Nn — nein —“

„Hunter — ich fürchte mich. — Rasch, kleide dich an — komm mit —“

Drummend kam Wutschow ihren Wünschen nach, stieg mit ihr nach unten und fand den Australier bewußtlos ausgebreitet, den Revolver dicht neben der schlaffen Rechten.

Hole einen Arzt!“ herrschte die Frau ihren Begleiter an.

„Hat das Karnidel sich selbst —?“ Inurrte Wutschow verbissen.

„Das wird sich herausstellen — mach!“ drängte die Hausfrau.

Es litt sie nicht im Zimmer, als der Ehemann schlurfend gegangen war. Schon stand sie im Dunkel der Veranda, und die Viertelstunde bis zum Erscheinen des Arztes schien ihr eine Ewigkeit.

Endlich vernahm sie eilende, feste Schritte — ein Herr bog auf den Hof und sah sich suchend um. Sie ging ihm bis an die Treppe entgegen, rief ihn an und führte ihn.

„Selbstmord?“ fragte der Arzt.

„Doch wohl,“ gab sie raunend zurück.

Der Doktor tat seine Pflicht, und Frau Wutschow half den Ohnmächtigen betten.

Nach kurzer Zeit kehrte dem Verletzten das Bewußtsein zurück.

„Fantig —“ hauchte er.

Der Arzt, der seit langem in der Gegend ansässig war, kannte den Agenten und hatte ihn auch bisweilen in Hunter's Gesellschaft gesehen.

„Soll ich den holen lassen?“ fragte er.

Hunter antwortete mit einem Augenblinzeln, und der mittlerweile dem Arzte nachgekommene Wutschow mußte widerwillig auch den Weg nach der Bülowstraße antreten und Fantig zu erreichen suchen.

Der Schuß war in die Brust gegangen, der Sitz der Kugel nicht gleich zu ermitteln. Aber der Getroffene erholte sich, und wenigstens eine unmittelbare Lebensgefahr schien nicht vorhanden.

„Bruch — telegraphieren — Leipzig,“ flüsterte Hunter, als Fantig und die „junge Frau“ eilig gekommen waren. „Dr. Stahl,“ fügte er hinzu.

Frau Wutschow entfernte sich stumm.

„Sieht das — nach Selbstmord aus?“ fragte Fantig den Arzt im Nebenzimmer erregt — und wies auf den gewaltfam erbrochenen Schreibtisch und die verstreuten Papiere.

„Lassen Sie alles unverändert, ich habe Anzeige zu erstatten,“ lautete die reservierte Antwort des Doktors.

Siebzehntes Kapitel.

Die Polizei stellte sich frühzeitig ein. Es war noch stockfinstere Nacht. Fantig hörte ihr Pochen von der Veranda her und sah im Scheine einer Kerze draußen die Helmbeschläge und die Uniformknöpfe aufglänzen. Er mahnte zur Ruhe, um den Verletzten, der in einen unruhigen Schlaf gefallen schien, nicht aufzuküßern. Der Arzt, der sich den Herren von der Behörde wieder angeschlossen hatte, unterstüßte die Mahnung des Agenten.

Schweigend betraten die Männer den Wohnraum und nahmen den Tatbestand auf, soweit er sich ohne Vernehmung des Kranken durch den bloßen Augenschein und die Demonstrationen des Arztes feststellen ließ.

„Sie kennen ja wohl den Verletzten näher,“ wandte sich der die Untersuchung leitende Kommissar an Fantig. „Sagen Sie den Verdacht, daß ein Ueberfall vorliegt?“

Fantig vermochte keinen Anhalt zu geben.

„War der Herr nach irgendeiner Seite verfeindet?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Verfügte er über große Mittel?“

„Ueber sehr große.“

„Halten Sie einen Raub für möglich, da neben den verstreuten Banknoten noch ein erheblicher Barbestand vorhanden ist?“

„Das läßt sich schwer beantworten. Ich wüßte aber nicht, wozu er noch mehr Bargeld hätte hinlegen sollen.“



Mädchen aus dem Pustertal im Sonntagsstaat.

W. v. Böckl.

Brauchte er viel?"

„Im Verhältnis zu seinem Reichtum: nein. Er lebte nicht knapp, aber auch nicht verschwenderisch.“

„Hatte er Frauenbekanntschaften?"

„Das glaube ich nicht.“

Die alten verrosteten Werkzeuge, die Frau Wutschow zurückgelassen hatte, und die zum Teil auf dem Teppich, zum Teil noch in dem verstaubten Holzkasten zur Seite des Schreibtisches lagen, konnten von keinem professionellen Einbrecher herrühren, darin stimmten die Beamten ohne lange Erwägung überein. Aber woher stammten sie? Daß der Wohnungsinhaber sich mit dem alten Gerümpel herumgeschleppt oder es irgendwo erstanden haben sollte, nahm niemand an.

„Hier im Hause mag Kram genug herumliegen," warf Fantig hin.

„Sie meinen, es wäre Eigentum Wutschows?"

„Ich kann es natürlich nicht behaupten. Aber es dürfte nicht unmöglich sein.“

Der Beamte musterte den Agenten aufmerksam.

„Gegen Sie einen Verdacht — gegen Wutschow?" fragte er ernst. Fantig verwahrte sich dagegen.

„Dann nehmen Sie an, daß der Kranke selbst sich des Raftens und seines Inhalts bedient haben könnte?"

Der Agent zögerte.

„Ich kann Herrn Hunter mißverstanden haben . . . Aber — Sie hatten sich eben entfernt, Herr Doktor — meine Frau brachte das Telegramm an Bruch's aufs Haupttelegraphenamt, und ich war mit Hunter allein. Er sprach nicht, aber er schob die Hand über die Decke — und wies mit dem Zeigefinger auf sich. „Sie selbst?" fragte ich, und es schien mir, als ob er nicken wollte . . .“

„Herr Doktor," wandte sich der Kommissar an den Arzt, „stellen Sie, bitte, fest, ob der Kranke vernunftfähig ist. Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, muß er selbst gewedt werden.“

„Das letztere möchte ich nicht beantworten," entgegnete der Arzt, betrat aber leise das Schlafzimmer, um nachzusehen.

Frau Fantig sah still am Kopfenbe des Bettes.

„Ich habe mehr Licht machen müssen," sagte sie gedämpft. „Er verlangte es.“

Der Australier lag wach in den Kissen. Das graue Gesicht war schreckhaft eingefallen, die weit zurückgetretenen Augen blickten glanzlos und müde.

„Wie geht es Ihnen?" fragte der Arzt. „Haben Sie Schmerzen?"

Hunter antwortete nicht, und der Doktor prüfte den Verband, maß die Temperatur der Achselhöhle und horchte auf den Herzschlag. (Schluß folgt.)

Der Besuch.

Humoreske von M. Eisner.

(Nachdruck verboten.)

„Theobald! — Mann! — Gatte! — Der Dr. Wallner ist da — Und im Frack! Höst du: im Frack und in weißer Binde!"

Der Professor Theobald Ignatius beförderte ohne sonderliche Eiferfertigkeit die weit über den lahlen Schädel hinaufgeschobene Brille auf die rötlich schimmernde Nase zurück und sah seine offenbar höchst echauffierte Gemahlin verständnislos an.

„Ist er da? — Na, und was weiter? — Er kommt doch sehr oft. Warum sollte ich mich gerade heute darüber aufregen?"

„Hast du denn nicht verstanden, was ich gesagt habe? Daß er im Gesellschaftsanzug ist — im Frack und weißer Binde?"

„Ja, mein Himmel, das ist doch nichts Besonderes. Hast du vielleicht daran gezweifelt, daß er solche Kleidungsstücke besitzt?"

„O, über deine Lebensfremdheit, Theobald! — Wenn ein junger Mann an einem Sonntagvormittag so feierlich gekleidet in einem Hause erscheint, wo sich heiratsfähige Töchter befinden, so bedeutet es, daß er entschlossen ist, um eine von ihnen anzuhalten. Wirst du jetzt endlich meine freudige Aufregung begreifen?"

Nun wurde allerdings auch der Professor lebhaft.

„Wenn es so ist, — aber du kannst dich täuschen, Amalie. Vielleicht hat er den Frack nur aus Vergnügen angezogen oder aus Zerknirschtheit —“

„Unsinn! — So etwas gibt es vielleicht bei Leuten von deiner Art, aber nicht bei einem patenten jungen Manne, der sehr genau weiß, was sich schickt. Die einzige Frage ist, welche von den beiden er haben will. Aber ob er sich nun bei dir um Laura oder um Gertha beibringt, du wirst ihn selbstverständlich mit Freuden als Schwiegerohn willkommen heißen.“

„Ja, wenn du meinst, Amalie! — Aber eigentlich — findest du nicht, daß er ein bißchen zu viel in allen möglichen Künsten herumdübelt, dieser Dr. Wallner? Heute produziert er sich als Dichter, morgen als Musiker und übermorgen vielleicht —“

„Und wenn er sich als Seiltänzer produzierte, was macht das bei einem Manne von seinem Vermögen und seinen lebenswürdigen persönlichen Eigenschaften? Nur schnell, schnell, daß er nicht ungeduldig wird. So in Schlafrock und Filzschuhen kannst du ihn doch nicht empfangen.“

„Ach, Amalie, könntest du das nicht statt meiner mit ihm abmachen? Ich habe so wenig Übung darin, meine Töchter zu verloben. Und daß ich mir deswegen schon in aller Sonntagsfrühe die unbequemeren Stiefel anziehen soll —“

Aber seine selbstfüchtigen Einwendungen fanden von seiten der gestrengen Gattin nicht die mindeste Beachtung. Seufzend mußte sich der Herr Professor in das Schlafzimmer hinüber schleppen lassen. Und durch die offene Tür desselben konnte er wahrnehmen, in welcher Erregung sich seine beiden Töchter, die siebenundzwanzigjährige Laurette und die um drei volle Lenze jüngere Gertha, um den besten Platz vor dem großen Ankleidespiegel stritten.

„Mit deiner Toilette ist es wirklich nicht so eilig," sagte Gertha schnippisch. „Es wäre doch geradezu lächerlich, zu glauben, daß er demetwegen gekommen ist.“

„Nicht lächerlicher jedenfalls als die Vermutung, daß er sich in deine spitze Nase oder in deine spitze Zunge verliebt haben könnte," sang es ebenso freundlich zurück. Und wer weiß, bis zu welchen Lebenswürdigkeiten sich der schwefeliche Disput noch gesteigert haben würde, wenn nicht Frau Amalie interveniert hätte.

„Wollt ihr wohl aufhören, euch zu zanken; glaubt ihr etwa, daß man hübscher wird, wenn man sich ärgert? Da er doch nur eine von euch wählen kann, wird sich die andere eben bescheiden müssen. Aber die Hauptsache ist, daß wir ihn nicht mutterfeelenallein im Salon sitzen lassen. Bis der Papa mit dem Anzug fertig ist, vergeht immerhin noch eine Viertelstunde, und von uns ist unglücklicherweise noch niemand in passender Toilette. So geh du hinüber, Irma, um den Herrn Doktor einzuweilen zu unterhalten.“

Die Aufforderung war an ein anmutiges junges Mädchen gerichtet, das bis jetzt still beiseite gestanden hatte. Es war die im Hause des Professors lebende verwaisste Tochter seines Bruders, des vor drei Jahren verstorbenen Musikdirektors Ignatius, und man pflegte, wie das derartigen Verwandten gegenüber die Regel ist, nicht sehr viel Aufhebens von ihr zu machen.

„Aber, liebe Tante," sagte sie schüchtern und mit dunkel glühenden Wangen, „ich bin doch auch noch in meinem Hauskleide, und —“

„Mein Gott, was wenn das nicht ganz gleichgültig wäre! Demetwegen ist der Doktor doch nicht hier, und es wird ihm sehr einerlei sein, was du anhast. Stelle dich nur nicht gar so ungeschickt an und sieh zu, ihn in der richtigen Stimmung zu erhalten.“

„Wenn du es denn durchaus haben willst, liebe Tante," seufzte Fräulein Irma und ging mit trüblich geientem Köpfchen hinaus. Der Professor aber brauchte trotz Frau Amalies energischer Nachhilfe beinahe eine halbe Stunde, ehe seine äußere Erscheinung der feierlichen Bedeutung der bevorstehenden Ereignisse einigermaßen entsprach. Und während seine Gattin noch hier und da an ihm herumzupfte, erteilte sie ihm zugleich ihre letzten eindringlichen Ratsschläge.

„Du mußt es ihm leicht machen, Theobald, mußt ihm auf halbem Wege entgegenkommen, oder noch ein bißchen weiter. Es ist schon passiert, daß junge Männer in solcher Lage ihre Absicht wieder aufgegeben haben, weil sie im entscheidenden Augenblick zu schüchtern waren, um das rechte Wort zu finden. Er muß gleich von Anfang an sehen, daß er keine Abweisung zu fürchten hat. Lieber zu viel entgegenkommen, als zu wenig, besonders, wenn du merkst, daß es sich um Laurette handelt.“

„Ja, ja, ich will tun, was ich kann. Aber ich muß doch warten, bis er —“

„Ach was, nur kein falsches Zartgefühl! Je schneller das entscheidende Wort fällt, desto besser! Du siehst doch, die armen Mädchen stehen wie auf feurigen Kohlen.“

„In Gottes Namen denn!" ächzte der Professor. „Wen der Himmel nun einmal mit Töchtern gesegnet hat, der muß auch die Konsequenzen tragen.“

Und er schlürfte voll der mutigsten Vorsätze in den Salon hinüber, in dessen Tür er beinahe mit seiner Richtigen Irma zusammengeprallt wäre, deren Wangen jetzt noch mehr glühten als vorher, und die ratlos an ihm vorüberschlüpfte, um in ihrem Stübchen zu verschwinden.

Der elegante junge Doktor sah aber wirklich so besangen aus, daß Professor Ignatius sogleich beschloß, zur Verhütung der von seiner Frau gesürchteten schrecklichen Möglichkeit in bezug auf freundschaftliches Entgegenkommen das Menschenmögliche zu leisten.

„Grüß Gott, mein lieber Herr Doktor," sagte er mit forcierter Jovialität, ihm wie einem nach zwanzigjähriger Abwesenheit Heimgekehrten seine beiden Hände entgegenstreckend. „Das nenne ich eine angenehme Sonntagsüberraschung. Oder sollte am Ende gar was Besonderes dahinter stecken? Kann ich Ihnen vielleicht mit irgend etwas dienen? Es würde mir ein besonderes Vergnügen sein, lieber Herr Doktor — wirklich, ein ganz besonderes Vergnügen.“

„Sie sind außerordentlich gültig, Herr Professor! In der Tat ist es ein Anliegen, das mich heute zu Ihnen führt, ein so unbescheidenes Anliegen, daß ich ohne Ihr lebenswürdiges Entgegenkommen vielleicht gar nicht den Mut gehabt hätte, damit herauszukommen.“

Fröhlich auslachend schlug ihn der Professor aufs Knie.

„Sch! ich denn so hartherzig aus, daß man sich vor mir fürchten mußte? — Nur Courage, junger Freund! Was gilt die Wette, daß ich's schon zur Hälfte erraten habe?"

„Oh, das scheint mir doch beinahe unmöglich.“

Zum 80. Geburtstage Kaiser Franz Josephs.

(18. August 1910.)

Die Jahre stürmen und fliegen —
Alt wird man, eh man's glaubt —
Sie strichen in langen Zügen
Auch über Franz Josephs Haupt.
Sie trugen auf ihren Schwingen
Mehr Wolken als Sonnenschein,
Und was die künftigen bringen,
Weiß auch nur Gott allein.

Er saß schon auf dem Throne,
Als er kaum Mann noch war.
Er drückt die doppelte Krone
Sich jetzt auf graues Haar.
Erst hat die goldene Bürde
Ihm Majestät verliehn —
Jetzt wird die alte Würde
Ehrwürdig'ger noch durch ihn.



Doch unterm Brunkornate
Schlug oft ein wehes Herz,
Dem milden Manne nahte
Unmilde sich der Schmerz!
Zur Früh' durchschrie's die Räume:
„Wach auf, dein Sohn ist tot!“
Dann zeigten ihm schwere Träume
Den Genfer See blutrot. — —

Sein Auge wurde trübe,
Sein Sinn blieb fromm und stark.
Er schloß lebendige Liebe
Nicht mit in ihren Sarg!
So wird der Kranz nicht welker,
Den Sohn und Gattin trägt:
Er hat auf Land und Völker
Ihr Liebesteil gelegt!

Hoch über Haß und Hadern
Herrscht er gerecht und gut,
Umsonst nicht in den Adern
Uraht Cäsarenblut.

Selbst das Parteitheater,
So stürmisch sich's auch zeigt,
Beugt vor dem Völkervater
Das laute Haupt und schweigt! — Georg Busse-Palma.

„Ja, man hat so seine Ahnungen,“ nickte der alte Herr mit ver-
schämtem Augenzwinkern. „Und damit Sie sehen, daß die meinigen
mich nicht täuschen: welche soll's denn sein? Die ältere?“

„Ich bin außer mir vor Erstaunen über Ihren Scharfsinn, Herr
Professor! — Aber daß Sie wirklich geneigt sein könnten, mir die
ältere zu überlassen, selbst in meinen kühnsten Träumen hätte ich es
nicht zu hoffen gewagt. Ich weiß ja, ein wie unschätzbares Kleinod
Sie an ihr besitzen.“

„Kleinod? — Na ja, gewiß, — sie ist mir sehr ans Herz gewachsen.
Aber ich kenne Sie ja zur Genüge, mein lieber Doktor, um zu wissen,
daß ich sie Ihnen getrost anvertrauen darf.“

„Sie wird in guten Händen sein, darauf dürfen Sie sich aller-
dings verlassen. Ich werde sie so behutsam behandeln, als wenn sie
von Glas wäre.“

„Aha! Das wäre doch wohl zu viel verlangt. Und gar so
zerbrechlich ist sie am Ende nicht.“ Nun lächelte auch der Doktor ein
wenig.

„Allerdings — sie würde es sonst ja wohl kaum auf ein so an-
sehnliches Alter gebracht haben.“

„Ansehnliches Alter? — Hum! — Glauben Sie nicht, junger
Freund, daß ich sie längst hätte los sein können, wenn ich sie dem
ersten Besen hätte geben wollen?“

„Wie dürfte ich daran zweifeln! — Ein so vollendetes Meister-
werk!“

Die kleine Verstimmung des Professors war schon wieder be-
seitigt.

„Vollendetes Meisterwerk? — Nun ja, in einem gewissen Sinne
kann man sie schon dafür gelten lassen. Ihre kleinen Fehler hat sie
natürlich auch. Aber sie werden sich hoffentlich nicht gleich durch jeden
unbedeutenden Mißton entmutigen lassen.“

„Ich werde jeden Mißton einzig meinem eigenen Angesicht zu-
schreiben, Herr Professor, nicht dem Instrument, auf dem ich spiele.“

„Sehr poetisch ausgedrückt. Man spürt doch immer den Dichter.
Da haben Sie möglicherweise noch gar nicht daran gedacht, daß die
Sache doch auch eine materielle Seite hat?“

„Wie meinen der Herr Professor? Man hat mir allerdings ge-
sagt, daß sie reichlich ihre fünfundsiebenzigtausend Mark wert sei, aber
ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich sie dementisprechend behandeln
werde.“

Der Professor räusperte sich und rückte an seiner Brille.

„Hat man Ihnen das gesagt? — Was doch die Leute alles
wissen! Und wenn sie nun, um bei Ihrem Bilde zu bleiben, noch ein
erkledliches mehr wert' wäre?“

„Falls der Herr Professor doch Bedenken haben sollten, ich bin ja
auch mit der Jüngeren zufrieden, um die ich eigentlich auch nur hatte
bitten wollen. Die Hauptsache wäre allerdings, daß ich sie gleich mit-
nehmen könnte.“

Theobald Ignatius starrte den sonderbaren Freier mit großen
Augen an.

„Gleich mitnehmen? — Und es ist Ihnen ganz einerlei, ob Sie
die ältere oder die jüngere kriegen?“

„Gewissermaßen — ja! Ich muß sogar bekennen, daß mir aus
mancherlei Gründen die jüngere fast noch lieber wäre. Ich weiß, daß
Sie sie als ein teures Vermächtnis Ihres vereinigten Bruders hüten,
und — —“

Wie in abwehrendem Flehen erhob der Professor seine beiden
Hände.

„Halten Sie ein, junger Mann — es geht mir ja schon wie ein
Mühlrad im Kopf herum. Wenn ich Ihre letzten Worte recht verstehe,
ist es überhaupt meine Nichte Irma, um die Sie bei mir anhalten
wollen?“

Dr. Wallner wurde rot wie ein junges Mädchen.

„Der Herr Professor haben also vorhin beim Eintreten gesehen,
daß ich — nun, daß ich mir die Freiheit nahm, Fräulein Irma zu
küssen? Nun wohl, es ist selbstverständlich, daß ich dabei von den
rechtfähigsten Absichten erfüllt war. Und wenn ich mir meiner
Liebe zu Fräulein Irma eigentlich erst heute während des Alleinseins
mit ihr recht bewußt geworden bin, so stehe ich doch, da Sie mich so
gerade herausfragen, nicht einen Augenblick an, Sie in aller Form
um die Hand der jungen Dame zu bitten.“

„Na, das wird ja in der Tat eine prächtige Ueberraschung sein
für die anderen. Aber sagen Sie mir doch um des Himmels willen:
wenn sie nicht schon mit der Absicht einer solchen Werbung hier-
herkamen, was wollten Sie denn eigentlich sonst?“

„Aber der Herr Professor haben doch sofort erraten, daß ich Sie
bitten wollte, mir eine der beiden wundervollen Violinen aus dem
Nachlaß Ihres Herrn Bruders für einige Stunden zu überlassen. Man

hat mich ersucht, in einer Wohltätigkeitsmatinee, die in einer Stunde beginnen wird, ein Geigen Solo zu spielen. Und da mein eigenes Instrument von sehr mäßiger Güte ist, —

Er kam nicht weiter, denn der Professor war aufgesprungen und suchte mit den Armen in der Luft herum wie ein Besessener.

„Darum also sind Sie in Grad und weißer Binde? — Wegen der Matinee — nicht wegen meiner — ja so! — ja so! — O, die neunmal klugen Weiber! Aber ich hätte es freilich merken sollen, als Sie die ältere ein Kleinod nannten und ein vollendetes Meisterwerk. — Amalie! — Amalie! — Bring doch die beiden alten Geigen, die wir von meinem Bruder geerbt haben. Der Herr Doktor will sich eine davon aussuchen. Denn deshalb — nur deshalb ist er gekommen.“

Er hatte es mit Stentorstimme zur Tür hinausgerufen. Dann aber, sich schmunzelnd zu dem höchlichst erstaunten jungen Manne zurückwendend, fügte er leise hinzu:

„Die Irma kriegen Sie natürlich auch. Aber das besprechen wir vielleicht, wenn Sie mit die Violine zurückbringen. Ich glaube nämlich,

Italien hat der Senat jetzt dem neuen Heeresgliederungsgeß zugestimmt. Mit dem Geß über die zweijährige Dienstzeit stellt es eine neue Grundlage für die Wehrkraft des Landes auf. Auch die Artillerie erfährt durch diese Maßnahme eine wesentliche Umgestaltung und Vermehrung, Fortschritte, die in technischer Beziehung bereits seit längerem angebahnt waren. Das Wichtigste ist wohl die Trennung des technischen Offizierkorps von den Truppenoffizieren und die Errichtung von 2 Regimentern schwerer Artillerie mit 20 Kanonen- und Haubitzenbatterien. Die obere Abbildung auf S. 260 zeigt einige der schwersten Haubitzen neuester Konstruktion, wie sie namentlich auf bergischem Terrain zur Armierung von Festungen usw. in Italien verwendet werden; die untere Abbildung eine fahrbare Telegraphenanlage in vollem Betrieb bei einer Felddienstübung. Auch im militärischen Nachrichtenwesen sind neuerdings in der italienischen Armee erhebliche Verbesserungen eingeführt worden. — Im Pustertal, in Tirol, dieser alljährlich von Tausenden mit Vorliebe aufgesuchten,



Wallfahrtskirche in dem schlesischen Ort Abendorf.

um eine solche Verlobung mitzufeiern, sind meine Frau und meine Töchter heute nicht ganz in der rechten Stimmung.“ — — —

Unsere Bilder.

Die Mannigfaltigkeit in der Konstruktion der Aeroplane, Monoplane und wie die modernen Luftvehikel alle heißen, die Schnelligkeit, mit der die Verbesserungen und Aenderungen im Bau und in der Anordnung der einzelnen Teile dieser Maschinen aufeinander folgen, diese Erscheinungsformen modernster Technik haben auch für den Laien unverkennbar großen Reiz. Ein besonders eigenartig gebautes Luftfahrzeug, bestimmt für die Fernfahrt London—Edinburgh, stellt die Abbildung auf der Titelseite dieser Nummer dar. Mr. Fairbrother, der Konstrukteur und Lenker des merkwürdigen Fahrzeugs, ist eben im Begriff, sich mit diesem zu einer Abungstour in die höheren Regionen zu erheben. — In

landschaftlich reizvollen Hochgebirgsgegend, haben sich neben den alten Volksitten auch die bunten, eigenartigen Volkstrachten noch vielfach erhalten. Eine junge Pustertalerin, eine Dorfschöne, in ihrem Sonntagsstaat, zeigt die Abbildung S. 261. — Kaiser Franz Joseph von Oesterreich begeht am 18. August seinen 80. Geburtstag. Der im Laufe seiner langen Regierungszeit — er bestieg den habsburgischen Kaiserthron am 2. Dezember 1848 — von so vielen schweren Prüfungen heimgesuchte Monarch erfreut sich weit über die Grenzen seiner Staaten hinaus der größten Sympathien. Zur Geburtstagsfeier, bei der von allen rauschenden Festlichkeiten abgesehen werden wird, stellen sich bekanntlich auch zahlreiche Fürslichkeiten, darunter das deutsche Kaiserpaar, am österreichischen Hofe mit ihren Glückwünschen ein. — Abendorf in Schlesien ist bekannt durch seine prächtige, an Kunstschätzen und Kostbarkeiten aller Art reiche Wallfahrtskirche, die auch architektonisch durch ihre stilvolle Gliederung einen bemerkenswerten Eindruck macht. — m.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 54

Sonntag, den 21. August

1910

Das Haus Nr. 100.

Roman von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Können Sie ein paar Fragen beantworten?“ fragte der Arzt. „Ein Beamter ist nebenan — er möchte Aufklärung über das, was vor-
gefallen ist. Soll er kommen?“

Hunter nicht bemerkbar, und der Arzt führte den Kommissar an
das Lager.

„Nur wenige Fragen,“ flüsternte der Doktor.

Der Kommissar beugte sich vor, um die Gesichtszüge des Kranken
scharfer beobachten zu können.

„Waren Sie das selbst?“ fragte er.

Die Lippen des Australiers bewegten sich, und ein zögerndes,
röchelndes „Ja“ entrang sich ihnen vernehmbar. Dann schlossen sich
die bläulich gefärbten Augenlider, um sich minutenlang nicht wieder zu
öffnen. Der Doktor untersuchte von neuem, stellte einen rasch erhöhten
Pulsschlag fest und erhob gegen eine weitere Vernehmung Einspruch.

„Keine Aufgabe ist ja auch gelöst,“ gab der Kommissar gedämpft
zurück. „Sie haben Frage und Antwort gehört?“

„Deutlich.“

Auch Frau Fantig wurde als Ohrenzeugin des Selbstgeständnisses
von dem Beamten notiert.

Dem Ehepaar Butschow konnte eine Vernehmung nicht erspart
werden. Butschow kam schlurfend und schleppend, die Frau blaß,
aber festen Schrittes und scheinbar ruhig. Und sie allein antwortete
auf die geschäftsmäßigen Fragen des Beamten.

„Wieviel Schüsse haben Sie gehört?“

„Zwei.“

„Wann war das?“

„Um Mitternacht.“

„Waren Sie noch wach?“

„Ja.“

„Sie riefen Ihren Mann und eilten nach unten?“

„Ja.“

„Hörten Sie deutlich, daß die Schüsse im Hause gefallen waren?“



Sieger beim 25. Rheinischen Bundesschießen in Düsseldorf.

Oben (von links nach rechts): Otto Rudolf, Wilh. Sagen, W. Daus, Aug. Cronenburg, Franz Collée, Fr. Franken, C. Busch, K. Hermanns.

Unten: A. Hövel, B. Franken.

Phot. Franz Collée.

„Ich glaub es.“
 „Gehören die Werkzeuge Ihnen?“
 Frau Wutschow trat vor, prüfte und bestätigte.
 „Wo wurden sie aufbewahrt?“
 „In einem Verschlag hinter der Treppe.“
 „Wußte Hunter darum?“
 „Er mußte wohl.“
 „Wie erklären Sie sich, daß er den sehr wertvollen Schreibtiſch gewaltsam aufbrechen konnte?“
 Frau Wutschow zuckte die Schultern.
 „Sollte er das im Zählhorn getan haben, vielleicht, weil das — Schloß nicht funktionierte oder er den — Schlüssel verlegt hatte?“
 „Es scheint mir möglich.“
 „Neigte er zum Zählhorn?“
 „Darüber habe ich kein Urteil“, behauptete sie kalt.
 „Haben Sie etwas zu ergänzen?“ fragte der Kommissar den Hausherrn.
 „Nein“, antwortete Wutschow träge.
 „Ich danke.“
 Der Beamte winkte entlassend. Der schlottrige Ehemann und die fast aufreißend selbstbewußte Frau waren ihm nicht sympatisch, und er schenkte sich überflüssige Höflichkeitserweisungen.
 Die Aufnahme des Protokolls dauerte bis zum Morgen.
 „Wollen Sie noch etwas aussagen?“ fragte der Arzt den Australier.
 Ein kurzes, heiseres „Nein“ war die Antwort.
 Mit dem zunehmenden Tage schien auch die Kraft des Patienten zu wachsen. Er verweigerte die Nahrungsaufnahme, lag, ohne sich zu rühren, sprach aber mit dem Arzte, der bis zur Ankunft Bruchs an seiner Seite bleiben wollte. Zuerst kamen die Worte gurgelnd, schwerfällig und kaum verständlich, dann klar und zusammenhängend.
 „Schonen Sie sich“, riet der Arzt.
 „S-a. Ist — Bruchs — tele —“
 „Gleich in der Nacht und dringend. Er kann schon um die Mittagstunde hier eintreffen.“
 „Werde — ich — ge — sund?“
 „Gewiß.“
 „N-ein —“, hauchte er.
 „Doch. Nur sprechen Sie nicht so viel!“
 „Frau — Wu — Wutschow —“
 „Wollen Sie sie sprechen?“
 „Al — allein —“
 Frau Fantig richtete die Botschaft aus und verließ das Gemach, sobald die Hausherrin eintrat.
 „Al — allein —“, wiederholte Hunter, den Blick auf den Arzt gerichtet.
 „Ja, aber nicht zu lange“, mahnte der Doktor und drückte die Tür hinter sich zu.
 Hunters Blick ruhte fest auf der Frau.
 „M — Mör —“, röchelte er abgerissen, und bei dem schweren Leidenston zuckte die stolze Frau zusammen.
 „Hast du mich — verraten?“ fragte sie, nach Atem ringend.
 Er schloß die Augen und schwieg lange.
 „Hast du —?“ drängte sie zitternd.
 „Den — te — mittag — kommt — Bruchs“, brachte er mit Anstrengung hervor. „Willst — du — nun — Ja' — sagen?“
 Die jähe Hoffnung durchbebte sie, daß sie mit ihrer Zustimmung sich selbst zu retten vermöge.
 „Wünschst du es?“ fragte sie drängend.
 „S-a —“
 „Und du willst schweigen — dann schweigen?“
 „Nur — dann —“
 „Ja, ich gebe meine Einwilligung!“
 Er drehte das Gesicht mühsam der Wand zu.
 „Ich — mag — dich — nicht sehen . . . Gott — verzeihe dir — ich — kann nicht . . .“
 „Aber du hältst dein Wort!“ leuchtete sie.
 „G — geh!“ forderte er kurz, und sie gewann die Gewalt über sich, von dem Lager des Schwerkranken zurückzutreten und mit undurchdringlich verschlossener Miene an den im Nebenzimmer Weisenden vorüberzuschreiten.
 Hunter lag eine Stunde lang apathisch. Dann flüsterte er:
 „Bruchs — da?“
 „Noch nicht, aber bald“, erwiderte Frau Fantig, deren Mann bei jedem von Leipzig ankommenden Zug nach dem Anhalter Bahnhof eilte.
 „Bald —“, wiederholte Hunter sinnend, und nach einer Pause forderte er mit belebter Energie: „Lassen Sie — Notar holen. Ich will — testieren —“
 „Es ist unnötig, Sie werden genesen“, beruhigte der Arzt gegen seine Ueberzeugung. „Aber — wie Sie wollen. Wen wünschen Sie?“
 „Einer — lei —“
 Ein Bruder des Arztes war Notar und wohnte gleichfalls in der Nähe. Er wurde von Frau Fantig sofort geholt.
 Hunter sprach fast ruhig.
 „Ich sehe“, erklärte er, und der Notar schrieb nach, „Herrn Doktor — Max Bruchs — und seine Braut — Hedwig — Wutschow — zu gleichen Teilen — zu meinen — Univer — salerben — ein. — Nichts

sagen — Doktor Bruchs“, flocht er ein und fuhr fort: „Sie sollen aber — Waisenhaus bauen — für arme Kinder — und — die — schlechte — Eltern — haben —“
 „Wollen Sie eine bestimmte Summe für den Bau festsetzen?“ unterbrach der Notar.
 „Ja — zehn — zehn Millio — nen. — Das andere — Bruchs — Hedwig —“
 Der Arzt führte ihm bei der Unterschrift die Hand, und Frau Fantig schluchzte erschüttert.
 „Ruhe“, mahnte der Arzt leise und freundlich.
 Ein lautes Wagenrollen, das vor dem Hause plötzlich abzubrechen schien, lockte die Frau ans Fenster.
 Durch Tränen erkannte sie ihren Mann und den eilig die Gitterpforte öffnenden jungen Arzt.
 „Bruchs“, rief sie leise und ging dem Ankommenden entgegen.
 „Das Unglück, Herr Doktor!“
 „Er lebt?“
 „Ja — noch —“, versetzte sie bitter.
 „Noch — noch —“
 Bruchs mähtigte seine Füle erst an der Schwelle des Schlafzimmers.
 „Lieber Freund — Grüße von Hede — von Marie — von meinem Schwager —“
 Er sah bestürzt in das leidende Antlitz, das sich aischahl von den weißen Kissen abzeichnete.
 „Kein Gott —“, stotterte er, einen Moment die Fassung verlierend.
 Hunter schob ihm die Hand, die er nicht mehr zu heben vermochte, über die Decke entgegen.
 „Dank — daß — Sie kommen. Allein — al — lein“, bat er, und die nicht gewünschten Zeugen kamen seinem Willen unverzüglich nach.
 Bruchs hatte die ihm gebotene Hand ergriffen und hielt sie in der seinen.
 „Doktor — hören Sie mich — an —, ich habe — nicht viel — Zeit mehr. — Hede — wird — Ihre Frau. Frau Wu — Wu — Wutschow —“, die Lippen flogen ihm, „— hat — ein — eingewilligt. Sie — sollen — nicht trauern — um mich. Ich — ach — wie das — schwer wird. Ich bin — miserabel — gewesen — auch ein — Menschen — ha — hasser — wie Wu — Wutschow — ich — muß — sterben — sühnen. Ich gehe — zu meinen Kindern —“
 Bruchs drückte ihm die Hand.
 „Reden Sie nicht mehr“, bat er weich.
 „Doch — doch —. Glauben Sie — an — einen Gott? — Wenn es — einen gibt — Barmherzigkeit — nur — meine Kinder — meine Kinder! Und — Vergebung — Barmherzigkeit! Mein — mein Leben war — schal. Geben Sie — Sie — Glück, auch — für — mich. Ich — habe — testiert — Sie — sollen alles ausführen. Segnen Sie! Heiligen Sie!“
 Er stotzte und rang nach Luft. Bruchs erkannte die Gefahr der tiefen seelischen Erregung; aber er tat nichts mehr dagegen, denn das Auge des Arztes sah zugleich, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken, daß das Ende nahe herangekommen war.
 Noch einmal nahm der Scheidende sichtlich alle Kraft zusammen.
 „Frau — Wu — hat sich — um Hede — gesorgt — das vergibt — viel. Sei — nicht — zu streng. — Fantig — gut — zu mir — gib —“
 Ueber die stotternden Lippen kam eine nüchterne Zahl.
 „Gib —“, wiederholte er. „Und — nimm. Wie — bin — ich arm, daß — niemand — um — mich — trau —“
 Die letzte Silbe verhauchte.
 „Wir werden immer dankbar an Sie denken, Hede und ich“, sagte Bruchs voll Herzlichkeit.
 Der Schimmer eines Lächelns glitt über das graue Antlitz.
 Bruchs fühlte die von ihm umschlossene Hand des Sterbenden erkalten; er fing einen letzten Blick der brechenden Augen auf, ein Dehnen ging durch den Körper, und plötzlich stand der Atem still — William Hunter hatte ausgelitten . . .
 „Mein Gott“, stammelte Bruchs erschüttert, „wie hat das alles so schnell kommen können!“
 Er brachte dem Kollegen und der jungen Frau die Trauerbotschaft und sank wie gelähmt auf einen Sitz. Er hatte den Tod nicht zum ersten Male sein Herrscheramt üben sehen; aber der hier unter der Sichel des Schnitters gefallen war, hatte seinem Herzensleben nahe gestanden und hinterließ in ihm eine blutende, schmerzende Wunde.
 Er brauchte Zeit, ehe er die Umwandlung von Schwäche abschütteln konnte; aber dann lehrte ihm die Spannkraft wieder, und er stieg die Treppe hinauf, um dem Ehepaar Wutschow die traurige Mitteilung zu überbringen.
 Frau Wutschow weifte in ihrem Gemach und empfing den Arzt mit sichtlich Spannung.
 „Herr Hunter ist entschlafen“, sagte Bruchs einfach. „Was ihn veranlaßte, die Waffe gegen sich selbst zu richten, wird wohl — für immer sein Geheimnis bleiben.“
 Die Frau atmete auf, als sei sie von einer schweren Last befreit. Aber nicht ein Wort der Teilnahme wurde von ihr gesprochen.
 „Sie haben dem Sterbenden zu erkennen gegeben“, fuhr Bruchs fort, „daß Sie sich — um Hedwig sorgten —“
 Sie fuhr zusammen.

„Woraus — wollte er das — schließen?“ fragte sie unruhig.

„Er hat es nicht weiter erörtert; er konnte es vielleicht auch nicht mehr, denn er war bereits zu schwach.“

„Ich hatte keinen Grund, mich zu dem — Fremden zu äußern,“ tritt sie mit dreister Stirn; „nur das eine habe ich ihm nicht verschwiegen, daß ich Ihnen und meiner Tochter die Einwilligung nicht länger vor-enthalten wolle. Hat er daraus — meine Besorgnis gefolgert?“

„Gnädige Frau, ich weiß es nicht, aber ich danke Ihnen für Ihr

Ja —

Er streckte ihr die Hand hin, die sie indes nicht zu sehen schien.

„Wo ist Hedwig?“

„Sie befindet sich in guter Hut, und sie wird in wenigen Tagen hier sein und Ihnen auch Ihrerseits danken.“

„Warum — kommt sie nicht gleich?“

Bruch's lächelte sie auf.

„So. So weit haben Sie sie gebracht?“

„Meine Schwester wird sie heimholen.“

Sie maß ihn mit feindseligen Blicken.

„Ich gebe Ihnen mein Kind. Mögen Sie es nie bereuen. Mein

Freund — werden Sie nicht.“

Er machte eine Abschiedsbewegung, aber Frau Wutschow hielt ihn noch zurück.

„Wer übernimmt die Sorge für das — Begräbnis?“ fragte sie.

„Ich.“

„Sind Sie dazu autorisiert?“

„Wie meinen Sie das?“

„Sind Sie — Nachlassordner?“

Bruch's hatte von dem Testament nur die flüchtige Kenntnis, die ihm der Sterbende gegeben hatte, und ahnte nicht, wie er selbst darin bedacht worden war.

„Ich erfülle eine einfache Freundespflicht,“ antwortete er ernst.

„Adieu.“

Sie drehte ihm kalt den Rücken.

Der plötzliche Tod des Australiers erregte Aufsehen und wurde in den Zeitungen in langen Artikeln besprochen.

Am Stammtisch in der Bülowstraße entspann sich über den Fall eine lebhafte Debatte, und Fantig gab der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er in ehrlicher Anteilnahme ausrief:

„Der Unglücksfall hat noch allen Ansehens gebracht, die damit zu tun hatten, und wenn hinter auch sein eigener Herr war und keiner ihm quer kommen durfte, recht ist es mir nie gewesen, daß er sich gerade da einmischen mußte!“

Nur Jeremias Kluchhohn hielt sich zurück.

„Aee?“ näselte er und schielte scheu auf die Tischplatte. „Hast du's ihm denn nicht gesagt? Er war doch — dein — ausgesuchter Gömmer —“

„Jawohl, war er!“ betonte Fantig gereizt. „Aber keiner wie dein Wutschow! Pah, der Vergleich beleidigt schon. Der Mann hatte Herz und Wert — dein Wutschow — ach was, die Namen lassen sich ja gar nicht in einem Zuge nennen ...“

„Geizig — war er wohl nicht,“ stichelte Jeremias.

„Nein; aber dein Freund ist es, eilig sogar,“ trumpfte Fantig auf.

„Und die Alte! Na, die passen zusammen. Prachtexemplare ...“

„Ja, ja,“ warf der Wirt besänftigend ein, „so'n bißchen Leben, was das ist! 'n Streichholz ist auch nicht viel leichter auszublasen.“

„So,“ knurrte Jeremias, „mußte er denn selbst blasen?“

„Kaue deinen eigenen Priem,“ wies Fantig ihn zurecht. „Hat er's getan? Ist es ein Unglück gewesen? Weißt du es? Und hast du zu richten?“

„Das nicht. Bleibt aber immer feig —“

„Rede keinen Quatsch! Feig — feig! Gott bewahre, eher das Gegenteil! Was willst du denn? Der Mann hatte alles, was er wünschen konnte: Geld, Gesundheit, Arbeitskraft — sorglos konnte er leben, wenn sein Sinn bloß auf das Äußere gerichtet war. Aber das war er eben nicht. Der Mann hatte was in der Brust, was bei dir und deinem Wutschow nicht da ist; und weil das, weil das Herz nicht zufrieden war — nur so kann ich es mir erklären — warf er Gold und Leben von sich. Wenn's kein Zufall war — ich kann das nur immer wiederholen.“

„Hat er den schönen — Tisch auch — zufällig erbrochen?“

Fantig musterte Jeremias geringschätzig.

„Einer, der ein armer Teufel oder ein Geiztrager ist, trägt seinen Rock sieben Jahre, und wenn's auch kaum noch Fäden sind: 'n anderer läßt in seinen Stiefeln nur eine Woche herum oder stülpt sich alle paar Tage einen neuen Dedel auf seinen Schädel. Soll einer, der mit Millionen wirtschaftet, nicht auch mal so 'n nichtswürdigen Holzlasten klein machen dürfen, wenn er was drin sucht und nicht anders dazu kann, oder wenn es ihm Vergnügen macht? Brauchte der mit Groschen zu rechnen?“

„Na, na, sollte — es nicht — mit seinen Groschen — zu Ende gegangen sein?“ setzte Jeremias seine Herausforderung fort.

„Du bist ein Kindsstopp,“ erwiderte Fantig entschieden. „Dätte er nicht da noch den schönen Bauplatz gehabt — kannst du nicht bis drei zählen, daß dir das nicht einleuchtet?“

„Ach, den —“

„Ach, den!“ äffte Fantig nach. „Willst du wetten, daß er deinen Wutschow mindestens zehnmal in die Tasche steckte?“

„Mit dem Rau —“

Fantig stand gereizt auf.

„n' Abend, meine Herren.“

„Komm' wieder!“ rief ihm der Wirt besänftigend nach.

Und am nächsten Abend stellte er sich wieder ein und fand die Situation ziemlich verändert.

Die letztwilligen Verfügungen waren inzwischen bekannt geworden. Jeremias schnellte aus seiner höfenden Stellung auf und streckte dem Agenten die zitterige Hand hin.

„Na, da — gratuliere —“

Fantig war ernst und glitt fast müde auf einen Stuhl.

„Ich habe gar nicht gewußt, wen ich da verloren habe,“ sagte er, und seine Stimme bebte.

„Kannst aber lachen,“ wisperte Jeremias.

„Nein.“

Fantig saß in stillem Nachdenken.

„Ich habe — viele miserable Menschen kennen gelernt,“ sagte er halb für sich, „aber wieviel kann doch ein einziger gut machen. Wie — viel mehr als gut. Und gerade der mußte gehen. Gerade dem kann man nicht mal mehr Dank sagen. Der liegt bleich und kalt, wird — bald unter die Erde gebettet — begraben — vergessen sein. Nein, von mir nicht ...“

Er fuhr sich über die Augen.

„Ist das wahr, daß — der Staatsanwalt — die Leiche beschlagnahmt hat?“ fragte Jeremias nach einer Weile.

Fantig nickte, ohne sich weiter auszulassen, und ein gewisser Ernst ehrte auch die übrigen Stammtischler, selbst den nervösen Jeremias nicht ausgeschlossen.

„Du gehst doch wohl immer noch zu deinem Freunde hin,“ wandte sich der Wirt an Jeremias; „hast du nicht was von der Tochter gehört?“

Der Gefragte verhielt sich ablehnend.

„Ich misch' mich nicht ein,“ erklärte er murmelnd.

„Na, ja. Aber richtig scheint da auch nicht alles zu sein,“ fuhr der Wirt fort. „Die Alte hat sich eine Frau zur Aushilfe genommen, — das ist ihr früher nicht eingefallen. Und die Tochter, sagt die Frau, ist nirgends zu sehen. Gefocht wird auch nur für zwei — wenn da nichts dahinter steckt, will ich Rud heißen. Bloß Genau'es weiß man noch nicht.“

Fantig verhielt sich schweigsam, bis das Gespräch sich abermals dem anscheinend auffälligen Eingreifen des Staatsanwalts zuwandte.

„Auffällig?“ fragte er. „Wieso das? Passiert das nicht bei jedem derartigen Anlaß? Die Kebensart: Das Genau'e wird die Untersuchung oder die gerichtsarztliche Obduktion ergeben, die liefert man doch fast alle Tage.“

„Ja, aber hier hat doch die Polizei schon gesprochen.“

„So? Die hat den Befund aufgenommen. Alles versteht die auch nicht, und ob wirklich ein Selbstmord vorliegt, ob wenigstens die tödliche Wunde von der eigenen Hand beigebracht sein kann, und ob die Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, darüber haben andere Leute zu befinden: Sachleute, Aerzte. Und von denen das Gutachten einzuholen, dürfte alles sein, was der Staatsanwalt will. Meines Erachtens eine Formsache, nichts weiter. Ja, wenn der Verwundete sich nicht selbst bezichtigt hätte — dann läge die Sache anders. Aber so — ich bin überzeugt, daß die Leiche sehr bald wieder frei gegeben und das Verfahren mit einem diden Strich abgeschlossen wird.“

„Na, wir werden ja sehen.“

„Wer weiß, was da noch jutage kommt,“ mischte sich ein fremder Gast ein und hatte sogleich eine Reihe Zweifler auf seiner Seite.

Am dritten Tage nach dem Hinscheiden Hunters fand die Obduktion statt und ergab nach Ansicht der Sachverständigen die Bestätigung, daß der tödliche Schuß aus nächster Nähe und von der eigenen Hand des Getroffenen abgefeuert worden sei. Für die Tat von der eigenen Hand sprachen auch die Umstände, daß die aus dem Körper entfernte Kugel mit den noch in dem Revolver befindlichen übereinstimmte, und daß die Waffe selbst als Eigentum des Verstorbenen festgestellt werden konnte. Hätten die auf dem Schaft eingravierten Initialen W. H. noch einen Zweifel gelassen, so würde dieser durch das Zeugnis der Aufwartefrau Hunters beseitigt worden sein, die das Schießzeug wiederholt in dem geöffneten Schubschloß des Schreibtisches hatte liegen sehen, wenn der Eigentümer sich mit seinen Bauplänen beschäftigte und das Fach ruhig halb offen hatte stehen lassen.

Durch das gerichtsarztliche Urteil wurden dem Staatsanwalt die Hände gebunden, und die Erlaubnis zur Bestattung des Toten erfolgte bereits in der Frühe des nächsten Tages.

Dr. Bruch's hatte einen Kollegen mit der Vertretung in seiner Praxis beauftragt und widmete sich ausschließlich der Sorge für den toten Freund.

Die Aufbahrung geschah sofort nach dem Eingang des staatsanwaltschaftlichen Schreibens, und der Tote lag in dem kostbaren Metallarge frieblich und verklärt.

Am die Mittagszeit wurde Hedwig mit Frau Marie aus London zurück erwartet. Sie sollte noch mit einem Blick in das Antlitz des Freundes von diesem Abschied nehmen, dann der Sarg geschlossen und am Nachmittag der Erde übergeben werden.

Bruchs begab sich lange vor der Ankunft des Zuges nach dem Bahnhof und wartete. Als der Zug polternd und stampfend in die Halle einlief, gewahrte er in einem geöffneten Coupéfenster schon von fern den seinen blonden Kopf seiner Braut. Aber kein Lächerschwanken grüßte; stumm, mit tränenverdunkeltem und doch glücklich leuchtendem Blick stand das junge Mädchen, nickte dem Verlobten zu und schmiegte sich ihm still in die ausgebreiteten Arme.

Und dann standen die Liebenden und Frau Dr. Stahl an dem Sarge des Mannes, der wie ein Wundergestirn plötzlich an ihrem Horizont aufgetaucht war und sie mit seiner Güte überschüttet hatte. „Mag, wie schrecklich ist das alles!“ flüsterte Hedwig durch ihr Schluchzen.

„Ja, mein Lieb. Aber — es liegt so tiefer Friede auf seinen Zügen — der Tod ist doch etwas Großes und Erhebendes. Er hat gekämpft in den letzten Stunden, sein Gesicht war verzogen und eingefallen — der Tod hat die Büge gerundet, geklärt und verschönt — ist es nicht wie das erste heilige Amt des großen Erlösers?“

Aus den Zimmern des stillen Schlafers stiegen Hedwig und Frau Marie nach dem ersten Stockwerk empor und traten befangen in das Prunkgemach der Hausfrau. Frau Butschow mochte ihre Ankunft bemerkt und sie bereits erwartet haben. Sie empfing die Tochter an der Tür, schloß sie im ersten Empfinden in die Arme und zog den blonden Kopf an ihre heftig wogende Brust.

„Mama, verzeih!“ bat Hedwigs bebende Stimme.

Kein Laut kam von den stolzen Lippen, nur ein Druck der Arme gab die dürftige Antwort, und nach wenigen Augenblicken schien die Frau ihre volle Fassung wieder gewonnen zu haben.

„Geh' auf dein Zimmer, mein Kind, und lege ab,“ sagte sie und lud die Begleiterin der Tochter kühl ein, Platz zu nehmen.

„Herrn Dr. Bruchs' Schwester?“ fragte sie, als Hedwig zögernd gegangen war.

„Ja, gnädige Frau. Und die Freundin Ihres Kindes.“

„Ich will Ihnen keinen Vorwurf mehr machen ...“

Das Klang herb, und selbst der warmherzigen Frau Marie gelang es nicht, das strenge Frauenantlitz durch einen Widerschein der Herzensfreude zu mildern.

„Ihr Kind hat meine ganze Liebe gewonnen,“ sagte sie.

„Und die der Mutter verloren,“ fiel die Hausfrau rücksichtslos ein.

„Kann ein Kind das?“ fragte die junge Frau ernst.

Frau Butschow wandte sich dem Fenster zu und sah hinaus.

„Sie haben den Sonnenschein im Hause, liebe Frau Butschow; wärmen Sie sich doch daran,“ redete Frau Marie ihr freundlich zu.

„Ich kann nicht,“ klang es bitter zurück. „Und wenn — fliegt der Sonnenschein nicht fort?“

„O nein, der gibt Licht für zwei Häuser — versuchen Sie es nur.“ Hedwig kam zurück, folgte einem Wink Frau Mariens und lehnte sich sanft an die Mutter.

„Ich konnte nicht anders, Mama. Ach, ich habe ja Mag so lieb und alle — alle —“

„Alle —“ murmelte die Frau dumpf. „Ja, laß gut sein! Geh' — und hilf in der Küche — wir — haben einen Gast —“

„Ja, Mama —“

Sie eilte fort; sie selbst trug auf, und es erfüllte sie schon mit Dankbarkeit, daß die Mutter sich so weit zu beherrschen suchte, wenigstens äußerlich den Besuch zu ehren.

„Ist — dem Bräutigam unten?“ fragte Frau Butschow.

Hedwig sah auf die Freundin.

„Mein Bruder hat noch zu tun,“ antwortete Frau Marie.

„Magst du ihm eine Tasse Tee — hinuntertragen?“

Hedwig nickte dankbar.

„Wollen Sie ihn nicht heraufbitten?“ wandte Marie freundlich ein.

„Wenn — er will.“

Dr. Bruchs kam mit der Braut und begrüßte die Schwiegermutter mit freundlichem Ernst.

„Danke, Mama. Aber nur eine Viertelstunde —“

Die kurze Frist verging in gezwungener Unterhaltung — dann galt es, dem Toten auf seinem letzten Wege das Geleit zu geben. Einförmig und düster verlief die Trauerfeier in der Wohnung, und ernst und langsam setzte sich vom Hofe aus der Leichenwagen in Bewegung. Die Wagen des Gefolges schlossen sich auf der Straße an, und nur Butschow hatte die von ihm bestellte Kutsche auf den Hofraum beordert.

Mürrisch kletterte er die Verandatreppe hinab, schloß den Kelz über dem neuen schwarzen Anzug und rückte zupassend an dem ihm unbequemen Zylinder. Dicht vor dem Wagen blieb er stehen, fixierte das ihm fremde Gesicht des Kutschers, schnupperte in das Innere des Gefährts, ging rund herum, fixierte auf die Achsen der Hinterräder und murmelte halb für sich:

„Da fahre ich nicht mit — da hinten sitzt noch einer.“

Er zog seine Börse, händigte dem Kutscher den vereinbarten Fahrpreis und einen Zwanzigpfennignidel als Trinkgeld aus und zog sich schleppend auf die Veranda zurück.

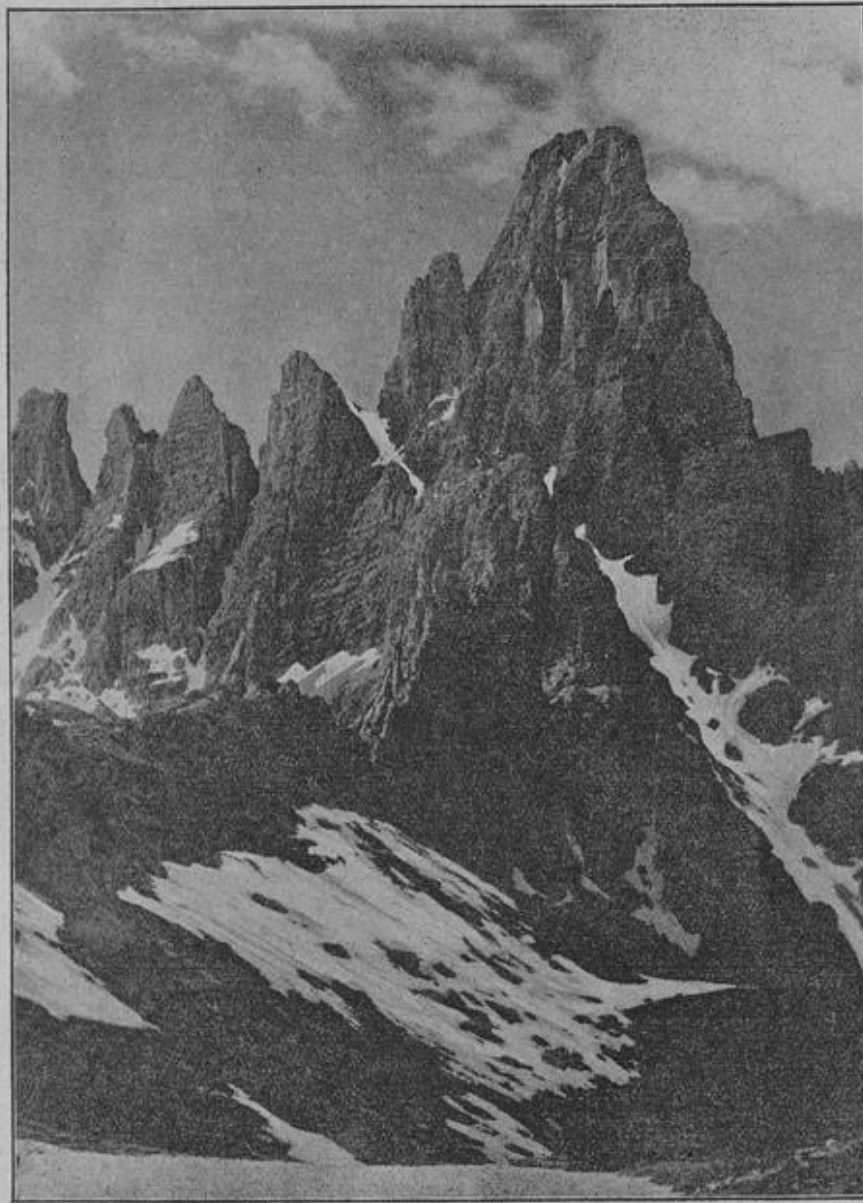
„Was sagte er?“ fragte der Mann auf dem Boden in der Nähe stehenden Fritz Müller.

Müller zog sich hinter die Kutsche zurück, daß er von der Veranda aus nicht gesehen werden konnte, und tupfte sich gegen die Stirn.

„Der? Ja, der muß wohl mehr seh'n als andere Leute. Macht er bei mir auch so. Bald sitzt einer hinten auf den Wagen und läßt 'n nicht los, bald geht einer vor den Schimmeln und fährt uns irre — bloß, daß die immer sonst kein Mensch sehen kann, als bloß er ...“

„Ich floobe, der will sich bloß von die Fuhre drüden,“ meinte Fritz Müllers Kollege drastisch.

Wenn er aber damit das Richtige getroffen hatte, so hatte Butschow offenbar mit seiner List bei der Frau des Hauses keinen Anknüpfungspunkt, denn er troch eben wieder die Treppe hinab und kam, während Frau Butschow hinter den Verandascheiben sichtbar wurde, aufs neue an den Wagen.



Der Paternkofel in den Dolomiten.

Phot. M. Wöhrich.

„nein gehe ich aber doch nicht,“ knurrte er, kletterte neben den Kutscher auf den Bod und hieß ihn abfahren. „Man immer langsam,“ schränkte er ein; „da hinaus kommen wir noch früh genug . . .“

Starr sah Frau Wutschow dem Wagen nach, bis der Duft von Blumen und Wachskerzen aus dem Sterbegemach ihr belästigend auf die Nerven fiel und sie forttrieb.

Sie wankte wie eine Nachtwandlerin; die Schläfen schmerzten ihr, und der Gedanke befriedigte und marterte sie zugleich, daß ein

Puppengeschichten.

Von Matthias Blant-München.

Glaube.

(Nachdruck verboten.)

Doktors Räte hatte eine neue Puppe bekommen. Diese sah in rosigem Naschenkleidchen und in weißen Spitzenhöschen unter dem



Schuhplattler in einer Alpenwirtschaft.

neues unheimliches Geheimnis des Hauses Nr. 100 nun ihr alleiniges Eigentum war.

Wer der Verstorbene gewesen war, wer die Hand gegen ihn erhoben hatte — außer ihr wußte es nur der Richter über den Wolken.

Und an den glaubte sie nicht und fürchtete ihn doch in dumpfer Qual — — — Verfehmt, gemieden, bildete das Haus Nr. 100 in der Potsdamer Straße zu Berlin noch lange Jahre den Gegenstand unheimlicher Gerüchte, bis es, längst vermorcht, endlich einem stattlichen Neubau Platz machen mußte. Das unselige Ehepaar Wutschow ist verschollen; er soll in einem Irrenhause gestorben sein; sie, deren Herz nur am gleißenden Golde hing, zog von dannen — unbekannt wohin — ihre Spur ist verweht . . .

Weihnachtsbaum und sah Räte mit hellen Augen und firschröten Lippen an. In Entzücken darüber jubelte Räte hell auf und sah nicht mehr den Lichterglanz des Weihnachtsbaumes, nicht mehr den funkelnden Bierat, die Silberglöckchen und die vielen Süßigkeiten, sondern blickte nur auf die Puppe hin.

Nur die Puppe!

Ihre Augen fieberten, und ihre Patschhändchen zitterten im Verlangen nach der Puppe, die so frisch, so lebend vor ihr saß.

Lieblos tastete sie erst über der Puppe goldblodiges Haar. Dieses Haargeringel war so sammetweich, wie echtes Haar. Dann strich sie über das Kleidchen hin, das bei jeder Berührung knisterte und rauschte wie Seide.

Vorsichtig hob sie die Puppe und wiegte sie in ihren Armen. Als sie die Puppe dann fester an sich heranpreßte, dann — o Wunder — hörte sie ein piepfendes Stimmchen:

Mama!

Die Puppe rief Mama! Die Puppe konnte reden.

Erst war Käte erschrocken. Dann aber kannte der Jubel kein Ende.

Das war ja eine lebende Puppe, eine Puppe, mit der sie reden konnte. Und immer wieder wollte sie das Stimmchen hören!

Mama! Mama!

Aber diese neue Puppe konnte nicht nur sprechen. Sie konnte noch mehr. Als Kätes Papa die Puppe auf den Boden hinstellte, da schwankte diese erst, als wollte sie sich vor einem Fall bewahren, dann aber bewegten sich die kleinen Füßchen, und die Puppe trippelte über den Fußboden hin.

Das war Kätes neue Puppe, die sprechen und laufen konnte.

Wer war nun glücklicher als Käte? Sie hatte von diesem Abende an eine Freundin, eine Gefährtin gewonnen, mit der sie ihre kleinen Freuden und Leiden teilen konnte. So waren es bald Worte des Trostes, halb Stimmen hellster Freude, wenn die piepfende Stimme ihr zurief: Mama!

Die Puppe war nun ihr alles, ihr Kind, ihre Freundin, alles, ihr Himmel und ihre Glückseligkeit.

Einmal war nun Kätes Bruder, Friß, allein zu Hause. Der fand die Puppe. Er war ein wilder Junge, dem es nicht genügte, daß die Puppe Mama rief und daß sie laufen konnte. Friß wollte in allem auch das Warum ergründen. So nahm er die Puppe und zog ihr alle Kleider aus, bis sie nackt vor ihm lag. Da sah er das Holzgerippe und fand auch die beiden Drücker, auf die man tippen mußte, wenn sie rufen oder laufen sollte.

Auch das war ihm nicht genug! Er brach auch das Holzgerippe auseinander, um in das Innere hineinschauen zu können.

Da fand er aber nichts als Näder, die kunstvoll ineinander gingen, einen kleinen Blasebalg, der quiekte, wenn er darauf drückte, Drähte, die die Füße mit dem Näderwerk verbanden. Alles zerlegte er und stellte es auf den Tisch.

Da lag nun alles nebeneinander: ein Porzellantopf, Holztrümmer, auseinander gebrochene Aermchen und Füße, kleine messingene Mädchen, der piepfende Blasebalg, Drähte, alles bunt durcheinander.

Als dann Käte wieder zurückkehrte, da sah sie alles so vor sich. Wortlos starrte sie darauf hin. Fragend schienen ihre Augen etwas zu suchen. Die Puppe? Die Puppe, die sprechen und gehen konnte? Friß wies auf die Trümmer hin.

Das war ihre Puppe, ihr Kind, ihre Seligkeit und ihr Glück, ihr alles, an das sie geglaubt hatte — — —

In einem Winkel versteckt sah Käte und weinte bitterlich.

Hoffnung.

Margaret war das schwächliche Kind der hübschen Putzmacherin' die im letzten Häuschen der Landstraße weit außen in der Vorstadt gewohnt hatte. Margaret wußte nicht, daß die Mutter bald nach ihrer Geburt gestorben war, und daß es die Großmutter war, von der sie großgezogen wurde. Diese aber mußte für fremde Leute nähen und stiden, um auf diese Weise kümmerlich für sich und Klein-Margaret zu sorgen.

Hilflos und schwach war Margaret zur Welt gekommen, und der Arzt und die Nachbarn meinten, sie würde bald der toten Mutter nachfolgen. Aber die Großmutter, die die Kleine liebte, wie ihr eigenes gestorbene Kind, erhielt sie dem Leben.

Klein-Margaret war auch ein schönes Kind. In ihrem schmalen, blassen Gesichtchen brannten zwei dunkle Augen, das schwarze Haar fiel in Locken hernieder, der Mund war klein, die Lippen rot. Nur der schwächliche Körper war krank, und Margaret konnte nicht gehen. Sie mußte immer im Wagen sitzen und bleiben, wohin sie die Großmutter gefahren hatte.

So sehr in Klein-Margaret auch Lustverlangen und Sehnsucht nach Freude und Glück lebten, sie mußte immer in der kahlen niederen Stube mit den rufgeschwärzten Wänden weilen.

Großmutter mußte ja arbeiten für sich und Margaret; und sonst hatte sie niemand, der sie hinaus ins Freie, hinaus in die herrliche Welt gefahren hätte.

Darum sah sie immer allein im Wägelchen in der dumpfen und düsteren Stube. Dann träumte Margaret. Und ihr Traum sah immer nur ein Bild.

Es war dies ein großes, großes Fenster, und in diesem lagen für ein Kinderherz alle Herrlichkeiten der Welt. Die verlangenden Augen Margarets sahen davon nur die eine große Puppe, die inmitten der anderen Kostbarkeiten stand. Das war aber keine gewöhnliche Puppe. Das war eine Puppe, die tanzen konnte.

Und Klein-Margaret hatte sie auch einmal tanzen sehen, als sie von der Großmutter in die Stadt hineingefahren worden war. Da hielt die Puppe mit ihren zierlichen Fingerchen den Kopf hoch, so daß Margaret die Spitzenhäuschen, die Seidenstrümpfe und die Schählein aus Lid sehen konnte; und so tanzte die Puppe lustig im Kreise herum.

Von dieser Stunde an war die Puppe Margarets Träumen und Hoffen.

Wenn dann die Sehnsucht allzu mächtig in ihr emporquoll, dann sprach sie auch zu der Großmutter von ihren kindlichen Träumen. Und da ihr diese nichts von den geträumten Herrlichkeiten schenken konnte, so gab sie ihr die Hoffnung. Die Großmutter erzählte Margaret von einer Winternacht, die kommen mußte, in der sich alle Wünsche der Menschen erfüllen würden, erzählte von einem lichtstrahlenden Weihnachtsbaume, der auch für Margaret die Puppe bringen sollte.

Dabei lauschte Margaret mit offenem Munde und glühenden Wangen. Jetzt besaß sie die Hoffnung und träumte nun Tag um Tag von jener kommenden Winternacht, in der sich auch ihr einziger Wunsch erfüllen würde. Sie träumte und hoffte und war glücklich in diesem Hoffen.

Still saß sie immer in der Stube; einmal mußte sie ja kommen, die Winternacht, die Nacht der Erfüllung. Dabei sah sie stets die Puppe, die tanzen konnte.

Eifriger und länger als sonst saß die Großmutter über die Arbeit gebüdt. Es war ja schon Herbst, und kalte eifige Winde sausten um das kleine verwitterte Häuschen.

Margaret war stiller denn je; ihre Baden glühten. Sie träumte und hoffte von einer kommenden Winternacht.

Und der Winter kam, und es kam die Erlösernacht. Die Floder fielen und hüllten die Erde in Totenlinden ein.

Da polterten Erbschollen hernieder auf ein weißes Sarglein, in dem Klein-Margaret schlief.

Ueber ihr Hoffen war der Todesengel weggeschritten.

In dem großen, großen Fenster aber stand noch immer die Puppe, die tanzen konnte — — —

L i e b e.

„Heißa, heißa, schlaf', Püppchen, schlaf' ein!“

Klein-Vieschen sah auf der Wiese am Ufer des Baches im Gras und sang und wiegte mit ihren mageren Aermchen die Puppe. Immerfort sang sie und wurde nicht müde dabei.

Vieschens Puppe aber hatte keine Schlafaugen, wie die der reichen Kinder, hatte auch keinen schönen feinen Porzellantopf mit echten Haaren zum Kämmen, konnte auch nicht „Papa“ und „Mama“ schreien, wenn man sie auf den Leib drückte; Vieschens Puppe war derb, aus Holz geschnitten und mit Farben bunt bemalt.

Doch hatte Klein-Vieschen ihre Puppe so lieb, lieber noch, als wäre sie aus Porzellan gewesen, mit Schlafaugen und echtem Haar. Dafür war sie auch Vieschens Puppe und Kind.

Sie hatte diese gar zu lieb.

„Schlaf', Püppchen, schlaf' ein!“

Stadtkinder kamen, solche mit Holzreifen, schönen großen Fellen, Mädchen mit seidnen, knisternden Kleidern, Wägelchen und Sprechpuppen. Klein-Vieschen aber sah sie nicht einmal an und sang unverbrossen ihr Wiegenlied.

„Schlaf', Kindlein, schlaf' ein!“

„Ach, was hast du für 'ne garstige Puppe!“

Alle Stadtkinder standen um Klein-Vieschen, gafften sie an und lachten dabei. Diese aber drückte ihre Puppe noch fester an sich, als wollte sie diese schützen. „Laß doch das häßliche Ding mal ansehen!“

„s ist meine Puppe!“

Bögennd hatte es Vieschen gesagt und ganz leise.

Einer von den Jungen aber, der Kurmacher der Mädchen, der mit dem samteneu Anzug und den gelben Stiefeln, mit dem Spazierstöckchen, trat dicht vor Vieschen hin:

„Deine Puppe kann wohl gut schwimmen und eräuft gar nicht. Die muß man mal schwimmen lassen.“

Er lachte dabei, aber nicht so groß und laut, wie Klein-Vieschen vielleicht gelacht hätte, sondern so vornehm, so selbstbewußt, wie er es den großen Leuten in der Stadt schon abgeguckt hatte. Da lachten jetzt auch die anderen alle mit, klatschten in die Hände und jubelten:

„Ja, schwimmen muß sie!“

Klein-Vieschen biß trotzig die Zähne zusammen und hielt ihre häßliche Puppe noch fester umklammert.

Aber die Stadtkinder waren zu viele, packten sie und hatten ihr auch bald die Puppe entrissen. Der Junge aber mit dem samteneu Anzug und den gelben Stiefeln schlennderte die Puppe in weitem Bogen in den Bach.

„Hurra, sie schwimmt.“

Alle konnten so herzlich lachen.

Nur Klein-Vieschen nicht; sie schrie auch nicht und weinte nicht, sondern stand nur auf und stapfte dem Bache zu, ihrer Puppe nach, Verlangend streckte sie die Aermchen aus, als die Puppe auf den Wellen schaukelte. Doch ihr Püppchen konnte sie so nicht erreichen. Da machte sie noch einen Schritt und noch einen und — — —

Aber die Wellen trugen sie nicht, sondern zogen Klein-Vieschen in die Tiefe hinab.

Als die Stadtkinder dies sahen, da schrien sie laut und liefen davon.

„Das mußte die dumme Trine auch wegen so 'nem häßlichen Holzstüd ins Wasser laufen!“ meinte später der große Junge mit dem samteneu Anzug und den gelben Stiefeln.

Eine Mutter aber weinte sich über Klein-Vieschen die Augen blind.

Der Plan seiner Exzellenz.

Novelle von F. C. Corvin.

(Nachdruck verboten.)

Die lichten Schatten eines Sommerabends zogen durch die offenen Fenster in das Gemach einer Leutnantswohnung. Der Dienst in der Kaserne hatte aufgehört. Die Mannschaften rüsteten ihre Monturen, um sich zu einem Spaziergang in die Stadt bereitzumachen. In einer größeren Kasernenstube übte die Regimentskapelle. Sie sollte in den nächsten Tagen in dem Badeorte Gräfenberg gastieren, und der Dirigent feilte immer noch an dem Zusammenspiel herum; er war nervös und unzufrieden. Der richtige schneidige Takt, der die österreichischen Kapellen von den anderen unterscheidet, schien ihm noch zu fehlen. Kaum begann ein fröhlicher Walzer, als er auch schon wieder durch ein jähes Schlusszeichen unterbrochen wurde. Dann hörte man die lauten, tadelnden Worte des Führers, und nochmals begann das Spiel.

In der Leutnantsstube lag auf der Chaiselongue ein junger Offizier. Er hatte den hellblauen Wassenrock aufgeschlupft und ließ, scheinbar ruhend, seine unruhigen Augen durch das Gemach wandern. „Untrüglich, diese Dubelei!“ höhnte er.

Er tastete nach einer Zigarette, die auf einem silbernen Tellerchen neben dem Feuerzeug lag, und entzündete sie. Dünne bläuliche Wolken stiegen auf, fuhren an den Wänden entlang und huschten plötzlich eilig zum Fenster hinaus.

Die Musik spielte eine flotte Polka. Unwillkürlich klopfen die Füße des Offiziers den Takt dazu. Rums — wieder unterbrochen.

Antonius Maria warf die Zigarette in einen Aschenbecher und sprang auf.

„Das ist ja zum Davonlaufen! Gut gesagt, wenn man Stubenarrest hat.“

Seine Hand glitt durch das dicke Blondhaar. Was hatte er denn Großes getan? Weshalb mußte dieser dumme Fiskus auch nach Olmütz kommen. Warum konnte der Schulreiter mit seinem Pferde nicht fertig werden. Ja, wußte er denn, was er getan hatte? Das war ganz von selbst gekommen. Er sprang auf. Der dicke Wasmann wollte ihn zurückhalten. Zu spät. Schon stand er in der Manege, schob den verblüfften Fiskusreiter zur Seite und sah im Sattel. Das Pferd stieg, machte einige Lançaden und Kapriolen. Er gab ihm die Zügel lang hin und ließ es gewähren. Leicht klopfte er den Hals der gemüthdelnden Stute, sie schraubte und zitterte. Plötzlich wurde sie ruhig. Er gab der Musik ein Zeichen. Sie setzte ein, und er ritt das Pferd die Hohe Schule, ohne einen Fehler zu machen. Brausender Jubel erfüllte den Fiskus. Nur einer verließ den Schauplatz — der Regimentskommandant. Und dieser eine hatte ihn nun eingesperrt wie ein Tier.

„Der Leutnant, für einen Offizier meines Regiments und einen Grafen Besdorf passen derartige Bravourstücke nicht!“ hatte der Oberst gesagt, „bitte, überlegen Sie es sich einmal selbst in Ihrer Wohnung. Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit dazu.“

„Überlegen, gut gesagt, überlegen, bei diesem „Holzhaden“ der Regimentskapelle!“

Unruhig schritt er auf und ab. Wie ein Bär im Zoologischen Garten.

Der Fiskusdirektor hatte ihn engagieren wollen. Ein Graf Besdorf und Schulreiter. Was würde seine liebe Familie in Westfalen dazu sagen? Seine Brüder bei den feudalen preussischen Kavallerieregimentern? Leichtsinzig lachte er auf. Wie doch die Umgebung veränderte. Die Familientradition verlangte, daß ein Besdorf in der österreichischen Armee diene, und fast immer traf es den Antonius Maria. Denn ebenso mußte es einen mit diesem schönen Vornamen in der Familie geben.

Im Jahre 772 sollte ein Antonius Maria von Besdorf als erster bei der Erstürmung die Wälle der Burg überschritten haben. An der heidnischen Feinsul schlug ihn Karl der Große zum Grafen und schenkte ihm in der Umgegend weite Landschaften und Wälder nebst einem mächtigen Schloß. Er sollte die Ritter von Driburg und die starken Grafen in Schach halten. Antonius Maria wurde der Begründer eines neuen Geschlechts. Lange hielten sie sich, den Nachbarn ein Dorn im Auge. Dann zerstörte Bernhard II. ihre Burg, besetzte die Burg von neuem und zerstörte die Besdorfs; von den Grafen unterstützt, in alle Lande. Doch sie waren nicht untergegangen. Besdorfs fand man in allen Heeren, und überall wurden sie gern gesehen, denn sie waren tapfer. So hatten sie die schlimmen Kriegszeiten aller Lande mitgemacht und sich auch unter den Habsburgern ausgezeichnet. Daher die Tradition; trotzdem sein Vater preussischer Generalleutnant war und nun seine alten Tage in einem Landhause, nahe dem jetzigen Badeorte Driburg, verlebte. Das Herrenhaus lag am Hange des Rosenberges. Wie oft war er als Kind in den Bergen und Wäldern herumgestreift und hatte nach den Trümmern ihres einstigen Besitzes gesucht. Hohe Wälder hatten in das Gestein die Wurzeln geschlagen, und des Menschen Fuß schritt über große Zeiten und Geschide.

Dann kam seine Ausnahme in die österreichische Armee, die lustige Zeit in Wien, seine Transferierung nach Olmütz. Hier war

es zum Auswachen, wenigstens für einen, der Wiener Leben gewöhnt war. War es da nicht ganz natürlich, daß er auf solche dummen Gedanken kam? Dumm, nein! Er fand das jetzt ganz nett, daß er dem Schulreiter gezeigt hatte, wie man mit einem Pferde umgeht. Der Stubenarrest würde ihn nicht zu einer anderen Meinung bekehren.

Die Musik spielte — nun ohne Unterbrechung — ein Potpourri aus der Fledermaus. Alte Melodien, alte Erinnerungen — liebe Erinnerungen.

Er lehnte zum Fenster heraus. Plötzlich sah er die Musiker aus der Kaserne treten und zur Kantine herübergehen. Die armen Hascher mochten nach der Pladerei Durst bekommen haben.

Sein Diener brachte ihm einen Brief. Von seinem Vater aus Driburg. Erfreulich würde er wohl nicht enthalten. Er hatte wieder um die Zulage für den überübernächsten Monat gebeten. Die Prämumerando-Rechnung war bei ihm schon längere Zeit eingegriffen. Daran hatte Olmütz auch nichts geändert. Geld braucht man überall.

Ein Vater von vier Offizieren hat es wirklich nicht leicht, und er fühlte als guter Sohn mit ihm. Aber helfen konnte das doch nichts. Die Zeiten Karls des Großen waren vorüber. Die alte Exzellenz hatte sich trotzdem immer in das Unvermeidliche ohne Murren gefügt. Das war eigentlich das Feinliche dabei. Würde er jetzt Schwierigkeiten machen? — Nein, da las er schon: „Ich schide Dir deinen Wechsel mit gleicher Post.“ Aber weiter: „Und bitte Dich, Deinen Abschied einzureichen, da ich mit Dir einen Plan vorhabe, der Dir gefallen wird. Nimm Dir Urlaub bis zur Bewilligung desselben und komme so bald wie möglich nach Driburg. Hier werde ich alles mit Dir mündlich besprechen. Du wirst sicher nicht unzufrieden sein, zumal Du schon oft über die Langeweile in Deiner kleinen Garnison geklagt hast.“

Ja, was hatte man denn mit ihm vor? Das kam doch sehr überraschend. Der Kommandant konnte noch nicht geschrieben haben. — Ueber Olmütz hatte er allerdings in seinen letzten Schreiben geschimpft. Schließlich, wenn er es sich recht überlegte, war es doch ganz nett hier. Die Kameraden waren lustig. Der Verkehr mit den Jägern, Dorfsern und den Preußen in Reiße, Neustadt und Leobsdorf ein ganz amüsant, und in den kleinen Bädern machte man „Fetz“. Harmlose Flirts und Liebeleien füllten die Zwischenzeit ganz nett aus, und der Dienst, na, der war nicht zu überanstrengend. Da mußte man die Preußen hören. — Jetzt sollte er plötzlich gehen. Wirklich, das tat ihm leid. Er hatte sich so schön in Oesterreich eingelebt, er fühlte österreichisch. Mit den Brüdern hatte er auf Urlaub immer Streit bekommen.

„Benimm dich!“ hatten sie ihm stets zugerufen, wenn er einem hübschen Mädchen lustig in die Augen gesehen hatte.

Was mochte man nur mit ihm vorhaben? — Sofort den Abschied! Nein, verehrter Herr Papa, so schnell zieht man den einmal liebgewonnenen Rod nicht aus. Das müßtest du als alter Soldat eigentlich wissen. Aber ich werde dir entgegenkommen und mich auf ein Jahr beurlauben lassen. Wenn man fünfundsanzig ist, läßt man nicht mehr alles mit sich machen, was in einem hohen Familientat beschlossen wird.

Er klingelte. Der Diener erschien.

„Geh mal sofort zum Regimentsadjutanten Schuderlah und bitte ihn zu mir!“

„Es ist bald neun, Herr Graf.“

„Das macht nichts. Sage ihm, es wäre sehr wichtig. Meinemwegen, ich wollte meinem Leben ein Ende machen oder so etwas.“

Der Diener sah seinen Vorgesetzten erschreckt an.

„Na, hab nur keine Angst. Du sollst es bloß sagen, damit er sich beeilt.“

Lüftig grinsend machte der Bursche kehrt. „Soll ich gleich was aus der Kasse mitbringen?“ fragte er mit der Anstrengung eines Menschen, der nicht gewohnt ist, Deutsch zu sprechen.

„Meinetwegen. Vor allen Dingen Eis und ein paar Flaschen Asti spumante.“

Der Diener ging. Eigentlich war es nicht erlaubt, im Arrest Besuche zu empfangen. Der Regimentsadjutant aber durfte kommen. Er konnte ihn ja revidieren. Troden brauchten sie dabei auch nicht zu sitzen. Und Schuderlah war nebenbei nicht so. — Da kam er auch schon hereingestürzt. Atemlos. Brejal mußte seinen Auftrag richtig ausgeführt haben.

„Besdorf, was machst du für Geschichten?“ rief er ihm entgegen.

„Na, du weißt ja, ich reite Pferde, die mich nichts angehen, führe Bravourstücke aus, die sich dem Grafen Besdorf und einem L. und T. Regiment nicht ziemen, und habe Stubenarrest,“ erwiderte er in aller Gemütsruhe.

„Mensch, dein Diener kommt zu Golluschevsky. Wir sitzen friedlich beim Pilsener. Der Kommandant an der Spitze. Ein Kellner meldet mir, daß dein Diener mich sprechen wolle. Der Oberst hört es und befiehlt: „Der Brejal soll hier her, wir geben ihm ein Krügerl für den durstigen Leutnant mit!“

„Das Zivil spürt die Ohren. Du bist noch in aller Gedächtnis mit deiner gestrigen Reiterei.“

Der Bursche kommt und stottert und schreit schließlich, du weißt, wie die Ruthenen schreien, kläglich, jammervoll kläglich:

„Der Herr Graf will sein Leben beendigen!“

Der Kommandant springt auf. Man hört unmutige Stimmen von den Zivilisten. Sie sind auf deiner Seite. Ich eilte voraus. Gleich müssen auch die übrigen da sein."

"Vorzüglich. Eine Ovation also! Das kann einem nur hier passieren."

Da wurde schon wieder die Tür aufgerissen, und der Kommandant in persona stürzte herein.

Bepdorf wollte sich melden, aber der aufgeregte Herr schnitt ihm das Wort ab und befreite seine geängstigte Seele durch einen echten Soldatenfluch. Er war froh, den Gefangenen noch am Leben zu treffen, denn er liebte nicht allein den schneidigen Offizier, sondern auch seinen eigenen Krug. Ein Selbstmord im Offizierskorps durfte nicht vorkommen. Das hätte ein Ende seiner Karriere bedeutet, und seine Gattin wollte doch noch, daß er Feldmarschall-Leutnant wurde.

Glücklich, dieser Gefahr entronnen zu sein, ließ er sich auf einen Sessel sinken.

Von draußen hörte man laute Stimmen.

"Bepdorf, marsch raus, beruhigen Sie das Volk!" rief der Oberst dem Offizier zu.

Schubertlah und der Arrestant gingen. Bepdorf mußte sich wirklich an ein Kasernensfenster stellen, das nach der Straße heraus lag, und eine Ansprache an die Menge richten, die durchaus in die Kaserne dringen wollte und nur mühsam von der in voller Stärke aufgelegten Wache zurückgehalten wurde. Er kam sich vor wie ein populärer Fürst, und sein altes Blut gab ihm von selbst die richtige königliche Pose. Nach einigen Hochs auf ihn zerstreute sich die Versammlung wieder, und er konnte mit Schubertlah in seine Wohnung zurückkehren, in der der Oberst aufgeregt auf und ab ging.

Dieser Bepdorf war doch ein Teufelskerl, dachte er. Das hatte man nun von diesen Herren aus Wien. Dabei war er noch von Geburt ein Deutscher. Ein tüchtiger, brauchbarer Offizier, wie alle Germanen. Man konnte ihn hinstellen, wo man wollte. Nie versagte er. Ein Liebling der Damen und ein Günstling der Soldaten und, wie man

eben auch gesehen hatte, der Bürger. Jedes Ladenmädchen warf ihm verliebte Augen zu; und die Ulmiker bis herunter bis zum Schusterhuben zogen ihre Mützen vor ihm. Von der Gesellschaft ganz zu schweigen, die verwöhnte ihn geradezu. Als er damals erfuhr, daß er die Kapelle des Regiments bei einem öffentlichen Gartenkonzert dirigiert hatte, und ihn bestrafen wollte, da hatten ihm die Damen der Garnison Besuche gemacht, gebeten und gedroht. Ja, mit der Presse gedroht. Gutmütig hatte er die Sache totgeschwiegen. Aber jetzt mit der Virtuosität, das ging denn doch über die Dultschnur. Das mußte man ihm lassen, er schnitt überall vorzüglich ab. Beim Konzert damals hatte er drei Stücke zugeben müssen, und das Pferd hatte er gestern tadellos geritten. Der Oberst mußte lachen. Blödsinnig wurde er wieder ernst. Den Spaß mit dem „Leben beendigen“ hätte er sich schenken können. Dafür wollte er ihm den Kopf waschen! Er sollte sich nicht zu viel einbilden, der Herr Graf!

Als wenn er sich selbst ermutigen wollte, schlug der Kommandant mit seinem unvermeidlichen Reitstock gegen die Stiefel. „Pohdonner-element, er wollte ihm den Standpunkt klar machen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Die Verteilung der Preise für die Sieger beim 25. Rheinischen Bundesschießen in Düsseldorf ist nunmehr erfolgt. In Ergänzung zu den bereits früher gebrachten, auf das Jubiläumsschießen bezüglichen Abbildungen veröffentlichen wir auf der Titelseite dieser Nummer eine Gruppe von Festteilnehmern aus Düsseldorf, die bei jener Gelegenheit besonders hervorragende Schießleistungen aufzuweisen hatten. — In die wilde Romantik der Dolomiten, da, wo sie sich drohend an der Nordostgrenze in die italienische Landschaft hereinschieben, fährt die nächste Illustration: eine Abbildung der dichten, stellenweise von Firnenschnee bedeckten, stark zerklüfteten Spitzen des Paternkofels. Die höchste Höhe desselben beträgt 2744 m; die nahe gelegenen „Drei Zinnen“ allein überragen den Paternkofel.

Seine Besteigung gehört zu den schwierigsten, aber auch lohnendsten Aufgaben der alpinen Touristik. Die Aussicht ins Tal der Rienz, sowie hinüber nach dem trugigen Zwölfer, nach dem südlich gelegenen Monte Cengia und dem Monte Campedelle ist von wunderbarer Schönheit. — Anders, noch urwüchziger und kraftvoller äußert sich die Volksluft der Hochgebirgsbewohner auf der Scholle, die sie ihre Heimat nennen, als man es im flachen Lande seitens der wandernden oberbayerischen und Tiroler Zither- und Bauerntheater-Gesellschaften zu sehen bekommt. So ein „Schuhplattler“ am Sonntag im hochgelegenen Bergwirthshaus, wohin die Semmerinnenu. Semmer, die Hirten, Holzfäller und Anechte kommen, kennzeichnet sich durch eine Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit, die in merkwürdigem Gegensatz zu der sonstigen verschlossenen, ruhigen Alltagsstimmung der Bergbewohner stehen. Die bunten Trachten der Frauen und Mädchen, das ebenfalls farbenreiche Sonntags-„Gwand“ der Burschen, das Stampfen mit den dicken, nagelbeschlagenen Schuhen auf den rauhen Holzdielen, das Lachern und Singen, und nicht zuletzt der die Leidenschaft anstachelnde schwere Wein — alles das vereinigt sich zu einem überaus interessanten, temperamentvollen Sittenbilde einer noch frischen, markigen Volkskultur. — Als ein charakteristisches Beispiel dafür, wie moderne Straßenzüge durch übermäßige Dimensionen von Bauwerken technischer Art verunstaltet werden können, darf die Illustration auf dieser Seite gelten: Ein 80 m hoher Gasometer, ein Ungetüm in architektonischer Hinsicht, ist in der Leuthener Straße in Schöneberg bei Berlin errichtet worden. Gegen diese Verunstaltung des Straßenpanoramas haben die dortigen Anwohner energische Verwahrung eingelegt.



Straßenverunstaltung durch einen Riesen-Gasometer in Schöneberg bei Berlin.

Gedankensplitter.

Wer kein Geld hat, ist arm; wer keinen Geist hat, ist ärmer; wer aber kein Gemüt hat, ist am ärmsten! D. Vardach.

Der Hunger ist der beste Koch; aber er hat nichts zu kochen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 55

Sonntag, den 28. August

1910

Der Plan seiner Exzellenz.

Novelle von F. E. Corvin.

(Nachdruck verboten.)

(1. Fortsetzung.)

Bejdorf trat in die Stube und knippte an der Tür die Sporen zusammen.

„Was sollte die dumme Meldung des Dieners, Herr Leutnant?“ begann der Oberst das Verhör.

„Sie war nur für den Oberleutnant Schuderlah bestimmt. Ich hoffte, ihn damit zur Eile zu bewegen.“

„Und warum hat es solche Eile?“

„Mein Vater hat mir geschrieben, ich soll meinen Abschied nehmen.“

Der Kommandant wurde ganz rot im Gesicht. „Den Abschied nehmen? — Paßt es Ihnen nicht mehr in der österreichischen Armee?“

„Mein Vater wünscht es, Herr Oberst. Er hat besondere Pläne mit mir vor.“

„Die habe ich auch. Pösdommerement! Wen soll ich denn zum Adjutanten machen, wenn Schuderlah zum Generalstab geht?“

Himmel, jetzt hatte er sich verschlappt! Schuderlah sollte das noch gar nicht wissen. Es war unter „geheim“ gekommen. Und anstatt

dem Bejdorf die Kappe zu waschen, ernannte er ihn zum Adjutanten. Schuderlah sah ganz betroffen drein, aber er wagte nichts zu sagen.

Antonius Maria wurde weich. Er hatte soeben erfahren, wie man ihn überall trotz seiner Streiche liebte, und nun sollte er gehen, Abschied nehmen vom lieben Regiment und Oesterreich. Er kämpfte einen schweren Kampf.

Der Oberst maß die Stube kreuz und quer und fuchtelte mit seinem Stock in der Luft herum. Was würde seine Frau dazu sagen? Sie träumte ihre Tochter Fridu schon als Frau Gräfin. Merkwürdig, daß sie noch nicht angefangen hatte, die Kronen in die Taschentücher zu stecken. Der Plan mit der Ernennung Bejdorfs zum Regimentsadjutanten stammte eigentlich von seiner Gemahlin. Das sollte der erste Kicker sein, und welcher Adjutant war im gleichen Falle nicht ins Garn gegangen? Bejdorf läche sein Mädchen mit verliebten Augen an, behauptete seine Gattin; welch Weibliches mit nettem Lärchen sah der aber nicht so an? Er wollte ihm doch den Kopf waschen!



Phot. Dr. Erwin Cuedensfeldt, Düsseldorf.

Von der Internationalen
Städtebau-Ausstellung im Kunstpalast
zu Düsseldorf.

Modell der Gartenstadt Hellerau
bei Dresden.

Die Kolonie, aus gemeinnützigen Gesichtspunkten hervor-
gegangen, besteht schon seit mehreren Jahren; sie setzt sich vor-
nehmlich aus Einfamilienhäusern in offener und geschlossener
Bauweise zusammen und hat gemeinsame Sports- und Spielplätze
für die Jugend, Badeanlagen usw. Hellerau stellt einen mindestens
bemerkenswerten Versuch zur Lösung des Problems der modernen
Bodenreform dar. Jeder Grundstückswucher ist dort ausgeschlossen.

In dieser Spanne gewitterdrohender Stille trat plötzlich der Offiziersdiener Brejal, mit einem Korbe beladen, aus dem silberbeschlagene Köpfe hervorfahren.

„Popdonnerselement!“ rief der Oberst in die Stube, „das sieht mir nicht nach „Leben beendigen“ aus. Wissen Sie auch, Herr Leutnant, daß Gelage während des Stubenarrestes verboten sind?“

„Herr Oberst, ich wollte doch meinen Abschied erbitten. Ein Abschiedsfest ...“

„Unsinn mit dem Abschiedsfest! Können Sie mir den Brief des alten Herrn Grafen zeigen?“

Antonius Maria reichte ihm das Schreiben hin. Der Oberst las. —

„... Und da wollen Sie so ohne weiteres gehorchen?“

Jetzt war er schon auf dem besten Wege, den Sohn gegen den Vater aufzuhetzen! Rein, was man doch als Regimentskommandeur alles für Sorgen hatte. Aber seine Frau hätte ihm ja nicht eine ruhige Minute gelassen, wenn der Graf ging. Wenn er sich noch vorher erklärt hätte. Doch so lieblos durfte er auch nicht denken. Er war doch froh, seine Tochter bei sich zu haben. Nebenbei hielt sie immer noch mit ihm gegen die Mutter.

Brejal hatte den Korb schnell in eine Ecke gesetzt und war dann eilends aus der Nähe der gefährlichen Vorgesetzten verschwunden. Er dachte wohl auf ruthenisch: „Weit vom Schuß gibt alte Krieger.“

„Nun, Herr Leutnant, erklären Sie sich!“

„Herr Oberst, ich wollte ganz gehorsamt um ein Jahr Urlaub bitten. Dann hoffe ich wieder zum Regiment zurückkehren zu können.“

„Ein Jahr! Das geht von der Anciennität ab. Wissen Sie das?“

„Ja wohl, Herr Oberst.“

Der Regimentskommandant überlegte. Schuberlah ging auch erst in einem Jahr — aus dem Grunde hätte er es noch nicht erfahren sollen —, weil augenblicklich keine Stelle im Generalsstabe vakant war. Bepdorfs Verlust im Alter ging nachzuholen. Als Regimentsadjutant konnte sein Schwiegersohn in spe ganz gut von ihm zur Vorpatentierung eingegeben werden. Seine Fridu war ebenso ehrgeizig wie ihre Mutter. Weiß der Kudud! Die Ehrgeizigen in der Armee sind meist die Weiber. Der Offizier ist froh, wenn er nach dem Dienst sein Leben hat. Aber die Damen können nicht Sterne genug sehen.

Einigermaßen beruhigt nickte der Kommandant mit dem Kopfe, setzte sein Käppi auf und schob es sich ins Genick.

„Nun gut, Herr Leutnant, ich werde den Urlaub höheren Orts befürworten. Den Stubenarrest hebe ich auf. Ich befehle Ihnen aber, hier nicht wieder in den Birkus zu gehen.“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Nun kommen Sie. Lassen Sie den Champus stehen, er wird nicht verderben, und morgen werden Sie auch noch Verwendung für ihn haben. Wir wollen bei Gollushevsky ein rechtsschaffenes Glas Pilsener zur Feier des Generalsablers trinken, wenn er auch seine Abschieden leider erst im nächsten Jahr anlegen wird. Dann sind Sie, Bepdorf, mein Adjutant und ...“ er hielt sich den Mund zu, sonst hätte er sein Lieblingsgeheimnis womöglich auch noch ausgeplaudert. „Sie wollen doch?“

„Es ist eine hohe Ehre und Auszeichnung für mich, Herr Oberst, wenn es die Verhältnisse und der Plan meines Vaters gestatten ...“

„Die werden es schon gestatten. Ich werde Ihrem Herrn Vater schreiben, was Sie für ein tüchtiger Offizier sind ...“ Popdonnerselement! er wollte ihm doch den Kopf waschen, und nun sagte er ihm noch Elogen. „Jetzt wollen wir aber die angebrochene Nacht beenden, nicht „das Leben“, wie Ihr Brejal sagte.“

Sehr vergnügt gingen die drei in das bekannte Bierhaus. Es waren trotz der vorgerückten Stunde noch viele Gäste versammelt, und als sie eintraten, erhob sich ein beifälliges Murmeln; denn Bepdorf war durch seine lustigen Streiche tatsächlich der Liebling der Bürger geworden. Sogar die gewohnte Popularität des Herrn Obersten mußte darunter leiden.

Es wurde früher Morgen, ehe Antonius Maria wieder in seine Kasernenstube zurückkehrte. Seinen Urlaub hatte er, ohne die sonst vorgeschriebenen Formalitäten gebrauchen zu müssen, in der Tasche. Dem Kommandanten hatte er aber in die Hand versprechen müssen, wiederzukommen.

Nachdem er einige Stunden tief geschlafen hatte, stand er auf, zog sich gleich Zivil an und packte mit Brejal zusammen die Koffer. Um zehn Uhr trat die Regimentskapelle unter seinem Fenster an und brachte ihm ein Abschiedständchen. Allmählich stellte sich ein Kamerad nach dem anderen ein, je nachdem es ihnen der Dienst gestattete, und der Champus kam auch noch zu seinen Ehren.

Endlich schlug die endgültige Scheidestunde. Der Krümperwagen wartete. Noch einmal ein herzliches Lebewohl! ein erneutes Versprechen, wiederzukommen, und Antonius Maria fuhr, begleitet von Schuberlah, auf den Bahnhof. Durch seinen Adjutanten hatte ihn der Regimentskommandant nochmals an sein Versprechen erinnern lassen, auf eine persönliche Abmeldung verzichtet und ihm auch die gesellschaftlichen Abschiedsbesuche geschenkt. Bepdorf sollte unter allen Umständen zurückkommen; da brauchte er auch nicht überall adieu zu sagen.

Auf dem kleinen Bahnhof in Driburg im Westfalenlande wanderte ein alter Herr rüstig auf und ab. Trotzdem er sich hin und wieder

schwer auf einen Stod stützen mußte, sah man ihm doch den ehemaligen Offizier an. Obgleich der Tag recht heiß war, trug er doch schwarze Kleidung. Auf dem wohlfrisierten Haupte — der Scheitel war tief bis in den Tragen durchgezogen — sah etwas schief, von weißen Helmuträgern getragen, ein schwarzer, steifer Hut. Der General spähte den Schienenstrang entlang. Der Zug mußte jeden Augenblick eintreffen. Antonius Maria hatte von Berlin aus seine Ankunft zu dieser Zeit mitgeteilt.

Das weitergebräunte Gesicht des alten Herrn sah freudig aus. Er hegte für seinen Sohn einen guten Plan, der nicht nur ihm, sondern auch der ganzen Familie zugute kommen sollte. Aus der schnellen Ankunft Antonius Marias folgerte er dessen Bereitwilligkeit, auf eine Veränderung seiner Lage einzugehen.

Ohne mit der Hand die Augen zu beschatten, blickte er in die Sonne. Dort hinten stieg eine kleine Rauchwolke auf. Das mußte der Zug sein, der seinen Jüngsten brachte. Der General strich sich den weißen Schnurrbart. Die Angelegenheit sollte sich ganz von selbst entwickeln. Er wollte dem Jungen vorläufig nichts sagen.

Drei Jahre hatte er ihn nicht gesehen. Bei seinem letzten Urlaub stand er noch in Wien.

Besser ist es, dachte der alte Herr, er zieht seinen bunten Rod bei Zeiten aus, als daß er in einer kleinen Garnison versauert. Mit der alten Tradition wollte die Familie sowieso brechen. Wozu immer ein Kind so weit fort nach Oesterreich schicken? Das hatte sich überlebt. Wenn man seinen Jungen noch bevorzugt hätte — gut, aber so mir nichts dir nichts von Wien nach Olmütz, und noch dazu ohne Vorpatentierung, nein, das konnte er in Preußen billiger haben.

Da lief auch schon der Zug ein. Antonius Maria hatte seinen Vater vom Fenster aus erkannt. Er stieg schnell aus, ging rasch auf ihn zu, und sie begrüßten sich herzlich.

Dann stiegen sie in den mit zwei kleinen Ponys bespannten Jagdwagen und fuhren der elterlichen Besitzung zu.

Der junge Mann atmete tief auf. Er war wieder einmal in der Heimat, in der er seine Kindheit verlebt hatte. Die Berge grüßten ihn. Dort, wo die Burg gestanden hatte, ragte aus dem dunklen Grün der Buchen ein Aussichtsturm hervor. Jetzt sah er auch den kreuzgeschmückten Berg, auf dem die Sulburg einst ihren Platz gehabt hatte. Überall war er als Kind gewesen. Er wollte wieder dort herumwandern, von der großen sehndereichen Vergangenheit träumen. Bald bog das Gefährt von dem Wege zu der kleinen, mit roten Dächern geschmückten Stadt ab, überschritt die Eisenbahn und wendete rechts. Zur linken Hand stüßte eine hohe Allee zu den Bohnhäusern des Gräflich Sierdorffschen Bades mit seinen heilkräftigen Quellen. Die Klänge der Kapelle klangen zu ihnen herüber. Ein Stückchen fuhren sie noch an den Voranlagen entlang, dann bog der Wagen links ab, und Antonius Maria konnte das am östlichen Hange des Rosenberges in stiller Waldeinsamkeit gelegene elterliche Haus sehen.

Sein Herz klopfte vor Freude, seine Mutter wiederzusehen, mit der er sich immer am besten verstanden hatte. Wie oft hatte sie ihn, trotz der anderen drei Geschwister, ihren „einzigsten Sohn“ genannt. In der leichteren Lebensauffassung und im heiteren Gemüt gehörten sie beide besonders zusammen. Die anderen waren viel schwerer im Blut. Auch der gute Vater.

Er freute sich herzlich, mit ihr plaudern zu können. Ihr konnte er rückhaltlos seine liebsten Streiche erzählen, sie verstand ihn und lachte mit ihm.

Die kleinen Ponys schnaubten und legten sich noch heftiger in die Seile. Jetzt eine scharfe Kurve um das mit einem Teppichbeet geschmückte Rundel, und sie hielten vor der Freitreppe. Mit einem Satz war er aus dem Wagen heraus, die Treppe hinauf und hielt sein Mütterchen umschlungen.

Der General gab dem Kutscher noch einige Befehle wegen der Pferde und dann begab auch er sich in das trauliche Familienzimmer.

Dem freudigen Wiedersehenstage folgte eine stille Zeit. Die alte Erzellenz ging dem Sohne sichtbar aus dem Wege und vermied ein Alleinsein mit ihm. Frau von Bepdorf war so voller Freude über sein Dasein, daß es nicht zu einer ersten Rücksprache kam. Einmal versuchte er, vorsichtig über den geheimnisvollen Plan anzufragen, da erhielt er die Antwort, daß sie von nichts wisse. Papa hätte ihr gesagt, er käme auf längere Zeit zum Besuch. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren hatte sie das nur für selbstverständlich gehalten.

Allmählich wurde Antonius Maria die Zeit etwas lang. Seine Brüder hatten schon zur Schutzzeit der Rehböde einen längeren Jagdurlaub zu Hause verlebt. Sie waren wieder in ihren Garnisonen. Jetzt war jagdlich allgemeine Schonzeit. Trotzdem beschloß er, mit der Büchse einen längeren Spaziergang durch die Wälder zu unternehmen. Mit den Jagdnachbarn befreundet, konnte er Raubzeug schießen, wo er wollte, sie waren ihm sogar noch dankbar dafür. Schließlich kam es ihm auch gar nicht einmal darauf an, überhaupt zu schießen. Er wollte nur nicht ganz zwecklos in der Umgebung herumstreifen. Vielleicht konnte er doch einmal seinen Drilling gebrauchen, um einem Räuber der Lüste oder der Büchse seine Beute streitig zu machen.

Dem Vater wollte er noch einige Tage Ruhe lassen, trotzdem er darauf brannte, zu erfahren, was man eigentlich mit ihm vorhatte, dann aber wollte er ihn ernstlich um „klaren Wein“ bitten.

Im einfachen Jagdkostüm, das Gewehr lässig über die Schulter gehängt und den alten treuen Jagdhund an der Seite, schritt er eines Morgens durch die dichten Waldungen des Rosenberges herauf bis zum Denkmal des Begründers des Bades, des Grafen Kaspar Heinrich Eierstorff.

Auf einer Bank ließ er sich nieder und schaute in das Tal hinab. Es war wunderbar klar und still ringsum. Nur die zahlreichen Singvögel vollführten ihr nie störendes Konzert. Plötzlich knisterte es in den Büschen. Der Jagdhund wurde aufmerksam, rührte sich aber nicht vom Fleck. Eine Mücke trat aus dem Gebüsch, sicherte und sprang ruhig über den Weg. Jetzt war das Bild noch ungeklärt, denn die Kurgäste tranken entweder ihren Brunnen oder schliefen noch. Aus dem Tal heraufklingend, schlug es sieben Uhr. Gleichzeitig begannen die Töne eines in der Ferne gespielten Chorals. Gab es eine schönere Kirche als den hohen Dom des Waldes?

Antonius Maria brach auf und schritt den Höhenrücken entlang. Er wollte in die alten Waldbestände des Dübelsnaden gehen, um zu sehen, was sich dort verändert habe.

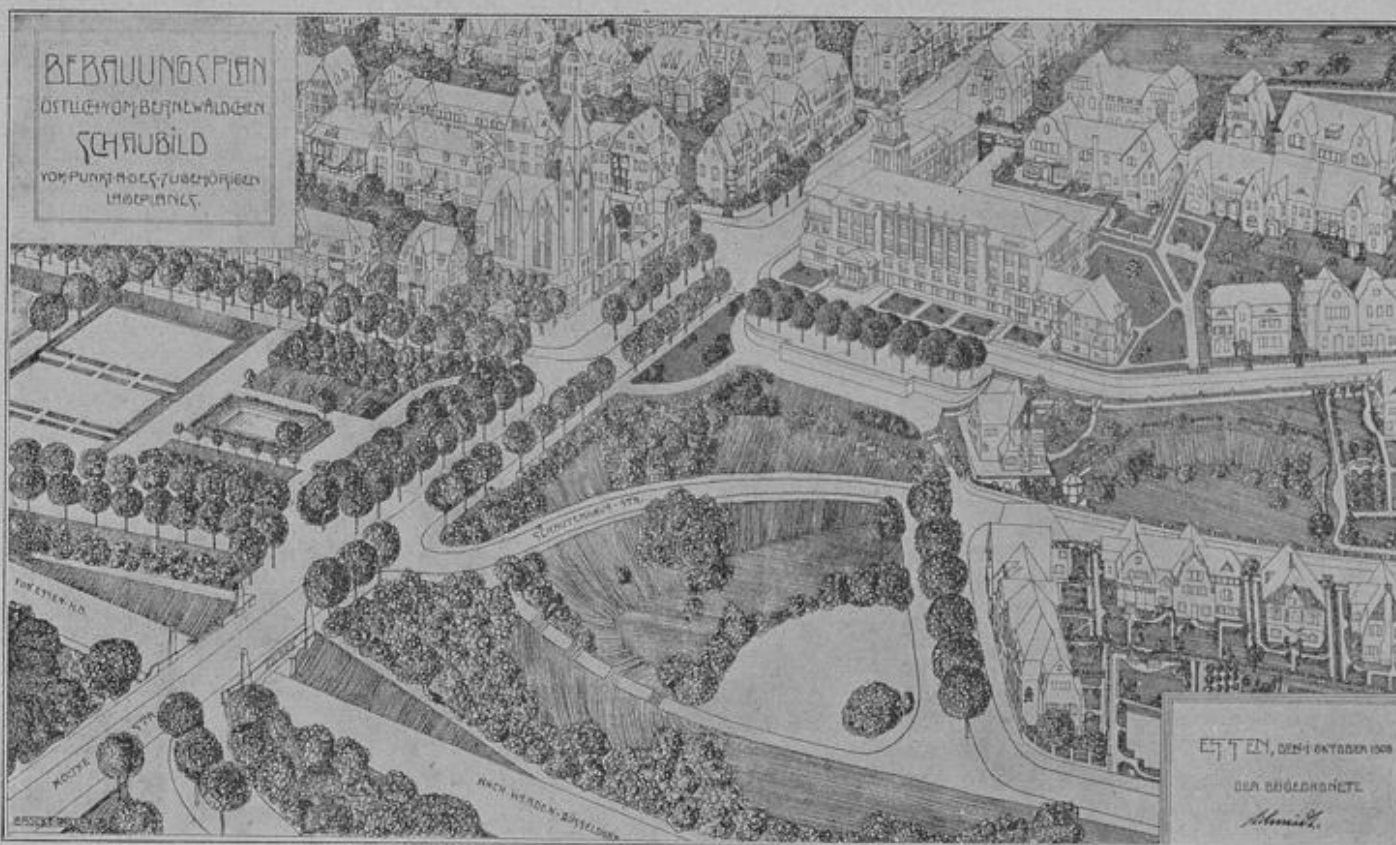
Die hohe Waldung hörte auf, und er konnte über die junge Tannenschonung blicken. Wie in einem Neste lag das Städtchen Driburg mitten im Tal, beschützt und umgeben von den hohen Bergzügen

In der stillen Einsamkeit wurde er müde. Er senkte den Kopf und sah plötzlich zwischen den Stäben der Bank hindurch etwas Weißes schimmern. Schnell bückte er sich und hob es auf. Es war ein feines Bogen Papier, auf dem einige Zeilen mit Bleistift geschrieben waren. Ein seltsames Parfüm strömte ihm entgegen. Woran erinnerte es ihn doch? — An Wien! — Ja, hier am verlassenem Sachsenborn Erinnerungen an Wien? Das war ja lächerlich. Und doch war es so.

Anfangs las er mechanisch die steilen Schriftzüge, wie man aus Neugierde in einer alten Zeitung liest, dann aber wurde er aufmerksam. Es waren Verse. Sie lauteten:

„Und wieder mal betritt mein Fuß die lieben Berge,
Die dicht bestanden sind mit deutschem Wald,
Im Schoß verbergen reiche Burgen Särge,
Aus denen weit ins Land die hehre Sage schallt.

It's Sage? — Nein, Geschichte, immer wiederkehrend,
Brüterer, Marjer, alle Stämme leben noch;
Und wieder neu geboren wird Armin! Das Ausland ehrend,
Behrt Schwertumgürtet er dem fremden Joch.



Aus der Internationalen Städtebau-Ausstellung im Kunstpalast zu Düsseldorf. Abteilung Essen: Anlegung einer Gartenstadt östlich vom Bernewaldchen. Phot. Dr. Erwin Duedensfeldt, Düsseldorf.

Er mußte an Oesterreich-Schlesien denken. Westfalen und dieses Land hatten viel Ähnlichkeit miteinander, und doch wehte eine andere Luft, ein anderer Geist beherrschte die Menschen. Langsam schritt er weiter. Den Tunnel der Eisenbahn hinter sich lassend, trat er wieder in den dichten Hochwald ein, um erst von dem Plateau auf der anderen Seite einen freien Ausblick zu genießen. Er hatte bisher keinen Menschen getroffen. Hier und da kletterte ein Eichhörnchen vor ihm geschwinde einen Baum hinauf und saugte ihn von oben an. Auf dem Baume zankten sich die Eichelhäher, die Papageien der deutschen Wälder. Er wollte den tiefen Frieden der Natur nicht durch einen mörderischen Schuß stören. So viel Unheil richteten die kleinen Räuber auch gar nicht an, wie ihnen immer angedichtet wird, als daß nicht einige mehr von ihnen vergnügt weiterleben konnten. Nur zum Vergnügen töten, das konnte er nicht.

Einem schmalen Pfade folgend, gelangte er zu einem verborgen gelegenen kleinen Teich, der von einer munteren Quelle, dem Sachsenborn, gespeist wurde. Auf der Bank nahm er Platz. Sein Jagdhund Dmar legte sich gehorsam zu seinen Füßen nieder.

Die Vögel ließen sich durch ihn nicht darin stören, sich ihren Morgen-trunk zu holen. Weißen, Zeißige, Kottelchen, alle Arten der niedlichen Waldsänger, kamen einzeln heran.

Gewalt'ge Zeiten schreiten durch den Teutoburger Wald
Und schleichen zu dem kleinen Quell, dem Sachsenborn,
Sein Murren rein wie Silberklang erschallt;
Cherusker-Krieger stoßen kühn ins Horn!
Fern der Legionen schwerer Tritt verhallt. —

So träumt man hier auf der Geschichte reichem Boden, —
Wo's jetzt so einsam ist, die Buchen leise rauschen
Und auf dem kleinen Teiche, leicht verwoben
Die Wasserblumen Küsse tauschen.“ —

Lange hielt Antonius Maria das Blatt in der Hand. Eine Unterschrift, ein Wappen oder Monogramm war nicht da. Der Schluß reimte sich mit dem Duft, der ihm entströmte, aber sonst der Ernst ... Eine Dame hatte es geschrieben, man konnte es an den feinen, leichten Grundstrichen erkennen. Ja, konnte denn eine Dame nicht auch ernst sein, ernst empfinden? — Die Dulberinnen und Lebensspenderrinnen empfanden vielleicht besser die Gewalt der Geschichte als mancher Mann. In ihren Armen spielten die zukünftigen Helden, und in ihr kindliches Herz wurde von ihnen der Keim zur Großtat gelegt. Sie sind die Trägerinnen der Jetztzeit. Die Kinderstube verleugnet sich im späteren Leben niemals.

Omas leises, warnendes Knurren ließ ihn aufmerken. Schnell schob er das Papier in die Brusttasche. Der Hund richtete sich auf und gab Laut. Sein Herr befahl ihm ruhig zu sein. Das gehorsame Tier legte sich wieder hin, die Augen scharf auf den Weg gerichtet.

Vielleicht kam die Schreiberin der Zeilen, um den verlorenen Schatz zu holen. Ein kleines Abenteuer, und sei es auch mit einem — Blaustrumpf, hätte ihm eine ganz willkommene Abwechslung gebracht.

Als alles ruhig blieb, erhob er sich. Der Hund sprang erregt vor. Es mußte also doch etwas Besonderes dagewesen sein.

Langsam stieg er aus der kleinen Vertiefung empor zur Hochebene, und da sah er zwischen den Stämmen des entfernten Hochwaldes eine silbergraue Dogge verschwinden. Und nun schimmerte auch ein helles Kleid aus der Dunkelheit hervor, aber die Trägerin entfernte sich rasch. Bald war alles verschwunden.



Die Belgische Haupthalle, eines der stattlichsten Renaissancegebäude der Ausstellung, mit Kunst- und Industrie-Erzeugnissen im Wert von Millionen, dem Archiv der Ausstellungsleitung usw.

Von hier aus soll die gewaltige Feuerbrunst ihren Anfang genommen haben.

Er ärgerte sich. Das nächste Mal wollte er den Hund nicht mitnehmen. Trotzdem er seine Schritte beschleunigte, konnte er das aufgespürte edle Wild doch nicht erreichen.

Vielleicht war es auch nicht einmal der Nähe wert! Ein helles Kleid sagte noch gar nichts, aber die Berse — Wahrscheinlich trug sie eine Brille und einen weißen Stehragen mit einem Männerschlips. Da wehte ihn das Parfüm des Vogens aus seiner Brusttasche leicht an. Er blieb stehen, stampfte mit dem Fuß auf und rief laut in die Einsamkeit: „Nein, sie trägt keine Brille!“

Der Hund hatte seine Bewegungen als ein Zeichen falsch verstanden und machte „nieder“. Erst der Ruf seines Herrn ließ ihn wieder vergnügt voreilen. Der friedliche Jäger schritt in den Wald hinein.

Durch hohen Buchenbestand hindurch führte ihn sein Weg nach den Trümmern der Burg. Die Spuren der gewaltigen Feste — man sagt, sie sei gleich Heidelberg die größte in Deutschland gewesen — waren noch nicht gänzlich vernichtet. Die Reste eines alten Turmes und der Grundgewölbe waren noch deutlich zu erkennen. Natürlich wucherte



Das Stadtviertel Alt-Brüssel,

dessen leichte, größtenteils aus Holz, geteilter Steinwand und anderen feuergefährlichen Stoffen bestehende Baulichkeiten dem Brande die reichste Nahrung boten.

Charakteristische Bauten
auf der Weltausstellung
in Brüssel
vor dem großen Brande.



Das Deutsche Haus, eines der wenigen Ausstellungsgebäude, die bei der verheerenden Feuerbrunst weder im Innern noch im Äußeren Schaden gelitten haben.



Vom Grund der Weltausstellung in Brüssel: Blick auf die Belgische Haupthalle von der Avenue des Nations aus nach der Katastrophe.

überall wider Efeu und Gras. Die Tannen schlugen ihre mächtigen Wurzeln in das felsige Erdreich und zerbröckelten den härtesten Stein. So nagte der Zahn der Zeit an dem Gewesenen. Hier hatte man dem gewaltigen Gotte Irmin geopfert. Die Irminul war zerstört, aber sie ragte in sein Geschlecht herein und glänzte weiter in seinem Wappenschilde.

Antonius Maria setzte sich auf einen Mauerrest. Er gedachte seiner Vorfahren. Im Jahre 772 war ein Träger seines Namens hier zum Grafen erhoben worden, und nun saß eben ein solcher nach elf Jahrhunderten auf derselben Stelle, auf der vielleicht damals der wütendste Kampf getobt hatte. Die Bepdorfs dachten nicht ans Aussterben. Da waren seine drei Brüder und er. Der Name würde erhalten bleiben, und vielleicht weilte wieder nach derselben Spanne Zeit ein Antonius Maria Bepdorf auf der gleichen Stelle, auf der er jetzt saß. Wie mochte es dann im Lande aussehen? Die Berge standen wohl noch, aber würde man noch ebenso stark an dem Glauben an Deutschland festhalten? — Welch Widerspruch! Diente er nicht in Oesterreich, einem fremden Staate? Noch niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß er dadurch dem Deutschtum entfremdet worden sei, und er war es auch nicht. Das Vaterland ging allem voran, und in der österreichischen Armee waren genug, die ebenso dachten wie er — deutsch.

Sein Magen erinnerte ihn daran, daß er schon lange unterwegs war. Dem gewundenen Pfade folgend, schritt er talab. In einer kleinen Erfrischungsbude, nahe dem Aussichtsturm, begrüßte ihn ein alter Mann. Er kannte ihn wohl von seiner Kindheit her. Gern ließ er sich von ihm ein kleines Frühstück reichen.

Mit dem Besuch seiner Wirtschaft war der alte Kroll zufrieden; als ihn aber Antonius Maria fragte, ob er nicht auch manchmal hier oben ein Konzert veranstalte, schüttelte der Greis den Kopf.

„Die Waldjäger sind mir lieber als die Musik der Sturkapelle.“ Kroll war trotz der Schnäpfe, Biere und sonstigen künstlichen Erfrischungen, die er verzapfte, ein Naturschwärmer.

(Fortsetzung folgt.)

Nachgeholfen.

Skizze von Hedwig Neumann.

(Nachdruck verboten.)

Herr Eichholz saß in seinem Privatkontor und betrachtete nachdenklich eine Zeichnung, die vor ihm auf dem Bulte lag. Wie das wieder fein und geistvoll herausgearbeitet war, wirklich, das Mädchen hatte ein ganz eigenartiges Talent, er konnte sich zu dieser Akquisition gratulieren. Eigentlich war sie als Buchhalterin engagiert worden; da hatte sie neulich gebeten, einen Plakatentwurf, wie sie die Eichholzsche Kunstanstalt für große Geschäfte ausführte, nach eigener Idee herstellen zu dürfen, und das Ergebnis war überraschend ausgefallen. Herr Eichholz hatte mit kunstverständigem Auge die außerordentliche Begabung der jungen Dame sofort erkannt, und jetzt nach diesem neuen Versuch fand er seine Erwartungen übertroffen. Die Zeichnung war für das Plakat einer Fahrradfabrik bestimmt. Im Vordergrund einer Frühlingslandschaft sauste ein hübscher Radler dahin, mit fröhlichem Spotte den Hut schwenkend gegen die Lokomotive, die sich im Hintergrund schwerfällig mit ihrem großen Apparat dem Entschwindenden zu folgen bemühte. Die Zeichnerin hatte der Lokomotive ein höchst drolliges, bestimmtes Altweibergeſicht gegeben; die beiden Laternen waren mit ein paar Strichen in ungeheure Brillengläser umgewandelt, und über dem Ganzen lag eine so heitere Stimmung, die besonders aus der siegberühmten, kraftstrotzenden Gestalt des Radlers sprach, eine so lustige Verpötlung alles Plumpen und Schweren, daß es die Vorstellung erweckte, als habe die Eisenbahn von jeher für das Prototyp der Langsamkeit gegolten.

Herr Eichholz stand auf und ging, wie immer, wenn er etwas überlegte, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab. Nach kurzem Hin- und Herwandern war er zum Entschluß gekommen. Er trat an die Glastür, die das Privatkontor von den Geschäftsräumen trennte, und rief hinaus:

„Fräulein Steinau, bitte, einen Augenblick!“

Die Gernse, ein etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen, erschien auf der Schwelle. Sie war mittelgroß und schlank, mit einem feingekümmerten, angenehmen Gesicht, in dem zuerst die großen, klugen, rehbraunen Augen auffielen. Sie stand in der bescheidenen Haltung einer Untergebenen vor ihrem Chef und wartete auf seine Anrede. Er hatte sie, in Gedanken verloren, eine Weile angesehen, als bemerkte er zum erstenmal, wie fein und anmutig sie eigentlich aussähe; erst als sie verwundert aufblickte, begann er sich und sagte auf die Zeichnung deutend:

„Sie haben das wieder sehr hübsch gemacht, Fräulein Steinau, wirklich ganz ausgezeichnet.“ Er tippte mit dem Finger auf das Blatt. „Sie haben, was gerade bei der Reklame von Wichtigkeit ist, ein sehr

sicheres Gefühl dafür, nur dasjenige Maß von Uebertreibung anzuwenden, das zulässig ist, wenn die Plakate nicht marktſchreierisch und aufdringlich wirken sollen. Ich glaube, daß ich mich auf Ihren Geschmack vollständig verlassen kann, und deshalb wollte ich Ihnen den Vorschlag machen, von morgen an Ihre Bücher Herrn Timm zu übergeben und die Zeichnungen ganz selbständig zu übernehmen.“

Er hatte seine Wanderungen im Zimmer wieder aufgenommen und nur mit einem Seitenblick ihr freudig errötetes Gesicht gestreift.

„Drinnen in dem unruhigen Saal können Sie natürlich nicht arbeiten,“ fuhr er fort, „ich würde Ihnen darum hier — er zeigte auf den seinem Bulte gegenüber befindlichen Raum — einen Vorschlag einrichten lassen — die Wände könnten mit Friestuch bekleidet werden, dann würde, glaube ich, das Geflapper der Maschinen nur ganz gedämpft hereinzingeln. Ihr Gehalt würde ich auf 250 Mark monatlich erhöhen — einstweilen — sind Sie zufrieden?“

Sie stand wortlos vor ihm. Ihre Bescheidenheit lehnte sich förmlich gegen das Lob auf, das ihr gesendet wurde, sie war es so wenig gewohnt, gelobt zu werden. Und dann die Aussicht, zeichnen zu dürfen, immer nur zeichnen und hier unter den Augen des gütigen Chefs, für den sie eine Verehrung fühlte, wie für keinen anderen Menschen, ausgenommen ihren Vater. Nicht mehr die langweiligen Zahlenkolonnen vor sich zu haben, bei deren Abdienung ihr phantasiereicher Kopf ihr manchen ärgerlichen Streich gespielt hatte. Und 250 Mark Gehalt anstatt der 100 Mark, die sie bisher als Buchhalterin gehabt hatte! Wieviel guten Wein konnte der Papa dafür trinken; sie wollte gleich auf dem Heimweg bei Wilhelmj welchen bestellen. Und die Mama! Ach, du lieber Gott, Mama könnte dann wieder ein Mädchen halten wie früher, und das alles durch sie — für das hübsche Zeichnen, das ihr soviel Vergnügen machte!

„Nun, Fräulein Steinau, Sie sagen ja gar nichts — mein Vorschlag gefällt Ihnen wohl nicht?“ Er sah sie belustigt an, sie sah allerliebste in ihrer Ueberraschung aus.

„O, Herr Eichholz, ich bin ja so glücklich —“

„Na also,“ sagte er freundlich. „Ich denke, wir werden uns hier zusammen vertragen, ich werde mich möglichst ruhig verhalten, um die Künstlerin nicht durch plumpes, irdisches Geräusch zu stören, wenn sie Zwiegespräche mit ihrem Genius hält.“

Sie lachten beide, er fröhlich und mit der ruhigen Sicherheit eines Menschen, der weiß, daß er etwas Gutes und Wichtiges vollbracht hat, sie zaghaft wie ein Kind, das eben etwas unerwartet Schönes geschenkt bekommen hat und noch nicht weiß, ob es das Geschenk wirklich behalten darf. Sie kannte bis jetzt wie das übrige Personal an ihrem Chef nur eine zwar freundliche, aber doch ganz geschäftsmäßige Art, zu reden und sich zu geben; der scherzhafteste Ton, den er jetzt anschlug, war ihr völlig neu.

„Und Herr Feldheim?“ fragte sie plötzlich ganz erschrocken. Ihr fiel ein, daß sie ja den jungen Künstler, der bisher die Plakate gezeichnet hatte, um sein Brot bringe.

„O, um den machen Sie sich keine Sorge, ich war sowieso im Begriffe, ihn zu kündigen; seine Ideen wurden ja immer bizarrer, kein Mensch verstand schließlich mehr, was die Bilder besagen sollten; ein Plakat aber muß auf den ersten Blick verständlich sein. — Uebrigens, ist es wirklich wahr, daß Sie niemals künstlerischen Zeichenunterricht gehabt haben?“

„Niemals, nur in der Schule und später etwas Anleitung von meinem Vater. Ach, es ist wirklich zu viel, was Sie mir geben wollen!“

„Nein, es ist nicht zu viel,“ sagte er freundlich, „und Sie können ruhig sein, ich mache noch ein ganz gutes Geschäft dabei. Sehen Sie,“ fuhr er fort, „hier sind die neuesten Aufträge — Zigaretten und besonders Wein — feuriger Ungarwein — da können Sie mal Ihrer Phantasie so recht die Flügel schmeißen lassen.“

„O, ich weiß schon,“ sagte sie interessiert, „ich werde einen kleinen hübschen Götterknaben zeichnen mit Weinlaub im Haar und einem großen Humpern in den kleinen Händen, im Hintergrund —“

„Schön, schön,“ unterbrach er sie lachend, „ich will nichts wissen, ich lasse mich lieber überraschen.“ Er zog die Uhr. „Es ist schon sieben, also auf morgen; ich werde drinnen gleich das Nötige anordnen.“

Er folgte ihr in den anstoßenden Raum und sprach dort eine Weile mit dem ersten Buchhalter. Sobald Fräulein Steinau das Geschäft verlassen hatte, trat er an das große Fenster des Privatkontors und blickte ihr hinter dem Vorhang nach, wie sie die Straße dahinschritt in dem einfachen und doch so zierlich sitzenden schwarzen Kleide, dem einzigen, das er an ihr kannte, mit den blenden weißen Streifen an Hals und Ärmeln und der blutroten Kinnchleife, die als einziger Farbtupf das dunkle Kleid zierte. Als sie um die Ecke verschwunden war, nahm er seine Wanderung im Zimmer wieder auf. Wie hübsch war sie anzusehen gewesen doch in ihrer Freude über das unverhoffte Glück. Eigentlich war sie ganz anders, als alle jungen Damen, die er kannte — vom Heiratsmarkt her kannte. Wie es ihn angewidert hatte, dieses Treiben auf den Ballen und in den Gesellschaften, die er seiner Stellung wegen mitmachen mußte. Es war wie ein offener Kampf. Ohne jede Beschönigung kämpften Mütter gegen Mütter, junge Mädchen von etelhaftem Aussehen zerfleischten einander mit lächelndem Munde, wenn es galt, den Mann, die „gute Partie“ zu erjagen. Besonders die Mütter waren es immer gewesen, die ihm den

größten Schreden eingeflößt hatten. Es war mehrmals vorgekommen im Laufe der Jahre, daß er sich von einem Mädchen angezogen gefühlt, sich für sie interessiert und ihr mit ernstlicher Absicht genähert hatte. Und immer war es die Mutter gewesen, die ihn durch allzu großes Entgegenkommen, durch ungeschicktes Hineintappen in sein kaum erwachtes Gefühl ernüchert, abgestoßen und schließlich endgültig verschreckt hatte. Ob es anderen ebenso erging? Bei ihm war es entschieden krankhaft. Jedes Mädchen hörte sofort auf, ihm zu gefallen, sobald es ihm auf dem Präsentierteller entgegengebracht wurde. Wie, wenn er hinunterstiege aus seinen Gesellschaftskreisen in andere, denen Lieschen Steinau angehörte? Hinuntersteigen war übrigens falsch; Lieschen Steinau mit ihrem flugen Köpfchen und ihrem feinen Geschmack war ja viel mehr wert als alle die begüterten jungen Damen, die er kannte und die seinem kunstgeübten Auge in ihren mit Fuß überladenen hochmodernen Kostümen häufig ein Gräuel waren, während dieses Mädchen stets aussah, als ob sie ein Maler für ein Bild gekleidet hätte. Der einzige Unterschied war, daß sie durch die Verhältnisse gezwungen war, ihr Brot selbst zu verdienen. Er fühlte sich plötzlich außerordentlich froh gestimmt bei dem Gedanken, sie von morgen an in seiner nächsten Nähe zu haben. Er würde, wenn er von seinen Büchern aufschaute, immer den hübschen, flechtgeschmückten Kopf sehen und die feinen Finger, die so reizende Skizzen entwerfen konnten, und er freute sich darauf wie ein Kind.

Lieschen Steinau war die vierundachtzig Stufen, die zu der ertelichen Wohnung führten, hinaufgeflogen wie ein Wirbelwind. In der großen halbdunklen Berliner Stube fand sie ihren Vater im Lehnsstuhl am Fenster. Er war in eine wollene Decke gehüllt und hielt mit der linken Hand die Zeitung gegen das Licht; die Rechte lag kraftlos und verkrümmt auf der Decke.

Die Gicht hatte aus dem einst so kräftigen Mann, dem gesuchten und angesehenen Dekorationsmaler, einen Krüppel gemacht. Lieschen erzählte in fliegenden Worten von ihrer Beförderung. Herr Steinau streichelte ihr die heißen Wangen. „Bist mein tüchtiges Mädel,“ sagte er mit einem Anflug von Vaterstolz, aber sein Lächeln war wehmütig; ihm konnte dieser Zuspruch, obgleich er eine große Verbesserung seiner Lage bedeutete, nicht über die Bitternis hinweghelfen, daß er nicht mehr selbst instande war, für die Seinen zu sorgen.

Nach einer Weile kam auch die Mutter, die häusliche Besorgungen gemacht hatte. Sie kam von diesen Ausgängen stets angeregt zurück, und Mann und Tochter mußten es ausführlich mitanhören, wie der Schlächter gesagt hatte: ne, Frau Steinau, so ne patente Frau wie Sie aber auch — und daß sie stets das beste Stück und den schönsten Markknochen als Beigabe erhielt, weil sie es eben nicht verschmähte, gelegentlich auf einen derben Scherz einzugehen. Für Lieschen hatten diese Berichte stets etwas Unbehagliches. Frau Steinau sagte zunächst gar nichts zu der Neuigkeit. Es war ihr so neu, von ihrer Tochter, von deren Klugheit sie durchaus keinen hohen Begriff hatte, an Tüchtigkeit überholt zu werden. Bisher war sie es gewesen, die mit den Resten des kleinen Vermögens und mit dem, was die zwei Pensionäre zahlten, die Kosten des Haushalts bestritten hatte, der — das betonte sie täglich und stündlich — nur dank ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit, durch ihre unerhört billigen Einkäufe und die tausend praktischen Kniffe, die sie anwendete, so anständig geführt werden konnte. Das war alles durchaus wahr und richtig, aber dem Manne tat es weh, es immer wieder zu hören.

„Ihr habt natürlich wieder beide keine Ahnung,“ sagte sie zu ihrem Manne, als Lieschen hinausgegangen war, „ach, wenn ich nicht immer für alle dächte!“

Herr Steinau sah erstaunt auf. „Was meinst du denn damit?“

„Na, das ist doch klar, daß er in das Mädel verhasst ist: denke doch, in seinem Privatkontor läßt er sie arbeiten! Ich hätte ja nicht gedacht, daß die Liese mal solches Glück haben würde. Denn daß es wirklich zu was Reellem führt, dafür laß mich nur sorgen, auf so was versteh' ich mich.“ — Der Mann war sichtlich unangenehm berührt.

„Ich bitte dich inständigst,“ sagte er zögernd, in der Furcht, sie zu verlegen, „tu' nichts in dieser Sache, laß die Dinge ruhig ihren Gang gehen; wenn es ihr bestimmt ist, wird ihr das Glück zusallen auch ohne unser Zutun.“

„Das wäre so eine Art,“ sagte Frau Steinau ärgerlich. Nichts empörte sie mehr, als wenn sie sehen mußte, wie ihre Art, von allen Leuten, mit denen sie in Berührung kam, reizend gefunden wurde, bei ihrem Manne und ihrer Tochter nicht die genügende Anerkennung fand. Sie war durchaus keine schlechte Frau, und sie liebte die Ährigen auf ihre Art; bloß geräuschloses Walten und Verschweigen der eigenen Verdienste war nicht ihre Sprache. Für jetzt begnügte sie sich, ihrem Manne einen bitterbösen Blick zuzuwerfen; er war leidend und mußte geschont werden, darum bezwang sie sich und schluckte hinunter, was sie sagen wollte. Sie gedachte, sich später dafür schadlos zu halten bei ihrer Flurnachbarin, der Witwe eines Postbeamten. Man konnte sich doch den Mund nicht ganz zubinden.

Eine Stunde später konnte man die beiden Damen beobachten, wie sie, jede an ihren Türpfosten gelehnt, die Sache durchsprachen.

„Jotte doch,“ sagte die Postbeamtenwitwe, „so'n Glück aber auch! Und dabei ist's doch man so'n stiller Ding, Ihre Liese. Ne, nu sagen Sie bloß, der feinkreiche Eichholz aus der Friedrichstraße! Wann wer'n sie denn nu heiraten?“

„Soweit ist es noch nicht,“ sagte Frau Steinau, „aber es wird — nun, Sie wissen wohl, wenn man so was nicht selbst in die Hand nimmt und ein bißchen vorwärts schiebt — solche Sachen wollen fein angefaßt sein, und mein Mann — ich muß doch leider alles allein machen —“

„Ja, Sie haben 'ne rechte Plage mit dem Ollen, na nu, wo die Liese so viel verdient, können Sie ja'n Mädchen nehmen, und wenn sie erst ne reiche Frau is, hört die Pladerei ganz auf.“ —

Das einzige große Fenster des Eichholzschen Privatkontors stand weit offen und ließ die vorzeitig lichte Frühlingsluft herein, eine Lust, wie sie im Herzen des Großstädtlers die Sehnsucht weckt, irgendwohin ins Grüne zu reisen. Lieschen Steinau hatte sonst jedes Jahr an dieser Sehnsucht gelitten; heute empfand sie nichts davon. Sie saß an dem geöffneten Fenster und zeichnete mit einer Lust und Hingabe, die in jedem Zuge ihres lieblichen Gesichtes zu lesen war. Es sah zu reizend aus, wie sie so über das Reißbrett gebeugt saß, dachte Herr Eichholz; er saß ihr gegenüber und prüfte scheinbar sein Rechnungsbuch, in Wirklichkeit wandte er kein Auge von ihr. Es war zu hübsch im Kontor, diese acht Tage, daß sie da war, er meinte sie gar nicht mehr entbehren zu können. Da wurde die Tür geöffnet, der Buchhalter ließ mit verlegenem Lächeln eine rundliche, ältere Frau eintreten: „Die Dame möchte —“

„Guten Abend auch,“ sagte Frau Steinau sehr laut und fröhlich und trat über die Schwelle. Herr Eichholz blickte unangenehm überrascht auf, es kam niemals vor, daß jemand ungemeldet ins Privatkontor eintrat, Lieschen war erschrocken aufgesprungen.

„Mama — du? Ist etwas vorgefallen — mit Papa?“

„Aber nein doch,“ sagte Frau Steinau gemächlich, „was soll denn vorgefallen sein? Ich komme gerade vorbei, und da dacht' ich, ich könnte dich gleich abholen, es ist ja bald sieben. Und dann wollt' ich doch auch gern mal den Chef meiner Tochter kennen lernen, von dem sie zu Hause so viel erzählt, nur Gutes natürlich, Herr Eichholz, nur Gutes.“

Der Angeredete verneigte sich schweigend und holte einen Stuhl für Frau Steinau, auf den sie sich behaglich niederließ.

„Also hier arbeitet die Liese jetzt?“ — ihre Augen gingen vieljagend von einem zum andern — „na, so immer unter den Augen des Chefs da wirst du fleißig sein müssen.“

Lieschen war flammend rot geworden. Was sollte das alles bedeuten? Ihre Mutter war nicht zufällig hier entlang gekommen, sie hatte in dieser Gegend nichts zu tun, es war also eine Absicht dabei, aber was für eine?

„Und so leben Sie nun jahraus, jahrein? Bloß Arbeit und immer Arbeit?“ hörte sie gleich darauf ihre Mutter sagen, der Herr Eichholz eine Frage nach seiner Lebensweise dahin beantwortet, daß er seine Abende größtenteils allein zu Hause verbringe. „Gott, Sie sind doch 'n Mann in den besten Jahren und dann in Berlin — ne, aber das ist unrecht. Für wen arbeiten Sie denn eigentlich so viel? Frau und Kinder haben Sie keine, und für Sie allein wird's wohl schon übergenug sein. Aber was nicht ist, kann werden, nicht? Wie gesagt, das sind' ich nicht recht, daß Sie gar nicht 'n bißchen Berstreuung außer dem Hause suchen, etwas Verkehr muß der Mensch haben, sonst verfauert er. Vielleicht“ — sie schluckte etwas an den Worten, seine Miene war auch gar zu wenig ermutigend, aber schließlich kam es doch heraus — „vielleicht kommen Sie mal 'n bißchen zu uns heraus — Saarbrüder Straße — auf 'n Sonntagnachmittag vielleicht und trinken 'ne Tasse Kaffee? Es ist man zwar sehr einfach bei uns, aber wo man gern gesehen wird, fühlt man sich wohl, nicht? Mein Mann, der wird sich sehr freuen, und die Liese spielt uns dann was vor, sie spielt nämlich ganz wunderhübsch Klavier, das Mädchen.“

Lieschen war aufgestanden, alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und ihre Hände zitterten, als sie ihre Zeichenstiftchen zusammenpackte. „Komm Mama, es ist Zeit, wir wollen gehn,“ sagte sie und verließ das Zimmer, um ihre Sachen zu nehmen und um nicht die Entgegnung ihres Chefs zu hören, der in sehr höflichen Worten, deren kühler Tonfall den nicht sehr geschärften Sinnen Frau Steinaus völlig entging, versicherte, daß er sehr bald und sehr gern kommen werde.

Als Mutter und Tochter gegangen waren, stieß er mit ärgerlicher Gebärde den Stuhl zurück, auf dem Frau Steinau gesessen hatte. Er blickte seiner Zeichnerin auch nicht nach wie sonst, er empfand einen heftigen Groll gegen sie und war sich zugleich der Ungerechtigkeit bewußt, die in diesem Gefühl lag. Und doch — er konnte es nicht hindern, daß sich die Antipathie, die ihm Frau Steinau eingeflößt, auch auf die Tochter übertrug. Aus dieser Umgebung also stammte sie, und diese dicke, gewöhnliche Frau war ihre Mutter! Diese unzweideutige Aufmunterung — es war zu stark. Die ganze Misere, die er so sehr haßte, hing vor ihm auf, diese Frau hatte sie mit hereingebracht. Einst hatte er auch diese Misere gekannt, aber es waren Jahre her, daß er ihr glücklich durch eigene Kraft entronnen war, und jetzt verurteilte sie ihm einen unbezwinglichen Abscheu, so oft sie sich in seine Nähe drängte. Vielleicht — er kannte sie ja noch so wenig — vielleicht war diese anmutige Bescheidenheit, die ihn so entzückt hatte, nur eine Maske, die man auf den Rat der Mutter angelegt hatte, um ihn sicherer zu fangen. Es war dasselbe Spiel wie

in seiner Welt, nur um so widerwärtiger, weil es mit weniger Feinheit in Szene gesetzt war. Sicher, so war es, und das Beste war, er machte einen Strich unter diese Episode. Aber dann durfte er sie nicht täglich vor Augen haben; er fühlte, er würde nicht standhalten. Und er sann lange nach, wie er sich am besten schützen könne gegen die verführerische Anmut des Mädchens, die sein Herz noch gefangen hielt, während sein Verstand sich wehrte. Nach langem Besinnen ging er ins Geschäft hinüber und traf dort mit ruhiger Stimme einige Anordnungen. Niemand merkte ihm an, daß er soeben einen heftigen Kampf mit sich selbst gelämpft hatte.

Vieschen Steinau hatte auf dem Heimwege fast nichts gesprochen, zum großen Aerger ihrer Mutter. Zu Hause angekommen, zog sie sich eine Fußbank an den Beinhstuhl des Vaters heran und brach plötzlich in so bitterliches Weinen aus, daß der alte Mann sich erschrocken aufrichtete und zu seiner Frau hinüberblickte.

„Was hat es denn mit Vieschen gegeben?“ fragte er.

„Sie ist nicht recht gescheidt“, antwortete die Mutter. „Auf den Knien wird sie mir's noch mal danken, daß ich ihr den Karren

Unsere Bilder.

Von hoher Bedeutung in wirtschaftlicher und künstlerischer, sowie hygienischer Hinsicht ist die Internationale Städtebauausstellung im Kunstpalast zu Düsseldorf. Im Hinblick auf das schnelle Emporwachsen zahlreicher städtischer und ländlicher Gemeindefestungen, namentlich im rheinischen Industriebezirk und die damit den Kommunalverwaltungen und den Regierungsbehörden erwachsenden Aufgaben bietet die Ausstellung viel des Interessanten und Lehrreichen. Seit Jahren schon besteht in Sellaerau eine nach modernen Prinzipien angelegte Gartenstadt für die sogenannten kleinen Leute, und diese Anlage ist sozusagen vorbildlich, mustergültig geworden für die andernwärts geplanten Unternehmungen ähnlicher Art. Wir bringen auf der Titelseite dieser Nummer eine Wiedergabe des plastischen Modells dieser Kolonie und auf Seite 275 eine Abbildung der im großen Maßstabe durchgeführten Villen- und



Von dem Veteranenappell vor dem Kaiser auf dem Friedrichplatz in Kassel. Ill. Phot. Verlag.
Alte Krieger, sämtlich Mitkämpfer aus dem Feldzuge 1870/71, in hessischer Landesstracht.

weitergeschoben habe. Bei ihrer Dummheit könnte so was jahrelang dauern, während jetzt — na, du wirst es ja sehen.“

Vieschen erhob sich schnell und ging hinaus. Wenn sie ihre Empfindungen hätte erläutern sollen, hätte sie nicht zu sagen gewußt, was ihr eigentlich war. Nur eines fühlte sie mit großer Deutlichkeit: daß die feinen Fäden, die sich in den letzten Tagen zwischen ihr und dem heimlich geliebten Chef gesponnen hatten, unheilbar zerrissen waren. Und sie konnte nichts tun als weinen, die ganze Nacht hindurch.

Am andern Morgen war das Personal des Eichholzischen Geschäfts sehr überrascht, als der erste Buchhalter ihm mitteilte, der Chef habe heute früh plötzlich auf einige Wochen verreisen müssen. Die wichtigsten Anordnungen hatte er noch gestern abend getroffen, so daß die Geschäfte in seiner Abwesenheit glatt abgewickelt werden konnten.

Für Fräulein Steinau war eine neue Einrichtung getroffen: Sie sollte ein eigenes Zeichenkabinett in einem weiter hinten gelegenen Raum erhalten, weil „sie dort besseres Licht habe und es im Privatkontor zu eng sei.“

Einfamilienhauskolonie am Bernwäldchen in Essen mit angegliedertem Park. — Zum Vergleich zwischen dem Charakterbild, das die Brüsseler Weltausstellung vor und nach der entsetzlichen Brandkatastrophe bot, bei der viele Millionen an Werten vernichtet worden sind, werden unseren Lesern die Illustrationen auf den Seiten 276 und 277 willkommen sein. U. a. sind die Belgische Hauptindustriehalle und „Alt-Brüssel“ völlig vernichtet; grauenhaft sah es namentlich an der Brandstelle des erwähnten Gebäudes aus. Das Deutsche Haus dagegen gehört zu den Gebäuden, die bei der furchtbaren Katastrophe keinen Schaden gelitten haben. — Den Schluß der Illustrationen bildet auf dieser Seite eine Gruppenaufnahme alter hessischer Krieger aus dem Feldzuge 1870/71, wie sie in ihrer eigenartigen Landesstracht bei dem jüngsten großen Veteranenappell in Kassel vor dem Kaiser in Parade vorüberzogen. Es sind Charaktergestalten, kernige Greisenfiguren, diese Mitkämpfer aus dem Kriege, dessen 40jährige Gedenkfeste jetzt vornehmlich im Westen Deutschlands allenthalben in würdiger Weise begangen wird.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 56

Sonntag, den 4. September

1910

Der Plan seiner Exzellenz.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von F. E. Corvin.

(Nachdruck verboten.)

Oberhalb des Schützenhauses kam der junge Graf an dem Turnplatz vorüber. Hier hatte er, vor sich das liebliche Tal, als übermühter Bursche so oft seine Kräfte an den Geräten erprobt. Frohe Erinnerungen ungetrübter Zeiten wurden in ihm wach, und er ließ sie gern auf sich einwirken. Ehe er es sich verah, war er dann an der Kaspar-Heinrich-Quelle.

Nur wenige Kurgäste waren noch hier. Es war inzwischen Mittagszeit geworden. Einige Buben und Mädchen aus der Stadt liefen mit großen Krügen und Gläsern, die oben durch einen Metallbedel fest zugechlossen waren, um die Kohlensäure nicht verpuffen zu lassen,

aus dem Brunnengarten. Sie schleppten das wohlfeile Getränk nach Hause. Antonius Maria wollte auch wieder einmal die Quelle probieren. Die Kolonnaden hinunterschreitend, sah er durch die geöffnete Tür des Brunnenhäuschens eine schlanke, junge Dame im Innern stehen. Während sie mit der linken Hand das Glas zum Munde führte, hielt sie mit der rechten an einem lebernen Gurt eine große, silbergraue Dogge.

Der Duft des Briefbogens in seiner Tasche machte sich wieder bemerkbar. Die letzte Zeit hatte ihn Antonius Maria nicht mehr gerochen; er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen; jetzt aber belebte er seine Phantasie aufs neue.



Nebeltreiben im Hochgebirge. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Die junge Dame schritt an ihm vorüber. Die zierliche und doch imponierende Gestalt trug ein feines Raffetöpfchen. Ihre dunklen Augen musterten ihn fast feindselig. Unwillkürlich sagte er nach seiner Brusttasche. Der Bogen brannte ihn durch das Kleid wie gestohlenes Gut. Doch das junge Mädchen — sie konnte nicht älter als achtzehn bis zwanzig Jahre sein — schritt schneller aus und hatte bald einen weiten Vorsprung. Nachlaufen wollte er ihr nicht.

Sinnend blieb der junge Graf zurück. Wo hatte er diese Augen schon gesehen? Die schwarzen Augen, die so seltsam träumerisch von dem tizianischen Rot des reichen Haars abstachen?

Omar sträubte die Haare auf dem Rücken und knurrte. Die Dogge kümmerte sich nicht darum, sondern schritt stolz neben der schönen Herrin her und rieb das Fell an ihrem Kleide.

Das Brunnenmädchen gab dem Grafen über die Dame einige Auskunft. Sie sagte, es wäre eine Gräfin Lubmilla Orschewska. Sie käme jeden Tag, aber zu unbestimmten Zeiten, um wohl mehr zur Erfrischung den Brunnen zu trinken.

Antonius Maria dachte angestrengt nach. Orschewska, der Name klang ihm nicht unbekannt. Doch sie konnte nicht die Schreiberin dieser Zeilen sein, die er an seinem Herzen trug. Orschewska war polnisch, eine Polin würde nie so begeistert von dem Germanentume sprechen oder gar darüber ein Gedicht machen. Endlich glaubte er doch einen Anhaltspunkt gefunden zu haben.

Am Burgtheater in Wien gastierte zu seiner Zeit eine deutsche Hofopernsängerin. In der Gesellschaft erzählte man sich über sie alle möglichen intimen Histörchen. Wenn er nicht irrte, nannte sie sich Orschewska-Hoffmann. Man sagte, sie sei die Gattin des bei Hofe hoch in Gunst stehenden Grafen Brauensfels in morganaatischer Ehe. Trotz dieser Stellung hatte sie ihrem Verufe nicht vollkommen entsagen können und auch die Bewilligung hierzu von ihrem Gatten durchgesetzt. Damals trat sie nur einmal auf. Am nächsten Tage sprach man von einem Duell, in dem Brauensfels gefallen war. Nach außen wurde die Nachricht verbreitet, der Fürst sei an einem Schlaganfall plötzlich verstorben. Der ganze Hof nahm an der Beerdigung teil und auch er selbst, da Brauensfels Chef seines Regiments gewesen war. Vor dem Kirchhof, auf dem die fürstliche Familie ihr Erbbegräbnis hatte, war er stehen geblieben und hatte den langen Zug vorübergelassen. Ganz zuletzt kam ein verichlossenes Coupé, in dem eine tiefverschleierte Dame mit einem kleinen Mädchen saß. Genau glaubte er sich jetzt zu erinnern, wie das bleiche, von vollem roten Haar umrahmte Gesichtchen des Kindes von der schwarzen Kleidung sich abhob. Ein Diener öffnete den Wagenschlag, in dessen nächster Nähe er stand. Die feurigen Pferde waren von dem langen Schrittfahren ungeduldig geworden, und die Insassen konnten nicht so schnell heraus, wie es ihnen lieb war. Das kleine Mädchen presste oft ein Tüchlein an die dunklen Augen. Der Eindruck des feierlichen Gepranges mochte wohl erschütternd auf sie einwirken. Beim schnellen Aussteigen, denn die Pferde ruckten den Wagen hin und her, verlor sie das Tuch, und er hatte es aufgehoben. Es war von demselben Parfüm erfüllt. Antonius Maria holte den Briefbogen hervor und ließ den Duft noch einmal auf sich einwirken. Noch deutlicher trat das Bild jenes Tages vor sein geistiges Auge. Er glaubte bestimmt, sich nicht zu irren. Mit der Zeit und dem scheinbaren Alter der jungen Dame stimmte es auch. Es war ungefähr sechs Jahre her. Das zarte Kind konnte damals elf- bis zwölfjährig gewesen sein.

Gedankenvoll schritt er die hohe Buchen- und Almenallee hinunter, die nach dem gräflichen Bade führte. Aus dem Restaurant hörte man Stimmengewirr herüber tönen; die Mittagstafel wurde abgehalten. Auf der Veranda saßen an einzelnen Tischen auch Gäste, die speisten. Meist waren es Damen.

Den Rosenberg hatte er bald überschritten. In der großen Vorhalle des Landhauses, die mit Geweihen und Rüstungen reich geschmückt war, traf er den alten Diener. Er meldete ihm:

„Herr Graf, es ist Besuch gekommen. Der Kammerherr von Wendelstedt mit Frau Gemahlin und Fräulein Tochter. Es wird um drei Uhr gespeist. — Befehlen Herr Graf noch vorher eine Erfrischung?“

Antonius Maria lehnte ab und begab sich in seine Zimmer. Die Wendelstedts, das gab ihm zu denken. War mit denen vielleicht der geheimnisvolle Plan seines Vaters in Verbindung zu bringen? Die Familie war am Aussterben. Feodora, die einzige Tochter und das einzige Kind, war die Erbin des großen Vermögens und Besitzes und auch die letzte ihres Namens. Vitter lachte er auf. Das würde gut rassen. Der alte Name Bezdorf vergoldet durch den Reichtum der Wendelstedts. Immerhin ging es noch, die Familie war auch von altem Adel. Die Verbindung Bezdorf-Wendelstedt gab den Gräflichen wieder Farbe und erhielt den Namen des anderen Geschlechts. Das hatte man sich gut überlegt. Er aber war nicht der Mann, über sich verfügen zu lassen. Gut, daß er sich nur Urlaub genommen hatte. Davon ahnte sein Vater noch nichts. Er hatte ihn nicht einmal danach gefragt. Es schien ganz selbstverständlich zu sein, daß er sich wie ein Lämmchen fügte. Stand es wirklich so, dann wollte er doch lieber in sein altes Regiment zurück und im Notfall, bei allerhöchstem Jörn, von seiner Gage leben, als sich zwingen lassen.

Weshalb regte er sich eigentlich so auf? Zunächst mußte er sich doch erst diese Feodora ansehen, von deren Vorzügen er schon so viel

gehört hatte. Man hatte in der letzten Zeit auffallend viel von den Wendelstedts gesprochen.

Als er seinen Rock ablegte, wurde er durch den feinen Geruch wieder an sein jüngstes Erlebnis erinnert. Vorichtig zog er den Brief heraus und faltete ihn zusammen, dann verschloß er ihn in ein Geheimfach seines Schreibtisches.

Einige Minuten vor drei begab er sich in Gesellschaftstoilette in die unteren Räume. Im kleinen Ahnensaal fand er alle versammelt. Da er die Herrschaften noch nicht kannte, wurde er von seinem Vater vorgestellt. Feodora, eine große, etwas volle Erscheinung, mit gesundem, fast ländlichem Gesicht und freiem offenen Blick, erhob sich und reichte ihm freundschaftlich die Hand.

„Ich kenne Sie schon aus den Erzählungen meiner lieben Eltern, Graf Antonius. Von meiner Seite aus sind wir keine Fremde mehr.“

Antonius Maria nahm die freimütig dargebotene Hand, doch dachte er mißtrauisch: „Man scheint ja schon alles gut vorbereitet zu haben.“

Der Kammerherr und seine Gemahlin waren natürlich äußerst liebenswürdig gegen ihn; aber von einer geradezu seltenen Fröhlichkeit war die alte Erzellenz, sein Vater.

Als man zu Tisch ging, befanden sich die jungen Leute in der angeregtesten Unterhaltung. Sie fragte ihn nach seinem lieben Oesterreich, und er mußte, ob er wollte oder nicht, bald in ihren fröhlichen, freimütigen Ton einstimmen. Bei seinen Erzählungen lachte Feodora oft so laut und ungezwungen, daß der alte Kammerherr sich genötigt sah, ihr einen strafenden Blick zuzuwenden. Frau von Wendelstedt behauptete der Gräfin gegenüber: „Feodora ist das rechte Landkind, wir müssen sie noch einige Zeit in eine Pension stecken, ehe sie der Residenz zugeführt wird.“

Antonius Maria war erstaunt, von seiner Nachbarin zu hören, daß sie noch keine Festlichkeiten bei Hofe mitgemacht habe, und äußerte dies auch ihr gegenüber. Lachend antwortete sie darauf:

„Das lag an mir. Ich habe einfach nicht gewollt. Und wenn ich nicht will, dann zwingt man mich nicht so leicht.“

Diese Worte gefielen dem jungen Grafen ganz ausnehmend. Er glaubte und hoffte, aus seiner eingebildeten Gegnerin sich eine Verbündete wandeln zu können; denn im Laufe der Zeit wurde ihm immer klarer, daß man Feodora ihm zugebacht hatte. Sein Vater stolzte ihn immer noch, und sein Sohn belustigte sich jetzt im stillen darüber. Der alte General schien Angst vor einer Rücksprache mit ihm zu haben, das war köstlich.

Wendelstedts wollten längere Zeit bleiben, da der Kammerherr auf Wunsch seines Arztes kohlenlaure Bäder nehmen sollte. Frau von Wendelstedt trank Kaspar-Heinrich-Quelle und Feodora von der Hauptquelle — gegen Blutarmut. Daß sie daran litt, konnte der junge Graf eigentlich nicht glauben. Sie sah immer blühend aus; doch er war ja kein Arzt.

Im Verkehr waren sie gute Kameraden geworden. Jergendeine Leidenschaft oder stille Liebe ergriff weder ihn noch sie. Darum blieb auch ihr Zusammensein ungezwungen, und sie genossen oft gemeinsam die Schönheiten der Umgebung auf weiten Spaziergängen.

An einem etwas schwülen Tage hatten sie den Kammerherrn nach seinem Bade begleitet, und sie schritten jetzt weiter den Quellen zu. Hinter der Hauptquelle lag idyllisch im Grünen verborgen, ein Häuschen, das sich ein Maler zum Vorwande genommen hatte. Er stand vor seiner Staffelei und prüfte das Entworfenen. Rasch schritten sie an ihm vorüber, um ihn nicht zu stören, doch Feodora schien sich den jungen Mann näher angesehen zu haben. Sie flüsterte ihrem Begleiter zu:

„Ein interessanter Kopf.“

„Er malt doch ein Häuschen,“ antwortete dieser.

„Nein, ich meine doch den Herrn, den Maler selbst.“ Beide lachten.

„Ach so.“ Der junge Graf sah sich noch einmal um. Der Künstler war von großer, harter Statur, zu der sein feiner Kopf eigentlich gar nicht recht paßte. Das bleiche Gesicht erschien durchgeistigt. Die feinen scharfen Augen sahen unruhig und prüfend auf seine Arbeit. Er trug einen karierten, grauen Anzug und hohe Ledergamaschen. Jedenfalls sah er nicht alltäglich aus und stach von den sonstigen Badebesuchern vorteilhaft ab.

An der Hauptquelle wurde Feodora abgesetzt, und der Graf begleitete nun Frau von Wendelstedt nach der Kaspar-Heinrich-Quelle. Er versprach Feodora nachher abzuholen. Sie hatte in der Zwischenzeit Ruhe, ihren Brunnen kurgemäß zu nehmen. Ihre Mutter wollte dagegen beim Gebrauch ihres Wassers ungestört bleiben.

Langsam schritten sie die hohe, schattige Allee weiter. Ungefähr dort, wo diese die Bahn überschreitet, stupte Antonius Maria unwillkürlich, denn aus dem Garten trat soeben eine ältere Dame in Begleitung einer jungen heraus. Diese führte die bekannte Dogge an der Handleine.

Frau von Wendelstedt hatte mit dem wachsamem Auge einer angehenden Schwiegermutter die rasche Bewegung des Grafen bemerkt und war seinen Blicken gefolgt.

„Kennen Sie die Damen?“ fragte sie scheinbar harmlos.

Antonius Maria hatte sich schnell gefaßt und verneinte

Er nahm sich zusammen, die Vorbeisireitenden nicht anzusehen, doch fühlte er, daß zwei Augen ihn betrachteten. Das diskrete Parfüm seines zu Hause verschlossenen Schatzes umwehte ihn und blieb an ihm haften.

Er verabschiedete sich von seiner Begleiterin, um Feodora abzuholen. Die Damen konnten er leider nicht mehr erblicken, sie mußten auf irgendeinem Seitenwege abgelenkt sein.

Fräulein von Wendelstede traf er in der Brunnenkolonnade merkwürdigerweise nicht mehr an. Er vermutete sie im Park und schlenderte dorthin.

Der offene Teil des Parks wird von einem breiten Bach durchzogen, der an einer Stelle einen schönen Teich bildet. Eine große Anzahl majestätischer weißer Schwäne belebt die Gewässer. Die Tiere sind an und für sich harmlos; sie werden aber leicht böse, wenn sie Junge haben.

Auf der kleinen Brücke, die den Bach vor seiner Einmündung in den Teich überspannt, sah Antonius Maria ein junges Mädchen stehen. Sie war von Schwänen umgeben, die ans Ufer gekommen waren, um sich zu sonnen. Das Bild sah friedlich aus, doch vernahm er plötzlich einen Hilferuf.

Er eilte sofort näher und sah, daß ein Schwan das Mädchen am Kleide gepackt hatte und ein anderer sich drohend vor ihr erhob. Das mächtige Tier bäumte seinen Hals hoch auf und schlug mit den Flügeln, die die Kraft besitzen, den Arm eines Mannes zu zerschmettern. Die braunen Federn auf dem Kopfe des Schwanes sträubten sich, und er stieß wütende Rischlaute aus. Kleine gelbe Schwänchen trollten ängstlich dem Wasser zu.

Der Graf sprang schnell heran und faßte das wütende Tier am Hals, dann schleuderte er es in den Teich. Der andere Schwan ließ das Kleid des Mädchens los und lief unbeholfen den jungen nach.

Ludmilla Orschevsta dankte ihrem Befreier. Wenn sie auch nicht direkte Angst empfunden hatte, so war die Situation doch eine recht unbehagliche gewesen, und sie hätte noch unangenehmer werden können. Einer Gefahr war sie sich gar nicht bewußt gewesen, und doch hatte sie darin geschwebt. Sie fütterte die jungen Schwänchen alle Morgen, erzählte sie, und die Tierchen waren sonst ganz zutraulich gewesen. Wahrscheinlich hatten andere sie genedert, und nun waren die Alten böse geworden.

Antonius Maria hat sie, auf dieses Vergnügen lieber zu verzichten, und erzählte ihr eine Begebenheit, bei der ein Schwan einen Gärtnerbüschchen mit dem Schlagen seiner Flügel fast getötet hätte. Unwillkürlich sprach er österreichischen Dialekt.

„Sie sind Oesterreicher?“ fragte sie, nachdem sie ihm für seine Hilfeleistung gedankt hatte.

„Nein, Komtesse, wenn Sie wollen sogar ein Westfale und zwar ein ganz echter. Driburg ist meine engste Heimat.“

„Nicht möglich, dieser ausgesprochene Dialekt! Er erinnert mich leider an schwere Zeiten.“

„Ich bin österreichischer Offizier,“ erwiderte der Graf, „stand ehemals in Wien.“

Die junge Dame zuckte leicht zusammen. „Das ist merkwürdig und interessiert mich sehr. Sie müssen mir später davon erzählen. . .“

Er willigte erfreut ein, doch die Komtesse fuhr fort.

„In Wien starb meine Mutter. Wie ich nach Ihrer Anrede schließen kann, wissen Sie, wer ich bin?“

„Ich vermute, die Komtesse Orschevsta-Hoffmann.“

„O, auch das wissen Sie. Nein, ich heiße nur Orschevsta. Meine Mutter nannte sich so, wie Sie soeben sagten.“

„Dann glaube ich das traurige Schicksal Ihrer Familie zu kennen, gnädigste Komtesse. Allein von dem Tode Ihrer Frau Mutter wußte ich noch nichts.“

„Sie starb drei Tage nach dem Tode meines . . . Vaters. An einer Operation. Ebenso plötzlich wie er.“

„Wir wollen nicht an die trübe Vergangenheit denken, Komtesse. Sie weilen hier zur Kur?“

„Nicht gerade zur Kur. Zur Erholung in der Einsamkeit. Meine Mutter hatte in dieser Gegend ihre Heimat. Sie war die Tochter des Oberförsters von Neuenheerse. Hier bin ich ihr, die ich so sehr geliebt habe, am nächsten.“

„Sind Sie auch Künstlerin, Komtesse? Man sagt, die Liebe zur Kunst erbt sich leicht fort.“

„Ich versuche vielleicht eine zu werden. Mein Handwerkszeug ist die Feder. Jedoch heute schreiben so viele Menschen. Berufene und Unberufene.“

„Ein Urteil darüber zu fällen ist schwer. Denken Sie an unseren Grillparzer. Wie viele gab es, die ihm zu Lebzeiten das Berufensein absprachen, und jetzt ist er einer der gefeiertsten Klassiker.“

„Sie greifen gleich hoch. . .“ Die Komtesse stuzte und errötete. „Verzeihen Sie, ich weiß noch nicht Ihren Namen, trotzdem Sie wohl hier eine gut gekannte Persönlichkeit sind. Alle Menschen grüßen Sie, habe ich beobachtet.“

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, Komtesse, aber das Ungewöhnliche unseres Zusammentreffens ließ mich die Vorstellung verweisen: Ich heiße Bekdorf.“

„Graf Bekdorf und womöglich Antonius Maria?“

„So ist es, Komtesse.“

„Daß die Bekdorfs doch immer in gefährlichen Augenblicken in unser Schicksal eingreifen müssen! Die väterliche Familie meiner Mutter Hoffmann hat lange im Dienste Ihrer Familie gestanden. Ein Antonius Maria rettete einem meiner Vorfahren an der Karlsschanze bei der Saubay das Leben. Meine Mutter hat mir viel davon erzählt. Ich kannte schon jeden Weg und Steg der Gegend, bevor ich hierher kam, und nun freue ich mich, all die Plätze besuchen zu können, und liebe sie noch mehr als in der Vorstellung. Eigentlich bin ich eine ganze — Hoffmann. Der Name Orschevsta . . . doch ich will Sie nicht langweilen, Graf.“

„Das tun Sie durchaus nicht, Komtesse, nur möchte ich Sie nochmals bitten, die Schatten der Vergangenheit ruhen zu lassen. Ich muß zum zweiten Male Ihre Verzeihung erbitten.“

Auf einer von hohen Büchen beschatteten Bank ließen sie sich nieder.

„Sie mich, Herr Graf?“

„Ich habe Ihnen etwas geraubt.“

Ueber das etwas bleiche Gesicht Ludmillas huschte wieder eine feine Rote, doch nur so sanft, wie es ihrem zarten Teint entsprach und zu dem schönen Rot ihres Haares paßte. Die Natur hatte dieses Kind mit seltenen Reizen ausgestattet. Allein schon die großen, ausdrucksvollen Augen mit den langen, schwarzen, Wimpern genügten, um ihrem Gesicht etwas Außergewöhnliches zu verleihen.

„Sie scherzen, Herr Graf.“

„Ganz und gar nicht. Doch erschrecken Sie nicht zu sehr. Ich bin ein ganz gefährlicher Räuber, der sich sogar fremdes geistiges Eigentum aneignet, um es nicht wieder herauszugeben. Nur einen Vogen konnte ich Ihnen zurückgeben; was darauf steht, ist fest in meine Erinnerung eingegraben. Sie können es mir nimmermehr entreißen.“

„So träumt man hier auf der Geschichte reichem Boden, Wo's jest so einsam ist, die Buchen leise rauschen, Und auf dem kleinen Teiche, dicht verwoben, Die Wasserblumen zarte Küsse tauschen.“

„Sie haben mein Gedicht gefunden? Also Sie saßen an der einsamen Quelle?“

„Bewacht von meinem Hunde, jawohl. Ich wünschte in dem Augenblick den treuen Omar in die heiligen Gefilde der Diana. — Sie, Komtesse, befanden sich unter dem Schutze Ihrer Dogge.“

„Ich gehe stets allein, Herr Graf. Ich fürchte mich nicht, aber er ist ein treuer Begleiter und plaudert nichts von den Stimmungen aus, in denen ich mich oft befinde. Im Falle der Gefahr kann er mir auch nützlich sein, denn er ist auf den Mann dressiert.“

„Dann darf man sich Ihnen in den Bergen also nicht nahen?“

„Nein, doch mache ich vielleicht mit meinem Ketter eine Ausnahme. Aber Sie werden mich nicht treffen. Haben Sie mein Gedicht hier?“

„Nur in meinem Kopfe. Das Geschriebene liegt wohl verwahrt und vor jedem unberufenen Auge geschützt in dem geheimen Fach meines Schreibtisches. Komtesse, ich weiß Schätze zu hüten.“

„Wollen Sie es mir wiedergeben?“

„Das kann ich getrost tun. Ich wollte es schon damals an der Kaspar-Heinrich-Quelle.“

„So waren Sie auch der Jäger. Natürlich, mit Omar, dem Jagdhunde. Warum taten Sie es nicht? — Doch ich sehe meine Hausdame nach mir suchen. Die Gute darf sich nicht ängstigen. — Man sieht es ihr an, daß sie ein Blaustrumpf ist. Die kurzen Haare, der Männer-schlips. Doch sie ist eine gute Seele. Sie hat so viel studiert und weiß über die Geschichte und die Sagen des Landes bemerkenswert gut Bescheid. Ich bin ihre Schülerin. — Sie hat viel Enttäuschungen erlebt. Jetzt tröste ich sie, so viel ich kann, und sie liebt mich dafür wie eine Tochter. Und ich bin einsam. Nur in der Natur spüre ich die Einsamkeit nicht. In der Natur der Heimat. Doch das ist nicht richtig. Die weite, weite Natur ist überall unsere Heimat.“

Sie erhoben sich. „Leben Sie wohl, Graf Antonius Maria. Ein stolzer Name. Vielen Dank für die Rettung aus der Gefahr.“

„Sehe ich Sie bald wieder, Komtesse?“

„Suche Sie und — finden Sie mich, wenn Sie wollen!“ rief sie ihm schelmisch zu. „Adieu, meine Dame ist eifersüchtig und kann — Männer nicht leiden.“

Leichtfüßig sprang sie den Weg hinab. Antonius Maria bewunderte die leichte Grazie ihrer Bewegungen.

„Und ob ich will!“ rief er ihr nach, dann ging er weiter, um Feodora Wendelstede zu suchen. Es lag ihm eigentlich nicht viel daran, sie zu finden. Vielleicht hatte sie auch schon den Weg nach Hause eingeschlagen, denn es war doch einige Zeit seit ihrem Auseinandergehen verflossen.

Er stieg den auf der Seite des Bades gelegenen Weg zum Rosenberge empor. In einer freien Stelle hielt er Umschau. Dort unten an der einsamen Linde mitten im Felde stand der Maler mit seiner Staffelei und neben ihm, es war keine Täuschung, — Feodora. Die Entfernung war nicht so weit, daß er nicht ihre hohe, schlanke Figur und die Narben ihres Kleides erkennen konnte. Einmal glaubte er sogar ihr helles Lachen zu vernehmen.

In dem Mädchen steckte Natur und keine Zimperlichkeit. — So hatten sie also beide neue Bekanntschaften gemacht.

Bei Tisch fragte er sie neugierig, ob sie sich neuerdings sehr für Malerei interessiere. Zur Antwort erhielt er die gleichmütigen Worte:

„Ich glaube ja. Mindestens ebenso sehr, wie ein gewisser Graf für — Schwäne.“

Er mußte es erfahren, daß man nicht mit Steinen werfen darf, wenn man selbst im Glashause sitzt.

Feodora schwärmte ungeniert von ihrem Maler. „Denken Sie sich, Graf, er hat mir die ganze Technik seiner Kunst erklärt. In meiner angeborenen Neugierde und da Sie mich so lange warten ließen, hatte ich mich mit meinem Brunnenglas ihm wieder genähert. Pötzlich redete er mich an und fragte, ob ich auch male. Später gestand er mir, aber sehr liebenswürdig, daß dies sein Mittel sei, die Zuschauer zu verschrecken.“

„Sie gingen aber nicht fort?“

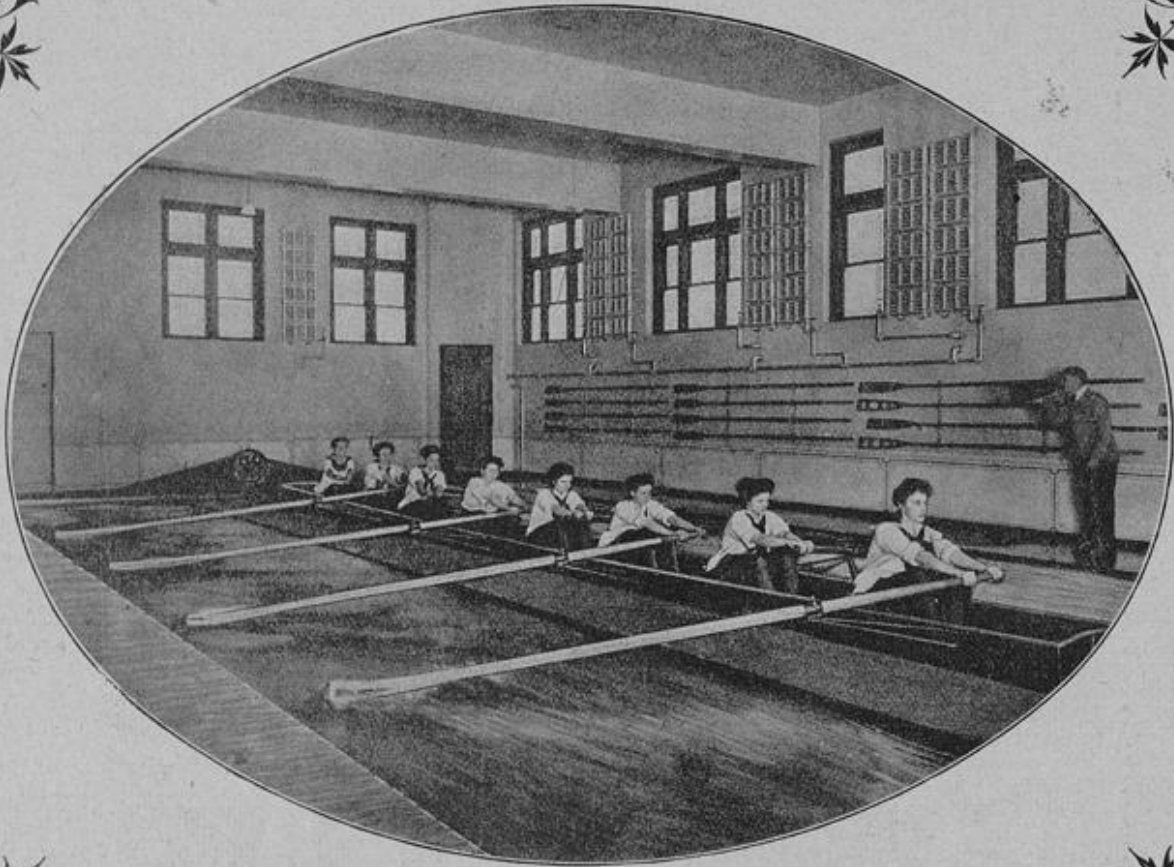
„Nein, im Gegenteil, ich ging näher heran und erzählte ihm, daß ich zwar leider nicht Malerin sei, aber in meiner Heimatstadt viel von dieser schönen Kunst gesehen hätte.“

Da lachte er herzlich, und versicherte mir: aus jener Stadt hätten sie ihn hinausgegrault. Man hätte ihm vorgeworfen, er male nur

„Und Sie mich?“

„Das verrate ich nicht; denn das war nicht so harmlos.“

Die alte Exzellenz trant plötzlich auf Feodoras Wohl. Bei seiner Schwerhörigkeit und der großen Breite des Familientisches konnte er nicht verstehen, was die jungen Leute sprachen, und er dachte wohl, daß sein Herzensplan der Reife zuging, weil er aus ihren Gebärden zu schließen glaubte, daß sie Heimlichkeiten zusammen hätten. Heimlichkeiten sind bekannterweise die ersten Vorboten der Liebe. Er erhoffte in allem Ernste eine Verbindung der jungen Leute, die, abgesehen von der praktischen Vereinigung der beiden Häuser, ausgezeichnet zueinander zu passen schienen. Nach der glücklichen Verlobung sollte Antonius Maria eine landwirtschaftliche Hochschule besuchen und dann — nach der Verheiratung — das ausgedehnte Gut Wendelstedt bei D. bewirtschaften. Dieser Plan konnte auf keinen Fall weder der einen noch der anderen Familie schädlich sein, und die Bekdorf's warfen auch nicht zu wenig mit in die Wagschale. Das Wappenschild wurde etwas vergoldet, und es tat not dazu auf



Wassn-Übungsrudern von Studentinnen der Syracuse-Universität (im Staate New-York) im Achter-Übungsraffen.

nach einem Schema und nicht nach der Natur. Seine Bäume wären keine Bäume, sondern Strohwische; sein Wasser male er überall dahin, wo nie in der Wirklichkeit Wasser stünde, und vor allem fehlten auf den meisten Häusern seiner Gemälde mindestens ein bis zwei Fenster. Das wollte man sich einfach von ihm nicht mehr gefallen lassen.

„Trat er gleich den Gegenbeweis an?“

„Natürlich, und das war sehr interessant. Er wolle mehr Licht in seine Bilder bringen, sagte er, nicht durch die Farbmischung, sondern durch Farbzusammenstellung. Er zergliedere die natürlichen Farben, um sie nachher wieder ganz fein zusammenzubringen. Er behauptete, er müsse mir das an einem neuen Bilde zeigen, wie es entstände. Mit der Skizze sei er sowieso fertig, und wenn es mir nichts ausmache, so wolle er seinen Platz wechseln. Ein einzelner Baum und weiter Acker und Weide eigne sich am besten für diese Belehrung, die ich dann weiter unter das Volk tragen solle. Schnell packte er ein, und ich half ihm dabei, und wir wanderten — ich trug die leichte Staffelei — nach der einsamen Linde. Dort haben Sie mich dann mit ihm gesehen.“

ganz legalem Wege. Dafür starben die Wendelstedts nicht aus. Der Kammerherr hatte von dem Könige die Bewilligung erhalten, daß sein zukünftiger Schwiegerohn den Doppelnamen führen durfte. Ferner sollte, wenn drei Söhne dieser Zukunftsehe entsprächen würden, der eine, nach Bestimmung des derzeitigen Vaters, nur Wendelstedt heißen und das große Gut erben, das erst dann und nur in diesem Falle Majorat werden sollte. Das Vermögen der Wendelstedts war ein dertart bedeutendes, daß darin keine Ungerechtigkeit gegen die anderen Kinder lag. Diese sollten nach Abschätzung des Grundbesitzes dementsprechend durch Kapitalien entschädigt werden. So hatten die Alten schon Pläne entworfen und über Menschen verfügt, die noch gar nicht existierten, und immer hatten sie nur von Antonius Maria gesprochen. Mit der Möglichkeit eines Verjagens hatte man gar nicht gerechnet.

Der Kammerherr debattierte mit der Gräfin und seiner Frau eifrig über eine Etikettenfrage. Auch sie glaubten alles im besten Gleise; nur Mama Bekdorf hatte gelacht, als ihr Mann ihr diesen großen Plan mitteilte.

(Fortf. S. 286)



Der Gopuram des Sivatemple zu Madura in Südindien.

Während man sich in Europa unter einem indischen Tempel eine einzelne Art von Bauwerken vorzustellen pflegt, gibt es in Wirklichkeit in Indien zwei ganz getrennte Religionen und Kulturen, die sich todtfeindlich gegenübersehen und naturgemäß in ihren Bauwerken nicht die geringste Ähnlichkeit aufweisen. Ein größerer Gegensatz als zwischen einem Hindutempel, wie sie heute hauptsächlich in Südindien noch zu finden sind, und einer indisch-mohammedanischen Moschee ist kaum denkbar. Die indischen Tempel des Hinduglaubens, des Glaubens an Brahma, Wischnu und Siva, bestehen aus einer kleineren oder

größeren Anzahl Mauerumwallungen, durch die von den vier Himmelsrichtungen her mächtige Ländnungen führen. Jedes dieser Tore ist überragt von einem Gopuram, wohl den phantastischsten Bauwerken, die die Erde trägt. Die Gopuram der äußeren Mauern sind die größten; ihre Dimensionen nehmen ab, je näher die Umwallung dem mittleren Heiligtum liegt. Das Keuzere der Gopuram ist mit Tausenden von Figuren aus der brahmanischen Mythologie überfüllt. Dazu sind diese bizarren Gestalten farbig ausgeführt, so daß ein solcher Gopuram inmitten der grünen Palmenvegetation ein malerisches Bild darbietet.

Der alte Herr aber war darüber ordentlich böse geworden und hatte ihr vorgeworfen, sie sei jetzt noch wie damals als achtzehnjähriges Mädchen. Man könne nichts Ernstes mit ihr besprechen. Doch sie kannte ihren Sohn wohl am besten und hatte aus seinen Erzählungen herausgeföhlt, wie sehr er an dem Soldatenstande hing und auch Oesterreich liebgewonnen hatte. Nach ihrer Meinung schien er sich überhaupt noch nicht mit Ehegedanken zu tragen.

Durch die Aufmerksamkeit des Generals war das Gespräch wieder allgemein geworden, so daß die beiden jungen Menschen nicht weiter zum Austausch ihrer gegenseitig belauschten Geheimnisse kamen.

Der nächste Tag brachte eine ganz unerwartete Ueberraschung. Zur Besuchszeit überbrachte der Diener den Herrschaften einige Visitenkarten. Das stille Landhaus erhielt selten Besuch, von dem man nicht vorher wußte. Desto gespannter war man natürlich darauf, wer es sein konnte.

Antonius Maria, der gerade anwesend war, ergriff schnell eine der Karten und las, selbst nicht wenig überrascht: „Theodor v. Bartenfögel und Frau Maria v. Bartenfögel“, und da war noch eine kleine, niedliche Karte: „Fridy v. Bartenfögel“. Sein Regimentskommandant mit Frau und Tochter! Das kam ja einem Ueberfall gleich. Für die Leutchen bedeutete die Reise nach Driburg eine Weltreise. Sie hatten doch in Schlesien Wälder genug. Müßten sie da ausgerechnet durch ganz Deutschland hierher reisen? Oder wollte man ihn mit Gewalt zurückholen? — Nein, die einfachste Erklärung war die: Der gute Oberst mußte den Abschied bekommen haben; denn jetzt, zur Zeit der Uebungen vor dem Manöver konnte er doch schlecht fort. Die alte Erzellenz war am meisten bestürzt. Das paßte ihm gar nicht in den Kram. Mit Oesterreich war er fertig. Bisher war doch alles so schön nach seinem Plane gegangen.

Die Herrschaften wurden zum Empfang in den kleinen Ahnensaal gebeten.

Der alte österreichische Oberst konnte in seiner temperamentvollen Art nicht umhin, nachdem er die Gräfin und den Grafen möglichst zeremoniell begrüßt hatte — der Erzellenz stattete er eine regelrechte militärische Meldung ab, die sich in seinem grauen Touristenkostüm sehr spassig anhörte —, seinen Adjutanten in spe zu umarmen. Gerührt standen Mutter und Tochter Bartenfögel dabei. Frau Maria dachte: „Er gehört schon jetzt zur Familie“, und Fridy wäre auch gar nicht abgeneigt gewesen, ihm zu diesem Schritte die Hand zu reichen.

Der Oberst hatte weder den Abschied genommen, noch bekommen. Dem Gedanken beugte er sofort durch eine längere Erzählung seiner glänzenden Besichtigungen vor. Kein Gedanke daran; aber der Arzt hatte ihm eine Kur verordnet. Jrgend etwas war ihm auf die Nieren gegangen. — Da hatten sie nun in den Anzeigen nach etwas Passendem gesucht und gesucht. Der Zufall hatte ihnen auch die Offerte von Driburg in die Hände gespielt.

Gut und billig sollte es dort sein, und der liebe Besdorf war auch da. Außerdem konnte man sich einmal das reichsdeutsche Land ansehen. Mutter und Tochter Bartenfögel nickten eifrig.

Das junge Mädchen sah in ihrem seidenen Wiener Kleide wirklich ganz reizend aus. Sie wurde nebenbei abwechselnd blaß und rot, und das kleidete sie gar nicht schlecht. Ihr Vater war wieder nahedaran, zu viel auszuplaudern. Ein strenger Blick seiner Gemahlin ließ ihn plötzlich jäh verstummen. „Die Welt ist so klein“, sagte er nur noch, dann trat eine bedrückende Stille ein.

Antonius Maria war von dieser Anhänglichkeit, denn als solche konnte er sich das Verhalten der Familie immerhin auslegen, tief gerührt. Er freute sich auch darüber, seinen lieben österreichischen Dialekt sozusagen „vom Fasse“ zu hören. Von dem neuen, oder besser gesagt älteren Komplott gegen sein Junggesellentum ahnte er natürlich nichts. Er hatte Fridy nicht mehr und nicht weniger ausgezeichnet wie alle hübschen Mädchen in Olmütz.

Die atembeklemmende Stille unterbrach der General mit einem wohlüberlegten Satz, der aber eine ganz andere Wirkung ausübte, wie sie der Sprecher gewünscht hatte. Er sagte:

„Es hat mir immer zur besonderen Freude gereicht, daß mein Sohn Antonius Maria der ruhmreichen Armee Oesterreichs angehören — durfte.“

„Durfte!“ fuhr der Regimentskommandant auf, und ließ sich von seiner Gemahlin in seinem gerechten Zorn durch keinen bösen Blick mehr aufhalten. „Durfte? — Er gehört noch zu uns, Erzellenz! — Die Hälfte des Jahres ist schon vorbei, und nach Ablauf der nächsten wird er mein Adjutant. Ist sein Urlaub abgelaufen, dann muß er zurück, da hilft nichts. Außer, Erzellenz haben ihn veranlaßt, seinen Abschied einzureichen. Das kann ich nicht glauben, denn Ihr Herr Sohn hat mir sein Wiederkommen in die Hand versprochen.“

Der Oberst sah sich hilfesuchend im Kreise um. Jetzt hätten auch sie einmal reden können. Allein die Damen hielten die Blicke gesenkt. Das junge Mädchen verbarz ihr gerötetes Gesicht teils unter ihrem großen Hute, teils mit einem Taschentuche. — Die alte Erzellenz war wie aus den Wolken gefallen. Er hatte also nicht den Abschied genommen, das war ja unerhört! —

Der junge Offizier lachte vergnügt.

„Allerdings, Papa, so ist es. Ich bin deinen Wünschen nur teilweise gefolgt und hätte es dir gern gesagt, wenn . . .“

„Na natürlich,“ sagte die Erzellenz, um überhaupt etwas zu sprechen, „er soll es sich noch überlegen.“

Die Unterhaltung stockte wieder. Frau von Bartenfögel gab ihrem Gatten ein Zeichen und sie empfahlen sich. Trotzdem das Auseinandergehen seitens des Generals etwas kühl war, lenkte die Gräfin doch wieder ein, und man versprach, sich treffen zu wollen. Der Oberst hatte schon das Dortmunder Bier im Restaurant probiert. Er fand es ganz passabel und besser als das Bilsener Export. Gegen das Bilsener Schanzbier kam nach seiner Meinung halt kein Bier der Welt auf. Doch darin mußte man sich im Auslande schiden.

Als Bartenfögels fort waren, blieben Vater und Sohn allein zurück. Der alte Herr ging erregt auf und ab. Er empfand die Handlungsweise seines Sohnes als Ungehörig gegen ihn.

„Du wirst nun hoffentlich sofort deinen Abschied einreichen, Antonius Maria!“

„Nein, Papa. Auf keinen Fall eher, als bis du mir deinen Plan mitgeteilt hast. Außerdem habe ich mein Zurückkommen tatsächlich dem Kommandanten versprochen. — Schon immer hatte ich gehofft, du würdest mir einmal deine Absichten auseinandersetzen. Ich hätte dir auch von meiner Beurlaubung gesprochen, aber . . .“

„Schon gut,“ — der General fürchtete die „Wenns“ und „Aber“ — „jetzt ist die Gelegenheit da. Leider ist sie beschleunigt, durch den Besuch eben herbeigeführt worden. Ich hätte es für zarter gefunden, wenn sie sich von selbst geboten hätte. Außerdem hatte ich mit dem unbedingten Gehorsam meines Sohnes gerechnet! — Scheinbar ist das österreichische Manier . . .“

Antonius Maria machte eine unwillige Gebärde.

„Nun, ich will nichts weiter sagen. Es gibt dort ebenso brave Offiziere wie bei uns, aber die Dienstauffassung . . .“

„ . . . Verzeihe, wenn ich dich unterbreche, aber ich kann das selbst von meinem Vater nicht hören. Unsere Dienstauffassung ist genau so korrekt wie die eurige. Wir wollen nur keine überarbeiteten Offiziere und Mannschaften haben, sondern bemühen uns, ihnen die Lust am Handwerk nicht zu verderben. Denke an die österreichische Artillerie bei Königgrätz . . . Verzeih, Papa . . . du wolltest mir deinen Plan sagen?“

Der alte Herr gebrauchte erst wieder einige Zeit, um sich zu beruhigen. Jetzt mußte es wohl nichts mehr, er mußte mit seinen Wünschen herausrücken. Und wenn es nun noch zu früh war und Antonius Maria einfach „nein“ sagte: dann waren seine Hoffnungen vernichtet. Darum war er ihm aus dem Wege gegangen. Er wollte kein „nein“. So stark hing seine Eimbildung an dem „ja“, daß er gar nicht fragen wollte. Kamen die Kinder mit ihrer Liebe heraus, dann war ja immer noch Zeit dazu. Er seufzte schwer.

„Mein lieber Sohn, dazu gehört zuerst dein Abschied.“ Nach einem weiteren Anlauf fuhr er fort, als sein Sohn schwieg. „Du sollst Landwirtschaft studieren . . . Eine landwirtschaftliche Hochschule besuchen.“

„Am später unser Landhaus mit dem Gemüsegarten bewirtschaften zu können?“

„Nein, um . . .“ Der General ging in die entfernteste Ecke des Zimmers, die Furcht vor dem „nein“ überkam ihn wieder. „Das hat noch Zeit.“

Dann will ich dir vorgreifen, lieber Papa, bitte, zürne mir nicht. Am später als Fedoras Gemahl das Rittergut Wendelstedts, wie du sagst, . . . zu bewirtschaften.“

Die alte Erzellenz sah seinen Sohn hocherfreut an. Er hatte in seinem Optimismus nicht das Bittere gehört, das in dessen Worten gelegen hatte. „Dann ist ja alles gut, Antonius Maria!“

„Das verstehe ich nicht, Papa. Fedora liebt mich nicht und ich sie auch nicht. Wenigstens nicht so, um mich mit ihr für das Leben zu verbinden.“

Da war das Schreckliche heraus. Der General gab aber noch nicht die Schlacht verloren. Zeit gewinnen, hieß hier alles gewinnen. „Das wird sich schon finden“, besänftigte er.

„Ich will sie aber nicht lieben und werde es nie tun!“

„Du bist gebunden? — Hinter dem Rücken deiner Eltern? —“ fragte der General fast drohend. Das fehlte gerade noch, wenn einer anderen Liebchaft wegen sein schöner Plan in die Brüche gehen sollte!

„Ich bin nicht gebunden, Vater.“

„Dann ist es also reiner Eigensinn von dir?“ Das Väterliche verschwand plötzlich vollkommen aus seiner Stimme. Er wurde nur Offizier, nur Vorgesetzter, der einem ungehorsamen Untergebenen die Leviten zu lesen hatte. „Ueberlege es dir! Gehe meinertwegen nach Olmütz zurück und halte dich an dein kindisches Versprechen. Zulage kannst du von mir nicht mehr erwarten. Ich habe große pekuniäre Verluste gehabt. Du und deine Brüder, ihr habt mich auch genug gekostet. Die müssen nun von der Garde zur Linie, wenn sie nicht vorziehen . . .“

„Reich zu heiraten.“

„Ganz recht; nur wird es ihnen nicht so bequem gemacht wie dir. Wenn du heute bei Wendelstedts anfragst, bekommst du das Jawort. Dafür garantiere ich dir. Man wünscht diese Verbindung sogar höheren Orts. Alle Wege werden sich dir öffnen, wohin du kommst. Also nochmals, überlege es dir!“

(Schluß folgt.)

Blume Glück.

(Nachdruck verboten.)

Die blaue Blume sucht' ich jahrelang,
Ich fand sie nirgends, und mein Herz ward krank.
Erst heute weiß ich, wo die Seltne blüht:
Allüberall, doch eng ist ihr Gebiet.

Sie blüht soweit, als dir ein treuer Blick
Voll Liebe folgt. Dort wandelst du im Glück.
Dort blüht sie dicht wie Unkraut um dich her.
Zwei Schritte weiter findest du keine mehr! . . .

Georg Bufe-Palma.

Der Elefant.

Skizze von Hanns Wirthalm-Gras.

(Nachdruck verboten.)

Das Schiff hatte Aden verlassen und ging auf Bombay zu: eine lange Reise. Wir hatten einen Riesenelefanten an Bord, den Hagenbeck nach der Heimat schickte, weil ihm das nordische Klima nicht gut bekam oder sonstwarum.

Es herrscht eine schreckliche Hitze, und nach dem Lunch ging alles an Bord, um sich's dort auf Liegestühlen bequem zu machen. Kaffee wurde gegeben und Eis. — Wir lümmelten sieben, acht Herren auf einem schattigen Platz und unterhielten uns über die Jagd. — Ich erzählte von meinen kleinen Jagden nach allerlei Raubzeug, das unsere Forsten bevölkert. Und schoß fleißig Eichfärschen und Elstern. — Es waren viele Deutsche an Bord: solange man auf einem Schiffe ist, ist man noch daheim. So gab's nacheinander in allen deutschen Mundarten niedliche lateinische Geschichten, die uns lachen machten oder verblüfften. Es waren natürlich, die uns lachen machten in der Hand gehabt hatten, aber nicht zurückstehen wollten: und so gaben auch sie ihr Bestes. Wie es gute Jäger tun, ließ man sie reden und machte bestenfalls Verlegenheitswände, die durch einen Schwur abgewiesen wurden. So waren wir glücklich in die Jagdgebiete Indiens gekommen. Da sprachen nicht mehr viele mit. Ein Italiener, der in Aden an Bord gekommen war und recht gut Deutsch konnte, hatte das Wort.

Der Kerl war oft in Indien gewesen und kannte das Land die Kreuz und Quer. War ein kleiner Bursche, braunhaarig, mit einem energischen Bulldoggengesicht und sicher von schneller Hand. Man kennt die Leute rasch, die Revolver oder Messer leicht ziehen haben, und ich tippe bei Signor Tomassoni Stilet auf manchen Hindu oder Kongonesen. Denn er kannte die ganze Welt: von der Nordsee bis zum Kap Horn, und von China bis San Franzisko. — Er muß einmal Zirkusmensch gewesen sein, denn alle seine Bewegungen boten das typische Schwingen dieser Leute, denen wie selten jemand der Beruf an den Körper und ins Gesicht geschrieben ist. Ein interessanter Mensch, und ich nahm ihn mir aufs Korn.

Er hielt nicht zurück und machte sich zu nichts Besserem als er war. Jemandwo in Savoyen geboren, taugte er nichts (wie viele, die zwischen Aden und Bombay segeln), war zu einer Truppe geraten, ging dann als Matrose hinaus, war roh und weit geworden. — Seinen Beruf fand er in Abyssinien, wo er den Feldzug mitmachte und, weil's ihm die schwarzen Christen zu arg trieben, desertierte. So kam er auf die Totenliste und hatte mit seinem offiziellen Vaterland nicht mehr zu tun. Er blieb im Lande des Negus und brachte sich dank seiner Sprachkenntnis als Nichtitaliener fort. — Später fand er nach dem Kongo, den er wie ein Waldbruder durchquerte: zu Fuß. Eine Repetierbüchse und eine unbändige Abenteuerlust halfen ihm vorwärts. — Dann gab's eine Lücke in seiner Erzählung. Vielleicht war er Fremdenlegionär in dessen oder Sträfling, kurz, er kam mit einem Male zum Raubtierhandel. Dabei war er feither geblieben. In Brüssel hatte er sein Depot und seinen Agenten. Mit Indien machte er sein Hauptgeschäft: Elefanten und Tiger. — Wenn man ihm zuhörte, waren die Diester für ihn numeriert. Sie warteten auf ihn. Die Elefanten zählte er nicht. Tiger hatte er Nummer 175 lebend und 86 tot. Der letzte hätte ihn bald das Leben gekostet. Und begann:

„Ich war mit Otto Mayer, dem bekannten Tigerjäger, auf Beute aus. Sie kennen den Mann nicht? Er ist doch weit bekannt und hat etliche Dutzend Tiger auf dem Gewissen. — Es war unweit seiner Residenz, wo er eine hohe Stellung am Hof des Fürsten einnimmt. — Hindus hatten die Schreckensnachricht gebracht, daß ein starkes Tigerpaar die Ställe besuche. — Da waren wir sofort auf und davon. — Es gab Wildschweine unterwegs. — Otto Mayer erlegte sie zu Pferde mit der Lauge. Das gefiel mir, ich hatte es nie gesehen, und beschloß, mich an Schweinen auf Tiger zu trainieren. — Zum Teufel, warum soll man Tiger nicht schießen? — Mayer lachte. „Möcht's Ihnen nicht raten.“ Immerhin, ich spießte einstweilen Wildsäue. Bis wir an die Spuren kamen. — Im Dorf begannen sie, und die Hindumänner der ganzen Umgegend waren auf den Beinen. Diese Burschen! Diese feigen! Prügel hatten sie und uralte Flinten; und Halschen und Spieße. Und standen alle zitternd, braun, gekrümmt und warteten auf den Vormarsch, den die großen Herren besorgen sollten. — Weiß der Teufel, aber wenn sie das Wort Tiger hören, ist's um sie geschehen:

da kriechen sie in alle Löcher. Diesmal standen sie auf sicherem Platz und begaßten die Weihen, die sie von der Plage befreien sollten. — Dreißig vielleicht waren gegen viel Geld zum Tode zu haben. Die Tiger fanden im Dschungel und piffen uns was. — Noch im Dorf begannen die Burschen einen solchen Heidenlärm, daß der Satan selbst davongelaufen wäre. Ich fuhr mit der Peitsche dazwischen. — Als wir zum Dschungel kamen, waren zwei Drittel der Helden verschwunden und als wir darin waren, blieben wir auch allein. Mayer lachte wieder: „Das kenn' ich, so komme ich immer zum Sparen. Die Kerle lauern jetzt in ihren Hütten, bis wir die frohe Botschaft bringen. — Drauf und dran!“

Die Spuren der zwei Räuber führten tief. An einem Tümpel hatten sie gelagert; dort lagen Reste eines Kalbes. Und dort blieben wir: Futterplatz. Unsere Gänge hingen an Banyanstämmen, weit drin im Gestrüpp. Und wir kletterten in die dichten Kronen zweier Bäume, die schußsicher lagen. Da hieß es, sich nun langweilen, denn sobald waren die Tiere nicht zu erwarten. — Was soll ich erzählen: es dauerte Stunden, Stunden. Ich schlief fast, es war erbärmlich. Hin und wieder piff mich Mayer an, und ich gab Antwort, wie Papageien schreien. Sofort tönte rundum das Getöse der bunten Vögel. — Dann war's wieder still.

Ich hatte meine Repetierbüchse vor mir liegen und liebäugelte mit meiner Uhr. Eine kapitale Uhr übrigens, leuchtet bei Nacht und schon im Dämmer. Ich sah die Radiumpunkte tanzen und ärgerte mich über die Bestien, die einen rechtschaffenen Menschen da oben warten ließen. Der Sitz war nicht gerade bequem, und mir taten alle Knochen weh. — Zum Aesplatz hin wurde es licht, und die Sonne schleuderte weite Strahlen über den Boden. — Ich papageite wieder. Drüben antwortete ein Kolibri: so fein konnte Mayer piepsen. Gut, dachte ich, du unterhältst dich besser als ich und sitzt auch weicher. Wollen einmal Platz wechseln. Weiter drüben stand ein Gummibaum, mit breiter Krone und runden Buchten in den Ästen. Da schielte ich schon lange hin. — Und kletterte endlich herab, um vorsichtig hinüberzuschleichen.“

Wir hörten dem Menschen alle gespannt zu. Er hatte eine Art zu erzählen, daß man bei seinen großen Abenteuern den kleinen Burschen förmlich wachsen sah. — In seiner beweglichen Art sprach er weiter: „Da brüllte dreißig Schritte weit ein Tiger auf. Und gleich hernach rollte das Fauchen der Klage. Ich hörte unsere Pferde schreien und an den Gurten reifen. Wie eine donnernde Warnung klang noch einmal das Gebrüll: da sah ich sie. — Im selben Augenblick krachte der Schuß Mayers und noch einer. Die Klage sprang hoch auf. Nun geschah alles in einer Sekunde. — Ich ließ natürlich alle Hoffnung auf den Baum und auf mein bißchen Leben fahren. In solchen Situationen ist's einem Wurst; man denkt an nichts weiter. Nach dem zweiten Schuß prallte der Tiger vorwärts. Gerade auf mich. Na, dachte ich, lieber Signor Tomassoni, deine Freunde werden lachen. Und riß die Büchse in die Höhe. Doch da hinderte mich der Speer, den ich am Arm trug, und der Schuß ging fehl. — Da war die Bestie auch schon bei mir. Ich ließ die Waffe fallen und hielt instinktiv, ohne auch nur mehr zu denken, den Speiß nach vorn gestemmt. Dann gab's einen Miß und einen Krach splitternden Holzes: die Sache war zu Ende. Ich lag auf dem Rücken, spürte die Brust weit und offen und noch den widerlichen Atem des Tieres. — Das brüllte tief auf und hob den Kopf hoch, als wollte es triumphierend dem Dschungel den Sieg verkünden. Der andere schoß ihr mitten durch den breiten Schädel.“

So wuchtete sie auf mir, dem Knirpsen. Ich hatte bald heraus, daß die Rollen vertauscht waren, und schob mich, so gut ich konnte, unter dem schweren Kadaver hin und her, bis ich besser lag. Was so besser liegen heißt unter einem fünfhundert Pfund schweren Tigerweh! — Es waren Rippen hin, und Blut floß in Strömen, das merkte ich. Und aus dem Rachen des Erlegten troff roter Qualm, der mir heiß über das Gesicht rann. — Bis Otto Mayer kam. Ein vorsichtiger Mann. Er schoß noch einmal mit seiner Browning vor die Stirn. Und wahrhaft, dem Tiger gab's noch einen Stoß, der mich zwei weitere Rippen kostete. —

„Hören Sie mich?“ fragte da Mayer. „Ja.“ „Ich hole die Pferde, die den Kerl wegschleppen werden. Ich kann das nicht. Halten Sie sich solange.“ Praktischer Mensch das, dachte ich. — Und richtig, der Mann brachte die Pferde, es waren ja keine dazu, den Tiger mit Gurten ein Stückchen wegzuschleichen. So kam ich mit unfähiger Mühe los. — Na, was soll ich erzählen, ich war übel zugerichtet und kam recht und schlecht heim. Dem Otto Mayer habe ich's zu danken.“

Der Italiener riß sein Seidenhemd auf und zeigte uns die Krallen des Tigers. „Schaut recht ehrenvoll aus, was? Und war doch nur eine Dummheit. Ich steig' von keinem Baum mehr herunter, und wenn ich auf Nadeln sitze.“

Wir lachten alle und gratulierten dem Menschen. Der schlürfte seelenruhig sein Eis und nahm unsere Teilnahme wie eine Selbstverständlichkeit entgegen.

Da rollte ein Trompetenstoß über das Schiff hin: gewaltig und erschütternd. „Ein Elefant!“ schrie der Tigerjäger und sprang auf. Wir erzählten ihm davon, und dann gingen wir alle zu dem Tiere. Das war auf Zwischendeck hinter einem großen Verschlag und fraß freundlich die Brotkruste und Strohbüschel, die ihm von den Passagieren gereicht wurden. Sein Wärter, ein Indier, sah stumpf und gleichgültig auf einem Bündel Heu und sah dem Späße zu. Der riesige Elefant freute sich großartig, und alle Augenblicke trompetete er die Leute an, die sich mit ihm unterhielten. „Das ist ja Bijou,“ meinte der Italiener, „den habe ich an Hagenbeck verkauft.“

„Cervus, Bijou, alter tier! Suchst wieder die Heimat!“ Bijou wadelte mit den großen Ohren und schaute den Knirps von Frager sehr bekannt an. „Mit dem Burtschen hatten wir immer einen Niefenspaß,“ erzählte Tomassoni, „dem habe ich das Rauchen gelernt, und das macht er sehr drollig. Wollen Sie einmal sehen?“ Natürlich schrien wir alle ja.

Da ging der kleine Italiener in den Verschlag, sprach mit dem Indier ein paar Worte und nahm eine große Importe aus der Tasche. Dabei tätschelte er dem großen Kameraden den Rüssel. Und als die Importe qualmte, steckte er sie ihm in das spitze Maul. — Bijou machte ein sehr vergnügtes Gesicht, blinzelte mit den überkleinen Augen und zog kräftig an.

Doch dann stieß er plötzlich einen wütenden Ton von sich, sein Rüssel slog in die Höhe, und ehe auch nur an Hilfe gedacht werden konnte, hatte er den Signor um den Leib gefaßt und schlug ihn schmetternd zu Boden. Und mit einem einzigen Tritt seines rechten Fußklumpens trat er den Menschen breit. — Die Zigarre war nicht mehr zu finden.

Signor Tomassoni wurde noch am selben Tag über Bord geschafft. Sein Gesicht lachte so, wie er es getan hatte, als er die Zigarre anbrannte.

Unsere Bilder.

Aufnahmen aus der eigentlichen Hochgebirgsnatur, Wiedergaben der Wolken- und Nebelbildung um die höchsten Gipfel der Alpenwelt gehören zu den schwierigsten Aufgaben der photographischen Kamera. Von welcher gewaltiger Majestät solche Nebelpanoramen erfüllt sind, das veranschaulicht die Illustration auf der Titelseite dieser Nummer, ein Nebelstreifen im Hochgebirge darstellend. —

Johannes Niefen †.

(Mit Porträt.)

Kurz vor vollendetem 89. Lebensjahre ist in seiner Vaterstadt Köln Prof. Johannes Niefen gestorben, hochverdient um die Entwicklung der Historien- und Kirchenmalerei als ausübender Künstler, wie um die Hebung namentlich des Kunsthandwerks als gewissenhafter Lehrer. Im Jahre 1839 bezog der Dahingegangene die Düsseldorfer Akademie und wurde hier schließlich Gehilfe Schadow's. In diese erste Periode seines Düsseldorfer Aufenthaltes fällt die Vollendung seiner beiden Gemälde: „Die Verstoßung der Cordelia“ und

„Herodias mit dem Haupt des Johannes“

— Schöpfungen, die seinen Namen auf das vorteilhafteste bekannt machten. Nach einem kürzeren Studienaufenthalt in Paris

und einem mehrjährigen in Italien nahm er seinen Wohnsitz wieder in Düsseldorf und war eifrig mit Stift

und Pinsel tätig. Von 1858 bis 1866 war er Lehrer an der Akademie in Weimar und

von 1866 bis 1890 Konservator des Wallraf-Richartz-Museums in Köln. Seine Gemälde

behandeln vorwiegend religiöse Stoffe, aber auch antike Motive; dazu

kommen Porträts und Landschaften; die Bilder sind vielfach namentlich

coloristisch sehr bemerkenswert. Dreiund-

zwanzig Jahre lang leitete Niefen in Köln un-

entgeltlich eine Zeichenschule, in der junge

Kunsthandwerker, Tischler, Maschinen- und

Bauschlosser usw. in systematischer Weise im

Entwerfen von Modellen und in der stilvollen

Behandlung von Arbeiten ihrer Spezial-

fächer unterwiesen wurden. Auch materiell

verdanken ihm viele seiner Schüler wert-

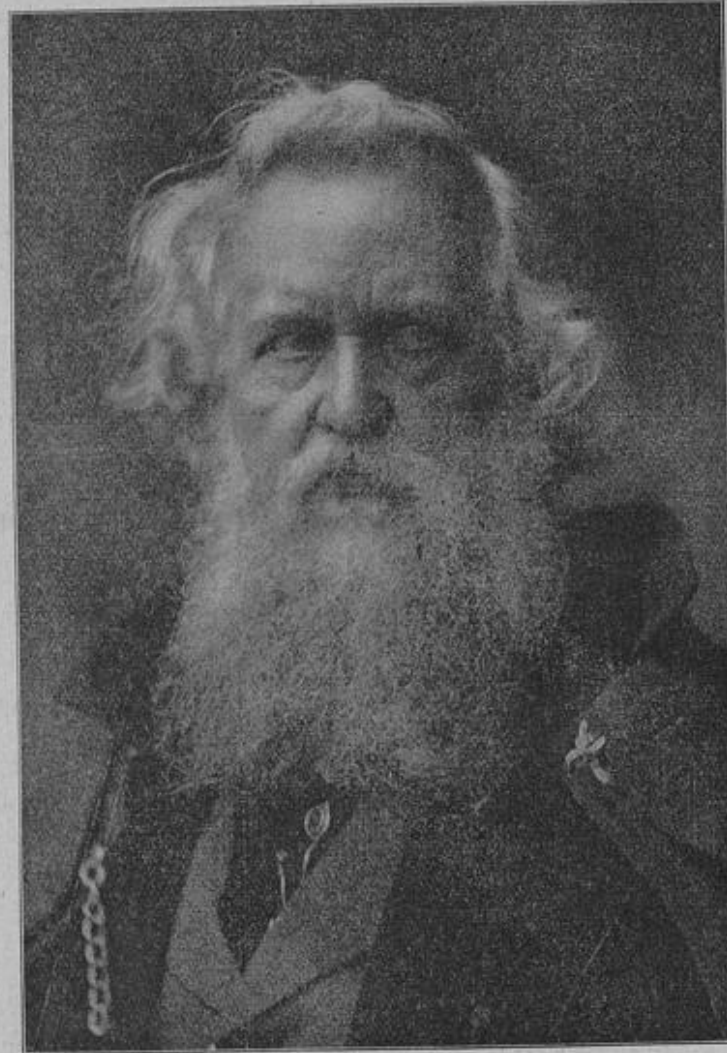
volle Unterstützung, war er doch jahrzehntelang

eine einflussreiche Persönlichkeit im rheinischen

Kunstleben, die häufig beim Ankauf von Gemälden usw. namentlich

seitens ausländischer Kunstmäzene um Rat hinzugezogen wurde. In der letzten

Zeit war Niefen von schwerem Leiden heimgeflucht, doch hat er bis in sein hohes Alter selbst noch gemalt; auch über ein achtungswertes poetisches Talent verfügte der Verstorbene. Die K. A. Akademie der bildenden Künste in Wien hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Im Wallraf-Richartz-Museum bildet seine Gemäldesammlung, die er diesem Kunstinstitut in hochherziger Weise überlassen hat, eine besondere Abteilung.



Prof. Johannes Niefen-Köln, Historien- und Kirchenmaler †.

schwerem Leiden heimgeflucht, doch hat er bis in sein hohes Alter selbst noch gemalt; auch über ein achtungswertes poetisches Talent verfügte der Verstorbene. Die K. A. Akademie der bildenden Künste in Wien hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Im Wallraf-Richartz-Museum bildet seine Gemäldesammlung, die er diesem Kunstinstitut in hochherziger Weise überlassen hat, eine besondere Abteilung.

Einen Ausschnitt aus dem amerikanischen akademischen Sportleben, soweit das weibliche Geschlecht daran beteiligt ist, zeigt das nächste Bild: Das Achter-Übungsrudern von Studentinnen der Syracuse-Universität im Staate New-York. Dieses Rudern findet in einem großen Bassin statt, und zwar auf einem Ruderkasten, der an beiden Enden befestigt ist. Ein Fachlehrer leitet die Übungen der jungen Damen, die sich mit anerkanntem Eifer und Geschick „in die Riemen“ legen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 57

Sonntag, den 11. September

1910

Der Plan seiner Exzellenz.

(Schluß.)

Novelle von F. C. Corvin.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Herr verließ zornig das Zimmer. Antonius Maria ging ans Fenster und starrte hinaus. Er überlegte. Was war geschehen? — gar nichts. Das hatte er ja schon alles vorher gewußt. Nur die Spannung war eingetreten. Daran war sein guter Regimentskommandant schuld. Doch das schadete nichts. Sollte es sein, nun

„Ich soll heiraten, Mama.“

„Feodora Wendelstedt?“

„Feodora.“

„Sie ist ein gutes, braves Mädchen. Liebst du sie?“

„Nein, und ich halte es für ausgeschlossen, daß es je eintreten



Eine fürstliche Emailarbeiterin — Prinzessin Marie Luise von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Tochter des Prinzen Christian und der Prinzessin Helena von Großbritannien in ihrem Studio zu Kensington. Cop. Ch. Trampus.

dann ging er eben, wie er versprochen hatte, nach Olmütz und wurde Regimentsadjutant. Mit der Gage wollte er schon fertig werden.

Er hörte leise Schritte hinter sich. Seine Mutter war eingetreten. „Was hat es gegeben?“ fragte sie, indem sie leicht ihren Arm um seine Schultern legte.

„Ich mag sie gern, und wen man gern hat, kann man nie so lieben, wie es ein e spätere Gattin verlangen kann.“

„Dazu ist Feodora auch viel zu schade. Ihre Natur verlangt eine heiße, dauernde Liebe.“

„Du sprichst meine Gedanken aus, Mama.“

„Und was war sonst noch? — Papa war natürlich sehr erregt. Ich weiß, wie er an dem Plan hängt. Vielleicht aber kommt die Liebe doch noch einmal, oder hast du die heimige bereits vergeben?“

„Nein, Mutter, du weißt, ich lüge nicht. — Ich werde nach Olmütz zurückgehen und versuchen, ohne Zulage durchzukommen. Andere können es auch. Warum soll es mir nicht gelingen?“

„Das ist tapfer gedacht, mein Sohn, aber du bist mit anderen Ansprüchen erzogen. Ich kenne dich. Du wirst verkümmern. Aber lasse mich sorgen. Ich habe noch ein kleines Vermögen in Paderborn auf der Bank, von dem niemand etwas weiß, auch der Vater nicht. Dir sollte es sowieso später gehören. Im Notfalle steht es zu deiner Verfügung.“

Antonius Maria dankte seiner Mutter, von ihrer Liebe gerührt. Es war ja noch nicht so weit. Er hatte noch Zeit zum Ueberlegen. —

* * *

Einige Wochen waren vergangen. Außerlich hatte sich an den Verhältnissen nichts geändert. Die alte Erzellenz ließ sich das Zerwürfniß mit dem Sohne nicht anmerken. Wendelstedts waren immer noch da, und Bartenfögels hatte man häufig als Gäste auf dem Landhause gesehen oder man war mit ihnen im Kurhotel auf der Veranda zusammengekommen.

Der Urlaub des österreichischen Obersten näherte sich seinem Ende. Frau Maria war schon böse, daß gar keine sichtbare Annäherung zwischen Fridy und Antonius Maria zu bemerken war. Sie quälte ihre Tochter und ihren Mann mit ihrer schlechten Laune, auch schlug sie ihm alle Tage einen anderen Adjutanten aus dem Regiment vor, doch diesmal blieb der Oberst fest.

„Mein Regiment führe ich immer noch allein!“ hatte er mit einem selten bestimmten Ton gesagt. Trotz dieser Energie mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm zum Abendhoppen von seiner Frau ein Paletot a g zogen wurde, obgleich ihm warm genug war. Fridy hatte sich mit Feodora Wendelstedt angefreundet und stand bei Meinungsverschiedenheiten wieder fest auf der Seite des Vaters.

Der Keinen Gesellschaft, die sich mit den übrigen Kurgästen gar nicht abgab, hatte sich in letzter Zeit der Maler oft angeschlossen. Feodora schien ihm Glück gebracht zu haben, denn er hatte die Driburger Bilder auf der Kunstausstellung in Wien sehr gut verkauft. Sein Stern ging auf einmal gewaltig auf. Die Herrschaften aus der Umgegend kamen eigens nach Driburg, um sein Atelier zu besichtigen, das er sich in einem Zimmer eingerichtet hatte. Er erhielt Auftrag über Auftrag, und es schien Mode geworden zu sein, daß in jedem besseren Hause ein „Carinus“ hing. Jetzt wollte er es auch nach seiner neuen Methode mit dem Porträtieren versuchen, und er bat die Eltern Bartenfögel um die Erlaubnis, Fridy malen zu dürfen. Sie wurde ihm gnädig erteilt unter der Bedingung, daß Mama Bartenfögel oder Feodora bei den Sitzungen zugegen waren. Frau Maria behauptete: Maler seien noch leichtsinniger als österreichische Offiziere, und da hiesse es vorsichtig sein.

Da die Frau Oberst aber gewöhnt war, spät aufzustehen, und Carinus die junge Dame im Morgenmorgenschein malen wollte, so war meist Feodora nur als Dritte anwesend. Doch sie waltete eigenartig ihres Amtes. Sie paßte auf, ob jemand kam. Für Gott Amor auf Posten stehen war doch zu süß!

Um seinem Vater den gezwungenen Verkehr mit ihm zu erleichtern, hatte der junge Graf beschlossen, für mehrere Tage eine Fußwanderung durch das Gebirge zu unternehmen. Er wollte den Teutoburger Wald durchqueren und mit der Eisenbahn zurückkommen.

Seine Gedanken beschäftigten sich während des Gehens mit Ludmilla Orschevska. Seitdem sie sich kennen gelernt hatten, war so viel dazwischen gekommen, daß er sie nur einige Male aus der Ferne erblicken konnte. Ihr Gedicht trug er wieder in der Brusttasche, und das feine Parfüm des Briefbogens umwehte ihn aus seinem geöffneten Rode.

Als Ziel seiner ersten Tageswanderung hatte er sich Kleinenberg gesteckt. Wieder passierte er die Fzburg, warf einen Blick auf das friedliche Tal zurück und schritt dann zwischen Buchen und Tannen rüstig auf dem Eggewege weiter. Die Einsamkeit war manchmal fast bedrückend. Verstreut und ohne einen Zusammenhang mit der anderen Welt lag hier ein einzelnes Gehöft und dort eine einsame Försterei. Was führten diese Menschen doch für ein Leben! Sie bestellten den großen Hochlandsboden und versorgten ihr Vieh. Wer wußte es; vielleicht fühlten sie sich glücklicher als die bessergestellten Bewohner des Tales. — Das Leben nahmen sie hin, wie es ihnen der Allmächtige gab. Sie kämpften gegen die Unbilden der Natur und freuten sich, mit ihr eng verwachsen, ihrer Schönheit. Oder waren sie dagegen empfindungslos geworden? — Jedenfalls blieben ihnen viele Kämpfe erspart, die die feineren Empfindungen der höheren Kultur mit sich brachten.

Von Peters Kreuz aus trennten sich die Wege. Die breite Chaussee führte nach dem Dorfe Neuenheerle. Aus diesem Dorfe stammte die Mutter Ludmillas. Die Tochter eines einsamen Försters

betrat den mit Rosen des Triumphes, aber auch Dornen bestreuten Weg einer Künstlerin. Wer mochte sie entdeckt und das Kind des Waldes auf die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, geführt haben? — Dann wurde sie die Gemahlin eines Fürsten. Romantische Schicksale gab es doch heute noch, und die Fesseln der Konvention wurden immer wieder durch die Schönheit gesprengt. Die Tochter trägt jetzt einen erfundenen Namen, doch in ihr fließt das Blut der Hoffmanns. Sie kehrt wieder in die Heimat der Mutter zurück, aus der großen Gesellschaft in den — Wald. Sehnsüchtig besingt sie ihn, denn sie sehnt sich nach ihren Angehörigen. Aber sie ist verlassen. Von der väterlichen Familie nur als ein Bastard kaum geduldet und am liebsten verschwiegen, ist die mütterliche ausgestorben. Vielleicht sind ihr dadurch viele Enttäuschungen erspart geblieben. Ein Westfale hat auch seinen Stolz, und Bastard bleibt Bastard, wenn auch die Grafenkrone das Illegitime verdecken helfen soll. Diese Auffassung erfüllt die ganze menschliche Gesellschaft vom Fürsten bis zum Bauern. Nur durch die Anerkennung des Matrimoniums wäre sie zu beseitigen — ein Gesetz, das die heutigen Anschauungen aus Rücksicht auf das väterliche Erbe abgeschafft haben. Die Mutter ist doch die wahre Erzeugerin der Familie, und nach ihr müßte der Stamm genannt werden. Wie viele alte Geschlechter wären dann noch erhalten geblieben! So war es ja auch mit den Wendelstedts.

Solche Betrachtungen kommen wohl dem einsamen Wanderer in Gottes freier Natur, ja, sie zwingen sich ihm geradezu auf, denn er fühlt sich wieder mit dieser Natur als ein Ganzes. Unter den Menschen wird der „Neuerer“ verhöhnt und verpöthet; nachdem er erfolglos gegen die Ueberzahl angekämpft hat, die es lassen wollen, wie es eben ist, es ist ja auch so viel bequemer, verbirgt er seine Meinung in einer geheimen Kammer seines Herzens und trägt sie mit sich zu Grabe. Aber durch die Gräber hindurch pflanzt sich der Keim fort, und das ferne Echo seiner Anschauungen dringt von Herzen zu Herzen, bis einst der strahlende Tag über der Welt aufgeht und es bringt — das Recht der Mutter auf ihre Kinder.

An den Gräbern ihrer Vorfahren stand jetzt vielleicht Ludmilla und weinte. Eine rechte Hoffmann, durfte sie den ihr gebührenden Namen nicht tragen. Sie war ausgestoßen aus ihrer Gesellschaft, nicht weil sie das Kind ihrer Mutter war, sondern weil sie, der Sproß einer illegitimen Verbindung, weder hier noch dort eine Heimat hatte.

Sinnend schritt er durch die Tannenwaldung den kleinen Pfad weiter. Der Eggeweg führte ihn an einem Monument der Schwäche menschlicher Kraft vorüber. Im Hellbachtal hatte man versucht, einen Tunnel zu bauen, aber man mußte es aufgeben. Romantisch lagen die mächtigen Felsstrümmen zerstreut; er war eingestürzt. Ein Gigant hatte auf den Ameisenbau der Menschen getreten und ihn vernichtet. — Und immer weiter wanderte er den herrlichen Waldweg entlang. Von Westen zogen drohende Wolken auf, und er hörte in der Ferne den Donner grollen. Die Luft wurde nebelig, und im Tal lag ein gelber Schein. Das schredte ihn nicht. Er hatte schon manches Gewitter in den Bergen erlebt, und das Schicksal der Menschen lag in der Hand eines Höheren. Wenn er es wollte, konnte es jeden Augenblick verhängnisvoll werden.

Er überschritt die Chaussee Willebadesen-Kleinenberg und befand sich bald tief im Walde am Fuße der Reste der alten Sachsenfeste — der Karlschanze.

In das Dunkel des Waldes ragte ein großes Kreuz hinein. Er wußte von früher, daß hier einst ein treuer Förster von Wilddieben erschossen wurde. Zu seinem Gedenken hatte man die Balken zusammengezimmert. Der Mann war im Kampfe gefallen, hatte den Tod in Ausübung seines Berufes erlitten — ihm war wohl. Das Kreuz, es schleppten Weib und Kind, des Vaters beraubt, durch das Leben. Das Kreuz ist überhaupt mehr eine Symbolik des Lebens als des Todes.

Ein leises Anurren ließ ihn aus seinen Betrachtungen aufschrecken. Am Wege saß jemand, und da leuchtete ein Silberfell, die Dogge; es mußte Ludmilla sein. Das Getöse der aufziehenden Gewitter kam immer näher, und grelle Blitze durchzuckten die Finsternis des Waldes. Die Eichelhäher zeterten und lärmten. — Ludmilla — die Unvorsichtige! Was konnte ihr hier alles geschehen, wogegen sie auch die treue Dogge nicht schützen konnte.

Er räusperte sich laut, um sie nicht zu erschrecken, und trat näher. Die Dogge erhob sich drohend auf den Hinterbeinen. Ein Wort der Besizerin zwang sie wieder zu ihren Füßen. Leise grollte das Tier, dann wendete es den Kopf, um den Fremden, dem es nichts tun durfte, nicht zu sehen.

Fahles Licht erfüllte den Wald. Ein jäher Feuerschein und schmetternder Donner fielen zusammen. Glühende Schneefireisen zuckten am Stamme einer mächtigen Buche herunter. Tausend bläuliche Flammen leckten aus der Erde empor, dann löschte sie der herniederrauschende Regen.

„Ludmilla, welcher Gefahr setzen Sie sich aus!“

Unwillkürlich hatte er sie beim Vornamen genannt. Das Mädchen saß ruhig auf einem Stein und rührte sich nicht. Ihr Körper war in einen festen Regenmantel gehüllt, und das Haupt schützte ein weicher, wasserdichter Lodenhut. Sie sah ihn freundlich an.

„Wollen Sie mich wieder retten, Graf Antonius Maria? — Die Bedorfs kommen immer, wenn Gefahr im Verzuge ist.“

Donnereschlag folgte auf Donnereschlag; durch den Wald ging ein gewaltiges Dröhnen. Der Regen hatte wieder nachgelassen, und das fahle Gelb zog, gespenstisch vom Tale kommend, in den grünen Dom. Die Dogge wimmelte leise und furchtsam.

An dieser Stelle rettete ein Antonius Maria einem Hoffmann das Leben bei der Sauhaß, von der ich neulich sprach. Einen späteren Förster ereilte, wie das Kreuz kündigt, nach Jahrhunderten an derselben Stelle der Tod. Ein Zeichen dafür, daß unser Dasein in der Gewalt eines Höheren steht, der sich zur Vollendung seine Werkzeuge erkürt. Sie fürchten sich doch auch nicht, Graf, warum soll ich es tun?“

„Ich bin Mann und Soldat. Sie sind ein schwaches Geschöpf.“

„Sagen Sie das nicht, Antonius Maria. Mir hat das Leben seit meiner Geburt tiefe Wunden geschlagen. Ich trage sie, ohne zu murren, ja, ohne sentimental zu werden: denn ich freue mich doch meines Daseins. Das großartige Schauspiel der Natur schreckt mich nicht, sondern berauscht mich. Keine Mutter war eine Künstlerin der Bühne. Was bedeuten die Bretter und die Scheinwelt gegen das Podium und die Kulissen der Natur! Doch sehen Sie, die Gewitter sind aneinander zerföhelt. Grollend wenden sie sich ab. Die Luft wird rein. O, könnten wir Menschen doch auch manchmal so ein Gewitter herbeizaubern, das uns um und um lehrt und wieder freier atmen läßt!“

Antonius Maria verstand sie. Ein leuchtender Blitz schoß durch seine Gedankenwelt. Ein Gewitter heraufbeschwören! Ja, das konnte er — wenn sie wollte. Ein Gewitter, das in seinen alten Stammesbaum einschlagen sollte, nicht um ihn zu vernichten, sondern um ein neues Reis von ihm abzutrennen, das für sich blühen und Früchte tragen sollte.

Des feuchten Bodens nicht achtend, kniete er vor ihr nieder und gestand ihr seine Liebe, die ihn schon seit ihrer ersten Begegnung mächtig erfaßt hatte, und die jetzt Gewalt über ihn bekam.

Stumm hörte sie seine feurigen Worte. Ihr bleiches Gesicht zuckte in stiller Qual. Als er schwieg, stöhnte sie gequält, als wenn etwas in ihr zerbrochen wäre.

„Und haben Sie alles bedacht, Antonius Maria, alles? — Hätten Sie lieber nicht gesprochen, meinen süßen Traum nicht zerstört. Sie wissen . . . was ich bin?“

Graf Antonius Maria richtete sich auf. „Alles, Ludmilla. Wir haben das Gewitter beschworen. Lassen wir es toben und seine Blitze törichte Anschauungen vernichten. Es wird die Atmosphäre reinigen und uns die Sonne des Glückes in seinem Gefolge bringen.“

Hell aufjubelnd barg sie ihr Gesicht an seiner Brust.

In weiter Ferne grollte der Donner, aber helle, sonnige Streifen zogen durch den Teutoburger Wald und vergoldeten die Gestalten zweier glücklicher Menschen.

Klug und verstehend sah die Dogge zu ihnen auf. Als sie Arm in Arm durch den dufenden Wald schritten, sprang sie in mächtigen, fröhlichen Sätzen voraus.

Der junge Graf war am selben Tage unvermutet in sein elterliches Haus zurückgekehrt. Er hatte mit Ludmilla zusammen den Zug von Willebadessen nach Driburg benutzt. Das Unwetter war nochmals herausgezogen, und ein Blitz riß, als sie das Bahnhofsgelände betreten wollten, den Briefkasten vor ihren Augen herunter.

Ludmilla schmiegte sich zitternd an ihn.

„Das Gewitter begleitet uns.“

„Desto mehr wird uns die Welt später lachen,“ war seine Antwort.

Im Hause seiner Eltern fand er eine unerklärliche Unruhe vor. Die Dienerschaft schritt still und geschäftig umher und schien ihn gar nicht zu bemerken. Auf der Treppe traf er den alten Sanitätsrat Vorbecken. Schnell redete er ihn an.

„Herr Graf,“ flüsterte ihm dieser zu, „Sie wissen noch nichts. hm, waren fort. Ihr Herr Bruder liegt oben. Krank! Man hat ihn vor einer Stunde von der Senne aus hierher geschafft. Er ist beim Einrücken auf den Platz mit dem Pferde gestürzt. Oberarm gebrochen. Glatte Bruch. Nicht so schlimm. Leichte Gehirnerschütterung. Nicht so schlimm. Nur Geduld, lange Geduld wird er haben müssen. Nicht so schlimm. Ist in besserer Pflege. Ihre Frau Mutter und Fräulein von Wendelstedt. Nicht so schlimm. Später können Sie ihn auch noch unterhalten. Händchen erzählen. Nicht so schlimm.“

„Was für Händchen?“

„Wissen noch nicht? Fräulein von Bartenfögel, niedlicher Badfisch, verlobt. Nicht so schlimm. Mit dem Maler. Maler Carinus. Sitt mit dem Obersten beim Abendessen. Hatte schon einen ganz roten Kopf. Nicht so schlimm. Doch nun muß ich noch zu einigen Bade-Patienten. Fehlt ihnen zwar nichts, können aber nicht schlafen, ohne mich gesehen zu haben. Nicht so schlimm. Servus, Herr Graf!“

Der kleine, dicke Sanitätsrat eilte beweglich die Treppe hinunter und war bald verschwunden.

Antonius Maria schritt nach dem Zimmer seines Bruders. Jedes Kind des Hauses hatte seine Räumlichkeiten, so daß sie immer kommen konnten, wann sie wollten. Sie wurden stets in Ordnung gehalten und waren zum Empfange gerichtet.

Der Kranke lag still in seinen Kissen. Er schien zu phantasieren, denn er kommandierte laut seine Schwadron.

Neben ihm saß Feodora auf einem bequemen Stuhl, den sie sich dicht an das Bett gerückt hatte. Als der junge Graf eintrat, nickte sie ihm freundlich zu, als wenn sie gewußt hätte, daß er doch eher zurückkommen würde, als er gesagt hatte.

„Jetzt habe ich Arbeit, Graf Antonius. Doch wir werden ihn wieder in Ordnung bekommen. Sind Sie unterrichtet?“

Der junge Graf machte eine zustimmende Gekärde.

Plötzlich streichelte der Kranke Feodoras Hand. Sie ließ es ruhig geschehen. Ein schalkhaftes Lächeln umspielte ihren Mund.

„Er ist ja bewußtlos, Graf Antonius, — das arme Hascherl.“

„Hascherl?“

„Das habe ich von Ihnen gelernt, wenn auch weiter nichts. Sie wollen ja nichts von mir wissen.“

„Nichts von Ihnen wissen? Seien Sie meine Freundin, Feodora. Sie sind ein treuer Kamerad.“

„Danke, Antonius Maria!“ Sie schlug mit der freien Hand in seine dargebotene freudig ein. „Auf Leben und Tod!“ Die andere Hand streichelte der Kranke ununterbrochen weiter.

„Er denkt wohl an die Mutter,“ sagte sie melancholisch. „Mich streichelt niemand sonst. Lassen wir ihn, es tut mir und ihm wohl.“

„Hat er noch keine lichten Momente gehabt?“

„Doch, als er gebracht wurde. Er kam mit dem Zuge und dann mit dem Krankenwagen des Vades. Er wollte unter feinen Umständen auf dem Übungsplatze bleiben. — Er sah mich groß an. Wir kennen uns noch gar nicht. Er sieht Ihnen ähnlich, Graf. Etwas kräftiger ist er. — Doch, Antonius Maria, was macht Ihr Schwann?“

Der junge Mann errötete wider Willen. „Er schwimmt dem Glück entgegen, aber nicht allein. Manche Fährlichkeit ist noch zu überwinden.“

Der Kranke regte sich. Es schien so, als wenn sein Bewußtsein wiedergekommen wäre. Einen Augenblick öffnete er die Augen, dann schloß er sie wieder und fiel in tiefen Schlaf.

„So mußte es kommen, hat mir der Sanitätsrat gesagt. Die Besinnung ist wieder da. Jetzt schläft er den Schlaf der Erschöpfung.“

Sie begleitete Antonius Maria noch bis zur Tür des geräumigen Zimmers.

„Ich gratuliere Ihnen. Es mußte so kommen. Auch mit Fridy. Wissen Sie das schon?“

„Alles vom Sanitätsrat in zwei Sekunden erfahren.“

„Sagen Sie doch, bitte, Ihren Eltern, daß der Kranke jetzt schläft. Es wird sie beruhigen.“ Dann schloß sie schnell die Tür hinter ihm, die sie geräuschlos geöffnet hatte.

Der junge Graf mußte draußen denken: „Sie ist ein braves Mädchel. Glücklich derjenige, der sie einst heimführen kann.“

Das Befinden des kranken Grafen Werner besserte sich in den nächsten Tagen sehr schnell. Mit der Heilung des Beines mußte er natürlich noch große Geduld haben. Er schimpfte weiblich über die Langweiligkeit des Krankenlagers. Feodora und Antonius Maria wechselten bei ihm ab, um ihn etwas zu zerstreuen. Als der Bruder einmal allein bei Werner war, fragte ihn dieser nach Feodora.

„Ich soll sie heiraten,“ jagte Antonius Maria kurz.

Der Kranke wechselte die Farbe. „Und du wirst es tun?“

„Nein, ich bin mit einer anderen verlobt.“

Werner forschte weiter. „Nicht möglich. Aber Feodora liebt dich?“

„Ja, aber nur wie eine Freundin. Zwischen uns ist alles klipp und klar. Ich wünschte, es wäre zwischen Vater und mir auch so.“

Dann erzählte er ihm die Pläne seines Vaters. Ihre Entzweiung und seine Befürchtungen, daß die Klust jetzt eine unüberbrückbare werden würde. In den Augen des Kranken erschien bei dieser Auseinandersetzung ein seltener Glanz.

„Sage mir offen und frei, Antonius Maria, was sagen die Ärzte von mir? Der Rat ist ein vorzüglicher Chirurg. Weißt du noch, wie er unsern ältesten Bruder Jobst den schlimmen Arm zusammensetzte? Der wird wieder gut, hatte er gesagt, und es wurde gut. Aus diesem Grunde wollte ich auch durchaus hierher. Was sagt der Rat nun von mir?“

„Du wirst wieder gesund, aber nicht mehr diensttauglich. Nicht der Knochenbruch ist das Schlimme, sondern die Sehnenzerrung. Das gibt einen Knoten, hat er gesagt, und mit dem langen Reiten ist es dann naürlich vorbei.“

Graf Werner schwieg eine Weile, dann sah er plötzlich des Bruders Hand, die dieser kräftig drückte. Antonius Maria konnte es sich vorstellen, wie schwer es seinem Bruder werden würde, den bunten Rod auszuführen, denn er war ebenso gern Soldat wie er selbst.

„Du bist fest verlobt, Antonius Maria?“

„Ja, unabänderlich fest. Komme was da wolle! Selbst den Fluch der Familie bin ich bereit zu tragen.“

„Na, so weit wird es nicht kommen!“

„Kennst du den Vater?“

„Doch, vielleicht besser als du, denn du kennst nur die Mutter. Sein Wollen und Bestreben ist das Beste für uns. Was er sich einmal ausgedacht hat, daran hängt er fast ängstlich. Sein Born ist schnell geweckt und ebenso schnell verklogen.“

„Du wirst mit ihm sprechen?“

„Nein, ich werde handeln. Doch nein, ich kann es ja gar nicht. Wie du sagst, werde ich als Krüppel das Bett verlassen. Darf man da ein anderes Schicksal an das heimige Knüpfen wollen?“

„Du wirst kein Krüppel, Werner, nur wirst du die Strapazen des Frontdienstes nicht mehr ertragen können. — Liebst du Feodora?“

„Ja, Antonius Maria, ich liebe sie. Zwar kenne ich sie erst wenige Wochen, aber ihre Herzengüte hat mich vollkommen gefangen genommen. Wenn ich mir denken müßte, wir könnten nach meiner scheinbaren Genesung doch nicht zusammentommen, dann wollte ich lieber gar nicht mehr gesund werden! — Kann man mit ihr offen sprechen, Antonius Maria?“ — Du kennst sie schon länger als ich. Ich will ihr sagen, daß ich zeitlebens ein Kranker bleiben werde. . . .“

„Lieber Werner, gib dir keine Mühe. Sie weiß über deine gesundheitliche Zukunft vollkommen Bescheid. Sie war die erste, die den raschen Sanitätsrat nach allen Details ausgefragt hat und ihn so lange am Rodschoss festhielt, bis er auch alles hergegeben hatte, was sich überhaupt ereignen kann.“

In diesem Augenblick trat Feodora ein. Sie kam, um den jungen Grafen abzulösen. —

Im D-Buge Berlin-Oberschlesien sah im Speisewagen eine vergnügte Gesellschaft. An ihrem Dialekt konnte man es leicht erkennen, daß sie Oesterreicher waren; nur einer sprach „hochdeutsch“, dieser eine sah aber so genial aus und schäuferte derart verliebt mit seiner hübschen Nachbarin Fridy, daß man in ihm sofort den Maler Carinus erkannte.

„Und nun zum soundso viel tausendsten Male ein Hoch auf unseren jüngsten Bräutigam und Regimentsadjutanten!“ rief er laut. Nachdem alle vergnügt angestochen hatten, wandte er sich nochmals an den Gefeierten.

„Wann darf ich Ihre Braut malen, Herr Graf?“

„Meine Braut? — niemals.“

„Das ist hart,“ seufzte Fridy.

„Nur meine Frau, lieber Carinus, die dürfen Sie später malen. Also warten Sie noch ein Jahr.“

„Richtig! Und nur als mein Mann“ ließ sich Fridy wiederum vernehmen.

„Wo bleibt die Komtesse so lange?“ fragte der Oberst.

„Bei meinen Eltern, Herr Oberst. Sie hat in meiner guten Mama eine zweite Mutter und in unserem Hause endlich eine Heimat gefunden. Nie habe ich meine herzengute Mama so energisch gesehen.“

Ludmilla sehen und lieben war bei ihr eins. Die alte Erzellenz durfte nur ja und Amen sagen. Da sein Plan zwar nicht mit mir, aber doch mit Werner in Erfüllung gegangen ist, so tat er es auch gern.“

„So, so, also auch Ihre Frau Mutter,“ sagte der Oberst und sah seine Gattin ganz sonderbar dabei an. „Was unsere Frauen in dieser Beziehung leisten können, das weiß ich aus Erfahrung, und ich will es den jungen zukünftigen Ehemännern nicht vorenthalten. Meiner Gattin haben Sie es, lieber Graf, zu verdanken, daß Ihr Stubenarrest aufgehoben wurde, daß Sie dem Regiment erhalten blieben, mein Adjutant — und schließlich — nicht mein Schwiegerjohn wurden.“

Frau Maria warf ihrem Manne einen bitterbösen Blick zu.

„Ja, du! Du hast auf die jungen Leute beim Malen nicht aufgepaßt. Jetzt hat er sie nicht allein in Essig und Del, sondern auch in natura. —“

Sie schwieg still. Ihr Mann hatte sich in Driburg Eigenmächtig feiten angewöhnt, die sie ihm in Olmütz erst wieder langsam abgewöhnen konnte.

Thomas Phipps, der Pechvogel.

Eine amerikanische Geschichte von Th. S. Aldrich.

Uebersetzt von Alara Seuer.

(Nachdruck verboten.)

I.

Als Thomas Phipps die Jahre der Vernunft erreicht hatte, wie man zu sagen pflegt, war es für jedermann offenkundig, daß die Vernunft bei ihm nicht Schritt gehalten hatte mit den Jahren. Denen, die ihn von Kindheit auf kannten, kam dies zwar nicht überraschend; denn Thomas Phipps hatte von der Wiege an einen für ein gewöhnliches Menschenkind beängstigenden Mangel an gesundem Menschenverstand an den Tag gelegt.

Mit sechs Jahren wurde er in die kleine Schule aus toten Buchsteinen geschickt, die an der Hamptoner Chaussee lag. Dort wuchs er zu einem langen, schwächlichen Burschen heran, der die Mogeleyen seiner Schulkameraden wie die Strenge seiner Lehrer ruhig hinnahm. Die jüngeren Schüler nahmen ihm seine Schusser fort, während die älteren in einem versteckten, lauschigen Winkel seinen mitgebrachten Imbiß bis auf einen kleinen Rest verzehrten. Tauschte Thomas Phipps Taschenmesser ein, so fand er sich nachher gewöhnlich im Besitze eines solchen mit einer abgebrochenen Klinge oder einem ähnlichen merkwürdigen Schaden.

Der Charakter des Jungen war eine merkwürdige Mischung von Unschuld, Gewissenhaftigkeit und Eigensinn. Zu Zeiten war es rein unmöglich, etwas Vernünftiges mit ihm anzufangen. Seine Liebenswürdigkeit ließ ihn während dieser kritischen Perioden nie im Stich, doch verbergte sein harmloses, fast kindliches Lächeln einen eisernen Willen. Sobald sein Gesicht diesen eigentümlichen Ausdruck annahm, stellten seine Kameraden ihre Redereien ein. Phipps brauchte bloß mit seinem stereotypen gewinnenden Lächeln zu be-

merken: „Ich glaube, es ist besser, ihr laßt das Nest der Goldamsel in der alten Ulme beim Teich unten in Ruhe,“ so blieb es von jeglicher Plünderung verschont. Entgegen der großen Mehrzahl der ländlichen Schuljugend ging Phipps mit allem kleinen Getier sehr liebevoll um; eine Art esoterischer Verwandtschaft schien ihn mit den Vögeln, den Eichhörnchen und den Flußschildkröten zu verbinden. Die eben hervorgehobenen Charakterzüge machen eine Schilderung des gereiften jungen Mannes überflüssig, denn wenn irgendwo, war hier der Knabe Vater des Mannes.

Als Thomas Phipps' Schulzeit zu Ende war, ließ ihn sein Onkel Daniel Whipple, der Thomas an Kindes Statt angenommen hatte, auf der Farm arbeiten. Westside, das Gut Daniel Whipples, lag an der Grenze Hamptons und hatte seit 1760 der Familie gehört. Daniel Whipple war Witwer und besaß zwei Töchter, die etwas jünger



Süd-Tiroler Mädchen beim Wasserholen. Nach einer phot. Originalaufnahme.

waren als Thomas, dem das Geschick, so dachten die Hamptoner, besonders günstig gesinnt war. Wahrscheinlich würde er Westside oder doch einen Teil davon erben und jedenfalls das eine von den beiden Mädchen, natürlich Marie — denn Martha Johanna war schieläugig — heiraten. So hatte es die weise Nachbarschaft schon lange ausgemacht.

Daniel Whipple galt für sehr reich und war außerdem als ein eigener Kauz bekannt. Obwohl im Grunde kein übelwollender Mann, hatte er doch ausgesprochene persönliche Abneigungen und war wenig beliebt, besonders bei seinen vier in der Stadt wohnenden Vettern. Daß Daniel Whipple Thomas Phipps als sein eigen Kind angenommen hatte, hatte seinerzeit von seiten der Fishleys die schärfste Mißbilligung erfahren, und die mit den Jahren wachsende Gemeinschaft zwischen Onkel und Nefen war nur geeignet, die schon bestehende Spannung noch zu verschärfen. Als dann der junge Phipps die Landwirtschaft erlernte, augenscheinlich um sich für die Bewirtschaftung seiner künftigen Güter vorzubereiten, konnten die Fishleys das für sie so schmerzliche Schauspiel nicht länger schweigend mit ansehen. Eine indirekte Mahnung, die sie Dekan Whipple zukommen ließen, machte dessen

junge Tier kopfüber in das Stroh taumelte. „Bist du verrückt, Thomas? Was soll das heißen?“

„Ich wollte nie ein Landwirt werden. Ein Maler will ich sein.“ Der Dekan hatte bisher in der halbknienenden Stellung verharret, in der ihn Thomas antraf. Nun stand er auf.

„So, du willst so ein langhaariger Künstlerart werden wie die, die im Sommer hier herumlungern?“

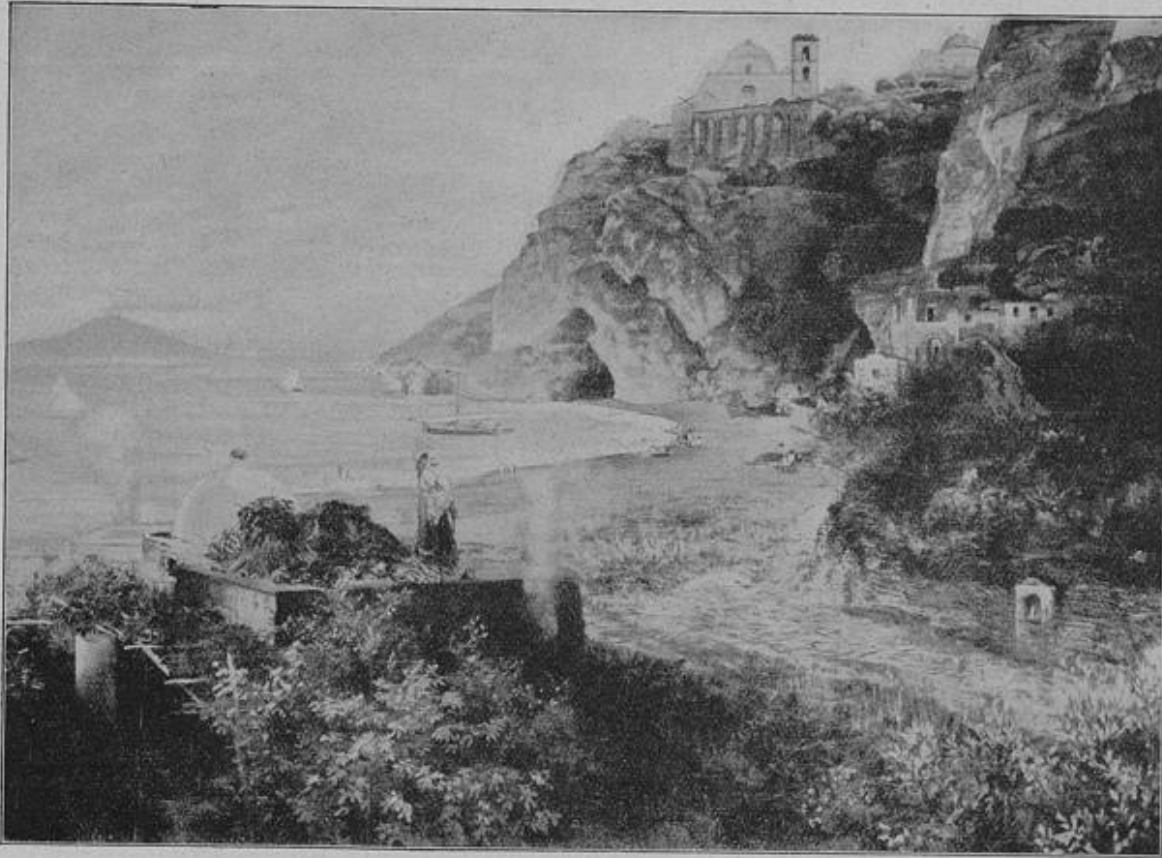
„Nein,“ versetzte Thomas Phipps mit einem kurzen leisen Auf-lachen — es war keine bröhnende Lachsalbe, wie man sie bei einem Manne wohl erwartet hätte, sondern ein ganz leichtes geräuschloses Lachen. „Ich möchte ein Maler im großen sein, ein Dekorationsmaler.“

„Das ist nicht dein Ernst, du Tor.“

„Mein voller Ernst, Onkel Daniel.“

„Dann geh' und leg dir einen kalten Umschlag um den Kopf und pack' dich ins Bett!“

Das darauffolgende Gespräch, das von seiten des Nefen mit großer Gutmütigkeit und ausdauernder Hartnäckigkeit geführt wurde und von seiten des Onkels mit einer orkanartigen Heftigkeit, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Der Inhalt läßt sich in den Worten



An der Küste von Sorrent. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Born in hellen Flammen auslodern, so daß die Fishleys sozusagen in den Flammen seiner Empörung untergingen.

Thomas Phipps schien an der Landwirtschaft Gefallen zu finden und erwies sich sogar in ein oder zwei Sachen außerordentlich gewandt. So zeigte er eine große Geschicklichkeit für allerhand Tischlerarbeiten und besorgte das Anstreichen des alten Stalles so ausgezeichnet, daß man des immer mit Arbeit überhäufteten einzigen Dekorationsmalers des Ortes füglich entraten konnte. Aber Thomas Phipps' Interesse an der Landwirtschaft war nur ein scheinbares. Er haßte die Beschäftigung in aller Fröhlichkeit, und seine Fröhlichkeit täuschte den Onkel. Die größte Ueberraschung seines Lebens wurde Dekan Whipple daher an dem Tage zuteil, da Thomas Phipps großjährig wurde. Da kam er in die Scheune gegangen, wo der Dekan eben eine junge Färse besichtigte, und sagte gemächlich:

„Onkel Daniel, die Landwirtschaft gefällt mir nicht.“

„Was gefällt dir nicht?“

„Die Landwirtschaft. Ich stecke das Bauern auf.“

„Du willst die Landwirtschaft aufgeben?“ rief der Dekan aus, indem er den linken Hinterfuß der Färse so plötzlich losließ, daß das

zusammenfassen, mit denen Dekan Whipple seine Brandrede schloß: „Wenn das dein letztes Wort ist, Thomas Phipps, so bist du heute zum letztenmal in meinem Hause gewesen.“

„Wenn du dein Haus je frisch aufstreichen lassen willst,“ begann Thomas Phipps aufs neue, aber der alte Herr rannte über seine zehn Morgen Land schnurstrads nach Hause.

So gab Thomas Phipps ein Leben behaglichen Wohlstandes, das vergleichsweise üppig zu nennen war, auf, um ein auf seinen Tagelohn angewiesener Dekorationsmaler zu werden. Es brauchte einen Thomas Phipps, um so etwas zu tun in dem Augenblick, da er in die Jahre der Vernunft kam.

II.

Dem jungen Manne standen noch hinreichende Mittel zu Gebote, um einen kleinen Laden einzurichten, was er auch alsbald tat. In der Hauptstraße, schräg gegenüber „Timmins Maler und Glaser“ eröffnete Thomas Phipps ein neues Geschäft dieser Gattung. Bevor er sich zu diesem Schritt entschloß, hatte Thomas Herrn Timmins seine Dienste und ein Zuschußkapital angeboten; aber Herr Timmins

hatte beides abgelehnt, und die Folge davon war die Eröffnung einer neuen Werkstatt auf der anderen Straßenseite.

Thomas Phipps' sonderbarer Abzug von Westside gab Anlaß zu endlosem Gerede in Hampton und löste den für Humor sehr empfänglichen Sinn der Ortsbewohner. Phipps stand in hoher Gunst bei ihnen, und groß war daher ihre Bereitwilligkeit, seine Partei zu ergreifen, falls es zwischen ihm und Dekan Whipple zu einem Bruch gekommen sein sollte. Ob dies der Fall war oder nicht und was für Gründe dabei mitgewirkt haben mochten, blieb ein Geheimnis. Thomas Phipps ging mit sich selbst zu Räte und überließ es der Zeit und den Umständen, den Schleier von dem Geheimnis zu lüften. Er stellte also seine Kalköpfe auf, legte die Pinsel daneben und wartete gelassen auf Arbeit. Wirklich erhielt er auch vereinzelt kleine Aufträge von früheren Kunden des Herrn Timmins, die demselben noch die Rechnung schuldeten. Was aber für dergleichen kleinere Arbeiten einlief, war wenig und kaum ein Gewinn zu nennen.

Um diese Zeit brach, dank der gütigen Vorsehung, ein wahres Baufieber in Hampton aus. Häßliche einstöckige Landhäuschen mit Schieferdächern im Mansardestil schossen wie Pilze aus dem Boden hervor, so daß die beiden Dekorationsmaler in der Stadt den vielen Anforderungen nicht mehr genügen konnten. Herr Timmins mußte zu Kreuz kriegen und sich gelegentlich von seinem Konkurrenten ausbilden lassen, der dann seinen schönen Anteil an dem Geschäft einheimste, obwohl das Erworbene nicht an das heranreichte, was er so leichten Herzens versichert hatte.

Inwieweit hätte es Thomas Phipps, dem Dekorationsmaler, am weiteren Fortkommen nicht gefehlt, wäre nicht Thomas Phipps das Original gewesen. Er hatte keine bestimmten Ideen mit Bezug auf die Farben, die sich für eine Scheune oder für ein Haus eigneten, und die zwanglose, gewissenhafte Aufrichtigkeit, mit der er diese Ideen seinen Arbeitgebern gegenüber verfocht, brachte ihn um manchen schätzbaren Kunden. So wies der ehrenwerte James Booble, der eben jetzt ein prächtiges, palastähnliches Gebäude mit einem kurz geratenen plumpen Turm herstellen ließ, Phipps an, die Außenseite des neuen Hauses farbig anzustreichen, und zwar den ersten Stock braun, den zweiten gelb und den dritten grau. Thomas Phipps fragte den großen Staatsmann in der ihn kennzeichnenden taktvollen Weise, ob er wünsche, daß sein Haus wie ein Zebra aussehe. Herr Timmins strich die drei Farben übereinander an und sagte nichts. Phipps begriff nicht, wie ihm gerade dieser Auftrag entschlüpft war.

„Zuallererst war Booble ganz erpicht darauf, daß ich die Arbeit übernehmen sollte. Er wollte einfach nichts davon hören, daß jemand anders als ich einen Pinselstrich daran mache, und dann stand auf einmal Timmins an dem Nordgiebel des Hauses und malte auf Tod und Leben drauf los.“

Einige Monate, bevor das Zerwürfnis zwischen Neffe und Onkel Tatzache wurde, hatte sich Thomas in die Tochter des Postmeisters Spinney verliebt. Es war dies eine junge Dame, deren weltliche Besitztümer nichts Greifbareres umfaßten, als ihr unbeschränkter Glaube an die Güte und die vielseitige Ueberlegenheit des jungen Phipps. Der plötzliche Wechsel seiner Verhältnisse erschütterte weder ihren Glauben noch ihre Liebe für ihn. Denn „Liebe ist nicht Liebe, die wechselt, wo sie Wechsel findet“. Wechsel, d. h. überdies der Fortfall des schönen jährlichen Stipendiums, das der Geliebte bis dahin genossen hatte. Fräulein Ethel Spinney hielt also an ihrem damals gegebenen Versprechen fest, obwohl ihr Vater, der Postmeister, die ihm unter günstigeren Verhältnissen entlockte Zustimmung nun gern rückgängig gemacht hätte. Herr Thomas Phipps, der Pflegetochter und vorausichtliche Miterbe von Dekan Whipple, und Thomas Phipps, der Hausmaler — wenn es Häuser gab, die er anstreichen durfte — waren grundverschiedene Persönlichkeiten. Der zweite hatte den ersten verdrängt; aber der erste konnte plötzlich zurückkommen und den zweiten verdrängen. Die Möglichkeit, daß diese Voraussetzung eintreffen könnte, hatte Herrn Spinney schwere Bedenken bereitet. Doch hatte er zuletzt, wenn auch widerstrebend, seine Einwilligung zu Ethels Heirat gegeben. Die äußerst einfache Hochzeit der beiden, welcher niemand von den Whipples beiwohnte, fand in dem Hause der Braut statt. Dekan Whipple grüßte Thomas Phipps nicht mehr auf der Straße, und die Mädchen nickten ihm nur flüchtig zu, wenn sie ihm begegneten. Seit kurzem beachteten sie ihn überhaupt nicht mehr. Die Entfremdung zwischen beiden Teilen war eine vollständige geworden.

Ob Phipps' Ausreisen irgendwelche Heiratspläne seines Onkels zunichte gemacht hatte? Die guten Hamptoner mußten sich mit der bloßen Vermutung begnügen. Es brauchte weniger als das, um des Dekans ewige Feindschaft herauszufordern. Im Verkehr mit seinen Mitmenschen vertrat er nicht den leisesten Widerspruch, obwohl man sich zuflüsterte, daß die beiden Whippelmädchen ihn um den Finger wickeln konnten. Wenn sich das wirklich so verhielt, so machten sie offenbar keinerlei Anstrengungen, um den Dekan mit seinem Neffen zu versöhnen. Die Hamptoner waren hierüber zwar geteilter Meinung.

Die geschäftliche Hochflut hatte mittlerweile Thomas Phipps, Geschäft in Gang gebracht und ihm ein gutes Auskommen gesichert.

Er hatte ein kleines Landhaus gekauft und eingerichtet, ein Haus, das nicht viel größer war als ein Vogelfäsig, und zwar in dem Teil der Stadt, der allen Anzeichen nach der von der Mode am meisten begünstigte zu werden versprach. Aber bevor Königin Mode seine Schwelle betrat, wenn sie sie je zu betreten geruht hätte, war das Baufieber verraucht, und architektonische Zebbras wurden von da an seltener in Hampton. Handwerk und Gewerbe gingen flau, und Thomas Phipps hätte bald die Arbeitslosigkeit zum Gesellen gehabt, wenn er nicht noch das Wagenanstreichen und Malen von Firmenschildern seinen mit Vorliebe betriebenen Berufsarbeiten zugelegt hätte.

So wie die Sachen standen, mußte die häusliche Sparamkeit stramm mit dem Winde segeln, der in Willow Street, der Gegend des Vogelfäsigs, zur Zeit wehte. Frau Phipps war eine höchst erfinderische kleine Hausfrau, die es verstand, aus fast nichts einen schmachtigen Stew zu bereiten; aber aus gar nichts einen zu kochen, verstand sie gleichwohl nicht, und das war die Hauptwürze, die ihrer wartete. Phipps' Frau besaß die jedem unverdorbenen Landmädchen Neu-Englands angeborene Geschicklichkeit; aber hier und da verlor sie den Mut, obgleich nie, wenn ihr Mann zugegen war. Ein fröhliches Gesicht wartete seiner stets, wenn er von der Arbeit oder auch von einem im vergeblichen Suchen nach Arbeit verbrachten Tag nach Hause kam. Eines Abends gab sie indessen ihrer Niedergeschlagenheit wider Willen Ausdruck.

„Thomas,“ seufzte sie, „zuweilen will es mir scheinen, du hast nicht recht klug gehandelt. Du hast nicht deinen Vorteil wahrgenommen, wie andere es tun, die nicht halb so geschicklich sind wie du. Wenn du damals auf Westside geblieben wärest, so wärest du eines Tages ein reicher Mann geworden.“

„Um, wer weiß?“ meinte Thomas mit einem kritischen Blick. „Fürs erste taugte ich nicht für die Landwirtschaft, zweitens hatte ich kein bestimmtes Anrecht auf Onkel Daniels Vermögen, und drittens hatte ich keine Lust, Marie oder Martha-Johanna zu heiraten. Was ich hauptsächlich wollte, war, Ethel Spinney zur Frau zu nehmen.“

„Das hast du getan.“

„Und habe es nie auch nur eine Minute bereut.“

Wenn Thomas Phipps je Auwandlungen von Niedergeschlagenheit verspürte, so ließ er sich jedenfalls weder zu Hause noch auswärts davon etwas anmerken. Oft sah man ihn unter der Türe seines Ladens stehen und wie ein Kröbus auf die Vorübergehenden herabzucken. Wenn Dekan Whipple zufällig in seinem Wagen vorbeifuhr, ward ihm von seinen Neffen immer ein freundlicher, respektvoller Gruß zuteil, den er indessen nie erwiderte. Dann lächelte Thomas Phipps still vor sich hin und hielt etwa folgendes Selbstgespräch:

„So lange wir beide noch leben, werde ich fortfahren, Onkel Daniel zu grüßen. Ich weiß wohl, daß ich seine Erwartungen getäuscht habe, aber ich sehe nicht ein, warum er das so schwer nimmt. Mit seinem Sinn für grimmigen Humor sollte ihn das eher belustigen. Ich konnte nicht anders handeln, oder ich wäre nie glücklich geworden.“

Der Gedanke, daß er nicht glücklich sei, kam Thomas Phipps glücklicherweise niemals. Er hätte ihn sonst doch bedrückt.

III.

Es mochten seit seiner Vermählung ungefähr achtzehn Monate vergangen sein, als Thomas Phipps sich eines Morgens sagte: „Die Leute von Hampton haben keinen Geschmack, nicht einmal fürs rein Außerliche, geschweige denn für anderes. Wahre Kunst wird hier nicht gewürdigt, und es gibt Sachen, die ich weder tun kann noch will. Timmins ist der Mann für diesen Ort. Er würde ein Landhaus auf Befehl brandschwarz anstreichen. Ein himmelblauer Leichenwagen mit rosa Tupfen wäre ihm gerade recht. Vielleicht hätte ich mehr Glück in einer Stadt wie Portland oder Portsmouth, sobald ich dort festen Boden unter den Füßen hätte.“

Seine Lage war nachgerade eine recht bedrängte geworden. Gedanken sie in Hampton zu bleiben, so reichten die vorhandenen Mittel nicht hin für zwei, und andererseits fehlte es Phipps am Nötigsten, um fortzugehen. Der einzig mögliche Ausweg war, daß Ethel zu ihrer Mutter auf Besuch ging, während er anderswo Umschau nach Arbeit hielt. Phipps' Gesicht verzog sich ungewöhnlich, während er den Plan durchdachte. Ethel und ich sind nie voneinander getrennt gewesen, dachte er und vergaß dabei, daß er vor dem Tage, da sie ihm angetraut wurde, neunzehn Jahre lang von ihr getrennt gelebt hatte.

Thomas hatte eben die Läden des einzigen Fensters geöffnet, das seine Werkstatt erhellte, und sah nun neben der offenen Türe, durch die man auf die Straße hinaus sah, auf einem leeren Terrassensaß. In den Tag hineinzuträumen war sonst nicht seine Sache; aber heute war er ausnahmsweise tief in Gedanken versunken. Plötzlich hielt am Eckstein eine Chaise; ein Mann stieg aus und schritt über die drei hölzernen Stufen hin, die von dem Bürgersteig auf die schmale, steinerne Hauschwelle führten, dem Laden zu. Phipps löstete verbindlich grüßend den Hut, begierig zu erfahren, was wohl Rechtsanwalt Dunn in seine Werkstatt führte. Der Herr war ein Junggeheile und wohnte bei den Odells; es konnte somit nicht eine Malerarbeit sein, um derentwillen er kam.

„Herr Phipps,“ begann Herr Dunn in großer Eile, „soben hat man Herrn Dekan Whipple tot in seinem Wagen gefunden.“

„Was? Wie? — Ich habe ihn ja noch vor einer halben Stunde vorbeifahren sehen.“

„Das Unglück muß geschehen sein, als der Wagen an dem Tore seines Hauses hielt oder kurz vorher. Das Pferd fand man ruhig bei dem Schirmposten stehen.“

„Könnte es nicht ein Irrtum sein? Sind Sie sicher, daß es nicht bloß eine Ohnmacht war oder so etwas, wovon er sich wieder erholen könnte?“

„Der Tod ist durch Herzschlag eingetreten. Ein Zweifel ist völlig ausgeschlossen.“

Thomas Phipps lehnte sich gegen den Türpfosten und sagte nichts mehr.

Dunn schickte sich zum Fortgehen an, zögerte einen Augenblick und sagte alsdann: „Ich möchte Ihnen noch mitteilen, daß das Testament heute nachmittag eröffnet wird.“

„Heute nachmittag? Ist das nicht recht früh?“

„Ja, es ist ungewöhnlich früh.“

Whipple hatte etwas eigene Ansichten, und diese hier ist eine von denen, die wir berücksichtigen müssen. Vor ungefähr einem Jahre gab mir der Verstorbene sowohl schriftliche als mündliche Instruktionen, dahinzielend, daß das Testament unmittelbar nach seinem Ableben, wenn möglich drei oder vier Stunden nachher, eröffnet werde; auf alle Fälle sollte dies vor der Beerdigung geschehen. Sie werden selbstverständlich wünschen, dabei zu sein. Den Fühlens werde ich einen Boten mit der Nachricht senden.“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll,“ war Thomas Phipps' bedächtige Antwort. „Ich möchte vorläufig lieber nicht in das Haus gehen. Ich glaube, ich warte die Beerdigung ab; es wäre denn, daß ich dort etwas nützen könnte. Vielleicht lassen Sie mich rufen.“

„Natürlich ist Ihre Anwesenheit nicht unbedingt erforderlich und überhaupt nicht vonnöten.“

„Ich denke launig; aber ich möchte doch gern die Enttäuschung der Fühlens mit ansehen.“

„Ganz wie Sie wollen.“

Als Herr Dunn im Wagen davonfuhr, schloß Phipps die launig geöffneten Läden wieder zu.

„Ich glaube, ich will die Fühlens den Eröffnungsakt allein genießen lassen.“

An demselben Nachmittag wurde das Testament in Gegenwart der schweigsam im halbdunkelten Wohnzimmer in Westside versammelten Verwandten verlesen, und eine Stunde später waren die Einzelheiten desselben ganz Hampton bekannt. Niemand hatte Whipple für so reich gehalten, nicht einmal der Steuerkommissar. Einige öffentliche Legate, die der Dekan gemacht hatte, erregten nur vorübergehendes Interesse. Selbstverständlich hatte er die Baptistenkirche und das Spital mit Schenkungen bedacht; mehr Aufsehen rief indessen

Klausel 7 des eröffneten Testaments hervor. Laut dieser Klausel erhielt Thomas Phipps eine Summe von 1000 Dollars und von den Fühlens ein jeder eine solche von 3000. Das Befremdliche an der genannten Klausel war aber die Bedingung, die an die betreffenden Legate geknüpft war, nämlich, daß keiner der fünf Erben an den für den Dekan stattfindenden Leichenfeierlichkeiten, sei es im Hause, in der Kirche oder auf dem Friedhof, teilnehmen sollte. Für den Fall, daß diese Bedingung von einem oder mehreren der genannten Erben nicht eingehalten wurde, waren die Testamentsvollstrecker ermächtigt, die von Silas Dunn verwahrten Instruktionen auszuführen.

Angeichts dieses eigentümlichen Vorbehalts verlor man die damit in unmittelbarer Verbindung stehende Tatsache von Dekan Whipples Tod beim Auge. Auf der zum Postamt hinausführenden Rampe an der Straßenecke und in Warners Drogenhandlung, dem Sammelpunkt einer erleuchteten Schwabengesellschaft, wurde nichts anders verhandelt als diese sonderbare Anwendung von Großmut und Bosheit, wie sie in der siebenten Klausel ihren Ausdruck fand.

„Nie zuvor in meinem Leben habe ich gehört, daß man Leute bezahlt, damit sie von der Beerdigung fernbleiben,“ bemerkte Herr Millet, der Küster von St. Johns. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß man seiner Berufsehre zu nahe getreten war.

„Ich wollte, es würde mich jemand dafür bezahlen, daß ich nicht zu meinem eigenen Begräbnis gehe,“ mischte sich der Spatzvogel des Ortes ins Gespräch.

„Selbst wenn Sie das tun könnten, wüßte ich niemand, der Sie dafür anstellen würde,“ versetzte der Fernsprechebeamte von der Zweigstation.

„Vielleicht irgend einer seiner Gläubiger,“ ließ sich eine Stimme aus der Menge vernehmen.

Postmeister Spinney verließ der Meinung Ausdruck, daß die an Artikel 7 interessierten Parteien sich wohl hüten würden, zur Beerdigung zu gehen.

„Ich müßte lachen, wenn der eine oder andere dennoch ginge,“ versicherte der ehrenwerte James Voodle.

„Es ist ein Glücksfall für Tom Phipps,“ meinte der Stadtverordnete Devens — „sein großer zwar, aber ein Glücksfall ist immerhin ein Glücksfall.“

Mit hellem Gelächter begrüßte Hampton die freilich unverbürgte Nachricht, daß Thomas Phipps entgegen dem Wunsche seines verstorbenen Onkels, doch zu dem Leichenbegängnis gehen werde. Das Gerücht fand vollen Glauben. Es glich ganz Thomas Phipps, seinen Mühtöpf zu verschütten. Das war ja von seinem fünften Lebensjahre an seine Hauptbeschäftigung gewesen, und blenden der Erfolg hatte seine Anstrengungen in dieser Richtung gekrönt. Nachdem er durch seinen unvermittelten Abzug seine ganze Zukunft auf den Kopf gestellt hatte, konnte kein noch so kopsloser Streich von seiner Seite die Hamptoner mehr sonderlich überraschen. Natürlich würde er mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, zur Beerdigung seines Onkels gehen und dadurch noch das wenige einbüßen, was sein Onkel ihm zu hinterlassen gewillt gewesen war. Wäre die Welt ausschließlich von Leuten wie Thomas Phipps bevölkert, so hätte die ganze Schöpfungsgeschichte die Sintflut nicht überdauert. Jemand sollte von Rechts wegen den Dummkopf festhalten und ihm ein, zwei Stunden lang seinen Dickschädel mürrisch klopfen, während man den Dekan begrub.

„Solche unerhörte Dummheit“, erklärte Herr Manners, Hauptlehrer an der höheren Anabensschule, „läßt sich nicht lernen, die ist angeboren.“

„Es hat zuweilen den Anschein, als ob er gar nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter dem Druck einer geheimnisvollen fremden Macht handelte. Sein eigener Wille hat nichts damit zu tun. Ich glaube wirklich, daß es ihm vorher bestimmt war, an der Beerdigung des Dekans

teilnehmen zu müssen. „Er kann nicht anders,“ versuchte Pfarrer Hadett den sonderbaren Entschluß des jungen Phipps zu rechtfertigen.

„Tom Phipps ist ein Engel der Veröhnung, das ist er,“ behauptete Fräulein Clarissa Simms, die Putzmacherin.

„Tom ist ein guter Junge,“ gab der junge Melcher, der Fräulein Clarissa den Hof machte, zu — „aber was den vollkommenen Engel angeht, so ist der noch nicht flügge.“

Phipps hatte Ethel nicht geirrt, daß er in dem Leichenzug gehen würde. Das Gerücht wurde ihr von außen her zugetragen, und sie zweifelte nicht daran, daß die Fama diesmal recht hatte, und wußte im voraus, daß sie machtlos war; denn wenn Phipps einen Entschluß gefaßt hatte, so konnte ihn nichts mehr davon abbringen. Unruhig beobachtete sie ihn diesen Nachmittag, und auch am nächsten Tage verfolgte ihn ihr Blick überall. War es, daß er ein so kleines Vermaßnis verschmähte, oder einfach, weil er der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Torheit zu begehen, daß er bei dem Leichenbegängnis zugegen sein wollte? Und dabei waren sie so arm!

O, frage nicht!

Nachdr. verb.

Fragst du die Blume, die im Schatten blüht,
Warum sie nicht in bunten Farben glüht?

O' frage nicht!

Sieh, Kunde gibt ihr lichtetes, bleiches Haupt:

Es hat ein hartes Los ihr einst geraubt

Das Sonnenlicht!

Fragst du die Quelle, die versiegt im Sand,
Warum ihr Spiel, das sorgenlose, schwand?

Was fragest du?

Sie trat ins Leben einst so wohlgenut:

Ein kurzer Kampf — dann deckt sie Sandesglut

Auf immer zu!

Fragst du das Herz, das stumm ein Leiden trägt,
Warum so heiß, so ruhelos es schlägt?

O' frage nicht!

Sieh, Kunde gibt sein ruheloser Schlag,

Daß seinem jungen Leben es gebracht

An Sonnenlicht!

Es trat ins Leben einst so wohlgenut:

Ein kurzer Kampf, für dessen heiße Glut

Die Kraft gebriert!

Drum frage nicht nach seinem stummen Leid,

Gönn' ihm die tiefe, stille Einsamkeit

Und frage nicht!

Ethela Lüthemeyer-Düsseldorf.

Defan Whipple war an einem Montag gestorben, und die feierliche Beerdigung wurde auf den darauffolgenden Mittwoch festgesetzt. Am Morgen desselben Tages zog Thomas Whipps seinen Sonntagserod an und knüpfte sich sorgfältig seine schwarzseidene Krawatte, ein Kleidungsstück, das man bisher vergeblich unter seiner Garderobe gesucht hätte. Durch was für einen Kniff Jay Goubdtschen Spekulationsgeistes er in den Besitz dieser Krawatte und eines Paares dunkler Handschuhe gelangt war, blieb unaufgeklärt. An seinem Hochzeitstage hatte er auf seinen Anzug nicht mehr Sorgfalt verwendet als heute.

Ethel sah ihm zu. Als er mit seiner Toilette zu Ende war und sich der Tür zuwandte, erhob sie sich langsam.

„Tom, hast du wirklich im Sinne, an — —“

„Ich muß, Ethel. Und wenn ich krummgewachsen wäre, so müßte ich so gehen, wie ich gewachsen bin. Ich habe lange über die Sache nachgedacht, habe sie hin und her überlegt, bis mir der Kopf davon geschwindelt hat. Ich muß so handeln; mich in dem Falle anders zu verhalten, wäre meiner unwürdig. Onkel Daniel hatte seine Fehler; er konnte mitunter recht hart sein; aber er ist gut gegen mich gewesen, als ich noch ein Knabe war, und seine zehntausend Dollars, geschweige denn zehnhundert könnten mich davon abhalten, zu seiner Beerdigung zu gehen. Keinen Cent wollte mir Onkel Daniel hinterlassen. Er kannte mich durch und durch und wußte, daß ich niemals die bittere Pille schlucken würde, die er mir gedreht hat. Die Selbstachtung kommt meist teuer zu stehen; aber die muß ich mir bewahren. Es ist so ziemlich das einzige, was seinen Preis wert ist: Selbstachtung und erstklassiges Leinwandöl.“

„Du bist so ganz anders als andere Leute, Tom, und das gefällt mir an dir. Du scheinst oft die größte Torheit zu begehen, aber im Grunde genommen ist es doch das einzig Richtige, wenn es auch nicht zu deinem Besten ausschlägt. Anfänglich dachte ich anders über die Sache als du; aber jetzt begreife ich deine Auffassung. Wenn du dir nichts aus den 1000 Dollars machst, so ist es mir auch gleich darum. Du sollst so handeln, wie es dir deine Ueberzeugung eingibt.“ Und als sie dann, auf den Fußspitzen stehend, seine Krawatte zurechtspitzte, blieb nur ein feuchter Schimmer in den eben noch vorwurfsvoll blidenden Augen zurück.

Gedankensplitter.

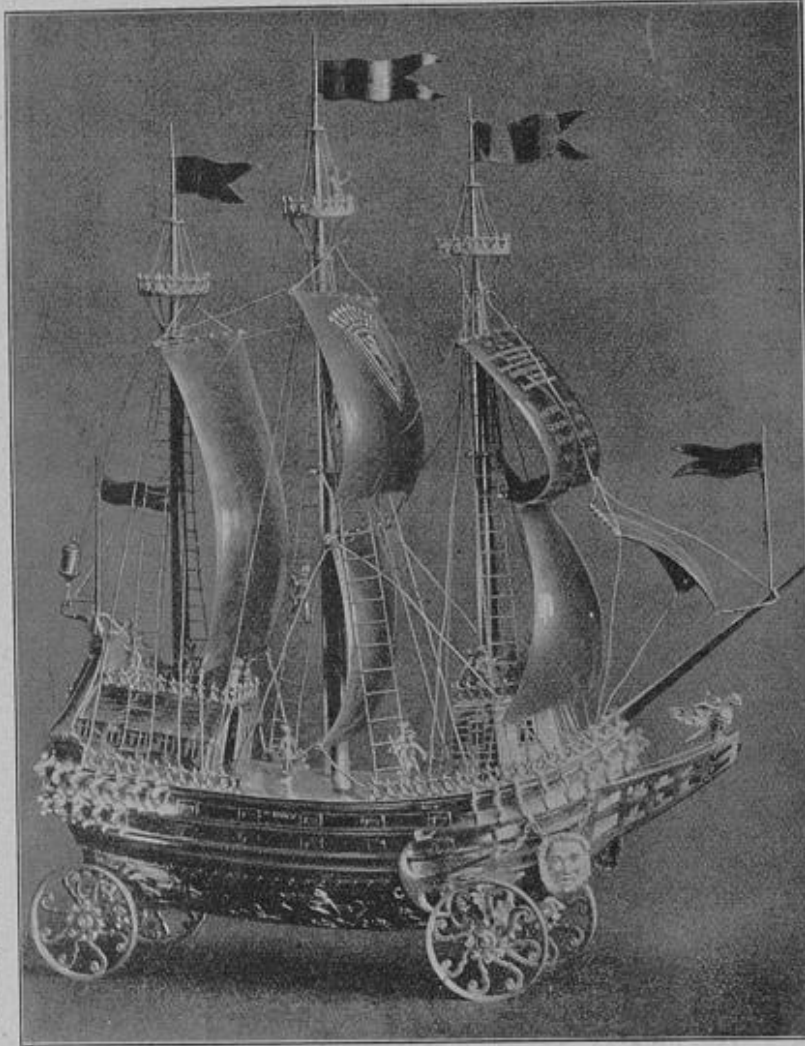
Ein gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen.

Tugend aus Not ist häufiger als Not aus Tugend.

Unsere Bilder.

Eine ebenso schwierige wie interessante Amateurbeschäftigung hat sich die Prinzessin Marie Luise von Schleswig-Holstein zur Betätigung ihres künstlerischen Talent es erwählt: die Herstellung von Emailarbeiten. In Kenfington besitzt die Fürstin ein vollständig eingerichtetes Studio (vgl. S. 289 d. Nr.), in dem sie schon zahlreiche Werke dieser Kleinkunst mit großem technischen Geschick und feinem Geschmack ausgeführt hat. Auf verschiedenen Ausstellungen haben die zierlichen Gegenstände, die aus dieser Werkstatt hervorgegangen sind, Prämierungen erfahren. Den Erlös aus ihrer kunstgewerblichen Tätigkeit verwendet die hohe Dame zu wohltätigen Zwecken. Die Prinzessin, geb. am 12. August 1872 in Windsor, war früher die Gemahlin des Prinzen Aribert von Anhalt,

ließ sich von diesem aber scheiden und nahm ihren Mädchennamen wieder an. Auch als Malerin hat sie sich hervorgetan. — Im Südtiroler Bergland haben sich die Volkstrachten und uralten Volksfitten ausgeprägter erhalten als im Norden. Man merkt, daß man sich auf dem Uebergangsbereich zur Apenninenhalbinsel mit ihrer vielgestaltigen, reichbewegten und auch im Kostüm überaus mannigfaltig abgetönten Bevölkerung befindet. Unser Bild auf S. 292 zeigt eine junge Südtiroler Dorfschöne beim Wasserholen. — Noch weiter nach Süden führt unser nächstes Bild — an den Strand von Sorrent im Kreis Castellamare. Antike und mittelalterliche Bauwerke, verwittert und zerfallen, heben sich wirkungsvoll aus den Oliven-, Wein- und Drangenhainen ab oder schmücken malerisch die steilen Felspartien, an deren Füße die Meereswogen rauschen. Sorrent alljährlich von Tausenden von Touristen aufgesucht, ist bekanntlich der Geburtsort des Dichters Torquato Tasso, dem hier auch eine Marmorstatue errichtet worden ist. — Für die (angebliche) „Entdeckung des Nordpols“ durch Peary ist diesem neuerdings wieder eine bemerkenswerte Ehre zuteil geworden: Die angesehene Royal Scottish Geogra-



Schiffsmodell in Silber, dem Commander R. E. Peary geschenkt von der Royal Scottish Geographical Society.

Phot. Chas. A. Brasler; Brooklyn.

phical Society in Edinburgh hat dem amerikanischen Forscher nämlich ein kostbares, kulturhistorisch und in künstlerischer Hinsicht interessantes Geschenk gemacht, ein kostbares, in Silber getriebenes Schiffsmodell. Die lateinische Inschrift an demselben lautet: „Dieses Modell der Schiffe älterer Zeit, wie sie von John Davis, Henry Hudson, William Bassin, den berühmten Seefahrern des Nördlichen Eismeres, benutzt worden sind, ist dem amerikanischen Bürger Robert Edwin Peary, der, nicht weniger kühn als seine kühnen Vorgänger, das stolze Ziel, von so vielen braven Seefahrern vergeblich gesucht, den Nordpol, erreicht hat, in Anerkennung und Bewunderung geschenkt worden.“ Unser Bild auf dieser Seite zeigt das stattliche Kunstwerk, das als Tafelaufsatz gedacht ist.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 58

Sonntag, den 18. September

1910

Die Feuerfille.

Novelle von A. von Krane.

(Nachdruck verboten.)

Gerhard Wahldorf war auf seiner allsommerlichen Urlaubstreife begriffen, wobei er, wie immer zu dieser Zeit, seinem zweiten innern Menschen die Leitung überließ. Gerhard bestand nämlich aus zwei vollständig verschiedenen Persönlichkeiten, deren Zwiespalt ihm früher viel zu schaffen gemacht hatte, bis es endlich zu einem Kompromiß

den Rucksack auf dem Rücken, als schlichter Fußgänger in allerlei abgelegenen unbekanntem Gegenden herum, wo „niemand hinging“. Mit dem Auge eines Verstehenden genoss er die Natur und ihre Einsamkeiten und schwelgte in geheimen, unbeachteten Schönheiten, indessen seine Familie sich im Engadin oder am Meeresstrand erholte.



Phot. Charles Delius.

Ein originelles Pariser Wohltätigkeitsfest: Start der „lebenden Kaffeekannen“ — hervorragende Künstlerinnen. in der neuesten „Fessel“-Mode und mit plastischen Nachbildungen des Henkels einer Kaffeekanne auf dem Rücken

gekommen war. Zehn Monate im Jahr blieb der korrekte Philister bei ihm am Ruder, und dafür durfte sich der Dichter in den übrigen zwei Monaten frei tummeln. Nicht daß Gerhard alsdann Verse gemacht hätte — nein, er zog sich nur in dieser Zeit von aller Welt zurück, las viel, ging in Gemälbegalerien und stöberte endlich, im Lobenrod,

heute nun wanderte Gerhard auf einer kleinen Hochebene der Schwäbischen Alb, einem Gebirge, das er sehr liebte. Er war an seinem Südrande, dort, wo jenseits eines weiten Trennungslandes, das seine Hügelkämme wie lange Wogenzüge dahinrollt, die Berge des Schwarzwaldes am fernen Horizont herüber grüßen. An dem bunstigen,

verschleierte Tag war indessen wenig davon zu sehen, und Gerhard zog es vor, sich wieder in eine der Waldschneisen zu vertiefen, die nach rückwärts in den Hochforst führten. Hier oben schien die Sonne noch, aber ihre Strahlen waren versengend, und die reine Bläue des Himmels war getrübt, dazu wehte kein Lüftchen unter den Stämmen des unbeweglichen Waldes. Der einsame Wanderer sehnte sich nach einer Ruhestätte, denn er war schon lange gegangen; die Müdigkeit lag ihm bleischwer in den Gliedern. Er warf einen Blick auf seine Waldkarte, um sicher das Ziel zu erreichen, von dem ihm ein bekannter Förster gesprochen hatte. Es war eine Blochhütte bei neuen Tannenpflanzungen. Den Schlüssel dazu hatte ihm der Förster gegeben; da hoffte Gerhard sich ein paar Stunden ausruhen zu können, ehe er seinen Weg fortsetzte.

Als er endlich aus dem Hochwalde auf eine Lichtung heraustrat, drang von irgendwoher ein weitentferntes Mittagsläuten geisterhaft in die Stille herauf. Gerhard aber schüttelte betrübt den Kopf, denn er war auf eine unliebame Dase höchster Nüchternheit und Prosa geraten, vor der sich der Dichter entsetzte. Fest eingezäunt standen da Reihen auf Reihen junger Tannen vor ihm. Sie standen wie die aufmarschirten Böglinge städtischer Schulen bei Fürstenempfangen beieinander. Alle gleich groß, alle in Linien, die mit dem Lineal gezogen schienen. Es schwindelte einem, wenn man diese endlosen Reihen in ihrer starren Gleichmäßigkeit überblickte. Der Hochwald schloß einen riesigen Ring darum, und es war, als ob die ersten Wipfel mit derselben Mißbilligung wie Gerhard auf diese Parodie eines leimenden jugendlichen Waldes blickten und das höhnische Schlagwort nachküsterten, das er unwillkürlich laut sagte: „Rutholzfabrik!“

Doch sich, da machte der Unzufriedene plötzlich eine Entdeckung, die ihn mit der nüchternen Umgebung ausföhnte.

Gerhard hatte das Pförtchen im Stachelbrautzaun schon aufgeschlossen und nahte sich der Blochhütte, in der Forstgehäusen und Holzschichte zu übernachten pflegten und ihre Wirtschaft hielten, wenn es hier oben wochenlang Arbeit gab. Neben dem Häuslein war ein Beet mit Küchenkräutern angelegt; da harrte die Ueberraschung für den Eintretenden. Mitten unter allen Ruzgewächsen prangte eine Feuerlilie in voller Blüte mit einem so leuchtenden Rot, wie es Gerhard noch nie gesehen hatte. Waldluft und Walderbe waren der stolzen Pflanze günstig gewesen, hoch und schlank gewachsen, blühte sie mit der Farbe lebender Kohlen und stand in Glanz und Glanz unter all dem matten abgetönten Grün, in dessen Zahmheit sie einen heißen, wilden Feuerfleden einsetzte.

Gerhard bewunderte ihre Schönheit, und da fiel ihm mit einem Male ein, daß er früher ein Wesen gut gekannt hatte, das auch so fremdartig und abweichend unter den Alltagsmenschen gestanden hatte, wie diese Feuerlilie unter den braven Küchengewächsen...

Aber die Sonne stach zu sehr, als daß man sich unter ihrem Brandlangem Nachdenken hätte hingeben können. Der Wanderer trat daher unter den Schatten des weitausladenden Hüttendaches und schloß die Türe auf. Kühlmodrige Luft schlug ihm entgegen, eine Stockfinsternis bot sich seinem Auge, das von der Mittagsglut geblendet war. Er tastete sich durch, bis er eines der glaslosen Fenster erreicht hatte, dessen Laden er weit aufstieß, um Licht und Luft herein zu lassen. Man sah nun im Inneren einen kunstlosen Herd aus Steinen gemauert, mit weitem Rauchfang, einen schweren Holzstuhl und breite lange Bänke, die sich längs der Wände hinzogen. Das war die ganze Einrichtung des Häuschens, mit der Gerhard sehr zufrieden war, denn sie genügte seinen Ansprüchen. Mit einem Seufzer der Erleichterung machte er es sich's bequem, legte den schweren Rucksack nieder, tat einen erfrischenden Trunk aus der Feldflasche und streckte sich auf einer der Bänke aus, wo er bald einschlief, von Hitze und Müdigkeit niedergewuchtet.

In verschwommenen Traumbildern aber sah er immerzu die Feuerlilie vor sich, und ein Frauennamen klang ihm dabei im Ohr, den er lange, lange nicht mehr gehört hatte... Da schmetterte ihn ein frachender Donnererschlag plötzlich wach! Gerhard fuhr verkört auf und sah um sich. Wo war er...? Richtig in der Blochhütte! Das erwartete Gewitter war gekommen. Er ging zur Türe und blickte hinaus. Da stürzte der Regen in geschlossener Masse wie eine silbergraue Wand hernieder, und der Donner rollte wider. Aber sein Ton klang schon entfernt, und der wettvertundige Wanderer begriff, daß es kein langdauerndes Unwetter geben würde. Er setzte sich wieder an den Tisch seiner Einsiedelei, kramte allerlei Vorräte aus dem Rucksack heraus und begann zu essen, erfrischt von der Ruhe, während ihn die abgekühlte Luft wohlthätig umspielte. Draußen nahm der Regen indessen immer mehr ab, bald war's nur noch ein feines, zartes Nieseln, wie wenn die Wolken sich in Nebel auflösten, der Donner murmelte noch einmal ganz schwach und schwieg dann — nächstens würde die Sonne wieder scheinen.

Einstweilen leuchtete die Feuerlilie statt ihrer. Sie flammte mit verdoppelter Kraft in dem sanften Grau des Nebelregens. Seine Feuchtigkeit hatte die Kelchblätter noch röter und glänzender gemacht. Gerhard schaute auf die blühende Pracht, und der Name kam über seine Lippen, der ihn im Traum umklungen hatte. „Martina Palluzzi“ sprach er leise vor sich hin... Und wie er diesen Namen aussprach, da wurde die Lilie noch einmal so rot und so leuchtend und verwandelte sich für sein Geistesauge in ein schlankes, schwarzhaariges Mädchen,

das mit Vorliebe rote Seidenblusen trug, und plötzlich sah er Martina Palluzzi so, wie er sie zum erstenmal gesehen hatte.

Die Lage war nicht so verschieden von der heutigen, denn Martina war damals gerade so von Küchenkräutern umgeben, wie ihr Blumenleben heute. Sie sah in Tante Aureliens Küche und half beim Gurteneinmachen, und Gerhard als junger Mann kam in das Haus seiner Verwandten, um einen Auftrag seiner Mutter auszurichten. Wie stand ihm jetzt die verschlafene Provinzstadt seiner Heimat wieder vor Augen! Wie sah er ihre stillen Straßen, auf denen Gras wuchs, die altmodischen Häuser seiner Eltern, Tante Aureliens! Und jetzt ging er wieder in diesem die Treppe hinauf, die mit Schnürkeln der Jopzeit geschmückt war. Da er Stimmen von links hörte, durchschritt er den weiten, hallenden Flur mit seinen vielen Schränken und kam in die feingepflasterte Küche, wo Tante Aurelie in weißer Schürze Gurten aus einer Salzlase nahm und abwuschte, indessen ihr Dienstmädchen riesige Steintöpfe zur Aufnahme herrichtete. Der Küchentisch war mit Kräutern hoch bepackt, deren kräftiger Geruch schon draußen zu riechen war... und an diesem Tisch sitzend sah er von rückwärts ein Mädchen, das Zwiebeln schälte. Viel war von der Beschäftigten nicht zu sehen, denn sie wendete sich nicht um, als er eintrat. Nur einen schlanken Rücken in feuerroter Bluse sah er, ein Stüchchen mattweißen Adens und einen dichtgedrehten Knoten schwarzen Haars. Es änderte sich auch nur wenig an dieser Rückansicht, als Tante Aurelie nach der ersten Begrüßung mit mütterlichem Lächeln sagte: „Nun muß ich dich mit meinem lieben jungen Gast bekannt machen, der eine Zeitlang meine Witweneinsamkeit erheitern soll!... Fräulein Martina Palluzzi... mein Nefse, Meßior Waldorf!“

Der Vorgestellte machte eine verlegene Verbeugung, denn die Dame geruhte nur mit kurzem Nicken zu danken, wobei sie sich kaum herumdrehte. Er sah auf eine Sekunde ein stolzes Profil mit feingebogener Nase und langgestreckten Augenwimpern, dann drehte man ihm wieder den Rücken, und die Arbeit ging so eifrig weiter, als hinge das Heil der Welt daran, jenen Haufen Zwiebeln, die in der Niesenschüssel lagen, möglichst rasch ihrer Außenhüllen zu entkleiden.

„Aber Martina...!“ begann Tante Aurelie. Gerhard jedoch winkte ihr ab mit einem kurzen Augenzwinkern und setzte sich auf einen Küchensstuhl, indem er mit gehöriger Breite den mütterlichen Auftrag austrankte. Er wollte dem seltsamen Geschöpf Zeit lassen, sich anzufreunden! Es schien aber, als ob Martina dies ahnte und seine Absicht vereiteln wollte, denn sie vertiefte sich um so hartnäckiger in ihre starbustende Beschäftigung und schnitt im Eifer so tief in die Zwiebeln hinein, daß die ganze Küche von scharfen, reizenden Ausdünstungen erfüllt wurde und Gerhard unwillkürlich ein Tränenstrom aus den gereizten Augen quoll. Hastig zog er sein Taschentuch und lief ans Fenster, um dem unerträglichen Juden zu entgehen, da schlug ein helles Lachen an sein Ohr, und als er halbwegs imstande war, nach der Richtung zu blicken, von wo der spöttische Ton kam, sah er in zwei grünlichgraue Augen, die vor Schelmerei funkelten, und auf zwei schimmernde Zahnreihen in tiefrotem Munde...

„Aber Martina...!“ wollte Tante Aurelie wieder anfangen, wurde aber ihrerseits nun vom Zwiebelnebel überwältigt, so daß sie auch zu niesen und zu weinen anfing und nicht weiter konnte. Der Unband in roter Bluse aber schüttelte sich vor Lachen und rechte alle zehn starbustenden Finger nach seinen armen Opfern aus, indem er sich im Stuhl reckte wie ein ungezogener Junge.

„Gnade, du Wildfang... du bringst uns ja um...“ wimmerte die Tante in ihrer unverwundlichen Gutmütigkeit.

„Ich schließe mich dieser Bitte an... Gnade...!“ flehte Gerhard in tomiß demütiger Uebertreibung.

Da verwandelte sich der unartige Badsich plötzlich in eine tragische Heldin. Hoch und groß stand Martina da, und in ihre grauen Augen traten tiefdunkle Schatten. Sie schwenkte einen Büschel der stüchdustenden Kräuter in der Luft wie einen Weihwedel, um die scharfen Dünste zu bannen, und sprach dazu mit einer Stimme, deren verschleierte, tiefer Wohlklang Gerhard im Innersten berührte:

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,

Sie träufelt wie des Himmels milder Regen

Zur Erde unter ihr; zwiefach geeignet:

Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt...“

Soldherart sprach die junge Stegreiffchauspielerin die ganze Rede Porzias aus dem Kaufmann von Venedig bis zum Ende vor Zuhörern, die unwillkürlich gebannt und hingekissen waren. Alsdann legte sie ihren Kräuterweihwedel zur Seite, machte einen tiefen Theaterfnix und sagte: „Nun sind die Herrschaften hoffentlich wieder versöhnt! Ich werde auch mit meiner Arbeit ans offene Fenster gehen, damit niemand vom Geruch belästigt wird!“ Sprach's und zog sich mit ihrer Niesenschüssel nach dem Küchenfenster zurück, worauf sie sich wieder ihrem Zwiebelhäfen widmete, als gäbe es auf der Welt kein wichtigeres Geschäft.

Die andern wußten nicht recht was zu antworten, namentlich Gerhard, der sich gar nicht zurechtfinden konnte. Das also war jene Martina Palluzzi, von der ihm schon so manches erzählt worden war? Jenes verzogene Töchterlein wohlhabender Eltern, die mit Tante Aurelie verwandt waren und ihre Einzige auf längere Zeit zu ihr geschickt hatten, damit sich das Kind den Einsall aus dem Kopfe schlagen möchte, um jeden Preis Schauspielerin zu werden?

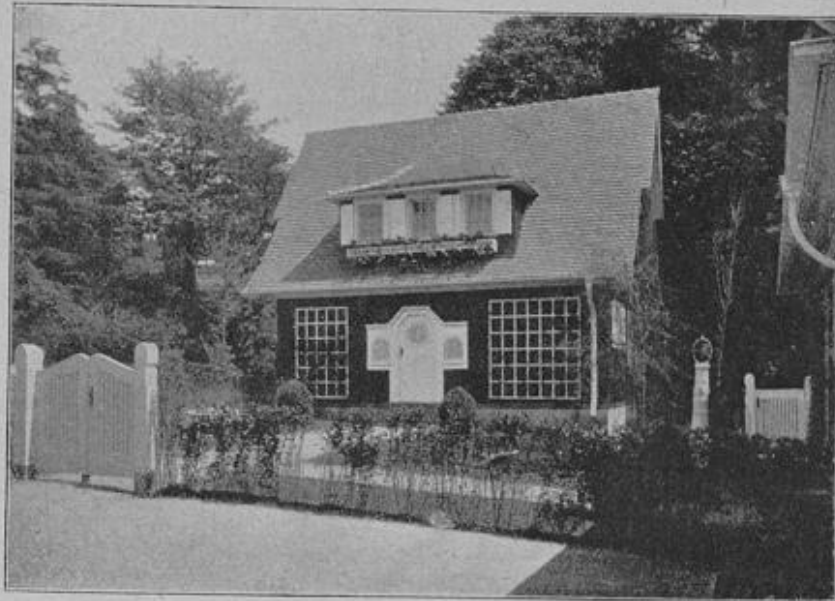
Nun, Talent dazu hatte sie auf alle Fälle, und was das andere betraf, so war Gerhard sehr über ihre Erscheinung verwundert, denn er hatte sich nach allen Erzählungen Martina als einen widerlichen Blaustrumpf vorgestellt! Nun fand er sie zwar höchst wunderbarlich und seltsam, aber im Grunde doch hinreißend. Seine beiden innern Menschen freuten sich an ihr. Dem Philister gefiel ihr hausfrauliches Gebaren, und der Dichter jauchzte über ihre Stimme und ihre eigenartige Schönheit — und doch fürchteten sich alle beide im geheimen vor Martina. Gerhard aber hätte es für unwürdig gehalten, dieser unklaren Furcht nachzugeben, er tat deshalb viel beherzter als ihm zumute war, und redete die Zwiebelchälerei tapfer an:

„Das war ja eine wundervolle Dellektion, mein gnädiges Fräulein! Wir haben denselben Geschmack in Literatur, auch ich liebe Shakespeare ungemein.“

„Das spricht für Ihren Verstand,“ kam die unerwartete Antwort, „gewöhnlich haben junge Herren gleich Ihnen nur Sinn für Bier und dumme Mädchen.“

„Aber gnädiges Fräulein...!“ wollte Gerhard aufbrausen, die merkwürdigen farbenwechselnden Augen aber hielten ihn im Bann, daß er ganz zahm wurde.

„Sie brauchen sich nicht aufzuregen, da Sie ja nicht gemeint sind. Ich wußte gleich, daß Sie eine Ausnahme sind, an der Art, wie Sie zuhörten. Kennen



Zur Wohnungsreform: Arbeiterwohnhaus.

Nach dem Entwurf des Architekten G. Wegendorf-Ossen in der Deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in Brüssel.



Zur Wohnungsreform: Küche im Arbeiterwohnhaus.

Nach dem Entwurf des Architekten G. Wegendorf-Ossen in der Deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in Brüssel.

Sie auch Goethe?“ — „Ein wenig!“ meinte Gerhard mit angenommener Bescheidenheit.

„Das ist gut! Dann können wir manchmal über ihn reden. Ich mag ihn noch lieber als Shakespeare! Seine Gedichte muß man aber ganz fein auffassen, namentlich die kleinen, einfachen. Da muß man unmerkliche Schattierungen im Ton anbringen, sacht und vorsichtig, so, wie die leise Drehung eines Schmuckstückes, daß all seine Edelsteine aufblitzen. O, Goethe ist schön... schön... hören Sie mal!“ Und Martinas Hände sanken in den Schoß, ihre Augen blickten über alles hinweg und wurden wieder dunkel und tief, indessen ihre Stimme in leisem Hauche aus Goethes Schlafkammer eine nach der andern der feinsten Kostbarkeiten hervorholte und sie im Lichte funkeln ließ. Martina lebte jede Strophe noch einmal durch; sie brachte jede verborgene Schönheit darin zum Aufblühen, sie sprach die unsterblichen Verse, wie sie gesprochen werden müssen... Gerhard lauschte wie verzaubert, mit angehaltenem Atem diesen Offenbarungen und gestand sich, daß er Goethe bisher doch nicht gekannt hatte. Und all dies Verständnis bei einem halben Kinde, einem Mädchen von höchstens zwanzig Jahren! Das war mehr als Verständnis, das war die Flamme des Genies, die ein Kind zur Prophetin machte. Die Küche wurde zum Tempel der Muse. Auch

Tante Aureliens fleißige Hausfrauenhände ruhten, und das Dienstmädchen rührte sich nicht und flüsterte in eine Pause hinein: „Das geht so schön wie Tanzmusik!“

Allein plötzlich, wie sie angefangen, ebenso plötzlich hörte die unberechenbare Zauberin auf. Ihre Augen wurden wieder hell, sie lehnte sich in den Stuhl zurück, stemmte die Arme in die Seiten und sagte mit einer Stimme, die jemand anderem zu gehören schien, so trocken und geschäftsmäßig klang sie: „Wenn ich einmal Schauspielerin bin, werde ich öfter Rezitationsabende halten. Und nicht für Goethe, sondern für jede feine Poesie, die mir gefällt. Ich werde Dichter entdecken und dem Publikum vermitteln, damit sie bekannt werden.“

„Das konnten Sie fertig bringen,“ bemerkte Gerhard, ernüchtert von ihrem jähen Umschwung. Tante Aurelie aber rief: „Wie kannst du nur so reden, mein Kind! Du wirst keine Schauspielerin, sondern ein liebes Hausmütterchen, dazu hast du so viel Begabung.“

„Ich habe Talent für beides und werde beides immer ausüben, Hausarbeiten und Kunst!“ sagte Martina kaltblütig. „Wenn ich Schauspielerin bin, werde ich mir stets eine nette Küche halten, wo



Zur Wohnungsreform: Schlafzimmer im Arbeiterwohnhaus.

Nach dem Entwurf des Architekten G. Wegendorf-Ossen in der Deutschen Abteilung auf der Weltausstellung in Brüssel.

ich kochen kann. . . " sie brach ab und sah vor sich hin, als blühte sie in die Zukunft, es fiel Gerhard aber auf, daß ihr Gesicht dabei immer düsterer wurde, daß sie ausah, als rede sich etwas Unheimliches, Erschreckendes vor ihrem Geistesauge auf. Und mit einem leisen Zusammenfahren entriß sie sich diesen Träumereien und sagte mit angenommener Lustigkeit: "Jetzt ist's aber genug davon! Nun müssen wir an die Arbeit gehen, sonst werden wir heut am Tag nicht mit dem Einmachen fertig."

Sie wollte dabei nach ihrem Schälmeßer greifen, der junge Mann aber nahm es hastig an sich, auf die Gefahr hin, seine wohlgepflegten Hände mit Zwiebeln zu durchdusten. "Nein, Fräulein Martina, das gestatte ich nicht, daß Sie nach solcher Poesie zu dieser Prosa herabsteigen!"

"Reden Sie doch nicht so! Alles ist Poesie, und alles ist Prosa, je nachdem man es auffaßt!" kam die beherzte Antwort, indessen ihm eine gewandte Mädchenhand mit unvermuteter Naivität das Messer entwand. "Ich finde Poesie in allem, was ich tue, und wenn Sie von Prosa beim Einmachen sprechen, so kennen Sie dessen Feinheiten nicht. Da schauen Sie sich mal diese Kräuter an! Ist das nicht eine Symphonie des Geschmacks, um die kühlglatte Gurke mit Aroma zu durchdrängen? Eigenartig ist jedes Kräutlein der ganzen Familie: Dunkel Dill und Ruhme Estragon, Bäschen Pimpernell und Vetter Majoran, Gewatter Thymian nicht zu vergessen! Und all diese müssen ihre Würze der Prinzessin Gurke abgeben! Und das scharfe Gefindel der Zwiebeln muß erst recht ihr Diener sein. Es muß sein gelbseiden Rädchen ausziehen und sich im weißen Unterwands abmühen, daß der Essig nicht zu einseitig auf die Herrin einwirkt."

"Bravo!" rief Gerhard, der nun wieder in Dichterstimmung kam, und die Tante meinte lächelnd: "Man könnte dem Kind stundenlang zuhören, wenn sie solche Märchen erzählt."

"Seht Ihr wohl?" sprach Martina mit herablassendem Ausdruck. "Es kommt alles auf die Belehrung an, und dein Reife, Tantchen, scheint wirklich bildungsfähig. Er darf auch mithelfen, wenn er will."

Das tat Gerhard nun nicht, dafür fehlte es ihm doch an der nötigen Begeisterung für die Sache, allein er blieb auch ohne das, so lange wie er konnte, bei Martina, und als er endlich schied, war eine regelrechte Freundschaft zwischen ihnen beiden angebahnt. Auf dem Heimwege und zu Hause noch aber dachte Gerhard fortwährend: Also das ist Martina Palluzzi!

Und daselbe dachte auch der gealterte Träumer in der Blodhütte, während seine Augen auf der einsamen Feuerlixe ruhten. Nur mit einer kleinen Abweichung im Text. "So war Martina Palluzzi!" murmelte Gerhard vor sich hin, während er immer mehr Ähnlichkeiten zwischen der Blume und dem Mädchen entdeckte. Auch ihre Vorliebe für die rote Farbe fiel ihm wieder ein und daß sie fast immer rote Blusen trug, die allerdings zu ihrem mattweißen Hautton und ihrem schwarzen Haar vortrefflich standen. Der Stoff, den sie dazu wählte, war, wie Martina selber, heiß fürs Auge und kühl für die Berührung, denn sie suchte sich nur glatte, marmorischimmernde Seidenewebe aus. Flammend rot, kühl und rein wie diese Lilienblätter! "Ja ja, so war Martina Palluzzi!" wiederholte Gerhard, während sein Geist in jenen fernen Zeiten weilte, wo er täglich mit dem seltsamen Mädchen verkehrte. . . .

Bei diesem Verkehr konnte es dem jungen Manne natürlich nicht lange verborgen bleiben, daß sein Zusammensein mit Martina auf jede Weise gefördert wurde. Seine wie ihre Sippe schienen von dem Wunsche besesselt, aus ihnen beiden ein Paar zu machen, und seitens der Eltern war das begreiflich. Martina, als einzige Tochter eines Großkaufmannes italienischer Herkunft, der sich zu bedeutendem Vermögen aufgeschwungen hatte, war eine gute Partie, und Gerhards Vater und Mutter freuten sich, ihn, den Wählerischen, der bisher an allen Mädchen etwas auszusetzen gehabt hatte, nun endlich angezogen und gefesselt zu sehen, während Martinas Eltern in ihm ein Gegengewicht gegen die Theaterneigungen des Tochterleins zu finden hofften. Mit der naiven Harmlosigkeit der Durchschnittsmenschen, die von der zwingenden Urgewalt wirklichen Talentes keine Ahnung haben, dachten die beiden Elternpaare, Martinas "Schrulle" käme nur vom Unbeschäftigsein des Herzens, und meinten, es fehle dem Kinde nur ein Mann. Und wenn dieser Mann gefunden wäre, würde sie das bravste Hausmütterchen der Welt werden und das Theater vergessen. Die guten Leute konnten es kaum erwarten, daß die Verlobung zustande kam, und wären sicher mit ungeschickten Fingern vorzeitig dazwischen getappt, wenn nicht Tante Aurelie immer zu Geduld und Abwarten geraten hätte, mit der Begründung: "Die zwei sind scheue Fischlein, denen müßt ihr Zeit lassen, bis sie fest an der Angel sitzen!" Da fügte man sich seufzend und wartete mit heimlicher Ungeduld, bis die beiden gerufen würden, die Familienwünsche zu erfüllen.

Und welches waren die Gefühle der Nächstebeteiligten in dieser Sache? Was empfanden Gerhard und Martina?

Das konnte niemand sagen, denn Gerhard war über sich selbst durchaus nicht im Klaren, und in des Mädchens Seele konnte er nur schwer lesen, weil Martina anders war als alle anderen. Sie gab sich im Verkehr ihm gegenüber mit einer offenen Freundlichkeit, die im Grund zu offen war für die zarte Scheu beginnender Liebe; aber da sie in manchen Dingen ein halber Junge war, konnte man sich ihre

Unbefangenheit daraus erklären. Gelegentlich auch ließ sie ihre Launen an Gerhard aus, allein stets auf jene unpersönliche Weise, die ihr eigen war und nichts mit dem Schmollen verliebter Mädchen zu tun hatte. Manchmal aber war sie in weicher, hingebender Stimmung; da schien es, als ob sie unter einem geheimen Druck litt, als suche sie Schutz vor etwas, das sie bedräute, und Gerhard ahnte, daß dieses Etwas ihr eigenes rätselhaftes Selbst war. Und rätselhaft war es in der Tat, denn er kam mit der Zeit auf einen so eigentümlichen Widerspruch ihres Charakters, daß er ihn sich fast nicht zusammenreimen konnte.

Bei ihrer unbegrenzten Offenheit war es nicht schwer, zu merken, daß sie sich durch wahllose Lectüre, scharfe Beobachtung und ziemlich schrankenlosen geselligen Verkehr eine Kenntnis der Lebensdinge angeeignet hatte, die für die meisten sehr bedenklich gewesen wäre. Aber dagegen war der Grund ihrer Seele von so unberührter kristallheller Reinheit, die bei einer andern schon überrascht hätte, geschweige denn bei ihr, daß dadurch ihren Kenntnissen ein Gegengewicht geboten war. Mochte Martina die gewagtesten Dinge im Gespräch erörtern, man glaubte ihr nicht! Mochte sie die glühendsten Verse mit heißer Leidenschaft herausprühen, man trennte den Eindruck des Feuers von ihr. Sie blieb stets die jungfräuliche Lilie mit der Blutfarbe, und alles Menschliche glitt an einem Schutzpanzer ab. Es war, als ob Martina sähe und doch nicht sähe, wußte, und doch nicht verstand! Gerhard konnte sich dieses Rätsel lange nicht erklären, bis ihm plötzlich die Lösung kam. Das sind ja gar keine Widersprüche! Die Wahrheit ist die, daß die wilde Leidenschaft in Martinas Seele schlummert, aber noch nicht erwacht ist. Sie schläft und redet im Traume nur, ist aber gebannt und gefesselt; daher die kühle Herrschaft der schneeweißen Seele bei allem jugenhaften Uebermut und allem altflügen Geschwätz! Aber wehe, wenn das schlummernde Raubtier auf unrechte Weise geweckt wird! Oder noch schlimmer fast, wenn vor den verständnisvoll-verständnislosen Augen der Schleier auf rohe Weise zerissen wird! Wenn die volle Gemeinheit, die ganz nachts Häßlichkeit des wirklichen Lebens endlich so schonungslos enthüllt wird, daß die kristallreine Seele es begreifen muß! Alles Niedrige liegt Martina so fern, daß sie an seine Existenz nicht in vollem Ernste glauben kann, wenn sie auch davon weiß. Drängt es sich ihr nun auf, so daß sie es gar nicht abweisen kann, und steht ihr kein starker Freund zur Seite, dann stirbt sie vor Entsetzen. Sie geht zugrunde und ist verloren, ob nun im Tod des Leibes oder im viel schlimmeren Tod der Seele. . . . eins von beiden! Aber Martina, so wie sie ist, überwindet die Erkenntnis des Lebens nicht! (Schluß folgt.)

Herrn Wolfingers Ehe.

Humoristische Skizze von Max Karl Böttcher.
(Nachdruck verboten.)

Herr Wolfinger stand am Jungfernstieg und betrachtete sich die hochradrigen, vierrossig bespannten Wagen der k. s. Hofenrundfahrt. Dabei fiel ihm der Gedanke auf: Seit sechsundzwanzig Jahren bist du nun in Hamburg und bist noch nie in solch einem Wagen gefahren. — Heute könntest du es doch einmal tun. — Schon im Begriffe, zum Kondukteur zu treten, erblickte er auf einem der Vorderstiege einen alten Widersacher und Geschäftskonkurrenten.

Er wartete sich ab, schritt zum Asterpavillon und murmelte leise vor sich hin: "Mein, Wolfinger, mit diesem alten Fuchs tutschierst du nicht durch Hamburg. Morgen ist auch noch ein Tag."

Er ließ sich auf einem der roten, bequemen Rohrfauteuils nieder, die zu Hunderten an den kleinen Tischen vor dem Asterpavillon stehen, und bestellte sich eine Tasse Kaffee.

Der Kellner brachte Kaffee und Zeitungen. Herr Wolfinger durchblätterte achtlos einige der Journale und langweilte sich redlich.

Da fand er in einer der illustrierten Zeitungen ein Bild: Singhalesen im Hagenbedschen Tierpark.

Die photographische Aufnahme war ausgezeichnet gelungen, man konnte sogar die einzelnen Züge der getypten Männer und Frauen recht gut erkennen.

Herr Wolfinger legte die Zigarre beiseite, griff nach seinem Klemmer und beäugte nun das Bild genau und lange.

Eine eigentümliche Unruhe war über ihn gekommen. Er rief den Kellner und zahlte, eilte dann zum nächsten Zeitungskiosk und kaufte sich die letzte Nummer jener Zeitschrift.

Dann schritt er zur Dampferhaltestelle, fuhr über das Asterbassin bis Station Lombardbrücke, und dort bestieg er die elektrische Bahn, die durch Altona hinausführt nach Stellingen.

Während der Fahrt zog er das illustrierte Heft hervor und betrachtete sich das Singhalesenbild. Dabei glitt ein boshaftes Lächeln über sein wohlgenährtes Antlitz. — Andem prachtvollen, von treffender Symbolik gezierten Eingang von Hagenbeds Tierpark traf Herr Wolfinger seinen Freund Dr. Raumann, einen gewiegten und in Hamburg wohlbekanntesten Rechtsanwalt.

(Fortsetzung Seite 302.)



Blick auf die Wartburg von der hohen Sonne aus.

Phot. Gebr. Haackel.

Die wunderbare Naturschönheit des Thüringer Landes, von Geschichte und Sage mit interessanten Erinnerungen ausgestattet, lenkt alljährlich die Schritte von Tausenden und aber Tausenden hierher, wo die Wartburg weit hinaus ragt in die Lande. Das „grüne Herz Deutschlands“ hat man zutreffend den Thüringer Wald genannt, dieses herrliche Fleckchen Erde

mit seiner unerschöpflichen Fülle an Reizen. Die herbfrische Luft der Waldderger am Strande der Saale hat schon ungezählten Mengen von Patienten Genesung gebracht. Dichter und Maler, Touristen und überhaupt Freunde idyllischer und romantischer Szenerien haben hier die reichste Fundgrube reiner Genüsse und hochpoetischer Stoffe zu künstlerischer Ausgestaltung.

Mit ihm zusammen durchschritt er den Tierpark.

In der gigantischen Löwenstube behnnten sich die gelbgemähnten Tiere in der prallen Nachmittagssonne, während an der Eisbärgrotte die norbischen Weißzotter den kahlenden Schatten aussuchten.

Auf dem Wege nach dem Raubtierhause blieb Wolfinger plötzlich stehen und drückte Dr. Raumanns Arm.

„Erlaube mir eine Frage, Freund: Was denkst du? Ob mir die Polizeierlaubnis würde, daß ich mir in meiner Villa eine Kollektion wilder Tiere, vielleicht etliche Löwen und Tiger und dazu einige Bären, halte?“

Dr. Raumann blickte seinen Freund erschrocken an, dann sagte er besorgt: „Sehe doch deinen Hut auf, Paul, die Sonne brennt wirklich bedenklich heiß und — einem alten Freund gestattet du wohl ein offenes Wort — und gerade sehr viel Haare zeigt dein sonst recht wohl geformter Schädel nicht mehr.“

Wolfinger lächelte. — „Keine Sorge, Doktorchen, ich bin ganz normal. — Ich wiederhole meine Frage bezüglich der Menagerie, und nach deiner Antwort will ich dir Aufklärung geben.“

Da sagte der Rechtsanwalt: „Meiner Meinung nach wird die Polizei gegen Errichtung einer Privatmenagerie nichts einzuwenden haben, wenn für ausreichende Sicherheit gesorgt ist.“

„So, — das wäre ja famos. — Und nun höre meine Gründe: Du weißt, daß mein Vermögen nach Millionen zählt, du weißt aber auch, daß ich nur lachende Erben besitze, die nichts sehnlicher wünschen, als daß ich mich baldmöglichst aus dieser schändlichen Welt entferne. Da das aber bei meinen 55 Jahren und bei meiner gesunden Konstitution nicht gleich zu erwarten ist, so bemühen sich meine über alles geliebten Nissen und Nichten, mich wenigstens zu recht sparsamem Lebenswandel anzuhalten, damit dereinst die Gelder ihnen ungeschmälert zurollen. — Und da will ich mir doch den Spaß machen, die lebenswürdige Verwandtschaft etwas in Aufregung zu bringen. — Nun stelle dir den Kummer dieser Herrschaften vor, wenn sie eines Tages in jedem meiner Salons einen großen Käfig erblicken, in dem so ein gefährliches Ungeheuer host, das alltäglich ein halbes Pferd verpeißt.“

Er lachte vergnügt vor sich hin.

Der Notar aber stellte ihm die Unannehmlichkeiten vor, die ihm dieser Spaß verursachen würde: vor allem den lieblichen Raubtierdust und das anheimelnde Gebrüll der Tierchen zur Nachtzeit.

Das leuchtete Herrn Wolfinger ein, und er ließ vorläufig diesen Plan fallen.

Unterdessen waren sie über die gewölbte Brücke in das Singhalesendorf gekommen.

Das fleißige Ceylonvölkchen hatte sich ein liebliches Hüttendorf gebaut, und nun hockten die braunen Gestalten vor ihren Hütten. Die einen bemalten kunstvolle Rajen, andere stochten Teppiche oder schnitten zierliche Elefanten, und wieder andere saßen am Amboss und schmiedeten Schmuckstücken.

Singhalesenjungs und Mädels bummelten durch die Gassen und bettelten, und hinter einem Zaune stand ein Singhalese und wahrfragte aus den Linien der dargebotenen Hand.

Es waren schlante, zum Teil schöne Menschen, diese Urbewohner Ceylons, mit ihren prachtvollen Zähnen, der bronzenfarbenen Haut und den großen, schwarzen Augen.

Herr Wolfinger schritt mit dem Rechtsanwalt durch das Singhalesendorf. Sie blieben hier und da stehen und betrachteten sich die fremdländischen Hüttenbewohner. Plötzlich zuckte Herr Wolfinger zusammen.

Auf einem kleinen, freien Platz, der von einem niedrigen Zaune umfriedigt war, hockte ein junges Singhalesenmädchen von beredender Schönheit.

Links und rechts von ihm saß auf einem Kissen ein kleiner, niedlicher Affe. Das Mädchen hatte auf dem Schoße eine eigentümlich geformte Trommel; sobald sie die Schlegel rührte und die Trommel erklingen ließ, begannen die Affen in tollen Sprüngen zu tanzen.

Des Mädchens Augen funkelten dann vor Vergnügen, und hinter ihren roten, etwas ausgeworfenen Lippen schimmerten zwei Reihen kleiner, elfenbeinweißer Zähne.

Herr Wolfinger war entzückt. — Er griff nach seiner Zeitschrift, verglich das Singhalesenmädchen mit einem der Bilder, und dann warf er der Singhalesin ein Goldstück in den Schoß.

„Nanu, Wolfinger,“ rief der Notar, „du beschenkst ja diese braune Bege geradezu fürstlich.“

Resku, so hieß die Singhalesin, ließ das Goldstück schnell in das kleine Ledertäschchen gleiten, das sie an der Hüfte hängen hatte, dann stand sie auf, zog das weiße Obergewand, das sie trug, fest an sich, so daß man ihre schlankte Gestalt und die prächtigen Konturen ihres Körpers sehen konnte, und trat an den Zaun. Sie bedankte sich bei Wolfinger in fließendem Englisch und reichte ihm ihre kleine, braune Hand.

Wolfinger fragte sie nach allem möglichen, vor allem, ob es ihr in Deutschland gefiele und ob sie für immer hier bleiben möchte.

Und das kleine Ceylonfräulein erzählte von ihrer Heimat und von ihren beiden Nissen und Nichten, sie sprach begeistert von Deutschland, besonders von Hamburg. Aber hierbleiben möchte sie nur im Sommer, im Winter sei es viel zu kalt.

Wolfinger streichelte immerfort ihre Hand, und dann zog er von seinem fetten, kleinen Finger einen prachtvollen Brillantring, den er Fräulein Resku an den Mittelfinger schob.

Das war für den Notar zuviel. Er zog seinen Freund hinweg und machte ihm heftige Vorwürfe ob seiner Verschwendung.

„Bitte, beruhige dich! Du wirst noch ganz andere Dinge erleben. In mir ist ein herrlicher Plan geblieben, meine Verwandten in Aufregung zu bringen und mir dabei eine Freude zu machen.“

Dr. Raumann schüttelte den Kopf und verabschiedete sich von Wolfinger.

Dieser ließ sich nun von einem der herumtrottelnden Ceylonjungen zum Häuptling der Truppe führen. Dieser, ein steinalter, ehrwürdiger Singhalese, saß auf der Veranda einer besonders großen Hütte. Er rauchte eine Zigarette und blickte stier in die Ferne.

Wolfinger trat zu ihm, beglückte ihn und sprach dann auf Englisch lange, lange mit ihm.

Schließlich wurde noch der Führer der Truppe, der Impresario, hinzugeholt, und außerdem ein alter, ärmlich aussehender Singhalese, der Vater der hübschen Resku, und nun begannen die Verhandlungen aufs neue.

Jetzt zog Herr Wolfinger seine Briefstache und zählte sowohl dem Singhalesenhäuptling als auch dem Vater Reskus eine nicht geringe Anzahl Kassenscheine in die Hand.

Dann ging er schnell an den kleinen Platz, wo Resku noch immer mit ihren Nissen spielte, warf ihr ein Goldstück in den Schoß, und als das Mädchen an den Gartenzaun trat, küßte er ihr zweimal die Hand. Darauf schritt er schnell dem Ausgang zu.

2.

In der großen Villa am Alsterbassin ward emsig geschafft.

Vor dem Hause hielt ein riesiger Geschäftswagen, und ganze Berge kostbarer Teppiche trug man ins Haus. An dem rechten Seitenflügel der Villa war ein großer Wintergarten angebaut worden; ein Heer von Gärtnern arrangierte einen märchenhaften Palmenhain.

Im Hofe aber war ein Stall errichtet, ein Stall von so mächtigen Dimensionen, als wollte man das Pferd von Troja dort verquartieren.

Das Dienpersonal des Hauses Wolfinger steckte die Köpfe zusammen. Aber so sehr sie auch klatschten und tuschelten, sie brachten doch nicht heraus, was eigentlich vor sich gehen sollte.

Besonders über den Kiesenfall im Hofe und über den eingebauten Käfig im blauen Salon zerbrachen sie sich die Köpfe.

Herr Wolfinger aber war seit vier Wochen so freigebig wie noch nie. Er überschüttete die Dienboten und das Baupersonal mit Trinkgeldern, und von früh bis abends spät durchwanderte er Raum um Raum, lobte hier und ordnete da noch an und war seelenvergnügt.

Friedrich, der Kutcher, eine poetische Natur, der im Hamburger Stadttheater Stammgast war und vor allem für „Faust“ schwärmte, verglich den diden Hausherrn mit jener Katte im Kellerneste und behauptete, Herr Wolfinger habe „Lieb im Leibe“.

Am meisten in Aufregung geraten waren aber Wolfingers ärztliche Verwandte.

Besonders Fräulein Zulchen, eine Cousine von jagenhaftem Alter, kam täglich zu Besuch und bemerkte mit immer größerem Ernsten den Umbau und Umsturz in der Villa.

Sie wartete Tag um Tag, daß ihr Cousin sie aufflären werde; da aber Wolfinger beharrlich schwieg und nur immerfort vielsagend lächelte, sagte Fräulein Zulchen eines Tages malitios: „Ich möchte nur wissen, Paul, wozu du in deinen alten Tagen noch die Villa umbauen läßt, und noch dazu auf so eigentümliche orientalische Weise. — Und das viele, viele Geld, was das kostet!“

Herr Wolfinger war eine gutmütige Haut, aber in bezug auf sein Alter zeigte er eine mimosenhafte Empfindlichkeit. Und so sagte er gereizt: „Ich erachte es für deplaciert, liebe Cousine, wenn ein Mensch in deinen Jahren anzügliche Bemerkungen über das Alter eines andern macht. Du scheinst vergessen zu haben, daß du mich einst auf den Armen getragen hast. — Damit du aber endlich den Zweck der Werbung erkennst, sollst du erfahren, daß ich — Türtle werde.“

Er hatte sich zu ihr gebeugt und die letzten Worte rau und schnell gesprochen, so daß Fräulein Zulchen erschrocken zurückprallte und dann hinausstürmte.

Am andern Tage kam die Verwandtenschar in corpore. — Herr Mensel, ein Nisse Wolfingers, war der Wortführer. Er erbat sich im Auftrage aller Verwandten die Auskunft, ob Herr Wolfinger wirklich die Absicht habe, Kuselman zu werden.

Herr Wolfinger lächelte fein und musterte der Reihe nach seine Verwandten, die mit Spannung seiner Antwort harrten. Dann sagte er: „Gewiß, meine Lieben, — ich werde Türtle. Und heute über drei Wochen lade ich euch alle zu mir, dann könnt ihr bei mir einen vorzüglichen Mokka schlürfen und eine Wasserperle schmauchen. Und nun adio für heute! Ihr seht, ich habe alle Hände voll zu tun.“

Die Verwandten schlichen betroffen davon und folgten dem Kate Mensels, bei einem Rechtsanwalt anzufragen, ob man Herrn Wolfinger nicht entmündigen könne.

Die Antwort war trostlos. Ein glattes Nein, da der Staat niemand wehren könne, seinen Glauben zu wechseln, und noch viel weniger, sich in dem Salon einen Käfig zu bauen. —

Etwa vierzehn Tage waren verflossen. In der Nacht von Sonntag zum Sonntag hielt vor der Villa des Herrn Wolfinger eine

kleine, eigentümliche Karawane. Zuerst eine geschlossene Equipage, der Herr Wolfinger und eine junge, tiefverschleierte Dame entstiegen. Sie traten aber nicht in das Haus, sondern gingen Arm in Arm nach dem riesigen Stallgebäude.

Und jetzt kam langsam, aber wuchtigen Schritts Edwin, ein indischer Elefant, geführt von einem kleinen, kupferbraunen Kerl, der immerfort schrie: „Allo Edwin, allo!“

Als der Elefant in die Nähe Wolfingers kam, schlug die Dame an seinem Arm den Schleier hoch.

Es war Resku, das Singhalesenmädchen und seit heute Herrn Wolfingers Gattin.

Edwin schnüffelte mit seinem Rüssel durch die Luft. Dann stieß er einen trompetenartigen Schrei aus und toste mit seinem Rüssel-finger Reskus Wangen.

„Aber Resku!“ jagte Wolfinger und zog seine junge Frau zurück. Doch Edwin schien dies übelzunehmen. Er faßte mit dem Rüsselfinger Herrn Wolfingers Zylinderhut, hob ihn ein wenig und stülpte ihn dann mit aller Wucht dem armen Paul über den Kopf, so daß ihm das glänzende Gebäude bis zur Nase fuhr.

Herr Wolfinger fluchte auf gut deutsch und zerrte seinen Zylinderhut vom Kopfe, dann fluchte er in vorzüglichem Englisch auf den regelhaften Edwin und befahl, ihn sofort in den Stall zu führen.

Der braune Singhalesenjunge fuhr dem Dichtäuter mit dem Hakenstock in den Nacken und zerrte ihn fort. Unterdessen waren die anderen Sachen der Karawane in der Villa verstaubt, und auch Wolfinger trat nun mit seiner jungen Gattin in das Heim.

Im blauen Salon wurde der Tee serviert, und die beiden Affen Neny und Moll rasten wie toll im Käfig umher, als sie ihre Herrin erblickten, und ließen nicht eher Ruhe, bis sie herausgelassen wurden.

Nun ging ein Hezen und Jagen los: Auf das Paneeltbrett, über dem Kaminsims, durch die Palmendekoration, die Portieren hinauf und hinunter.

Jetzt faßte Neny einen kleinen Bronzeengel und warf ihn nach Moll, und zwar so geschickt, daß er seinen Affenameraden beinahe getroffen hätte. So aber traf er bloß den großen Kristallspiegel, der in der Mitte ein ganz kleines Loch bekam mit geradezu ideal strahlenförmig laufenden Sprüngen.

Herr Wolfinger sprang auf, hochrot vor Zorn, und befahl den Affen, sofort vom Rande des echten von Dyd herunterzukommen, auf dessen Rahmen sie jetzt hockten. Sie aber fletschten ihm die Zähne, zogen lange Nasen, und als sie die Delfarbe des echten von Dyd rochen, kratzten sie mit ihren Nägeln die dicke antike Delfarbe ab und knapperen grünlila die Kruste.

Herr Wolfinger raste, und Resku lachte Tränen der Borne über ihre originellen Nesschen, die jetzt ein neues unterhaltendes Spiel entdeckt hatten: Sie warfen vom Kaminsims allerlei Nippfächelchen nach Wolfingers zornerglühtem Haupt, so daß dieser halbwahnsinnig aus dem Zimmer stürzte.

Eine Minute später war er zurück, eine mattschimmernde Browningspistole in der Hand.

Kaum hatte Resku das gesehen, so rief sie ihre Affen, die auch im Nu folgten, und sperkte sie in den Käfig. Sie selbst stellte sich breit davor. Aber Wolfinger schob sie beiseite und zielte schon nach Neny. Da schlug ihm Resku auf die Hand, so daß die Pistole zu Boden fiel. Sie bückte sich schnell, hob die Waffe auf und ließ sie in ihrem Gewand verschwinden. Dann umarmte sie ihren Gemahl und beschwichtigte seinen Zorn durch eine Menge reizender Küsse.

Das war der erste Abend von Herrn Wolfingers Ehe. Am andern Morgen war Resku schon im Speisezimmer, als ihr Gatte eintrat. Sie hatte keines der europäischen Kleider an, von denen ihr Herr Wolfinger ein Duzend hatte anfertigen lassen, sondern trug nur ihr weißes orientalisches Gewand.

Herr Wolfinger blieb in jähem Schreck unter der Tür stehen.

„Aber Resku, du sitzt auf dem Teppich, anstatt auf dem Stuhl?“

Sie nickte ihm lachend zu, so hold, so reizend, daß sein Zorn etwas gemildert wurde. Er trat näher und sah nun, daß Resku ein kleines Tellerchen in der Hand hielt, auf welchem schneeweiße, trockener Reis lag. Und Resku griff mit ihren kleinen braunen Fingern in den gedünsteten Reis, knetete eine kleine Portion mit den Fingerspitzen und schob dann diese Reiskugel in den Mund.

Wolfinger war starr.

„Aber Resku, ich bitte dich. — Hast du mir nicht versprochen, deine schrecklichen Heimatsitten abzulegen und dir die Manieren einer Dame deiner jetzigen Stellung anzugewöhnen?“

„Natürlich hab ich das versprochen, aber so geht es besser. Und außerdem, hättest du dein Lebtag nur immer Reis gegessen wie ich, du hättest nicht so schauerhaft schlechte Zähne. — Hier, willst du kosten?“

Sie reichte ihm eine Reiskugel, aber Wolfinger wandte sich ab.

„Bitte, setze dich auf einen Stuhl, Resku, aber nicht mit untergeschlagenen Beinen, und frühstücke mit mir.“

Gehorsam stand das junge Fräulein auf und setzte sich vorchriftsmäßig auf einen Stuhl und trank eine Tasse Kaffee. Dann bat sie ihren Mann um die Zigarettenbox. In diesem Augenblick stürzte der Diener ins Zimmer und rief: „Gnädiger Herr, um Himmelswillen, kommen Sie in den Garten. — Der Elefant . . .“

Herr Wolfinger rannte in wilder Hast in den Park, und was er da sah, ging ihm ans Herz:

Edwin saß im großen Goldfischbassin und schien sich außerordentlich gut zu amüsieren. Er tauchte von Zeit zu Zeit seinen Rüssel in das Wasser und schielte nach dem Gartenzaun. Sobald sich draußen ein Passant sehen ließ, spritzte er mit erstaunlicher Sicherheit einen halben Sektoliter Wasser durch das Staket, und stets wurde von draußen mit einem kräftigen Fluch oder erschrockenen Schrei über den Vollschuß quittiert. Hunderte von Menschen hatten sich angesammelt und schauten dem merkwürdigen Treiben mit größtem Interesse zu.

Erst jetzt gewahrte Herr Wolfinger den originellen Kuspuy, den Edwin in Gestalt einer seltsamen Halskrause trug. Ein Blick nach dem Elefantenstalle klärte Herrn Wolfinger auf. Der Stall lag in Trümmern, Edwin hatte seinen Kopf etwas gewaltsam durch die große Tür geschoben und dadurch die vordere Wand herausgedrückt, und nun saß ihm, dank der vorzüglichen Arbeit der Handwerker, die Wand im ganzen auf dem Hals.

Unterdessen war die Feuerwehr angerückt, die man schnell alarmiert hatte.

„Aber wozu nur?“ mochte Edwin denken, „als ob ich nicht selbst genügend spritzen könnte.“

Und er spritzte weiter nach Herzenslust. Die Feuerwehr aber legte zwei Niesenschläuche in das Alsterbassin und spritzte nun tapfer auf Edwin los. Doch der Dichtäuter blieb nichts schuldig. Er spritzte hin und sie her, und so entstand eine regelrechte Wasserfchlacht. Edwin wadelte vergnügt mit den großen Ohren und blieb breit und behäbig im Goldfischbassin sitzen.

Das konnte Herr Wolfinger nicht länger mit ansehen. Er rannte in wilder Hast zur Villa, um seine Gattin zu holen, da diese allein Edwin zur Reihon bringen konnte.

Aber welcher Anblick bot sich ihm beim Eintritt in das Speisezimmer!

Frau Resku saß auf dem Teppich und hatte sechs bis acht brennende Zigaretten im Munde. Im Zimmer war ein solcher Qualm, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte. Als Herr Wolfinger näher trat, sah er, wie seine Gattin sämtliche Zigaretten mit einem Griff geschickt packte, sie verkehrt in den Mund steckte und sie laute und laute, und die hellen Flammen schlugen ihr aus dem Munde. Resku faßte in fanatischer Bewegung den Smyrnateppich und riß ganze Bündel Wolle heraus und entzündete sie an den Feuerstrahlen, die aus ihrem Munde züngelten. Und sie begann zu tanzen und schlug auf ihre Trommel, sie warf sich auf den Teppich, wand sich wie eine Schlange und produzierte sich als Bauch- und Schlangentänzerin, und Moll und Neny sprangen in tollen Sätzen über sie weg, pfauchten und schrien und heulten im Takte dazu. — Da stürzte Herr Wolfinger davon.

Vier Wochen später traf ich ihn zufällig bei meinem Rechtsanwalt „Nun, Herr Wolfinger, was macht Ihre junge Gattin,“ fragte ich ihn.

Da faßte er mich unter und zog mich nach dem Fährhaus. Dort erzählte er mir die ganze Geschichte, und zuletzt vertraute er mir an, daß er von Resku wieder geschieden sei.

„Und Resku?“ fragte ich.

„Sie hat sich einem Zirkus angeschlossen und zeigt sich als Feuerfresserin.“

Thomas Phipps, der Pechvogel.

Eine amerikanische Geschichte von Th. S. Aldrich.

Uebersetzt von Alara Deuer.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ethel ließ Phipps allein nach Westside gehen und erwartete ihn ungeduldig an der Haustüre, als er kurz nach Mittag zurückkam.

„Waren die Fishleys bei der Leichenseier?“

„Sie waren jedenfalls nur spärlich vertreten,“ versetzte lächelnd ihr Gatte, „dafür war aber die ganze Einwohnerschaft dazu erschienen. Wie habe ich eine solche Menge Leidtragender beisammen gesehen; bis zum vorderen Tor reichte der Zug. Ich bin froh, daß ich hingegangen bin.“

„Hat jemand mit dir gesprochen, Tom?“

„Pfarrer Sadett hat mir die Hand gedrückt, und Herr Devens sagte, er hätte gleich gedacht, ich würde kommen. Alle sind hergekommen zu der Trauerfeier, sogar Li Tang. Du weißt ja, daß der alte Herr ihm seine Waschanstalt errichten half. Es war so komisch, den chinesischen Heiden zu sehen, der draußen herumstand in einem Anzug rein zum Umwerfen. Ganz wie ein Göze in einem Wachsfingertabak. Li Tang sah ein bißchen traurig aus. Es hieß, er habe Raketen abbrennen wollen, als man den Sarg herausbrachte. Er blies gerade auf ein Stück brennenden Zunders, als die Leute seinem Treiben ein Ende machten.“

„Armer Li Tang! Er war vielleicht, von Marie und Maria Johanna abgesehen, der einzige aufrichtig Trauernde in der ganzen Versammlung.“

Ethel wollte alles auf das genaueste wissen, und Phipps tat ihr den Gefallen und erzählte ihr den ganzen Hergang, verschwiegen aber, daß seine Gegenwart bei der Feier den Hauptakteur derselben ganz in den Schatten gestellt hatte. Das allgemeine Interesse wandte sich dem komischen Schauspiel zu, das Tom Phipps den Versammelten bot, indem er leichtfertig eine ihm zufallende Erbschaft aufs Spiel setzte. Es herrschte nur eine Ansicht über das unbegreifliche Gebahren des jungen Phipps. Als er das Zimmer betrat — wo sich die Trauer-versammlung eingefunden hatte — und sich ruhig nieder setzte, flüsterte sein Schwiegervater, sich vorbeugend, einem Nachbar zu:

„So du einen Narren mit Weizen in einem Mörser zerstoßen würdest, würde seine Torheit doch nicht von ihm weichen.“
„Gewiß“, gab derselbe leise zurück. „Eine Goldmine wäre an einen solchen Narren wegzuwerfen.“

Au demselben Abend, nach dem Nachtessen, rühte Phipps mit seinem Plan heraus. Er legte Ethel die Gründe dar, die ihn bewogen, nach Portland oder einem anderen größeren Verkehrs-zentrum zu gehen, wo er sich eine feste Stellung gründen könnte. Natürlich müßte er den Versuch allein unternehmen, und war derselbe von Erfolg begleitet, so sollte Ethel dann sofort nachkommen. Frau Spinney würde sicherlich nichts dagegen haben, ihre Tochter unterdessen für eine Woche bei sich aufzunehmen. Ethel war mit seinem Vorhaben einverstanden.

„Ich mache mich gleich zum Ausgehen fertig. Dann lauf' ich zur Mutter und sag' es ihr,“ entschied Ethel. — „Ich komme mit dir, Ethel. — Wenn deine Eltern an dem Plane etwas auszusetzen haben.“ — „Bewahre! Sie werden sich leicht damit befreunden!“ — „Ich komme gleichwohl mit. Ich möchte, wenn möglich, deinem Vater verständlich machen, wie die Sache mit Onkel Daniel liegt. Ich weiß zwar nicht, ob mir das gelingen wird.“ — Es gelang ihm nicht; das Ehepaar Spinney begriff seine Anschauungsweise ganz und gar nicht; aber der Vorschlag, Ethel bei sich zu behalten während Toms Abwesenheit, fand ihren ungeteilten Beifall. Trotz dem verständlichen Lächeln auf seinem Gesicht war ein gewisser Zug um die dünnen zusammengetrieffenen Lippen, der die Spinneys davon abhielt, ihm rückhaltlos ihre Meinung zu sagen über die Vermächtnisgeschichte. Sie trösteten sich damit, daß sie später der armen Ethel gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchten. Seine Tochter einen Augenblick beiseite nehmend, wisperte ihr Herr Spinney zu: „Du hast vorläufig wohl genug bekommen von Thomas Phipps. Ein bißchen von ihm hält lange vor, meine ich. Begreife vollkommen, daß du einen Wechsel nötig hast.“

„Tom ist sehr gut gegen mich,“ gab Ethel würdevoll zur Antwort, während es in ihren Augen zornig aufblitzte. Herr Spinney schnappte nach Luft und warf seiner Tochter einen verwirrten Blick zu. Er hatte die Krallen der Sammetpfote zu spüren bekommen.

IV.

Am nächsten Tage traf Phipps seine Vorbereitungen für die Abreise. Gegen Abend, als er seinen Laden in Ordnung brachte, fuhr Herr Dunns Wagen vor, und der Rechtsanwält stieg aus.

„Herr Phipps,“ begann dieser, „dadurch, daß Sie der ausdrücklichen Verfügung Ihres verstorbenen Onkels zuwider handelten, sind Sie der Summe verlustig gegangen, die er Ihnen in Klausel 7 seines Testaments ausgesetzt hatte.“

„So habe ich es auch verstanden. Ich habe das seit gestern vierzig bis fünfzig Mal hören müssen.“

„Das glaube ich gern. Ihre, wenn ich es so nennen darf, ungewöhnliche Handlungsweise hat nun aber zur Folge gehabt, daß die ganze Klausel null und nichtig geworden ist.“

„Wieso? Ich sehe nicht ein, inwiefern meine Handlungsweise die den Fishleys ausgesetzten Vermächtnisse ungültig machen sollte.“

Sie haben dem Leichenbegängnis nicht beigewohnt. Ein jeder von ihnen hat dem erhaltenen Befehl wie ein Mann Folge geleistet.“ —

„Sie sind nur der im Testament enthaltenen Verfügung nachgekommen,“ bemerkte in schneidendem Tone der Advokat. — „Das ist ja, was ich sage. Sie haben ihre Arznei brav eingenommen.“ —

„Sie haben es getroffen, Herr Phipps! Es war nicht ihre Schuld, daß sie um ihre Erbschaft kamen.“ — „Sollte dies etwa durch mein Verschulden geschehen sein? Es ist zwar schlecht von mir, so etwas zu sagen, Herr Dunn, aber es freut mich, wenn die Fishleys nichts bekommen. Sie verdienen es nicht und haben es auch nicht besonders nötig.“ — „Nein, zum Glück haben sie das Geld nicht nötig. Sie waren Montags bei der Eröffnung des Testaments nicht zugegen, und es ist Ihnen daher vielleicht unbekannt, daß in Klausel 7 gewisse besondere Instruktionen erwähnt wurden, die sich in meiner Verwahrung befinden und welche die Testamentsvollstrecker in dem nicht wahrscheinlichen Fall, daß einer oder mehrere der genannten Erben den in der nämlichen Klausel ausgesprochenen Wünschen des Verstorbenen entgegenhandeln würden, auszuführen hätten.“

„Doch, ich habe davon gehört.“ — „Nun wohl, Herr Phipps. Ihr aufsehenerregender Schritt machte die unmittelbare Prüfung jener besonderen Instruktionen notwendig.“

Durch dieselben werden die in Klausel 7 festgelegten Verfügungen aufgehoben und die Testamentsvollstrecker angewiesen, die in besagter Klausel angeführten Summen der Person oder den Personen unter den fünf erwähnten Erben auszuführen, die bei des Erblassers Bestattung ungeschädigt seines Verbots zugegen gewesen sein sollten und die Gesamtsumme zu gleichen Teilen auszuschneiden, falls zwei oder mehrere der Erben hierbei in Betracht kommen sollten.“

Ich brauche es wohl kaum erst zu sagen, Herr Phipps, daß somit die Summe von dreizehntausend Dollars Ihnen zuzufällt.“ Tom Phipps lehnte sich an das Terpentinfäß, an dessen Boden er sich zu Anfang des Gesprächs niedergelassen, und brach wieder in jenes eigentümliche Lachen aus, das man wohl sehen, aber nicht hören konnte. — „Es ist mir immer vorgekommen, Onkel Daniel sei eine Fundgrube unerlöschlicher verfeilter Späße,“ sagte Phipps endlich. Dann setzte er ernsthaft hinzu: „Erweisen Sie mir den Gefallen und teilen Sie die Nachricht so schonend wie möglich meinem Schwiegervater Spinney mit.“

Unsere Bilder.

Einen besonders originellen Verlauf nahm das diesjährige Fest der Pariser Schauspieler und Sänger zugunsten der Pensionskasse der Künstler. Eine Glanznummer in dem Programm bildete ein Wettlaufen einer Anzahl Schauspielerinnen in den neumodischen „Fesselröden“; dabei hatten sich die Damen „à la Kaffeekanne“ kostümiert. Das Bild auf der Titelseite dieser Nummer zeigt den Start der Teilnehmerinnen an jener humorvollen Veranstaltung. — Als beachtenswerter Beitrag zur Lösung der Arbeiterwohnungsfrage vom ästhetischen und hygienischen Gesichtspunkte aus stellt sich die Auffassung dar, die der bekannte Architekt G. Meißendorf-Essen in dem Modell eines Arbeiterwohnhauses gegeben hat, das auf der Weltausstellung in Brüssel durch seine stilvolle, schlichte Eigenart die Blick- aller Sozialpolitiker auf sich zieht. Die Bilder auf S. 299 zeigen das Haus in Außenansicht und in der inneren Einrichtung. — Eine Nähmaschine mit Automobilbetrieb, wie sie u. a. jetzt in den Anlagen der deutschen Reichshauptstadt in Tätigkeit zu sehen ist, veranschaulicht das Bild auf dieser Seite. Die Maschine soll sich gut bewähren.



Phot. Gebr. Haefel.

Nähmaschine mit Automobilbetrieb in Tätigkeit.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 59

Sonntag, den 25. September

1910

Wolfdietrich.

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

„Eberhard, Eberhard, eine Geschichte! Bitte, erzähle! Die Dämmerstunde ist da, und Josepha hat es uns versprochen.“

„Josepha? Ja, dann wartet doch, bis sie kommt. Ich bin nicht Josepha — leider.“

„Aber sie hat gesagt, wenn sie zur Dämmerstunde nicht zurück wäre, sollten wir dich bitten.“

„So, das hat sie gesagt? Was ist da zu tun, ihr Jungen?“

„Du tust am besten und erzählst, so kommst du am ersten aus der Klemme,“ rief Kurt schlau.

„Aber quälen dürfen wir nicht; das hat Josepha verboten,“ bemerkte Ruth; „wenn du nicht gern willst, Eberhard, so sag' es nur.“

„Nein, nein, liebster Eberhard,“ rief Gilli ungestüm, „höre nur nicht auf Ruth; Josepha hat es ganz bestimmt gesagt, und wenn sie etwas sagt —“

„So muß es geschehen, meinst du,“ ergänzte Eberhard lachend. „Also wollen wir uns nicht unnötig sträuben.“

„Lassen Sie sich von den Kindern nicht plagen, lieber Nefje,“ bat eine Dame, welche in diesem Augenblick ins Zimmer trat. „Josepha hat sie vermahnt; sie brauchen nicht jeden Tag eine Geschichte zu hören.“

„Josepha hat aber gesagt, Mama,“ — begann der kleine Felix.

„Sie hören, verehrte Tante: Josepha hat es gesagt,“ versetzte Eberhard kopfschüttelnd, „und gegen das Gewicht dieses Namens ist nicht aufzukommen.“

„Ach ja, Sie haben recht,“ seufzte die Dame. „Die Kinder gehorchen nicht mir, sondern ihr.“

„Nebrigens beschäftige ich mich sehr gern mit ihnen,“ fügte Eberhard gutmütig hinzu; „überlassen Sie mir also die Schar getroßt auf eine Weile.“

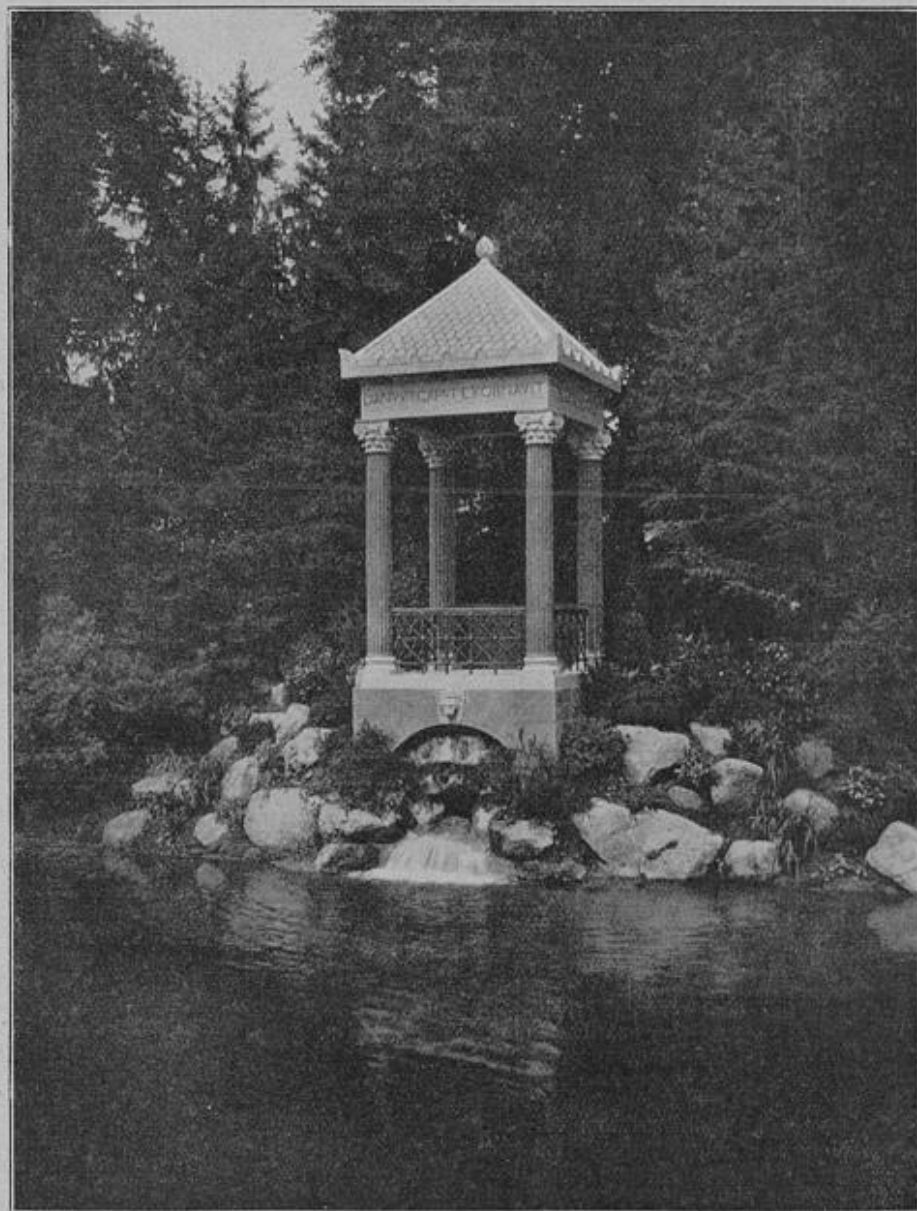
„Das ist gut von Ihnen,“ erwiderte die Dame, und ihr sanftes Gesicht lächelte ein wenig; „so will ich indessen zu meinem Mann gehen.“ Und sie verschwand wieder leise aus dem Zimmer, wie sie gekommen war.

„Das Schlimmste ist nur, daß ich nichts zu erzählen weiß,“ begann Eberhard nachdenklich, nachdem die Ruhe hergestellt war und alle sich gemütlich vor dem Kamin auf dem Tigerfelle gelagert hatten. Ruth saß auf einer niedrigen Ottomane; ihr zartes Gesicht war von der Flamme hell beschienen, ihr Kopf lehnte sich an das Polster, und ihre dunkeln Augen hingen träumerisch an dem züngelnden Feuer.

„Josepha erzählt uns Märchen,“ sagte sie helfend.

„Ja, Kind, das ist alles ganz gut, aber ich weiß keine Märchen; wollt ihr eine Sage hören?“

„Ja, ja, eine Sage,“ riefen mehrere Stimmen. „Fange nur endlich an,“ mahnte Kurt ungeduldig; „wenn du



Phot. Aug. Böker.

Tempel in griechischem Stil, entworfen von Kaiser Wilhelm II., ausgeführt vom Geh. Baurat Schwichten. Der Tempel erhebt sich in Donaueschingen über der Bereinigung der Donauquelle mit der Brigach.

dich erst eine Ewigkeit befinnst, muß ich Felix soviel ansehen, und dann kriegen wir uns doch unweigerlich bei den Ehren."

"Das würde ich mir schon verbitten."

"Du, Eberhard? du hast uns ja gar nichts zu befehlen," sagte Felix ganz erstaunt.

"Das ließe sich noch beweisen."

"Aber nun erzähle doch endlich," rief Cilli, und Milli wiederholte: "Erzähle doch endlich!"

"Gut, es geht los," entschied der Vetter; "aber keinen Krawall! — bei meinem vetterlichen Zorn."

Die Ruhe war wirklich musterhaft. Ruths nachdenkliche Augen hingen unverwandt an ihm, das Interesse der Jungen wurde immer reger, und die Zwillinge versielen in einen behaglichen Halbschlummer. Eberhard aber erzählte:

Es war einmal in Konstantinopel ein tapferer heidnischer König, der hieß Hugiethrich; dem schenkte seine Gemahlin Hildeburg einen Sohn, der ein rotes Mal in Form eines Kreuzes zwischen den Schultern trug, und den sie Wolfdietrich nannten. Diesen Namen gaben sie ihm, weil Wölfe ihn einmal als kleines Kind in den Wald geholt hatten; eben als sie ihn ihren Jungen zur Speise geben wollten, fand man ihn zum Glück und brachte ihn seinen Eltern zurück. Wolfdietrich wuchs nun zu einem starken und tapfern Manne auf, der rasch zur Tat war und überall mit dem Schwerte dreinzuschlagen wußte, und vor dem alle im Lande weit und breit in Furcht und Entsetzen flohen. Er war stolz und wollte niemand neben sich gelten lassen; herrschen wollte er, aber nicht sich selbst beherrschen; alles wollte er unter sich zwingen; aber er selber setzte den Fuß auf den Nacken der andern; er allein wollte der König sein; "denn," so sprach er, "dem Mächtigen gehört die Erde." Darob empörten sich seine beiden jüngeren Brüder wider ihn, entriß ihm das Erbe und vertrieben ihn aus seinem Königreiche. So geschah es, daß er Unrecht für Unrecht erlitt.

Das Mißgeschick aber brach nicht seinen stolzen Sinn; er wurde nur noch trotziger, zog mit seinen Dienstmännern, zehn Brüdern, die ihm treu geblieben waren, aus und bestand zahllose wilde Abenteuer.

Auf seinen Irrfahrten kam er auch nach dem Schlosse Garten, wo eine schöne Frau wohnte, die er zu seinem Weibe machte. Sie hieß Sidrat und war stark und stolz wie er. Auch sie wollte nicht gehorchen, sondern herrschen über jedermann. Da stießen zwei hochgemute Geister aneinander; sie sahen einander zornig in die trotzigsten Augen, sie blickten hinab bis in den Grund ihrer wilden Seelen, und da erkannten sie, daß ihr herrschsüchtiger Sinn und ihr maßloser Eigenwille gleich zwei festen Burgen widereinander standen. Und als sie das sahen, da trennten sie sich; mit blutendem Herzen freilich, denn sie liebten sich; nur hatte diese Liebe nicht die Kraft, niederzuzureißen, was dazwischen lag.

Darauf zog Wolfdietrich aufs neue zu gewaltigen Abenteuern aus, also daß sein Name berühmt ward, soweit der Mund der Sage reicht. Indessen hatte man aber die treuen Dienstmänner gefangen genommen, und sie mußten auf den Mauern der Hauptstadt Konstantinopel, je zwei und zwei zusammengekettet, Wache halten. Die Brüder aber waren gut und fromm und hielten ihrem Herrn, dem Wolfdietrich, Treue; deshalb brannte der Gedanke an ihre Leiden ihm wie ein unerträgliches Feuer im Herzen. Er verkleidete sich als Pilger, ging unter die Mauer, wo die Brüder Wache hielten, und gab sich ihnen zu erkennen. Da knieten die treuen Dienstmänner nieder und baten Gott, er möge ihre Bande lösen um ihrer langen Treue willen. Sogleich zersprangen die Ketten, sie eilten hinab und öffneten ihrem Herrn die Tore; er stürmte hinein, sie eroberten die Stadt, und er machte alle seine Dienstmänner zu Edlen.

Seine eigenen Brüder wollte er töten. Da erschien Sidrat, deren wilder Trotz in der Zeit der langen Trennung gebrochen war. Sie bat demütig um Gnade für die Verurteilten. Allein auch Wolfdietrichs Herz war verwandelt; es quälte ihn bittere Reue um alles Unrecht, das er getan hatte; er begnadigte seine Brüder und ging zur Winterzeit durch fusch hen Schnee in das Kloster Lustol, um Buße zu tun. "Sie mag schwer sein, aber laßt sie rasch geschehen; in einer Nacht will ich mit allen Schreden der Hölle kämpfen; doch dann soll's vorüber sein," so bat der wilde, mild gewordene Held.

Hierauf errichteten ihm die Mönche im Gotteshause eine Totenbahre, gingen hinaus und ließen ihn allein mit dem Grauen der Nacht. Und in dieser Nacht hat er auf Tod und Leben gekämpft mit den Geistern der Gestorbenen, die er im Leben erschlagen hatte; alle seine Feinde in ungezählter Menge erschienen, um sich zu rächen.

Er kam vor ihnen allen

Die Nacht in große Not;

Denn die da mit ihm fochten,

Die scheuten nicht den Tod.

Aber auch die argen Gedanken, der Zorn, der Eigenwille, die Herrschsucht, die ungezähmten Leidenschaften des Herzens, sie alle zogen zu einem letzten Versuch gegen ihn zu Felde. Da focht er eine heisse Schlacht, und Leib und Seele ward ihm matt vor Weh und Leid, die Haare auf seinem Haupte wurden ihm weiß wie Schnee in dieser wintersangen Nacht, und am Morgen ward er von den Mönchen für tot aus dem Münster getragen.

Alein er kam zum Leben zurück; er hatte den schönsten Sieg erfochten und lebte noch lange Jahre mit seiner Gemahlin Sidrat

als ein milder und tapferer König, als ein Schutz der Bedrückten, als ein treuer Gatte und guter Christ; denn mit dem Heidenwesen hatte es ein Ende, seitdem er und Sidrat ihre trotzigsten Herzen bezwungen und sie demütig dem Christengotte zu Füßen gelegt hatten. Er war ein tapferer Held und diente treu dem Herrn, so berichtet die Sage, "zerbrach das eigne Ich; da trugen Engelhände zu Gott ihn sicherlich."

"Ist die Sage von Wolfdietrich nun aus?" fragte Felix, als Eberhard schwieg.

"Ja," nickte dieser; "wie gefällt sie euch?"

"So gut wie Josefhas Märchen ist sie natürlich nicht, aber es läßt sich damit auskommen," gab Kurt herablassend zu; "ich höre gern daß ein Held wild und stolz und tapfer ist. So einer will ich werden."

"Der Anfang mit den Wölfen gefiel mir am besten; er klang wie ein Märchen," sagte Milli, die gegen die Mitte der Erzählung eingeklappt war.

"Wochtest du auch am liebsten das erste?" fragte Eberhard und beugte sich zu Ruth. Die sah mit geröteten Wangen und sah gedankenvoll vor sich hin.

"Nein, das Ende," sagte sie leise, "da trugen Engelhände zu Gott ihn sicherlich."

"Komm nur hervor, Josepha, wir sehen dich doch, wenn du auch hinter den Vorhängen stichst; dem Auge der Gerechtigkeit bleibt nichts verborgen," bemerkte plötzlich Felix in großer Gelassenheit.

"Josepha, Josepha," riefen die Kleinen und sprangen empor. Hinter dem dunkelgrünen Friesvorhange trat ein Mädchen heraus, eine große Gestalt; sehr ernste Augen sahen unter dunklen Wimpern hervor; um den kleinen Mund schwebte ein trotziger Zug. Sie trug den Kopf mit einer leichten Neigung nach rückwärts, was, mit der sehr aufrechten Haltung des Körpers vereinigt, ihrer Erscheinung etwas Hoheitsvolles gab.

Eberhard hatte sich rasch erhoben. "Da bist du endlich, Josepha, du bleibst so lange aus, daß ich diese hundertenden Seelen in Ermangelung eines Bessern mit den Ueberresten meiner mythologischen Wissenschaft speisen mußte."

"Ich bin längst zurück und stand während deiner Erzählung an der Tür," sagte Josepha ruhig. "Die Geschichte von Wolfdietrich ist mir von den Literaturstunden her nicht mehr im Gedächtnis geblieben; sie hat mir nie besonders Eindruck gemacht; ich verstand sie nicht. Jetzt, mit deinen Ausschmückungen und den Beziehungen auf das Seelenleben, die du dem Wilde des Helden gibst, erscheint sie mir viel bedeutsamer."

"Ja, nicht wahr, Josepha, es ist wunderschön, wie aus dem wilden, unbändigen Ritter ein milder, tapferer König wird, den endlich Engelhände zu Gott tragen," meinte Ruth und legte ihren Arm um Josepha. Diese strich besorgt mit ihrer kühlen Hand über des Kindes warme Wangen.

"Ich habe keine Neigung für diese Art Umwandlung eines unbeswungenen Naturmenschen," sagte sie kurz. "Aber, Ruth, wie erbitst du bist! Du weißt doch, daß du dich nicht aufregen darfst. Ich will dir deine Medizin geben, damit du morgen nicht wieder das Fieber bekommst."

"Weißt du, daß es wirklich einen lebenden Wolfdietrich gibt?" fragte Eberhard; "ich habe einen Freund, der so heißt; merkwürdigerweise ist er seinem Namensverwandten sonderbar ähnlich; auch er ist eine gewaltsame Natur, die sich niemand unterwerfen und keinerlei Autorität über sich dulden will. Er wagt ängstlich seine Freiheit und will keine Schranken anerkennen; mit Sorgen sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ein anderer Wille dem seinigen begegnen wird. Du müßtest ihn kennen lernen; ihr seid verwandte Naturen, Josepha."

"Meinst du?" fragte sie mit einem stolzen Aufwerfen der Lippen; "wir würden wahrscheinlich in beständiger Fehde leben, da auch ich einen Willen habe. Kurt, Felix, seid still; ich will keinen Zanf mehr hören!" Und als ob sich nach diesen entscheidenden Worten der Friede von selbst verstände, wandte sich Josepha fort, ohne noch einmal nach den Knaben zurückzublicken, nahm vom Büfett ein paar Fläschchen, mischte einen Trank und gab Ruth einige Tropfen davon.

Die Tür hatte sich wiederum geöffnet, und die Herrin des Hauses war eingetreten. "Ich glaube, es ist Zeit, zu Bett zu gehen, Kinder. Nicht wahr, Cilli und Milli, ihr legt eure Puppen jetzt fort, und ihr Jungen, wollt ihr eure Soldaten nicht einpaden?"

"Nein, nein, Mama, noch nicht; wir sind mitten im Spiele und können nicht aufhören," war die gelassene Entgegnung, und das Beschließen der Festung nahm seiner Fortgang. Auch die Kleinen Mädchen bindelten so ruhig ihre Puppen in die Nachstedkissen, als ob sie nichts gehört hätten. Die Mutter warf einen raschen Blick auf Josepha als ob sie von ihr Hilfe erwartete. Dann begann sie unsicher noch einmal: "Es ist schon so spät, Kinder, ihr werdet nicht fertig, bis Papa zum Essen kommt, und ihr wißt, er wird dann böse. Soll ich euch Ordnung machen helfen?"

"Ach, laß nur, Mama; Josepha wird uns schon sagen, wann wir fortmüssen," rief Kurt ungeduldig.

Jetzt wandte sich Josepha um. Eine dunkle Röte war ihr in das Gesicht gestiegen. "Schämt euch, Jungen! Wie dürft ihr Mama so antworten?" rief sie heftig; "augenblicklich werden die Soldaten fortgelegt! Ich will keine Minute Aufenthalt."

Die Knaben kannten den Ton und gehorchten sofort. Die Mädchen warteten eine besondere Weisung nicht erst ab; sie legten eiligst ihre Puppenkinder in die Betten und liefen zur Mutter. Ruhiger setzte nun Josepha hinzu: „Ich werde euch die versprochenen Bratäpfel in das Schlafzimmer bringen, wenn ihr euch vernünftig und artig ausziehen laßt. Kann ich dir sonst in etwas helfen, Mutter? — Nein? Dann will ich mit Ruth gehen. Bleibe du hier, Eberhard; ich komme bald zurück.“

Er nickte. Bald wurde es stiller um ihn, die schweigenden Stimmen entfernten sich, und der junge Mann blieb allein. Er lehnte sich gegen den Kamin, schlug die Arme ineinander und sah nachdenklich auf seine Fußspitzen.

Graf Eberhard Kahlenberg hatte seit frühester Kindheit viel im Hause seines Onkels, des Freiherrn von Handek, verkehrt er hatte Gelegenheit gehabt, seine Kusine Josepha und ihren eigenartigen Charakter kennen zu lernen. Er liebte sie und schätzte ihre hohen Anlagen. Aber er kannte auch ihren selbständigen Willen, der sich durch nichts beeinflussen ließ, und er hätte oft die Erfahrung gemacht, daß ihr harter Sinn mit dieser oder jener Schranke, mit Kindespflicht oder Rücksicht auf Fernerziehende, in Widerstreit geriet.

Als Josepha sechzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter. Da zeigte sie ihren Wert; sie war die Starke, sie stand dem gebeugten Vater zur Seite, sie erzog die Kinder, sie war Schlossherrin und Dorfmutter zugleich. Mit stämmiger Energie nahm sie diese Last auf ihre Schulter und sand sie nicht zu schwer. Die Leute verehrten sie, die Kinder hingen an ihr, dem Vater war sie unentbehrlich. So ging es vier Jahre; da kam plötzlich die Nachricht zu Eberhards Ohren, Herr von Handek habe sich zum zweitenmal vermählt. Er wollte es nicht glauben, aber die Tatsache ließ sich nicht wegleugnen. Sobald es sein Dienst erlaubte, reiste er nach Handek; denn er war in Unruhe, wie es um Josepha stehe. Heute hatte ihn ein Schlitten über den glatten Schnee von der Bahnstation hierher gebracht; er hatte die neue Tante, deren sanftes Gesicht ihm einen angenehmen Eindruck machte, begrüßt, Josepha aber noch nicht allein gesprochen; seine Unruhe um sie war durch die kleine Szene, deren Zuschauer er gewesen war, noch gestiegen.

Josephas Hand legte sich auf seinen Arm, und ihre ernstigen Augen sahen ihn so fest an, als könnten sie bis auf den Grund seiner Seele sehen und alle Gedanken erraten, die ihn bewegten. „Kommst du mit mir?“ fragte sie; „ich gehe noch ins Dorf, und wir können dann durch den Park zurückkehren.“

„Gewiß,“ entgegnete er rasch, „ich wollte dir schon einen Spaziergang vorschlagen.“

Sie schlang ein dunkelwollenes Tuch um Kopf und Schultern, er nahm Hut und Ueberzieher, und beide schritten dem Dorfe zu. Es war ein sternklarer Winterabend, einer jener windstillen Dezembertage des Jahres 19... Der Schnee hüllte geisthaft die ganze Landschaft ein, in der auch nicht der leiseste Hauch sich regte. Ein kurzer Gang brachte sie zu einer etwas zurückgebauten Tagelohnwohnung; Josepha öffnete, und sie traten ein.

„Halte dich an mich,“ sagte sie und ergriff Eberhards Hand. So taptten sie sich durch die stockfinstere Hausflur bis zur Tür der Wohnstube. Josepha erfaßte mit sicherem Griff die Klinke und drückte sie auf. „Guten Abend,“ sagte sie.

Drinne saß ein alter Mann im Ledersessel am Ofen; sein rechtes Bein lag langgestreckt auf einem Schemel, eine ebenfalls bejahrte Frau wusch Kartoffeln in einem Topf. „Das gnädige Fräulein!“ rief der Alte, als er die Eintretenden gewahrte; „das ist schön von Ihnen, noch in der Nacht zu kommen, und — der junge Herr Graf auch.“

„Ich will deinen Fuß noch verbinden, Ferdinand.“ Und ohne Zögern begann sie die kunstgerecht gelegte Bandage von dem ausgestreckten Fuß des Alten zu lösen. Eine große Brandwunde kam zum Vorschein, welche auf der einen Seite des Beins vom Knie bis fast zum Knöchel reichte. An einigen Stellen eiterrte die Wunde stark. Josepha wusch die kranke Stelle, bestrich die reine Leinwand, die sie mitgebracht hatte, mit Salbe, legte sie auf und umwand das Bein aufs neue mit Binden.

„Die Wunde sieht gut aus,“ sagte sie dann aufstehend, „du wirst diese Nacht schlafen können, Ferdinand; morgen komme ich wieder.“

Der Alte überschüttete sie mit Dank, seine Frau begleitete die Besucher hinaus und schloß hinter ihnen. Die beiden gingen schweigend nebeneinander. Eberhard bot Josepha nicht seinen Arm, weil er wußte, daß sie das nicht liebte, und erst, als sie im Park angekommen waren, begann er: „Wer hat dich gelehrt, wie man eine solche Wunde behandeln muß?“

„Niemand; ich weiß es von selber.“

„Aber Josepha, hast du nicht wenigstens einen Arzt hinzugezogen bei einer so schweren Verletzung?“

Sie lächelte ein wenig spöttlich. „Nein, wozu? Er hätte nichts anderes tun können, als was ich selber tat.“

„Verfährt du oft so im Dorfe?“

„Wie? daß ich Kranke verbinde und ihnen Medizin verordne? Selbsterfindlich; es ist seit den letzten zwei Jahren kein Arzt in unserm Orte gewesen.“

„Bist du denn ein halber Doktor?“ fragte Eberhard scherzend.

„Ich glaube, ja,“ erwiderte sie sehr ernsthaft. Er schwieg einen Augenblick und sah sie forschend von der Seite an. Sie schritt so stolz und vornehm neben ihm hin und so leicht und frei, als bedürfe sie keines Haltes. Das Auge hielt sie gesenkt, um den Mund lag ein besonderer Zug, den er nicht verstand.

„Nun erzählst du mir wohl, wie — wie die Veränderung in euer Haus kam.“

Sie nickte. „Es ist nicht viel davon zu sagen; im Frühjahr geschah es, als der Vater in Berlin war; da sah er sie bei den Tanten. Sie gefiel ihm mit ihrer stillen, sanften Art und der einfachen Würde, die ihrem Wesen ausgeprägt ist. Sie sagten ihm, daß er einer Herrin auf Handek bedürfe, daß es keine Pflicht sei, den Kleinen wieder eine Mutter zu geben und zugleich mir dadurch den Weg zur Heirat freizumachen; denn nur weil ich ihn nicht verlassen wolle, schläge ich jedes Anerbieten aus. Kurz, Eberhard, du weißt, wie dergleichen Dinge ihren Anfang nehmen und dann zu einem für die Beteiligten so schmerzlichen Ausgang führen. Vater verlobte sich mit ihr und heiratete sie bald darauf.“

„Und sie — deine Mutter?“ fragte Eberhard.

„Meine Mutter?“ wiederholte sie; „ist sie das? Freilich, es ist die übliche Sprache; man nimmt es leicht mit den Worten, und auch ich habe mich bereits an den Namen gewöhnt. Nun also, meine Mutter hatte eine Zuneigung zu dem schönen, stattlichen Manne gefaßt, der sie mit ritterlicher Sorge und zarterer Rücksicht umgab, und sie reichte ihm gern ihre Hand. Ich glaube, er konnte eine bessere Gattin nicht finden.“

Eberhard sah mit Bewunderung und Mäßigung auf sie hin. Er fühlte, wie der Gerechtigkeitsinn ihrem stolzen Herzen diese Worte abrang, und wie sie die eigenen getäuschten Hoffnungen verschwieg, die Hoffnungen, dem Vater, den Kindern, dem Hause, dem ganzen Dorfe Ersatz zu sein. Er kannte Josepha genug, um zu fühlen, was sie verbarg; aber er mußte mehr wissen. „Und nun du, Josepha, du und die Kinder? was sagt ihr?“

„Was ich sage?“ fragte sie leidenschaftlich und wandte ihm ihr Gesicht zu; „siehst du es nicht? Was ich war vier Jahre hindurch, das ist sie, was ich tat, das tut sie, wo ich gab, da gibt sie. Früher war mein Leben reich; jetzt ist es arm geworden, meine Hände waren voll, und nun sind sie leer. Was soll ich anfangen? Meir Lebenszweck ist mir genommen, und mein Leben muß einen Zweck haben, sonst graut mir davor. Ich will Arbeit haben. Ich hatte sie und war zufrieden; jetzt aber, Eberhard, jetzt bin ich überflüssig geworden. Weißt du, was das sagen will, überflüssig sein? Und die Kinder? Du hast es ja gesehen, sie gehorchen ihr nicht. Und darf's mich wundern? Sind sie nicht jahrelang gewöhnt an meine Stimme, meine Liebe, meine Befehle?“

„Richtig, Josepha, und da liegt der Schwerpunkt,“ warf Eberhard ein; „du warst gewöhnt, hier zu herrschen, die erste zu sein; jetzt sollst du lernen dich unterordnen und Handlangerdienste tun; das kannst du nicht, und unwillkürlich nimmst du den gewohnten Ton an. Die Kinder betrachten dich in erster Linie als maßgebend, und der Frau deines Vaters wird die Stellung genommen, die ihr zukommt.“

Josepha sah ihn nachdenklich an. „Du hast recht; so hatte ich es mir nicht überlegt,“ sagte sie langsam, „und wenn mein Entschluß schon gefaßt war, so wird er jetzt um so zwingender. So geht es nicht länger, wenn wir uns nicht auseinander aufreiben wollen.“

„Was hast du vor?“

„Ich will fortgehen; es soll dem Hause Friede gegeben werden.“

„Wohin, Josepha?“

Sie schwieg und blieb stehen. „Eberhard,“ sagte sie fest und erhob ihre Augen mit einem eigentümlichen Leuchten zu ihm, „ich will Arzt werden.“

Er sah sie in höchstem Erstaunen an. „Du willst Medizin studieren?“

„Das übertraucht dich; dir fliegen sogleich Gedanken durch den Kopf von Emanzipation, von Annahme. Wie darf eine Frau aus den gewiesenen Schranken treten, wie wagen, sich selbständig einen Beruf zu wählen! Diese Vorurteile treffen mich nicht mehr. Wo die Frau ihren Beruf in der Familie nicht mehr erfüllen kann, soll sie hinausgehen, wo die Natur ihren Anlagen eine bestimmte Richtung gab, muß sie diese einschlagen; und ich, Eberhard, lenne ich eine größere Freude, als Kranke zu pflegen, Wunden zu verbinden, den Verlauf eines Leidens forschend zu verfolgen, und gibt es ein reineres Glück, als zu sehen, daß die Heilung gelingt?“

Wie sie dastand — Eberhard meinte, sich nicht sattsehen zu können — so unabhängig, so frei und doch ein Weib, wert zu lieben und geliebt zu werden, da traten ihm unwillkürlich die Worte auf die Lippen: „Wenn nun aber ein Mann käme und dich haben wollte, Josepha, würdest du ihm nicht folgen?“

„Ein Mann mich haben wollte, Eberhard? Bin ich eine Ware?“

„Du willst doch nicht sagen, daß das Heiraten eine Frau erniedrigt?“ rief Eberhard erregt; „dann erlaube mir, daß ich dich in der Tat für unweiblich erkläre.“

„Du kannst die Erklärung zurücknehmen; ich bin nicht so töricht,“ verlegte sie ruhig; „möge heiraten, wer es für ein Glück hält, wer eine gute Versorgung darin sieht, wer nichts Besseres zu tun weiß, oder was es sonst für Gründe bei diesem gemeinnützigen Werke geben mag. Meinst du, ich würfe einen Stein auf die Ehe? Ich wünsche nur,

daß man denen, welche sich nicht dazu berufen fühlen, gönne, ihr Glück anderswo zu finden."

"Du hast mich sehr beruhigt, Josepha," entgegenete Eberhard lächelnd; "was würde auch Margot davon gedacht haben!"

"Margot? Sie kennt mich besser," sagte Josepha ebenfalls lächelnd; "sieh mich nur immer durch ihre Brille an, dann wirst du mich nachsichtig beurteilen. Du glaubst nicht, wie froh ich bin, daß du dich mit Margot verlobt hast."

"Wohin aber willst du gehen, Josepha, wenn es dir mit deinen Studien so bitter ernst ist, und mit wem? Denn allein —"

"Das würde ja wieder unweiblich sein," vollendete sie. "Tante Linda hat versprochen, mich zu begleiten. Wir reisen nach Genf, dort absolvire ich an der Universität meine medizinischen Studien und komme in den Ferien, wenn der Onkel es erlaubt, zu euch nach Villa Bella."

"Und dann?"

"Das Weitere wird sich finden," sagte sie kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feuerliebe.

Novelle von A. von Krane.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als Gerhard ganz klar die Sachlage überschaute, da dünkte es ihm zuerst, als müsse er alles drangeben, seine Feuerliebe vor dem furchtbaren Los zu schützen. Mit gewappneter Faust hätte er gegen ihre Feinde anführen wollen . . . aber dann erkannte er diese Feinde und er verstummte vor ihnen im qualvollen Bewußtsein der eignen Ohnmacht.

Da war zuerst Martinas Veruf zur Schauspielerin! Sie war wirklich dazu berufen kraft ihres Genies, und ihr Entschluß, zur Bühne zu gehen, stand so fest, beinahe hätte man sagen können, gegen ihren eignen Willen von übermächtigen Trieben erzwungen, daß sie stets davon als von einer unabänderlichen Tatsache sprach, und Gerhard konnte nichts dagegen vorbringen. Er war zu sehr Dichter, um nicht vollständig zu begreifen, daß ihr Talent zu mächtig war, um je, auch in der glücklichsten Ehe, ausgelöscht zu werden. Stets würde es da sein, um, wenn es unbesiegt wäre, sie und ihren Mann zu quälen. Es würde gebieterisch seine Rechte verlangen, und diesen Rechten müßte nachgegeben werden, wollte man nicht einen unerwarteten lebensgefährlichen Ausbruch des unterdrückten Vulkan herbeiführen! Der Mann einer Schauspielerin . . . ?! Gerhard schüttelte sich vor dem Gedanken. Er haßte Martina plötzlich, die ihn unbewußt zu dieser Rolle herabwürdigend wollte! Und er haßte seine eignen Eltern und Verwandten, die mit pfiffig schmunzelnder Miene untereinander flüsternd und tuschelnd: Wenn das Mädel nur einen Mann hat, dann geben sich all ihre Schrollen und Einbildungen!

Flachköpfe, die am eignen Nase eine außerweltliche Natur messen wollten und eine Martina unter die Dupendweibchen rechneten.

Ja, ein Mann tat Martina allerdings not, und zwar jener Mann, der sogar ihres stärksten Triebes Herr geworden wäre, um sie vor Verderben zu schützen! Aber das war eine andere Art, als die werte Familie kannte oder nur ahnen konnte! Das war der Mann, des Weibes Haupt, ihr geistiger Herr, zu dem sie in Ruhe und Vertrauen allezeit aufschauen kann, der alle Wirrnisse ihres eignen Seins löst, kraft seiner Ueberlegenheit, der sie stützt und trägt in gehaltener Stärke, der zuerst an sie denkt, als den schwächeren Teil, und dann erst an sich selbst, weil er zarte Selbstfürsorge in seiner Kraft nicht nötig hat. . . . War Gerhard solch ein Mann . . . ?

Der Philister und der Dichter in ihm riefen beide „Nein!“ zu dieser Frage.

Beide bedurften im Weibe eines Wesens, das sie häßschelte, sie bewunderte, in ihnen aufging, für sie lebte, bei dem sie sich gehen lassen konnten, sich keinen Zwang anzutun brauchten! Beide fühlten sich dem Maß an Selbstzucht und Selbstüberwindung nicht gewachsen, dessen ein solcher Mann bedürftig war! In der Ehe mit Martina durfte man sich nie in geistigen Hemdsärmeln vor ihr sehen lassen, sonst war man verloren und entweder verachtet beiseite geworfen oder schmachlich unterjocht! Das war sicher, und vor dem letztern graute es Gerhard am meisten. Die Angst des innerlich schwachen Mannes vor dem Pantoffelregiment wachte in ihm auf und übermannte ihn so, daß er beinahe kindisch wurde und einmal geradezu an Flucht dachte. Er hatte sein Handsäfferchen schon gepackt und wollte mit dem Nachtzug abfahren, seine Eltern nachher schriftlich von allem benachrichtigen — aber an jenem Abend lachte ihn Martina gerade so strahlend an und sagte so beräudend Liebesgedichte mit ihrer Zaubersstimme, daß er blieb, ganz ihrem Vorne verfiel und nicht von ihr fort konnte, so wenig wie das Eisen vom Magnet fort kann. Sie war eben stärker als er, und der Dichter in ihm schrie nach ihr und wollte sie um jeden Preis besitzen!

Aber bei all diesem Begehren konnte sich Gerhard doch nicht dazu bringen, das entscheidende Wort auszusprechen. Täglich fühlte er

die Blicke seiner Eltern immer fragender auf sich ruhen, wenn er aus Tante Aureliens Haus heimkam; aber es war ihm unmöglich, ihren Wunsch zu erfüllen. Erstlich war es ihm durchaus nicht klar, ob Martina auch wirklich „Ja“ zu einem Antrag seinerseits sagen würde, und dann, wenn er allen Gefühlen bei sich selber auf den Grund ging, stieß er auf einen unüberwindlichen Instinkt, der ihn warnte. Sein letztes Gefühl war doch, trotz aller Leidenschaft, eine gewisse Furcht vor Martina!

So verging Woche auf Woche, der Herbst brach herein, und noch immer waren die beiden kein Brautpaar, sondern gute Freunde und Halbverwandte, die sich duzten, sich Better und Bäschen nannten. Gerhards Unruhe und Seelenqual aber nahmen mit jedem Tage zu, und auch das junge Mädchen wurde nach und nach anders. Es trat ein leidender Zug in ihr Gesicht, ihre Augen waren oft matt und glanzlos, dabei wurde sie weicher und hingebender, aber auch launischer und widerspruchsvoller in ihrem Benehmen. Die Gedichte, die sie jetzt mit Vorliebe auswählte, hatten alle ein unruhvolles, wildes zerrissenes Gepräge, Goethe kam fast nie mehr zu Wort bei ihr. . . . Sie liebt mich doch! sagte sich Gerhard, freute sich dessen und bangte davor und wußte erst recht kein Ende zu machen.

Da kam endlich ein goldheller, sonniger Tag im September, wo Gerhard nach Tante Aureliens Obstgarten wanderte, der draußen vor der Stadt lag. Martina war schon vorausgegangen, um Pflaumen zu pflücken, er sollte ihr dabei helfen, denn sie war allein. Die andern wollten am Abend zum Nachessen heraustrinken, wofür die Tante im Pavillon alles bereits gerichtet hatte. Natürlich verstand Gerhard, daß dies eine Veranstaltung war, die mit einer Verlobungsfeier enden sollte und wenn er es nicht begriffen hätte, so würde ihm sein Vater die notwendige Aufklärung gegeben haben, denn als sein Sohn sich verabschiedete, sprach er ein paar nicht mißzuverstehende Worte zu ihm. Der alte Herr hatte recht! Gerhard war zu weit gegangen, hatte die Intimität mit Martina zu lange hinziehen lassen, um jetzt zurücktreten zu können. Er mußte nun Ernst machen, und sein Lebensschicksal lag in Martinas Händen. Beinahe hoffte er, sie würde ihm einen Korb geben, allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, bereute er auch diesen Wunsch augenblicklich und befaß sich nur, wie er es anfangen müsse, um die Herzensfrage zu stellen, denn bei Martinas Art war's nicht so einfach und leicht, ihr zu sagen: Willst du meine Frau werden?

Alles kam aber anders, als Gerhard dachte, denn er fand seine Zukünftige nicht, als er in den Garten kam. Die leeren Körbe standen unter den Pflaumenbäumen, an denen eine Leiter lehnte, aber Martina selber war nicht zu erblicken, wohin sich Gerhard auch wendete. Zuerst glaubte er an eine Schelmerei ihrerseits, aber als er endlich ein helles Aieid durch die Büsche schimmern sah und am allerentlegensten Ende des weitläufigen Gartens Martina fand, da sah er seinen Irrtum ein. Sie kauerte auf einem Bänkehen zwischen hohen Sträuchern und weinte bitterlich, ohne sein Nahen zu bemerken. Es fiel Gerhard auf, daß sie diesmal ganz in Weiß gekleidet war. Nur ein paar rubinfarbene Georginen, die sie im Gürtel trug, legten einen Fleck ihres Lieblingsrotes in das tote Weiß hinein. Die Blumen lagen gerade unter ihrem Herzen; es sah aus, als wäre sein heißes, wildes Blut über sie geströmt und hätte sie so rot gefärbt.

„Martina, ich bitte dich, was hast du, was fehlt dir?“ rief Gerhard besorgt, trat zu der Weinenden und griff unwillkürlich nach ihrer Hand.

Sie aber wich ihm aus und schüttelte die schwarzen Haare zurück, die ihr ins Gesicht gefallen waren. „Ach, das ist schwer zu sagen, warum ich weine . . .“ kam es mühselig von ihren sonst so beredten Lippen. „Ich weiß kaum, wie mich ausdrücken . . . es ist eine Angst . . . eine sonderbare Angst, die mich manchmal packt, daß ich weinen muß.“

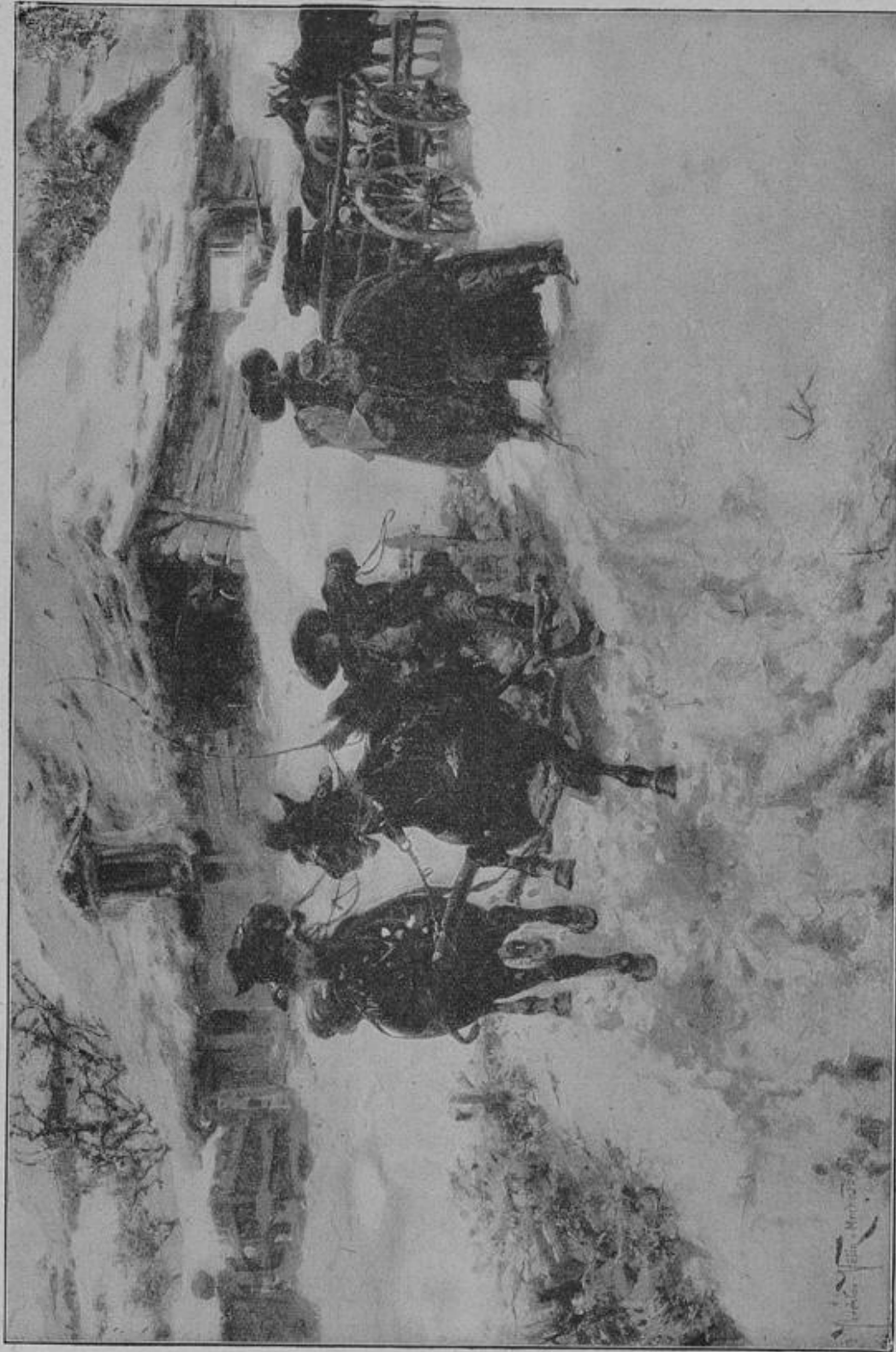
„Also, du hast auch Angst?“ entfuhr es Gerhard unwillkürlich. Sie blickte ihn mit Erstaunen an. „Wie sagst du, Gerhard? Auch du hast Angst? sag' mir doch: wovor?“

Es wäre nun nicht gut angegangen, ihr zu erwidern: Ich habe Angst vor dir! Gerhard begnügte sich deshalb mit einer nicht ganz unrichtigen Umschreibung seiner Gefühle und sagte: „Ich habe öfters Angst um dich, Martina, und wie es dir im Leben gehen wird.“

Das Mädchen nickte ernsthaft. „So ist es!“ sprach sie langsam. „So ist es! Und du teilst diese Angst! Da kann ich dir viel besser erklären, was mich quält. Komm, setze dich her zu mir.“

Sie zog ihn dabei ohne viel Umsfände beim Arm auf die schmale Bank neben sich und dann, von einer plötzlichen Leidantwandlung gepackt, begann sie wieder zu weinen und lehnte mit einer vertraulichen Gebärde den Kopf an seine Schulter. . . .

Gerhard hatte sie nun am liebsten in seine Arme genommen und in einem zärtlichen Kusse alle Wirrnisse gelöst. Das wäre vermutlich auch das Richtige gewesen, aber er getraute sich's nicht, weil Martina bei aller Freiheit heute wieder so unnahbar war, als wenn sie die schwülsten Strophen mit jungfräulichen Lippen her sagte. Sie machte ihm in solchen Augenblicken immer den Eindruck einer geschlechtslosen Geistes, den irdische Dinge nichts angehen und des für den Augenblick sich herbeiläßt, menschliche Empfindungen auszusprechen. Das war vielleicht herzlich töricht von ihm, aber es war so, und er konnte sein Gefühl nicht ändern.



Ein Pferdehandel. Nach dem Originalgemälde von Jaroslav Vesin.

Martina aber weinte eine Zeitlang still vor sich hin und sprach dann, wieder so mühsam, so abgerissen, so mit stammelnden Lauten: „Ich bin so bang . . . so bang . . . ich fürchte mich so vor dem Theater . . .“

Gerhard fiel ein Stein vom Herzen. „Aber, liebes Kind, davor braucht es dir doch nicht bang zu sein. Nur dein eigener Wille treibt dich in diese Fährte! Niemand zwingt dich, auf die Bühne zu gehen — im Gegenteil . . .“

„Nun, verstehst du mich nicht, Gerhard! Natürlich weiß ich, daß mich jedermann vom Theater fern haben will, daß mich keiner hintreibt, als ich selber . . . oder vielmehr ich selber bin's gar nicht, denn mir selbst graut es ja heimlich davor . . . es ist eben etwas in mir, ein sonderbares „Es“, das mir die Luft nimmt vor Begier nach dem, das ich fürchte!“

„Nun sieh mal, Martina, das sind doch Uebertreibungen! Das geheimnisvolle Etwas ist nur dein Talent, das zu Aeusserungen drängt, aber . . .“ Gerhard stockte einen Augenblick, dann kam ihm eine hochbeglückende Erleuchtung, „aber du könntest deine wundervolle Gabe auch nützlich machen, ohne auf die Bühne zu gehen. Du könntest Rezitationsabende halten, deinen Freunden sowie auch dem großen Publikum so viel schöne Gedichte vortragen, wie du nur willst, jedermann wird dir mit Begeisterung zuhören, und die trübe Welt der Kulissen braucht dich nicht zu besleiden.“

„Meinst du . . .?“ erwiderte Martina nachdenklich, dann aber schüttelte sie kräftig den Kopf. „Nein, nein, das ist nicht genug für das „Es“, das mich treibt! Sich nur so hinstellen und herjagen . . . nein, das ist's nicht! Das ist zu wenig! In mir brennt eine Flamme, die glüht und lodert und peimigt mich, weil ich mich mit Haut und Haar in andere Menschen verwandeln, mit ihrer Stimme reden, mit ihren Gewändern mich bekleiden, ihr Aussehen annehmen und lachen, weinen, fühlen und handeln soll wie sie! Daß ich neue Menschen schaffen soll aus ein paar Worten, die da in stummer Druckerwärze auf dem Papier stehen, daß ich den Geist ihres Dichters fühlen soll, der sie schuf und sie neu herausgebären soll aus meiner eignen blutenden, zuckenden flammenden Seele heraus . . .“

Sie hielt erschüttert inne, und ihre Augen brannten ins Leere hinein mit dem Ausdruck der Pythia, wenn sie auf dem geheimnisvollen Dreifuß saß, während die Geister des Orakels sie durchlohten. Wäre Gerhard nur ein Philister gewesen, so hätte er jetzt ein sehr schöne, sehr vernünftige und sehr wohlmeinende Rede auf diesen Ausbruch bei der Hand gehabt. Da er aber ein Stückchen von einem Dichter war, verstand er nur zu gut, was Martina gesagt hatte, und schwieg, weil er keine Antwort darauf hatte! In seinem Innern aber begann eine dumpfe Empörung gegen dies eiserne Schicksal aufzusteigen, das ihm die Geliebte vorenthielt, oder sie ihm nur unter unannehmbaren Bedingungen schenken wollte.

Auch Martina schwieg, und so saßen beide eine Zeitlang stumm nebeneinander. Sie hatte sich nun von Gerhard wieder getrennt und saß gerade aufrecht, mit hängenden Armen, und starrte vor sich hin. Endlich sagte er: „Und was ist dir denn so arg am Theater, wenn du doch mit jeder Faser deines Herzens danach verlangst?“

Die Frage war überflüssig, denn Gerhard wußte ganz genau, was Martina fürchtete, aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte sie stellen, weil ihm ein quälendes, mit Nadeln pridelndes Bedürfnis dazu trieb. Die Antwort kam auch ungefähr in seinem Sinne.

„Warum fragst du so? Das kannst du dir doch denken! Du er meinst du, ich hätte von der Welt der Kulissen nie gehört, nie vernommen, wie es da zugeht? Dafür haben doch alle die guten Leute reichlich gesorgt, die mir den Theaterteufel austreiben wollten! Aber ich meine noch gar nicht einmal das! Man kann auch beim Theater „anständig“ bleiben, wie die Leute das so nennen! Mich drückt eine ganz andere Angst! Sieh, wenn ich so denke, daß ich, ganz in höheren Sphären lebend, ganz vom Geist der Dichtung erfüllt, hinaustrete vor all die tausend Augen, die auf mir ruhen, dann ist mir's, als bohrete sich jedes Auge wie eine spitze Nadel in mich ein! Wie oft habe ich das Publikum beobachtet bei Vorstellungen! Wie niedrig die Männer, wie boshaft die Frauen, wie blind und taub alle beide für das Schöne! Wie die Männer nur darauf erpicht sind, eine Schauspielerin im Geist auszugziehen, wenn sie schöne Formen hat, und wie die Weiber sie hasen und nichts können, als über sie ihre scharfen Zungen in Bewegung setzen . . . und wie sie ihr Herzblut hingibt vor dieser Sippchaft . . .“

„D, Gerhard, Gerhard, das ist das Furchtbare, das ist das Entsetzliche! Denke dir, jede Faser an meinem Leibe bebt vor Scham bei dem Gedanken, vor diesen unreinen, bösen Blicken dazusehen wie am Pranger, und mein Bestes vor Tiere zu werfen . . .“

„Nun, wenn du so fühlst, und dein Instinkt ist bewundernswert, dann dürfte es dir doch nicht so schwer fallen, der geplanten Bühnenlaufbahn zu entsagen!“ rief Gerhard. Sein Ton klang leicht gereizt, denn er fing an, ungeduldig zu werden. Was für unnötige Schwierigkeiten! Welch eine Seelenpein! Konnte sich Martina denn nicht für das eine oder das andere entscheiden? Am Ende war sie doch nur ein Weib wie alle und ohne Logik, ohne Verstand, hilflos und schwankend wie alle Weiber! Ihre Antwort aber nahm ihm diese Zuversicht.

„Ich möchte ja gerne entsagen, möchte die Feuerprobe der Bühne erlassen bekommen! Aber das kann ich allein nicht. Dazu ist das geheimnisvolle „Es“ in mir zu stark! Ich muß Hilfe dagegen haben!“

O weh! Nun kam, was Gerhard in geheimem Unterbewußtsein die ganze Zeit über gefürchtet hatte. Die Schwierigkeit war da! Martina suchte ihren geistigen Herrn in ihm, und sein ganzes Sein bäumte sich gegen diese unbequeme Zumutung auf. Es überließ ihn eiskalt unter ihren merkwürdig forschenden Blicken; er liebte sie auf einmal nicht mehr, sie, die so herbe Forderungen an ihn stellte! Er wünschte sich hundert Meilen weg und verwünschte seine Torheit, die Heiratspläne seiner Eltern und noch einmal seine eigne Schwäche, die ihn in diese Klemme gebracht hatte!

Martina aber bemerkte in ihrer Aufregung nichts von seinen finstern Mienen und sprach weiter: „Sieh, Gerhard, unsere Eltern wünschen ja, daß wir uns heiraten und das hat mir manche Sorge gemacht, weil ich dich nicht so liebe, wie ich glaube, daß ich lieben könnte, so bedingungslos, so ohne Schranke und Maß! Aber gerade deshalb finde ich etwas in dir, das mich beruhigt, das mich tröstet, das mich stärkt. Ich habe Vertrauen in dich, ich glaube, du könntest mir den Frieden geben! Mit dir und bei dir könnte ich die brennende Qual des Menschenstellens ertragen. Wenn du hinter den Kulissen stündest und auf mich wartetest, und ich wüßte immer: Gerhard sieht mich an! alsdann wären die bösen andern Augen machtlos und entwaffnet und täten mir nicht weh! Ich könnte mich frei von ihnen machen, nur an den Dichter denken und an den Menschen, den er und ich erschaffen . . . alles wäre gut! Aber dafür . . . o Gerhard . . . Ihre Stimme brach, und sie kammerte sich plötzlich schluchzend an ihn, der wie ein Steinbild kalt, feindlich und verlegen neben ihr saß. „Aber dafür mußt du mich sehr lieb haben! Nicht wahr, Gerhard, sehr lieb . . . sehr lieb . . .!“

Wie ein bittendes Kind stieß sie diese Worte heraus und doch mit der elementaren Leidenschaft eines reifen Geschöpfes. Es war das uralte Heischen des Weibes nach dem wirklichen Mann, dem wahren Herrn im Geiste, dem Gefährten, Lehrer, Schützer! Eva schrie nach ihrem zweiten Ich, aus dessen Seite Gott sie hatte werden lassen, und Adam war taub für ihren Schrei!

Alles in Gerhards Seele lochte jetzt gegen Martina. Sein Stolz war aufs tiefste verwundet, weil sie treuherzig eingestanden hatte, daß sie ihn nicht so liebe, wie sie lieben könne. Sein Gefühl für seine Sitte empörte sich über die Freiheit, mit der sie von ihrer geplanten Heirat sprach, ehe er sich in diesem Punkt geäußert hatte. Seine Angst vor dem Frauenregiment wuchs riesengroß bei der Art, wie sie im voraus über ihn zu verfügen schien. Verlangte sie nicht, daß er hinter den Kulissen stünde wie ein Kammerdiener, als Mann der berühmten Frau . . . ?!

Der Zorn gegen das vermessene Weib riß ihn hin und raubte ihm jede Besinnung. Mit der Rücksichtslosigkeit schwacher Naturen, die plötzlich ausbrechen, machte er sich von Martinas Umklammerung los und schrie mehr, als daß er sprach:

„Glaubst du, ich sei ein Narr, daß ich in solche Demütigungen je einwilligte? Meinst du, ich würde wie ein gehorsamer Pudel dir aufwarten und apportieren und schön machen, während du auf der Bühne deine Fagen treibst?! Bist du rein besessen, Martina, und hast jedes Gefühl für das Schicksal verloren? Wart's doch ab, bis ich dich frage, ob du meine Frau werden willst, bis jetzt habe ich das noch nicht getan.“

Er brach ab, erschrocken über das, was ihm herausgefahren war, aber doch erleichtert vom Ausbruch, und dann tat's ihm fürchtbar leid, daß er dieses gesagt hatte, und er hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen — aber da war's zu spät!

Das bittend erwartungsvolle Gesicht vor ihm, das so rosig angeglüht war vor Erwartung und leiser Verlegenheit ob der eignen Redheit, wurde plötzlich aschfahl und verzerrte sich, als hätte jemand Martina ein Messer ins Herz gestoßen. Aber b. h. schnell war's damit vorbei, und ehe Gerhard nur Atem schöpfen konnte, schlug ihm ein schrilles Auflachen ans Ohr, und Martina machte ihm ohne viel Umstände mit allen zehn Fingern eine lange Nase. „Hereingefallen! Hereingefallen!“ jauchzte sie dabei. „Nein, ist das ein Spaß! Hast du wirklich nicht gemerkt, Gerhardtchen, daß ich nur Komödie gespielt habe, um dich ein bißchen in Aerger zu bringen? Hast du geglaubt, ich wäre im Ernst?! Tröste dich, es war nur Spaß! Wenn du aber jetzt noch an meiner Befähigung zur Bühne zweifelst, ist dir nicht zu helfen! Adieu, auf Wiedersehen im Theater!“

Sie machte ihren tiefen Knix und lief hinweg, im Abgehen einen wildlustigen Gesang anstimmend, der in der Entfernung mit einem gellenden Jodeler schrill abbrach . . .

Gerhard stand allein da, wußte nicht, ob er geträumt hatte oder nicht, fragte sich, ob er ihr nachlaufen solle, und hielt sich doch zurück und griff sich immer wieder an den Kopf, weil ihm von all dem Ueber-raschenden schwindelte. Bei Martina war alles möglich. Sie konnte wirklich vorhin Komödie gespielt haben, aus einer ihrer unberechenbaren Launen heraus . . . nur sah die Komödie verzweifelt echt aus! Aber in jedem Fall hatte er eine sehr unglückliche Rolle dabei gespielt, und als Aerger, Aufregung, Enttäuschung und Ueber-raschung endlich etwas in ihm ausgelungen waren, kam er sich unendlich klein und verächtlich vor, und dies Gefühl war sogar das Allerunangenehmste von allem!

Stimmen im Garten rissen ihn aus seinen Gedanken. Da war nun schon die ganze Verwandtschaft erschienen, um Verlobung zu feiern, und er stand allein da wie ein Tölpel und wußte kaum, wie alles

erzählen und erklären. Nein, nur nicht sich wie einen dummen Jungen ertappen lassen! Er drehte sich um, brach durch die Hecken und entfloß wie ein verfolgter Dieb. Möchten die andern sehen, wie sie mit ihrer Enttäuschung fertig würden, er wollte sich erst in Ruhe sammeln und mit sich im reinen sein. Wenn er spät abends von einem langen Spaziergang heimkam, war's immer noch Zeit zu Erklärungen, sowie zu Versuchen, Martina zu versöhnen.

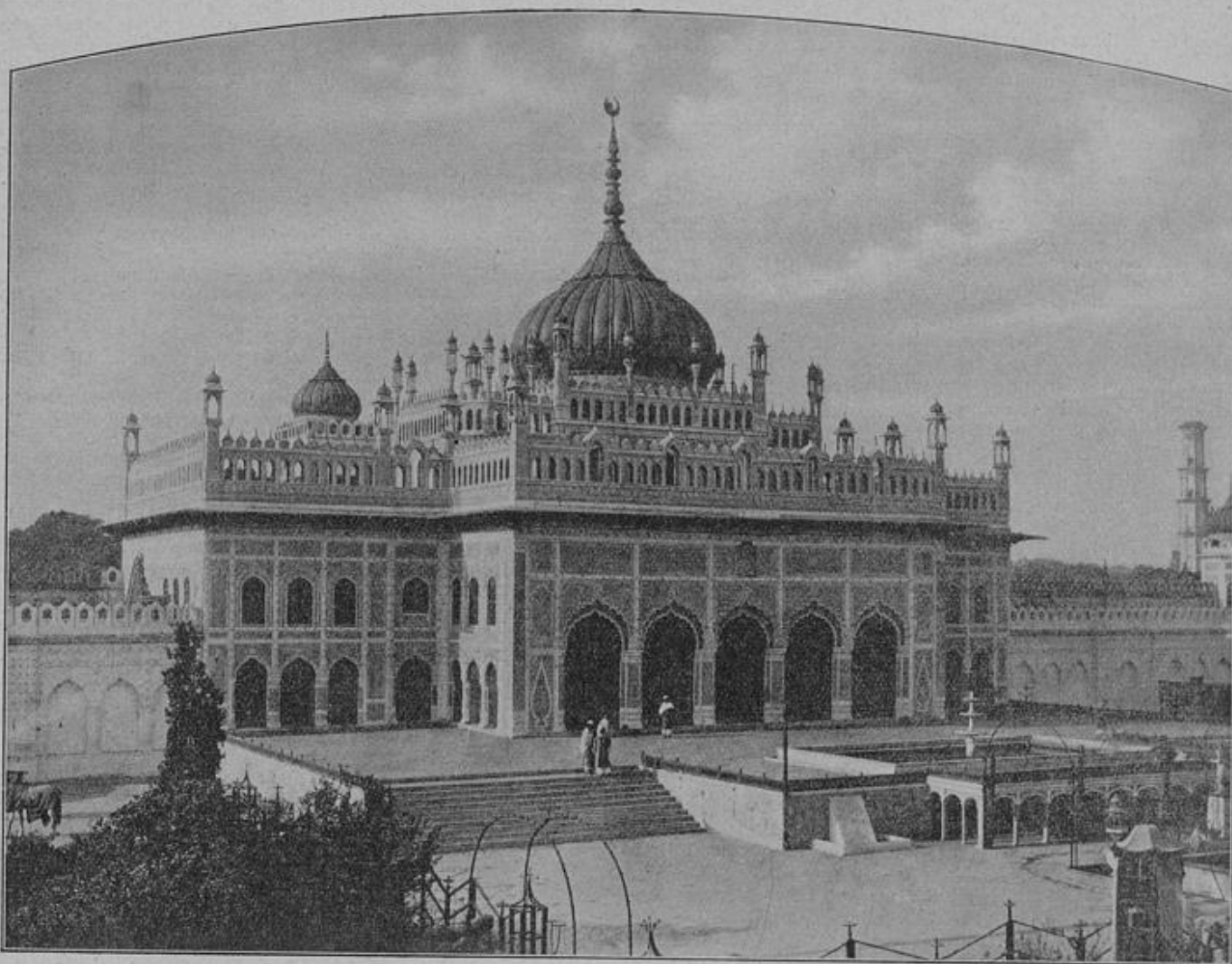
Denn jetzt, wo sie ihm entflohen war, wo sie ihm nicht mit ihren absonderlichen Gedanken und Zumutungen kam, da erwachte seine Leidenschaft und sein Verlangen nach ihr in verdoppeltem Maße, und er überlegte sich auf dem ganzen stundenweiten einsamen Gange, wie er es anfangen müsse, um sie günstig zu stimmen.

Es kam aber alles anders, als Gerhard dachte, denn bei seiner

Herz, und er mußte sich zusammennehmen, bis er endlich allein in seinem Zimmer war, wo er auf einem Stuhl zusammenbrach wie ein Schwerverwundeter und immer vor sich sagte: „O Martina, Martina... warum mußte ich dir das antun...!“

Ja warum? Es war ja alles so natürlich gekommen, es mußte so kommen, es lag in seiner wie in ihrer Art begründet, daß sie sich anzog und sich abstieß und daß er sie endlich enttäuschen mußte! Es traf ihn aber schwer, viel schwerer, als er selbst hatte ahnen können.

Von jener Stunde an war Gerhard nicht mehr jung in seinem Wesen. Es lag etwas Gealtertes, Frühgewelltes über ihm, das ihn nie wieder verließ... Er konnte sich auch erst nach einigen Jahren entschließen, dem Drängen und Zureden seiner Eltern nachzugeben und ein Mädchen zur Gemahlin zu wählen, die sehr verschieden von Martina war, ihm



Mohammedanische Moschee zu Lucknow in Oberindien. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Heimkunft fand er die ganze Familie in höchster Aufregung. Martina war fort! War Knall und Fall nach Hause abgereist, wie ein lakonisches Brieflein besagte, das sie zurückgelassen hatte! Nach Aussage des Dienstmädchens, das allein daheim war, als sie atemlos in Tante Aureliens Haus gestürzt kam, hatte sie hastig ihr Handtöfcherchen gepackt und war damit fortgeeilt, indem sie gesagt hatte, von zu Hause wären Nachrichten gekommen, sie müsse augenblicklich heim. Sie war auch in der Tat, wie Nachforschungen ergaben, mit dem ersten Zuge abgefahren, der nach der Richtung ihrer Heimat ging.

Und so war sie fort, und es war doch nicht Komödie gewesen, was sie aufgeführt hatte, sondern die reine Wahrheit, und Gerhard hatte sie auf ewig verloren, denn das wußte er genau, daß sie nicht wiederkommen würde. Auf alle Fragen und alles Einstürmen seiner Familie hatte er nur kurze, einsilbige Antworten; es ging ihm ein Messer durchs

keinerlei Rätsel zu raten ausgab, aber nach dem Durchschnittsbegriff eine gute liebevolle Gattin war.

Martina Palluzzi sah Gerhard nie wieder. Wohl aber hörte er von ihr durch Tante Aurelie, die mit ihrer Mutter in Korrespondenz blieb. Martina war zuerst eine Zeitlang krank und leidend, als sie so hastig nach Hause zurückgekehrt war; dann aber wurde sie aus einem Zustand gleichgültigen Hinziehens und Hinbrütens jäh gewedt, indem ihr Vater ganz plötzlich an einem Schlaganfall starb. Er war derjenige gewesen, der sich ihren Theaterplänen widersetzte; die Mutter hatte keinen Willen dem Kinde gegenüber und da eilte Martina; zur Bühne, hingetrieben vom heißen Drange, Menschen darzustellen, und vom Bedürfnis, zu vergessen, daß sie weggestoßen worden war von dem einen, an dessen Verständnis sie geglaubt hatte. Sie ging wie die Motte nach dem Licht fliegt, und sie wußte, daß die Flamme sie

verbrennen würde, aber sie ging doch. Einmal wollte sie ihr urinnerstes Wesen ausleben dürfen.

Vorher besuchte sie eine Theaterschule, in der man sich sehr viel von ihr versprach, aber bei ihrem Debüt übertraf sie noch alle gehegten Erwartungen. Ihre Antrittsrolle war die der Hero in Grillparzers Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Sie lebte die Hero, sie spielte sie nicht! Das Publikum raste Beifall, es hieß, ein neuer Stern sei am Theaterhimmel aufgegangen, der alle andern Sterne überstrahlen würde; aber sonderbar, die junge Schauspielerin machte diese Prophezeiung zusanden! Mit jeder folgenden Rolle nahm ihr Spiel ab, und nach und nach sank sie zur Fläche des Duzendmimen herunter, bis nach Ablauf einer Spielzeit ihr Name vollständig vom Theaterzettel verschwand. Man sagte, sie sei krank, eine Lungenchwäche habe sich bedenklich entwickelt. Genauerer erfuhr niemand; nur eins war sicher: Martina Balluzzi, die gefeierte Heldin eines Eintageserfolges, starb kurze Zeit nach ihrem Debüt an der galoppierenden Schwindsucht, wie der ärztliche Totenschein besagte.

Dies war, nach außen hin, das Ende eines W'sens, das den Frevel begangen hatte, anders als die übrige Welt zu sein; wie es aber in Wirklichkeit mit ihrem Sterben bestellt war, das wußten nur einige wenige, unter ihnen Gerhard.

Martina war seelisch schon lange tot, ehe die barmherzige Lungenkrankheit ihrem Körper das ein Ende machte. Sie war gestorben, wie sie und Gerhard geahnt hatten: am harten Zusammenstoß mit der Wahrheit des Lebens, mit den Dingen, wie sie sind! Allein, ohne Hilfe, war die Träumerin aus ihren klaren, reinen Visionen des Schönen erwacht; das ertrug sie nicht! Und als sie nun mit verstehender Seele dem Martyrium der Blinde preisgegeben war, vor dem sie ahnungslos schon zitterte, da war's geschehen . . . die Feuerliebe welkte unter dem Gluthauch der Gemeinheit und sank hin, entblättert und tot!

Es war ein tragisches Schicksal, das sich da aus den Briefen der Mutter an Tante Aurelie entrollte. Martinas letzte Worte waren: „Es geht zu Ende . . . wie gut . . . wie gut . . .!“

Und Gerhard hörte alles mit an und litt alles mit ihr und mußte sich doch dabei sagen: „Ich war nicht der Mann, der sie hätte vor diesem bewahren können, ich war nicht stark genug für sie . . . es ist im Grunde besser so!“

Dasselbe sagte er sich auch heute noch, als er endlich aus seinen Träumen in der einsamen Blockhütte aufschreckte und zur Wirklichkeit zurückkehrte. Während er sich zum Weiterwandern rüstete, hingen seine Blicke immerzu an der Feuerliebe. Der Himmel war blau, und die Sonne schien wieder, als er zu ihr heraustrat und lange vor ihr stehen blieb. Seine Finger glitten leise, behutsam über ihre seidigen Blätter, es war wie ein stummer Gruß . . .

Allein der starke Regen hatte die Blüte gelodert, und die heiße Sonne hatte zu sengend nachher darüber geblüht! Als Gerhard's Hand sie berührte, sank die Lilie auseinander, ihre roten Blätter flatterten wie hüpfende Flämmchen zur Erde und erloschen unter dem dichten Kraut. Kahl und nackt starb der schlanke Stengel zur Höhe. Mit der feurigen Pracht auf dem Küchenbeet war's vorbei! Auch das noch! Gerhard zuckte zusammen, von widrigen Empfindungen gepackt. Der Tod dieser Blume hatte zuviel Ähnlichkeit mit einem andern Sterben! „Wie Martina Balluzzi!“ murmelte er und sah schein nach den verstreuten roten Blättern auf der Erde. Endlich bückte er sich, hob einige von ihnen auf und legte sie in sein Taschenbuch, dann eilte er mit raschen Schritten davon, um aus dem Bereich so trüber Erinnerungen zu kommen.

Das Herz aber tat ihm noch lange weh davon, denn er war ja kein schlechter Mensch — er war nur eine halbe Natur, der es an der letzten, vollendenden Kraft gebrach.

Unsere Bilder.

Auf der Titelseite dieser Nummer bringen wir eine Nachbildung eines in griechischem Stile gehaltenen Tempels, den Kaiser Wilhelm selbst entworfen hat. Der zierliche Bau, ausgeführt von Geh. Baurat Schwedchen in Charlottenburg, soll die Erinnerung an die wiederholten Besuche des Monarchen beim Fürsten v. Fürstenberg festhalten und wurde an der Stelle errichtet, wo sich auf Donaueschinger Gebiet die Quelle der Donau mit der Brigach vereinigt. Der Unterbau besteht aus Weuchaer Granit; der Oberbau ist mit Ausnahme der Säulenschäfte, welche aus rotem Veroneser Marmor bestehen, ganz aus hellem Untersberger Marmor hergestellt. Die Fassade zieren vergoldete Rosetten in blauem Mosaik. Ein Bronzegitter umschließt 3 Seiten des Zinnenbaues. Der Tempel ist, entsprechend dem Charakter der Gegend, von Granitfindlingen umlagert, zwischen denen die Flora des Schwarzwaldes hervorproßt. Der Architrav trägt die Inschrift: „Danuvii caput exornavit Imperator Germanorum Guilelmus II. Friderici filius Guilelmi magni nepos.“ („Die Donauquelle schmückte der Kaiser der Deutschen, Wilhelm II., Friedrichs Sohn, Wilhelms des Großen Enkel!“

— Das nächste Bild: „Ein Pferdehandel“ von Jaroslav Besin, führt mitten hinein in das Bauernleben im Osten. Die reichbewegte Realistik in der Handlung, die scharf ausgeprägte Charaktereigentümlichkeit der einzelnen Figuren verleihen der Schöpfung des bekannten Meisters hohen Reiz. Mit regstem Eifer fährt der Bauer dem Händler die beiden feurigen Pferde am Schlitten vor, während der kaufslustige kritische Plücker die Eigenart des Ganges der Tiere, ihre Ausdauer usw. prüft. — In keinem Lande der Welt ist der religiöse Unterschied, die religiöse Feindschaft größer als in Indien. Ursprünglich war dies mächtige Land ganz in Händen des brahmanischen Glaubens, dessen Veredelung, der Buddhismus, hier niemals rechten Fuß fassen konnte. Als dann die Flutwelle des Mohammedanismus sich über Aien ergoß, stürzte sie sich auf das Brahmanentum, und der Erfolg davon war, daß heute wenigstens in Oberindien die mohammedanische Moschee, die ihre höchste Vollendung im



Dr. Wilhelm Jensen, München, der bekannte Dichter, feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum.

Taj Mahal zu Agra erreicht, stets ein luftig grazioses Bauwerk, meist in weißem Marmor oder dunkelrotem Sandstein ausgeführt. Merkwürdigerweise zeigen sogar diese Moscheen, wie besonders eine deren von Lutnow und vor allem die Perlmoischee im Fort von Agra, fast rein sarazenische Formen. Unser Bild auf Seite 311 veranschaulicht die erwähnte Moschee in Lutnow. — Der Niederdeutsche Wilhelm Jensen, geb. 1837, der seit einiger Zeit in München wohnt, bekannt namentlich durch zahlreiche historische Romane und stimmungsvolle Gedichte, feierte vor kurzem sein 50jähriges Doktorjubiläum. Aus diesem Anlaß wurden ihm vielfache Ehrungen zuteil.

Gedankensplitter.

Verchwender und Geizhalse sind einander ganz ähnlich: die einen schlagen das Geld tot, die andern lassen es tot liegen.

Eine zerbrochene Fensterscheibe macht mehr Lärm als ein zerbrochenes Herz.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 40

Sonntag, den 2. Oktober

1910

Wolfdietrich.

(Fortsetzung.)

Roman von W. Romanel.

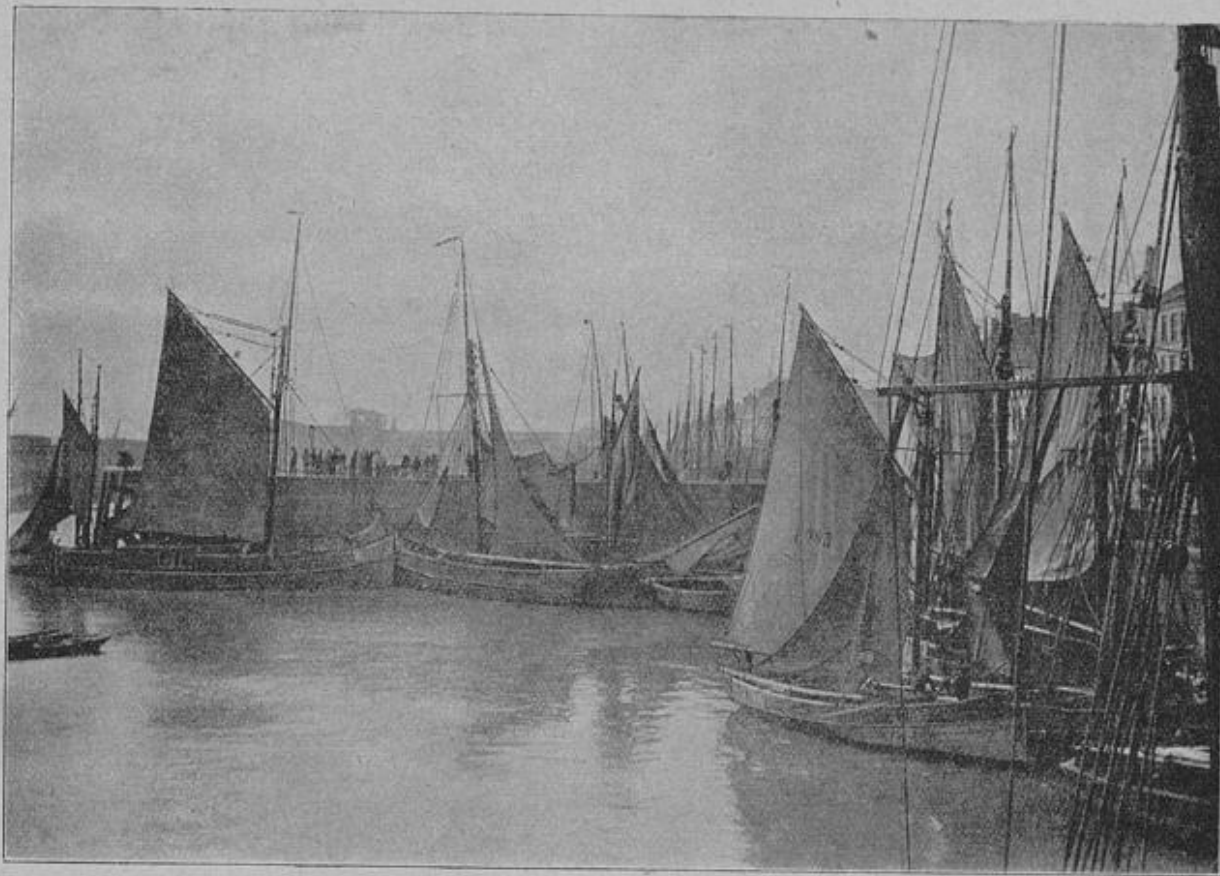
(Nachdruck verboten.)

Auf Eberhards ironische Frage, ob ihr Vorhaben zu einem Ziele führen würde, entgegnete Josepha:
„Dein spöttischer Ton verletzt mich nicht. Ich weiß, daß meine Gaben hier liegen, und ich bin dankbar, meinen Beruf deutlich vorzeichnet zu sehen. Daß ich fort muß, ist auch deine Meinung; nur hattest du dir das anders gedacht.“

„Du würdest mir einen Gefallen tun, wenn du mit dem Vater zuerst von der Sache redestest,“ meinte Josepha; „du hast eine gute Art, und er hört es besser von einem Dritten.“

„Gut; es findet sich vielleicht heute noch eine Stunde.“

Am Abend lud Herr von Handeck Eberhard ein, mit ihm in seinem Zimmer noch eine Zigarre zu rauchen. Der Keffe wechselte



Fischerhafen zu Ostende. Nach einer photographischen Originalaufnahme von H. Ruland.

„Wie denn, Josepha?“

„Dir schwebte ein Aufenthalt von unbestimmter Zeitdauer bei deinen Eltern vor, etwa beischwende; eine Heirat würde den Abschluß machen. Aber, Eberhard, ein solches Bewußtsein würde mich elend machen; ich muß Arbeit haben.“

„Es ist genug, Josepha; ich bin zufrieden und werde dir nach Kräften in deinem Vorhaben beistehen,“ sagte Eberhard energisch und drückte ihr die Hand.

einen bedeutungsvollen Händedruck mit Josepha und folgte dann dem ältern Herrn.

Als beide es sich bequem gemacht und ihre Zigarren in Brand gesetzt hatten, begann Herr v. Handeck feuzend: „Nun sage mir, alter Junge, was du davon denkst.“

„Du sprichst von“ — entgegnete Eberhard zögernd.

„Natürlich von meiner Frau und Josepha; glaubst du, daß es gehen wird?“

„Du willst eine aufrichtige Antwort, Onkel?“

„Gewiß, gewiß, ohne Umschweife; daß es so nicht geht, ist mir klar; sie verstehen nicht, miteinander umzugehen. Helene ist davon nervös, und Josepha wird täglich blässer.“

„Nun, Onkel, es ist mir lieb, daß du davon anfängst, ich hätte es sonst getan, und gerade heraus, ich bin der Ansicht, daß eine Trennung am besten wäre.“

„Ist das dein Ernst?“

„Mein völliger. Soweit ich Josepha kenne, wird sie niemals in einem Hause, in dem sie sonst regiert hat, die zweite Rolle spielen lernen; es liegt nicht in ihrem Charakter.“

„Aber ich bitte dich, auf welche Weise wolltest du denn eine Trennung bewerkstelligen?“ rief der Freiherr verwirrt.

„Josepha hat, die Unhaltbarkeit ihrer Lage einsehend, selber bereits über einen Plan nachgedacht, der mir für sie und ihre besondere Begabung vernünftig scheint. Sie möchte, wenn du nichts dagegen hast, Medizin studieren.“

Herr von Handed ließ vor Stammen die Zigarre fallen. „Medizin studieren?“ wiederholte er in einem Tone, als sei ihm etwa ein Einfall der Franzosen in Deutschland verflüchtigt.

„Das kann dich nicht wundern, lieber Onkel. Josepha hat zur Arznei Talent. Ich erinnere mich aus unserer Kinderzeit, mit welcher Vorliebe sie ihre Puppen krank sein ließ und ihnen Verbände anlegte. Als sie größer wurde, stellte sie sich selber aus allerlei Kräutern eine Apotheke her, und sie war noch Vadsisch, als sie bereits Anfang, den Kranken im Dorfe Mittel zu verordnen und Rat zu erteilen.“

„Es ist wahr,“ bestätigte der Onkel lächelnd, „und wunderbarerweise schlugen ihre Verordnungen gut an, so daß die Leute ein abergläubisches Vertrauen zu ihr gefaßt haben. Jetzt ist sie der leibhaftige Doktor von Handed, und die Tagelöhner wollen keinen andern. Hat sie doch neulich die Frau Strehlow vom Tophus kuriert, hat sie selbst gebadet, gepflegt und bei ihr gewacht. Im Herbst hat die Frau selbst ihre Kartoffeln ernten können. Und mein Kutscher, der hatte den Arm gebrochen; dem hat sie einen regelrechten Gipsverband angelegt; ja, ja, es ist ihr angeboren. Aber was sprichst du von Studieren? du willst doch nicht sagen, daß sie an eine Universität gehen will wie ein Student? Das ist ja unmöglich.“

„Unmöglich ist es nicht, Onkel, und meiner Meinung nach wäre es sogar für Josepha am besten,“ sagte Eberhard zurendend. „Es studieren heutzutage viele Damen.“

„Leider, leider,“ schaltete der Freiherr erregt ein.

„Freilich ist es sehr zu bedauern, daß es keine Universitäten für das weibliche Geschlecht gibt; doch ist Josepha selbständig genug, um diese Schwierigkeit zu überwinden.“

„Ich will es nicht,“ sagte Herr von Handed erregt; „es ist ein Anstöß. Mag sie doch — mag sie doch irgend etwas anderes anfangen, aber Medizin studieren — meine Tochter? Warum heiratet sie nicht? Sie hat genug Anträge gehabt, und ich habe ihr durch meine Heirat ihre eigene ermöglicht. Noch vor acht Tagen gab sie dem Grafen Dernburg, unserm Nachbar, einen Korb. Wozu das? frage ich dich. Ein Mädchen ist einmal zum Heiraten da.“

Eberhard hatte einen schweren Stand, um so schwerer, da er Josepha nicht mit ganzer Seele zustimmte; doch war er entschlossen, ihre Sache zum Ziele zu führen. Er erschöpfte alle seine Gründe: „Gib nach,“ bat er, „treibe sie nicht zum Äußersten.“

„Zum Äußersten? Gewiß will ich das,“ rief der Onkel aufgebracht; „sie ist noch minorenn, sie muß mir gehorchen.“

„Sie ist im nächsten Jahre einundzwanzig und wird dann ganz gewiß mit Gewalt durchsetzen, was du ihr heute verweigert, darauf kannst du dich verlassen, Onkel,“ sagte Eberhard ruhig.

„Und das Geld? Wer gibt ihr das?“

„Das Vermögen ihrer Mutter reicht zum Studium aus; auch würde Tante Linchen sie unterstützen.“

Herr von Handed schwieg betroffen.

Eberhard beugte sich zu ihm hinüber und faßte seine Hand.

„Onkel, willst du Josepha das verweigern, was ihr Glück ausmachen würde?“

Es arbeitete in den Jügen des Freiherrn; sein Herz kämpfte. Wenn er sein Kind unglücklich machte, wenn er bereuen mußte!

„Sie bleibt ja doch deine Tochter,“ fuhr Eberhard in demselben Tone fort; „wenn ihr Vorhaben gelingt, so macht sie Wunderkuren auf Handed und heilt jeden Kranken im Dorfe.“

Der Onkel lächelte unwillkürlich.

„Oder sie findet jemand, der ihr gefällt und heiratet ihn,“ spielte Eberhard nun den letzten Trumpf aus.

Der Freiherr stand auf. „Richtig, das ist bei dieser verfehlten Geschichte ja keineswegs ausgeschlossen, und wenn Tante Linchen mitgeht, ist sie ja auch wohlgeborgen. Mag sie denn in Gottes Namen reisen. Aber Ruth, was wird aus Ruth, Eberhard? Sie ist so an Josepha gewöhnt und kann nicht ohne sie fertig werden. Du weißt ja, die Ärzte hatten das Kind aufgegeben; da setzte sich Josepha dahinter mit ihrer Energie, Liebe und Fähigkeit; sie hat sie gepflegt bei Tag und Nacht, und das Kind ist unter dieser Sorgfalt wahrhaftig zehn Jahre alt geworden und lebt noch — wunderbarerweise,“ sagte er mit Tränen im Auge hinzu.

„Es muß versucht werden, ob Ruth eine Trennung erträgt,“ sagte Eberhard; „wenn nicht, so kommt sie zu meinen Eltern an den Thuner See; dort genießt sie Berge, See und kräftige Luft, und in den Ferien ist Josepha da.“

Zweites Kapitel.

Der Expresszug von Berlin lief eben in den Bahnhof zu Basel ein. Es war morgens sechs Uhr. Auf dem Bahnsteig wogte ein Menschenstrom auf und nieder, die Passagiere drängten sich in den Wartesaal, um sich nach der langen Nachtfahrt an warmen Getränken zu stärken und die Toiletten zu ordnen.

An einem Tisch allein saß ein Herr von hohem Wuchs und vornehmer Haltung. Er war einer der ersten, welche nach der Ankunft des Zuges vermöge ihrer längeren Reine und jugendlichen Beweglichkeit den Wartesaal erreicht hatten. Er hatte eine Tasse Kaffee vor sich, trank behaglich und sah mit Gemütsruhe dem hastenden Treiben der andern zu. Reisen schien ihm ein gewöhnliches Geschäft und die Menschheit dazu geschaffen, an ihm wie ein wechselndes Panorama mit immer neuen Bildern vorüberzugleiten und ihm Stoff zu kritischen Bemerkungen zu geben. Und mit solchen kargte er nicht.

Sehe einer diese Kommiss! Drängen alles zur Seite, damit sie jeder einen besonderen Tisch für ihre Meterbeine finden. Wartet, das nächste Mal fahre ich euch dazwischen. Und die mageren Engländer geben ihnen nichts nach in Rücksichtlosigkeit, den Pöbeler in der einen und den gefochten Schinken in der andern Hand. Was will der Russe? Den Kaffee noch heißer und stärker? Dem fehlt der Samowar. Die Alte hat ihre Fahrkarte verloren? Sie sieht so hilflosbedürftig aus. Ritterlich zu Hilfe springen? Nein doch, sie ist nicht allein; der junge Mensch ist ihr Sohn, er hat die geluchte Fahrkarte in der Westentasche, und ihr rundes Gesicht strahlt wieder vor Zufriedenheit.

Kein einziges hübsches Mädchen unter der ganzen jämmerlichen Gesellschaft! Die da sieht allenfalls erträglich aus, noch sehr jung, wohl eins von jenen bedauernswerten Geschöpfen, die als Gouvernanten in die Fremde ziehen, um sich da von ungezogenen und verzogenen Schreikindern und deren Eltern mißhandeln zu lassen. Sieht schon jetzt mit dem weißen, verängstigten Gesicht einer furchtsamen Taube ähnlich. Aber da — was ist das?

Er hielt plötzlich in seinem Gedankenkreise inne und starrte auf die Tür, die von dem Damenzimmer in den Wartesaal führte, und aus der soeben zwei Damen traten. Die ältere kleinere hatte lebhafte braune Augen und redete eifrig auf ihre jüngere Gefährtin ein, und diese war es, welche soeben unwissentlich das Selbstgespräch des beobachtenden Reisenden unterbrochen hatte. Sie war sehr groß und allerdings auffallend schön; mit kurzen Worten antwortete sie der anderen und schritt auf das Büfett zu, um dort zwei Tassen Kaffee zu bestellen. Sie wollte noch etwas hinzufügen, da drängten sich mit unglaublicher Dreistigkeit die beiden erwähnten Kommiss vor die Damen und sprachen mit lauter Stimme ihre Wünsche aus.

Der Reisende war aufgesprungen; seine grauen Augen blühten, und auf der Stirn zeigte sich bedrohliches Gewölk. Aber er blieb noch stehen. „Ich will doch sehen, ob sie sich zu helfen weiß,“ dachte er, „sie sieht so entschlossen aus, sie hilft sich selber. Für den Notfall bin ich ja immer ein nicht zu verachtender Rüdhalt;“ und er betrachtete mit Vergnügen seine muskulösen Arme und Hände, deren Kräfte er nicht ohne Lust in etwas unsanfte Berührung mit den Ladenaßeln gebracht hatte.

„Ich bitte,“ sagte die junge Dame ruhig, „Sie bemerken wohl nicht, daß ich mir soeben bestellte.“

Der ihr zunächststehende Jüngling sah dreist lächelnd zu ihr empor. „Sie sind gar zu gütig, Fräulein, allein wie Sie sehen, bin ich im Begriff, eben hier Posto zu fassen.“

Wieder trat der Reisende einen Schritt vorwärts; dann zögerte er aufs neue; es reizte ihn, zu sehen, was die Dame nun tun werde. Sie war bleich geworden, und in ihren Augen regte es sich wie von verhaltenem Zorn. Sie legte eine Hand auf den Arm des Jünglings, mit der andern wies sie, ohne ein Wort zu sagen, auf die Tür, wo ein stämmiger Polizeibeamter regungslos seinen Platz behauptete.

Sei es nun, daß diese Bewegung, sei es, daß der Druck der Hand den Jüngling einschüchterte, genug, er stotterte einige unverständliche Worte und zog sich dann in den Saal zurück, hinter ihm kein Genosse.

Der beobachtende Reisende lächelte befriedigt und setzte sich wieder. Die kleine Szene hatte ihm Vergnügen bereitet. Er liebte den persönlichen Mut, selbst wenn er von einer Dame gezeigt wurde.

Die Damen kamen indes heran und ließen sich an dem ihm zunächst stehenden Tische nieder; der Stellner brachte ihnen den Kaffee.

„Wie unangenehm war das, Josepha!“ sagte die ältere Dame und rümpfte ärgerlich das kleine Köschchen.

„Darum?“ entgegnete das junge Mädchen gleichmütig; „auf dergleichen muß man stets gefaßt sein.“

„Du verlierst nicht leicht die Fassung, das muß man dir lassen,“ lachte die andere heiter; „ich hätte schon des lieben Friedens wegen die Flucht ergriffen.“

„Das würde ich nie tun,“ entgegnete die jüngere, und ihre Lippen zogen sich trotzig zusammen; „Männer sind der Meinung, sie seien die Alleinberechtigten; mögen sie lernen, daß wir ihnen gleichschen und nicht zu ihren Füßen zu liegen wünschen.“

„Nun, Kind, bis zum Fußfall ist bei dir noch eine weite Strecke,“ sagte die ältere Dame gemächlich; „davor ist mir nicht bange.“

„Ja, aber nicht alle denken so wie ich.“

„Glücklicherweise.“

„Tante Linchen!“ rief das junge Mädchen halb lachend, halb ärgerlich.

„Nun, laß mich nur, Josepha, ich rede dich einmal gern. Wir sind ja übrigens gerade auf dem Wege, der staunenden Welt einen leuchtenden Beweis von der Gleichberechtigung der Frauen zu geben.“

„Tante Linchen, von keinem andern als von dir würde ich diesen Ton ertragen,“ sagte das junge Mädchen in einiger Erregung.

Die Tante lachte unbefangen und tauchte ihren Zwieback in den noch immer zu heißen Kaffee. Dann klopfte sie die Krümchen von ihrem dunkelroten Reifseide und ließ dabei ihr Taschentuch auf den Boden gleiten. Der benachbarte Reisende bückte sich sofort, stand auf und überreichte es ihr mit feiner Höflichkeit. Tante Linchen dankte und blickte überaus auf seine prächtige Gestalt. Ihrem scharfen Blick war der Nachbar nicht entgangen; aber so groß hatte sie ihn sich nicht gedacht.

„Uebrigens müssen wir noch unsere Uhren regulieren, Josepha,“ begann sie dann, „sie gehen zu norddeutsch, und der Ruf zum Einsteigen könnte uns überraschen.“

„Sie haben reichlich Zeit, meine Damen,“ antwortete die kräftige Stimme des Fremden; „der Zug geht genau in einer Viertelstunde nach hiesiger Zeit.“

„Das mag Ihnen viel erscheinen, uns Damen aber dünkt es kaum genug,“ versetzte Tante Linchen munter.

„Sie meinen, Herren haben den Vorzug der Schnelligkeit vor Damen voraus; damit würde das gnädige Fräulein nicht übereinstimmen,“ sagte er ironisch, auf Josepha blickend.

Diese sah ihn erstaunt an.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ fuhr jener gleichmütig fort, „aber ein Wartesaal ist hiesigenorts ein öffentliches Gebäude; so war auch ich respektvoller Zeuge der Auseinandersetzung des gnädigen Fräuleins über die gleichen Menschenrechte. Sie müssen mir gestatten, Ihnen mein Bravo zuzurufen; Sie fassen die soziale Frage von einer interessanten Seite auf.“

„Von einer mir naheliegenden,“ wollte Josepha erwidern; aber sie unterdrückte die Antwort. Wozu sich mit einem fremden Menschen in ein Gespräch einlassen?

Tante Linchen antwortete scherzend für sie: „Meine Rechte hat nichts hierauf zu erwidern, wie Sie sehen; so heikle Fragen passen auch wohl nicht in den Wartesaal.“

„Da haben Sie mich sehr liebenswürdig belehrt; das nächste Mal soll es besser werden.“

„Sie merken, sogar alte Leute lernen nicht aus; im Notfall und bei bescheidenen Ansprüchen profitieren sie selbst von einem so jungen Mut wie Sie.“

Der Fremde lachte und sah erheitert aus. Josepha suchte ihre Sachen zusammen. „Es wird Zeit, Tante Linchen.“

„Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie haben recht, der Zug nach Lausanne geht gleich ab,“ rief der junge Mann aufspringend.

„Das kommt vom Schwagen,“ eiferte Tante Linchen; „nun erleben wir noch, daß wir hier sitzen bleiben.“

„Nein, nein, daran ist kein Gedanke; wir kommen mit; ich habe auf die Zeit gemerkt, denn ich war in kein Gespräch vertieft,“ bemerkte Josepha nicht ohne Betonung; „folge mir nur.“ Sie neigte stolz den Kopf gegen den Fremden und schritt ihrer Tante voran auf den Bahnsteig.

„Erlauben Sie,“ sagte der junge Mann und griff, ohne sich im geringsten um Josephas verabschiedende Bewegung zu kümmern, nach Tante Linchens kleinem Gepäck; „ich werde Ihnen das zureichen, wenn Sie eingestiegen sind.“

„Danke, danke,“ und Tante Linchen eilte hinter der Nichte her. „Gott sei Dank, daß wir glücklich sitzen,“ sagte sie atemlos zu Josepha, als sie mit dieser in einem der langen in der Schweiz gebräuchlichen Coupés angelangt war und anfangs, ihre verschiedenen Säckelchen zu ordnen; nun brauchen wir bis heute Nachmittag nicht auszustiegen, können uns häuslich einrichten und die schöne Gegend bewundern; hier weiß ich ja Bescheid. Leider sieht man nur die Jurafette, die uns Deutschen, wenn wir einmal die Hochalpen gesehen haben, nicht gut genug dünkt.“

„Was ist denn, Tante Linchen? Hast du etwas verloren?“ fragte Josepha; denn die Tante konnte mit der Einrichtung auf ihrem Plaz gar nicht zustande kommen.

„Ich weiß nicht, ich hatte doch noch mein graues Mohairtuch, du weißt doch, das unglückliche Ding, das Tante Lotte mir gehäkelt hat und das mit einer wahren Passion an jedem Nagel und Haken hängen bleibt.“

„Kannst du es denn nicht finden?“ und Josepha begann auf dem Fußboden zu suchen.

„Ich muß es beim Einsteigen verloren haben, Kind, oder der junge Herr, der es mir trug, hat es schon vorher fallen lassen. Man tut eigentlich immer am besten, seine Sachen selbst zu behüten; ich habe das schon so oft erlebt und werde doch nicht klüger.“

„Noch dazu ein ganz Unbekannter,“ sagte Josepha.

„Entschuldigen Sie, meine Gnädige, gehört Ihnen vielleicht dies Produkt weiblicher Handarbeit? Ich fand es an den Knöpfen meines Mantels, und da ich mich weder mit Geistesputz noch mit kunstfertigen Erzeugnissen der Strickindustrie abgeben konnte, komme ich auf die naheliegende Vermutung, daß ich mich von Ihnen mit diesem reizvollen Gewebe fesseln ließ, wahrscheinlich um noch einmal die genussreiche Gelegenheit zu haben, mit Ihnen anzuknöpfen.“

Josepha maß den unerwünschten Eindringling mit einem abweisenden Blick. Tante Linchen aber sagte eifrig: „Gewiß, gewiß, geben Sie nur her; es ist mein Mohairtuch; ich habe es bereits vernäht. Wenn ich Ihnen einen unstridenden Eindruck damit gemacht habe, so tut mir das leid,“ fügte sie schelmisch hinzu, und ihre braunen Augen zwinkerten neckisch; „aber ich bin doch froh, es wiederzuerhalten.“

„Bitte sehr, die Absicht ungarnt zu werden, lag jedenfalls auf meiner Seite,“ versicherte er galant und nahm leutenruhig auf dem leeren Sitz am entgegengesetzten Fenster Plaz. Als Josepha zu ihrer Ueberraschung bemerkte, daß der Fremde sich gleichfalls häuslich niederließ, wandte sie sich nach ihm um und sagte: „Sie fahren in derselben Richtung wie wir?“

„Zu Befehl, mein gnädiges Fräulein. Ich hoffe, daß ich damit nicht allzusehr gegen Ihre Wünsche verstoße.“

„Darauf kommt es hier nicht an,“ versetzte sie kühl; „die Eisenbahn ist ein Hotel für allerhand Gäste; es gehen Menschen darin aus und ein, die sich gar nicht berühren, und deren Lebenswege sich meist niemals wieder kreuzen.“

„Sie sprechen eine unbestrittene Wahrheit aus, mein gnädiges Fräulein; aber es gibt auch Ausnahmen von der Regel.“

„Doch wohl nur in ganz seltenen Fällen; mir ist ein solcher noch nie vorgekommen,“ sagte Josepha kurz.

„Ja, Kind, du bist wenig gereist und kannst gar nicht aus Erfahrung urteilen,“ meinte Tante Linchen; „ich zum Beispiel habe ein solches Wiedersehen schon erlebt.“

„Das muß manchmal sehr wenig angenehm sein,“ sagte Josepha schnell. Dann bereute sie das Wort; die Absicht war doch zu deutlich, und sie hatte ja vorsichtig sein wollen.

Der junge Mann schien von dem Stich nichts zu empfinden, er fragte in ganz natürlichem Ton: „Wollen wir eine Wette eingehen, mein gnädiges Fräulein, daß wir, Sie und ich, uns wieder begegnen?“

Ihr eine Wette anzubieten — dieser wildfremde Mensch! Dabei hörte alles auf. Wenn sie sich nicht eben zur Vorsicht ermahnt hätte, würde sie eine scharfe Antwort gegeben haben; so begnügte sie sich mit der kurzen Antwort: „Ich wette nicht.“

„Das ist schade,“ fuhr jener unbekümmert fort, „schade für mich; ich würde die Wette gewinnen.“

Josepha antwortete nicht und richtete ihre Aufmerksamkeit auf ein Bild, das sie aufgeschlagen hatte. Tante Linchen betrachtete sie mit einem lächelnden Seitenblick. „Welch ein Glück, daß man in meinem Alter nicht so unzugänglich ist wie die Jugend!“ dachte sie; „das Reisen würde recht langweilig sein, wenn man seine Mitreisenden nie mehr antreffen wollte, nur weil sie einem nicht förmlich vorgestellt worden sind.“ Sie fragte also den Herrn, ob er schon früher in der Schweiz gewesen sei.

„Ge au habe ich es nicht nachgerechnet; es dürfte aber mehr als ein Duzendmal sein. Zuweilen habe ich sie nur als Zuteilstation für andere Orte, besonders für Afrika, benutzt,“ war die „ntagegnung.“

„So sind Sie ein weitgereister Herr?“ rief Tante Linchen.

„Einigermassen; ich war bisher so wenig wie möglich seßhaft.“

„Aus Liebhaberei?“

„Sie sprechen es aus, meine Gnädige; dem Manne gehört die Welt, und um sein Besitztum kennen zu lernen, muß er es durchforschen.“ Sein Blick streifte Josepha, wie sie meinte, herausfordernd; sie sagte nichts, aber unwillkürlich mußte sie zuhören; seine kräftige Stimme drang ohnehin bis an ihren entfernten Plaz.

„Nehmt man von solch einer Expedition zurück,“ fuhr er fort, „so schwillt einem die Brust vor Stolz über das, was der Mensch zu leisten vermag. Man fühlt eine ungemessene Kraft durch die Adern strömen, die Erde dünkt uns zu klein, um uns zu fassen, wir möchten unerhörten Gefahren entgegengehen, an jedes unerlöschene Siegel, an jede geheimnisvolle Schranke die Hand legen und sprechen: „Ich breche dich; ich bin der Mensch und größer als du; ich beuge dich meinem Willen, ich herrsche und erkenne kein Hemmnis an als den Tod.“

Es war Josepha unmöglich, nicht zu lachen. Sie lehnte sich auf gegen diesen Menschen, und doch zog es sie hin zu ihm; was er sagte, berührte gar zu stark widerlingend die hochgespannten Saiten ihres Innern. „Sind Sie ein Gelehrter?“ fragte sie plötzlich. Sie hatte sich von ihm fernhalten wollen; doch drang die Frage wider Willen über ihre Lippen.

„Nichts weniger als das, mein gnädiges Fräulein; ich bin ein auffallend gewöhnlicher Mensch, der in der Theorie so gut wie gar nichts geleistet hat, leider — werden Sie sagen —; die Frauen haben ja einmal ein faibles für die Männer der Wissenschaft.“

Wieder lag der trohige Zug um den kleinen Mund, wieder bligten ihn die stahlblauen Augen unwillig an. „Ihr Beruf hat nicht das geringste Interesse für mich; meine Frage war eine ganz allgemeine,“ sagte sie kalt.

„Jedenfalls wissen Sie in diesem Lande besser Bescheid als ich und können uns mit Ihrer Erfahrung besser dienen als mit aller Gelehrsamkeit der Welt,“ unterbrach Tante Linchen.

„Das ist richtig, und ich stehe mit Vergnügen zur Verfügung.“ Er fing nun an, Tante Linchen auf dies oder jenes aufmerksam zu machen; überall knüpfte er interessante, originelle Bemerkungen an, und wieder konnte es Josepha nicht lassen, über die Seiten des Buches hinweg ihm zuzuhören und Gefallen an seinen Worten zu finden.

Plötzlich sprang er auf. „Sind wir schon in Neuschâtel? Hier muß ich ja aussteigen.“

„So? Ist das Ihr Ziel? Ich meinte, Sie reisten mit uns bis Lausanne,“ sagte Tante Linchen bedauernd.

„Das war meine Absicht; doch ich habe meinen Entschluß geändert. Ein Wiedersehen erhoffe ich trotzdem. Ich denke, über kurz oder lang werde ich das Vergnügen haben, mich Ihnen unter günstigeren Verhältnissen vorzustellen. Bis dahin erlaube ich mir, Ihnen meinen Namen in das Gedächtnis zu schreiben.“ Er zog eine Visitenkarte hervor, reichte sie Tante Linchen, küstete höflich die Bärenmütze gegen beide Damen und verschwand in der Coupétür.

Tante Linchen betrachtete die Karte in ihrer Hand; aber mit einem Ausruf ließ sie sie auf den Schoß fallen.

„Nun, Tante Linchen, was gibt es? Ist es der Name eines berühmten Raubmörders?“ Die Spannung in ihrem Tone ließ sich nicht verbergen.

„Ach bewahre, Kind, etwas viel Schlimmeres,“ rief Tante Linchen kläglich; „lies doch nur selbst.“

Josepha nahm die Karte und las: Wolfdietrich Wildeneichen auf Wachau, Sekondeleutnant des 3. brandenburgischen Grenadierregiments Nr. 16. — Eberhards Freund! Also das war Wolfdietrich! Sie wußte nicht recht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte. Jedenfalls war das Begegnis sehr unbehaglich.

„Wer hätte das gedacht, Josepha! Hoffentlich hat er uns nicht erkannt, das ist mein einziger Trost.“

„Natürlich hat er uns erkannt,“ sagte Josepha, „wir nannten uns ja beim Namen, und der meinige gehört nicht zu den häufigsten. Auch wiederholte er ja oft genug, daß wir uns wieder treffen würden.“

„Freilich, freilich, er war seiner Sache gewiß,“ bestätigte Tante Linchen; „nun, wir können uns wenigstens nicht vorwerfen, etwas Unpassendes gesagt zu haben.“

Josepha schwieg. Ihr Gewissen war nicht so rein wie das der Tante, aber sie sagte sich zur Beruhigung, daß sie einem unbekannten Fremde Eberhards gegenüber keinerlei Verpflichtung habe, daß sie wohl zurückhaltend, doch nicht unfreundlich gewesen sei, und so gab sie sich zufrieden und vertiefte sich wieder in ihr Lehrbuch der Anatomie, nur daß ihr zuweilen die Gestalt des Fremden vor die Buchstaben trat. Endlich gelang es ihr aber doch, ihre Gedanken so an die Lektüre zu fesseln, daß sie ganz erkaunt aussah, als Tante Linchen sie erinnerte, daß es zwei Uhr sei, daß sie sogleich in Lausanne ankommen würden und dort umsteigen müßten.

Auf der Fahrt von Lausanne nach Genf lohnte es sich nicht mehr zu lesen. Tante und Nichte verfielen in Nachdenken; jede beschäftigte sich mit der vor ihnen liegenden Zeit, und Josepha wurde es fast feierlich dabei zumute. Die Verwirklichung ihres heißesten Wunsches lag in greifbarer Nähe.

Sie atmete tief auf. Ihr Herz schlug in lebhafter Spannung und hoher Freude ihrem Ziele entgegen. Der Zug hielt. „Genève!“ rief der Schaffner ihnen freundlich zu.

Auch Wolfdietrich Wildeneichen war nachdenklich, nachdem er die Damen verlassen hatte; dann lächelte er vor sich hin. „Da hätte ich sie also gesehen, die berühmte Josepha, und sie hat wirklich die närrische Idee mit dem Studieren durchgelezt. Nun, wohl bekommt's! Ich beneide sie nicht, soviel weiß ich, und von ihr gefällt mir's durchaus nicht. Uebrigens ein süperbes Mädchen, eine echte Schönheit, hat Augen und Figur. Es war aber Zeit, daß ich mich davonmache; sie fand mich gar zu unverehämmt; als ob ich sie in ihren Rechten kränken wollte. Im Gegenteil, ich wünsche ihr glückliche Reise. Doch was fange ich nun in einem Kiste wie Neuschâtel an, wo ich in der Welt nichts zu suchen habe? Im See baden im April? Es wäre ein Spaß, starrt die Muskeln, und das Diner schmeckt hinterher nur um so besser.“

Drittes Kapitel.

Am Comer See finden wir Wolfdietrich wieder. Von einer Wasserfahrt zurückgekehrt, eilte er mit großen Schritten dem Hotel Villa Zerbelloni zu.

Er ging sehr rasch und kümmerte sich nicht um die Menschen. Auf einmal aber hielt er den Schritt an. „Was weinst du?“ fragte er eine kleine Dirne von vier oder fünf Jahren, die schluchzend vor ihm hertrabte. Sie hatte ein feuerrotes Tuch um den Kopf geschlungen; die dicken Tränen liefen an den braunen, runden Wangen herab, und sie suchte mit schwärzlichen Fingern die nassen Flüsschen fortzureiben. Der Fremde ergriff schnell eine von den tränennassen, schmutzigen Händen, und als das Kind ihn nur anstarrte, fragte er noch einmal:

„Was fehlt dir denn, Kleine, hast du deine madre verloren?“

Unter seinem gutmütigen Lächeln verschwand des Kindes Schen. Die Tränen flossen unaufhaltbar, und eine dünne, klägliche Stimme rief: „Si, si, Signor.“

„Wo denn, kleiner Schreihals? Bist du ihr fortgelaufen?“

„No, no, Signor.“

„Wo ist sie denn aber?“

„In mercato, Signor.“

„Auf dem Markte. Da war

freilich heute großes Gedränge, und ein so kleines Gewächs konnte sich recht gut verlieren. Kurz entschlossen schritt er nun, die Kinderhand festhaltend, der Stadt zu, und die Kleine trippelte willig neben ihm her. Sie hatte Vertrauen gefaßt zu dem großen Manne und erzählte ihm vergnügt, daß ihre Mutter Äpfel verkaufe und ihren Platz in der Nähe der Kirche habe. Der Fremde sah sich um. Sie waren auf dem Markte angekommen, und da standen auch die langen Reihen der Obsthändler, auf deren Früchten noch hier und da die kristallhellen Spuren des vergangenen Gewitters leuchteten. Er näherte sich schnell.

„Madre, madre mia,“ rief plötzlich die Kleine, und dieser Ruf wurde mit Jubel von einer Frau beantwortet, die unruhig suchend die verschiedenen Gruppen überblidete. Sie erdrückte das Kind fast mit ihren Umarmungen, zugleich überschüttete sie den „Lebensretter“, wie sie ihn nannte, mit Dankspiegungen, denen er sich jedoch bald zu entziehen wußte, indem er dem Kinde ein Geldstück in die Hand drückte und sich dann schleunigst entfernte.

„Die Schlusshenen sind bei solchen Akten immer unerträglich,“ murmelte er geärgert, „als ob man nicht unbehelligt ein Kind auflesen dürfte, wenn man will.“ In dem kühlen Vestibül des Hotels eilte der dienstfertige Portier herbei, ihm beim Ablegen behilflich zu sein, aber erschrocken fuhr er zurück.

„Der Signor sind ja nah, ganz nah, und der Signor haben keinen Hut. Ist dem Signor ein Unglück begegnet?“

„Richtig, ja, hätte ich's vergessen; schickt doch sogleich und laßt mir eine neue Mütze, ähnlich wie die venezianische, die Ihr ja kennt, holen, und Pietro soll kommen und mir beim Umkleiden helfen.“

Certo, verrissimo, Signore. Es sind auch Briefe an den Signor angekommen.“

„Va bene, schickt sie mir hinauf.“

Er bestieg die Treppe und trat in ein großes, wohl eingerichtetes Zimmer. Bald darauf klopfte es.

„Avanti!“ rief der Deutsche mit so lauter Stimme, daß Pietro erschrocken mit einem Sage mitten im Zimmer stand und mit offenem Munde der zu erwartenden Befehle des gefreuzten Signor harpte.

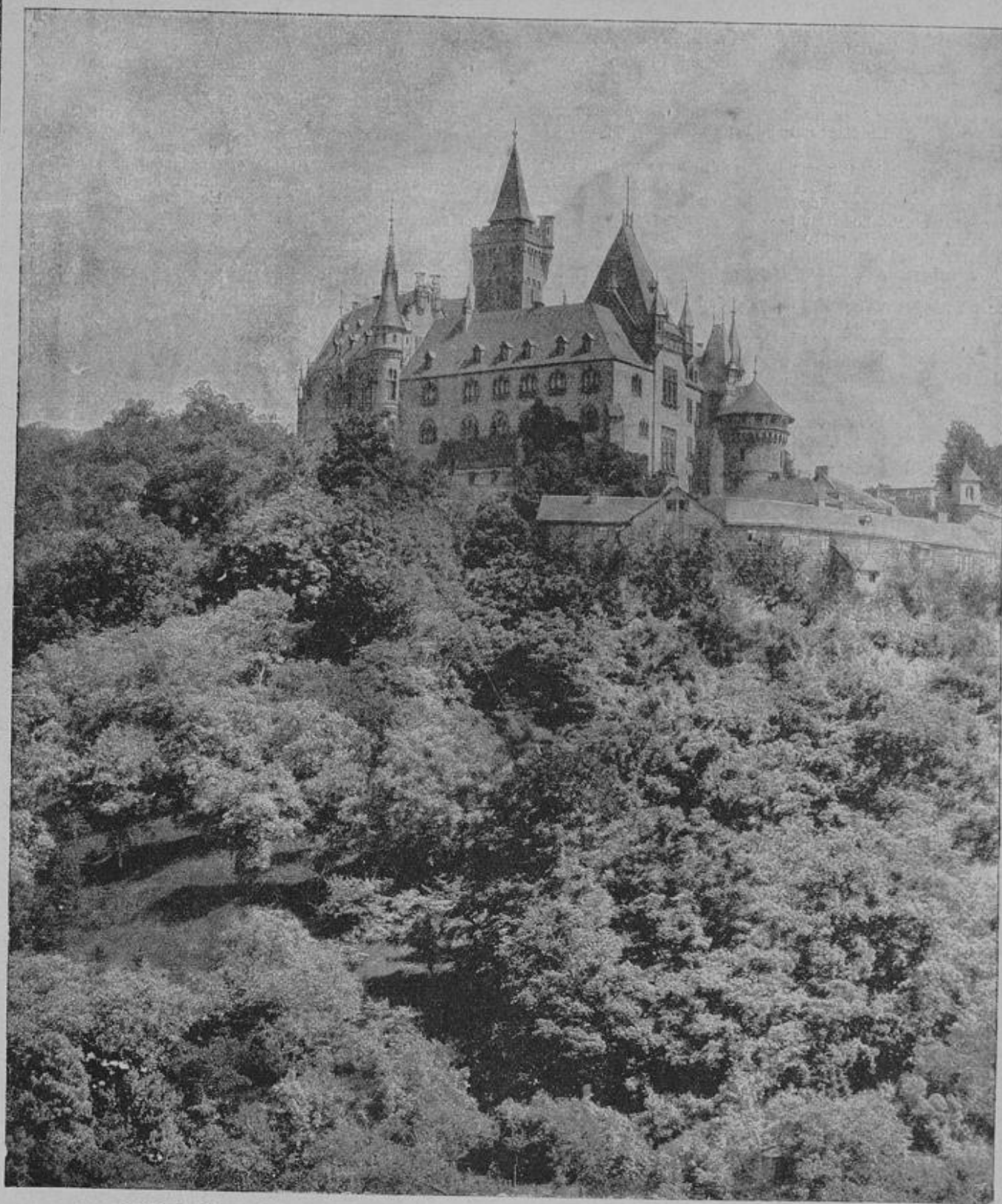
„Gebt die Briefe,“ herrschte der Fremde, „und reicht mir die Sachen zum Umkleiden.“

Die meisten Adressen betrachtete er nur flüchtig und warf die Briefe ungeöffnet auf den Tisch; einer aber schickte ihn zu interessieren; er sah länger darauf hin und riß dann das Kuvert auf. Es fielen zwei Blätter heraus. Er griff nach dem kleineren Blatte, auf dem eine zarte Kinderhand in großer, unsicherer Schrift sichtbar war und las:

„Lieber Wolfdietrich, ich lade Dich zu meinem Geburtstag ein; der ist am ersten Juli. Hoffentlich kommst Du; ich möchte Dich so gern wiedersehen. Ich habe Dir schon zweimal geschrieben, wie Du mich gebeten hattest; aber Du hast nie geantwortet. Hast Du unsere Freundschaft vergessen, die wir in Handes schlossen? Mir geht es gut; alle



Alle Frauentrachten aus der Grafschaft Bernigerode.



Schloß Wernigerode im Harz. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Die „Wartburg des Harzes“ hat man nicht unzutreffend das hochragende, stolze Schloß des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode genannt, dieses prächtige Schmuckstück inmitten eines Kranzes dunkelgrüner Waldungen. An historischer Bedeutung kommt Schloß Wernigerode selbstverständlich der Wartburg im Thüringer Lande nicht gleich; wohl aber zeigt sich in der Lage beider Burgen, im ganzen Charakter auch ihrer Bauweise eine merkwürdige Ähnlichkeit. Neben dem Brocken und den Schönheiten des romantischen Mittelalters bildet diese Partie des an Naturreizen so reichen Mittelgebirges einen Hauptziehungspunkt für den Fremdenverkehr.

Namentlich im Spätsommer und Frühherbst zeigt sich der Unterharz bekanntlich in besonders farbenfunkelndem Gewande. Wunderbar ist die Fernsicht von den Türmen des Schloßes aus, lohnend in hohem Maße auch die Wahl Wernigerodes — der Stadt bzw. des Schloßes — zum Ausgangspunkt weiterer Touren. In den Jahren 1862—84 wurde das Schloß nach den Plänen des Architekten Fröhling ausgebaut. Eine Bibliothek von 117 000 Bänden, darunter viele Seltenheiten, eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, der Tiergarten sind die Hauptsehenswürdigkeiten des Schloßes, das in bequemem Aufstieg von der Stadt aus in einer halben Stunde zu erreichen ist.

Menschen sind freundlich gegen mich und pflegen mich zärtlich, und Josepha kommt oft zu uns; das ist natürlich das Beste. Adieu; auch Dich habe ich lieb. Bitte, komm doch. Deine kleine Ruth."

Er las den Brief mehrere Male. Er war nachdenklich geworden und vergaß ganz das Umkleiden. Nur mechanisch beförderte er das Papier von einer Hand in die andere, je nachdem der arbeitende Pietro dieses oder jenes Armes zu dem Geschäft des Anziehens bedurfte. Dann griff er zu dem zweiten Briefe; las ihn aufmerksam durch, und als Pietro sein Werk beendet und ihn verlassen hatte, fing er wieder bei dem ersten an.

"Also sie hat mich lieb und ladet mich ein," murmelte er und warf sich in einen der großen Sessel; "warum sollte ich nicht hingehen? Ich habe es lange genug verschoben. Und auch Eberhard hat Urlaub genommen, nur Josepha kommt oft", so schreibt das Kind. Je nun, und warum nicht? Was geht mich diese Josepha an? Einmal muß ich doch mit ihr zusammentreffen, und wir werden darn wohl miteinander fertig werden. Der erste Juli ist freilich vorbei — der Brief muß vierzehn Tage unterwegs sein; doch was tut's? Plötzlich bin ich da. Langes Erwägen ist unnütz. Eberhard schreibt nichts von Josepha; desto mehr aber von seiner Margot, die ich ihm von Herzen gönne. Ah morgen addio, bella Italia! Eine letzte Fahrt auf dem himmlischen Lago di Como, und dann avanti!"

Der nächste Abend führte den Fremden durch den St.-Gotthard-Tunnel in die Schweiz. Er reiste ohne Aufenthalt; Ermüdung kannte er nicht, und so fand ihn der zweite Tag, nachdem er zwei Nächte auf der Bahn zugebracht hatte, ebenso frisch wie der erste am Thuner See. In Scherzlingen bestieg er das Schiff.

Ueber dem See flimmerte blendend die Sonne. Der Dampfer war voll von Ausländern, zumeist von Amerikanern, welche vereinzelt oder in Gruppen saßen, Erfrischungen genossen, schwapten, den Bäderer studierten und selten einen Blick auf das entzückende Panorama warfen, auf die reizenden Ufer mit ihren Villen und kleinen Städten, dahinter die bläulichen Berge, die Kette der Berner Alpen, die weiße, leuchtende Jungfrau, den Mönch, den Eiger, und unten den See, den smaragdnen, klaren See, auf dem die Sonnenstrahlen tanzten. Der Fremde warf einen langen Blick darauf und nickte befriedigt.

"Es läßt sich nichts damit vergleichen," dachte er, "ich habe viel gesehen, seit ich zum letztenmal diese Gegend betrat; aber dies ist eigenartig."

Der Dampfer stoppte brausend an der Station; der Fremde sprang herab, ließ seine Koffer über die Landungsbrücke tragen, empfahl sie dem Stationsvorsteher bis zur Abholung und ging leichtfüßig die Landstraße weiter. Mehrere Anaben sprangen in seinen Weg und boten sich zur Führung an; aber er wies sie lachend zurück.

"Nein, Leutchen, diesen Weg kenne ich, als wenn ich ihn selber gebaut hätte, also packt euch!" Doch warf er ihnen, als er ihre langen Gesichter sah, gutmütig ein paar Silbermünzen zu und erntete dafür lebhaften Dank. Nach kaum zehn Minuten erreichte er ein schloßartiges Gebäude mit Thürmchen und einer abgrenzenden Mauer, die sich hart an den See schloß. Unter dem offenkundigen Eingangstor zog er an der Pförtnerglode. "Guten Tag, Frau Christiana. Sind die Herrschaften zu Hause?"

"Ach ja, Herr Wildeneichen, lassen Sie sich auch einmal wieder bei uns sehen!" rief die runde Frau, die im laubern dunklen Anzug eilig an ihrer Krücke herbeikam. "Ja, ja, die Herrschaften sind da, aber ich glaube, es weiß niemand, daß Herr Wildeneichen heute antommen würde."

"Nein, ich bin nicht angemeldet. Geht es der Frau Gräfin gut?"

"Die gnädige Gräfin befinden sich sehr wohl, Gott sei Dank; überhaupt alle munter im Hause. Herr Wildeneichen wissen wohl nicht, daß noch mehrere Herrschaften zum Besuch sind?"

"So? Na, denn adieu, Frau Christine, es freut mich, Sie immer als die alte zu sehen."

An der Haustür erwartete ihn bereits der durch die Glode herbeigerufene Diener. Das Zimmer stand schon seit vierzehn Tagen für Herrn Wildeneichen fertig eingerichtet.

Er tummelte sich nun mit großem Eifer, und nach einer guten halben Stunde stand Wolfdietrich in tadellosem Anzuge am Fenster, nahm einen kleinen Imbiß zu sich und sah hinaus. Er horchte auf das Geräusch der Fontäne, die unter seinem Fenster plätscherte, und sah in den schönen blühenden Garten hinaus.

In den unteren Räumen war alles still; die Türen nach der Terrasse standen weit offen; unter den blühenden Boskettis und ausländischen Gewächsen, die einen mit seinem Kies bestreuten Platz umgaben, standen Stühle um einen Tisch. Auf einer der Bänke saß eine Dame mit einem Buche in der Hand. Als sie den kräftigen Schritt auf dem knirschenden Kies hörte, blickte sie auf. Einen Augenblick sah sie dem Abertommenden scharf und erstaunt in das Gesicht; dann legte sie das Buch auf den Tisch und erhob sich lebhaft. "Sie sind es, Herr Wildeneichen? Sie Abenteurer, der unserer Einladung ein hartnäckiges Schweigen entgegensetzte? Verdienen Sie noch ein freundliches Willkommen?" rief sie halb scherzend, halb vorwurfsvoll.

"Ich bin geknickt, Frau Gräfin," erwiderte er, sich über ihre ausgestreckte Hand neigend, "doch komme ich nicht ohne Entschuldigung." Er setzte ihr nun das Verhängnis auseinander, insofern dessen der Brief ihres Sohnes erst kürzlich in seine Hände gelangt sei. Die Gräfin zeigte sich schnell befriedigt. "Soll ich Sie nun zu der Jugend führen?" fragte sie, "sie ist drüben auf dem Tennisplatz; ich hatte mich nur ein wenig von der Unruhe in die Stille zurückgezogen; denn Sie müssen wissen, daß wir viele Gäste im Hause haben."

"Bitte, lassen Sie sich nicht füren, Frau Gräfin; Sie wissen, ich kenne meinen Weg in Ihrem Garten." Er griff grüßend an den Hut und war bald ihren Blicken entschwunden. Nach sprang er die Stufen zu dem erhöhten Teile des Gartens hinauf, ging am Gewächshause vorbei, dem alten, erkrankten Gärtner, der dort hantierte, ein lautes: "Morgen, Jakob, was machen die Kamelien?" zurnend, und schließlich dann unter dem bedeckenden Schutz der Gebüsch, durch den immer deutlicher werdenden Schall der Stimmen geleitet, bis zu dem Platz, wo auf grünem, kurzgeschorenem Rasen die bekannten weißen Kreidestriche leuchteten, welche die Grenzen des Tennisplatzes bilden.

Regelmäßig flogen die Bälle, von den üblichen Zurufen begleitet, über das Netz. Es waren vier Spieler, zwei Damen und zwei Herren, die ihre Raketts mit großer Geschicklichkeit handhabten. Alle vier trugen bequeme Anzüge aus weißem Flanell; die Kleider der Damen fielen in Falten nieder und waren nur an der Taille von einem Gürtel zusammengehalten, so daß nichts ihre freien Bewegungen hinderte. Wolfdietrich erkannte zunächst Eberhard. Auf derselben Seite mit ihm stand seine Braut; dieser gegenüber, auf der andern Seite des Netzes, sah er Hatto, einen Vetter Eberhards, und die zweite Dame — ja, diese war Josepha. Wieder, wie auf dem Bahnhof zu Basel, fiel ihm die klassisch reine Schönheit ihrer Züge und das wundervolle Ebenmaß ihrer Gestalt auf. Unwillkürlich beugte er sich weiter vor, um sie besser beobachten zu können, und merkte dabei gar nicht, wie er allmählich aus seiner Deckung herastrat.

"Wolfdietrich!" rief plötzlich nicht weit von ihm freudig eine halblaute Stimme. Da stand ein Rollstuhl gerade gegen das Gebüsch gelehnt, in dem er sich verborgen gehalten hatte, und darin saß Ruth, die Wangen vom Rot der Ueberraschung gefärbt, die Augen bewillkommend auf ihn gerichtet. Mit einem Sprung war er an ihrer Seite. "Da bin ich, Ruth, und du hast mich nicht vergessen, und du freust dich, mich zu sehen?"

"Warum kamst du nur nicht eher? Hast du meinen Brief nicht bekommen?"

"Vor zwei Tagen, und dann bin ich Tag und Nacht gereist, um deinem Befehle nachzukommen, kleine Ruth."

"O Wolfdietrich, du mußt so müde sein!"

Er lachte hell auf. "Durchaus nicht; die Reise war keineswegs anstrengend, besonders mit so wertvollem Ziel."

Das Lachen machte auch die anderen aufmerksam. Eberhard fragte, sah sich um und hielt die Hand über die Augen, um besser sehen zu können.

"Golla, Wolfdietrich! Wahhaftig, er ist es, wie er lebt und lebt," und mit ein paar Säßen war er bei ihm und schüttelte dem Freunde herzlich die Hand. Auch Margot und Hatto kamen herbei, und bald gab es ein lebhaftes Fragen und Antworten um Ruth herum. Nur Josepha hielt sich zurück, zögernd stand sie und malte zerstreut mit dem Rakett verbotene Linien in das weiche Gras. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich verlegen; sie zürnte Wolfdietrich, weil er gekommen war, und zürnte sich selbst, daß sie dieser Besuch nicht gleichgültig ließ.

Plötzlich sah sie auf; denn sie erblickte ein paar Schatten vor sich auf dem Rasen; Margot kam mit Wolfdietrich an ihrer Seite auf sie zu. "Hier bringe ich dir Eberhards Freund, Josepha; er behauptet freilich, dich schon zu kennen; doch da du nie etwas davon erwähntest, meinte ich, der Vielgereiste habe sich geirrt."

"Glauben Sie, Gräfin Margot, ich hätte ein so schlechtes Gedächtnis?" sagte Wolfdietrich; "ich versichere Sie, es gibt Gesichter, die sich mir unvergesslich einprägen. Fräulein von Handeck gehört zu diesen. Sie müssen mir verzeihen, gnädiges Fräulein, wenn ich so frei bin, mich Ihrer zu erinnern ebenso wie unserer gemeinsamen Fahrt von Basel bis Neuchâtel, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen durch die Treue meines Gedächtnisses mißfällig zu werden."

Sein beziehungsvoller Ton, der genau so klang wie damals, reizte Josepha genau ebenso. Zudem fühlte sie, daß sie errötete, und der Aerger darüber machte ihre Antwort besonders schroff. "Auch ich erinnere mich, wenn auch nicht mit Vorliebe, an die von Ihnen so gültig im Gedächtnis bewahrte Begegnung. Spielen wir weiter, Eberhard?"

"Ich denke, wir hören auf, nicht wahr, Margot? Wir wollen unsern Gast erst etwas genießen."

"Das kann ich nicht gestatten," rief Wolfdietrich; "ich ersuche die Herrschaften dringend, sich nicht unterbrechen zu lassen; ich habe auch noch mit meiner Freundin Ruth zu plaudern."

Josepha stand während der Verhandlungen schweigend und ging, als sie beendet waren, sogleich auf ihren Platz zurück. Das Spiel nahm seinen Fortgang; doch ihre sonstige Sicherheit hatte sie verlassen. Zu ihrer größten Enttäuschung gingen alle ihre Bälle über das Ziel hinaus, so daß Wolfdietrich ihr dieselben mehrmals zurückbrachte, um sie ihr mit ausgefuchter Höflichkeit zu überreichen.

"Bitte, bemühen Sie sich nur nicht," sagte sie ein paarmal.

„Sie werden mich doch nicht in der Ausübung meiner Ritterpflicht hindern wollen, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete er sehr gleichmütig.

Wolfdietrich stand über Ruths Stuhl gelehnt und sah unverwandt auf ihr Spiel — wie er meinte —, aber er sah nur Josepha selber. Er konnte sich nicht satt sehen an ihr. Er war so in seine Beobachtungen vertieft, daß er erst, als Ruth wiederholt seinen Namen rief, emporsuhr. „Berzeihe, Ruth, das waren ein paar geschickte Schläge.“

„Wann reist denn deine Josepha wieder fort?“ fragte er, seinem Gedankengange folgend, nach einer Pause.

„Fort? weshalb sollte sie fort?“ fragte Ruth mit großen Augen zurück; „sie ist ja noch gar nicht lange hier?“

„Ich denke, sie lebt in Genf?“

„Ja, aber sie hat Ferien, und die bringt sie hier zu.“

Das Wort „Ferien“ verstimmte ihn; es hatte einen unangenehmen Beigeschmack von Zwang, der nur für eine kurze Weile abgeschüttelt ist, und dann fiel ihm Josephas Studium ein. Wie konnte ein Mädchen studieren! Wie unpassend und unweiblich! Sonderbar, daß er daran noch nicht gedacht hatte. Josephas Auftreten war doch durchaus in den Grenzen des Weiblichen. Er hatte sich eine Medizinstudierende anders gedacht. An ihr war nichts Auffallendes, oder doch?

Die Tennisspieler traten zu ihnen. Während die Damen dem Hause zugingen und Ruth von Hatto im Rollstuhl geschoben wurde, gingen die beiden Freunde weiter in den Garten, um endlich ein Wort miteinander auszutauschen. Erst vor dem Abendessen fanden sich alle im gemütlichen Saale zusammen. Der Kreis war noch größer angewachsen; vor allen Dingen war Tante Linchen da, deren Bekanntschaft mit großer Wärme erneuert wurde; ferner die verheiratete Tochter des Hauses mit Mann und Kindern, eine verheiratete Rusine mit Familie, ebenso verlebten mehrere ledige Vettern hier ihre Urlaubszeit auf der schönen Villa des Grafen Kahlenberg, welche reichliche Räume für ihre Aufnahme und außerdem den schönsten Sommeraufenthalt bot. Wolfdietrich kannte alle und wurde mit herzlichem Händedruck willkommen geheißen.

„Nicht lassen wir Sie so bald nicht wieder fort, Sie sind ja ein Ausreißer ersten Ranges,“ sagte Graf Kahlenberg. „Was in aller Welt haben Sie sich am Comer See und Gott weiß an welchen Orten umherzutreiben und Ihre Freunde zu vergessen?“

„Ich hatte mit mehreren Bekannten Verabredung getroffen, im Tatragebirge Gamsböde zu jagen, lieber Graf, da konnte ich nicht widerstehen. Wir haben eine herrliche Jagd gehabt, fabelhaftes Glück. Und als wir fertig waren, da mußte ich mich erst ein wenig erholen von unseren Touren und fuhr schnell an den Comer See.“

„War die Geschichte nicht sehr anstrengend?“ fragte Vetter Matte von Dreheln.

„Die Gamsbodjagd? Wie man's nehmen will. Wir waren oft zwölf bis fünfzehn Stunden unterwegs; einmal waren's achtzehn; da konnten die meisten nicht mehr; sie schliefen den folgenden Tag hindurch, und ich mußte allein meinem Wild nachklommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das grausame Leben.

Skizze von Eva Gräfin v. Baudissin (Dresden).

Der Regen floß in langsam fallenden Kasladen von der Asphalttreppe, sammelte sich zu einem See und trock dann allmählich unter der breiten, mit eisernen Ornamenten beschlagenen Kirchstürze über die Fliesen in den Raum. Hier saß auf einem Kofosläufer eine alte Dame vor einem Tischchen, häfelte und bewachte die leere Kasse und die unbenuzten Schirmhänder. Heute wäre doch recht ein Ausstellungenwetter gewesen; auf den Regen hatte man in all diesen warmen, sonnenreichen Wonden gehofft, die alle vor die alten Stadttore, auf die Wälle lockten. Mein Gott, wie mußten denn Temperatur und Himmelsstimmung eigentlich beschaffen sein, um in ihren Mitbürgern den schlafenden Kunstsin zu erwecken?

Die alte Dame seufzte. Nicht aus egoistischen Gründen, denn die Einnahmen berührten ihr Wohlfinden nicht, ihre Mark pro Tag war ihr vom Vorstand zugesichert worden. Aber die Unfähigkeit ihrer Nächsten schredete sie, daß sie so spröde waren. Wieviel hatte nicht allein Herr Hartwig, der Tapezierer, für die abteilenden Leinwand und Blenden bekommen und der „Möbel-Magaziner“ für die Divans mit den schottischen Plaids? Sie waren allerdings türkisch, aber am Preis änderte die kleine Länderverschiebung nichts.

„Morgen Herr Walfström,“ sagte sie fast mechanisch, denn dieser Besucher kam täglich und war daher kaum zu rechnen. Er hatte auch ausgepflegt und bezahlte deshalb kein Entree. Aber er war doch immer ein Trost — wenigstens ein Mensch, der etwas von dem Sündengeld für die Plaids abgab.

„Morgen, Morgen,“ antwortete Herr Walfström sehr eilig, schüttelte von der Schwelle aus noch einmal seinen Schirm ab und verwarfte sorgfältig Mantel und Hut. „Schon jemand drin, Frau Liebreich?“

Die Verneinung stimmte ihn nicht herab, er war optimistischer Natur. „Wird schon kommen,“ versicherte er und fuhr mit den kurzen

Fingern durch die grauen Haare. „Immer Mut haben, Frau Liebreich, immer Mut! So frisch an alles herangehen, als wäre heute unser erster Tag, als warteten wir nicht schon drei volle Wochen — so tun, als ob, Frau Liebreich, ganz als ob!“

Dabei strich er sich das Zedert gerade, das sowieso seine runde Gestalt schon prall umschloß, und verschwand hinter der Polstertür.

„Zu beneiden, der Mensch,“ dachte die Zurückgebliebene. „Mit so 'n glückliches Gemüt kommt man am weitesten!“

Sie machte vier Luftmächchen und überlegte, wie nett es gewesen wäre, wenn Tante Brigitte sich nicht ins Armenrecht gestürzt und der Richte ihr „bißchen Kram“ hinterlassen hätte — das alte Mahagoni-Sekretär wäre ein solch seines Gegenstück zu Herrn Walfströms Sofa-tisch gewesen. —

Da kam jemand! Frau Liebreich fühlte es förmlich! Er zögerte noch und las wahrscheinlich draußen das Schilb: „Neunte große Kunstausstellung“. Aber ihre heißen Wünsche flammerten sich an ihn und ließen ihn nicht, und mit einem kräftigen Rud stieß er den Flügel auf. Ein Fremder. Frau Liebreich machte sofort die Hommeurs der Stadt, ließ die Häkelstühle sinken und verneigte sich anmutig.

Und jedes Gute wird belohnt: der Fremde kaufte einen Katalog! Der vierte von den fünfzig, die in zwei Haufen rechts und links von der Kasse lagen; diese drei ließ man sich unter Bekannten aus, die Fernerstehenden guckten den bevorzugten Inhabern dißket über die Schulter — auf weiteren Absatz war also kaum zu hoffen gewesen!

Frau Liebreich war bewegt. Dieser Fremde war nicht nur hübsch und schlank und hatte so ernste, klare Augen: er war auch gut, unterschieden gut —

Und ob am Ende Herr Walfström heute — —?

Nein, man darf sich nicht versteigen! Sie kletterte wieder an den Stäben ihrer Spitze abwärts, fast gewaltsam: einmal umschlagen, einmal durchziehen! Derbeilen stand der Fremde schon in der Kirche. Wie wunderbar es hier drinnen war! Er mußte sich erst sammeln, sich den Eindruck klar machen. Von dem hohen, geweißten Gewölbe herab hingen an feinen, messingenen Ketten vergoldete Dolchkonleuchter, schwebten Engel mit heißen Gliedern und löstlich gebildetem Faltenwurf, und auf den überreichen Rahmen der alten Porträts häuften sich Symbole des Todes und der Vergänglichkeit. Und hier unten zwischen den Leinwandwänden der einzelnen kleinen Räume sah ihn die Gegenwart an mit leuchtenden bunten Farben, mit dem vollen Ausdruck ihres selbständigen, selbstbewußten Empfindens. War es hübsch, war es häßlich, dieses ungemilderte Auseinanderprallen verschiedener Zeiten, veränderten Geschmacks? Ihn machte es unruhig, seine Gedanken zerstreuten sich. Von dem letzten Marksboden, auf dem weißgelechte Kühle sich behaglich hinter den grünen Leichen sonnten, hoben sich seine Augen immer wieder empor zu den naiven Heiligen in den hohen Fensterscheiben, zu der ährenflammelnden Ruth, zu Abjaloms goldenen Loden. Das Profane der modernen Bilder verletzte ihn, die spanische Tänzerin mit ihrem herausfordernden Blick, die vom durchsichtig verschleierte Gitter einer Grabkapelle zum Pas anzutreten schien, entweihte ihm die Stätte der zu Staub Gewordenen. Er konnte keine Vermittlung finden zwischen Altem und Neuem, nichts, was ihm die Gegensätze zu mildern vermochte. So schlenderte er den Mittelweg auf dem braunen Kofosläufer entlang und hatte das unbehagliche Gefühl, daß er in seiner Stimmung keiner Kunst gerecht wurde: die alte, in dem ihr gehörenden Raum, durch den auch sie sanktioniert wurde, überschätzte er, nur weil die neue ihm deplaciert vorkam. Sie war wie der nervöse, lebensfreudige Taschentreiber, der sich in eine vom Meer und tausend feinen Sandkörnern abgeschliffene Muschel verkrochen hat. Und das noch Atmende, Verdende ist schwer zu beurteilen, aber die tausend Jahre haben schon ihr Werk getan: es troßt allen Kunst- und Geschmacksänderungen. —

Eine schwarzlinierte Hand wies ihn nach oben, eine feinerne Wendeltreppe empor. Also da hinauf hatten sie sich auch versteigen? Er verfolgte die Spuren auf den roten Badsteinstufen, während er aufwärts kletterte: alle waren sie in der Mitte tief ausgeweht, und an der Brüstung entlang lief eine schmale Rinne, die von den Fingerspitzen so vieler Generationen allmählich gestrichen worden war. Es war wie das Märchen von der Ewigkeit: vom kleinen Bogen, der einmal nach tausend Jahren seinen Schnabel am Achatberge wegt. Hier oben auf dem Chor standen kleine Skulpturen und Bronzen: nackte Kindergestalten mit unendlich viel Grübchen, und langgliedrige Frauen, deren Haare und Gewänder in eins verschmolzen. Und da hinten schienen noch einmal Bilder zu hängen. Nein, er blieb hier draußen und sah durch das enggekruzte Holzgitter in das Schiff hinab. Hier hatten natürlich die Nonnen sitzen müssen, und durch die schmalen Spalten mochte sich ihre Sehnsucht hinausgedrängt haben und mit den Orgeltönen hinabgestutet sein in den Raum, wachsend und sich dehrend und ihn anfällend allmählich, so wie nun die Sonne ihn allmählich erhellte und die Entfernung zwischen den Pfeilern gleichsam zu weiten schien.

Unwillkürlich klopfte sein Finger an die kleine Holzsäule, die das Gitter trennte; schade, warum sollte sie durchaus wie Borbyhr aussehen, wo sie doch einer einheimischen Fichte entstammte? Noch einmal sah er hinunter, dann wandte er sich zum Gehen.

„Von den Franzosen gestohlen, mein Herr," sagte eine Stimme neben ihm.

Der Fremde fuhr herum, er hatte niemand bemerkt; bei den Bildern drinnen mußte noch ein stiller Besucher gewesen sein.

Herr Wallström verbeugte sich, klopfte gleichfalls gegen den plump betragenden Porphyr und wiederholte mit heimlich bebender Stimme:

„Ja, von den Franzosen gestohlen, mein Herr. 1806. Sie hatten ihre Pferde hier in der Kirche untergebracht und nahmen alles mit, was sie bekommen konnten. Die Gemeinde hat sich niemals wieder so erholt, um die Nachbildungen durch echte ersetzen zu können.

„Ach," sagte der Fremde interessiert und tat noch ein paar verbindliche Fragen. Dann griff er dankend an seinen Hut.

Herr Wallström sperrte ihm durch einen Schritt den Weg.

„Möchten Sie nicht, mein Herr?" bat er mit flehendem Ton und wies hinter sich.

„Dort drinnen sind auch noch Bilder — sie hängen ungünstig, jeder Mensch ist müde, der sich bis hierher heraufgearbeitet hat — aber um allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen —"

„Sie gehören wohl zum Komitee?" unterbrach der Fremde ihn lächelnd.

Herr Wallström wies die Ehre weit von sich.

„Nur Interesse für die Kunst, mein Herr! Nichts weiter!"

Weshalb sollte er unfreundlich sein? Wieviel Minuten vergeudet man nicht im Leben? Auf einige mehr kommt's nicht an!

Herr Wallström faltete hinter dem Rücken des Fremden die Hände und sandte etwas wie ein konfuses Stöhnen zum Himmel: dieser Mann war gut, Frau Liebreichs und seine Ansichten begegneten sich.

Ein paar Landschaften, verschiedene Stilleben, ein großes historisches, nicht ganz klares Gemälde, das war alles.

„Und hier — dies kleine Bild! Was sagen Sie zu dem?" fragte Herr Wallström. „Man behauptet, der Künstler — es ist noch ein junger Mensch — hätte Talent, recht viel Talent." Er lachte bei den letzten Worten und sprach dann eilig weiter:

„Mir freilich scheint es doch, man überschätzt ihn —"

„Ganz gewiß," antwortete der Fremde voll Ueberzeugung. „Das ist ja blutiger Dilettantismus! So was kommt auf eine Ausstellung! Das ist doch nur bei den Verhältnissen einer Kleinstadt möglich, wo niemand gekränkt, niemand zurückgesetzt werden darf! Da handelt die Jury bei uns doch anders — Rücksicht gibt es bei uns nicht —"

„Man nimmt also nur fertige Kunstwerke an," warf Herr Wallström jagend ein, „nichts Unreifes, werdendes —"

„Werdendes?" wiederholte der Fremde spöttisch. „An diesem Bilde ist nichts „werdend" — aus dem Künstler wird nie etwas! Mangelnder Farbensinn — sehen Sie nur den harten Nagen unter den niederhängenden Zweigen, das müßte alles gedämpft sein — etwas so nah am Wasser hat immer etwas Säftiges — und dazu der Dunst über dem alten Stadtgraben oder was es ist! Die Ferne verschwimmt ohne jeden Grund — es ist doch Mittag —"

„Nein, Abend," sagte Herr Wallström bescheiden.

Nun war der Fremde entrüstet. Und ihm fiel alles ein, was seine Freunde, die beiden Maler, über Verkennung der Tagesstimmung gesagt hatten. Sonst mußte er zuhören — jetzt war die Reihe an Herrn Wallström. Er übergieß ihn mit technischen Ausdrücken, trat vor und zurück, entdeckte neue Fehler, neue Unmöglichkeiten und nahm

den armen Weiden die Blätter, dem Graben das Wasser, den spitzen Türmen im Hintergrund ihre Existenzberechtigung.

Als er sich endlich verabschiedete, war es Herrn Wallström, als läße er vor einem leeren Bilderrahmen.

Mit starken Schritten ging der Fremde durch die Kirche zurück; ihm war, als habe er ein Gottesgericht abgehalten. Wie wohl das tut, einmal die Wahrheit zu sagen!

Frau Liebreich war keine große Menschenkennerin. Sie hatte den jungen Mann noch immer lieb. Und während sie ihm in den Mantel half, fragte sie launig:

„Ru? Hat es Ihnen ein bißchen gefallen?"

„Oh gewiß," lautete die Antwort. „Nur einiges — das ist ja ein Skandal!"

In Frau Liebreichs dämmerte eine furchtbare Ahnung, der Fremde sah so kriegerisch aus! Sie hielt seinen Regenschirm fest.

„Haben Sie oben vielleicht einen kleinen Herrn gesehen?" fragte sie halblaut. „Herrn Wallström? Er ist immer oben — von wegen des einen Bildes! Von seinem Sohn!"

Der Fremde starrte sie an. . . Also doch! Er hatte mit ihm gesprochen! Und ganz eilig fuhr sie fort:

„O Gott! Möchten Sie's nicht leiden? Niemand mag es! Aber es ist von meinem Sohn, und der ist, wissen Sie, schwindstüchtig und muß bald sterben — nur noch vier, fünf Monate, sagen die Doktors — und nun will er so gern, daß noch einer es kauft! Damit der Junge noch die Freude hat! Und es muß ein Fremder sein, hat er gesagt, der Junge. Denn wenn einer aus unserer Stadt es kauft, so glaubt er nicht, daß es gut ist — und er will so gern ein Künstler sein —"

Frau Liebreichs Worte fielen in gleichmäßigem Tropfenfall, wie draußen der Regen. Aber dem Fremden klangen sie eine gewaltige Melodie, das uralte Lied von Menschenschmerz und Menschenliebe, und die Mahnung, zu erlösen, zu helfen, wie einst der Christus drüben an dem unbeholfenen Kreuze. . . .

Ganz leise, ganz demütig ging der Fremde noch einmal durch die Kirche zurück, um das Bild und Herrn Wallström nochmals zu suchen. Er stellte keine Betrachtungen mehr an über alte und neue Kunst, er empfand nur, daß das Leid ewig ist, und daß es der beste Vermittler ist zwischen Menschen, besser als die Kunst aller

Zeiten. Und die alte Kirche mit der modernen Ausstellung war für ihn mit einem Male voll Harmonie geworden.



Heinrich, Prinz der Niederlande, mit seinem Töchterchen, der Prinzessin Juliana.

Jüngste photographische Originalaufnahme.

Unsere Bilder.

Die Ostender Hochseefischerei ist die bedeutendste Belgiens; 250 Fischerboote und Dampfschaluppen befassen sich mit dem Fang von Makrelen, Kabeljau usw. Hauptausgangspunkt für die Fischerflotte (siehe Titelbild) ist der im Osten der Stadt gelegene Fischerhafen. Morgens von 7—9 Uhr findet nach der Rückkehr der Boote vom Fang im „Wijkmijn" unweit des Hafens die Versteigerung der Fische statt. — Das Trachtenbild aus der Grafschaft Bernigerode, das wir auf Seite 316 bringen, bietet namentlich kulturhistorisches Interesse. — Zum Schluß veröffentlichen wir die jüngste photographische Aufnahme des Prinzen Heinrich der Niederlande mit der Prinzessin Juliana.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 41

Sonntag, den 9. Oktober

1910

Wolfdietrich.

(2. Fortsetzung.)

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Man ging zu Tisch. Wolfdietrich führte Tante Linchen. Er wußte nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte, als er Josepha an seiner andern Seite fand. Zu Anfang war er ganz von Tante Linchen in Anspruch genommen; sie erinnerten sich beide mit Vergnügen an ihr früheres Zusammentreffen, und sie erzählte ihm, welche Verlegenheit er ihnen durch die Entdeckung seines Namens bereitet habe. „Es dauerte aber nicht lange,“ fuhr sie vertraulich fort, „wir hatten uns ja nichts zuschulden kommen lassen, was wir uns jetzt vorwerfen müßten.“

„Nicht das geringste,“ bestätigte er zuvorkommend, „wie könnten überhaupt Damen einem Herrn gegenüber sich etwas zuschulden kommen lassen?“

Nach einer Weile horchte er nach der andern Seite; Josephas Gespräch mit ihrem Nachbar stockte gerade, nun mußte er einspringen. Er wollte ein ganz einfaches Geplauder beginnen. „Sie waren schon oft in der Schweiz, mein gnädiges Fräulein?“

Josepha sah ihn groß an. „Nein, zum erstenmal,“ sagte sie.

„Und gefällt es Ihnen hier?“

„Ich kenne noch nichts von der Schweiz.“

„Sie leben aber seit einiger Zeit in Genf. Gewöhnlich kann es den jungen deutschen Damen nicht genug werden an Partien und Naturgenüssen, wenn sie das Ziel ihrer Sehnsucht, eine Reise in die Schweiz, erreicht haben.“



Der „Stahlhof“ in Düsseldorf nach Fertigstellung des Baues in seiner Gesamtheit, vor kurzem gelegentlich der Generalversammlung des Stahlwerksverbandes eingeweiht. Ausgeführt wurde der Bau vom Bauatrad Düsseldorf.

Josepha schwieg. Wofür hielt er sie eigentlich?

„Es ist für Sie Gewissenssache, keinen Berg unbestiegen, kein Tal unbefucht, keine Blume ungepflückt zu lassen,“ fuhr er in seinem Plauderton fort.

Josepha nahm sich zusammen. „Ich kenne noch nicht viel von der Umgegend Genfs,“ sagte sie ruhig.

„Sollten Sie nicht nach Ferner gefahren sein, dem Zielpunkt aller Damen, um die Villa zu sehen, von wo der berühmte Voltaire seine Geistesfunken in die Welt hinausjandte?“

„Ich war nicht dort.“

„Aber jedenfalls machten Sie doch schon die Fahrt um den See? Sind die Ufer des Sees nicht reizend und poetisch und wie geschaffen zum Schwärmen, wenn man im Mondschein über die spiegelklaren Fluten gleitet?“

„Ich bin nicht zu meinem Vergnügen in Genf,“ sagte sie mit Nachdruck, „ich halte mich des Studiums halber dort auf.“

„Ah, freilich, Sie studieren,“ versetzte er sarkastisch, „verzeihen Sie, daß ich das vergaß; wir sind noch nicht daran gewöhnt, die jungen Damen als Mitkämpfer in den Reihen der Gelehrten zu sehen.“

„Wen verstehen Sie eigentlich unter mir, Herr Wildeneichen?“

„Die Männer, gnädiges Fräulein, die Männer, welche bis jetzt allein die Träger der Wissenschaft waren,“ sagte er scharf.

„Ah so.“ Sie wandte sich kurz ab und bat ihren Tischherrn, Herrn von Drohsen, um ein Glas Wein. Von da an sprach sie angelegentlich mit ihrem andern Nachbar oder auch mit Eberhard und Margot, welche ihr gegenüber saßen, und Wolfsdiétrich ließ es unbetümmert geschehen. Sein freimütiges, frisches Lachen ertönte häufig, wenn Lante Linchen ihre netten Bemerkungen machte, oder eine fertige Jagdanekdote erzählt wurde.

Nach dem Essen bewegte man sich zwanglos im Saale; die Kinder tummelten sich noch eine halbe Stunde draußen und wurden dann zu Bett geschickt; Josepha verschwand mit Ruth. Währenddessen versammelte sich ein großer Teil der Gesellschaft am Flügel, um Musik zu machen. Wolfsdiétrich stand in der offenen Glasür, und als er jetzt Josepha durch das Eßzimmer kommen und auf die Terrasse hinausstreten sah, ging er ihr entgegen.

„Warum wandten Sie sich bei Tisch so plötzlich von mir?“ begann er sofort mit dem ihm eigentümlichen Freimuth.

„Ich wünschte mit meinem Vetter zu reden,“ war die ruhige Entgegnung.

„Ich nehme die Erklärung an,“ lachte Wolfsdiétrich, „aber wollen wir nicht etwas hier draußen verweilen? Oder lodt Sie die Musik?“

„Ich bin nicht musikalisch.“

„Was? Eine junge Dame und nicht musikalisch? Welch ein Verbrechen gegen Ihr Geschlecht, mein gnädiges Fräulein, und Welch ein Verstoß gegen die gesellschaftliche Sitte! Und das wagen Sie offen zu bekennen? Wissen Sie denn, ob Sie damit nicht als Keper in meinen Augen dastehen?“

„Wissen Sie denn, ob das für mich von irgendwelcher Bedeutung ist, wie ich in Ihren Augen dastehe, Herr Wildeneichen?“ rief sie erzürnt.

„Das muß Ihnen unter jeder Bedingung gleichgültig sein,“ räumte Wolfsdiétrich korbblütig ein.

„Wenn Sie aber die Musik anzieht, so lassen Sie sich durch mich nicht zurückhalten,“ fügte sie hinzu.

„Nicht im geringsten, ich bin ebenfalls ganz unmusikalisch, und ich bin hocherfreut, hier endlich einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem Sie und ich, mein gnädiges Fräulein, uns sympathisch begegnen.“

Josepha schwieg. „Sie sind von vornherein aggressiv gegen mich aufgetreten,“ sagte sie dann.

„Ich muß das zugeben; schon auf dem Bahnhose in Basel reizte ich Sie.“

„Weil Sie behaupteten —“

„Richtig, Sie sprachen über die Alleinberechtigung der Männer“ — Josepha bligte ihn unwillig an — „nein, ich irre mich, Sie sprachen über die Gleichberechtigung der Frauen; das war es doch, nicht wahr?“

„Ich muß Sie bitten, dies Thema in einem andern Tone zu behandeln,“ sagte Josepha mühsam.

Er sah sie von der Seite an. Ihr schönes Gesicht erglänzte im Zorn, und doch zwang sie den Ausdruck zurück. Das imponierte ihm. Er legte es ja darauf an, sie zu reizen, und hatte auf eine heftige Entgegnung gerechnet. Da zeigte sie sich unvermutet über solche Schwäche erhaben.

„Nun?“ fragte sie kurz, nachdem sie eine Weile gewartet hatte.

„Da mir heute kein anderer Ton über das mißliebige Thema zur Verfügung steht, müssen wir es fallen lassen,“ sagte er nachlässig.

„Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn es nicht Dinge gäbe, die wir, ohne uns zu erregen, besprechen könnten. Lassen Sie sehen — aber darf ich mir erst eine Zigarre anzünden?“

Sie kamen nun auf Ruth; Wolfsdiétrich fragte mit ungeheucheltem Interesse nach ihrem Befinden; Josepha wurde warm, wie immer, wenn man ihrem Lieblinge Teilnahme erzeigte; sie gingen in den Wegen hin und her, und Josepha erzählte von Ruths Jugendzeit und der schrecklichen Krankheit, nach welcher sie von den Ärzten aufgegeben wurde.

„Und wer hat schließlich das Wunder der Rettung vollbracht?“ fragte Wolfsdiétrich, sie forschend betrachtend.

Josepha zögerte. Es war ihr entgegen, zu sagen: „Ich tat es.“

„Verzeihen Sie, Fräulein Josepha,“ sagte Wolfsdiétrich und beugte sich nieder, um ganz nahe in ihr Gesicht sehen zu können, „man sagte mir schon, daß man Ihrer Pflege das Leben Ihrer kleinen Schwester zu verdanken habe. Ich bewundere Sie. Ich glaube, nur Frauen haben eine solche Ausdauer, Geduld und Liebe.“ Er hatte die Worte mit lebhaftem Ausdruck gesagt und einen so warmen, aufrichtigen Ton angeschlagen, wie sie noch nicht von ihm gehört hatte. Dies tat ihr wirklich wohl; allein sie mochte soviel Anerkennung nicht auf sich sitzen lassen.

„Es war doch nicht nur die Pflege, es war die Anwendung einiger Mittel, die so wunderbar gut bei ihr anslugten,“ sagte sie.

Ein zorniges Funkeln ging durch Wolfsdiétrichs Augen; er warf unmutig den Kopf zurück. „So, so, die Mittel, die Sie anwandten? diese Behandlung war wohl der glänzende Beginn Ihrer medizinischen Laufbahn?“ sagte er scharf; „ich gratuliere Ihnen; Sie werden bald unsere Koryphäen auf ärztlichem Gebiete in den Schatten gestellt haben.“

„Komm, Josepha, wir haben noch mit Dufel Kahlenberg über die morgige Partie zu reden,“ rief Margot vom Hause her; „wollen Sie nicht auch mitkommen, Herr Wildeneichen?“

Schweigend gingen die Angeredeten hinein; sie waren zerstreut und mußten sich zwingen, an dem Gespräch der anderen teilzunehmen.

„Kommst Ruth nicht auch mit?“ fragte Wolfsdiétrich plötzlich mitten in die lebhaften Erörterungen hinein.

„Könnte das geschehen?“ meinte die Gräfin Kahlenberg zweifelnd.

„Ich denke, es geht,“ sagte Eberhard; „einen Teil des Weges kann sie fahren; die übrige Strecke muß sie getragen werden.“

„Das übernehme ich,“ sagte Wolfsdiétrich schnell, „wenn Fräulein von Handek mir ihre Schwester anvertrauen will.“

Aber Josepha hielt sich im Hintergrunde auf und tat, als höre sie die Frage nicht.

„Nun gut,“ dachte Wolfsdiétrich trozig, „wenn sie denkt, mich auf diese Weise einzuschüchtern oder zu kränken, so soll sie sich geirrt haben.“

Viertes Kapitel.

Die Bergtour nahm pünktlich um halb acht Uhr ihren Anfang. Unter Lachen und Scherzen bewaffneten sich die Knaben mit Botanischer-trommeln, die Damen und Herren mit Alpenstöden — denn „man kann doch nie wissen“ — und „besser ist besser“ meinten sie wichtig. Ruth strahlte. Sie sah förmlich blühend aus in ihrer Freude. Ihr zartes Gesicht lugte anmutig unter dem großen Kate-Greenaway-Hut hervor, und sie lachte fröhlich, als Josepha, nachdem sie sie sorgsam in ihren Stuhl gebettet hatte, sagte: „Wenn es regnet, mußst du uns alle bei dir beherbergen, Ruth.“ „Gewiß, das will ich gern, wenn die Last für meinen Stuhl nicht zu groß wird, z. B. dich, Wolfsdiétrich, könnte er doch nicht aufnehmen; aber willst du mich heute wirklich da oben hinaustragen?“ Er stand an ihrer Seite und hatte die Schweifern längst beobachtet. Josepha war verschwunden.

„Gewiß will ich dich tragen, wenn deine Schwester es erlaubt.“

„Josepha? was sollte sie dagegen haben?“

„Es scheint mir, als wenn sie manches gegen mich hat.“

Ruth sah ihn erstaunt an. „Dann mußt du ihr etwas getan haben,“ sagte sie bestimmt; „Josepha ist immer freundlich, und dich kennst sie ja noch so wenig.“

„Es mag schon sein, daß ich etwas sagte, was ihr nicht gefiel,“ bemerkte er gelassen, da er sich Josepha gegenüber in seinem Rechte glaubte.

„Warum tußt du denn das aber?“ fragte Ruth noch erstaunter.

„Das verstehst du nicht,“ sagte er kurz, nicht ihr zu und gefellte sich, als der Diener kam, Ruths Wagen zu holen, zu Eberhard.

„Jetzt ist er gar nicht, wie der Wolfsdiétrich in der Sage,“ dachte Ruth seufzend; „aber ich vergesse immer, daß der anfangs auch ein anderer Mensch war; ich muß nur Geduld lernen.“

„Du siehst nachdenklich aus, Mensch; fehlt dir etwas?“ begann Eberhard, rüstig neben Wolfsdiétrich herschreitend.

„Als wenn mir etwas fehlen müßte, sobald ich Gedanken habe! Höchst schmeichelhaft, das. — Ich habe mich eben von deiner Kusine Ruth schelten lassen müssen.“

„Von Ruth? Das wäre!“

„Sie war unzufrieden mit meinem Betragen gegen ihre Schwester.“

„Ja, höre, da hat sie nicht unrecht; auch ich habe mich schon über dich gerowndert.“

„Wieso?“

„Gleich gestern euer erstes Begegnen war so unmotiviert gemessen, als würdet ihr euch mit einem freundlichen Worte etwas vergeben. Sie ist meine liebste Kusine, du bist mein bester Freund — das hätte ich anders erwartet.“

„Ich auch; aber es ist nun einmal so.“

„Warum in aller Welt ist es denn so? was habt ihr für Grund, euch gegenseitig mit Vorurteilen zu begegnen? Dadurch wird das Verhältnis von vornherein verderben. Und dann gestern bei Tisch, auch da saßt ihr so feindselig nebeneinander und gönntet euch nicht das kleinste freundliche Wort.“

„Und erst nachher im Garten!“ dachte Wolfdietrich. „Eigentlich könnte es dir doch gleichgültig sein, wie ich mit deiner Kusine sehe, Eberhard,“ sagte er.

„Das ist es durchaus nicht. Was hast du an ihr auszusagen?“
„Beinahe wollte ich sagen, ich weiß es nicht; aber in eben diesem Augenblick ist es mir klar geworden; ich habe an ihr auszusagen, daß sie studiert, denn das paßt sich nicht für ein Mädchen, und alle Frauen, die das tun, haben etwas Emanzipiertes an sich.“

„Hast du etwas Unweibliches an ihr bemerkt?“
„Wenn ich aufrichtig sein soll, nein; aber ich sehe dir dafür, daß es eines Tages hervortreten wird.“

„Ich kenne Josepha von Kindheit an.“
„Damit ist nicht gesagt, daß du dich nicht in ihr irren könntest. Ich gebe ja zu, daß sie schön und anziehend ist, und sie interessiert mich auch; aber es erfüllt mich mit Zorn, wenn ich sehe, daß ein Weib die Sphäre der Männer streift in der kühnen Annäherung, es ihnen gleich tun zu dürfen.“

„Zumeist ist es also beleidigter Stolz, der dich so entrüftet macht.“
„Das kann sein; wir haben unsere Rechte und Freiheiten, die das Weib nicht antasten soll. Wir verehren ja das schwache Geschlecht als solches, wir schützen es und sind für die Frauen zu jedem Pitterdienst bereit; aber sie dürfen uns nicht gleichstehen wollen.“

„Hättest du es etwa richtiger gefunden, wenn Josepha eine Stelle als Lehrerin oder Gesellschafterin angenommen hätte?“
„Sicherlich nicht. Die Frauen brauchen keine sogenannte Tätigkeit; sie sind dazu da, das Leben zu schmücken, nicht aber, in demselben eine aktive Rolle zu spielen.“

„Da wärest du allerdings bei meiner Kusine schon angekommen, wenn du ihr geragt hättest, sie sei dazu da, um das Leben zu schmücken,“ sagte Eberhard lachend; „eines schickt sich nicht für alle.“

„Das ist eine ganz verkehrte Ansicht; bei Frauen muß sich eines für alle schicken, nämlich die Häuslichkeit. Es gibt bestimmte Grenzen, über die sie nicht hinausgehen dürfen.“

„Ich pflichte dir im allgemeinen vollkommen bei, halte aber im besondern aufrecht, daß es Ausnahmen gibt. Josepha gehört ohne Frage zu den Ausnahmen. Daß es bestimmte, unüberschreitbare Grenzen für die Frau gibt, ist selbstverständlich. Tritt sie aus dem Kreise, den der Tatt, das Gefühl, die Sitte, die Tradition, selbst der Verstand vorzeichnet, heraus, so wird sie unweiblich. Josepha aber überschreitet niemals auch nur im leisesten die Grenzen des streng Weiblichen, und gerade das gibt ihrem selbständigen Wesen etwas so besonders Anzichendes.“

Im Herzen mußte Wolfdietrich das zugeben; aber laut sagte er heftig: „Wie kann nur ein Mädchen überhaupt einen Beruf wählen! Das ist an und für sich schon emanzipiert; es hat bei seinen Eltern im Hause zu bleiben.“

„Und wenn es keine hat?“
„So wird sich ein Verwandter finden.“
„Wenn er sich nun nicht findet? Und wenn sich auch kein Geld findet, um das Mädchen zu ernähren?“

„Das gehört nicht hierher; wir sprachen von deiner Kusine und von Mädchen in ihrer Lage, und da bleibe ich bei meiner Behauptung; Männer sind da, zu wirken, Frauen sind da, geheiratet zu werden.“

„Das ist ja in solchem Falle nicht ausgeschlossen, mein guter Wolfdietrich.“

„Was? ein Mädchen wie deine Josepha, die sich mit emanzipierten Ideen herumerschleppt, die sollte man auch noch heiraten? Eher würde ich durch den ganzen Thuner See schwimmen.“

„Du kannst dich beruhigen, sie denkt nicht daran, zu heiraten, am allerwenigsten dich,“ sagte Eberhard etwas ärgerlich. „Uebrigens muß ich dir doch mitteilen, daß andere Männer keineswegs wie du urteilen. Josepha hat viele Anträge gehabt, und sogar seitdem sie in Genf lebt, ist sie nicht unangefochten geblieben.“

„Natürlich einer von den Studiengenossen, der durch den täglichen Anblick ihrer Reize befrüchtigt wurde,“ meinte Wolfdietrich.

„Nein, es war ein Deutscher, der sie von früher her kannte, und dem das von ihr ergriffene Studium kein Hindernis schien, ihr seine Hand anzubieten.“

Wolfdietrich sah nachdenklich auf Josepha, die in einiger Entfernung mit Margot vor ihnen herschritt, so fest und unabhängig, so schön und gleichmäßig; sie häupfte nicht, sie bewegte nicht Kopf, Hände und Oberkörper in eifriger Unterhaltung, wie es die Kahlenbergische Tochter, Frau von Kleist, tat; in ihrem Benehmen trat immer vorzugsweise eine vornehme, gemessene Art hervor.

„Nun, Eberhard, deine Kusine soll zu keinem Streitpunkt zwischen uns werden,“ sagte Wolfdietrich gutmütig und legte seinen Arm auf des Freundes Schulter. „Wenn wir uns auch über die Frauen im allgemeinen nicht einigen können, so muß ich dir doch sagen, daß ich deinen guten Geschmack bewundere und nur wünsche, mir möge einmal das Los fallen wie dir.“

Eberhard lächelte; auch seine Augen waren den beiden Gestalten gefolgt. „Komm, wir wollen uns zu ihnen gesellen,“ sagte er und schlug einen schnelleren Schritt an. Aber Wolfdietrich meinte, er müsse sich einmal nach seiner kleinen Freundin Ruth umsehen; sie sei ihm in ihrer echt weiblichen Hilfsbedürftigkeit viel lieber als ihre Schwester, die nie jemand nötig habe, und ließ Eberhard allein ziehen.

Er fand Ruth sehr vergnügt; die wechselnde Szenerie hielt sie in beständiger, angenehmer Anregung. „Wie schön!“ sagte sie, als Wolfdietrich einen Strauß tiefblauer Gensianen vor sie hinlegte, „hast du die alle selber gepflückt?“

„Wer sollte es sonst getan haben?“
„Ich denke immer, es muß zu mühsam sein, von deiner Höhe herunter sich so tief zu bücken,“ und Ruth sah mit zurückgebogenem Kopfe zu ihm auf, wie er so gerade und aufrecht neben ihr herschritt.

Er lachte. „Freilich, wenn ich alt und grau bin, wird das Bücken schon seine Reize haben,“ sagte er und warf mit seinem knorrigen Spazierstock ab und zu ein Steinchen hoch in die Luft, das er dann mit seinem breiten, weißen Alpafahut wieder auffing. „Ist das aber heiß; man muß sich des Hodes entledigen — ah so, wir sind hier unter den zivilisierten Norddeutschen,“ fuhr er mißbilligend fort, als er Ruths etwas verwunderten Blick sah, und zog den schon halb ausgezogenen Kermel wieder an, „da möchte man doch die Zivilisation verwünschen.“

„Vielleicht hat niemand etwas dagegen, auch ich finde es sehr heiß,“ sagte Ruth zögernd.

„Nein, nein, danke, die Schidlichkeit über alles,“ sagte er gutgelaunt, „nur wollte ich, es würde diese Art Schidlichkeit nächstens mit einem unerschwinglichen Zoll belegt. Na, Karl, wie sehen Sie denn aus, Sie unvorsichtiger Hüter eines verzauberten Schlosses am Thuner See? Zu Schweiß gebadet? Rot bis über die Nasenspitze? Lassen Sie nur, Sie leden ja förmlich, ich werde etwas fahren. Na, nur keine Umstände, trüden Sie sich!“ und ohne Umschweife schob er den leuchtenden Diener beiseite, rollte den Wagen den stark bergansteigenden Weg entlang, als ob er von einer Anstrengung nichts wüßte, und unterhielt Ruth dabei so, daß die Grübchen in ihren Wangen gar nicht mehr verschwanden. Ab und zu hielten sie, um die schöne Gegend zu bewundern, dann ging es weiter. Zur Frühstückspause wurde Halt gemacht.

Man besand sich am Fuße der eigentlichen Bergspitze; von hier ging das letzte Stück fast über Steingeröll; Ruth mußte daher getragen werden.

„Oder du bleibst hier, und ich leiste dir Gesellschaft,“ sagte Josepha zu ihrer Schwester, gerade als Wolfdietrich herankam.

„Warum sollte Ruth nicht hinauf, gnädiges Fräulein?“ fragte er, vor Josepha tretend.

„Weil ich es etwas viel verlangt finde, wenn jemand Ruth die weite Strecke tragen soll.“

„Von jemand' ist nicht die Rede,“ sagte Wolfdietrich gerade heraus, „sondern von mir allein; verbieten Sie es, daß ich Ruth hinauftrage?“

„Daß ihn doch, Josepha, ich bin sicher, daß er es gern tut, sonst hätte er es nicht angeboten,“ bat Ruth.

Josepha wurde es ganz eigen unter seinem festen, offenen Blick; sie hatte ihn schlecht behandeln wollen und konnte es nun doch nicht. „Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie Ruth erndöglichen, die Aussicht zu sehen,“ sagte sie.

„Sind Sie mir noch böse von gestern abend her?“ fragte er, nun ganz erweicht durch ihre freundliche Antwort.

„Ich wollte es eigentlich sein,“ sagte sie aufrichtig; „aber ich bin es jetzt nicht mehr.“

Er nickte zufrieden. „Das ist recht. Auch Eberhard ist es sehr unangenehm, wenn wir uns nicht vertragen können,“ setzte er hinzu, während er Ruth aus dem Wagen hob und sie auf seinen Arm nahm. „Eist du bequem? Wie fühlst du dich hier oben?“

„O, sehr sicher und gut; ich komme mir so hoch vor wie auf einem Berge.“

Wolfdietrich lachte und holte rüstig aus. „Siehst du, es freut mich, daß ich dir wenigstens als Berg nützen kann; nun nimm auch die Gelegenheit gehörig wahr.“

Josepha hielt gleichen Schritt mit Wolfdietrich; sie fand es ganz natürlich, daß sie an seiner Seite blieb, besonders da keine der anderen Damen so rasch gehen konnte; denn die Hitze und der hier wirklich steile und unbequeme Weg benahmen ihnen den Atem. Josepha spürte davon nichts, unter der Hitze litt sie fast nie, und je höher sie stieg, desto größer wurde ihre Spannkraft, desto leichter fühlte sie sich.

„Gehen wir auch nicht zu schnell?“ fragte Wolfdietrich.

„Für mich nicht.“

„Sie hätten wenigstens einen Alpenstock nehmen sollen.“

„Ich danke, ich gehe auch so ganz gut.“

„Bei der kommt man mit gewöhnlicher Damenhöflichkeit nicht an,“ dachte Wolfdietrich, „eigentlich gefällt mir ihre Art; wenn sie nur nicht das Studieren an sich hätte; so aber ist mir jeder behagliche Umgang mit ihr verdorben; es ist zu schwierig, mit einer solchen Dame den richtigen Ton zu treffen.“ Er blidte überlegend hinter Ruths Kopf weg nach Josepha. Sie sah ruhig vor sich; dann fühlte sie seinen Blick und wandte ihm den Kopf zu; die stahlblauen Augen richteten sich ernst auf ihn.

„Ich dachte darüber nach, daß es schwer für mich ist, mit Ihnen den richtigen Ton zu treffen,“ sagte er.

Sie lachte. Er hatte sie noch nie lachen hören, und ihr Lachen entzückte ihn.

„Warum nur nicht?“ fragte sie.

„Wissen Sie es wirklich nicht?“

„Ich ahne es nicht; wollen Sie es mir sagen?“
 „Nein, ich erzähle es Ihnen vielleicht zu einer anderen Zeit.“
 „Sie sind nicht zum erstenmal auf diesem Berge, Herr Wildeneichen?“ fragte Josepha, mit seinem Takt auf ein anderes Thema übergehend.

„Weibliche Neugier besitzt sie nicht,“ dachte Wolsdietrich, „aber weiblichen Takt hat sie; das gehört zu dem eigentümlichen Wesen einer Frauennatur.“ Er fing an, von den umliegenden Orten und Bergen zu sprechen, und erklärte Josepha deren Entfernung und Eigentümlichkeit.

„Sie reisen mit Nutzen, Herr Wildeneichen,“ sagte sie lächelnd. „Doch nicht, gnädiges Fräulein; es kann kaum jemand interessanter durch die Länder streifen als ich. Wenn ich die Verpflichtung fühlte, mit Nutzen zu reisen, wäre mir das Ding von vornherein verleidet, so stark hasse ich jeden Zwang, und nur, wo sich mir ungefüht etwas aufdrängt, prägt es sich mir ein.“

Nach einer halben Stunde waren sie oben; die übrigen waren weit zurückgeblieben. Sie setzten Ruth auf einen bequemen Stein, und hüllten sie in eine Decke, denn es wehte ein leichter Wind. Dann betrachteten sie das vor ihnen liegende reiche Panorama. Ruths Entzücken war groß; von einer solchen Höhe hatte sie die Erde noch nie zu ihren Füßen gesehen, sie wurde in ihrer Begeisterung immer beredter und ihre Begleiter immer schweigsamer.

„Was denken Sie?“ fragte Wolsdietrich unwillkürlich.

„Wilst du mir jetzt meine kleine Nusine überlassen?“ fragte Eberhard ihn.

„Nicht doch, ich trage sie auch hinunter. Widme du dich deiner Braut. Wenn ich einmal ein solches Wesen mein eigen nennen sollte, überlasse ich dir gern dergleichen Ritterdienste. Nicht wahr, Gräfin Margot, Sie sind mir nicht böse, wenn ich Ihnen Eberhard nicht entziehe?“

„Ich würde mich darein zu finden wissen, Herr Wildeneichen, die kleine Trennung würde meine Kräfte nicht übersteigen.“

Er lachte und schritt auf Ruth zu. „Soll ich dich hinuntertragen?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, bückte er sich und hob sie auf. Sie sagte gar nichts, und erst als sie unterwegs waren, hob sie vorwurfsvoll an: „Du hast Josepha schon wieder getränkt, Wolsdietrich, weißt du das gar nicht?“

„Ja, ich weiß es,“ entgegnete er; „was ist dabei zu machen? Es ist unser Verhängnis.“

„Ich sah es, wie sie ganz blaß wurde,“ fuhr Ruth fort.

„Warum fühlte sie sich denn getränkt?“

„Du sagst immer etwas — ich verstehe es nicht recht — auf die Frauen oder die Studenten, und deine Stimme klingt dann sehr unfreundlich.“

„Es ist nicht zu ändern, kleine Ruth, wir müssen uns verbrauchen, wie wir sind.“



Improvisierte Flußübergänge: Fertig gefüllte Floßsäcke werden ins Wasser gesetzt.

Phot. B. Jacoby.

„Die Welt ist so groß, und der Mensch ist daraufgestellt, um sie im Dienste des Nächsten zu benutzen,“ antwortete sie mit fliegendem Atem.

„Ja, ja,“ brach Wolsdietrich mit flammenden Augen aus, „er herrscht darüber, durch seine Kraft macht er sie zu dem, was sie ist. Was kommt dem freien Menschen gleich? Wenn ich hier sehe und hinunterblide in das mächtige Reich, so dehnt sich mir allemal die Brust vor Stolz und Freude.“

„Der Mensch ist groß, aber Gott ist größer; seine Macht geht über Himmel und Erde,“ sagte Ruth leise vor sich hin.

„Und immer mehr soll der Mensch arbeiten, immer tiefer eindringen in die Geheimnisse der Natur und ihrer Kräfte, und das Weh der Menschheit zu lindern,“ fuhr Josepha begeistert fort.

Wolsdietrichs Gesicht sah plötzlich dunkel aus; seine Augenbrauen zuckten unwillig. „Freilich, Sie studieren,“ sagte er schroff. „Ich vergesse das immer, wenn ich mit einer Frau rede.“

„Und ich vergesse immer, daß unser Geschlecht zum Dienste des Mannes bestellt ist,“ entgegnete sie mit bebenden Lippen und ging ihrer Tante entgegen, welche jetzt eben an Eberhards Arm auf dem Gipfel erschien.

Die Nachzügler stellten sich mit der Zeit ein, und die ganze Gesellschaft lagerte sich um Ruth; es wurde bewundert, geschertzt, gelacht, Pieder erkönten, und der Ruf zum Aufbruch ward vernommen, ehe man sich dessen versah. Wolsdietrichs Humor hatte sich bald wiedergefunden, seine Stirn war heiter, sein Lachen ansteckend, sein Wit unermüdetlich.

„Reinst du Josepha und dich? Wilst du etwa sagen, daß ihr euch immer streiten und euch Kränkungen sagen wollt?“

„Das hoffentlich nicht; wir werden uns ja vorsehen; gib dich nur zufrieden, ich tue deiner Josepha kein Leid,“ beruhigte Wolsdietrich.

„Zwischen denen hat es wieder etwas gegeben,“ sagte Margot im Hinabsteigen zu Eberhard; „Josephas Augen waren ganz starr, und ihre Lippen zitterten, als sie auf Mama zukam. Sie haben auch seitdem kein Wort miteinander gesprochen. Doch hoffe ich, daß es sich noch zwischen ihnen zurechtziehen wird.“

„Ganz gewiß,“ bestätigte Eberhard, „ich bitte dich, Margot, sie sind doch vernünftige Leute. Laß nur erst etwas Zeit vergehen.“

„Nun, Josepha, wie gefällt dir denn Herr Wildeneichen bei näherer Bekanntschaft?“ redete Tante Linchen ihre Nichte an, mit der sie sich beim Abstieg zusammengefunden hatte; „er ist wirklich ein lebenswürdiger Mensch. Was meinst du?“

„Ich kenne ihn noch sehr wenig,“ sagte Josepha ausweichend.

„Wirst ihn schon kennen lernen,“ tröstete Tante Linchen; „ist gar nicht so schwer, man muß ihn nur von der richtigen Seite nehmen. Aber was ist denn das, Josepha? Niel da nicht ein Tropfen Regen?“

„Auch mir kam es so vor, Tante Linchen.“

„Das ist ja schrecklich, liebes Kind, da werden wir durchnäßt in den zwei Stunden, die wir vor uns haben. Und was wird aus Ruth?“

Aber Josepha hörte schon längst nicht mehr; sie flog hinter der hohen Männergestalt her, die mit ihrer Schwester auf dem Arm im Sturmschritt dahmte, und warf eine Decke über das Kind.

„Danke, danke, Josepha, ich sitze ja hier so warm und behaglich,“ kam die zarte Stimme ganz fröhlich zurück.

„Wenn wir nur erst den Wagen erreicht haben, da wollen wir dich schon einpacken,“ sagte Josepha.

„Da sind wir schon,“ fügte Wolfsdiétrich hinzu.

Aber der Wagen war bereits durchnäht; Josepha stand ratlos. „Es tut nichts, legt mich nur hinein,“ sagte Ruth, „es wird nicht schlimm werden.“

„Daran ist kein Gedanke, du kannst dir den Tod holen,“ rief Josepha hastig.

„So gehen wir weiter,“ entschied Wolfsdiétrich; „Fräulein von Handeck, legen Sie die Decke fest um Ruth, so, nun den Regenmantel darüber — bitte, hier unter meine Arme — damit er fest anliegt.“

„Sie wollen sie bis nach Hause tragen?“

„Selbstverständlich, es ist der einfachste Weg, in einer Stunde

„Ich werde nicht krank; meinethalben könnte es noch lange so fortgehen. Die anderen sind viel mehr zu bedauern, die arme Tante Nahlenberg und Tante Linchen.“

Josepha blieb wieder etwas zurück. Sie überlegte einen Augenblick, ob sie Wolfsdiétrich bitten sollte, in einem der Häuser am Wege haltzumachen; aber sie verwarf den Gedanken; was etwa für Ruth nötig war, konnte sie zu Hause finden.

Nach einer Stunde kam Wolfsdiétrich mit seiner zarten Last am Tore der Villa Bella an. Frau Christine humpelte so eilig herbei, wie ihre Beine nur vermochten.

„Ach, Herr Wildeneichen — und das kleine Fräulein, so naß wie 'n Hündchen, nicht? Natürlich.“

Wolfsdiétrich hatte heute keine Worte für sie übrig; er befahl ihr nur, schnell die Haustür zu öffnen, und ging hinein; Josepha folgte ihm auf dem Fuße.

„Bitte, hier, wir wollen sie sogleich zu Bett bringen,“ sagte sie. Wolfsdiétrich half dem Kinde die nassen Hüllen abnehmen. Sie war völlig trocken und unverfehrt; aber sehr blaß sah sie aus.

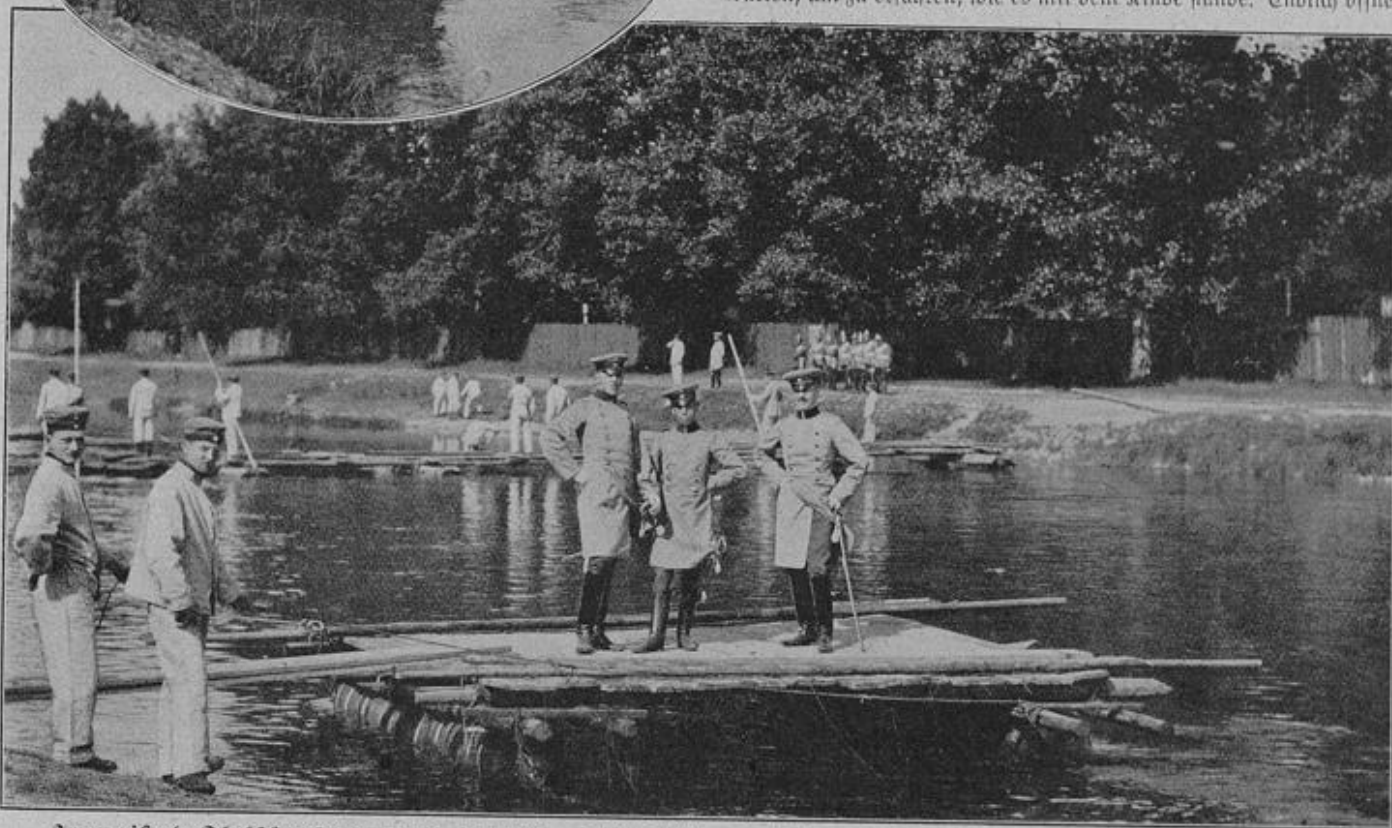
„Ich will sie jetzt zur Ruhe bringen,“ sagte Josepha.

Wolfsdiétrich verließ das Zimmer und ging, sich unzutun. Aber er vergaß es dann wieder, streckte sich auf sein Kanapee, warf die Arme unter den Kopf und starrte gegen die Decke des Zimmers. Er sah immer die kleine Ruth vor sich und Josepha vor ihr kniend, so hingebend, so sorgend, mit so weichem Ausdruck in dem schönen Gesicht, wie er nie ein Weib gesehen hatte. Er sprang erst auf, als er die übrige Gesellschaft ins Haus treten hörte, und begann seine Toilette. Dann ging er hinaus. Die große Halle war leer; jedermann befand sich in seinem Zimmer, nur Diener mit Kleidungsstücken und Mädchen mit frischem oder warmem Wasser liefen hin und her.

Wolfsdiétrich ging in der Halle auf und ab; er wollte auf Josepha warten, um zu erfahren, wie es mit dem Kinde stände. Endlich öffnete



Phot.
W. Jacoby.



Improvisierte Fußübergänge: Durch Kavallerie fertiggestelltes Fafloß. — Oben: Ein Fafloß, mit 8 Mann besetzt.

bin ich unten.“ Und weiter schritt er mit seiner Last. Er sah aus wie ein gewaltiger Berggeist, den ein Aufbruch der Natur wenig kümmert. Josepha sah ihm eine Weile erstaunt nach; dann folgte sie ihm mit eiligen Schritten. Ihre Sorge war nun, Ruth nach ihrer Ankunft sofort richtig zu behandeln; darum mußte sie zur Hand sein. Ihre Angst um das zarte Kind war groß, und sie machte sich Vorwürfe, ihr die Teilnahme an der Partie gestattet zu haben.

Die ihr folgende Gesellschaft bemerkte sie nicht; sie sah nur die große, dunkle Gestalt, die ihre Ruth trug, die fest und sicher ging, ohne zu ermüden — oder doch? Ließ sein Schritt nicht schon nach? Hatte er sich zu viel zugemüht? Plötzlich war sie an seiner Seite. Ein helles Lachen tönte ihr herzerfrischend entgegen. „Aber Wolfsdiétrich, was machst du? soll ich durchaus erfriden? Was schadet es, wenn ich ein paar Regentropfen ins Gesicht bekomme?“

„Du sollst aber nicht krank werden, meine kleine Ruth. Was würde Josepha sagen?“

sich die Tür; er trat rasch näher; es war aber Margot, die kam und ziemlich erstaunt aussah, ihn hier zu treffen. Er fragte, wie Ruth die Partie bekommen sei. „Sehr gut,“ versicherte Margot, „sie hat mit gutem Appetit ihr Abendbrot verzehrt und wird sich nun hoffentlich durch einen langen Schlaf gänzlich erholen.“

„Ihre Schwester schien besorgt um sie.“

„Josepha ist immer ängstlich wegen Ruth, und ich wundere mich nicht, wenn ich bedenke, wie des Kindes Leben jahrelang an einem Faden hing. Sie haben selber an Ihrem Teile mitgewirkt, Ruth zu behüten,“ setzte sie hinzu, ihn herzlich ansehend, „Sie eilten unter dem Regen dahin, als könnten Sie ihm entlaufen; es war wirklich kein nasser Fleck an ihren Kleidern. Da läutet es zu Tische. Es ist spät geworden.“

Wolfsdiétrich blieb nichts anderes übrig, als zu folgen und mit Tante Linchen zu Tisch zu gehen.

„Josepha ist noch bei Ruth,“ wandte sich Margot entschuldigend zu der Gräfin Kahlenberg.

„Sie tut recht daran,“ entgegnete die Tante, „Ostar, setze du dich indessen neben Herrn Wildeneichen, damit keine Lücke in der Tischordnung entsteht.“

Ihr Enkel gehorchte stolz, wollte jedoch, als Josepha während des Essens eintrat, aufspringen; aber sie litt es nicht. „Ich finde Platz,“ sagte sie freundlich.

„Hier, hier, Josepha, zwischen uns! Komm hierher!“ riefen drei oder vier Kinderstimmen zugleich; denn wie in Handed, so stand sie auch hier bei der Jugend hoch in Gnaden. Sie nickte freundlich, setzte sich zu ihnen und stillte vorerst mit einigen ruhigen Worten die jubelnde Bewegung, die sich über ihre Gegenwart geltend machte. Wolfdietrich merkte an einer gewissen Enttäuschung, daß er auf ihre Tischnachbarschaft gerechnet hatte.

„Sehen Sie nur, welcher Beliebtheit sich meine Nichte bei den Kindern erfreut,“ sagte Tante Linchen.

„Es wundert mich eigentlich,“ entgegnete Wolfdietrich.

„Warum?“

„Sie hat eine diktatorische Art mit ihnen.“

„Diktatorisch würde ich es nicht nennen,“ sagte Tante Linchen kopfschüttelnd, „es ist nur eine bestimmte Weise, die die vorlaute Jugend ganz von selbst in ihre Schranken zurückweist. Die Kinder merken das gar nicht, und wenn sie es merken, so empfinden sie es wohlthuend. Auch die Liebe fehlt dabei nicht, wie Sie sehen. Werden Sie gut mit Kindern fertig?“

„Gar nicht; sie sind mir meistens langweilig.“

„O, Herr Wildeneichen, denken Sie an Ruth! Sie widersprechen sich selbst.“

„Ruth ist eine Ausnahme; sie ist nicht wie andere Kinder.“

„Da haben Sie recht; ich wollte, sie wäre es.“

„Wird sie nie gesund werden?“

„Josepha hofft es zuversichtlich, und sie hat viel Menschenkenntnis.“

„Menschenkenntnis wirkt wohl mit bei Krankenheilungen?“ sagte Wolfdietrich spöttisch.

„Ganz gewiß, Herr Wildeneichen, ein Arzt sollte immer ein feiner Beobachter des menschlichen Geistes sein.“

Nach dem Essen versammelte sich die Gesellschaft wieder im Salon. Es wurden Spiele vorgenommen, die Aelteren sahen zu. Wolfdietrich haßte Gesellschaftsspiele; er unterhielt sich stehend mit Graf Kahlenberg, der dem bunten Treiben zusah und bisweilen ein Wort dazwischenwarf. Wolfdietrich benutzte dies Interesse und wandte sich zu einem entfernten Ecksofa; denn er hatte jedoch Josepha eintreten und dort Platz nehmen sehen.

Einen Augenblick zögerte er; sie blätterte in den dort liegenden Skizzenbüchern; dann ging er entschlossen hin und setzte sich neben sie.

„Es geht Ihrer Schwester gut?“ fragte er.

„Dante, Herr Wildeneichen, sie schläft.“

Die Antwort klang ziemlich kühl.

„Und Sie selber sind nicht müde?“ fuhr er unbeirrt fort, „ich habe wirklich Ihre Ausdauer bewundert.“

„Da Sie allein für sich das Vorrecht der Kraft in Anspruch nehmen, sehen Sie es jedenfalls als Annäherung an, wenn ich mir die Freiheit nehme, nicht müde zu sein,“ sagte sie kalt.

Er schwieg; dann sagte er: „Wir sind in ein ganz verkehrtes Verhältnis zueinander geraten, Fräulein von Handed; das ist schade und ziemlich zwecklos. Ich war, glaube ich, die Veranlassung; denn ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich ein Vorurteil gegen Sie gefaßt hatte.“

„Ich weiß es, Herr Wildeneichen,“ sagte Josepha und sah ihn fest an, „Sie vergaßen wohl, daß Sie selbst mir da oben mit Ihrem offenen Wort den Grund Ihrer Abneigung mit einem Schlage narlegten, mein Studium.“

„Ja,“ sagte Wolfdietrich nachdrücklich. Er lehnte den linken Arm auf den Tisch, stützte den Kopf darauf und sah sie ebenfalls an. „Ich glaube, Sie wissen nicht, was das sagen will, eine studierende Dame.“

„Halten Sie mich für leichtsinnig genug, einen bedeutungsvollen Schritt, der weit die Grenzen, welche der deutschen Frauenwelt gesetzt sind, überschreitet, ohne Ueberlegung zu tun, Herr Wildeneichen?“

„Und ist es indiskret, zu fragen, weshalb Sie, mein gnädiges Fräulein, nicht in den Grenzen des Gewöhnlichen blieben?“

„Sie werden zugeben, daß es erlaubte Ausnahmen für jede Regel gibt.“

„Und Sie rechnen sich zu denen, welche sich berechtigtermaßen in die Reihe der Ausnahmen stellen dürfen,“ bemerkte er scharf.

„Herr Wildeneichen, was gibt Ihnen das Recht, eine solche Sprache gegen mich zu führen?“ sagte sie zürmend.

„Mein Interesse für Sie,“ entgegnete er schnell. Erst nachdem er es gesagt, fiel ihm ein, daß ihr das wie Ironie erscheinen mußte.

„Ja, mein Interesse für Sie, Fräulein von Handed,“ wiederholte er entschieden und sah sie ehrlich an; „Sie werden es mir nicht glauben, aber Ihr ganzes Wesen strahlt mir hohes Interesse ein.“

Sie mußte lächeln. „Und das Vorurteil?“

„Das läßt sich mit dem Interesse sehr gut vereinigen; ich empfinde beides Ihnen gegenüber.“

„Sie sind sehr aufrichtig, Herr Wildeneichen.“

„Wünschen Sie mich anders?“

„Nein; Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir an Ihnen ebenso, wie Ihre Spottlust und Ihre Voreiligkeit im Urteilen mir mißfällt.“

„Voreiligkeit? Woraus schließen Sie auf Voreiligkeit?“

„Woher wollten Sie denn beurteilen können, was für Umstände eine Frau einen bestimmten, nicht gewöhnlichen Weg führen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre —“

„So würden Sie Beifall rufen,“ vollendete er ironisch.

„Nein, ich würde, bis eine Frau mir das Gegenteil beweise, glauben, daß sie aus guten Gründen so handelt, wie sie handelt, und daß sie die Grenze der Weiblichkeit nicht überschreitet. Ich würde es eines Mannes für würdiger halten, so zu denken.“

Wolfdietrich biß sich auf die Lippen. „Mir ist es einfach unbegreiflich, wie Sie sich zu einem solchen Schritt haben entschließen können.“

„Ich hatte Gründe, Herr Wildeneichen.“

„Sie sind ein Kind,“ sagte er heftig und warf die Bernsteinchale, mit der er gespielt hatte, auf den Tisch. Sie sprang entzwei; das gab eine Unterbrechung; Wolfdietrich ging mit dem Unglücksobjekte zur Gräfin und zeigte es ihr mit reuiger Miene. Der Schaden war nicht groß, die Gräfin war wenigstens liebenswürdig genug, ihm keinen Wert beizumessen; aber Wolfdietrich kam zu keinem ferneren Gespräch mit Josepha.

Als am andern Morgen die Turmuhr fünf schlug, war Wolfdietrich schon auf einem Spaziergange im Garten der Villa. Er dachte an die Steinböcke der Tatra, an das lustige Jagen, das gefährvolleklettern die heißen Felsen hinauf und hinab, er sah sich im Stahne liegen auf dem grünen Lago di Como, er sah das hübsche, schmutzige Kind, das so willig und vertrauensvoll von ihm sich führen ließ; er sah Ruth, die Arme um seinen Hals geschlungen, die wundervollen Augen verloren zum Himmel gerichtet, und der Kindermund sagte: „Gott ist größer als alles.“ Dann trat Josephas hohes, ernstes Bild davor und verdunkelte, was er vorher sah. Mit ihrem festen Blick sah sie ihn an, und sie sagte ganz laut: „Ich würde es eines Mannes für würdiger halten, einer Frau zuzutrauen, daß sie die Grenze der Weiblichkeit nicht überschreitet.“ Die Worte klangen so laut, daß er sich unwillkürlich umwandte, um zu sehen, ob sie jemand gesprochen; aber niemand war da, nur ein Gärtnerbursche schlürfte daher, gähnte vernehmlich und sah keineswegs so ans, als ob er eine geistreiche Bemerkung über die Frauen-Emanzipation gemacht habe.

Er schritt durch das Gartentor, die Landstraße entlang, dem Walde zu. Die Sonne schien bereits heiß; doch Wolfdietrich litt selten unter Kälte oder Wärme. Unter den Eichen und Buchen war es kühl, der Bach zur Seite erweiterte sich, die Bergwände stiegen malerisch empor, und an einer Stelle tropfte ein schmaler, hoher Wasserfall herab. Auf einem Stein saß Josepha. Sie hielt ein Buch auf den Knien, stützte die Hände darauf und las eifrig, ohne aufzusehen.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein, Sie haben sich ein äppiges Nectchen zu Ihrer Morgenfrühe ausgesucht,“ sagte Wolfdietrich und setzte sich ihr gegenüber ins Gras.

Er sah, wie sie zusammenfuhr; als sie aber das Buch ruhig zuklappte, merkte man ihr kein Erschrecken mehr an.

„Guten Morgen. Sind Sie schon lange auf dem Spaziergange?“ fragte sie.

„Seit vier Uhr, und wenn Sie nichts dagegen haben, machen wir uns sogleich auf den Rückweg. Was meinen Sie, wie spät es ist?“

Josepha sah nach ihrer Uhr. „Halb acht, und halb neun wird gefrähnt. Ich hielt es nicht für so spät.“

„Wollen wir wetten, gnädiges Fräulein, daß Sie nicht rechtzeitig im Speisezimmer sind? Aber ich vergaß, Sie wetten nicht,“ setzte er hinzu; „ich erinnere mich, daß ich Ihnen einmal eine Wette anbot, und daß Sie sie ausschlugen. Wissen Sie noch, um was es sich handelte, Fräulein von Handed?“

„Sie waren mir damals fremd; ich würde es für wenig weiblich gehalten haben, mit einem unbekanntem Reisenden eine Wette einzugehen,“ sagte Josepha mit Betonung.

Er lachte so herzlich und unbefangen, daß sie nicht empfindlich sein konnte. „Sie sind im Recht, gnädiges Fräulein, ich werde mich ein andermal besser vorsehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das schwere Buch abnehme?“

Sie zögerte. „Geben Sie immerhin,“ redete er zu und griff danach; „wenn es auch natürlich etwas von unserm Streitstoff zum Inhalt hat, so verspreche ich Ihnen, daß dieser Stoff heute nicht zünden wird; mir ist friedfertig zumute, das macht die tühle Morgenluft und die prachtvolle Natur ringsumher. Wenn ich unter dem freien Himmel wandere, über mir das weite, blaue Gewölbe, unter mir den festen Erdboden und rings die ungefesselte Natur, da wird mir allemal wohl.“

Josepha nickte ihm zu und lächelte. „Mir geht es ebenso, allein zuweilen denke ich, daß der Himmel einstürzen, die Erde wanken und die ganze Natur vergehen kann.“

Er sah sie ungläubig an. „Wie sollte das geschehen?“

„Ich meine es besonders in einem geistlichen Sinne,“ erwiderte sie zögernd.

„Nein,“ sagte er bestimmt, „das glaube ich nicht; man muß sich nur keinen unmöglichen Himmel bauen, und man muß die Erde unter sich treten. Man muß sich immer als Beherrscher dieser Natur wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Dilettantismus ist Liebe zur Kunst ohne Gegenliebe.

Ein gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen.

Im Ueberfluß ist schon mancher ertrunken.

G. W.

Eine Zeppelinreise.

Von Hermann Dreßler. (Nachdr. verb.)

Herrgott, was ist die Seerkrankheit für ein widerliches Uebel! Auf uns Landratten wirkt sie nachhaltiger als ein Opiumrausch. Wie froh war ich, als ich auf Helgoland ankam! Zwei Stunden quälte ich mich nun schon, um einzuschlafen, aber immer noch ging mein Bett auf und nieder im Zweiviertelstakte. Endlich wollte es mir

Kann ich auf Helgoland einen Gelehrten an Bord nehmen, der sich auf meteorologische Messungen versteht? Niederlassen auf dem Festland ist bei diesem Sturme zu zeitraubend. Graf Zeppelin."

Ich war sprachlos.

"Nun, hast du Lust? Ich glaube, es kann sich dabei nur um dich handeln, denn ich muß bei Tagesgrauen mit dem Regierungskutter eine Forschungsfahrt nach Island antreten."

Ich ergriff kurz entschlossen den Schlüssel und drachtete:

"Ein Gelehrter der meteorologischen Station steht zu Ihrer Verfügung!"

Die Antwort lautete:

"Verbindlichsten Dank! Wir legen 12 Uhr 55 Minuten an der Nordspitze von Helgoland an. Ballon Zeppelin."

In begreiflicher Erregung stiegen wir auf die Spitze des Leuchtturmes. Ich suchte mit dem großen sechszölligen Refraktor den Nachthimmel ab und entdeckte bald am Horizonte einen schmalen Lichtstreifen, der sich mit rasender Schnelligkeit unserm Inselande näherte. Er wuchs in wenigen Minuten so an, daß man schließlich die



Brandung in der Nordsee. Nach einer phot. Originalaufnahme von Hofphot. Schensky, Helgoland.

gelingen! Ich war eben im Begriff, zu entschlummern, als hastig an meine Tür geklopft wurde.

"Wer da?"

"Verzeihen Sie, Herr! Professor Grafmann wünscht Sie in einer bringenden Angelegenheit zu sprechen!"

"Ausgerechnet jetzt, um Mitternacht?"

"Ja, er läßt Sie bitten, sofort auf den Leuchtturm zu kommen!"

Ich kleide mich an und eilte aufs Oberland hinaus.

Im Zimmer meines Freundes angekommen, verwies mich sein Famulus nach oben in das Bureau. Ich hörte schon vor meinem Eintreten den drahtlosen Morse eifrig klappern. Professor Grafmann saß davor und las mit gespanntesten Zügen die Depesche.

"Um Gottes willen! Was ist geschehen?"

Keine Antwort! — Endlich erhob er sich und reichte mir den Papierstreifen.

"Du wirst mir nicht böse sein!" entschuldigte er sich.

Ich las: "Ballon Zeppelin aus Höhe über Bremerhaven.

einzelnen Lampen im Vorder- und Hinterschiff erkennen konnte, deren Licht sich in den Glaswänden der Kabinen brach. Am Lauffeile der Verbindungsbrücke schwebte eine große Laterne mit roten Scheiben, die ihr Licht weithin warf. Und über dem allen breitete sich der Rieserleib des Tragkörpers mit seinen zahlreichen Apparaten.

Wir verpackten inzwischen die nötigen Instrumente und ließen sie in die uns jederzeit zur Verfügung stehende Dampfmaschine schaffen, mit der Anweisung, die Maschine sofort unter Kraft zu setzen.

Mittlerweile war die Nachricht auch unter die Bewohner und Kurgäste gelangt. Die Straßen waren bevölkert wie am Tage. Aufgeregt wogte die Menge hin und her. Auf den Dächern der Hotels brannten bengalische Begrüßungsfeuer, und leuchtende Raketen stiegen zischend in die Luft.

Jetzt schwebte der Ballon über Helgoland. Man hörte das Knattern der Benzinauströmungen und das Surren der Propeller. Dann stoppten die Motoren, und eine kleine Weile blieb der Luftries über unserm Hauptern stehen. Graf Zeppelin ließ zum Zeichen des Grußes eine Laterne kreisend schwingen.

Ein kräftiges „Hurra! Hoch Zeppelin!“ erschalle als Gegengruß. Ich eilte an Bord der Finasse und hatte mich kaum eingeschifft, als der Ballon vor mir niederrauschte, langsam und sicher.

Zehn Minuten später war ich an Bord des „Zeppelin“ und erfuhr, daß die Fahrt einem Fluge nach Grönland gelte.

Die Anker wurden gelichtet, die Wasserflüchle ihres Inhalts entleert. Die Spitze des Ballons hob sich aufwärts, und gleichzeitig fingen die Auftriebspropeller an, mit wahnsinniger Schnelligkeit zu kreisen. In zwei Minuten waren wir in einer Höhe von 300 Meter angelangt. Die Motoren begannen ihre Arbeit. Ein leichtes Zittern durchlief das Luftschiff, das Pfauen der Maschine durchschallte den weiten Raum und wir flogen vorwärts. Verhallend klang der Jubel der Helgoländer an unser Ohr. Dann ward es still und tot um uns. Nur das Ausblitzen des Leuchtturmes winkte uns einen leichten Festlandsgruß zu.

Unsere Fahrt ging indes nicht so schnell vorwärts, wie uns unsere Empfindung vorspiegelte. Der Apparat zeigte eine Geschwindigkeit von nur 65 Kilometer die Stunde. Da ich wußte, daß etwa 200 Meter höher eine unserer Fahrt günstigere Luftströmung herrschte, machte ich Graf Zeppelin davon Mitteilung. Er gab auf diesen Hinweis Befehl, den Ballon in höhere Regionen zu heben. Der Druck auf einen Hebel genigte. Die Flügelgeschrauben surrten, und wir waren bald in einer Strömung, die mit unserer Fahrt gleiche Richtung hatte. Um noch vor Tagesgrauen unbemerkt über England hinwegzuziehen, wurden jetzt die Motoren auf Höchstgeschwindigkeit eingestellt. Die Achsen tanzten einen tollen Reigen. Die Schrauben rasten. Der Ballon durchschnitt die Luft mit solcher Geschwindigkeit, daß an der Spitze ein scharfer, pfeifender Ton hörbar wurde. Ich sah auf mein Instrument: 190 Kilometer in der Stunde! — Schauderhaft! — Ein wiederholtes Klatschen an die Ballonwände sagte uns, daß fliegendes Nachtgatter durch den Anprall zermalmte worden sei. Fortwährend stießen sich Möven und andere Seevögel an den starken Scheiben unserer Laternen die Köpfe ein. Der Luftzug war so stark, daß wir hinter der Brüstung des Ballonschiffes Schutz suchen mußten.

Ich bin in rasendem 120-Kilometer-Tempo im Automobil dahingefahrt und habe mich an der Probefahrt einer amerikanischen Schnellbahn beteiligt — aber nie war mir eine Fahrt dämonischer erschienen, als dieser rasende Flug durch die Lüfte. Das Meer unter uns lag da wie eine schwarze Wiese, die sich endlos ausbreitet, ohne Leben, ohne Unterbrechung. Der Luftstrom dagegen machte den Eindruck eines vorüberziehenden Chaos von Nebelfetzen und Wolkenschleiern.

Als wir gegen drei Uhr mit unsern Ferngläsern die Küste von England sichteten, ließ Graf Zeppelin die Lampen verlöschen. So rasten wir in der Finsternis dahin, bis die ersten Sonnenstrahlen die Spitze unseres Ballons in gleißendem Rotgold badeten.

Wir hatten unsern Kurs bisher, wie der Seemann, nach den Sternen gerichtet. Jetzt, da die Nachlichter zu verblichen begannen, waren wir gezwungen, tiefer zu gehen, die schwebende Wolkendecke zu durchdringen, um uns nach dem Bilde der Erde zu orientieren. Wir befanden uns in einer Höhe von 800 Meter. Jetzt ließ der Ingenieur den Ballon bis zu einer Höhe von 400 Meter herabsinken. Wir sahen eine Weile gar nichts, so dicht war der Nebel, so undurchdringlich die Wolkenschicht. Wir hörten nur das Arbeiten der Maschinen, dieser rastlosen, nie ermüdenden und treuesten Sklaven der Menschen.

Jetzt waren wir hindurch. Die Wolken lagen über uns wie ein aus festen Quadern gefügter Plafond. Die Maschinen arbeiteten langsamer. Wir konnten mit Muße Ausblick halten. Die Hochflächen von Schottland breiteten sich unter uns aus mit ihren hohen, ehrwürdigen Ulmen und vornehmen Landsitzen. Wirklich ein

liebliches Bild! Und dazwischen, wie Rosinen in einem Niesentuchen, steckten zahlreiche Dörfer und Städte mit rauchenden Schornsteinen und schwärzlichen Dächern.

Da — was war das? Ein Blitz — ein Anfall, und dicht an uns vorüber schießt etwas pfeilschnell in die Luft empor!

„Sie schießen nach uns! Ballon auf!“ ertönt das Kommando. Wieder kreisen die Auftriebspropeller. Der Riese hebt sich pfauchen und stöhnend, während der Telegraph arbeitet, um nach unten hin Aufklärung zu geben, daß unsere Fahrt friedlicher Art sei und keine feindseligen Absichten verfolge.

Umsonst! Es erfolgt keine Antwort.

Noch ein Schuß! Die Steuerung ist getroffen. Die zerplitterten Metallteile sausen in die Tiefe.

Allmächtiger Gott!

Schaudernd schließe ich die Augen. Da — tracht es zum dritten Male. Ich fühle mich einen Augenblick emporgerissen, dann geht es in die Tiefe, schneller und schneller, lange, lange!

Wann wird der entsetzliche Aufschlag kommen? Jetzt? In fünf, in zehn Sekunden?

Mir stößt das Blut zum Hirn, es saust mir in den Ohren, ich fühle das Klopfen des Pulses im Trommelfell wie Hammerschläge. Da, jetzt ist es zu Ende! Aber nein! Ich habe Boden unter mir und lebe noch, und der Boden ist weich. — Ich fühle um mich: Federbetten, weiche Federbetten. . . . Gleichzeitig wird energisch an die Tür meines Zimmers geklopft.

„Herr, die gesamte Hochseeflotte fährt durch. Sie wünschten gewandt zu sein!“

„Ja, ja, ich stehe gleich auf.“ —

Ich stehe aber nicht auf. Vollständige Apathie hat sich in mir bemächtigt. Ich vermag es auch nicht, zu antworten, als mein Nachbar durch die Tür brummt: „Donnerwetter, Herr! So schweigen Sie doch endlich! Sie phantazieren ja das unglaublichste Zeug zusammen!“

Mitterweile entsteht draußen ein starkes Geräusch wie das Pfauen und Stampfen eines Motors. Lichtreflexe huschen an den Fenstern des Kurhotels blitzschnell vorbei. Schritte werden hörbar, und verworrene Menschenstimmen dringen herauf in die Beletage. Auf den Treppen und Gängen schlürfen eilige Füße über die dicken Läuferstoffe. Sollte es nicht bloß ein Traum. . . . ?

„Die gesamte Hochseeflotte passierte Helgoland.“ hörte ich da einen Vorübergehenden sagen.

Ich richtig! Das wollte ich mir ja auch ansehen!

Ich bleibe aber liegen. Mein Bett geht noch immer auf und nieder im Zweierteltakte.

Oh, diese vermaledeite Seefrankheit!

Unsere Bilder.

Aus Anlaß der Einweihung des nunmehr in allen Teilen fertiggestellten „Stahlhofes“ in Düsseldorf bringen wir auf der Titelseite dieser Nr. eine Abbildung des prunkvollen Gebäudes. — Interessante Versuche, Flüsse mittels gefüllter Kloblöcher und Flüsse, die aus Fässern gebildet sind, zu übersprechen, zeigen die Bilder auf den S. 324/25. — Die grandiose Majestät der Meeresbrandung an der Küste Helgolands veranschaulicht die Reproduktion einer photographischen Aufnahme auf S. 327. — Den Schluß der Illustrationen bildet die Wiedergabe des Denkmals für Johann Gregor Mendel in Brünn. Neue Gebiete erschloß der unermüdetlich Tätige durch seine Forschungen über Kreuzungen und die Versuche, durch künstliche Befruchtung neue Pflanzenarten zu erzielen.



Das dem berühmten Botaniker Johann G. Mendel in dessen Vaterstadt Brünn vor kurzem errichtete Denkmal,

ein Werk des Wiener Bildhauers Theodor Charlemont. Mendel, geb. 1822 in Heinzendorf in Oesterreich, studierte in Wien Naturwissenschaft, wurde 1854 Lehrer an der Oberrealschule in Brünn und 1868 Prälat. Er starb 1884. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiet der Züchtung und Kreuzung von Hybriden (Bohnen, Weizen usw.).

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 42

Sonntag, den 16. Oktober

1910

Wolfdietrich.

(3. Fortsetzung.)

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Mit leuchtenden Blicken sagte Josepha: „Sie haben einen hohen Begriff von der Größe des Menschen“.

„Sie auch,“ entgegnete Wolfdietrich schnell und sah sie an. Ihre Augen bannten ihn förmlich.

„Ich glaube, daß der Mensch viel kann, wenn er will,“ fuhr sie fort, „wenn er sich nur nach den Stimmen seines Innern richtet und sich nicht durch die Welt und was sie denkt, beirren läßt.“

Seine Lippen kräuselten sich verächtlich.

„Sie werden wahrscheinlich nie auf die Idee kommen, sich durch die Urteile anderer beeinflussen zu lassen?“ setzte sie leicht lächelnd hinzu.

„In der Tat würde mir dafür das Verständnis abgehen. Zum Leben gehört Freiheit; ihre Grenzen sind da, wo ich sie mir ziehe.“

„Eberhard sagt, sie sind da, wo die Freiheit des andern anfängt,“ sagte Josepha.

„Das wäre ja eine Beschränkung der Freiheit; ihre Grenzen anderen gegenüber müssen in uns selber liegen,“ rief Wolfdietrich, „ich setze die Grenze für mich da, wo ich will, daß sie sei, wo ich sie als Mensch und als Mann verantworten kann.“

Josepha schwieg.

„Woran denken Sie?“ fragte Wolfdietrich.



Der Hofgarten zu Düsseldorf im Herbstschmuck. Nach einer phot. Originalaufnahme.

„Ich bin nicht immer zufrieden, obgleich meine Ansichten sind wie die Ihrigen,“ sagte sie.

„Zufrieden?“ Er sah nachdenklich aus; dann lachte er kurz und spöttisch. „Wer wäre immer zufrieden! Meinen Sie, mir leuchte das Leben wie ein beständig goldener Strahl, an dem die grauen Staubfäden des Daseins abgleiten wie an einem Spiegel? Aber die dunkleren Momente schwinden wieder, ich stoße sie von mir ab, und das Bewußtsein, daß ich ein freier Mensch bin, erweitert mir oft das Herz in stolzer Freude.“

„Weißt es aber immer so?“

„Warum nicht? Ich kenne nur eine Schranke für mein Leben, den Tod. Doch sprechen wir davon nicht; wir sind am Park, könnten wir nur durch die Hintertür. Aber der Schlüssel hängt in der Schlosshalle.“

„Ich nahm ihn mit.“

„Bravo, damit sparen wir mindestens zehn Minuten. Wir sind überhaupt sehr rasch gegangen, Fräulein von Handeck; wenn wir gewartet hätten, so hätten Sie gewonnen.“

Sie gingen nun harmlos plaudernd durch den Garten. Plötzlich hörten sie den starken Ton einer Glöde. Woldemar sah nach der Uhr. „Erst ein Viertel nach acht. Wird heute zeitiger gestrichelt?“

„Rein, die Glöde zeigt den Beginn der Andacht in der Kapelle des Anfels an.“

„Ah, ich erinnere mich; das war auch früher so. Wollen wir teilnehmen?“

„Ich jedenfalls,“ sagte Josepha.

„Es ist am Ende die beste Verwendung der von uns gewonnenen zehn Minuten,“ sagte Woldemar nachlässig, „treten wir ein.“

Die Hauskapelle war klein und einfach, mit feinen gemalten Fenstern geschmückt; sie enthielt einen Altar mit einem schönen Bilde, davor lag ein Teppich. An einer Seite befand sich ein Harmonium; die Gräfin Kahlenberg hatte davor Platz genommen; an der andern Seite, vor einem Pulte mit aufgeschlagener Bibel, stand Graf Kahlenberg. Die Hausgenossen und die Dienerschaft waren an ihren Plätzen. Es war, ohne einiges Ausschauen zu erregen, nicht möglich, auf die vereinzelten freien Plätze zu gelangen. Woldemar berührte Josephas Arm und bedeutete ihr, ihm zu folgen. Die mit didem Tuch überzogene Tür schloß sich geräuschlos; sie stiegen die Wendeltreppe hinauf, die zum Chör führte. Dort standen einige unbenuzte Sessel; auch hatte man einen guten Ueberblick über die Kapelle, und man begegnete zarter andächtigen Gesichtern.

„Gott ist gegenwärtig,“ sangen sie. Darauf las Graf Kahlenberg aus dem letzten Kapitel des Matthäus; seine ernste, kräftige Stimme klang gut zu den machtvollen Worten, den gröhlichen, die je auf Erden gesprochen worden sind: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“

Die Zuhörer oben lauschten aufmerksam. Josepha kannte die Worte; sie lasen ja auch daheim die Bibel, sie war an ihrer Hand angewachsen, immer wieder aber befreundete sie dies Wort. Sie konnte sich in eine Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade unter die Hand eines anderen nicht finden. Woldemar aber empörte sich darob. Nicht oft drang ein Wort Gottes an sein Ohr; außer Eberhard hatte er keinen Freund, der sich mit Fragen nach Gott und Erlösung abgab; desto gewichtiger schlug die triumphierende, geistbelebte Sprache der Bibel an sein Gemüt. Allein dem Zwange dieser überzeugenden Wahrheit wollte er sich nicht unterwerfen und konnte doch dem gewaltigen Eindruck nicht entgehen.

Dann tönte wiederum der Gesang:

Wir entsagen willig
Allen Eitelkeiten,
Aller Erdelust und Freuden,
Da liegt unser Wille,
Seele, Leib und Leben,
Dir zum Eigentum ergeben.
Du allein
Sollst es sein,
Unser Gott und Herr,
Dir gebührt die Ehre.

Allen Willen einem andern zu eigen geben? entsagen? Woldemar stimmte nicht ein in diese ergebungsvolle Melodie. Zwischen- durch fiel ihm ein, daß er und Josepha sich da oben ausnehmen wie ein Brautpaar. Das stimmte ihn heiter. Er schüttelte den Drud der augenblicklichen Stimmung mit dem verhallenden Tone des Harmoniums ab und trat den übrigen in bester Laune entgegen.

Am Abend desselben Tages fand Woldemar Josepha und Ruth auf der Veranda. Er setzte sich und nahm die ganze kleine Gestalt samt den Umhüllungen auf seine Knie. Sie liebte es sehr, ihren Kopf an seine breite Brust zu legen. Die Liebe dieses Kindes war ihm kostbar geworden; sie umgab ihn weich und warm und gab ihm ein nie gekanntes Gefühl. „Rein, meine kleine Ruth,“ sagte er zu ihr, „der Mensch soll nie sagen: ich muß, sondern: ich will. Durch das Wollen wird das Müßigen aufgehoben.“

„Das gilt doch wohl nur für Männer,“ bemerkte Josepha etwas anzüglich.

Woldemar warf einen Blick auf die stolze, schöne Erscheinung, die so fertig, so abgeschlossen aussah, als könne sie es mit einer ganzen Welt aufnehmen.

„Das gilt für alle freien Menschen, die sich als solche fühlen,“ sagte er unwillkürlich.

„Früher sprachen Sie anders.“

„Man ändert zuweilen seine Ansicht,“ sagte er nachlässig, „was murmelt du vor dich hin, meine kleine Ruth?“

„Ich sagte, daß bei mir erst das Muß kommt und dann, weil es eben nicht anders geht, das „ich will,“ erwiderte sie sanft.

Woldemar strich leise über ihr weiches Haar. „Ja, du bist krank,“ sagte er nachdenklich, „in einem solchen Fall kann ich mich absolut nicht hineinverfehen; ich spreche nur von gesunden Menschen.“

„Es ist dir überhaupt unmöglich, dich in irgend jemand zu verfehen,“ sagte Eberhard, der Arm in Arm mit Margot herbeikam.

„Hältst du das für einen Fehler?“ fragte seine Braut.

„Ja und nein. Es gehört dazu eine so starke Portion Selbstbewußtsein, wie es unser Freund hier allerdings hat. Ein solcher Charakter ist nicht geschmeidig. Es ist ein gut Teil Egoismus dabei, aber man ist, was man ist, ganz. Darum hast du auch nie eine Rolle gut gespielt, wenn wir ein Stück aufführten.“

Josepha nickte. Dafür hatte sie Verständnis; ihr war es von jeher zuwider gewesen, als einstudierter Charakter aufzutreten, und es war ihr auch regelmäßig mißlungen.

„Du bist offener, ich danke dir,“ rief Woldemar lachend.

„Weshalb sollte ich es nicht sein? Als empfindlich habe ich dich noch nie kennen gelernt.“

Josepha hörte stumm. Der nicht empfindlich? Wie oft schon hatte sie ihn so gesehen!

„Ich erinnere mich noch,“ fuhr Eberhard fort, „wie wir als Jungen auf einem der Güter meines Vaters waren; es kamen noch andere Knaben dazu; wir spielten damals immer Szenen aus „Ivanhoe“, der uns begeistert hatte. Du warst stets Ivanhoe, wie er in seiner blauen Rüstung in die Schranken reitet und für die unglückliche Rebekka kämpft; da warst du in deinem Elemente. Nun aber sollte auch die Szene auf Ritter Front de Boeuys Schloß aufgeführt werden. Ivanhoe ist verwundet; er liegt stöhnend auf seinem Lager und soll sich von seinen Freunden hinaustragen lassen.“

Das wolltest du nicht. Wir waren sehr böse, nannten dich eigensinnig, ungeschicklich, Spielverderber; du warst das ja auch alles; es half aber nichts, du warst um keinen Preis zu bewegen, uns den Willen zu tun; du verstandest nicht, leidend zu sein, und schobst den sehr widerwilligen Friedrich König an deine Stelle, solange Ivanhoe krank sei. Später wolltest du deine Rolle schon wieder übernehmen. Es war eigentlich unerhört, aber es geschah. Nachher schenkest du König alles, was ihm unter deinem Spielzeug besonders gefallen hatte, einen Helm, ein Schwert, eine kleine Kamone, ja sogar einen allerliebsten Bubel, der dein besonderer Liebling war.“

„Was sagte er denn dabei, warum er es täte?“ fragte Ruth und drückte sich fester an Woldemar.

„Wahrscheinlich: „Weil ich will,“ erwiderte Eberhard trocken.

„Ein andermal hatten wir Literatur-Stunde bei deinem Hauslehrer; ich war zum Besuch, nahm aber die Stunden mit. Woldemar sollte „Das Lied vom braven Mann“ hersagen. Manche Verse rezitierte er sehr gut; wenn jedoch der Graf erwähnt wurde, der dem Retter des Jolleinnehmers einen Beutel Dukaten bietet, so las er mit einem solchen Hohn, daß der Lehrer mehrfach tabelte. Darauf las er noch schlechter. Der Lehrer wurde eindrucklich, verbat sich solchen Ungehorsam und drohte mit Strafe. Woldemar schwieg ganz. „Weshalb liest du die Worte des Grafen so schlecht?“ fragte der Lehrer. „Weil ich mich seiner schäme,“ sagte Woldemar mit zornigen Augen. „Warum denn? Es war doch brav von ihm, sein Geld zu opfern?“ fuhr der Lehrer prüfend fort. „Daß er nicht selber rettete, war schon eine Schmach, daß er sich aber nicht schämte, dem noch Geld zu bieten, der seine Pflicht tun würde, daran erstickt mir das Wort in der Kehle,“ rief Woldemar. Der Lehrer war klug genug, den Punkt nicht aufs Keuferste zu treiben; er kannte seine Leute.“

„Ja, das Nachsprechen ist nie meine Sache gewesen,“ lachte Woldemar. „Goethe ist mein Mann; der schreibt nur Selbsterlebtes nieder; was er gibt, denkt er, fühlt er, tut er; er ist immer er selbst. Und ich urteile eben auch von mir aus; ich bin an niemand und nichts gebunden, kann mir alles schaffen, was ich will, und darin liegt mein Stolz, mein Glück; mehr brauche ich nicht.“

„Das ist ja recht schön,“ sagte Margot, „aber es kann doch etwas kommen, was die Kraft lähmt, ja vernichtet, und was dann?“

Er sah sie ungläubig lächelnd an.

„Sie können schwach werden, Sie können verdammt sein, viele Jahre lang ein Leben auf dem Siechbette zuzubringen,“ fuhr Margot mit fester Stimme fort, „Sie müssen vielleicht unglückliche Schmerzen dulden, und gegen das alles sind Sie ohnmächtig; denn ein Höherer als Sie hat Macht über Ihren Leib und Ihren Geist.“

Das Lächeln verschwand von Woldemars Lippen, sein Gesicht war fahl anzusehen; es ging wie ein Frostschauer durch seinen Körper. „Dann — dann würde ich dem Tode vorgreifen — ich kann —“

„Sprechen Sie es nicht aus,“ sagte Margot und sah ihn mit ihren hellen Augen gerade an. „Gott kann es so fügen, daß Ihre Hände

jeder Nacht beraubt sind, daß Sie nichts können, was Sie wollen. Und was dann?"

Wolfdietrich hob Ruth von seinen Knien herab, setzte sie sanft in ihren Stuhl und trat auf die Terrasse hinaus. Als er eine Viertelstunde später zurückkam, fand er nur noch Ruth.

"Ich habe auf dich gewartet; ich wollte dir noch gute Nacht sagen," sagte sie mit ihrer klaren Kinderstimme.

Er setzte sich neben sie. "Ruth, sage mir, wie kannst du so heiter sein bei deinen Leiden?"

"Ich habe sehr viel, was mich glücklich macht."

"Aber du bist immer krank, du kannst dich nicht bewegen, wie du willst, du hängst stets von anderen Menschen ab; das ist unerträglich," rief er ungestimmt.

"Siehst du aber nicht, wie gut ich es habe, Wolfdietrich, und soviel besser als andere? Und dann kann ich immer beten. Ohne Gott wäre ich gewiß oft unglücklich und traurig."

"Aber das ist rein lächerlich, Ruth. Wie kann ein so junges Ding irgendeinen Ertrag für ihre Gesundheit finden?" rief er erregt.

"Es ist wahr, ich bin oft ungeduldig; aber ich schäme mich dann auch jedesmal."

"Du schämst dich, wenn dich dein Leiden ungeduldig macht? Nun, Ruth, das ist geradezu kindisch," rief er heftig und sprang auf.

"Nein, es ist die Wahrheit," entgegnete sie sanft.

Er kam plötzlich zurück, kniete vor ihr und sah sie freundlich an.

"Du mußt mich für den abscheulichsten, schlechtesten Menschen unter der Sonne halten, kleine Ruth."

Sie schüttelte den Kopf.

"Wie kann dir an mir nur etwas gefallen?" sagte er wieder.

"Vieles an dir gefällt mir nicht," erwiderte sie ruhig, "du sagst allerlei, was mich betrübt, ich verstehe dich auch nicht immer; aber ich habe dich lieb, und mit der Liebe kann man alles Berkehrte und Mißfällige zudecken."

"Ja, Liebe," sagte Wolfdietrich gedehnt, "das ist ein Faktor, mit dem ich in meinem Leben selten gerechnet habe. Ich gab nicht und ich nahm nicht; da war ich mit diesem nutzlosen Dinge quitt."

Ruth sah ihn ganz erschrocken an.

"Laß nur gut sein," beruhigte er, "wir einigen uns hierin nicht; du gehst vom Empfinden aus, ich vom Wollen; beide Kräfte sind in uns verschieden stark entwickelt, und das führt uns zu ganz entgegengesetzten Zielen. Das ist nicht zu ändern."

"Aber auch der andere Wolfdietrich dachte zuletzt wie ich; da arbeitete er für Gott und tat alles, was der wollte, ihm zuliebe."

"Das sind Märchen," sagte Wolfdietrich ärgerlich, "der wilde, tapfere Ritter gefällt mir viel besser als dein hübscher Vetter, der in der Kapelle auf den Knien rutscht und sich von den Klosterbrüdern einschüchtern läßt."

Ruth antwortete nicht. Sie verstand nicht alles, was er redete; aber sie sah ihn so eigen an, als wollte sie sagen: "Du wirst wohl noch anders, ich weiß, was ich weiß, und ich habe Geduld."

Josepha sah am Abend dieses Tages auf der dritten Posterbant im Fenster ihres Zimmers, das sie mit Ruth teilte. Sie hatte die Lampe ausgelöscht, ihr Haar hing aufgelöst herab, die Arme ruhten auf dem Sims. Ihre Augen starrten in die Nacht hinaus; die schöne Harmonie, die ihren Zügen einen so fesselnden Reiz gab, war gestört. "Ich stehe jetzt vor der Erfüllung meines höchsten Lebenswunsches," dachte sie leidenschaftlich, "was aber, wenn ich krank würde? ist dann alles Glück zu Ende? oder gar bin ich dann nicht allein unglücklich, sondern halt- und ziellos für mein ganzes Leben geworden?"

Fünftes Kapitel.

Die Villa Bella wurde allmählich leerer; die verheirateten Neffen und Nichten mit ihren Familien reisten ab, auch der Urlaub der Vetter neigte sich dem Ende zu. Für die letzten Tage war von den jungen Leuten noch eine Gebirgstour verabredet; auch wollten sie den Genfer See befahren. Von dort gedachten die Vetter, nach Deutschland, Eberhard und Wolfdietrich nach Thun zurückzukehren.

Die Partie war wohl gelungen; eben hatten die Abreisenden auf dem Bahnhofe zu Montreux ihre Plätze eingenommen in dem Zuge, der nach Zürich abgeht.

"Adieu also," sagte Wolfdietrich und sah ungeduldig nach der Uhr. "der Zug sollte längst fort sein. Amüsieren Sie sich gut auf dem Rigi! Viel zu sehen gibt es beim Sonnenaufgang nicht, abgesehen von weißen Nebeln, Wasserlächen, grünen Wiesen und dahinter ein paar Berge. Dabei sind Sie umgeben von der Paradies-Welt Amerikas und aller europäischen Staaten; die Fradische der Kellner umwehen Sie, Rippfächer, Alpenstöcke und Parfums werden Ihnen angeboten, kurz, der ganze Hügel ist kulturbelad wie die erste Hauptstadt der fünf Großmächte. Mich ziehen keine zehn Pferde mehr dahin, am allerwenigsten die Zahnradbahn, dieser Triumph der Erfindungen unter den täglichen Produkten, die dazu geschaffen sind, einem einfachen Sterblichen die Lust an den Schweizer Bergen zu vergällen."

Der Zug ging ab. "So, nun wäre auch diese Reise überstanden," sagte Wolfdietrich, als er mit Eberhard am Ufer des Sees hirschlenderte.

"Hat dir unsere Tour kein Vergnügen gemacht?"

"Im, wenig."

"Bist du blasirt?"

"Niemals. Auf den Garigliano kann ich zwanzigmal steigen, und es macht mir jedesmal Vergnügen; aber hier kommt man ja aus der Zivilisation gar nicht heraus. Der Stieg auf den Eiger war noch das Beste, obgleich man einigermaßen ernüchtert wird, wenn man weiß, auf Myrren stehen zwei große Fernrohre, durch die man jede unserer Bewegungen beobachten kann."

"Dann bist du wahrscheinlich froh, jetzt nach Villa Bella zurückzugehen?"

"Höre, Eberhard, du könntest mir einen Gefallen tun. Laß uns zusammen einmal über den Genfer See fahren."

"Aber wir sind ja eben erst darauf gewesen."

"Geh mir, Eberhard; im Dampfschiff, das ist nichts."

"Du willst im Boote, ohne Schiffer, wir beide ganz allein, und zwar jetzt, heute abend? und was machen wir in der Nacht?"

"Da fahren wir auf dem See, Mensch, in unserm Boote; das ist es ja eben! Das soll ein Vergnügen werden, wie wir lange keins genossen haben."

"Deute nacht kann es aber ein Gewitter geben," sagte Eberhard, auf den Himmel deutend, der bleiern und schwer aussah; "die Wolken hängen an dem Dent du Midi."

"Der Gipfel ist noch sichtbar, da hat es keine Not. Ich glaube an kein Gewitter; wir dachten es alle Tage und täuschten uns jedesmal; so wird auch diese Nacht vorübergehen. Nein, nein, Eberhard, lege mir nichts in den Weg; im Grunde, das weiß ich, hast du Gefallen an einem lustigen Streich, und dieser ist kaum verwegener zu nennen. Störe uns den Spaß nicht durch überflüssige Einwendungen, sondern besorge uns lieber einige Lebensmittel. Ich will indessen das Boot bestellen."

Eberhard ging. Er vermochte es nicht über sich, dem Freunde Opposition zu machen, obgleich sein Verstand ihm sagte, daß das ganze Unternehmen recht unvernünftig sei. Auch hatte Wolfdietrich recht; ein Wagnis machte ihm selber Vergnügen.

"Schöner Abend heute," sagte Wolfdietrich auf französisch zu einem Schiffer unten am See, nachdem er mehrere Boote gemustert und ein ihm passend scheinendes herausgefunden hatte.

"Sehr schön, Monsieur," erwiderte jener, zog die Mütze und kam eilig herbei; "will Monsieur noch eine Stunde fahren?"

"Und wenn es länger wäre?"

"Es zieht ein Gewitter herauf, Monsieur."

"Das glaube ich nicht, ihr seid schlechte Wetterpropheten; ihr habt alle Tage Sturm vorausgesagt, und er ist doch ausgeblieben."

Der Mann zuckte die Achseln und schwieg höflich.

"Ich möchte Euer Boot mieten und mit einem Freunde hinausfahren," fuhr Wolfdietrich fort.

"Auf wie lange, Monsieur?"

"So lange, bis ich es Euch wiederbringe, auf vierundzwanzig Stunden, wollen wir einmal sagen."

"Nein, Monsieur, das kann ich nicht," versetzte der Schiffer entschieden und setzte die Mütze wieder auf; "das Boot ist mein einziges Hab und Gut; es könnte verloren gehen, und das darf ich nicht wagen."

"Verloren gehen?" rief Wolfdietrich wegwerfend; "wenn das Boot verloren geht, müssen wir doch mit verloren gehen."

"Das kann auch wohl sein, Monsieur, es ist gleich Nacht, und das Gewitter bleibt nicht aus, das ist ganz sicher."

"Ich will ja bezahlen, fordern Sie nur, was Sie wollen," rief Wolfdietrich, der mehr denn je entschlossen war, seinen Willen durchzusetzen.

Der Schiffer schüttelte den Kopf.

"Warum nennt Ihr nicht Euren Preis?" drängte Wolfdietrich ungeduldig.

"Er würde Ihnen zu hoch sein, Monsieur."

"Woher wißt Ihr das? Ich bezahle das ganze Boot und was dazu gehört; seid Ihr einverstanden?"

"Nein, Monsieur, das genügt nicht, ich riskiere zu viel. Sehen Sie, das Boot bringt mehr ein, als es wert ist, mein ganzer Erwerb liegt drin. Wollen Sie den mitbezahlen?"

"Seid Ihr mit tausend Franks zufrieden?"

Das Gesicht des Schiffers hellte sich auf. Das war eine hohe Summe, ein Glück, ein Gewinn für ihn; er konnte sich das schönste Segelboot dafür wiederkaufen, und es blieb noch eine stattliche Summe übrig. Wer war dieser Herr, der so mit dem Gelde um sich warf, und warum lag ihm nur so viel an dieser tollen Fahrt, die doch zu keinem guten Ende kommen konnte?

"Herr, wollen Sie es mir schriftlich geben, daß Sie mir das Boot abgekauft haben, damit mich keine Vorwürfe treffen, wenn's ein Unglück gibt?"

"Natürlich," rief Wolfdietrich, riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch, warf ein paar Zeilen darauf und gab es dem Manne.

Der zauderte noch. Ihn dauerte das junge Blut, das sich heute dem Elemente aussetzen wollte, und er hätte das tollfähige Unternehmen gern gehindert. Da aber lehrte ihn jener plötzlich den Rücken und sagte leise: "Wenn Ihr Euch jetzt nicht sofort entscheidet, so wende ich mich an jemand anders; meine Geduld ist zu Ende." Da streckte der Schiffer zögernd die Hand nach dem Scheine aus und sagte: "So nehmt's denn hin, Herr, et Dieu vous garde! Ich will die Ver-

antwortung nicht tragen, aber seht Euch vor, der Lac Léman ist heimtückisch, er hat schon manches Opfer gefordert."

"Laßt's gut sein, Vester, und bemüht Euch nicht weiter mit Euren Warnungen. Macht alles fertig, legt das Segel an den Boden; vielleicht werde ich es gebrauchen."

Nach einer Viertelstunde fand Eberhard den Freund ruhig im Stahne sitzen und eine Zigarre rauchen. So wie er darin war, stieß jener ab, nahm zwei Ruder und drückte ihm die andern in die Hand.

"Du bist fest entschlossen?" fragte Eberhard.

"Wie du siehst."

"Dann also mutig daran! Wir wollen guter Dinge sein und uns freuen an dem Abenteuer," sagte Eberhard, alle Sorge fortwerfend.

Es war auch kaum möglich, sich Bedenken hinzugeben. Der Abend war weich und still, wenn auch drüdend, kein Vogel, kein Blatt regte sich; einzelne Wolken hingen wie festgemauert an der Kette der Alpen, die weiße Spitze des Dent du Midi schimmerte noch immer hell und klar hervor. Nur vereinzelte Menichen schlichen über den Landungsplatz; sie blieben stehen, als das Boot ausfuhr, sahen ihm nach und entfernten sich dann gleichgültig.

Der Nachen war der einzige, der ausfuhr, alle andern lagen festgefettet. Die Brust der jungen Leute schwoll, es war schön, zu zweien dahinzugleiten zu seltsamer Stunde, ins Angewisse hinein. Alle ihre Sinne waren angespannt, eine wunderliche Mischung von Erwartung, Erregung und Lebenslust.

"Der Bootbesitzer hatte wohl nichts gegen eine Fahrt?" fragte Eberhard.

"Er sagte von Gewitter, wie in diesen Tagen viele falsche Prophezeien vor ihm," versetzte Wolfdietrich.

"Hat er dir eine hohe Summe abgefordert?"

"Er hat gar nicht gefordert, ich gab ihm freiwillig, jedenfalls mehr, als ihm zulam," sagte Wolfdietrich kurz. Es schlug neun Uhr in Montreux; sie ruderten schweigend und regelmäßig.

"Wollen wir bis Lausanne oder noch weiter?" fragte Eberhard nach einer halben Stunde.

"Wir werden sehen. Es ist eine Nachtfahrt, wir fahren so lange, bis die Nacht zu Ende ist, landen dann irgendwo, frühstücken und fahren zurück."

"Der Wind scheint sich aufzumachen."

"Das ist uns gerade recht, den können wir gebrauchen."

"Was willst du denn?" fragte Eberhard, als er Wolfdietrich mit etwas Graufarbigem am Boden hantieren sah.

"Wir wollen das Segel setzen; man muß die gute Gelegenheit benutzen."

Eberhard legte die Ruder hin.

"Höre, Wolfdietrich," sagte er ernst, "das Segeln lassen wir, das ist zu gefährlich; du weißt so gut wie ich, wie heimtückisch der See ist."

"Lächerlich, Eberhard, wir wissen doch damit Bescheid."

"Mit dem Segeln vielleicht, aber nicht mit dem Winde, der hier blitzschnell aus einer Vergede kommt, in das Segel fährt und alles mit sich in die Tiefe reißt, ehe man nur Zeit zu einem Rotschrei hat. Was schadet es, wenn wir langsam vorwärts kommen? Unser Vergnügen liegt in der Sache selbst."

"Eberhard, ich kenne dich zu gut, um dir Furcht zuzutrauen."

Ein leises Lächeln flog um Eberhards Mund. "Du hast recht," sagte er ruhig.

"Du willst es also mit mir wagen?"

"Wagen wohl, aber nicht tollkühn wagen, denn das ist nicht recht."

"Davon bringst du mich nicht ab, alter Junge," rief Wolfdietrich und biß die Zähne zusammen von der Anstrengung; denn der Wind wurde stärker, und es war keine Kleinigkeit für einen einzelnen, das Segel zu befestigen.

Eberhard sah zu, ohne sich zu rühren. "Ich bitte dich, Wolfdietrich, vergiß nicht, daß es ohne meine Mithilfe und gegen meinen Willen geschieht, was du da tust, und daß dein die Schuld bleibt, wenn ein Unglück erfolgt. Ich kann dich natürlich nicht zwingen, zu tun, wie ich will; aber ich stehe in diesem Falle nicht für, sondern gegen dich."

"Es ist gut, mein Junge, du brauchst dich gar nicht so deutlich auszudrücken. Es wird mir nicht schwer, die Verantwortung zu tragen; ein jeder tut, was er nicht lassen kann, du so, ich so."

Eberhard sagte nichts mehr, aber er sah ernst aus und warf einen unruhigen Blick nach dem Himmel. Die Spitze des Dent du Midi war ganz bedeckt, die Wolken zogen rascher und rascher vorüber, es waren ihrer viele geworden, man begriff nicht, woher sie im Umfichen gekommen waren. Der Wind schwellte das Segel, das Boot flog pfeilschnell dahin.

Die Freunde hatten die Ruder eingezogen, und Wolfdietrich beschäftigte sich aufmerksam mit dem Segel; Eberhard feuerte. Eine Zeitlang ging es gut; allein es wurde plötzlich sehr dunkel, ein unheimliches Knäuschen ging durch die Luft, sein Echo zitterte grollend aus dem aufgeregten See wider.

"Was ist das?" fragte Wolfdietrich.

"Das Gewitter," sagte Eberhard.

Im nächsten Augenblick zuckte ein greller Blitz aus den schwarzen Wolken, ein heftiger Donnerchlag folgte, zugleich setzte der Wind mit der Geschwindigkeit, wie es seine unheimliche Eigentümlichkeit auf dem Genfer See ist, in die entgegengesetzte Richtung um; er drängte gegen die Segelstange, er versuchte sich in das Segel zu setzen, es gelang nicht. Da riß er zornig und voll Grimm daran, er beugte die Stange, beugte sie tiefer und tiefer, das Holz knachte und ächzte in allen Fasern, es sank, das Segel berührte fast das Wasser, und der Nachen neigte sich mit ihm.

Die Freunde waren beide aufgesprungen; ohne ein Wort stürzten sie zu der Stelle des Unglücks, und versuchten, das Segel zu reffen. Der Wind riß an der Stange, zum Grunde des Sees sollte sie fahren; aber die umklammernden Hände waren wie von Eisen, das Blut drang aus den Nägeln, doch sie ließen nicht nach; in ihnen hieß es: Tod oder Leben! Dabei umgab sie ein Knäuschen und Prasseln, denn der Regen strömte hernieder, die Blitze leuchteten, der Donner folgte, und da — endlich, endlich, es sollte gelingen! Es schien, als lege sich die Gewalt des Windes, die Stange richtete sich langsam auf; die Spitze richtete sich empor, höher, immer höher, aber langsam.

Da, horch, ein Geräusch ertönt von weitem, es braust näher und näher, es vermischt sich so mit dem Donner und Regen, daß die Insassen des Bootes nichts davon vernehmen; all ihr Sinnen ist darauf gerichtet, das Boot gegen den Wind zu bringen. Sie sehen nicht ein nahe, grelles Lichterfunkeln, sie hören nicht das Ungetüm, das schwarz und gewaltig mit Windesflügeln auf sie zuschießt; mit mächtig arbeitenden Schaufeln braust es heran, lauter und lauter. Und der Regen klatscht, der Sturm heult, der Donner knacht, die aufgetürmten Wogen brüllen; es ist, als sei die Hölle losgelassen.

Die Freunde hören nichts, sie sehen nichts. Da ist auch das Ungetüm zur Stelle; wie ein Raubvogel stürzt es sich auf den Nachen, es stößt ihn zur Seite, es braust weiter und verschwindet in der Nacht. Da taucht ein Kopf empor, noch einer.

"Wolfdietrich, bist du es?" ruft eine Stimme. Sie schwimmen nebeneinander hin, sie strecken ihre Hände nach dem Kahn aus, sie schwingen sich hinauf. Ja, es gelingt, sie sind beide oben, beide sind sie gerettet; aber wie gerettet! Allein mitten in der Nacht auf dem umgestürzten Nachen, ohne Ruder, ohne Hilfe auf dem weiten See, der schon so viele hinabgeschlang, nur umgeben von der wilden Flut, die um ihre Füße spielt und oft über sie hinwegschlägt.

Das Gewitter hat nachgelassen, der Donner grollt leise, und nur wie das verlorene Lächeln der Berge zuckt es manchmal über die Alpenkette dahin. Wolfdietrich sieht sich um; seine Glieder sind ihm schwer von Betäubung und Nässe; er entdeckt nichts ringsum. Woher sollte auch Hilfe kommen? Es ist Nacht, kein Dampfschiff mehr in der Nähe; das letzte des Tages ist soeben vorübergefahren, jetzt wissen sie es. Wolfdietrich sieht nach Eberhard; der hat die Augen geschlossen und atmet tief.

"Eberhard, Eberhard!" Er rüttelt ihn. Eberhard öffnet mit Anstrengung die Augen. "Weißt du einen Rat, Eberhard?"

"Aussharren!"

(Fortf. S. 334.)



Vase mit Reflex, ein Meisterwerk Corradinis, im Kgl. Großen Garten zu Dresden.



Kaskaden mit der Herkules-Riesenstatue auf dem Oktogon in Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

Den „großen Christoph“ nennt das Volk die 10 Meter hohe kupferne Nachbildung des Farnesischen Herkules, die den Abschluß der Pyramide auf der Plattform des Oktogons zu Wilhelmshöhe bildet. Dieses Oktogon — ein achteckiger Bau (daher der Name) aus drei übereinander errichteten, 91 Meter im Durchmesser enthaltenden Bogengewölben bestehend — stellt den ältesten Teil der ganzen Schloßanlage Wilhelmshöhe dar. Landgraf Karl ließ diese Partie 1701 durch den italienischen Baumeister Guernieri errichten. Ursprünglich sollte eine fortgesetzte Kaskadenreihe von der Höhe des Karlsberges, dem Blau des Oktogons, bis zum eigentlichen Schloß hergestellt werden, doch ist diese Anlage seinerzeit aus Mangel an Mitteln nicht vollendet worden. Das

Schloß, ein Sandsteinquaderbau in klassizistischem Stil, ist eine Schöpfung der Baumeister S. A. Dury und Zuttow und stammt aus den Jahren 1787—94. Es wurde in der Folgezeit mehrfach erneuert. Vom 3. Septbr. 1870 bis 19. März 1871 wohnte hier Napoleon III. Einen prächtigen Anblick bilden die Kaskaden, wenn die Wasserläufe in Betrieb gesetzt sind. Im Oktogon befindet sich das große Wasserbecken, von dem aus die einzelnen Fontänen, Aquadukte usw. gespeist werden. Die Länge der Kaskaden beträgt 280 Meter, ihre Breite 12—13 Meter; von 40 zu 40 Meter werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Zu beiden Seiten laufen Treppen entlang, die insgesamt 842 Stufen aufweisen. Die Tannenwaldungen links und rechts bilden wirkungsvolle Kulissenartige Abschlässe.

„Wie lange?“ Ja, wie lange! Der Morgen ist noch weit, nur ein Zufall würde sie gegen das Land treiben. Wolfdietrich knirscht mit den Zähnen. So machtlos? er, der Herrscher der Erde? Was Eberhard wohl tut? Der bewegt die Lippen. „Betest du, Eberhard?“ „Ja; es ist der einzige Rat, den ich weiß. Gott allein kann uns helfen; er ist Herr auch der Wasser.“

Sie schweigen wieder. Der kleine Nachen treibt hin und her. Der Wind ist Steuermann geworden und waltet seines Amtes mit zorniger Luft; bald läßt er das leichte Boot auf dem Rücken der Wellen hoch emporsteigen, bald in den Abgrund hinabsinken, und man muß es gelassen lassen, mit offenen Augen seinem Tun zusehen und wehrlos sein.

„Ich will, ich will nicht wehrlos sein, ich kann nicht so untergehen, ich lehne mich dagegen auf, solange ich Atem verspüre.“

So verrinnt die Zeit; wieviel von dem Stundenlaufe der Lebensdauer abgelaufen ist, wissen sie nicht; es gibt Lagen, die kein Zeitmaß kennen. Zuweilen reden sie ein Wort miteinander, um ihre Stimmen zu hören; das geschieht aber selten. Der Sturm läßt nach, die Wellen schlagen ruhiger, das Brausen der Luft und der Tiefe wird schwächer; so kommt es Wolfdietrich vor; allein er fühlt alle Sinne stumpf werden. Er kann sich täuschen; er will seine Wahrnehmung von Eberhard bestätigen sehen und ruft ihn. Keine Antwort.

„Eberhard, Eberhard!“ Keine Antwort. Wolfdietrich wendet sich um; da stult der Körper seines Freundes dumpf auf das Boot nieder, das sie trägt. Er rüttelt ihn, er schreit ihm mit der Kraft der Verzweiflung seinen Namen zu; er bleibt unbeweglich. Kalte Starre durchdringt seinen ganzen Leib. „Er wird tot sein,“ denkt Wolfdietrich, „seiner Eltern Sohn und Margots Verlobter, — aber es ist nicht gewiß.“

Seine Augen durchdringen das Dunkel, bis sie ihm den Dienst versagen; gar nichts ist zu sehen, nichts zu hören — als das Grollen der Elemente.

Da richtet sich Wolfdietrich entschlossen auf. „Soll es denn gestorben sein, so nicht ohne den letzten Rettungsversuch; ich werde nicht untätig mein Schicksal erwarten; ich will mit ihm kämpfen. Entweder zwingt er es, oder es zwingt mich, entweder ich rette ihn, oder ich komme mit ihm um.“

Er zieht ein Tuch aus der Tasche, richtet den starren Körper des Freundes in die Höhe und bindet ihn an sich fest. Er prüft sorgsam, ob die Knoten Bestand haben. Dann setzt er sich gerade auf, breitet die Arme in die Luft und springt hinab in die Wogen, die brausend über seinem Kopfe zusammenschlagen.

„Wann können wir denn Eberhard und Herrn Wildeneichen zurückerwarten, liebe Margot?“

Die Gräfin Kahlenberg tat diese Frage; sie saß vor der offenen Tür ihres Salons, die zum Garten hinausführte. Ruth saß neben ihr in ihrem Stuhle und strickte an einem rosa Kinderstrümpfchen. Sie konnte nie viel schaffen, deshalb dachte sie schon jetzt an die weihnachtliche Armenbescherung. Auch Tante Linchen hatte neben ihr Platz gefunden. Margot und Josepha saßen außerhalb der Tür auf der Terrasse an einem Tische. Sie hatten jede eine Kristallschale vor sich und setzten sie voll Blumen; dabei wetteiferten sie beide in künstlerischem Geschmack; Margot übertraf Josepha in der Sinnigkeit der Anordnung, Josephas Ideen aber waren lähmer in der Zusammenstellung von Kontrakten und Formen.

Die Gräfin las vor; sie hatte sich mit jener Frage in der Lektüre unterbrochen, denn sie sah den Diener in das Wohnzimmer treten, um den Tisch zu decken.

„Sie hätten schon gestern Abend hier sein können,“ sagte Margot; „die Wetter sind mit dem letzten Zuge von Montreux abgereist.“

„Aber das Wetter war schön; deshalb haben sie wohl einen Tag zugegeben,“ meinte Tante Linchen.

Sie sprachen davon, die Rochers de Naye zu bestiegen, um dort den Sonnenaufgang zu sehen,“ sagte Ruth; „Wolfdietrich dachte sich das viel schöner als eine Fahrt auf den Rigi, weil dieser Berg keine Gasthäuser und Fremden hat. Die Aussicht weit in das Berner Oberland soll herrlich sein.“

„Dann haben sie es gut getroffen,“ bemerkte die Gräfin, „das starke Gewitter gestern Abend hat die Luft gereinigt, und die Sonne muß klar aufgegangen sein.“

„Aber wie naß und schlüpfzig war wohl der Weg nach dem Regen!“ sagte Tante Linchen ängstlich.

„Die Straße ist nicht gefährlich,“ versetzte Margot, „wenn sie statt dessen nur nicht auf dem See gefahren sind; Herr Wildeneichen phantasierte davon, wie schön das sein müsse, im Boot statt im langweiligen Dampfschiff darauf zu fahren.“

„Da hat er aber recht,“ sagte Josepha, „ich würde das auch viel lieber tun, und es ist doch keine Gefahr dabei.“

„Nein,“ antwortete Margot zögernd. Ruth sah sie so nachdenklich an, als verstände sie ihr Zögern.

„Heute ist es wieder drückend heiß,“ sagte sie, „ich glaube, wir bekommen noch ein Gewitter.“

„Ich glaube es auch,“ erwiderte die Tante.

Eben trat der Graf, von seinem Spazierritte heimkehrend, ein; ihm folgte der Diener mit der Abendzeitung, in die er sich bald vertiefte, während die Damen sich halblaut unterhielten.

„Schon wieder ein Unglücksfall auf dem Genfer See,“ sagte er plötzlich, „es vergeht doch kein Jahr, daß dort nicht mindestens ein bis zwei Fälle vorkommen.“

„Was ist es denn, Onkel?“ fragte Ruth und ließ ihr Stridzeug sinken.

„Zwei junge Leute sind gestern Abend mit einem Boote ausgefahren ohne Begleitung. Heute Morgen ist das Boot leer und mit abgebrochener Segelstange an das Land getrieben. Ueber das Schicksal der Anfahren hat man noch nichts erfahren.“

Jetzt war es ganz gewitterschwül im Saale. Die Gräfin saß mit gefalteten Händen, Tante Linchen senkte wiederholt, Ruth lehnte sich bleich und ohnmächtig in ihren Stuhl, daß Josepha besorgt zu ihr trat. Margot war aufgestanden, sie ging über die Terrasse und trat nahe an die Mauer, die den Garten von dem See trennte. Eben kam das Dampfschiff an; der Berner Zug war vor einer halben Stunde in Scherzlingen eingetroffen; wer aus der französischen Schweiz kam, fuhr meist mit diesem Zuge. Das Herz war ihr wie zugeschnürt, sie konnte auch nicht lange allein sein; die Unruhe überstieg ihre Kraft, sie eilte zurück.

Eben fielen die ersten Regentropfen, der Diener trug die Kristallschalen hinein, legte Tische und Bänke auf die Seite und schloß die Tür. Der Graf ging selber im Salon von Fenster zu Fenster, um zu sehen, ob sie geschlossen seien. Mechanisch folgten Margots Augen seinen Bewegungen. Es bliete am Horizont, in großen Pausen antwortete ein fernes Donner.

Auf einmal fuhr Margot zusammen; sie hatte den scharfen Ton der Glocke gehört. Nun war es wieder still; dann erkante ein Geräusch von Schritten in der Halle. Ohne daß sie es wußte, stand Margot mitten im Zimmer.

„Horch,“ flüsterte sie und hob die Hand empor; es lag ein Gemisch von tödlicher Angst und hoffender Erwartung in dem einen Wort. Die Schritte näherten sich langsam, sehr langsam, Karl riß beide Flügel auf, so weit er konnte, auf der Schwelle standen Eberhard und Wolfdietrich.

Er hae einen Laut lag Margot in den Armen ihres Verlobten; aber die Tränen, die jetzt unaufhaltsam flossen, zeigten ihr selber erst, was sie ausgestanden hatte. Eberhard war umgeben von den Seinen, um Wolfdietrich weinte niemand, keiner kümmerte sich um ihn und hieß ihn willkommen. Aber doch — Ruths Augen leuchteten ihm voll Liebe entgegen, sie streckte beide Arme gegen ihn aus und, als er herantam, schlang sie sie um seinen Hals und drückte ihn fest an sich.

Allmählich beruhigte sich die Erregung, alle miteinander tauschten Grüße und Händedrücke aus; Margot hatte Wein für die Reisenden herbeiholen und das Abendessen beschleunigen lassen. Sie merkte erst jetzt, wie elend Eberhard aussah, und wie schwer ihn seine Füße trugen; er gab auch zu, recht erschöpft zu sein, und ließ sich willig pflegen. Beide Herren äußerten ihr Erstaunen über den erregten Empfang; ob denn bei den Frauen immer alles auf Ideen und Ahnungen beruhe, fragte Wolfdietrich scherzend.

„Zum Teil ja,“ sagte Margot lächelnd, „aber —“

„Ah so, die Zeitungsgeschichte,“ rief Graf Kahlenberg, „nun komme ich dahinter. Ihr glaubtet, die beiden Herren in dem erwähnten Unglücksfall — doch — wie seht ihr es? Ihr seid doch nicht die Genannten?“

„Ich kenne die Geschichte nicht, lieber Vater, aber wir waren vorige Nacht auf dem Genfer See,“ erwiderte Eberhard. Seine Stimme bebte ein wenig, und seine Hände legten sich noch fester um Margots kleine Rechte, die dazwischen ruhte.

Das Erlebnis war bald erzählt; weder der eine noch der andere war gewillt, die Todesgefahr, in der sie geschwebt hatten, in ihrer ganzen Wahrheit zu schildern; allein auch bei der größten Schonung sprachen schon die nackten Tatsachen so erschütternd, daß kein Auge trocken blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Was für ein Keil, was für ein Hammer, was für ein Mauerbrecher ist ein Mann von Ernst, von Energie und Festigkeit! Jeder sollte dassehen als Verkörperung einer völlig unwiderstehlichen Kraft. Thoreau.

Volle Becher und Herzen brauchen nur den kleinsten Anstoß, und sie gehen über. J. St.

Freunde sind schneller vergessen als Feinde.

Spiegel taugen nichts, wenn man zu spät hineinsieht.

Die besten Jahre kommen, wenn die guten fort sind.

Ein Hindernis.

Skizze von M. Ederström.

(Nachdruck verboten.)

Es ist in einem sehr kleinen Salon, einem Zwischending von Salon und Arbeitszimmer. Die Einrichtung ist solide und elegant. An dem Fenster stehen ein paar bequeme Stühle; es ist hochparterre, und man hat infolgedessen eine vorzügliche Aussicht über die Promenade.

Zwei Damen sitzen an dem Fenster. Die eine ist Fräulein Fanni von Nagoting, blond, nicht mehr ganz jung, in Visitentoiilette, die gewohnte Stockholmer Straßensfigur, das heißt recht lang und schlank, etwas steif, sehr sicher, und mit einer gewissen unpersönlichen Keckheit gekleidet, die den Männern gefallen soll und es vielleicht auch tut. Die andere ist die Frau des Hauses. Sie trägt eine nette Hausbluse und einen vorjährigen schwarzen Kostümrock mit Applikationen. Die Freundin betrachtet sie und findet, daß sie eigentlich im Hause viel besser und eleganter aussieht als außerhalb. Aber sie sagt es nicht; wer klug ist, behält seine Ansichten für sich. — Auf einem kleinen Tisch steht ein Tablett mit Teetassen, Gebäck und einer kleinen Wein-Paraffelampe, die aber unberührt ist. — „Noch eine Tasse, Fanni?“ fordert Frau Dagmar auf. — „Nein, danke, so gut er auch ist.“ Sie blickt aus dem Fenster auf das lebhaftes Getriebe unten. Die Unterhaltung war während einer halben Stunde recht angeregt gewesen, nun beginnt sie abzulaufen. Die beiden sehen sich nicht oft. Sie waren Spielgefährtinnen gewesen, haben sich dann aber immer seltener getroffen. Nun lag ein ganzes Jahr dazwischen. — „Es war lieb von dir, einmal heraufzukommen,“ begann Frau Dagmar wieder. „Du es nur recht bald wieder.“ — „Ja, gern, liebe Dagmar.“ Und sie lächelten sich eine Weile an. — „Seine alten Freunde vergißt man nicht. Wir beide haben ja auch eine Menge Angenehmes gemeinsam erlebt.“ — „Ja, wenn ich an die Zeit denke!“ Eine Pause voller Erinnerungen. Beide Gesichter lächeln, und jedes verbirgt die Erinnerung an ganz verschiedene Dinge. . . . Da geht auf der Straße unten eine auffallend stattliche Dame vorüber. — Fanni erwacht und ruft: „Sieh doch, Frau Kjelson! Die ist nun geschieden. Ich traf sie in diesen Tagen, es war mir sehr peinlich, ich wußte gar nicht, ob ich sie begrüßen sollte.“ — „Ob du sie grüßen solltest? . . . Du kennst sie ja.“ — „Kenne sie, ja, aber sehr oberflächlich. Und das ist doch jedenfalls ein Grund, zu brechen. . . gewissermaßen zu brechen mit . . .“ — „Mit ihrem Manne unstreitbar. Aber doch kaum mit jemand anderem.“ Frau Dagmar sagte es nicht ohne Schärfe. Sie hält ihre Lebensanschauungen für sehr freisinnig und bemüht sich, auch unter ihren Freundinnen dahin zu wirken. — „Nun ja, liebe Dagmar,“ antwortet die andere, ohne sich beirren zu lassen, „so mußst du es nicht auffassen. Du weißt, wie die Leute denken, und zu Hause sind sie überdies so konservativ.“ — „Zu Hause, mein Kind! Du bist ja doch 25, 30 Jahre jünger als die zu Hause, das heißt als Vater und Mutter, und du willst doch wohl eine modernere Art Mensch sein.“

„Moderner Mensch,“ antwortete Fanni etwas pikiert, „das ist auch solch ein Schlagwort. Und weißt du übrigens, ach nein, ernstlich, ich glaube wirklich, ich bin durchaus kein moderner Mensch.“

Es ist plötzlich etwas Ernstes in ihren Ton gekommen. Und nach diesen Worten schweigt sie jäh und blickt gerade vor sich durch das Fenster, ohne jedoch das Straßenleben zu verfolgen. Drei schöne junge Leute in hellblauen Uniformen gehen vorüber — sie sieht sie nicht. . . . Frau Dagmar betrachtet ihre Freundin gespannt, sie forscht in ihrem Gesicht, als sähe sie es zum ersten Male, und als wäre es nicht das uninteressante und alltägliche Gesicht ihrer alten Fanni.

„Warum sagst du das so?“ fragt sie vorsichtig.

Sie hat nie eine hohe Vorstellung gehabt von den Konfliten, die sich in Fannis Wahrnehmungssphäre zuspitzen könnten. Weibliche recht und schlecht, hatte sie gedacht. Noch unverheiratet, was sehr erstaunlich war, wenn man bedachte, daß sie ein kleines Vermögen besaß und eine gehörige Reizung zum Flirt in aller Ehrbarkeit. Sie tanzt gern, gehört einem Tennisclub an und spielt auf Salonbühnen mit Erfolg die junge Witwe — sie ist wie dazu geschaffen, einen Verheirateten zu heiraten. Aber sie ist 30 Jahre alt und wirklich noch zu haben. . . .

Kann das etwas mit ihrer soeben gemachten Andeutung zu tun haben?

Frau Dagmar beugt sich vor, streicht mit der Hand über Fannis Antlitz, faßt ihre Fingerspitzen und sagt wohlwollend:

„Willst du mir nicht erzählen? Es tut stets gut, von sich selbst zu erzählen.“

Und Fanni ist nicht abgeneigt.

„Liebe,“ sagt sie und lacht ein wenig nervös, „es ist eine lächerliche, eine ganz lächerliche Geschichte, und du bist wirklich die Einzige. . . ich weiß ja von früher her. . .“

„Ja, ja,“ antwortet Dagmar und drückt immer und immer wieder ihre Fingerspitzen.

„Ich weiß ja von früher her, daß ich mich auf dich verlassen kann.“

„Ja, gewiß. Nimmst du vielleicht doch ein Glas Wein?“

„Ich bekomme so leicht eine etwas rote Nase.“

„Einen Schluck nur.“

„Nun ja, einen Schluck. Danke!“

Sie stoßen miteinander an und sehen sich an, während sie austrinken. Frau Dagmars Augen strahlen vor Freundlichkeit.

„Es ist nicht etwa Neugier, weißt du. . .“

„Nein, nein, das weiß ich.“

Und Fanni zieht nun langsam den weichen schwedischen Handschuh von der linken Hand und entblößt eine ganze Reihe schöner Ringe.

„Du hast da einen neuen, glaube ich,“ sagte die Freundin interessiert.

„Den da,“ antwortet Fanni gleichgültig. „Ja, ich habe ihn mir selbst gekauft, ich bin vernarrt in Ringe, wie du weißt.“ Doch gleichzeitig läßt sie einen, zwei, drei von den Ringen in den Schoß gleiten und zeigt einen schmalen, kleinen Goldreif, der allein auf dem Ringfinger steht.

Ein ganz einfacher, kleiner, goldener Ring, schmal wie ein Draht. . . Er war vorher gar nicht zu sehen gewesen.

„Was ist denn das?“ ruft Frau Dagmar.

„Der? Ja. . . Dagmar, sag, erinnerst du dich des Winters vor fünf, sechs Jahren, als ich in Paris war? Niemand wußte, weshalb ich damals eigentlich fortging; es hieß, um mich zu amüsieren, und ich amüsierte mich ja auch. Aber der wirkliche Grund, den niemand, nicht einmal du, erfahrene, — der war, daß ich verliebt war! Ich floh.“

„Verliebt?“ — „Ja, verliebt. Es ist fast seltsam, sich daran zu erinnern,“ sagte sie träumerisch. „Ich weiß nicht, wie ich es über die Lippen bringen soll, dir zu sagen, in wen. . . in wen. . .“

„In wen du verliebt warst? Herr Gott, soll ich raten?“ — „Nein,“ und sie lächelt flüchtig. „Du errätst es doch nie. Ich will es dir nur lieber gleich sagen. Es war ein einfacher Matrose, Liebe. Ein Matrose.“

„Aber Fanni!“ — „Ja, du sagst: Aber, Fanni! Das sagte ich selbst. Schwester Liese und ich beschloßen eines Abends, uns zu kostümieren und mit unserem Hausmädchen, einem sehr lustigen Ding, zum Ball zu gehen. Wir waren unserer gewöhnlichen Bälle und Herren müde, lehten uns nach etwas anderem, Neuem. . . und da traf ich ihn.“

„Den Matrosen?“

„Ja.“

„Ach, du, erzähle, erzähle!“

Fräulein Fanni seufzt:

„Ja, es klingt wie ein Märchen, aber es ist wahr.“

Sie lächelt schwach. „Vielleicht das einzig Romantische in meinem Leben. Wir tanzten und plauderten den ganzen Abend und verabredeten ein Rendezvous für den nächsten Tag.“

„Habe ich je dergleichen gehört! Ein Rendezvous? Und wie verhieltst du dich?“

„Ich fuhr fort, meine Rolle zu spielen,“ sagte Fanni. Sie hat die Augen halb geschlossen und lehnt sich in den Stuhl zurück, nun ganz in ihren Erinnerungen lebend. „Ja, wir trafen uns, und dann noch einmal und noch einmal. Ich weiß nicht mehr, was ich zu Hause vorgab, ich ging abends fort, um ihn zu treffen. Wir streiften nur in entlegenen Straßen umher, und einmal waren wir weit draußen in einem Café und tranken Grog; es war kurz vor Weihnachten. . . Anfangs faßte ich es als einen Scherz auf, und es amüsierte mich, zu beobachten, wie solch ein Bursche sich beim Hofmachen benimmt, aber dann. . . ja, liebe Freundin, du wirst es nicht glauben! Ich hatte ihn gern. Man bildet sich ein. . . aber du ahnst es nicht. . . In diesen wenigen Begegnungen waren wir vertraut geworden wie alte Bekannte; nie zuvor hatte ich so mit einem Menschen gesprochen. Er war auch so zurückhaltend und respektvoll, keineswegs gewöhnlich oder roh. „Darf ich Sie küssen, Fanni?“ fragte er. Ich hatte ihm meinen Vornamen genannt. „Nein,“ antwortete ich, und er bat nicht mehr, obwohl ich sah, daß es ihn betrübte. Aber gleichzeitig gefiel es ihm wohl auch, daß ich ein so braves Mädchen war. . . Nun wohl, als wir zum vierten Male zusammen waren, warb er um mich.“

„Warb um dich? Ist das interessant! Wie warb er, wie wirkte ein Matrose, Liebste?“

„Er warb um mich! Das vergesse ich nie. Er war ja nicht der erste, der um mich warb, aber so habe ich noch nie zuvor empfunden. Seine Stimme. . . ich erinnere mich, daß ich geweint habe. Wir gingen durch die Götigatau auf dem Wege zur Schleuse hinunter, ich wollte nach Hause — und er faßte mich unter. Du wirst es nicht glauben. Du findest das natürlich romantisch, närrisch, verrückt — ein Matrose, den man auf einem Ball kennen gelernt hat, zu dem man mit seinem Hausmädchen gegangen ist. . . und. . . doch jedenfalls war es so.“

„Nun, Fanni, und weiter?“ sagt Frau Dagmar sanft, als die andere eine Minute schweigt und in Gedanken verfunken scheint.

„Ja. Ach, ich hatte natürlich nicht den Mut, ihm an jenem Abend die Wahrheit zu sagen. Ich ließ ihn sprechen und fühlte mich seltsam glücklich, indem ich ihm zuhörte. Er schien so froh — und so gut. Ich dachte, daß ich sicherlich glücklich mit ihm geworden wäre. Alles schien mir möglich, das Unmöglichste schien mir für einige wenige verwirrte Minuten natürlich. Ich dachte an andere Männer, die ich hätte heiraten können. Glaube nicht, daß ich renommieren, ich hatte

wirklich einige Freier . . . und ich glaubte, daß ich nur hier ein ruhiges, freundliches Glüd hätte finden können . . . Doch am nächsten Tage hatte ich mit mir selbst beraten, und ich ging hinunter zur Steppenhof, wo wir uns treffen wollten, und sagte ihm alles. Das war ein entscheidendes Moment. Alles, Dagmar, meinen Namen, Papas Namen — und ich sagte ihm auch, daß ich ihn trotz alledem gern hätte."

"Und er? Weißt du, ich beginne die Sache wirklich rührend zu finden." — "Er antwortete nicht viel. Ich glaube, er war sehr verzweifelt. Er nannte mich sofort Fräulein."

"Behalten Sie den Ring, Fräulein," sagte er, den hatte ich am Abend zuvor von ihm erhalten, — "und ich komme vielleicht eines Tages zurück. In zwei Wochen bin ich frei, und dann gehe ich nach Amerika." Er machte Honneur, sagte mir Adieu und ging. . . Ich schrieb ihm, denke dir, ich schrieb wirklich, bat ihn, mir zu verzeihen, und versicherte ihm, daß ich ihn nie vergessen würde. Der Ring war von seiner Mutter oder Großmutter, und den behielt ich. Gleich nach Weihnachten reiste ich nach Paris. . . Damit war die Geschichte zu Ende." — "Und nichts weiter? Du hast nie wieder von ihm gehört?" Frau Dagmar senkt die Stimme, als rede sie von etwas Heiligem. Sie ist wirklich ergriffen, doch noch mehr leidenschaftlich interessiert. "Nun? . . ." — Fanni antwortet nicht gleich. Sie zupft an ihren Handschuhen. Plötzlich blickt sie auf, sieht der Freundin forschend gerade ins Gesicht und sagt in verändertem Ton: "Ja, ich habe wieder von ihm gehört. Jetzt? — Jetzt? Was sagst du?"

— "Jetzt. Er ist aus Amerika zurückgekommen." Frau Dagmar mußte aufstehen und durch das Zimmer gehen. Das übersteigt denn doch ihre Erwartungen.

"Reich vielleicht?" wirft sie hin. "Ja, man kann sagen reich." — "Und wirbt vielleicht wieder um dich?" — "Ja, wirbt wieder um mich."

"Du großer Gott, ich weiß nicht, wie mir ist! Liebe, liebe Fanni, sag' schnell, ist er noch immer entzückend?"

Doch ein unergründliches Lächeln liegt nun über Fräulein Fannis Anlich und macht es unmöglich, die Antwort vorher abzulesen. Nach einer gehörigen Weile der Bein für die andere fährt sie jedoch fort, und nun ist sie wieder dieselbe wie zu Beginn ihres Besuches, eine elegante Stodholmerin, die aus eigenem, freiem Willen noch „zu haben" ist:

"Ja, denke dir, gestern sahe ich allein zu Hause. Ich höre es klingeln, und das Mädchen meldet mir, daß ein Herr mich sprechen möchte. Das ist er! Das ist er! Er ist ein wenig stärker geworden, ganz gewiß, ja, ein Herr, von dem man gleich sagt: Das muß ein Schwedisch-Amerikaner sein. Ein bißchen prahlerisch, du weißt, was ich meine! Ich kann dir nicht sagen, wie peinlich ich das empfand. Und dennoch — als er zu sprechen begann, war doch auch wieder etwas von dem alten Gefühl da. Seine Stimme, seine guten, schönen Augen, das alles, was mich in diesen Jahren immer wieder an ihn hat denken lassen. . . Ich sollte mit ihm ins Ausland gehen, bat er, ich müßte allerdings nachsichtig mit ihm sein, er wäre ja ein simpler Mensch (das wiederholte er unaufhörlich), doch er wolle sich in allem nach mir richten. Und er wäre vermögend, wir würden gut leben können. . ."

"Nun?"

"Er blieb lange, es war so merkwürdig. Ich konnte nichts antworten. Ich werde ihm morgen meine Antwort geben."

Morgen. Es wurde still im Zimmer. Frau Dagmar überlegt nervös, was sie zu Fanni sagen soll. Fanni will also morgen ant-

worten? Ein moderner Mensch, klingt es in Frau Dagmars Ohren. Sie will ihr gern raten; das Bewußtsein einer Verantwortung arbeitet sich in ihr durch, doch sie findet kein Wort. Sie murmelt:

"Es würde ja jedenfalls außerordentliches Erstaunen erregen. . ."

Doch gleichzeitig hat sie ihre Richtung gefunden: Freijimm unter jeder Bedingung!

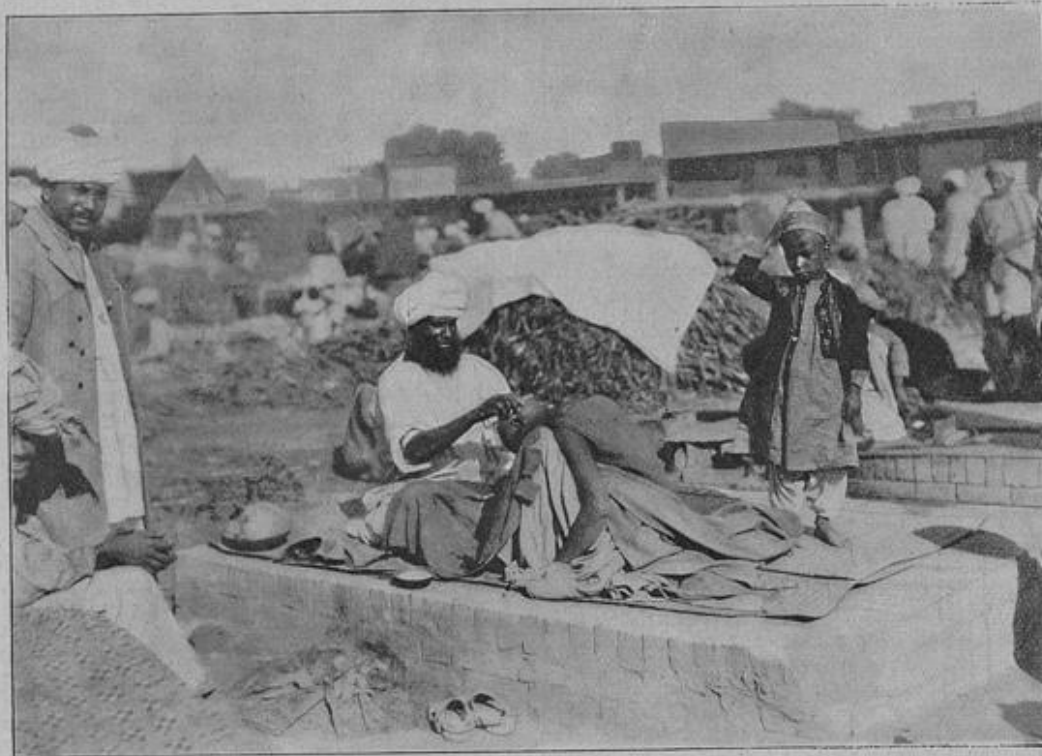
"Du hast ihn ja lieb," sagt sie entschlossen und sieht die Freundin fest an. Es ist ihr, als stehe sie vor einem Kampf, mutig, bestimmt, als eine, die nicht verrät. Wenn Fanni Torheiten begeht, wird sie sie nicht im Stich lassen; vor der ganzen Welt wird sie ihre Partei nehmen, und man soll von ihr, von Frau Dagmar, nicht sagen, daß. . . — Doch Fanni ist in ihrem Stuhl plötzlich wieder zusammengesunken:

"Erstaunen, ja, ob es Erstaunen erregen würde! Stelle dir doch nur vor, wo ich auch über die Straße ginge, würden die Leute davon reden, hinzeigen, sich umdrehen, sich wundern, mißbilligen und lachen. Es ist nur fünf Jahre her, daß er hier Matrose war. . . ich kenne alle seine Vorgesetzten. Aber das ist es nicht — das nicht nur — es ist absolut unmöglich, ich kann es nicht! Mich mit einem Manne verheiraten, der zu seinem Alltagsrod mitten am hellen Vormittag große Brillanten im Vorhemd trägt!"

"Große Brillanten im Vorhemd?"

"Ja." Dann erhebt sie wieder den Kopf.

"Weißt du, ich bin froh, daß ich davon gesprochen habe. Ich bin nun klarer darüber. Es gibt nichts Schlimmeres, als allein mit einer Sache fertig werden zu wollen, das verwirrt das Urteil. Und bewahre nur mein Geheimnis, laß niemand ahnen, daß ich vielleicht nahe daran war, die größte Torheit zu begehen! Nein, siehst du, diese Brillanten!" Sie reicht Dagmar mit einer abbitten-den Gebärde die Hand. Diese brüdt sie verständnisvoll. Sie sehen sich an — und plötzlich sinken sie sich ungestüm zu gerührt, um



Der Stadtbardier in Peshawur (Indien) bei der Arbeit.

Phot. H. Kester.

in die Arme und bleiben eine lange Weile so stehen, noch ein Wort sagen zu können.

Unsere Bilder.

Der Hofgarten zu Düsseldorf in Herbstfarbenpracht — ein entzückender Anblick für jeden Naturfreund! Eine der schönsten Partien aus diesem Gartenbildl mitten im Leben der modernen Großstadt enthält das Titelbild dieser Nummer. Noch ist der Blätter-schmuck an den Bäumen zum großen Teil erhalten, und auch die weiten Rasenflächen haben noch nicht die dunkelbraune Farbe des Weltens und Vergehens angenommen. — In einen ebenfalls sehenswerten Park, in den Kgl. Großen Garten zu Dresden, führt das nächste Bild, S. 332. Es zeigt auf dem dunkeln Grunde der Jahrhundert alten Alleen eine der berühmten großen Vasen von der Meisterhand Corradinis. Im Hochrelief herausgearbeitete Figurengruppen umziehen das Mittelstück der Vase, deren oberer, weit ausladender Rand mit einer geschlängelten Jungfrau und einem reizenden Kinde geschmückt ist. — Zum Schluß ein Bild aus dem Orient, aus Indien. Die Illustration zeigt den „Stadtbardier von Peshawur", der Hauptstadt der nordwestlichen Grenzprovinz nach Afghanistan zu, bei eifriger Tätigkeit. Entsprechend den religiösen Vorschriften der Eingeborenen müssen diese sich den Kopf glatt rasieren lassen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 45

Sonntag, den 25. Oktober

1910

Wolfdietrich.

(4. Fortsetzung.)

Roman von W. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Jeder wußte vom andern nur Gutes zu sagen; wenn Wolfdietrich mit rücksichtsloser Geradheit erklärte, daß er an allem allein die Schuld trage, daß Eberhard nur gewarnt habe, so schilderte dieser seine Rettung durch den Freund, ohne den er verloren gewesen wäre.

„Wie konnten Sie ihn überhaupt so lange tragen?“ fragte Margot mit nassen Augen.

„Das frage ich mich selbst, Gräfin Margot; ich schwamm und schwamm, ich muß bekennen, ohne viel davon zu wissen, ich hatte nur den Gedanken: Du mußt Hände und Füße bewegen, sonst seid ihr verloren. Ich weiß auch nicht, wie lange es dauerte, bis ich wieder

festen Grund unter mir fühlte; ich bin überzeugt, wir waren schon längst in der Nähe des Ufers, aber bei der Finsternis hätten Stunden vergehen können, und wir hätten das nicht gehaut.“

„Und dann wurden auch Sie besinnungslos?“

„Nein; ich merkte, daß ich im Begriff war, es zu werden; aber Eberhard war ohnmächtig; so raffte ich alle Kräfte zusammen und rüttelte und rieb ihn, so gut ich vermochte.“

„Ja,“ sagte Eberhard, „man nennt das meist die Kraft der Verzweiflung; du würdest sagen, es war die Kraft des Willens, ich erkläre es als die Kraft eines höheren Willens als meines eigenen, der, dir



Am Start zum Berliner Armeegepäck-Wettmarsch mit 60 Pfund Belastung über 50 km.
An dieser sportlichen Übung, die zum 6. Male abgehalten wurde, beteiligten sich insgesamt 215 Personen, darunter 60 Soldaten.

unbewußt, durch dich wirkte. Ich erwachte. Nach kurzer Zeit kamen Arbeiter, die uns zu einem Obdach verhalfen, wo wir uns endlich unserer nassen Kleider entledigen konnten, aßen, tranken und die übrige Zeit bis zum Abgang des Tages schlafend zubrachten."

"Ich wünsche mir nicht, Wolfsdietch noch einmal zu sehen wie in dem Augenblicke meines Erwachens," sagte Eberhard später zu Margot; "sein Gesicht war entsetzlich, wie das eines Toten, recht unhelmlich. Wenn ich es nicht gesehen hätte, würde ich es nicht für möglich halten, daß man so eisernen Zwang über seinen Körper ausüben kann. Seine Augen waren ohne jeden Ausdruck auf mich gerichtet, während die Finger mit starkem Druck mir den Körper rieben."

Für heute war's genug an dem Erzählten; die erregten Gemüter durften nicht durch fortgesetzte Schilderungen der ausgestandenen Gefahr noch mehr gereizt werden.

Nach dem Abendessen begab man sich in den Saal zurück. Das Gewitter war indessen ganz herausgezogen, ringsum zuckte und flimmerte es, der Himmel schien oft ein Flammenmeer, das Donnerrollen hörte nicht mehr auf.

Wolfsdietch trat zu Josepha, die unverwandt in das leuchtende Schauspiel blickte. Schweigend sahen sie beide darauf hin; der Anblick war es wert. Der grünlich schimmernde See ging hoch, die Wolken jagten am Himmel, und der Sturm segte durch die Bäume, daß sie krachten.

"Sie lieben ein Gewitter, Fräulein von Hande?"

Sie hob die stahlblauen Augen so leuchtend zu ihm auf, daß es ihn wie elektrische Funken durchzuckte. "Das ist mein Lebenselement; jeder Blitzstrahl durchströmt mich wie reinigendes Feuer."

Sie sagte das mit eintöniger Stimme, ohne jeden Nachdruck; aber er hörte mit Wonne die gehime Leidenschaft heraus. Nie hatte er sich ihr so nahe verwandt gefühlt wie in diesem Augenblicke; bei ihren Worten klangen mächtig in ihm dieselben Gefühle an, daher bebte seine Stimme, als er erwiderte: "Ja, so ist es, Sie haben auch meiner Seele mit der Ihrigen heute die Sprache verliehen. Waren Sie je bei einem Gewitter im Freien?"

"Ja, mehrmals," und wieder traf ihn einer jener leuchtenden Blicke.

"Gestern war es noch gewaltiger," fuhr Wolfsdietch fort.

"Ja," sagte Josepha, "der Sturm war heftiger."

"Sie waren noch auf?"

"Ich stand am Fenster meines Zimmers, bis er vorüber war."

"Konnten Sie nicht schlafen?" fragte er schnell.

"Nein, das Gewitter hatte eine zu starke Anziehungskraft für mich."

"So, das Gewitter," wiederholte er enttäuscht, "dachten Sie gar nicht an uns?"

"Ich wußte ja nicht, daß Sie sich auf dem Wasser befanden."

"Das ist wahr, sonst hätten Sie sich doch wohl etwas geängstigt," sagte er beruhigt; "nicht wahr, das wäre Ihnen nicht einerlei gewesen?"

Sie schauderte. "Einerlei? halten Sie mich für gefühllos? Es wäre entsetzlich gewesen, hätte das Schlimmste Sie getroffen. Denken Sie doch, Margot und meine arme Tante und der Onkel —"

Er lächelte etwas spöttlich. "Ich frage es Ihnen nicht nach, daß Sie um mich wenig Leid verspürt haben würden. Wie sollten Sie auch dazu kommen? Ich habe Ihnen wahrlich keinen Grund gegeben, mein Verschwinden aus Ihrem Gesichtskreise zu bedauern. Sonderbar, nicht wahr, daß ein Mensch wie ich über einige Dinge sich noch Illusionen macht, zu denen er absolut keine Berechtigung hat, ja, Illusionen, deren Verwirklichung er nicht einmal wünscht. Ich gebe nicht und nehme nicht, damit bin ich bis jetzt am besten durch die Welt gekommen."

"Ich verstehe nicht," sagte Josepha. Es war eine ganz natürliche Antwort, denn er hatte aufgereggt und wuschelnd geredet.

"Ah, ich vergaß, ich sprach kürzlich mit Ruth davon; Sie waren nicht dabei, es tut aber nichts."

"Wie blaß Eberhard aussieht!" bemerkte Josepha ablenkend, "die Fahrt hat ihn furchtbar angegriffen."

"Ich dachte, er wäre tot," sagte Wolfsdietch und ballte die Fäuste, "ich wäre allein schuld daran gewesen, ich allein. Wenn er nicht zum Leben erwacht wäre, so hätte ich meine Spur vom Erdboden vertilgt."

Josepha nickte. Sie wußte genau, daß er so und nicht anders gehandelt haben würde.

"Ich finde es feig, wenn sich ein Mensch das Leben nimmt," sagte sie ruhig.

"Ja, im allgemeinen," entgegnete er geschäftsmäßig, "wenn man es nämlich tut aus beleidigtem Ehrgefühl, aus Liebesnot oder um sich einer Strafe zu entziehen. Es gibt aber Fälle, in welchen ein Mensch gern weiter leben würde, weil es ihm gefällt auf Erden. Dieser soll sich als Strafe an sich selbst für ein Unrecht, welches sich dem Gesetze entzieht, eigenhändig das Leben abschneiden."

"Ich halte Ihre Ansicht für falsch, Herr Wildeneichen."

"Sie mag auch falsch sein, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, ich würde im vorliegenden Falle gehandelt haben, wie ich sagte."

"Ich glaube Ihnen."

"Das freut mich; Sie halten mich also für aufrichtig; es wird Sie wundern, gnädiges Fräulein; aber in der Tat, Ihre Meinung ist mir nicht gleichgültig."

"Ich bin doch nur eine Frau, Herr Wildeneichen."

"Das ist der Pfeil, der mich verwunden soll," rief er lachend, "und das Schlimmste ist, daß ich ebenso spreche wie Sie: sie ist nur eine Frau. Höflich ist das nicht, aber wahr, eine Wahrheit, die mich überrascht, für Sie aber im Grunde eine Schmeichelei ist."

"Spüren Sie keine Ermüdung, Herr Wildeneichen?" fragte Graf Kahlenberg vom anderen Ende des Zimmers her; "das Gewitter beruhigt sich, und wir können uns unbesorgt niederlegen."

"Wenn Sie gestatten, so rauche ich hier unten noch in aller Gemütslichkeit meine Zigarre."

"Sie sind unverwundlich," sagte der Graf lachend.

"Ankraut vergeht nicht," erwiderte Wolfsdietch erheitert.

Am nächsten Morgen ging Wildeneichen an einem Gartenpavillon vorüber, der auf einer Erhöhung stand und Schutz gegen Regen und Wind gewährte; als er Josepha dort sitzen sah, trat er ein.

Sie hatte verschiedene Bücher vor sich auf dem Tische liegen; ein Heft war vor ihr ausgebreitet, worin mit Bleistift allerhand anatomische Abbildungen gezeichnet waren. Es hatte erst den Anschein, als wolle sie das Heft bei Wolfsdietchs Eintreten verbergen; dann zog sie die Hände zurück und grüßte etwas stolzer als gewöhnlich. Er verstand ihre Verwegung; sie will mir zeigen, daß sie sich ihres Studierens nicht schämt, dachte er, aber wieder war er tief empört. Wenn es ihn nicht gereizt hätte, gerade jetzt, wo sie sich stolz ob ihrer Arbeit zeigte, ihr ein Wort der Mißbilligung zu sagen, er wäre sogleich wieder umgekehrt. Statt dessen setzte er sich neben sie, nahm seinen weißen Alpaka Hut ab und legte ihn vor sich auf den Tisch.

"Sie sehen es hoffentlich nicht als eine Entweihung an, mein gnädiges Fräulein, daß ich wage, meinen Hut mit den heiligen Gegenständen Ihrer Wissenschaft zu vermengen," sagte er in dem satirischen Tone, den sie schon so gut an ihm kannte und der ihr Blut jetzt mehr als früher in heftige Wallung brachte.

"Es ist Raum genug für Ihre und meine Sachen," sagte sie möglichst ruhig.

"Darf ich sehen, was Sie dort gezeichnet haben? Es würde mich ungemein interessieren, zu erfahren, wie weit Sie es gebracht haben."

"Bitte sehr, Herr Wildeneichen." Sie schob ihm das Heft hin; er nahm es in die Hand und blätterte darin.

"Hände, Füße, Arme, Beine, Knochen, Nerven, Adern, Querschnitte, daneben allerhand magische Zeichen, die ein Laie nicht versteht. Welch ein malerisches Durcheinander! Wirklich künstlerisch; ich darf annehmen, daß Ihre Hand die Kunstwerke schuf, gnädiges Fräulein?"

"Ich zeichnete die Studien."

"Studien, ganz recht, der Ausdruck ist glücklicher gewählt, ich bin in der Technik Ihrer Wissenschaft sehr wenig bewandert. Sie würden mich außerordentlich verbinden, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie mir einige kleine Winke aus dem Schatz Ihrer Erfahrungen geben möchten, welche mir das Verständnis dieser symbolischen Zeichen eröffnen."

"Verzeihen Sie, Herr Wildeneichen, wenn ich Ihre Bitte nicht erfülle; ich bin nicht Lehrer, sondern Schülerin. Sie wenden sich mit Ihren Fragen am besten an einen Professor."

"Es ist wahr, Sie gehören noch zu den Lernenden. Sie werden meinen Irrtum entschuldigen, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie im Traum bereits auf dem Katheder sah, die Schar aufstrebender Studenten zu Ihren Füßen."

"Das Traumbild wird ein Traum bleiben."

"Höre ich recht? Sie haben nicht die Absicht, sich zum Professor auszubilden?"

Er bemerkte erst jetzt, wie leidenschaftlich erregt sie war und wie sie die Hände fest vor sich auf dem Tisch gefaltet hielt.

Er schlenderte das Heft auf den Tisch zurück, warf seinen Hut auf den Boden, lehnte die Arme auf die Platte und beugte sich weit zu ihr hinüber. "Fräulein Josepha, sagen Sie mir, warum Sie etwas für eine Frau so Unnatürliches tun."

Der veränderte, dringende Ton seiner Stimme verwandelte zu ihrer eigenen Verwunderung den aufsteigenden Zorn in Nachgiebigkeit.

"Sie haben mir nie erzählt, wie es kam, daß Sie einen Beruf ergriffen. Vergessen Sie meine Ungezogenheit und erzählen Sie."

Ihm zu widersprechen, war unmöglich, selbst auf den Fall hin, daß er noch einmal in jenem satirischen Ton verfallen sollte. So erzählte sie ihm alles. "Sie haben ja gewiß recht, daß es im allgemeinen nicht gut ist, gehen Frauen diesen Weg," fuhr sie fort, "aber man muß nicht alle Naturen gleich beurteilen wollen."

"Naturen und Gründe gelten mir nichts," sagte Wolfsdietch kurz, "ich verurteile ein für allemal einen Beruf wie den Ihrigen für Ihr Geschlecht. Er kommt allein den Männern zu; die Frauen sind zum Heiraten da."

"Sie teilen Ihrem Geschlechte alle Rechte, um alle Pflichten zu, Herr Wildeneichen."

"In dieser Beziehung ja."

"Und wenn die Frau nicht heiraten will? Wenn sie den Mann zurückweist, der sie begehrt, weil sie allein zu sein wünscht?"

"Ein Mann wird immer die Frau erlangen, die er haben will," sagte Wolfsdietch und sah Josepha fest an.

Ein sonderbares Gefühl ging durch ihren Körper. "Ich kann Ihnen Fälle vom Gegenteil nennen," sagte sie mit Anstrengung.

„Das glaube ich; mein Satz bleibt darum doch wahr. Ein richtiger Mann erringt das Weib, welches er begehrt.“

„Wir wollen darüber nicht streiten; es ist nur schade, daß es mir gar nicht gelingt, Sie mit mir zu verschönern. Sollte nicht viel an Ihrem guten Willen liegen?“ fragte sie scherzend.

„Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich eine strenge Scheidung unserer Geschlechter mache und Ihrem Geschlechte nicht gestatte, seine Grenze zu überschreiten.“

„Die Grenze, die Sie gezogen haben, Herr Wildeneichen.“

„Die Grenze, die durch die Natur, die Anlage, die Sitte von selbst gegeben ist,“ sagte er nachdrücklich.

„Aber ist es nicht sehr schön für uns, die Krankheiten anderer zu heilen?“

„Schön nennen Sie das? Häßlich ist es, erniedrigend, einer Frau unwürdig ist das Geschäft,“ rief Wolsdietrich. „Halten Sie es nicht für schön, für genügend, wenn die Frau für den Mann da ist, für einen, ihm das Leben zu verküpfen, für seine Bedürfnisse zu sorgen, seine Wünsche zu erfüllen? Ist das nicht der edelste, der weiblichste Beruf für Sie?“

„Nein,“ rief Josepha, und ihre Wangen glühten. „Sie maßten sich das Privilegium an, nur nach sich selber die Welt und alles, was darinnen ist, zu beurteilen, Herr Wildeneichen; ich nehme in diesem Augenblick dasselbe Privilegium für mich in Anspruch und sage: Mit leidenschaftlicher Liebe umfasse ich meinen Beruf, er ist für mich der Inbegriff alles Glüdes, ihm widme ich freudig alle meine Kräfte. Was rechts und links liegt, kümmert mich nicht, mein Ziel ist gerade vor mir, und wozu ein Ziel! Jeder Pulsschlag in mir strebt ihm unaufhaltsam entgegen.“

„Ja, herrlich war sie anzusehen, herrlicher denn je; denn heute übertrahle die Schönheit der Seele noch bei weitem die des Körpers. Sie sah einer hehren Priesterin ihres erwählten Berufs gleich. Entzückt hingen Wolsdietrichs Augen an ihr, stundenlang hätte er sie so sehen mögen.“

„Es sind aber nicht lauter Freuden, die Sie erfahren werden,“ sagte er so leise, als fürchte er, sie durch ein zu lautes Wort aus ihrer Stellung zu reißen.

„Nein,“ entgegnete sie ernst, „allein ein einziger Fall, wo es gelingt, ein verloren geglaubtes Leben der Menschheit wiederzugeben, wiegt Hunderte von Tränen auf.“

„Sie stehen am Anfang Ihrer Laufbahn, Josepha. Sie haben keine Erfahrungen, Sie wissen nicht, welchen Dingen Sie ausgesetzt sein werden in der täglichen Gemeinschaft mit dem oft ziemlich rohen Völkchen der akademischen Jugend. Sie haben noch nicht mit ihnen auf derselben Bank geessen, mit ihnen die abscheulichsten Dinge angesehen, die unzarischen Erörterungen angehört; die Professoren schonen Ihre Augen und Ohren auch nicht. Glauben Sie, alles Verlegende, was ich Ihnen je sagte, ist Honig gegen das, was Sie dort sehen und hören müssen; die Augen werden Ihnen übergehen, und Ihr weibliches Bartgefühl wird blutige Tränen weinen.“

Ein Schatten flog über Josephas Stirn, die Begeisterung erblich und schwand; sie setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hand. „Ich weiß das alles,“ sagte sie, „ich habe es mir nicht verheimlicht, und ich werde es ertragen. Uebrigens übertreiben Sie. Sind die Dinge an sich auch freilich so und schlummer, als Sie malen, so stehen wir uns dort doch nicht als Mann und Weib gegenüber, sondern als Lehrende und Lernende, und als solche fallen viele der landläufigen Rücksichten dahin.“

„So hat auch dies Gespräch uns einander nicht näher gebracht,“ sagte Wolsdietrich in leichtem Tone, „das ist schade. Sie sehen nach der Uhr, gnädiges Fräulein, und mit Recht, denn es ist spät; wir finden die Gesellschaft längst am Kaffeetisch.“

„Hat es nicht zur Andacht geläutet?“

„Bereits vor geraumer Zeit; aber Sie überhörten es — ich auch — ich hielt es wenigstens für unnötig, unser Gespräch zu unterbrechen.“ Sie packte rasch ihre Sachen zusammen. Wolsdietrich sah schweigend zu. Als sie fertig war, nahm er ebenso schweigend ihr dieses Buch unter den Arm und ließ ihr nur das kleine Heft. Dann gingen sie hinaus. Sie folgte ihm, auch da, als er nicht den nächsten Weg über die Terrasse einschlug, sondern rings um das Gewächshaus ging, von wo man auf einem weiten Umwege in den Hausflur gelangte.

„Wir tragen Ihre Bücher gleich nach oben,“ sagte er in der Halle und stieg ihr voran die Treppe hinauf. An der Tür gab er sie ihr, ohne ein Wort zu sagen, und wandte sich zurück.

Als Josepha in das Wohnzimmer trat, fand sie Wolsdietrich in lebhafter Unterhaltung mit Tante Linchen, die durchaus wissen wollte, wo er gesteckt habe und warum er so spät gekommen sei. Zu ihrem Befremden merkte Josepha, daß er den Fragen geschickt und scherzend auswich und auf keinerlei Weise zu erkennen gab, daß er die Morgenstunde im Pavillon zugebracht hatte.

Man kam noch einmal auf die Sturmfahrt zurück. „Es muß grauenhaft sein, sich als Schiffer täglich der Gefahr auf dem Wasser aussetzen zu müssen,“ sagte Tante Linchen schauernd; „mir wäre das ein schrecklicher Gedanke.“

„Dir, Tante Linchen? Und du bist doch so gern auf dem Wasser,“ rief Margot scherzend.

„Ja, Kind, als Passagier, aber denke, die Führung eines Bootes! Welche Verantwortung!“

„Es wäre am Ende eine nicht zu verwerfende Idee, die Führung eines Bootes auch in die Frauenberufe einzureihen,“ sagte Wolsdietrich ironisch und warf einen Blick auf Josepha; sie sah ihn nicht, aber sie fühlte ihn.

„Das ist nicht so außergewöhnlich, wie Sie vielleicht meinen, auch nicht ganz neu,“ sagte Graf Kahlenberg harmlos; „auf den kleinen Inseln der Nordsee werden Sie es zum Beispiel häufig treffen, daß die Frauen ihren Männern im Rudern nicht nachsehen, daß sie ein Boot fluten, teeren, überhaupt alle Reparaturen daran ausführen, daß sie die Segel aufhissen, Fische fangen, kurz, das Geschäft so gut verstehen wie die Männer.“

„Ich bin überzeugt, wir kommen noch dahin, daß unsere Damen, das sogenannte zarte Geschlecht, über Verbrecher das Urteil fällen, daß sie am Ministertisch sitzen, auf die Kanzel steigen, die Regierungsgeschäfte verwalten und als Kurassiere hoch zu Ross vor ihren Regimentern hersprengen,“ sagte Wolsdietrich in satirischer Tone. „Weshalb sollten sie nicht ein Studium so gut wie das andere ergreifen? Es ist ja alles Beruf.“

„Sie lassen die Sache einseitig auf,“ versetzte Graf Kahlenberg, „die Lage der Dinge ist allerdings eine andere als vor hundert Jahren; die Zahl der Frauen übersteigt bei uns in Deutschland die der Männer. Es liegt auf der Hand, daß sie nicht alle heiraten können; sie wollen und müssen aber etwas tun; da gibt es nun, ein Feld zu finden, auf dem sie Tüchtiges zu leisten vermögen.“

„Was sich zugleich mit ihrem Geschlechte verträgt,“ ergänzte die Gräfin.

„Richtig. Auch lassen Sie uns jetzt nur von den Gebildeten sprechen. Es gibt der Tätigkeitszweige für unsere gebildeten Kreise wenige; vor einigen Jahrzehnten gab es deren noch weniger; der Lehrerinnenberuf wechselte ab mit dem der Schriftstellerin. Beide Berufsarten waren bald überfüllt, wir haben ja die Beweise. — Die jungen Lehrerinnen finden keine Stellen, die Literatur wird überflutet von überflüssiger, fader, sentimentaler Lektüre. Es wird zur Notwendigkeit, andere Bahnen aufzutun.“

„Und da griff man mit Lust zur Medizin als dem für Frauen passendsten weiblichen Beruf,“ sagte Wolsdietrich. Er war seltam aufgeregt. Josephas scheinbare Teilnahmslosigkeit bei dem Gespräch reizte ihn aufs höchste; sie arbeitete gleichmütig an einer Stiderei.

„Nun, der schlechteste ist es nicht, das kann ich Ihnen sagen,“ meinte Graf Kahlenberg und sah nach Josepha, „wenn ich auch lieber gesehen hätte — aber wrechen wir nicht von einzelnen Fällen. Ich muß gesehen, es gibt auf dem Gebiete der Medizin gar viel zu tun für eine Frau, und es stünde, weiß Gott, besser um den Körper- und Seelenzustand mancher Kranken, wenn sie von einem weiblichen Arzt behandelt würden.“

„Das kann ich nicht zugeben, Herr Graf,“ unterbrach Wolsdietrich.

„Das ist ja aber nicht der einzige Beruf, den eine Frau ergreifen könnte, lieber Untel,“ lenkte Margot ein, welche die Ungebuld in Wolsdietrichs Zügen arbeiten sah.

„Gewiß nicht; aber eignet sich ein jedes Mädchen zur Lehrerin, zur Institutsvorsteherin?“

„Es gibt ja auch auf dem Gebiete der innern Mission unendlich viel zu tun,“ sagte Eberhard, „nur daß sich eben nicht alles für alle eignet; man muß die Gabe für dieses oder jenes Feld berücksichtigen.“

„Sie können mich nicht überzeugen,“ sagte Wolsdietrich hart. „Frauen gehören nicht in die Dessenlichkeit, sondern in den engen Familienkreis; in unserm Stande wenigstens soll und muß es so sein.“

„Nein,“ sagte Graf Kahlenberg, „darin irren Sie, und wenn Sie es sich recht überlegen, werden Sie anders sprechen. Gerade in unseren Kreisen gibt es Mädchen, die ihre Zeit auf unverantwortliche Weise vergeuden, die vor lauter Nichtstun ihre Tage mit törichtem Gedanken, eitlem Reden und oberflächlicher Lektüre und ihre Abende mit gesellschaftlichen Zerstreungen hinbringen. Ich kenne solche in unseren Kreisen nur zu gut, und es tut mir in der Seele weh, wenn ich ein von Gott mit reichen Anlagen begabtes Mädchen in einem leeren, unbesorgenden Dasein dahinwelken sehe, nur weil seine Eltern oder das Mädchen selber jede ernste Arbeit für ungehörig und seiner Lebenssphäre für unwürdig hielten.“

„Mir ist der Beruf einer Krankenpflegerin immer sehr sympathisch gewesen,“ sagte Tante Linchen.

„Uebrigens müssen auch Diakonissen Dinge sehen, hören und tun, die denen einer Medizin Studirenden wenig nachsehen, und zwar in Gegenwart der Ärzte und mit den Ärzten zusammen,“ sagte Graf Kahlenberg; „man denke nur an die täglichen Operationen.“

„Du hast immer eine Vorliebe für den Diakonissenberuf gehabt, nicht wahr, Josepha?“ fragte die Gräfin freundlich.

„Ja, aber ich finde Heilen noch schöner als Pflegen,“ erwiderte sie einfach.

Wolsdietrich blickte schnell zu ihr hin; er hatte während des ganzen Gesprächs nur an sie gedacht. Ja, da war es wieder, das wunderbar metallische Aufleuchten der Augen, wonach er sich gefehlt hatte wie der Durstige nach der Quelle. Diese Augen, sie hatten es ihm angetan; er mochte sich dagegen auflehnen, was nützte das? Und sie sah da, so gleichgültig, so unbeteiligt, so kühl, als ahne sie nichts von dem

Aufricht in seinem Innern. Die Augen hatte sie längst wieder gesenkt. Es war unerträglich. Er erhob sich, näherte sich ihr und trat hart vor sie hin. „Fräulein von Handeck!“ sagte er befehlend.

Sie blinnte fragend auf: „Sie wünschen etwas von mir?“
„Nein,“ sagte er abgebrochen zwischen den Zähnen hervor, „oder doch — haben Sie gehört, was hier gesprochen worden ist?“

„Gewiß, Herr Wildeneichen.“
„Es war sozusagen eine Sanktionierung dessen, was Sie tun, und was mir — was mir in tiefster Seele verhaßt ist.“

„Auch meine Verwandten waren nicht erfreut über den Schritt, den ich tat, Herr Wildeneichen.“

„Aber Ihnen galt es gleich, was Ihre nächsten Angehörigen sagten, wenn Sie nur Ihren Willen durchsetzen konnten.“

„Herr Wildeneichen, mein Schritt kannte keine Selbstsucht.“

„Ihr Schritt ist mir in der Seele zuwider, und das sollte Ihnen nicht gleichgültig sein,“ sagte er wieder sehr leise, aber seine Stimme bebte vor Leidenschaft.

Josepha stieg das Blut in die Schläfen. „Und weswegen sollte es mir von irgendwelcher Wichtigkeit sein, ob Sie meine Handlungsweise gut oder schlecht heißen?“ fragte sie ruhig: „was könnte mir das Urteil eines so Fernstehenden ausmachen?“

Er fuhr zusammen. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein,“ sagte er leise, „ein Ihnen ganz fernstehender Mensch; das ist das rechte Wort.“

„Aber können wir nicht Freunde sein, auch wenn wir nicht ganz gleich denken?“ fragte sie zögernd.

„Nein, nein, das ist unmöglich,“ sagte er heftig, „ganz unmöglich. Aber es ist entsetzlich heiß hier im Zimmer, ich will noch einmal hinaus.“

„Wohin geht denn Wolsdietch?“ fragte Eberhard, „wir wollten ja Schach spielen.“

„Es war ihm hier zu heiß,“ antwortete Josepha.

Am nächsten Morgen reiste Wolsdietch ab. Beim Abschied ergriff er mit festem Drude Josephas Hand. „Fräulein Josepha, sagen Sie mir ein Wort zum Abschied.“
„Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, Herr Wildeneichen.“

„Und Sie sind mir nicht böse?“
Das war der unwiderstehliche Ton; sie mußte aufschauen. „Nein,“ sagte sie und sah ihn mit ihren bläulich leuchtenden Augen an.

Er nickte befriedigt, bestete seltsam fest und weich seine Augen in die ihrigen und folgte dann Eberhard aus dem Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Zimmer Nr. 20 bewohnt der Herr — wenn sich der Herr hinauf bemühen wollen — nein, er ist noch nicht ausgegangen. Fröh, führen Sie den Herrn zu Nr. 20.“

Der Kellner Fröh verbeugte sich. Sie stiegen die Treppe hinauf, durchschritten unhörbar einen langen Korridor und blieben endlich vor einem nach vorn hinaus gelegenen Zimmer des Hotels stehen.

„Hier ist es,“ bemerkte Fröh, „wenn der Herr so gütig sein wollen, zu klopfen.“

Das Klopfen wurde von innen durch ein lautes: „Na, denn herein!“ beantwortet, und Fröh, durch diese deutliche Kundgebung von der Anwesenheit des Zimmerinsassen überzeugt, entfernte sich.

Der Fremde öffnete und trat ein. „Guten Morgen, Wolsdietch.“
„Eberhard, wo kommst du her? Woher weißt du, daß ich hier stehe? Habe ja kein Wort davon geschrieben, lenne eine Feder überhaupt nur noch dem Namen nach.“

„Sehr einfach: ich las deinen Namen im Fremdenblatt und begab mich sofort hierher.“

„Verwünscht einfach allerdings; ich vergaß, daß ich wieder in den Ländern der gesegneten Zivilisation angelangt bin; da darf man seinen Namen nicht schreiben, ohne daß das Ereignis in die Hände der blutgerigen Presse fällt.“

„Warum bist du nicht bei deinen Wilden geblieben? Es hat dich ja niemand gerufen,“ versetzte Eberhard lachend.

„Nein, es ging nicht länger; ich mußte zurück. Was ich sagen wollte, Eberhard, ist jemand von den Deinigen hier?“

„Bis nach Otern waren mein Vater und Margot in Berlin; jetzt sind sie längst nach Thun zurückgekehrt.“

„So. Und die anderen, ich meine die Verwandten?“
„Die kleine Ruth? Sie ist wie vordem bei meinen Eltern; es geht ihr recht gut; sie ist kräftiger als im vorigen Sommer.“

„Nun, und die ältere Schwester? Warum berichtest du nicht von der? Du kannst dir doch denken, daß sie mich ebenfalls interessiert,“ sagte Wolsdietch widerstrebend.

„Einschuldige, mein Junge,“ entgegnete Eberhard mit einem vorsichtigen Blick auf den Freund, „sie ist noch in Genf.“

„Und betreibt nach wie vor ihr verrücktes Studium?“
„Sie studiert weiter Medizin, wie sie angefangen hat, das versteht sich.“

„Kommst sie diesen Sommer nach Villa Bella?“

„Ich hoffe es. Wir haben einstweilen vor, meine Eltern, Margot, Josepha und ich, eine kleine Gebirgstour zu machen, während Tante Linchen bei Ruth bleibt. Sobald Josephas Ferien beginnen, reisen wir.“

Wolsdietch ging zum Fenster und lehnte sich weit hinaus. „Komm her, Kleine,“ rief er plötzlich einem bettelhaft gekleideten Kinde zu, das sich auf dem Trottoir umhertrieb; „möchtest du eine Apfelsine?“

Das Mädchen richtete seine Augen verständnislos zu dem Herrn empor, stand aber still. „Na, dann fange, aber gut.“ Er griff aus einem Korbe hinter sich einige Drogen.

„Ein, zwei, drei, siehst du, du kannst gut fangen. Nun noch eine — und noch eine.“

Er schloß das Fenster wieder und trat zu seinem Freunde. „Eberhard, hast du etwas dagegen, wenn ich die Gebirgstour mit euch mache?“ fragte er kurz. — Eberhard zögerte.

„Ich will dir sagen, wie es steht,“ fuhr Wolsdietch mit seiner gewöhnlichen Geradheit fort, „ich bin nur deswegen nach Europa zurückgekommen.“

„Weswegen, Wolsdietch?“
„Begen deiner Susine. Offen gesagt, ich konnte den Gedanken an sie nicht loswerden.“

„Und was gedenkst du nun zu tun?“
„Ich muß noch einmal mit ihr zusammen sein,“ sagte Wolsdietch schroff.

„Ja, und dann?“
„Dann wird es sich eben entscheiden, ob wir zueinander gehören oder nicht.“

„Gut,“ sagte Eberhard nach einer Pause, „komm mit! Ich weiß nicht, ob ich in Josephas Sinne handle, wenn ich das sage, dagegen weiß ich, daß du doch auf irgendeine Weise mit ihr zusammenkommen würdest, wenn ich dir auch jetzt vom Mitreisen abriete.“

„Ja, ich würde mir die Gelegenheit verschaffen,“ sagte Wolsdietch kurz; „reisen wir also.“

In Zermatt, im Hotel „Drei Kronen“, erwartete Graf Nahlenberg mit seiner Gemahlin, Margot und Josepha an einem der ersten Julitage die beiden Freunde. Die jungen Mädchen hatten jedoch mit einem Führer das Hotel verlassen, um mit diesem einen hochgelegenen Ort zu besuchen, wo Edelweiß zu finden war. Sie traten unterwegs in den Laden eines Italieners, um einige Kleinigkeiten zu kaufen. „Andenken an Zermatt“, stand überall auf den kleinen Schalen, Schränkchen, Messern von Olivenholz und Bernmutter. Sie kamen gerade wieder heraus, als ihnen von St. Nikolaus her

Eberhard und Wolsdietch entgegenschritten.

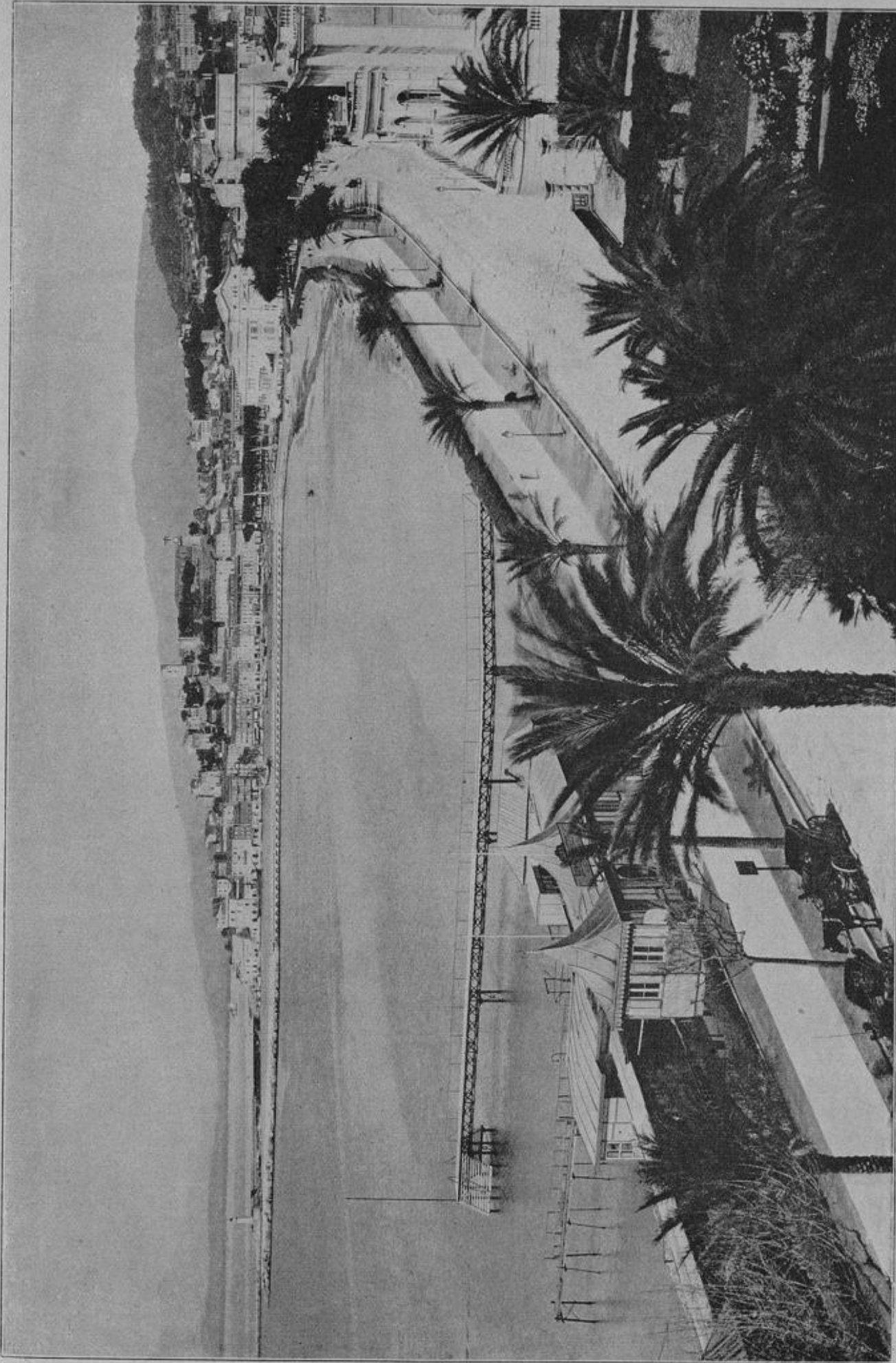
Sie hatten die Tour von Stalden bis Zermatt zu Fuß gemacht und sahen ziemlich bestaubt aus. Doch nannten sie es eine Lächerlichkeit, erst ruhen zu sollen; sie hatten einen Zinbiss genommen und erklärten, sogleich bereit zu sein, die Edelweiss-tour mitzumachen. Wolsdietch behauptete sogar, jene Tour in- und auswendig zu kennen, der Führer könne zurückbleiben. Er bezahlte den jungen Menschen reichlicher, als wenn er sie begleitet hätte, belud ihn mit seinen und Eberhards Sachen und schickte ihn nach dem Hotel.

Die Reisenden begaben sich in später Nachmittagsstunde auf den Weg; die Sonne brannte jetzt fast noch so gewaltig wie um Mittag; aber der Wiesenpfad, den sie gingen, war feucht und frisch, und die Stimmung der so überraschend Zusammengekommenen fröhlich.

(Fortsetzung S. 342.)



Denkmal für J. v. Fraunhofer, dem berühmten Optiker in dessen Vaterstadt: Straubing vor kurzem errichtet.



Blick auf die Altstadt und den Hafen mit dem Boulevard de la Croisette in Cannes.

Gov. Charles Fremont

Wolfdietrich zeigte eine fast übermütig frohe Laune; er erzählte mit viel Geschick von seinem Leben unter den Indianern und versprach seinen Gefährten die schönsten Herrlichkeiten, die er von dort mitgebracht habe. „Keine kleine Freundin Ruth bekommt natürlich das Beste; sie darf sich aussuchen, was sie will; deshalb allein muß ich schon nach Villa Bella mitgehen.“ Es klang, als suche er vor sich selber den Rechtfertigungsgrund für einen unangefangenen Wunsch.

Dabei blieb er immer an Josephas Seite; er nahm ihr den weißen Touristenschirm fort und gab ihr seinen Stock, weil es sich angenehmer damit gehe; er sprang über einen Wiesengraben weg und reichte ihr die Hand hinüber, an der sie sich dann leichtfüßig auf die andere Seite schwang, und sie ließ es sich ruhig gefallen.

„Er macht ihr den Hof,“ dachte Eberhard und ließ seine Blide in einiger Spannung auf beide ruhen; „es ist mir interessant, ihn in einer solchen Rolle auftreten zu sehen; aber meine Wünsche gehen doch noch viel weiter.“

Margot folgte verständnisvoll seinen Blicken; sie drückte seinen Arm und nickte ihm lächelnd zu, er aber legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund. „Nein, nein,“ sagte sie schnell; denn sie verstand den Wink, „wir wollen kein Wort darüber reden.“

Sie langten am Fuße steil aufsteigender, natter Felsen an; Wolfdietrich machte halt.

„Sollen wir denn da hinauf?“ fragte Margot.

„Das versteht sich, folgen Sie mir nur, Gräfin, und Sie, Fräulein von Handeck. Eberhard bildet dann die schützende Arriergarde. Sehen Sie, wenn man auf einem Felsblock angelangt ist, so findet man auch bereits einen zweiten, auf dem der Fuß treten kann. So ist's recht, achten Sie nur auf den Weg!“

„Wenn Sie das einen Weg zu nennen belieben,“ sagte Margot lachend, „da ist nichts als ein handbreiter Streifen, der sich von Fels zu Fels zieht.“

„Freilich, und der genügt uns. Halt, hier müssen Sie einen kleinen Sprung machen, kommen Sie, Gräfin Margot, so, Fräulein Josephha, bitte, Ihre Hand.“

„Ich danke, ich komme hinüber.“

„Erlauben Sie, ich werde Sie halten,“ versetzte er bestimmt. Er ergriff ohne Umstände ihre Hand und ließ sie so an der seinigen mit leichter Mühe hinunterpringen. „Nun geben Sie acht, es kommt eine Biegung nach links, wir haben noch die letzte, steilste Höhe zu erklimmen; bitte, meine Damen, hier, links.“

Die Mädchen standen ratlos. „Ja, Sie haben gut reden, wohin denn? Man muß doch ein er Ort sehen, wohin man den Fuß setzen soll; nicht einmal der handbreite Strich ist mehr da, nichts als nackte, rote Felsen.“

Wolfdietrich und Eberhard lachten. Sie stiegen nun beide voran und zeigten den Damen Schritt für Schritt, wie sie vorwärts kommen mußten. Die Schülerinnen zeigten sich gelehrig; sie kletterten geschickt von Höhe zu Höhe und gelangten in kurzer Frist auf ein weiches Feld von Steingeröll, das, schräg ansteigend, wie ein Dach auf dem Felsen lag. Hier blühten auf dem feinen Boden, täglich der glühenden Sonne, den rauhen Winden und der Kälte ausgesetzt, die edlen, weißen Alpenflieder, die wir meist nur auf den unwirtlichen, schwer erreichbaren Alpenhöhen finden.

Margot jubelte auf, als sie das erste erblickte; Josephha ebenso und wollte darauf zueilen. Da fühlte sie sich mit festem Griff an Handgelenk gefaßt und kräftig zurückgehalten. „Keinen Schritt, Fräulein von Handeck,“ sagte Wolfdietrichs erregte Stimme in halbem Flüster.

„Lassen Sie mich los, Herr Wildeneichen,“ rief sie, unmutig über die Störung ihrer Lust; „ich muß die Blumen pflücken.“

„Sehen Sie um sich.“ Sie gehorchte unwillkürlich; allerdings fand sie an einem gefährlichen Ort. Das Steingeröll, auf dem sie sich befand, fiel, wie schon gesagt, schräg und dachartig steil ab; der Abhang nahm ganz plötzlich ein Ende, und die Felswand ging senkrecht und abgrundtief hinab. Tief unten schäumte und brauste die reißende Wisp; die Steine lagen lose aufeinander, kein Schritt auf ihnen war sicher.

Josephha sah ganz erschüttert aus, nicht aus Furcht, aber das Gewaltige, Sonderbare ihrer Lage ergriff sie.

„Habe ich unrecht, wenn ich Sie zurückhalte?“ fragte Wolfdietrich.

„Ich möchte gern Edelweiß pflücken; es sind so seltene Blumen.“

„Reinen Sie, ich wisse nicht, daß, je seltener und schwerer erreichbar eine Blume ist desto kostbarer?“ rief er heftig, „allein hat man eine seltene gefunden, so nimmt man sie auch wohl in acht. Sehen Sie nicht hinab, Josephha, ein Schwindel könnte Sie ergreifen, und Sie dürfen nicht in den Abgrund stürzen, Sie sollen leben, Josephha, ich will es, daß Sie leben.“

„Ich muß aber das Edelweiß haben,“ sagte sie besagen.

„Das sollen Sie auch, aber ich werde Sie führen; von Blume zu Blume bringe ich Sie, eine nach der andern pflücken wir zusammen.“

„Und wenn Sie selber gleiten?“ fragte sie scherzend.

„Ich gleite nicht, wenn ich Sie führe.“

So wanderten sie Hand in Hand von einem Edelweiß zum andern, sie pflückten zusammen, sie entdeckten immer neue. Die Steine rollten unter ihnen fort, sie schritten drüber hinweg, als könne keine Gefahr ihnen etwas anhaben, glücklich, weltverloren.

Eberhard machte es mit Margot anders, er setzte sie da nieder, wo ihr viele Blumen erreichbar waren; dann begleitete er sie zu einem andern Ort und so fort.

Die Zeit verging; Eberhard berührte Wolfdietrichs Arm. „Wollt ihr die ganze Nacht Edelweiß pflücken? Die Sonne geht unter, und wir müssen heute abend noch zum Riffelhaus, damit wir morgen bei guter Zeit das Gornier Grat erreichen.“

Das Hinuntersteigen ging leichter, als die Damen es sich vorgestellt hatten; man umkletterte vorsichtig Fels um Fels, und in kurzer Zeit langte man unten an. Dort sah Josephha noch einmal auf die Felspartie zurück, die sie verlassen hatten; sie sah steil und unnahbar aus, als sei es für den menschlichen Fuß unmöglich, sie zu betreten. Da oben hatten sie gestanden, dort hatten sie zusammen die weißen, schönen Alpenflieder gesucht, die ihnen nun als Beute im Gürtel hingen.

Der Rückweg fand die Stimmung erfrüht und schweigsamer. „Ist dies eine Kirche?“ fragte Josephha, als sie an einem kleinen, auf einer Erhöhung stehenden Gebäude vorüberkamen.

„Ja, die englische Kirche,“ erwiderte Eberhard, „auf dem Friedhof liegen manche begraben, die auf einem der Berge der Umgegend verunglückten.“

„Wir wollen hineingehen,“ sagte Margot.

Der Kirchhof war freundlich und sauber gehalten. Da lagen viele Gräber nebeneinander. „Fell from the Dent Blanche“ stand auf dem einen Denkmal und unten: „Thy Will Be Done.“

„Dreißig Jahre alt — so jung noch,“ sagte Josephha. Ihr Blick fiel auf die Daten des Geburts- und Todesjahres.

„Der Dent Blanche ist höchst gefährlich, es sollte eigentlich verboten sein, hinaufzusteigen,“ sagte Eberhard.

„Was tut's?,“ meinte Wolfdietrich; „ob man so stirbt, so oder so, scheint mir einerlei.“

„Nein, nicht die Gefahr selbst ist das Schlimme, aber sich mutwillig in Gefahr begeben,“ sagte Eberhard ernst.

Ein Paar Pferde brachten die Gesellschaft noch an diesem Abend bis zum Riffelhaus, wo man übernachtete wollte. Margot ritt, und Eberhard, der neben ihr ging, brachte den Führer darauf, von seinen Bergtouren zu erzählen. Er fragte ihn, ob er wohl einmal auf dem Dent Blanche gewesen sei.

„I nit, nein, i war halt nit dabei, aber mei Freund, der Joseph und sei Vater seien ei'mal mit ei' Engländer 'nauf g'west, und hernach sind sie alle miteinander umtkomme; i hab' se mit de andern g'sucht.“

Die Tränen traten dem braven Menschen in die Augen, während er das sagte. Auch Josephha und Wolfdietrich waren herangerkommen. „Erzählt doch davon,“ forderte Wildeneichen auf.

„s war halt a schlimma G'schicht, und er hätt' nit gehn sollen; sie haben's aber wagen woll'n; der junge Lord hat sich vor niz g'sücht', und da haben's die Führer bereits tun müssen. Sie hab'n sich auf de and'ere Seit' von dem Berg angemeld't g'hab't; wenn sie glücklich 'über sind, haben's dort einsehen woll'n. Nun wird's denen aber angst, wo sie ausgange sind; sie vernehmen niz, und die Führer komm'n auch nit zurück. Nu lassen's anfragen auf de and'ere Seit', ob de drei sind antomme. Antwort: Nein. Da sind wir um Mitternacht auf-g'broche, zweiunddreißig an der Zahl und hab'n g'sücht. Ach, Herr, war das a Nacht! Die wollt' i mein'm Feind nit gönne. Sie war'n all' drei 'munterg'stürzt, der Joseph, sei Vater und der junge Lord. Die heilige Jungfrau hat sie nit rett'n könne.“

„Dauerte das Suchen lange?“

„Wie man's nehme will. Die rechte Hand von dem Alten fanden wir bald — es war'n nur noch drei Finger dran — aber bis wir an das letzte Stück kamen, da ging doch manch' a Stund' drüber hin.“

„Die Glieder lagen getrennt?“ fragte Margot entsetzt.

„s war halt noch schlimma: Wo der Fuß noch wie abg'schnitten in sei' festen Bergschuh war, oder der Kopf ganz, da ging's an. Aber viele Körperteile war'n wie Pulver g'worde. Wir taten all's in Sade und trug'n's heim. Da hab'n wir's von 'naud' g'sücht, so gut's gehen wollte.“

„Die armen Eltern!“ murmelte Margot mit nassen Augen, „und vielleicht hatte er eine Braut.“ Sie sah sich wieder auf dem kleinen Kirchhofe vor dem Kreuz und las die Worte: Thy Will Be Done.

Zu früher Stunde ertönte im Riffelhaus am andern Morgen das BedSignal. Der Tag versprach unvergleichlich zu werden. Es ging ziemlich steil bergan, der Weg war aber so schneidend, daß man darüber alle Schwierigkeiten vergaß. Graf Kahlenberg und seine Frau ritten, die vier jungen Leute zogen vor, zu Fuß zu gehen, und wieder machte es sich ganz natürlich, daß sie sich in Paaren sonderten. Die Berge traten immer sichtbar hervor, die Gletscher weiß und blendend, das gewaltige Matterhorn stets wie ein dunkel drohendes Gespenst zur Seite. Der Weg war besät mit tiefblauen Genzianen, die ihre Augen noch halb geschlossen hielten.

„Die pflücken wir auf dem Rückwege,“ sagte Josephha, und ihre Augen trafen strahlend Wolfdietrich.

„Ja, auf dem Rückwege,“ wiederholte er und sah sie unverwandt an, „seht haben wir es nur mit den seltensten Blumen zu tun, nur die unerreichbarsten erscheinen uns noch wünschenswert.“

„Aber auf dem Gornier Grat gibt es kein Edelweiß,“ sagte sie. „Nein,“ entgegnete er drängend, „kommen Sie, wir wollen rascher gehen; es verlangt mich mächtig, mit Ihnen dort zu stehen;

jeder Augenblick, den wir auf dem Wege zubringen, scheint mir verloren. Man sollte immer schon am Ziele sein."

"Ja, man hat stets etwas Unerreichtes vor sich, wonach man strebt," fügte Josepha hinzu, "und wenn man an einem Ziele angelangt ist, tut sich ein neues auf: wirkliche Ruhe gibt es niemals."

"Doch, doch, es gibt einen Moment, der alles Glück, alle Befriedigung in sich schließt," sagte er hastig und drängte so stürmisch weiter, daß Josephas schnelle Füße kaum Schritt zu halten vermochten. Und dann standen sie droben.

Wer das Gornet Grat bestiegen hat, wer die Herrlichkeit erschaut, die Gottes Hand nirgend in der Schweiz großartiger aufgebaut hat, den durchbebt beim Gedanken daran aufs neue die Erschütterung, die er erfahren hat, als er zum ersten Male unter dem sichtbaren Eindruck dieser gewaltigen Schöpfung stand. Ringsum nichts als weiße, glitzernde Gletschermassen, eine Schneefarbe von so leuchtendem Weiß, daß es sich nicht beschreiben läßt, und Verggipfel in einer wahrhaft überwältigenden Anzahl, die man so leicht an keinem andern Punkte wiederfindet. Dent Blanche, Gabelhorn, Trifflhorn, Rothorn und der Gornet mehr in ausgedehnter Reihenfolge; ihnen schließen sich an Zima di Jazzi und der herrliche, von dort sehr einladende Mont Rose. Sie alle liegen nicht mehr über, sondern unter und neben dem Beschauer.

Der Gornet Gletscher zieht sich gewaltig und unabsehbar in das Tal hinein stundenweit, und aus ihm ergießt sich das wilde, eisige Gletscherflud, die reizende Visp, die überall Wasserfälle und Uebergänge bildet.

Josepha und Wolfdietrich fanden sich plötzlich nebeneinander auf dem breiten Bergkamm, abgefordert von den übrigen, allein mit der übermenschlichen Größe der Gletscherwelt. Das Herz schwall ihnen zum Berspringen, die doppelt auf sie einströmenden Empfindungen erfaßten ihre Herzen in unaufhaltsamem Liebesturm. Ihre Augen begegneten sich zum zweitenmal in der Flammenprache ihrer sich lange suchenden und fliehenden Seelen, und sie fühlten die Kraft in sich, gemeinsam Großes zu leisten unter den Menschen. Wolfdietrich ergriff Josephas Hand und umfaßte sie mit festen, bebenden Fingern. "Nicht wahr, Josepha," sagte er, "wir können nicht anders, nicht Sie und nicht ich, und wir wollen es, wir wollen zusammengehen und immer zusammen bleiben."

Und sie nickte, und ihre Augen leuchteten. Mit trunkenen Blicken sah er ihre Gestalt; er hatte sie nie schöner gefunden, und Josepha dachte, daß es keinen Mann auf Erden gebe, der ihm gleiche.

"Ich liebe dich grenzenlos," sagte er, und sie wußte es schon und liebte ihn mit der ganzen ungeteilten Kraft ihres jungfräulichen Herzens.

So geschah es, daß hier, angesichts der eisigen, sonnendurchleuchteten Gletscher, angesichts der wunderbarsten Alpenherrlichkeit, welche Gott sich ausdenken unter dem weiten, unermesslichen Himmelsraume, diese beiden Erdenkinder zusammenkamen. Sie meinten, es mit Sturm und Wetter aufzunehmen zu können, es verlangte sie, Gefahren entgegenzugehen und sie zu besiegen; aber sie vergaßen, daß keiner die Welt beherrscht, der nicht sich selbst bezwingt, daß nur auf den Ruinen des an sich selbst verzweifelnden Verzens die Zwingburgen der Welt erbaut werden, daß nur aus dem Erkennen des eigenen Unvermögens die Kraft, anderen zu nützen, erwächst und nur im Selbstvergessen das wahre Glück aufblüht.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig. (Jean Paul.)

Arbeite nur, die Freude kommt von selbst. (Goethe.)

Seine Pflicht erkennen und tun, das ist die Hauptsache. (Friedrich v. Grofe.)

Der Aufschub ist der Dieb der Zeit. (Young.)

Friede kannst du haben, wenn du ihn gibst. (Marie v. Ebner-Eschenbach.)

Es ist ein Beweis hoher Bildung, die größten Dinge auf die einfachste Art zu sagen. (Rolph Waldo Emerson.)

Im Lachen liegt der Schlüssel, mit dem wir den ganzen Menschen entziffern. (Thomas Carlyle.)

Es gibt Diebe, die von den Gesezen nicht bestraft werden und dem Menschen doch das Kostbarste fehlen: die Zeit. (Napoleon I.)

Abrechnung.

Von Matthias Blant, München.

(Nachdruck verboten.)

Sie verzeihen doch, Frau Aida, daß ich unangemeldet und zu so später Stunde hier eindreinge? Ich weiß, es ist dies gerade nicht die passendste Stunde. Dennoch wage ich es! Ihr Lächeln aber sagt mir, daß Sie gnädigst verzeihen, wofür ich Ihnen gerührt das kleine, schmale Händchen küsse.

Ich wage viel? Nicht mehr als ich verlangen darf! Dafür bin ich aber auch Künstler. Oh, das wirkt wie berauschende Schlafmittel. Alles tun dürfen! Und erst, wenn ich bitte! Ich mißbrauche die mir anvertraute Gewalt. Schellen Sie nicht! Nehmen Sie die Hand von der Tischglocke!

Zu liebenswürdig, Frau Aida! Wir brauchen kein Licht. Wozu auch? So im Dämmerlicht läßt es sich viel angenehmer plaudern, so können wir nicht sehen, wie unsere Blicke beobachtend die Rätsel lösen möchten, die immer und immer sich hinter unseren Masken verbergen.

Nicht wahr, Frau Aida! Sie erstaunen? Wenigstens vermute ich es. Sie sehen, wie gut es ist, daß wir beide hübsch entfernt voneinander und im Dunkeln sitzen. So ist es doch uns beiden erlaubt, Illusionen zu haben auf seine oder des anderen Untkosten. Ich sehe hier auf dem Dinan und sehe nur im Dunkeln Ihre weiße Gestalt, die im Schaustuhl wippt. Ihre Stimme höre ich wie aus der Ferne, weither, Frau Aida, ist es nicht seltsam? Manchmal träume ich, ich hätte Sie schon vor langer Zeit gekannt und — geliebt.

Bitte, sprechen Sie nicht! Das muß ja schon vor langer, langer Zeit gewesen sein.

Sie können sich nicht erinnern? Wirklich nicht? Natürlich nicht, es sind ja nur Träume von mir, Träume aus alter, schöner Zeit.

Wir leben in der Wirklichkeit, bemerkten Sie, Frau Aida! Gut! Es ist die Differenz zwischen meinem Traum und der Wirklichkeit keine zu große. Im Traume, damals, vor langer Zeit, wann, weiß ich nicht mehr, liebte ich Sie. Und jetzt?

Das ist kühn? Ich hörte nur die Worte, Frau Aida! Ich sah Ihr Gesicht nicht. Und es ist gut so! Sie sehen, ich mißbrauche Ihre Güte.

Ich weiß, Frau Aida, ich hätte es nicht sagen sollen! Aber! Wir sind allein! Wir dürfen unseren Gefühlen nicht Zwang antun. Wir lieben es ja, für die Freiheit zu kämpfen; seien daher auch wir beide etwas offener. Gestehen wir unsere Fehler ein.

Es ist dies Ihre Schwäche, daß Sie mich stark finden.

Geistig! Ich begreife. Also so sagen Sie! Frau Aida, warum fürchten Sie sich vor dem Wörtchen: Liebe?

Oh doch, Sie fürchten sich.

Würde ich es wagen, so den Abend, die Dämmerstunde nur in Ihrer Gegenwart zu verbringen, wenn ich nicht alles wüßte? Würden Sie einen anderen als mich um diese Stunde empfangen haben? Nein!

Das also Ihre Antwort? Wie danke ich Ihnen, Frau Aida! Bin ich Ihrer Huld auch würdig? Ich küsse Ihre Lippen aus der Ferne; der letzte Abendwind soll Ihnen die Küsse zutragen. So sind die Küsse auch sehr ungefährlich. Man sagt, daß hinter Liebe oftmals das Laubere. Wie leicht können da scharfe Zähne sich in die Lippen des Verhassten graben. So aber! Wir beide, die wir im Dunkeln sitzen, hören nur die Worte und müssen diesen glauben. Kein falscher Blick kann unsere Reden Lügen strafen, und kein Biß kann schmerzen.

Ich bin heute träumerischer Laune, ja! Ich träume gern.

Das liebten Sie bei mir? Ich küsse Sie nochmals für diese Antwort, und meine Hände gleiten in Gedanken zärtlich sorglos über Ihr schwarzes, sammetweiches Haar. Fühlen Sie diese Berührung? Ich spüre Ihren heißen Atem, Ihre Nähe!

Und diese Worte! Oh, die Leidenschaft verleiht Ihnen süße, berauschende Worte. Sie kennen das Wort Liebe nicht, aber in jedem Laut Ihrer Lippen klingt und singt das jauchzende Jubellied der Liebe. Das betauscht, Frau Aida! So im Dunkeln sind diese Geständnisse von betäubender Schwüle. Würde ich jetzt in Ihre Arme sinken —

Nein, jetzt nicht! Wollen wir es vorerst auskosten, das süße Glück dieser Träumereien. Ja, im Traume liebte ich Sie immer schon. Lange schon. So sehr Sie mich jetzt lieben. Das ist möglich! Oder sollte Ihre Liebe einen solchen Grad erreicht haben? Ich wage es nicht zu hoffen. Das wäre des Glückes zuviel.

Frau Aida, so hatte ich Sie im Traume geliebt. Darf ich Ihnen erzählen von diesem Traume? Er birgt etwas wie Glück in sich.

Ich bin jetzt glücklich, Frau Aida! Was ich nie zu hoffen gewagt, ist erreicht und —

Mein Traum, ja! Das ist aber schon lange her. Damals war ich noch nicht berühmt. Damals mußte ich alles tun, um nur leben zu können. Sie wissen wohl nicht, was das heißen will! Können Sie

sich einen jungen, liebehehnsüchtigen Menschen vorstellen, der allein in fremder Stadt steht, ganz auf sich und seine Arbeit angewiesen? Ein Mensch, der nach Liebe schmachtet, der sich nach irgendeinem freundlichen, zärtlichen Worte sehnt. Das war ich! Aber bernüßen Sie sich, Frau Ada! Seit jener Zeit sind viele Jahre vorübergegangen. Ich hatte Talent, und ich glaubte an mein Talent.

Es hat sich auch bewährt! Sie mögen recht haben. Aber Sie haben wohl keine Ahnung, mit welchen Kämpfen ich mich durchgerungen habe! Welcher Arbeit ich meine Kräfte schenken mußte, nur um trodenes Brot essen zu können. Trodenes Brot zu Mittag, trodenes Brot zu Abend; das war wochenlang meine Nahrung. Nur manchmal gab es als besondere Delikatesse ein Stück Wurst oder Käse. So mußte ich mich durchkämpfen. Und es war dies nicht so schrecklich wie das andere. Ich hatte keinen Menschen, dem ich mich hätte anvertrauen können, niemand war in meiner Nähe, der mich hätte trösten können. Wenn ich in meinem Zimmer umherging, hoch oben im vierten Stock einer Mietskaserne, matt und müde, wenn ich wachte vor Müdigkeit, mich kaum noch meine Füße zu tragen vermochten, dann schweiften dennoch meine Gedanken in Traumbildern. Damals war alles für mich Traum, damals wollte ich nichts von der Wirklichkeit wissen, denn sie hätte mich töten, vernichten können.

Sie sind gerührt, Frau Ada? Oh, wie bin ich grausam, daß ich Ihnen von solcher Not nur erzähle. Nur erzähle! Aber die Wirklichkeit war noch viel herber, die Wirklichkeit war so grausam, daß ich keine Tränen dafür hatte finden können. Wir Menschen sind nur zu rasch gerührt, wenn wir von Elend reden hören, und die Mildtätigkeit und Mäßigkeit entlocken uns schon bei der Erzählung davon Tränen. Aber wenn wir die Wahrheit, die Not und das Elend mit eigenen Augen vor uns sehen, dann wollen wir immer blind sein und nicht sehen. Ist es nicht so?

Doch mein Traum! Also ich war im Elend. Wie kammerte ich mich da an meinen Traum, an meine Sehnsucht von Glück. Und mein Traum betrog mich. Er betrog mich! Ja! Glauben Sie, daß ich verzweifelte?

Nein! Ich hatte nun jeden Glauben verloren, hatte alles verloren. Aber rächen wollte ich mich noch. Die Rache verlieh mir dann Kraft, und ich richtete mich abermals auf.

Ob ich mich gerächt habe, Frau Ada? Urteilen Sie selbst darüber! Doch vorher eine Geschichte! Von einem Dichter! Der konnte so schöne Verse schreiben; er war zweifellos ein großes Talent, aber auch ein armer Teufel. Er liebte auch irgendein Wesen, das er selbst nicht kannte, das er aber anbetete. Und wenn er in seinen Gedichten zu dieser Geliebten sprach, die nur in seiner Phantasie existierte, dann konnte er Worte finden von solch schlichter Einfachheit und Schönheit, daß man fast hätte weinen mögen. Wenn er nur nicht so arm und unberühmt gewesen wäre! Ihn konnte ja niemand. Auch hatte er gar oftmals nichts zu essen als trodenes Brot.

Ob ich das war? Wie Sie fragen, Frau Ada! Hören Sie nur erst das Ende meiner Geschichte. Einmal nun fand dieser, mein Dichter, was er in seinen Sehnsuchts träumen immer erschaut und erhofft hatte. Er fand das Weib, das für ihn alles war, das für ihn gleichsam das Leben selbst bedeutete. Denn dieses Traumwesen erfüllte ja sein ganzes Leben. Diese herben und bitteren Kämpfe mit Not und Elend waren für ihn gewiß keine angenehmen Stunden, die ihm das Leben hätten unentbehrlich machen können. So aber hatte er das Wesen seiner Träume. Denn er fand sie. Er sah sie! Mein Freund hatte aber kein Glück auf der Welt. Einmal war er wieder in Not. Was aber macht so ein Poet nicht alles, wenn er hungert. Dieser Dichter machte Gelegenheitsgedichte. Da wurde er zu einem reichen, sehr reichen Herrn gerufen. Für dessen Tochter sollte er ein Geburtstagsgedicht schreiben, das diese dann am Geburtstag ihrer Mutter vorzutragen sollte.

Sie werden ungebildig, Frau Ada? Warum klopfen Sie mit Ihren reizenden Füßchen gegen den Boden? Das macht mich nervös. Doch meine Geschichte wird bald zu Ende sein. Diese Tochter

nun war das Ideal des Dichters. Nächte durchwachte er in Gedanken bei ihr, er fieberte, wenn er an sie dachte. Und der Dichter brachte dieser Tochter nicht nur das verlangte Geburtstagsgedicht, sondern noch ein zweites. Er sollte nun der Tochter den Vortrag des gewünschten Gedichtes beibringen, wie der sehr reiche Herr Papa sagte. Wie nun aber die Dichter sind, so benötigte auch dieser die Gelegenheit und klagte dieser Tochter sein Leid. Seine Leidenschaft, seine Liebe, seine Sehnsucht, alles, was ihm heilig war, offenbarte er ihr. Was tat sie? Was dachten Sie wohl, Frau Ada?

Sie haben keine Antwort? Das Gedicht, das der arme Dichter in schlaflosen Nächten niedergeschrieben hatte, gab sie ihrem Herrn Papa, und zum Dichter sagte sie, ihr Papa werde ihn auch gewiß dafür bezahlen, damit es ihm besser gehe und er wieder etwas zu essen bekomme. Der Dichter konnte keine Worte finden. Wissen Sie vielleicht, Frau Ada, welche Worte diese Tochter für die Liebe des Dichters gebrauchte?

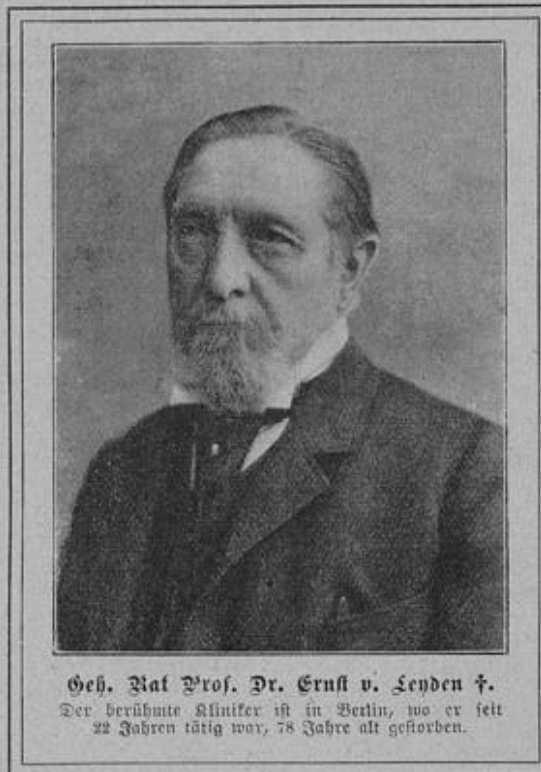
Natürlich nicht! Woher sollten Sie dies auch wissen? Sie kennen ja diese Geschichte nicht. Sie sagte, der Dichter nämlich, solle nur einmal wieder etwas Ordentliches essen, dann würden ihm diese Hirngespinnste schon vergehen. Dann erschien der Herr Papa, der unter wiederndem Gelächter in Gegenwart des Dichters dessen bestes Werk lärmend und mit falschem Pathos deklamirte. Der Dichter rannte davon. Am nächsten Tage erhielt er durch die Post zwanzig Mark für das Gedicht, das er mit seinem Verblute geschrieben hatte. Mein Dichter aber hatte keine Moral. Er behielt das Geld. Er wäre ja sonst verhungert, wenn er es nicht getan hätte. Aber er beschloß, sich zu rächen. Und er hat seinen Schwur gehalten.

Frau Ada, Sie sprechen ja nichts! Warum sind Sie so still? Haben Sie die zärtlichen Worte bereits vergessen, die Sie vor kurzem noch zu mir herübergeflüstert hatten?

Frau Ada, hier sind die zwanzig Mark mit den Zinsen zu fünf Prozent.

O wie gut, daß wir jetzt im Dunkeln sind! Sagte ich nicht, man könne so hübscher plaudern und brauche die Blicke nicht zu sehen? Das Hören kann man nicht verhindern! Allerdings! Ich verstehe Ihr Zähneknirschen.

Leben Sie wohl, Frau Ada! Wie finden Sie jetzt meine Rache? Der Dichter ist, wie Sie sehen, der namlche geblieben. Rücksichtslos! Er hat die Gnade des Alleinseins mit einer so liebevollen Frau mißbraucht. Ich küsse nochmals Ihre kleinen, weißen Hände — in Gedanken — Nun aber gute Nacht, Frau Ada!



Geh. Rat Prof. Dr. Ernst v. Leyden †.
Der berühmte Mikroskopiker ist in Berlin, wo er seit 22 Jahren tätig war, 78 Jahre alt gestorben.

Unsere Bilder.

Von den 215 Teilnehmern an dem Armeegewandwettbewerb, veranstaltet vom Sportklub Komot, Berlin, erreichten 93 das Ziel. Der Marsch ging vom Sportplatz in Kummelsburg über Adlershof, Grünau, Schmiedewitz nach Wildau und zurück. Erster Sieger wurde A. Schulke, Dresden („Turnlust“). Er legte die 50 km lange Strecke mit 60 Pfund Belastung in 6 Stunden 23,291 Minuten zurück; 2. Sieger war L. Krystek („Athen“, Berlin) mit 6 Stunden 33,2 Minuten; 3. Unteroffizier Frank vom Garde-Grenadier-Regiment V in 6 Stunden 34,19 Minuten. Den Start zu diesem Wettbewerb zeigt das Bild auf der Titelseite d. Nr. — Dem berühmten Optiker Joseph v. Fraunhofer wurde in dessen Vaterstadt Straubing das auf S. 340 abgebildete Denkmal errichtet. Von Fraunhofer rührt u. a. die Entdeckung der dunklen Linien (Fraunhofer'sche Linien) im Sonnenspektrum her. — Zu den landschaftlich entzückendsten Partien an der Riviera gehört die Strandpromenade, der Boulevard de la Croisette in Cannes mit dem Blick auf das Meer und die prächtigen Villen und Gartenanlagen am Felsenstade (S. d. Abb. S. 341). — Zum Schluß bringen wir das Porträt des verstorbenen bedeutenden Chirurgen Geh. Rats Prof. Dr. Ernst v. Leyden, geb. 1832 in Danzig; 22 Jahre lang hat er als Direktor an der ersten medizinischen Klinik in Berlin gewirkt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 44

Sonntag, den 30. Oktober

1910

Wolfdietrich.

(5. Fortsetzung.)

Roman von W. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Gebirgstour war nach acht Tagen beendet. Wolfdietrich und Josepha schwiegen von dem Vorkommnis auf dem Gornier Grat, bis letztere an ihren Vater geschrieben und eine Antwort erhalten haben würde. Wolfdietrich fand es auch viel schöner, das Geheimnis zu bewahren. Inzwischen verkehrten sie vor den Menschen wie vor dem, nur daß sie freundlicher mit einander umgingen als sonst.

Auf Villa Bella wurden sie mit Jubel willkommen geheißen. Ruth stand vor der Pforte, ein strahlendes Lächeln auf den Lippen.

„Ist denn das Ruth? kann das wirklich Ruth sein? Ich traue meinen Augen nicht,“ rief Wolfdietrich. Er eilte im Sturmschritt

man's glauben; Sie waren ja wie verschollen. Meinen Sie denn, es läge uns hier hüben nichts an Ihrem Leben?“

Wolfdietrich setzte Ruth behutsam auf den Boden, wandte sich um und schüttelte Tante Linchen mit kräftiger Herzlichkeit die Hand.

„Ja, wissen Sie, Gräfin, wenn Sie mir das geschrieben hätten mit eigener, glaubwürdiger Handschrift, da wäre auch eine Antwort mit mir gekommen,“ sagte er und sah sie dabei mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt an.

„Nun, trauen kann man Ihnen nicht über den Berg,“ meinte sie mißtrauisch.



In der Staatsumwälzung in Portugal: Batterie der Republikaner vor Lissabon. Nach einer photographischen Originalaufnahme

auf sie zu, hob sie in seinen Armen in die Höhe und hielt sie, sie erstaunt und zweifelhaft wie ein erstandenes Wunder betrachtend, die hilflos dahing, halb lachend, halb verlegen und ganz von rosigem Blut übergossen. Sie war jetzt zwölf Jahre alt und im letzten Frühjahr sehr gewachsen; da war sie gar nicht mehr gewöhnt, auf die Arme gehoben zu werden. Wolfdietrich aber wußte davon nichts; er hielt sie fest und sicher und ging mit ihr Josepha entgegen.

„Wer hätte das gedacht!“ jagte er und hielt sie ihr zum Kusse hin. Josepha beugte sich über Ruth, Wolfdietrich auch; die drei Köpfe neigten sich auf einen Augenblick dicht zusammen; es war ein hübsches Bild.

„Und auch Sie sind wieder da, Sie Ausreißer?“ sagte Tante Linchen, „haben die Wilden Sie nicht verpeißt? Weinahe konnte

„Doch, wenn der Berg das Gornier Grat ist,“ sagte er ernsthaft, und sah nach Josepha.

Tante Linchen lächelte listig, Josepha aber ging mit Ruth, ihre zarte Taille umschließend, ins Haus.

Es lag an diesem Abend ein eigenartiger Hauch von Glück und Zufriedenheit über dem alten, wieder vereinigten Kreise auf Villa Bella. Für Wolfdietrich hatte das Geheimnis zwischen ihm und Josepha einen ganz absonderlichen Reiz; am liebsten hätte er es noch lange so gesehen. Es war schön, daß sie ihm allein gehörte und sonst niemand auf der Welt, und daß es keiner wußte, als sie beide allein; ein kurzes, leises Wort, ein schneller Blick genügten, um ihm immer wieder diese Zusammengehörigkeit zu zeigen.

Ruths stille, sanfte Augen flogen ernst von einem zum andern, als sie, von Freude und Sprechen erschöpft, zurückaufend auf dem Ecksofa im Saale saß. Josepha fing einen solchen sinnenden Blick auf; ihr Herz brannte in ihr vor Liebe zu diesem Kinde, sie stand schnell auf, ging zu ihr, kniete an ihrer Seite nieder und umfaßte sie zärtlich. „Du bist froh von der Reise zurückgekehrt, Josepha?“ fragte Ruth und streichelte sanft die Wange der Schwester.

„Sehr froh, meine kleine Ruth.“

Ruth nickte beschiedigt, fragte aber nicht weiter. Josepha begleitete sie in ihr Schlafzimmer. Als sie wieder hinuntergehen wollte, fand sie Wolfdietrich in dem langen Korridor auf und ab schreitend. „Ich wollte dir hier gute Nacht sagen, Josepha,“ sagte er.

„Ist es schon spät?“

„Nein, aber man will zu Bett gehen; tant mieux, morgen ist wieder ein Tag, und jeder bringt mir neues Glück.“

„Hast du daran gedacht, wie wir vor einem Jahre Abschied nahmen?“

„Das war der letzte Versuch, Josepha, aber du siehst, wozu er geführt hat.“

„Ja, ich sehe es,“ sagte sie lächelnd; „ich hätte dir doch eigentlich widerstehen müssen.“

„Meinst du, du hättest das gekonnt, Josepha?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte sie leise.

„Nein, du nicht mir, ich nicht dir, wir gehören zusammen; du mußtest mich lieben, wie ich dich lieben mußte, und Trennung wäre unser Unglück gewesen.“

„Wenn wir aber gewollt hätten?“

„Wir konnten nicht wollen, Josepha, wir konnten es nicht.“

Die Tage verflossen wie vordem. Wolfdietrich beschäftigte sich mehr denn je mit Ruth und war von einer Zärtlichkeit gegen sie, die dem kräftigen, herrischen Manne alle Ehre machte. Der Sommer war absonderlich schön und milde, und Ruth konnte viel im Freien sein. Besonders kräftigten sich ihre Nerven auf dem schönen See, auf dem stets eine frische Brise wehte. Deshalb ruderten sie oft mehrmals am Tage mit ihr hinaus.

Auch heute, am Abend eines heißen Augusttages, sagte sie freudig zu, als Wolfdietrich ihr anbot, sie noch im Kahn zu fahren. Wolfdietrich ging zu Josepha, die allein auf der Terrasse saß.

„Kommst du mit?“

„Auf den See? Sicherlich; wo sind Margot und Eberhard? Da kommen sie; nun schnell, ich hoffe, es ist noch nicht zu spät für Ruth.“

„Kein Gedanke! Vengstige dich doch nicht gleich.“

Sie fuhren nun alle fünf auf dem spiegelglatten See; sie sahen den Sonnenuntergang, sie sahen die rosige Glut, die er auf den glühenden Wellen zurückließ, alles umher mit einem zauberischen Licht überglühend. Aber dann trieb Josepha zur Heimkehr. Sie stiegen ans Land, Eberhard half Margot heraus, trug Ruth gleich die Treppe und die erste, leichte Steigung des Weges hinauf und ging nun mit beiden langsam dem Hause zu.

„Bleibe noch, Josepha,“ sagte Wolfdietrich, „solch ein Abend kommt nicht wieder.“

Auch sie hatte das schon gedacht und war ruhig auf ihrem Plage geblieben. Wolfdietrich lettete den Kahn an, dann kam er zu ihr und setzte sich neben sie. Es war dunkler geworden, die Sterne zogen am Himmel auf; sie spiegelten sich in der glatten Wasserfläche wieder und leuchteten wie goldene Augen daraus hervor. Der Dampfer von Thun fuhr mit rauschenden Rädern vorüber — das Märchenschiff —, wie Ruth ihn nannte; denn er war elektrisch erleuchtet und flog wie ein mächtiges Wesen aus der Zauberwelt über den See. Dann war wieder Stille ringsum. Drüben leuchtete die Jungfrau bleich und schimmernd; ihre Spitze malte sich scharf gegen den Himmel ab. Leise plätscherten die Wellen gegen die Mauer, murmelnd redeten sie ihre geheimnisvolle Sprache; sie klang wie sehnuchsvolles Fragen an die Menschenseelen heran. Die Zweige der überhangenden Esche reichten bis zu ihnen herein; sie beschatteten beidseitig, sie schaukelten kaum merklich gleich dem geräuschlos wiegenden Kahn und streiften die Wangen des einen und des andern.

„Josepha, Josepha,“ sagte Wolfdietrich. Sie fühlte an dem Druck seiner Hände, daß er am ganzen Körper bebte; auch ihre Hände zitterten in den seinigen, das Herz war ihnen weit geworden und ihre Liebe groß; sie erschien ihnen unerschütterlich und weltüberdauernd.

„Es kann keinen größeren Augenblick in unserm Leben geben als diesen,“ sagte Josepha.

„Nähre nicht daran,“ entgegnete er.

Der Mond stieg herauf; er warf seine bleichen, weissen Strahlen unsicher durch die Zweige der Esche über sie hin. Josepha fröstelte und richtete sich auf. „Der Augenblick muß zu Ende gehen wie jeder andere auch,“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Noch nicht, noch nicht, wer weiß, ob er uns wiederkehrt, Josepha.“

„Ja, wer weiß es? wer weiß es? flüsteren die Wellen nach, und das Echo trug es klagend durch die Zweige der Esche weiter: Wer weiß es?“

„Wenn ich wieder in Genf bin, werde ich an diese Stunde denken,“ sagte Josepha mit weicher, gedankenvoller Stimme.

Der liebetrunkene Ausdruck in Wolfdietrichs Augen erfuhr eine merkwürdige Veränderung; er war plötzlich in eine große Frage, in eine gespannte Verwunderung umgewandelt, die da meinte, nicht recht verstanden zu haben.

„In Genf?“ wiederholte er gedehnt, „was willst du denn in Genf?“

„Ich gehe doch wieder hin, wenn meine Ferien zu Ende sind, Wolfdietrich.“

„Deine Ferien, Josepha, was hast du jetzt noch mit Ferien zu tun?“ fragte er mit mühsam erkämpfter Ruhe.

„Ich bitte dich, Wolfdietrich, sprich nicht, als wenn du nicht ahnest, was mich nach Genf zurückzieht.“

„Und ich bitte dich, Josepha, mir sogleich deutlich zu erklären, was ich unter deinen Worten zu verstehen habe.“

Es klang eine Drohung aus dem Ton; das stählte sie zum Trost. „Ich denke, du weißt, daß ich in Genf studiere,“ sagte sie kurz.

„Ich weiß, daß du meine Braut bist, weiter nichts.“

„Weiter nichts?“ rief sie erregt, „und was vorher war, soll ich auslöschen? wofür hältst du mich?“

„Ich sagte es schon, für meine Braut.“

„Und was hat das mit meinem Studium zu tun? Du kannst doch unmöglich erwartet haben, daß ich darum meine Studien aufgebe. Ich habe mich im Gegenteil gefreut, wie gut ich nun mein Erlernes werde verwerten können. Passe nur auf, wie lieb dir mein Wissen sein wird,“ fügte sie scherzend hinzu, „wir arbeiten zusammen, wir fördern uns gegenseitig, und so wird unser Verhältnis zweifach, dreifach und doch aus einem Guss, jeder selbstwirkend und doch nur zusammen.“

„Josepha, du kannst nicht in vollem Ernst so töricht sein, zu glauben, daß ich dir als meiner Braut noch gestatten werde, deinen verkehrten Neigungen zu folgen.“

„Du glaubst doch nicht, daß ich diese Neigungen je für verkehrt gehalten habe?“ entgegnete sie erregt.

„Josepha, von der Stunde an, als wir da oben in der Gletscherwelt standen, über uns kein anderes Dach als den Himmel, und du mir freiwillig deine Hand gabst, von der Stunde an, Josepha, gehörtest du mir, du, ganz und gar, wie du da bist, mit deinem Leben und Lieben, mit deinem Tun und Lassen.“

„Und du meinst, damit opferte ich dir alles, was mir wert ist, opferte dir meinen heißesten, eben an der Grenze der Erfüllung begriffenen Herzenswunsch?“ brach sie aus.

„Freiwillig oder nicht, Josepha, du mußt mir folgen,“ sagte er hart, „mein Wille ist unabänderlich.“

Sie warf leidenschaftlich den Kopf zurück. Seine Art verletzte sie über die Maßen und erstickte in ihr jede weiche Regung. „Bin ich ein lebloses Wesen? Bin ich ein vernunftloses Geschöpf, daß ich mich deinem blinden Willen unterwerfen müßte?“ rief sie zornbewegt, und ihre metallfarbenen Augen blitzten ihm ohne Liebe an. Sie hatten längst die Hände auseinandergerissen und einen weiten Raum zwischen sich gelassen. Er sah ihr gegenüber, ein Acker lag flach auf seinen Ämten, und er umklammerte es mit den Fingern. Das schwache Mondlicht spielte auf ihren Gesichtern; das gab ihnen ein bleiches und fahles Aussehen.

„Du willst mich versuchen und reizen, Wolfdietrich,“ fuhr sie fort, „aber treibe es nicht weiter, weiter nicht, als bis hierher, Wolfdietrich!“

„Sprich nicht von Versuchen, ich habe nie in tieferem Ernst geredet,“ rief er heftig aus, und seine Stimme klang hart und erschütternd wie das Zornen des Gewitters; „ich sage es dir, jetzt und für immer: niemals kann mein zukünftiges Weib dem Verufe nachgehen, den du erwählt hastest, und ich meine nicht anders, als daß deine Gedanken den meinigen begegneten. Und nun ist's genug, du gehst nicht nach Genf, damit ist die Sache ein für allemal erledigt.“

Ihr Schwitzen klang ihm ergebungsvoll, so mußte es ja auch sein; Wolfdietrich fand das Resultat seines Nachspruches ganz natürlich, und sein starrer Sinn ward daher gemildert. Er beugte sich über das Acker zu ihr hin. „Nicht wahr, du willst mir gehorchen, Josepha?“

Aber er war nicht darauf gefaßt gewesen, einem so entschlossenen, abweisenden Ausdruck in den stahlharten Augen zu begegnen. „Ich gehe nach Genf,“ sagte sie.

„Josepha!“

„Ich gehe,“ wiederholte sie und strich langsam mit der schmalen Hand über die Stirn.

„Du meinst, was du sagst? Du willst gegen meinen Wunsch handeln?“ rief er überlaut.

„Ich kann einem Befehl zufolge nicht aufgeben, was ich für meinen Beruf halte,“ sagte sie, und obgleich sie ruhig sprach, klang ein verhaltenes Zittern durch die Stimme.

Er schränkte die Arme ineinander und stand gerade vor ihr; die Füße setzte er fest auf den Boden; aber der kleine Nachen schwankte dennoch so heftig hin und her, daß man das Geplätscher der Wellen lauter werden hörte, nur vernahmten die beiden Menschen nichts von diesen Stimmen; sie hörten nur ihre eigenen, und die schlugen peinigend, gleich scharfen Peilen, an ihr Ohr.

„Hast du auch bedacht, was aus uns wird, wenn du auf deinen Willen bestehst, Josepha?“

„Sage es mir, wenn du kannst.“ Sie hob den Kopf, und die Worte klangen herausfordernd.

Da lodernte er auf. „Wenn ich kann? Wenn ich kann? Und zweifelst du daran? Glaubst du, ich sei in meiner Liebe zu dir schwach genug, dir nachzugeben? Du solltest mich besser kennen, und mein unweigerlicher Beschluß ist der: Du wählst zwischen mir und deinem Studium. Beides verträgt sich nicht miteinander, ich dulde es nicht.“

„Du machst mir die Wahl nicht schwer,“ sagte sie bitter; „ich konnte dich lieben, darum gab ich mich dir; aber ich kann mich nicht knechten lassen; denn ich gab dir nicht zugleich slavisch meinen Willen, mein ganz Selbst und Wesen zum Opfer, daß du damit schaffen könntest, was dir in deinem herrischen Sinne gefiele. Das darf kein Mensch auf Erden. Wir tun heute beide unrecht, ich weiß es, beide, du und ich; doch du hast es gewollt.“

Er lachte kurz und spöttisch. „Das sagst du? hat nicht der Mann das Recht, von seinem Weibe Gehorsam zu fordern? Muß sie sich nicht seinem Willen unterwerfen? Josepha, Josepha, ich will, daß du mein bist, nur ich will in dir sein; keinen andern Gedanken dulde ich in dir.“

„Hast du vergessen, daß wir gleichgestellte Menschen sind mit gleichen Rechten und Ansprüchen?“

„In dem Verhältnis zwischen Mann und Weib kann das nicht gelten,“ sagte er schroff.

„Was hast du mir für Gründe für dein Verhalten anzuführen?“

„Du kennst sie; und hätte ich keine Gründe, du müßtest meinem Willen folgen, Josepha.“

„Nein,“ sagte sie nach einer Pause, „ich tue es nicht; einer Bitte hätte ich vielleicht nachgegeben, einem Befehle niemals.“

Wie ein flammendes Schwert war er anzusehen in der herben Kraft seines unbezähmten Willens. Gerade stand er vor ihr, beide Hände legte er schwer auf ihre Schultern und beugte sein Gesicht dicht zu ihr. „Josepha, ist das dein letztes Wort?“

Aber ihr Entschluß war nicht minder fest. „Nein,“ sagte sie.

„Josepha, antworte mir einmal noch, willst du gehorchen?“

„Nein.“

„Josepha, es ist die letzte Stunde; die nächste hat für immer über uns entschieden, bedenke, was du tust. Ich frage dich, willst du bedingungslos mein Weib werden?“

„Ich will es nicht, Wolsdietrieh.“

Er sah stumm auf sie nieder; ihr ganzer Körper flog unter der Erschütterung seiner bebenden Hände auf ihren Schultern. Er vermochte das Unerhörte nicht zu fassen — dieser weltüberdauernde Bund zerstört, weil der Wille eines Weibes sich gegen den seinigen stemmte! Und das tat die, deren Liebe ihn bis an den Himmel erhoben hatte, und die er ohne Grenzen zu lieben glaubte.

Ihr Gesicht blieb ruhig; da war nichts von Nachgiebigkeit zu lesen; ihre Augen hingen, ohne zu zuden, an seinen wilden, zornigen Augen.

Da ließ er sie los; er riß den Blick von ihr, sprang aus dem Kahn und eilte fort.

Der Mond trat hinter eine Wolke, es wurde dunkler, der Wind erhob sich, und ein unheimliches Rauschen fuhr durch die niederhängenden Zweige der Traueresche. Der See sah finster aus, und gespenstisch schaute die bleiche Jungfrau gleich einem schattenhaften Niesenbilde zu dem einsamen Mädchen herüber, das stumpf und bewegungslos dafuß, gleichgültig Stirn und Wange dem stärker werdenden Winde preisgebend.

Auf dem Marmortischchen an ihrem Bette fand Josepha einen Brief. Sie erbrach ihn mechanisch; er enthielt die Einwilligung Herrn von Handeds zu ihrer Verlobung. Es war noch eine Einlage an Herrn Wildeneichen in dem Briefe; an dieser betrachtete sie lange die Aufschrift, so lange, daß es Mitternacht schlug, bis sie aus ihrer Zerstreuung aufwachte. Sie nahm die Einlage und näherte sie dem Lichte. Die Flamme ergriff gierig das Papier und verzehrte es. Ihre Finger hielten es an einem Ende gefaßt und sahen der Flamme zu, bis nur noch Asche auf dem Leuchter lag, graue, tote Asche. Dann nahm sie den Brief ihres Vaters und schloß ihn in ihren Schreibtiisch.

Auf dem Bahnhof zu Scherzlingen war großes Getümmel. Soeben kam der Zug an, aber die ganze Familie Handed aus dem Norden herbeiführte, um Eberhard Kahlenbergs Hochzeit am Thuner See zu feiern. Es war aber auch keine Kleinigkeit. Vater, Mutter, vier Söhne, ein paar Zwillinge, dazu einige Dienstboten — ein wahrer Auszug aus Aegypten.

„Mama, meine norwegische Puppe ist im Wagen sitzen geblieben,“ erinnerte Cilli ärmelzupfend, „kann Berta sie holen?“ — „Und meine auch, Mama,“ fügte Millie hinzu, „ich kann sie gar nicht finden.“

„Dann gehen Sie schnell zurück, Berta, der Zug fährt gleich. Kurt, wohin willst denn du? Bleib' nur bei uns.“

„Ich will bloß wissen, was Felix macht; ich glaube, er ist auf den Treit gestiegen, auf dem die Schaffner immer zu ihrem Sitze hinaufklettern.“

„So, so,“ schallte es. Wahrhaftig, da saß Felix hoch im dunklen Verschlag; auch der Schaffner hatte ihn schon bemerkt und beförderte den Eindringling schneller von seiner Höhe herunter, als er dorthin gelangt war.

Eberhard stand mit Josepha auf dem Perron bereit und empfing die Reisenden; man begrüßte sich nach einer fast zweijährigen Trennung, die Kinder hängten sich wie Ketten an Josepha und konnten sich nicht beruhigen vor Jubel, sie wiederzusehen.

„Josepha, hast du meinen letzten Brief bekommen? — Josepha,

der alte Ferdinand läßt dich grüßen; er ist jetzt immer ganz gesund. — Unser Kindergarten ist vergrößert, Josepha, wir haben dies Jahr deinen Namen auf das Mittelbeet gesetzt.“ — „Und ich auch,“ kam Millies Echo.

„Josepha, dein Apfelbaum war dicht voll Äpfel, der Gärtner hat sie vorige Woche abgenommen. — Josepha, Josepha, höre doch, die Ponys sind krank gewesen, Berta war der linke Vorderfuß verstaucht, und Ella hatte eine Wunde am Hals. Jetzt sind sie aber wieder besser; wir Jungens sind selbst mit ihnen zur Bahn gefahren. Viktor ist totgeschossen, Josepha, weil er zu alt war, sagte Pava; Hans hat es getan. Und Hugo geht auch schon auf die Jagd, Josepha. Josepha, weißt du schon, daß die Linde im Park abgehauen ist? Und denke dir nur, Josepha, Ramsell will fort.“

„Warum denn?“

„Sie will heiraten; sie sagt, sie wäre gern bei uns geblieben, aber ihren Emil habe sie doch noch lieber, und wenn man einen lieb habe, so müsse man ihn heiraten, und alles andere müsse hintonansehen.“

Die Herren waren zum Gepäd gegangen; endlich war alles beisammen, die Gepädträger beluden sich mit den ansehnlichen Koffern, die Jungfer, die Bonne und die Kinder trugen die kleineren Stücke, und alle stiegen zum See hinab. Eberhard hatte zwei Boote dort liegen. „Ich dachte, es würde für eine solche Völkerverwanderung bequemer sein,“ sagte er lächelnd, „die Dampfschiffe sind überfüllt, und auf diese Weise können wir uns soviel Zeit lassen, wie wir wollen, um alles

hineinzuschaffen und uns gemütlich einzurichten.“

„Das war ein vortrefflicher Gedanke, mein Junge,“ gab der Onkel zurück, „nun haben wir gute Ruhe.“

„Wie unbeschreiblich schön ist es hier!“ sagte Frau von Handed und ließ ihre Augen über den See schweifen und über die weiße Bergkette dahinter. Sie saßen jetzt in den Booten und schaukelten sanft auf dem Wasser.

„Du warst noch nie in der Schweiz?“ fragte Josepha.

„Niemand, und mir fehlen die Worte, um meine Bewunderung auszudrücken.“

„Wir haben dies Jahr Glück,“ versetzte Eberhard, „der Oktober ist oft rau.“

„Man könnte denken, wir seien im September,“ sagte Frau von Handed, „ich bemerke einen auffallenden Unterschied zwischen hier und unserm Norden.“

„Ja, der Thuner See liegt geschützt; er ist nicht so den Winden ausgelegt wie der Genfer.“

„Auf dem du beinahe mit deinem Freunde Wolsdietrieh angekommen wärest,“ unterbrach ihn Kurt; „wo ist er denn jetzt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wir möchten ihn nicht besonders leiden,“ setzte Kurt wichtig hinzu. „Das ist für ihn ja eine große Beruhigung,“ entgegnete Eberhard trocken.

„Kommt er nicht zu deiner Hochzeit?“



Helgoländer Fischer.

Charakterkopf von der Waterkant.

Hofphot. Schrensky.

„Ich glaube nicht.“
 „Wie sonderbar! Wann war er zuletzt hier?“ forschte Kurt weiter.
 „Im Juli.“
 „August, September, Oktober,“ rechnete Kurt, „fast drei Monate; wo kann er die ganze Zeit gesteckt haben?“
 „Wie geht es Margot?“ fragte Herr von Handek abgebrochen. Er drehte nervös seinen Stod zwischen den Händen und sah nach Josepha. Ihre kurzen Worte, womit sie ein paar Tage, nachdem er seine Zusage erteilt, ihre Verlobung als aufgelöst gemeldet hatte, befriedigten ihn wenig, und wenn sie auch gebeten hatte, ihr jede Erörterung zu ersparen, so war er doch fest entschlossen, von ihr oder Eberhard in diesen Tagen eine Erklärung zu fordern.
 „Ist das da Billa Bella?“ fragte Hugo, auf das Ufer deutend; „ich erkenne es nach der hübschen Zeichnung, die uns Margot voriges Jahr schickte.“

„Diese absonderliche Handschrift mit den großen, charakteristisch häßlichen Buchstaben sollte ich doch kennen,“ bemerkte Margot zu Eberhard, indem sie einen Blick auf seine Korrespondenz warf.

„Von Wolfdietrich.“
 „Und kommt er?“
 „Nein, er kommt nicht.“

„Wo ist er denn?“
 „In Rußland, er schreibt von St. Petersburg; er hat Vätern in der Steppe gejagt.“

„Sonderbarer Mensch,“ murmelte Graf Kahlenberg, „aus dem ist nicht klug zu werden; er muß immer etwas Unverständliches tun.“

„Josepha, Josepha, bist du schwerhörig geworden? Josepha, höre doch zu, ich will dir ja von Mamsell erzählen,“ drängte Cilli mit immer lauter werdender Stimme.



Warnung.

Viele rufen: Tod, gib sie uns wieder,
 „Unsre Eltern, Gatten, Kinder, Brüder!“ —

Hütet euch, daß keiner Gallione
 Nicht nach rückwärts einst das Segel schwillt
 Und der Träger der Dypressenkrone
 Euren frevelhaften Wunsch erfüllt!

Käm' er wirklich an den Kai gefahren
 Mit den blassen, neubelebten Scharen —

Wie ein scheuer Sprosser vom Gelege,
 Das ein Mensch schon in den Händen trug,
 Wicket schauernd ihr vom breiten Wege
 Vor dem stillen, totertrauten Bug!

Mütter nur — vielleicht — säh'n ihren Knaben
 Gern wie früher, eh' sie ihn begraben.

Doch sie könnten auch ihr Herz nur pressen
 Und ihn bitten mit verbranntem Blick:
 „Willst du nochmals unsren Weg durchmessen?
 „Kind, ich lieb' dich — also keh'r' zurück!“ — —

Georg Busse-Palma.

„Seht, seht, dort stehen Menschen, seht doch hin, Papa und Mama,“ rief Cilli, „sie erwarten uns,“ und Millis Echo ließ freudig hören: „Ja, sie erwarten uns.“

„Aber wer kann es sein?“

„Ratet,“ sagte Eberhard und schwenkte grüßend den Hut.

„Ich weiß es, ich weiß es, es sind Margot und Ruth, ich erkenne sie,“ rief Felix jubelnd, „Ruth, Ruth!“

„Nein, wirklich, sie steht auf zwei Beinen,“ sagte Milli naiv.

„Ja, sonst lag sie doch immer,“ setzte Cilli hinzu.

Oben am Landungsplatze, unter der überhängenden Esche standen die beiden Mädchen in weißen Kleidern. Ruth lehnte sich an Margot; sie hielten Tücher in den Händen und winkten den Antommenden entgegen. Ruth umarmte ihre Angehörigen mit Freudentränen; sie sah noch immer zart, aber wohl und lieblich aus; ihre Bewegungen waren, wenn auch langsam und unsicher, doch anmutig. Es konnte niemand verborgen bleiben, daß sie auffallende Fortschritte in der Besserung gemacht hatte, und dankerfüllt sahen es ihre Eltern.

Es war ein großer Verwandtenkreis, der sich am folgenden Morgen in der Kapelle zur Andacht versammelte. Auf dem Kaffeetisch lagen die angekommenen Zeitungen und Briefe.

„Erzähle es mir, Cilli,“ sagte Ruth, „was ist denn mit Mamsell?“

„Ich rede von ihrer Heirat. Sie sagt, sie liebt ihren Emil so unendlich, daß alles dabei aufhört; er liebt sie aber ebenso, sonst täte sie es doch nicht; und einmal, da ist es nahe daran gewesen, daß sie sich trennten, denke mal, und bloß, weil er wollte, sie sollte die Putenzucht aufgeben, wenn sie verheiratet wären, und das hat sie nicht gewollt. Sie sagt, das ist bis jetzt ihr Schönstes gewesen, und das könnte sie auf keinen Fall hergeben; es würde sie unglücklich machen. Und da ist er sehr böse geworden, ich sage euch, so böse, daß sie sich gefürchtet hat.“

„Das hat dir Mamsell alles anvertraut?“

„Ja, natürlich, Mamsell sagt mir alles,“ versetzte Cilli wichtig „und mir auch,“ hallte Milli wider.

„Was wurde denn nun daraus?“ fragte Margot lächelnd, „trieben die Puten sie auseinander?“

„Nein, bewahre, sie gaben jeder etwas nach. Emil sagte, sie müsse sich mit wenigen Puten begnügen, und Mamsell sagte, na ja, dann wollte sie nur sechs Stück halten, und damit gaben sie sich beide schließlich zufrieden und wurden wieder einig.“

„Die haben gewußt, was sich schickt,“ sagte Eberhard, „das gibt ein musterhaftes Ehepaar. Kommt, Margot, wir wollen endgültig über die Wohnungsfrage entscheiden. Ich habe heute wieder ein paar recht passende Anerbietungen bekommen.“

Aber als sie im Boudoir der Gräfin saßen, die Zeichnungen und Briefe vor sich auf dem Tische ausgebreitet, da bildete doch nicht die Wohnungsfrage, sondern Wolfdietrich und Josepha den Inhalt ihres Gesprächs.

„Daß damals etwas zwischen ihnen beiden vorgefallen ist, unterliegt keinem Zweifel,“ sagte Eberhard; „seine plötzliche Abreise war zu auffallend.“

„Sagtest du nicht, daß er noch mit dir gesprochen habe?“

„Nichts Direktes; aber du hättest ihn sehen müssen, wie er Abend um elf Uhr in mein Zimmer kam.“

„War er niedergeschlagen?“

„O nein, stolz. Er sprach laut und lebhaft, lauter wichtige, amüsante Dinge, nur daß sein Wis wie Hohn klang. Plötzlich sagte er: „Apropos, Eberhard, was ich sagen wollte, ich habe Lust, den Otten zu besuchen; ich bin erst einmal dort gewesen.““

„Du willst abreisen?“

„Reinst du, ich sei stabil genug, mich wochenlang auf eurer Scholle festzusetzen?“

„Wochenlang, Wolfdietrich!“ sagte ich, „du bist keine acht Tage hier.““

„Ja, es ist wahr, ich bildete mir wahrhaftig ein, ich sei Wochen und Monate hier; du wirst es nicht glauben, Eberhard, aber ich bildete es mir wirklich ein. Es ist auch so lange und länger, viel länger, nur hat es niemand von euch gemerkt. Jetzt ist es jedenfalls zu Ende, ganz aus, und ich gehe fort.“

„Nach Rußland?“

„Vielleicht später — erst möchte ich etwas ganz Tolles, Verzweifeltes tun.“

Ich weiß nicht, ob ich diese Worte hören sollte; er sagte sie leise und zwischen den Zähnen, und als ich entgegnete: „Wolfdietrich, ich hoffe, du wirst nicht mutwillig dein Leben wegwerfen,“ da wandte er sich kurz um, lachte spöttisch auf und sagte: „Beruhige dich, mir passiert nichts; ich bin wie gefeit. Vielleicht hat mir eine ungütige Fee eine Siegfriedshaut in die Wiege gelegt; denn Schaden hastet nicht an diesem Körper.“

„Wenn nur die Seele keinen Schaden leidet, Wolfdietrich,“ sagte ich ernst.

„Immerhin,“ rief er zornig, „was liegt an meiner Seele? Ich will fort, ich will Lust haben, Atem schöpfen. Leb' wohl, Eberhard, treuer Freund, grüße meine kleine Ruth und sage ihr, daß ihr süßes Gesicht wie ein Sonnenschein immer mit mir wandere.“ Fort war er.

„Warum hast du mir das nie erzählt, Eberhard?“

„Ich wollte dir Josepha gegenüber deine Unbefangenheit nicht nehmen. Was aber hältst du nun von der Sache?“

„Ich glaube, sie lieben sich, aber, wie es scheint, doch nicht genug, um für einander etwas aufzugeben; das wird der Grund ihrer Entzweiung sein, und darum sehe ich keine Hoffnung für sie.“

Eberhard war Legationsrat geworden und hatte ein Gehalt und eine Stellung, welche ihm gestatteten, seine Braut heimzuführen. Da er jetzt mit einer diplomatischen Sendung nach Rom betraut war, so hatte er vor, mit dieser Reise zugleich die Hochzeitsreise zu verbinden. Nach Weihnachten wollten sie dann ihren dauernden Wohnsitz in Berlin nehmen.

Siebentes Kapitel.

„Ich gehe jede Wette ein, daß die Hilda gewinnt; was bieten Sie?“ sagte ein eleganter junger Mann in feinsten Sommertoilette, eine Havanna im Munde, und sein braunes Schnurbärtchen von jeder Seite mit einer Bürste traktierend, „sie ist ein Schnellläufer ersten Ranges, echt englisches Vollblut.“

„Ich wette auf Ingeborg, französische Kasse,“ entgegnete ein anderer und musterte mit begehrlischen Blicken die kostbare Stute, die, mit herrlichem Sattelzeug versehen, schlank, stolz, den Kopf leise wiehern erhoben, neben der stattlichen Hilda stand, an der jeder Zug von Kraft und Feuer sprach; „was wollen Sie wetten? Tausend Mark? Bon, schlagen wir ein, tausend Mark, wenn die Ingeborg gewinnt.“

„Gut, aber beruhigen Sie sich, mein Lieber, Sie werden verlieren.“

„Warten wir es ab,“ lachte der andere, „nicht wahr, Drehen, Sie wetten auch mit mir auf die Ingeborg?“

„Bewahre, ich wette dagegen.“

„Sie werden doch nicht,“ meinte jener

bestürzt, „glauben Sie denn, daß die Hilda mehr leistet? Siegte doch bisher Ingeborg immer vor den anderen mit mehreren Längen.“

„Das mag wohl sein, aber ich wette doch nicht für sie,“ versetzte der erste hartnädig; „es gibt ja auch noch Jrmela, den Pfeil, die Ines, das Goldmädchen, vor allem aber Glückskind, auf die man sein Geld setzen kann;“ er ging musternd von Pferd zu Pferd, „mehrere unter diesen haben auf dem Charlottenburger Rennen das Ziel passiert.“

„Sie sind Losen,“ sagte ein dritter für sich, „wenn der Harald antkommt, so sind sie alle verloren; es nimmt mich nur Wunder, daß sie es nicht wissen. Nun, mir soll's lieb sein, ich denke, der Harald wird mir ein hübsches Sümmchen eintragen.“



In seligen Höhen. (Glorifikation.) Von Rudolf Jordan-Düsseldorf.

„Ich muß gewinnen,“ murmelte der Herr, welcher auf Ingeborg gewettet hatte, ein kleiner, schlanker Offizier, mit etwas sorgenvollem Gesichtsausdruck, „wenn ich die zweitausend Mark nicht erhalte, kann ich meine Schuld morgen nicht bezahlen, und was dann?“

Die Herren befanden sich im Reitstall der Stadt vor den Pferden, die bei dem heutigen Rennen auftreten sollten. Von diesem Rennen war wochen-, ja, monatelang die Rede gewesen; es bildete das Gespräch der Stadt-Zeitung, der Cafés, der Klubs, man ging Wetten ein, man verabredete sich, die Damen mieteten Tribünenplätze, und die Reitknechte der Herren, welche das Rennen mitmachen wollten, ritten die edlen Tiere täglich stundenlang spazieren, um sie nachher sorgsam zu pflegen. Jetzt war der große Tag endlich erschienen, der Himmel freilich leicht bezogen; doch die Kühle empfand man wohlthuend.

Die Herren traten heraus und gesellten sich zu einigen anderen. Der Rennplatz war abgesteckt, mit frischem Sand bestreut, mit bunten

Fähnchen, bis nach dem Ziele hin, besteckt und machte einen recht festlichen Eindruck. Ringsum erhoben sich die Tribünen, auf welchen die Damen allgemach Platz nahmen. Vor den Stallungen standen die Jockeys in ihren lustigen, bunten Anzügen, plaudernd, lachend und die Gerten durch die Luft streichend. Wagen auf Wagen tollte heran und hielt an der Arena. Die ganze Umgegend, die märklichen Landbesitzer von weit und breit nahmen an dem Feste teil, und die Rote der bösen Vuben, sowie die nach vielen Tausenden zählende Menge der Zuschauer konnten nur mit Mühe von einigen Polizeibeamten in Ordnung gehalten werden.

„Die Herren vom Lande sind noch nicht alle hier,“ sagte einer aus der an der Barriere stehenden Gruppe, „man sagt, es werden auch noch Pferde erwartet. Solch ein provinzielles Rennen auf freier Bahn hat eigentlich einen größeren Reiz als die großen Charlottenburger, finden Sie nicht?“ (Fortsetzung folgt.)

Das Haus Bernadotte.

Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr des 5. November 1810.

Von Walter Kabel.

(Nachdruck verboten.)

Karl XIII. von Schweden, der durch die Mächenschaften seines Neffen, des Herzogs von Södermannland, auf den Thron gekommen war, blieb kinderlos. Der schwedische Reichstag hatte daher 1809 einen seiner Verwandten, den Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg, zum Kronprinzen erwählt. Dieser, ein keuflicher Fürst, erwarb sich schnell die Gunst des Volkes, starb aber schon nach wenigen Monaten ganz plötzlich, so daß eine neue Wahl erforderlich wurde. Da tauchte in Schweden die Idee auf, den französischen Marschall Bernadotte zum Thronfolger zu ernennen.

Jean Baptiste Bernadotte war am 26. Januar 1763 in Pau (Südfrankreich) als Sohn eines Advokaten geboren, trat 1780 als Freiwilliger in die französische Armee ein und brachte es in vierzehn Jahren zum Divisionsgeneral. Nach Napoleons Thronbesteigung wurde er Marschall und bald darauf wegen seiner Verdienste in der Schlacht bei Austerlitz zum Fürsten von Pontecorvo, einer vormals päpstlichen Besitzung im Neapolitanischen, erhoben. Nach dem Tilsiter Frieden, in dem Preußen die Hälfte seiner Besitzungen einbüßte, zum Befehlshaber der Okkupationsarmee in Norddeutschland ernannt, erwarb er sich durch seine milde, gerechte Verwaltung hier allgemeines Vertrauen. Sein gutes Verhältnis zu Napoleon wurde aber stark getrübt, als er 1809 als Kommandierender der sächsischen Truppen in der Schlacht bei Wagram diesen in einem Tagesbefehl seine Anerkennung ausdrückte, wobei er sich einiger Redensarten bediente, die ihn dem Kaiser als zu deutschfreundlich verdächtig machten. Er fiel in Ungnade und kehrte nach Paris zurück.

Zu derselben Zeit sah man sich in Schweden nach einem neuen Thronfolger um. Bernadottes sympathische Persönlichkeit, seine hervorragenden Eigenschaften als Feldherr, Diplomat und Verwaltungsbeamter, ebenso seine oft bewiesene Vorliebe für die germanische Rasse lenkten die Aufmerksamkeit des schwedischen Reichstags auf ihn. Ein Leutnant Wörner war es, der Bernadotte dann in Paris den Vorschlag unterbreitete, Kronprinz von Schweden zu werden. Napoleon unterstützte diese Idee, da es ihm nur gemach sein konnte, den von ihm unangenehmen Ansichten leicht angelränkelten Marschall auf diese Weise loszuwerden. Viel zu dieser Entscheidung des allmächtigen Kaisers trug Desirée, die Gattin Bernadottes, die Tochter des Mareillier Großhändlers Clary, eine Schwägerin Joseph Bonapartes, bei. Napoleon hatte dem schönen, geistvollen Mädchen seinerzeit selbst einen Heiratsantrag gemacht, war aber abgewiesen worden. Aus alter Zuneigung zu Desirée Bernadotte gab er seine Zustimmung zu den Plänen des schwedischen Reichstages. Am 21. August 1810 wählten die schwedischen Stände Bernadotte hierauf zum Thronfolger, und am 5. November desselben Jahres wurde er dann vom König als Karl Johann adoptiert. Von diesem Tage an rechnet man daher auch die Regierungszeit des jetzigen schwedischen Königshauses. — Nachdem der nunmehrige Thronfolger in Stockholm die Huldigung der Stände empfangen hatte, ward er der eigentliche Regent Schwedens. Seine äußere Politik wurde anfangs widerwillig durch die Rücksicht auf Frankreich bestimmt und führte 1811 zu einem Kriege mit England. Doch es handelte sich dabei mehr um einen Scheinkrieg. Als Napoleon Anfang 1812 Schwedisch-Pommern besetzte, nahm Bernadotte sofort die gute Gelegenheit wahr, um zu den gegen Frankreich verbündeten Mächten überzuweichen. Er war es dann auch, der bei einer Zusammenkunft am 11. September 1812 in der finnländischen Stadt Abo den unschlüssigen, entmutigten Zaren Alexander zur Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon überredete, indem er ihm auf Grund seiner früheren Erfahrungen eine genaue Schilderung von der tiefen inneren Zerrüttung der napoleonischen Armee und von dem bitteren gegenseitigen Haß und Reid der französischen Generale entwarf.

So hat man es Bernadotte zum größten Teil zu verdanken, daß die Verbündeten mit größter Energie den Vernichtungskrieg gegen den Störer des europäischen Friedens zu betreiben begannen. Die Rolle, die der schwedische Kronprinz in den Befreiungskriegen spielte, ist genugsam bekannt, wenn man auch erst in letzter Zeit seine Verdienste in der gehörigen Weise gewürdigt hat, nachdem die Geschichtsforschung manches alte Märchen von seiner zweideutigen Haltung zerstören konnte. Jedenfalls sind seine Siege bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig schwer ins Gewicht gefallen. Wenig bekannt ist es, daß der Feldzugsplan der Alliierten gegen Frankreich, der die Aufstellung dreier Armeen vorsah, von ihm entworfen war. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ Bernadotte dann die Armee der Verbündeten, um seine Truppen gegen Dänemark ins Feld zu führen. Er zwang, auch hier vom Kriegsglück begünstigt, den Dänenkönig Friedrich VI. im Kieler Frieden zur Abtretung Norwegens. Dann erst begab er sich wieder in das Lager der Verbündeten, die gerade Paris eingenommen hatten. Jetzt sollte der Ehrgeiz den staatsklugen schwedischen Kronprinzen zu einem Schritt treiben, den er besser im Interesse seiner Volkstümlichkeit in seinem nördlichen Reiche unterlassen hätte. Alexander I. hatte ihm nämlich bei jener denkwürdigen Besprechung in Abo Aussichten auf den französischen Thron gemacht. Der russische Zar wollte eben nach Vertreibung Napoleons Frankreich einen Herrscher geben, auf den Europa — das kriegsmüde, ausgefogene Europa — sich in jeder Weise verlassen konnte. Hierzu glaubte Alexander in dem einstigen französischen Marschall die geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben. Und dieser nahm den Gedanken, was leicht zu begreifen ist, begeistert auf, soll auch nur in der Hoffnung auf den Thron seines eigentlichen Vaterlandes sich so eifrig der Sache der Alliierten angenommen haben. Aber es kam anders. Die Diplomatie der beteiligten Mächte einigte sich nach Napoleons Verschickung nach Elba dahin, die Bourbonen zurückzurufen, und der russische Kaiser ließ seinen früheren Plan einfach fallen. Verstimmt kehrte der schwedische Kronprinz nach Stockholm zurück. Inzwischen war in Norwegen die allgemeine Erhebung gegen die schwedische Herrschaft ausgebrochen, und Bernadotte fand eine willkommene Gelegenheit, seine gesunkene Popularität wieder aufzufrischen. In vierzehn Tagen unterwarf er Norwegen und brachte es dann durch verständliche Verhandlungen dahin, daß die Norweger ihn als Kronprinz anerkannten. Bald darauf, im Jahre 1818, bestieg er als Karl XIV. den schwedischen Thron. Er machte sich um die militärische und wirtschaftliche Entwicklung seiner neuen Heimat sehr verdient und beobachtete nach außen eine friedliche Haltung. Dagegen stieß seine innere, allen Verfassungsreformen feindliche Politik auf heftigen Widerspruch. Besonders seit der Pariser Juli-revolution von 1830 wurde in Schweden der Ruf nach einer zeitgemäßen Volksvertretung immer dringender, so daß der König 1840 seine alten Ratgeber entlassen mußte und der seitens der Stände beschlossenen Einführung von Fachministerien zustimmte. Vier Jahre später starb er. Ihm folgte sein Sohn Oskar I.

Bernadottes Beliebtheit war am größten während seiner Kronprinzenzeit. Später, als König, büßte er viel von seiner Volkstümlichkeit ein, hauptsächlich deswegen, weil er sich nie der Mühe unterzog, die Sprache seiner Untertanen fließend zu erlernen. Auch der Verfassungskampf nahm ihm viel von seiner Popularität, besonders da er des öfteren den Schweden hierbei groben Unbarm vorwarf. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Abgeschlossenheit in seinem Palast in Stockholm. Und erst seinem Sohne Oskar sollte es gelingen, des schwedischen Volk davon zu überzeugen, daß der einstige französische Marschall stets nur das Beste seines Volkes gewollt und sich trotz seiner südfranzösischen Abkunft ganz als Nordländer gefühlt hatte.

Abseits der großen Heerstraße.

Ein Erlebnis von A. v. Panhuys.

(Nachdruck verboten.)

Die Laternen flammten auf. Eben schlug es dumpf von einem entfernten Kirchturm sechs Uhr.

Fritz Herbert bog in die Friedenstraße ein, die als eine der letzten Ausläufer des großstädtischen Straßengewirrs sich draußen im Feld verlor. Nur wenige Häuser gab es hier, aber desto mehr Bauplätze. Ein paar hypermoderne neue Villen zwischen einigen kleinen Landhäusern älteren Datums verliehen der Straße einen ungewissen, verwischten Charakter.

Seit zwei Wochen ging Fritz Herbert täglich diesen Weg zur selben Stunde, schon von dem Tage an, da er sie zufällig um diese Zeit drüben aus dem weißen Hause hatte kommen sehen.

Sie gefiel ihm sofort, auf den ersten Blick!

Nein, „gefallen“ ist wohl nicht das richtige Wort, er war „entzückt, hingekripen!“

So von ungefähr geriet er damals auf einem Spaziergang in diese Gegend, und als er an dem Häuschen mit den grünen Täden vorbeikam, öffnete sich gerade die Haustür und die zwei Stufen herunter schritt eine Dame, eine Dame —! Wirklich pompös! So was sah man selten.

Fritz Herbert, der Frauentemner, besaß Geschmack.

Gewiß, an den langweiligen, charakterlosen Alltagsgechichtern, die auf den mehr oder minder geschmürzten Durchschnittsfiguren saßen, konnte man sich bis zum Ueberdruß ergözen. Aber diese Brunbildengestalt mit dem raffigen Kopf, den sie so stolz und freitrag, das war etwas anderes, dergleichen Frauen fand man nicht auf Alltagsweifen.

Ihr Alter taxierte er so Mitte der Zwanzig.

Ganz begeistert hatte er der Unbekannten ins Gesicht gestarrt. „Unverschämte“ sogar, wie er es später selbst nannte.

Doch sie sah es wohl nicht so auf, denn der Blick, der ihn streifte, war freundlich, und wie ein leises Lächeln zuckte es um ihren Mund mit den ein bißchen starken roten Lippen.

Er konnte die schöne Fremde nicht vergessen.

Als er sich nachmittags niederlegte, um zu arbeiten, brachte er nichts zustande, immer gaukelte vor seinen Sinnen das Bild der impotanten Frauengestalt.

Auch am Abend mußte er fortwährend an sie denken, beinahe hätte er darüber eine Einladung in die Familie seines besten Freundes vergessen.

Am nächsten Tag, genau zur selben Stunde, wanderte er abermals durch die Friedenstraße.

Wieder trat sie aus dem Hause, wieder streifte ihn ihr Blick; diesmal aber etwas erstaunt.

Dennoch wagte er es, ihr zu folgen, und da sah er, daß sie an der nächsten Haltestelle die elektrische Bahn bestieg. Er ging zurück, um zu erfahren, wer eigentlich in dem kleinen Hause mit dem zierlichen Vorgärtchen wohnte, doch kein Schild gab über den Namen Auskunft.

Wohnte sie selbst überhaupt in dem Hause, oder hatte sie hier nur zu tun? Darüber zerbrach sich Fritz Herbert vergebens den Kopf, bis ihm endlich einfiel, daß es ja ein Adressbuch gab.

In einem Zigarrengeschäft schlug er nach: Friedenstraße Nummer 7.

Als Eigentümerin des Hauses und Inhaberin des Erdgeschosses war eine verwitwete Frau Wachtmeister Schneider angegeben. — Das konnte sie unmöglich sein.

Als Bewohnerin der ersten Etage nannte das Buch Fräulein Adelheid von Waffow. — Das war sie sicher, es unterlag gar keinem Zweifel.

Diese aristokratisch vornehme Haltung, die sie vor allen Frauen auszeichnete. Ach und die Figur! So recht der Sproß eines alten deutschen Rittergeschlechtes.

Fritz Herbert war begeistert, und in dieser Begeisterung kaufte er in dem Laden eine Auslese der unmöglichsten Zigarren. — Nun aber wollte er endlich Mut fassen und sie ansprechen, hatte sie doch gestern seinen respektvollen Gruß freundlich erwidert.

Nichtig, da trat sie eben wie gewöhnlich aus dem niedrigen Gittertor; sie kam ihm entgegen. Er grüßte. Sie dankte lächelnd. Einen Moment später befand er sich an ihrer Seite und, höflich seinen Hut lüftend, stellte er sich vor.

Sie neigte leicht das Haupt: „Adelheid von Waffow.“

Seine Vermutung bezüglich ihrer Person hatte ihn also nicht betrogen. Es dauerte auch gar nicht lange, so waren sie in ein eifriges Gespräch vertieft.

Er erzählte, daß er in seiner Vaterstadt einst einen „Hans von Waffow“ gekannt.

Sie antwortete, daß sie keine Familienbeziehungen mehr unterhalte und allein auf sich angewiesen in der Welt stehe, ihre Eltern seien schon seit langen Jahren tot.

Jedenfalls besaß sie Vermögen, dachte er, und betrachtete sie unauffällig. Sie war schid und mit modischer Eleganz gekleidet.

Das graue Schneiderkostüm saß tadellos, der gleichfarbige Hut mit den wundervollen weißen Straußensfedern kleidete sie vorzüglich, und die köstlichen Perlen in den Ohrläppchen waren ganz außerordentliche Exemplare, wie er feststellte.

Sie mußte in sehr guten Verhältnissen leben.

Eigentlich konnte ihm das gleich sein, war er doch selbst reich genug. Reich und unabhängig. Als Privatgelehrter, Geologe aus Neigung, unterstützt durch ein großes Vermögen, konnte er leben, wie es ihm paßte.

Jedenfalls war aber Adelheid von Waffow diejenige, die er ahnungsvoll seit langem gesucht, eine Frau, wie man sie nicht in Vallfälen und Bädern, sondern nur „abseits der großen Heerstraße“ findet, die Frau, der er seinen Namen, sein Vermögen zu Füßen legen wollte.

Er schämte sich fast an ihren Besitz zu denken. Nein, feuch und hehr gleich einer Göttin dünkte sie ihm, wie sie so harmlos plaudernd neben ihm herschritt.

An der Straßenbahnhaltstelle verabschiedete sie sich. Er wagte es nicht, ihr seine Begleitung weiter anzutragen. —

Von nun an trafen sie sich täglich wie auf Verabredung, doch war er eigentlich noch keinen Schritt bei ihr weitergekommen. Er durfte sie jedesmal nur bis zur Straßenbahn begleiten; ein Stückchen mitzufahren gestattete sie ihm nicht. Sie besaß vielleicht Bekannte hier und fürchtete böse Lästerzungen.

Etwas aber hatte er herausgebracht nämlich: daß sie Künstlerin sei. Welcher Art, darüber schwieg sie.

Er war beglückt. Malerin oder Bildhauerin mußte sie sein! Er sah sie im Geiste mit Pinsel und Palette oder mit dem Modellierholz in wallenden Empiregewändern im lauschigen Atelier.

Zimmer deutlicher ward es ihm, daß sie das Weib sei, das er auf seinem Lebensweg brauchte.

Wie wunderschön sollte die Zukunft werden!

Frei und unabhängig von der gemeinen Not des Alltags würden sie schaffen und hinausstreben zu den Höhen der Menschheit, dorthin, wo die wenigen Begnadeten wohnen.

Morgen würde er sie wiedersehen, und morgen wollte er ihr endlich gestehen, daß er sie liebe.

Er durfte dies Geständnis nicht länger hinauschieben, denn gestern beim Auseinandergehen sagte sie — und ihm war es, als habe sie ihn so eigen dabei angeblickt: — „In Kürze werden wir uns wohl nicht mehr täglich sehen, da ich beabsichtige, für längere Zeit zu verreisen.“

Er erschraf.

„Darf ich erfahren wohin?“ Er konnte die Frage nicht unterdrücken. „Das sage ich Ihnen nicht,“ gab sie lächelnd zurück, „nur so viel will ich verraten, daß ich öfters verreise — im Interesse meiner Kunst,“ fügte sie schelmisch hinzu.

Vielleicht reiste sie zu Studienzwecken, oder sie stellte irgendwo Bilder oder Statuen aus.

So mochte es wohl sein.

Er wußte ja so wenig von ihr und ihren persönlichen Verhältnissen. Doch bald würde er darüber Näheres erfahren. Morgen vielleicht schon, morgen, nachdem sie das Geständnis seiner Liebe empfangen. Ach, er hoffte ja so zuversichtlich, daß seine Liebe Erwidderung finden würde.

Kaum konnte er die Zeit erwarten.

Wenn nur erst der langweilige Abend vorbei wäre!

Fritz Herbert hatte in einem der besuchtesten Weinstöcke sein Nachtesfen eingenommen und pilgerte nun ziellos durch den Trübel der abendlichen Hauptstadt.

Bis ins Studentenviertel war er so gekommen, und er dachte daran, wie er sich abends als junger Student ab und zu in den Spezialitätentheatern und Singspielhallen dieser Gegend amüsiert hatte. —

Ein plötzlicher Regen setzte ein, und Fritz Herbert kam der Gedanke, in einem der Vergnügungsorte Unterschlupf zu suchen. Er stand gerade vor einem solchen.

Eine große, weithin strahlende Laterne aus buntem Glas beleuchtete die geschmacklose Farbzusammenstellung einiger grell gedruckten Kellamebilder: Eine Sängerin in kurzem Kleidchen, ein Clown mit dressierten Schweinen, eine Schlangendame und dergleichen mehr.

Der Regen strömte immer heftiger. Fritz Herbert befann sich nicht lange mehr, er betrat das Spezialitätentheater und nahm an einem der Bordertische Platz, als eben die Chansonette dem Publikum versicherte:

„Ja, das alles auf Ehr‘,

Das kann ich und noch mehr,

Wenn man's kann ungefähr,

It's nicht schwer, — it's nicht schwer.“

Was man ihr natürlich aufs Wort glaubte, wenigstens widersprach ihr niemand.

Die folgende Nummer war: „Miss Sylvia, Kraftdame ohne Konturrenz,“ wie der Zettel besagte.

Fritz Herbert lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

An den Seitenwänden des nicht allzu geräumigen Saales hingen Affischen eines großen läppigen Weibes, das mehrere Männer trug. „Miss Sylvia“ stand darunter. Und dabei fiel ihm Adelheid von Waffow ein, ihr prächtiger Körper, ihre edel geschnittenen Züge einer Vollblutaristokratin.

Ein glückliches Lächeln glomm in seinem Antlitz auf. Aber dennoch, war es nicht eigentlich eine Beleidigung, ihrer, der Stolzen, Schönen, hier in dieser Umgebung zu gedenken?

Ein Klingelzeichen. Der Vorhang rauschte auseinander.

Fritz Herbert blickte empor — aber was war denn das? — seine Augen weiteten sich und starrten auf die Bühne.

Al! seine schönen, wonnigen Zukunftsträume verblaßten in dem unarmherzigen scharfen Rampenlicht: da droben auf den Brettern stand in rotseidenem Tricot „Adelheid von Waffow alias Miss Sylvia“ und jonglierte mit Hanteln und Kanonenkugeln. Als sie nun gar mit ihrer tiefen, volltönenden Stimme einige Herren aus dem Publikum aufforderte, auf die Bühne zu kommen und auf einer Bank Platz zu nehmen, die sie mit den Zähnen tragen würde, da schlich Fritz Herbert zum Saale hinaus. — Ein Ideal war ihm heute in Trümmer gegangen.

Wie mehr wollte er „abseits der großen Heerstraße“ eine Gattin suchen, und deshalb führte ihn sein Weg auch nie wieder durch die Friedenstraße.

Gedankensplitter.

Feinde haben ist schlecht, gar keinen Freund haben ist — schlechter!

(D. Bardach.)

Bequeme Menschen werden bald un bequem.

Das unglückliche Kind steht dem Herzen am nächsten. (G. B.)

Manche Frau ist so geschickt, keine gelehrte Frau zu sein.

Humor ist der Schwimmgürtel auf dem Strome des Lebens. (Wilhelm Raabe.)

Die Schule des Lebens kennt keine Ferien. (Bredel.)

Mergere Dich über Nichts, sonst wirst du Dich bald über Alles ärgern. (v. Miris.)

Unsere Bilder.

Den vorläufigen Schlusssatz zu der Staatsumwälzung in Portugal, die vor 2 Jahren in so schrecklicher Weise durch die Ermordung des Königs Carlos I. und des damaligen Thronfolgers eingeleitet wurde,

bildet die Erklärung Portugals zur Republik. Der junge Monarch Manuel hat es vorgezogen, sich mit seiner Mutter und Großmutter und seinem Onkel, dem Infanten Alfonso, auf englischen Boden zu retten, während ein erbitterter Straßenkampf zwischen den wenigen königstreuen geliebten Regimentern und der Masse der Republikaner tobte und die Granaten in das Residenzschloß einschlugen. Das Bild auf der Titelseite dieser Nr. stellt eine Batterie der Revolutionäre im Feuergefecht dar. — Vom Wetter und Sturmwind gebräunt, innen und außen ausgepicht ist die knorrige Gestalt des Fischers von der Küste Helgolands auf S. . . Im Delfeug, dem wasserdichten Seemannsanzuge, den Südwestwind dem Kopfe, steht er da, eine Charakterfigur, wie sie den Besuchern des Badeortes Helgoland seit Jahren eine vertraute Erscheinung ist. Im Hinblick darauf, daß die

Befestigungen auf der Insel in neuerer Zeit weiteren Umfang angenommen haben und die Eingeborenen des Oberlandes für die Aufgabe ihrer Wohnungen von der deutschen Regierung entschädigt worden sind, gewinnt das Bildchen noch an Interesse. — Unter den zahlreichen Werken des Düsseldorfener Meisters Rudolf Jordan, dessen 100jähriger Geburtstag vor kurzem gefeiert werden konnte, nehmen die Darstellungen religiösen Charakters zwar nicht der Zahl, wohl aber der Bedeutung nach einen wichtigen Platz ein. Zum Allerheiligentage veröffentlichen wir auf S. 349 eine Nachbildung der „Glorification“, des Aufstieges einer Fräuleinverstorbenen zu lichten Himmelshöhen. Jordan soll den Gesichtszügen der von Engeln emporgetragenen Jungfrau Vorträtähnlichkeit mit seiner in jungen Jahren dahingeshiedenen Tochter gegeben haben. — Den Schluß der Illustrationen in dieser Nummer stellt die Wiedergabe eines originellen Denkmals dar. In La Ferté-Milon im Departement Aisne hat man dem berühmten französischen Tragiker Jean de Racine, der daselbst im Jahre 1639 geboren wurde, ein Monument errichtet, das den Dichter, den Verfasser der „Phèdre“ und der „Athalie“



Das dem Dichter Jean de Racine in seiner Geburtsstadt La Ferté-Milon errichtete Denkmal, das vor kurzem enthüllt wurde.

Das Monument stellt den berühmten französischen Poeten als 7jährigen Knaben dar.

als 7jährigen Knaben zeigt. Es sind ja nicht viel andere Verbindungsfäden als seine Kindheits Erinnerungen, die den Hofdichter Ludwigs XIV. mit dem idyllisch lieblichen Städtchen verbinden. In seinen Werken spielt die Heimat eine Rolle, auch sein Geburtshaus läßt sich nicht mehr feststellen; aber etwas von der süßen, zärtlichen Stimmung der Landschaft, die La Ferté-Milon umgibt, ist in seine melodisch-leidenschaftlichen Verse geflossen. Es war daher ein schöner Gedanke, in dem Monument, das seine Entstehung der Initiative des für Racine begeisterten Ortspfarrers verdankt und bei dessen Enthüllung Jules Lemaitre eine poetische Rede hielt, den ganz jungen Racine zu verherrlichen, dies nachdenkliche, feinfühligste Kind mit den großen, schon von Dichtertäumen leuchtenden und von stiller Sehnsucht feuchtschimmernden Augen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 45

Sonntag, den 6. November

1910

Wolfdietrich.

(A. Kottjehung.)

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

„Es sind heute vier Rennen anberaumt? fragte einer der Sportplatzbesucher. „Ja, Flachrennen, Jagdrennen und zwei Hürdenrennen.“
„Bei welchem werden Sie sich denn beteiligen, Graf Brunow?“
„Ich bin mit meinem Glückskinde bei dem Jagd-Rennen.“
„Schön, schön, möge der Name Ihnen alles Gute bringen! Hohe Betten schon auf das Pferd?“

„Mehrere,“ sagte der junge Mann, sorglos scheinend, aber seine Aufregung doch nur schlecht unter einem Lächeln verbergend.

„Geda seht, ist da nicht einer von Wilbeneichens Reitknechten? Und was für ein herrliches Tier führt er am Zügel? Will denn der Wettermensch mitreiten? Er hat mir doch noch vor ein paar Tagen gesagt, daß er sich nicht beteiligen werde.“



Der 1000jährige Rosenkloster an der Domkrypta zu Hildesheim, die größte Sehenswürdigkeit der altertümlichen Stadt.

„Der ändert seinen Sinn im Handumdrehen,“ lachte ein anderer, und verfolgte mit neidischem Interesse das Pferd, welches soeben herbeigeführt wurde. Es war ein Vollblut edelster Rasse, ein tief-schwarzer Hengst, groß und schwer, aber doch anmutig gebaut. Feuer sprühte unter den scharrenden Hufen, und Feuer leuchtete auch aus den klugen Augen, aus der Haltung des Kopfes und dem schlanken Zurückwerfen der Mähne. Das Zaumzeug bestand aus glänzendem Silber, eine scharlachrote Decke schmückte den Rücken.

„Es ist der Harald,“ sagte einer der Herren, „ich kenne ihn genau; er ist noch nicht fünfjährig und ein Blitz von einem Pferde. Wenn er nicht stürzt oder sein Herr eine Tollkühnheit begeht, wird er siegen.“

„Da kommt Wildeneichen mit seiner Gemahlin,“ sagte ein anderer hinzu; „es ist Zeit; das Rennen wird gleich beginnen.“

Eine elegante offene Kalesche mit zwei Damen darin fuhr vor; neben ihr sprengte ein Reiter daher, hielt mit scharfem Rud an der Barriere der Rennbahn und war abgesprungen, ehe sein Reitknecht herbeikommen konnte. Er klopfte dem Tiere den feuchten Hals und trat dann an den Wagen.

„Wilst du sitzen bleiben, Edda, oder deinen Tribünenplatz benutzen? Ganz, wie du willst.“

Edda sah fragend auf die neben ihr sitzende Dame: „Was möchten Sie lieber, Frau von Vergen?“

„Wir ist es recht, wenn wir hier bleiben, liebe Frau Edda, und auch Sie sind es, glaube ich, zufrieden,“ versetzte die Angeredete, eine lebhaft, runde, freundliche Dame; „man sieht hier ebenso gut wie auf den engen Tribünen und hat noch dazu den Vorteil der freien Bewegung und der frischeren Luft.“

„Ganz wie Sie befehlen, meine Damen. Ich muß zu meinem Harald.“

„Und du willst wirklich, wirklich reiten, Wolsdietrich?“ fragte Edda zögernd. Sie beugte sich aus dem Wagenschlag, neben dem er stand, und legte ihre kleine Hand auf seinen nachlässig über die Mädchlehne geworfenen Arm.

„Jedenfalls reite ich; ich habe es dem jungen Bernow, der über und über in Schulden sitzt und sich mit zweitausend Mark darauf verwickeln möchte, versprochen und bin mit dem übermütigen Feldheim bereits selber eine Wette eingegangen, daß der Harald siegt. Mein Name ist eingetragen, da gibt es nichts rückgängig zu machen.“

„Aber ich ängstige mich so sehr, so — so — entsetzlich,“ sagte Edda, und ihre weichen, dunklen Augen sahen ihn flehend an.

„Das tut mir leid, Edda,“ sagte Wolsdietrich in dem Tone, den viele gut an ihm kannten, wo ihm Hilfsbedürftigkeit, Furcht und Bitte entgegnet; „ich wollte, du wärest lieber nicht mitgekommen, denn reiten muß ich nun.“

„Meinst du, weit von hier hielte ich es besser aus?“ sagte sie, und ein Lächeln flog über ihr reizendes Gesicht.

„Dann schließe die Augen; du wirst finden, daß die Sache in einem Moment vorüber ist. Es ist schade, daß du dich nicht überzeugen kannst, daß gar keine Gefahr vorliegt.“

„Nein, davon kannst du mich nicht überzeugen, aber ich will mutig sein, Wolsdietrich,“ sagte sie entschlossen.

Er nickte erleichtert, grüßte und ging davon.

„Also Sie sind doch dabei,“ begrüßte ihn einer der Herren, „gestern noch hörte ich, Sie hätten sich von der Beteiligung ausgeschlossen.“

„So war es auch, Herr Landrat, doch habe ich mir seitdem die Sache anders überlegt,“ sagte Wolsdietrich nachlässig.

„Gut Glück denn auf den Weg!“ Er ging weiter.

„Auf ein Wort, Herr Wildeneichen,“ redete ihn der kleine Leutnant an, der auf Ingeborg gewettet hatte, „höre ich recht, daß Sie heute mitreiten?“

Zum Donner auch, dachte Wolsdietrich, werde ich die Frager heute niemals los? Hol' der Hund alle Gutmütigkeit!

„Sie haben recht gehört, Herr Werner,“ sagte er dann, an sich haltend.

„Und glauben Sie — verzeihen Sie die Frage — glauben Sie, daß Harald siegt?“

„Der tausend auch, Herr Leutnant, meinen Sie, ich würde mich sonst darauf einlassen?“ fuhr Wolsdietrich auf.

„Das ist freilich richtig, ich empfehle mich,“ sagte der andere gemessen und wandte sich ab.

Ein Gedanke blühte in Wolsdietrich auf. Der Mensch hatte so sorgenvoll ausgesehen, als hinge für ihn Leben und Sterben von Haralds Siege ab. Er ging ihm rasch nach. „Verzeihen Sie, Herr Leutnant, ich sagte eben zuviel, es kann sehr gut sein, daß Harald nicht Sieger wird; er hat nämlich noch nie ein Rennen mitgemacht.“

Der Leutnant nickte höflich. Er wußte genau, daß Herr Wildeneichen anders dachte, als er jetzt sprach.

„Wollen wir uns eine Wette auf mein Pferd leisten, Herr Werner, ganz unter uns?“ fuhr er humoristisch fort, „ich sage, Harald verliert, und bietet dreitausend Mark; halten Sie dagegen? ja? Gut, schlagen Sie ein.“

Er hielt ihm die Hand hin. Werner sah ihn einen Augenblick verblüfft an; er wußte sich nicht so rasch einen Reim auf diesem Vorgehen zu machen. Doch schon hatte Wolsdietrich seine Hand ergreifen, sie kräftig geschüttelt und losgelassen, im Abgehen nachrufend: „Das Hürden-Rennen also, Herr Werner, das erste, das ist unser Fall.“

Die jungen Wildeneichens bildeten seit langem das Gespräch der Umgehend; sie waren seit einem halben Jahr vermählt, aber noch nicht lange auf Wachau anwesend. Sie gaben auch in ihrem häuslichen und ehelichen Leben wenig Anlaß zu Besprechung. Da war nichts von Ueberchwänglichkeit, von Sentimentalität, nichts von Scherz und Rederei; wiederum aber bot auch die Reife des Bildes keinen Anhaltspunkt für die Neugier. Da war keine Szene, keine Niberei, kein interessanter Streit oder scharfe Pfeile. Die beiden Wildeneichens lebten friedlich und unbekümmert um die Außenwelt; sie umgab ihn mit großer, ihr ganzes Wesen beherrschender Liebe, und die sanfte, ritterliche Art, die ihn im Verkehr mit ihr kennzeichnete, stand seiner kraftvollen Löwenatur sehr gut. Und doch wollte die Welt sich nicht beruhigen; sie wollte wissen, daß Wildeneichen eine andere Liebe habe, die er oft nur mühsam unter einer dunklen Stille, wie man sie in seiner sorglosen Junggesellenzeit nicht an ihm gekannt habe, verberge; die Welt wollte wissen, daß sich oftmals ein schmerzlicher Schleier über Eddas wundervolle Märchenaugen lege, daß ein Zug von Schwermut auf ihrem Gesicht liege, der ihr freilich, das konnte man nicht leugnen, schon als Mädchen eigen gewesen war.

Herr Wildeneichen machte allerdings nach wie vor in aller Weise von sich reden: bald legte er in großartigem Maßstabe eine Hundezucht an, baute einen Marstall mit Marmorstüben und Spiegeln darüber, zählte auf dem Hofe einen Wolf, den er seinen Namensvetter nannte, besoldete einen eigenen Arzt für Wachau, kurz, machte alles, was er tat, anders als andere Leute. Daß er auch nicht verlernt hatte, rasch von Entschluß zu sein, bewies das heutige Rennen.

Es war 3 Uhr nachmittags, und das Rennen zum Beginn wurde gegeben. Beim ersten Rennen waren Hilda und Ingeborg beteiligt, Hilda gewann, Ingeborg blieb zwei Längen hinter ihr zurück, und Werner hatte seine tausend Mark verloren. Er biß sich auf die Zähne, sagte aber nichts.

Nun kam das erste Hürden-Rennen; dabei mußte der Harald auf die Bahn. Edda drückte kampfhaft Frau von Vergens Hand und hielt sich nur mit Mühe davon zurück, von ihr in die Höhe aufzusteigen.

Es machte sich eine lebhafteste Bewegung unter den Zuschauern bemerkbar, sowohl auf den Tribünen, als in den Wagen und unter dem sonstigen Publikum. Die Knaben stellten sich auf die Fehenschützen, die Kutscher standen auf, die Damen hobten ihre Operngläser. Leutnant Werner sah blaß und erregt aus.

Die Jodels drängten sich näher, als nacheinander Goldmädchen, Irene, Pfeil und Fideles vorgeführt wurden; Harald war der letzte und wurde mit besonderem Interesse angesehen, wie alles, was zu Wildeneichen gehörte. Er bemerkte das nicht; denn wie früher war ihm das Urteil des Publikums höchst gleichgültig. Er schwang sich mit sicherem Schwunge hinauf, wandte kurz herum zu dem Wagen seiner Frau, grüßte ritterlich hinein und hielt dann wieder neben dem Ablaufsofen, woselbst die übrigen beteiligten Herren Drehfen, Emden, Dülken und Barkowitz bereits Aufstellung genommen hatten.

Gleich Mauern hielten sie nun nebeneinander, die Fluge fiel, und der Ritt begann. Fideles hatte sich anfangs an die Spitze gelegt, kam aber bei der ersten Hürde zu Fall und konnte somit für die Entscheidung nicht mehr in Betracht kommen. Die Jodels liefen sogleich zu tätiger Hilfe herbei und fanden Reiter und Pferd glücklicherweise unbeschädigt. Pfeil lag auf dem zweiten Platz und galoppierte bald an der Fete, ihm folgten Irene und Goldmädchen; Harald blieb zurück; sein Reiter sah so gleichmütig aus, als ginge ihn das ganze Rennen nichts an. Das erste Hindernis wurde elegant genommen, doch war sogar Goldmädchen bereits über das zweite gelangt, als Harald gemächlich über Nummer eins setzte. Werner wurde immer blässer und drängte sich weit vor, um seinen Blick von dem Schauspiel zu verlieren.

Pfeil war immer noch der erste, die beiden anderen weit hinter sich zurücklassend; lebhafter Beifall, Frohlocken, ermunternde Zurufe ertönten hinter ihm. Drehfen, der auf dem Pfeil saß, fühlte sein Herz schneller schlagen. Wenn er Wildeneichen besiegte, es war ein großer Triumph.

Blötzlich sah Wolsdietrich auf und mit scharfem Blick nach Drehfen hin, der eben das letzte Hindernis nahm. Er richtete sich straff auf, alle seine Muskeln spannten sich — ein leiser Druck der Schenkel, und davon jauchte Harald, brauste er, sagten später die Zuschauer; schon lange hatte er gegen die eiserne Wand geschäumt, die sein Feuer zurückhielt, als er die anderen an sich vorbeistürmen sehen mußte. Endlich losgelassen, war kein Halten mehr, mit gewaltigen Sähen galoppierte er davon, an Irene und Goldmädchen vorüber, setzte über die Hindernisse, als seien es Maulwurfshäusen, und raste weiter. Jedesmal schien es sicher, daß er stürzen müsse, jedesmal aber flog er unbeschädigt vorwärts.

Vor sich auf der freien Bahn sah er Pfeil fliegen, und es entspann sich nun ein schönes Schlussegel, welchem die Zuschauer mit der lebhaftesten Spannung zusahen; lange waren sie einem Rennen nicht mehr mit solcher Aufregung gefolgt. Die Zurufe für und wider wurden immer lauter, Irene und Goldmädchen waren gar nicht mehr beachtet. Aber die Erwartung dauerte nicht lange. In fliegenden Sprüngen, als durchfahre er die Luft, stürmte Harald davon, immer mehr gewann er an Terrain, nun setzte er an Pfeil vorbei, und im nächsten Augenblick mit einer Länge Vorsprung, unter unendlichem Jubel des Publikums, durch das Ziel.

Edda lachte Frau von Lengen unter Tränen an und trocknete sich die Stirn: „Das war aufregend,“ sagte sie tief aufatmend, „ich bin froh, daß es vorbei ist; ich zweifelte ja nicht, daß er siegen würde, aber man konnte es doch nicht wissen.“

„Sie haben sich wohl sehr geängstigt?“ fragte ihre lebhafteste Nachbarin, die während der ganzen Zeit keine Sekunde geschwiegen hatte.

„Nicht zu sehr,“ entgegnete Edda kurz; sie hatte keine Lust, jemand anders als Wolfdietrich ihre Furcht zu gestehen. Dieser aber wandte sich zu Werner: „Ich habe also doch verloren,“ rief er ihm lachend zu, „nun, da Harald besiegt hat, will ich's mich nicht verdrießen lassen; man kann bei einem ersten Rennen nie wissen, wie es abläuft. Hier bringen wir unsere Sache gleich in Ordnung: wir haben dreitausend Mark gewettet. Auf Wiedersehen, Herr Werner.“

Er wechselte das Pferd mit dem, welches er auf dem Wege zum Rennplatz geritten, klopfte und streichelte Harald, verbeugte sich gegen die beifallstuschenden Tribünen und ritt dann zu seiner Gemahlin heran.

„Nun, hat es dir gefallen, Edda?“

„Ich bin so stolz auf dich, Wolfdietrich.“

Er lachte zerstreut. „Meine Schuld ist es nicht, der Harald ist ein Blüppferd, diese Ausdauer, und diese kolossalen Sprünge, noch dazu bei einem so schweren Reiter. Das macht ihm sobald kein anderes Tier nach, und man merkt es ihm kaum an. Das ist Klasse.“

„Er ist wie du, Wolfdietrich, was er will, kann er.“

„Kann ich, was ich will?“ sagte er finster; „ich meinte es einmal; aber ich glaube es nicht mehr.“

Er wandte sein Pferd und ritt davon. Er dachte an die Stunde, da ihm eine auf seine Frage: Soll ich bleiben? antwortete: „Ich will es nicht,“ und er hatte folgen müssen.

Die übrigen Rennen folgten rasch. Am Abend war glänzendes Souper bei Lengens, zu dem die ganze Nachbarschaft geladen war. Nachher wurde getanzt. Wolfdietrich kam zu Edda und setzte sich neben sie. „Bist du müde?“

Jetzt war sie gewiß nicht müde; ihr strahlendes Lächeln ward sogleich hervorgezaubert.

„Nein, gar nicht; weshalb meinst du?“

„Du sahst bei Tisch so aus.“

„Das war nur, weil Graf Dülken so entsetzlich albernes Zeug redete. Wirklich, Wolfdietrich, ich finde es höchst unpassend, wenn man einer längst verheirateten Frau die Kur macht.“

„Aber warum denn nicht? Ich kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie dich reizend finden.“

„Ja, aber mir scheint das jetzt so fade, so töricht, seit ich Besseres kenne.“

„Kennst du Besseres, Edda?“

Sie schob sachte ihre Hand in die seine und liebkoste seine kräftigen Finger. „Es ist alles schal gegen das, wie es in mir lebt, seit ich dich kenne,“ sagte sie leise. Wolfdietrichs Hand suchte in der ihrigen, aber er sagte nichts.

„Du würdest auch nie so schales Zeug geredet haben,“ fuhr Edda fort.

„Du irrst dich, ich war unvernünftiger als sie alle,“ sagte er hastig, „und törichter dazu; ich sagte Dinge, die nie über meine Lippen hätten kommen sollen, unverantwortliche Dinge, nur daß du es nicht ahnst. Das ist jetzt auch das Beste; dem Reinen ist alles rein. Ah, man wünscht mit meiner Frau Gemahlin zu tanzen? Gewiß, sehr gern, Dülken, du weißt, Edda, daß ich mir selbst nichts daraus mache. Wir sehen uns später wieder.“

„Ihr Herr Gemahl tanzt nicht, meine gnädigste Frau?“ sagte Herr von Lengen, der ebenfalls eine Tour mit Edda gemacht hatte.

„Nein, er tanzt nicht gern.“

„Und doch hörte ich, daß gerade beim Tanze sich diese glückliche Verbißdung angesponnen habe; das war wohl eine Legende?“

„Doch nicht, damals tanzten wir zusammen,“ sagte Edda lächelnd und errötend, „ich glaube, er hatte da seine Abneigung etwas vergessen; eigentlich liebt er den Tanz nicht, es wäre schade, wenn er sich dazu zwänge.“

„Was er auch gewiß nicht tut,“ setzte Herr von Lengen hinzu.

„Nein,“ sagte Edda zögernd — dann, als läge in ihrem Zögern ein versteckter Vorwurf, setzte sie sehr entschieden hinzu: „Es wäre auch gar zu dumm, sich zum Tanzen zu zwingen.“

„Ganz gewiß,“ bestätigte Herr von Lengen und sah teilnahmsvoll auf die junge Frau.

Edda schloß sich einlam. Wolfdietrichs sonderbare Worte hatten sie verwirrt; dazu war sie in der Tat müde und angegriffen und die Tränen ihr nahe. Sie entschlüpfte unbemerkt aus dem Saal und trat in das kleine Blumenzimmer, welches man dem Boudoir der Hausfrau angebaut hatte, und in dem sich niemand befand. Zerstreut stand sie unter den hohen Kamelienbäumen, mechanisch brach sie eine weiße Blüte, hielt sie zwischen den Fingern und blühte gedankenlos auf die schneefarbenen, maßlosen Blätter. Da hörte sie jemand an der halb offenen Tür stehen bleiben. Instinktiv wußte sie, daß es Wolfdietrich sei; er hatte sie erkannt und trat rasch ein.

„Du hier, Edda, und allein?“ fragte er verwundert.

Sie sah auf, ohne zu wissen, daß sie Tränen im Auge hatte. „Es war so heiß bei den vielen Menschen,“ entgegnete sie, „und die Lichter taten meinen Augen weh.“

Er legte den Arm um sie und sah sie forschend an. „Was fehlt dir, Edda? Du bist gar nicht mein Sonnenstrahl, du bist wie eine trockene Blume, die das Köpfchen hängen läßt, und das darf nicht sein. Werde wieder meine Sonne, Edda,“ bat er fast dringend.

„Ich will es ja sein, Wolfdietrich, aber ich glaube, ich bin wirklich müde.“

„Ist es dir recht, wenn wir dann gleich nach Hause fahren?“

„Ach ja, aber erst will ich dich schmücken, Wolfdietrich, ich freue mich, daß ich das darf.“

„Warum solltest du es nicht dürfen?“

„Ich will damit nur sagen, ich freue mich, daß ich deine Frau bin, daß es mein Recht und meine Pflicht ist, dir zu zeigen, wie ich dich über alles in der Welt liebe.“

Sie befestigte die Kamelie an seinem Rock, und er sah ihr schweigend zu. Auch auf der kurzen Rückfahrt durch die sommerstille Abendluft sprach er nicht, und Edda fühlte kein Bedürfnis zu reden, sie hatte seinen Arm um sich gezogen und lehnte sich zufrieden an ihn. Späterhin machte er noch einen Besuch bei dem gezähmten Wolf. Edda war noch nicht zu Bett, als er zurückkam; sie hatte ein weißes, kaltes Morgenewand übergeworfen und ihre Haare lösen lassen; dann schied sie die Jungfer fort.

„Warum bist du denn noch auf, Edda? Ich meinte, du seiest müde.“

„Ich dachte an Mama; denke dir, ich sah bei Lengens eine Dame, die sie kannte.“

„Das war aber hübsch,“ sagte er zerstreut.

„Das war es einesteils; andererseits machte sie mich besorgt. Mama scheint gar nicht wohl zu sein.“

„Hat sie dir das denn nicht selber geschrieben?“

„Nein; vielleicht, weil sie weiß, wie leicht ich mich um sie beunruhige. Wenn ich es nur bestimmt wüßte, ob es schlimm mit ihr steht.“

„So reise hin.“

„Meinst du wirklich?“

„Nichts leichter als das. Du fährst morgen und bleibst so lange fort, wie es dir paßt.“

„Ich soll fort und so lange, wie ich will?“

„Warum denn nicht, Kind? Anders wird es doch nicht möglich sein, deine Mutter zu sehen, da sie natürlich nicht herkommen kann.“

„Gewiß, du hast recht; ich tann ja ein paar Tage hin,“ sagte sie mit Anstrengung. Sie wollte ihn nicht merken lassen, wie sehr seine leichte Art sie schmerzte.

„Eder auch ein paar Wochen; ganz wie du willst. Du mußt dich meinethalben nicht genieren.“

„Wirst du mich denn gar nicht entbehren, Wolfdietrich?“

„Davon kann jetzt keine Rede sein; es handelt sich hier um einen Besuch bei deiner kranken Mutter.“

„Sage mir aufrichtig, ob du mich entbehren würdest, Wolfdietrich,“ bat sie ernsthaft.

„Natürlich würdest du mir fehlen, das ist ja selbstverständlich,“ versetzte er ausweichend.

Sie kam zu ihm, setzte sich auf ein niedriges Stühlchen, das sie aus ihrer Kinderzeit mitgebracht hatte, und stützte ihre Arme auf seine Knie.

„Ich glaube, du weißt gar nicht, wie lieb ich dich habe, Wolfdietrich,“ sagte sie und sah ihm mit ihren wundervollen dunklen Märchenaugen voll in das Gesicht.

Es ging ein Schauer durch seine Glieder, wie damals, als sie sich verlobten.

„Ich verdiene es nicht,“ sagte er abgebrochen.

„Verdienen? Nein, die Liebe rechnet wohl nie nach Verdienst, sie ist eine freie Gabe,“ sagte Edda gedankenvoll. „Wenn die Liebe nach Verdienst gemessen würde, wie hätte ich armes Geschöpf jemals hoffen dürfen, daß du mich liebtest? Sie ist aber ein Geschenk, und so danke ich noch heute dem Geber für sie.“ Sie umfaßte seine Hand und küßte sie.

Wolfdietrich wurde sehr bleich. Er war ein Betrüger, der starke, furchtlose Wolfdietrich, ein Betrüger, der ein armes, schwaches Weib betrogen. Hundertmal hatte er sich das gesagt in der kurzen Zeit seiner Ehe; allein nie war ihm sein Unrecht so überwältigend, so unermesslich groß erschienen, wie in diesem Augenblick.

„Woher weißt du, daß ich dich liebe, Edda?“

Sie lächelte, so ruhig, so zuversichtlich. „Warum hättest du mich sonst genommen, du, der soviel bessere Mädchen begehren konnte, als ich bin? Und ist es denn nicht auch wahr?“ fügte sie hinzu und lächelte zu ihm auf, „liebst du mich denn nicht?“ Doch das Lächeln erblich bei dem Schweigen Wolfdietrichs und dem undurchdringlichen Ernst seines Gesichts. Sie wiederholte ihre Frage; aber nicht mehr mit dem Tone der Zuversicht wie vorhin, sondern mit einem Schrei der höchsten Seelenangst rief sie: „Liebst du mich denn nicht?“

„Nicht wie ich müßte, Edda,“ sagte er langsam.

„Du liebst mich nicht?“ rief sie noch einmal.

„Ich habe dich lieb, Edda; aber ich liebe dich nicht, wie ich sollte. Als ich mich mit dir verlobte, wollte ich eine andere vergessen und in dir Ertrag finden.“ Die Worte rangen sich wider Willen aus seiner Seele. Und sollte Eddas Herz darüber brechen, er konnte die Wahrheit nicht mehr zurückhalten.

Edda rührte sich nicht; sie sah ihn immer an, sie verstand ihn, aber die Tatsache berührte die innersten Saiten ihres Gemütes so direkt, so gellend, daß sie noch nicht imstande waren, schmerzhaft widerzuklingen. „Das war ein großes Unrecht,“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Wolfsdietrich, und dieses unumwundene, ungeschminte „Ja“ war seine Beichte.

„Du liebst mich nicht,“ sagte Edda wieder und schüttelte leise ihr feines, dunkles Köpfchen, als sei sie völlig ratlos diesem Worte gegenüber, „du liebst mich nicht, und ich liebe dich doch so sehr, so sehr. Ist denn das möglich? Und ich glaube an deine Liebe. Wie konnte ich mich so täuschen! Du hattest es mir ja niemals gesagt, daß du mich liebst.“

„Ich ließ es dich glauben, Edda.“

„Ja, ja, so war es. Und nun kann es nie mehr anders werden? glaubst du nicht, daß es anders wird, Wolfsdietrich?“ rief sie und beugte ihr Gesicht auf die Arme, die noch immer auf seinen Knien lagen. Ihr ganzer zarter Körper zitterte, die dunklen, krausen Haare fielen herab und verbargen die feine Form des Kopfes.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er schauernd, und in seinem Innern hieß es: „Ich weiß, daß ich dich nie, nie lieben kann, du liebenswertes Geschöpf; könnte ich zweimal lieben, ich gäbe mich dir jetzt in diesem Augenblick; denn dein Jammer zerreißt mein Herz.“

Edda hob plötzlich ihr Gesicht empor, sie sprang auf und schlang beide Arme leidenschaftlich um seinen Hals: „Liebe mich, liebe mich.“

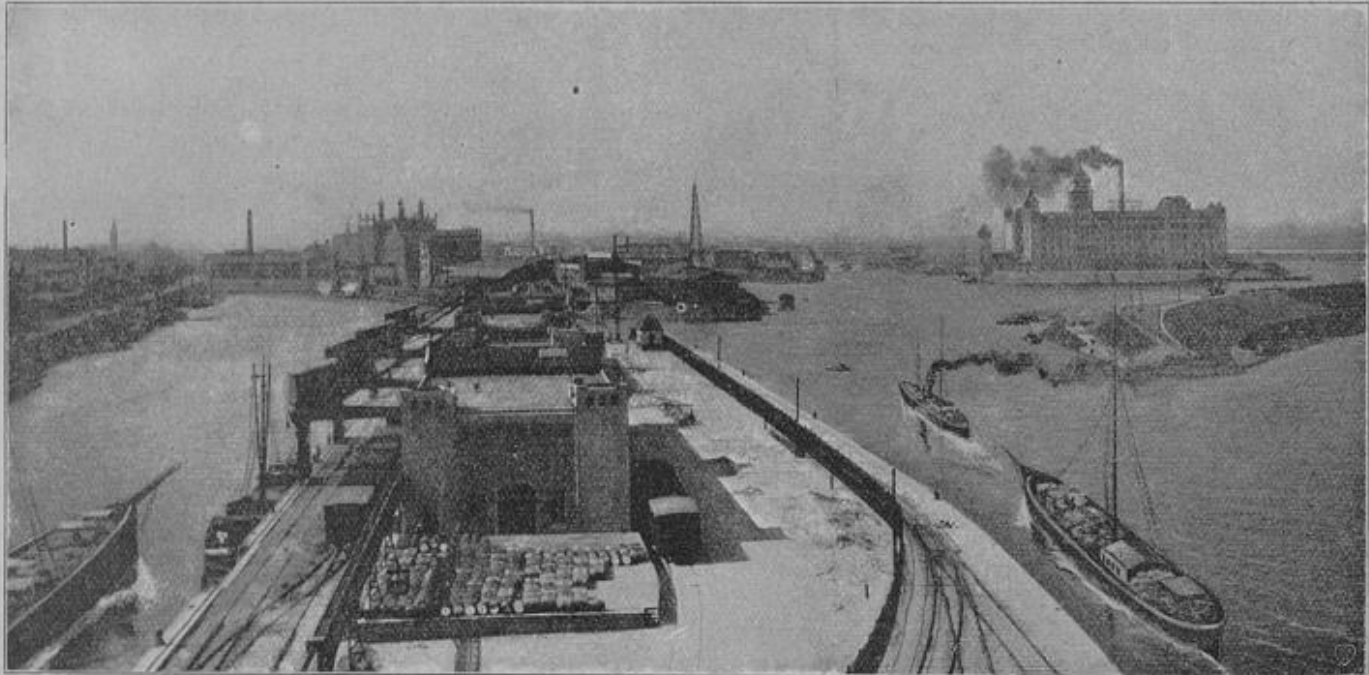
Noch nie hatte Wolfsdietrich eine Bewegung gespürt, wie sie Eddas einfache Worte in ihm hervorriefen, noch nie hatte er sich so vor sich selbst erniedrigt gefühlt. Er beugte sich über ihre Hand und drückte einen Kuß der Ehrerbietung darauf, desgleichen noch nicht über seine Lippen gegangen war.

Achtes Kapitel.

Les Avants ist ein großes Hotel oberhalb Montreux, in welchem über hundert Fremde im Sommer ihren Aufenthalt nehmen. Es liegt hoch; man sieht von der Veranda ins Tal hinunter bis zu dem glänzenden Endpunkte des Genfer Sees. Ringsum ragen die Berge, und dichter Laubwald bedeckt ihre unteren Partien. Es gehören noch verschiedene kleine Gebäude dazu, auch die hübsch gelegene englische Kirche, die man links an der Straße nach Montreux leuchten sieht. An der andern Seite der Veranda führt ein Weg hart am Walde hin. Verschiedene Bretterhäuschen stehen dort, in denen man vor Regen und Wind Schutz findet; Schwache ruhen dort, Kinder spielen davor im Sande und auf der weiten grünen Wiese.

Seit vierzehn Tagen befanden Josepha und Rulh sich in Aux Avants, diesmal zumeist Josephas wegen, die nach ihrem zweiten Examen einer Kräftigung bedurfte. Rulh war auf dem Punkt angelangt, wo die Besürchtungen um ihr Leben endlich der freudigen Hoffnung auf besessene Gesundheit weichen konnten.

Josepha ging fleißig spazieren, und so auch heute. Sie ging nicht den gewöhnlichen Waldpfad; sie machte einen etwas steilen Umweg



Blick in den Düsseldorfer Hafen. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Wolfsdietrich,“ bat sie mit ihrer süßen Stimme, „ich kann nicht leben ohne deine Liebe.“

„Bergieb mir, Edda,“ sagte er in gebrochenem Tone. Er war ein starker Mann; aber dies ging fast über seine Kräfte, weil er keine Hilfe sah. Es blieb eine Weile ganz still; sie hielt ihn fest umschlungen, ihr Gesicht an seines gedrückt, und er ließ es still geschehen; er empfand ihre Liebe als eine Wohlthat und als eine Qual zugleich.

Endlich lösten sich ihre Arme; sie trat einen Schritt von ihm zurück und, ihn unverwandt ansehend, sagte sie: „Kannst du mich nicht lieben, so kam und darfst, so soll und will ich dich doch immer lieben; das ist mein Recht, und ich will es gebrauchen mit der ganzen Kraft meiner Seele; so lange ich atme, ich will dich immer lieben, Wolfsdietrich, bis an meinen Tod.“

Sie war eine verkörperte Engelsgestalt in dem langen weißen Gewande, das in schlanken Falten an ihr herniederfiel, das blasser, ovale Gesicht mit der weichen Rundung, das krause Haar, das ungebunden herabhing, vor allem aber die Augen mit diesem wunderbaren Gemisch von Glück und Liebe, von Schmerz und Trauer, ein Ausdruck, der erst jetzt zu seiner Vollkommenheit ausgereift war.

Wolfsdietrich sah sie, und seine Schuld schien ihm unerträglich. „Edda, Edda, sprich nicht so! Könnte ich dir zurückgeben, was ich nahm, könnte ich dich zu dem machen, was du warst, ehe ich dich sah!“

Sie faßte wieder seine Hand und sah ihn mit einem unbeschreiblichen, schluchzenden Lächeln an. „Du gehörtest in mein Leben, Wolfsdietrich,“ sagte sie im Tone tiefster, ergreifendster Liebe, „ich kenne keinen seligern Augenblick, als da du mich fragtest, ob ich deine Sonne sein wolle, und ich bin stolz und glücklich, dich zu lieben.“

weil sie das Bergsteigen liebte. Nicht weit von ihr ragte die schroffe Vorderwand des Rocher de Naye empor.

Plötzlich poltert etwas den steinigen Abhang herunter, es springt, es trabt, es stürzt voran mit ausgebreiteten Armen, es stöhnt und ruft, daß einen ein Graus ankommt, es fliegt, es fällt, es steht wieder auf, und dann stürzt es atemlos zu Josephas Füßen nieder. Es ist ein Junge, der Peter ist es, der Ziegenhirt, und sein Gesicht ist entsezt und verängstigt.

„Was ist dir, Peter?“

„Ach, Sie sind's, Mademoiselle! Kommen Sie rasch, es ist ein Unglück geschehen.“

„Was denn und wo? Beruhige dich, Peter! Ist jemand verunglückt?“

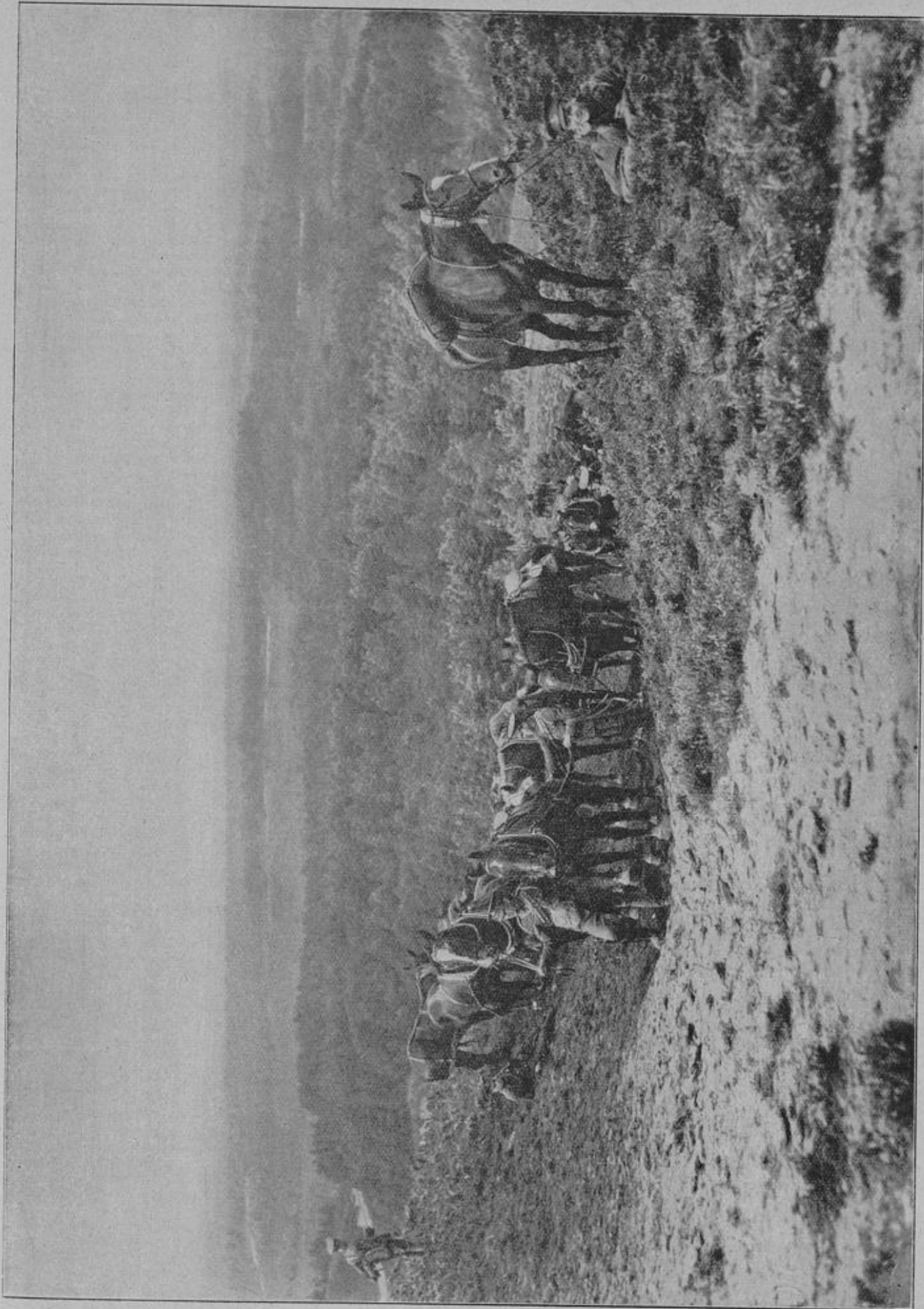
„Ja, ja, eine Dame, sie liegt tot da, und ich bin gelaufen, was ich konnte.“

„Hast du gesehen, daß sie tot war?“

„Gewiß, Mademoiselle, so stand sie, so fiel sie, und da lag sie und rührte sich nicht mehr. Ich sah ihr ins Gesicht, darin war kein Blutstropfen mehr, keine Wimperzucke – die reine Leiche. Es war ein Graus.“

„Führe mich sofort hin, Peter!“

Sie gingen eine lange Strecke; bergauf flog es sich nicht so leicht, wie herab. Endlich langte man aber doch an. Da lag wirklich eine Dame, den Kopf auf einem Stein, das blutlose Gesicht der brennend heißen Sonne zugekehrt, ohne Bewegung in irgend einem Gliede. Josepha kniete neben sie nieder, riß ihr die Kleider auf und suchte nach einer Wunde und fand sie am Hinterkopf. Sie schien nicht gefährlich zu sein, sie konnte nicht die Ursache der Ohnmacht sein. Josepha verband die Wunde, dann erhob sie sich. (Fortsetzung folgt.)



Zwespannung englischer Artillerie in gedeckter Stellung. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Der weiße Prinz.

Skizze von E. Eysell-Kilburger.

(Nachdruck verboten.)

Weiher Parisi, Rüde, mit gelben Abzeichen, sieben Monate alt, ist besonderer Umstände halber außergewöhnlich billig abzugeben, jedoch nur in gute Hände.

Ich reichte meinem Mann das Blatt über den Tisch hinüber: „Ist das nicht wirklich wie ein Zeichen des Himmels?“

Er blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, äugte mich mißtrauisch an und sagte: „Wieso ein Zeichen des Himmels?“

„Mann! Wenn dies nicht eine besondere Fügung ist: Wir sitzen hier in der abgelegenen „Waldbenke“, und zufällig liegt hier eine neue Nummer eines Fachblattes für den Tierhandel auf dem Tische, eine Zeitung, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung gehabt habe; und in diesem lieben Blättchen wird uns angeboten, wonach wir uns beide heimlich schon gesehnt haben.“

„Ich?“ unterbrach er mich in größtem Erstaunen. „Ich meine, wir hätten genug davon gehabt.“

„Natürlich du auch! Leugne doch nicht. So ein stolzes, schönes Tier, ein Herrgeschöpf unter den Hunden, ein prächtiger Begleithund, wenn wir rabeln: der Hund ist außergewöhnlich billig abzugeben, der Besitzer wohnt ausgerechnet in derselben kleinen Harzstadt, in der auch dein Freund, der Forstmeister Neumann, mit dem ausgezeichneten Hundeverstand sehsaft ist. Er kann den Parisi ansehen und ihn, je nachdem, zu uns schicken. Und dann die Hauptsache: der Hund ist nur in gute Hände abzugeben. Nun, ist solch ein Tier bei mir etwa nicht in guten Händen?“

„Das glaube ich schon“ sagte der Meine mißvergnügt. „Du schaffst solchem Käser schon den angenehmsten Aufenthalt auf Erden.“

„Käser? Nun erlaube mal! Solch ein Parisi ist der Hund der Aristokratie. Gainsborough hat ihn auf seinen Repräsentationsbildern gemalt, und auf dem neuesten Bildnis unserer Kaiserfamilie steht er ganz im Vordergrund, und die kleine Prinzessin traut ihm die Ohren. Also du schreibst gleich heute noch. Laß dir vom Wirt das Blatt schenken“, drängte ich.

„Und wenn wir winters über in Berlin sind? In der kleinen Dichterwohnung, Gartenhaus, vier Treppen hoch unter dem Dache?“

„Dazwischen liegt noch der ganze Sommer. Jetzt nur schnell nach Hause und geschrieben, damit uns niemand zuvorkommt.“

Und es ging, wie es immer geht: Mein Gatte brummte erst ein bißchen, dann gab er nach, froh, mir eine Freude machen zu können. Und schließlich war er es, der der Ankunft des Hundekleines mit größter Ungeduld entgegen sah, um so mehr, als der Forstmeister nur Lobendes über das schöne Tier berichtet hatte.

Sascha war aviisiert. Mit Leine und Halsband seines letzten Vorgängers ausgerüstet, hinter uns die Köchin mit einer Flasche gewärmter Milch und einem ansehnlichen Kalbsbratenrest, um den künftigen Liebling zu laben, harrten wir auf dem Bahnsteig. Ein entzückendes Bild umgaukelte mich: Jemandeiner dieser von Gainsborough gemalten Herzoginnen, deren Namen ich wieder vergessen, den breiten Federhut auf dem Scheitel, die schlankte Hand leicht auf den schimmernenden Kopf des Ruffen gestützt — so ungefähr würde ich binnen fünf Minuten triumphierend in Tannenwalde einziehen.

Wer aber nicht eintraf, war Sascha. Nachdem wir fünfmal vergeblich die fünf im Laufe des Tages über Berlin anlangenden Püge erwartet, gaben wir die feierliche Einholung auf, beauftragten einen Gepäckträger mit dem Weiteren und gingen resigniert schlafen.

Der Gepäckträger brachte ihn wirklich am andern Morgen in der Frühe, das heißt, auf einem Hundewagen eine Kiste, ungefähr groß genug, um einen toten Hund ansehnlicher Statur zu verschicken, in den Deckel eingeschnitten als Luftloch ein zehn Zentimeter langer Spalt wie bei einer Sparbüchse. In diesem schrecklichen Kerker hatte wohl niemand das erschöpfte und darum stille Tier vermutet; so war er in Berlin wie ein beliebiges Gepäckstück sehengeblieben.

Dieser Kiste entstieg Sascha.

In der Tat: ein herrlicher Hund! Eine überschlanke Figur, geschmeidig, fehnig, der geborene Läufer; dazu ein feiner Kopf mit gutem Gesicht und mächtiger, appetitlicher Schnauze. Haar von einem miltigen Weiß, dort, wo es glatt anlag, glänzend wie Silberdraht, auf dem Rückenansatz zu beiden Seiten lodig aufgeworfen, wie mächtige weiße Straußensfedern. Auf jeder Flanke ein hellgelber Fleck mit dunklerem Kern, wie ein Pfauenauge, der Schwanzansatz durch einen gelben runden Fleck markiert wie durch einen goldenen Nagel. Ein Vorbild für die Kopenhagener Porzellanmanufaktur!

Er schluckte den Kalbsbraten wie nichts, schlappte die Milch und ichien nunmehr bereit, sich etwas Bewegung zu machen. Der erste Weg war ein Rundgang durch die Stadt. Ein Renommiergang. Wieder grüßte mich die Vorstellung der Gainsborough'schen Herzogin —

„Eine Fide, eine Fide! Gudd mal, da geht eine mit eine Fide spazieren!“ — Ein kleiner Knirps hatte es zuerst gerufen, andere wiederholten es. Einer nahm den Ruf vom andern auf. Nicht etwa in einer absichtlichen, böswilligen Herabsetzung des edlen Tieres,

sondern im guten Glauben, daß das dünne weiße Geschöpf, das da neben mir hertrötete — einen Maulkorbzwang kennt man in den paradiesischen Gessiden Tannenwaldes nicht —, wirklich eine Ziege sei. Jrgend etwas in der Erscheinung unsers weißen Prinzen muß tatsächlich an diese Wiederläuer erinnern, denn unbeeinflusst von der Tannenwalder Jugend wiederholte sich in der Folge dieser naturgeschichtliche Irrtum in allen Dörfern der Umgegend, die wir mit den Rüdern, Sascha im Gefolge, passierten. „Die Dame mit dem Fidenhund“ war gestempelt.

Im übrigen ein zu lieber Hund, es konnte gar nicht oft genug wiederholt werden. Nicht die Spur bissig, eher schein, man könnte sagen feige im Verkehr mit andern Hunden, wenn dieses Wort auf einen Prinzen anzuwenden wäre. Wenn ein kleiner Terrier ihn stellt, so steht er, die Füße steif, wie festgenagelt, den Kopf gestreckt, den Schwanz schleppend auf den Boden gesenkt, den Rücken gewölbt, ganz „müde Linie“, und wagt nicht, sich zu rühren. Dafür ist er der lebenswürdigste Kinderfreund, der sich denken läßt. Er kennt genau die Stunde, wann mittags das Gymnasium unserer Villa gegenüber seine Pforten öffnet. Dann steht er am Gitter und lästert Liebsjungen ein, die ganz Kleinen umhalsen ihn oder wollen ihn als Keittier benutzen, Quarta und Tertia beehrt ihn mit kräftig männlichem Rückenklöpfen, und selbst die stolze Prima läßt sich zuweilen herab, ihm gnädig den Kopf zu streicheln.

Ist hier nichts mehr zu holen, so jagt er in ein paar gestreckten Sätzen bis zur Volksschule, wo all die kleinen Mädchen geduldig auf „Sascha“, „Schanzer“ und wie sonst die kindischen Verballhornierungen lauten, warten, um ihn mit Liebsjungen und Frühstücksresten zu überschütten. Und der anspruchsvolle weiße Prinz, der sich zu Hause nur von Reis und Pferdefleisch nährt, das die Köchin ihm schmachtig zubereitet, der selbst in der Stube jedes Stück Kartoffel oder Brot verschmährt, nimmt hier dankbar ergeben die trockenen Krusten entgegen. Ganz verhungert stellt er sich! So blamieren die Kinder ihre Nährkellern.

Ein lieber Hund! Er hat prächtige Stubenallüren, nur die eine reizende Anart ist ihm nicht wohl abzugewöhnen, daß er als Tischgast die lange Schnauze steif auf das Tisch Tuch legt, mit dem Braten liebäugelt und ihn mit herzzerreißenden, langgezogenen Winkeltönen anfangt, was ihm den Beinamen „der Troubadour“ verschafft hat. Er nascht nie — denn ein paar Hund Kotelettes und ein Hammelrücken können nicht in Betracht kommen. Er zerbeißt keine Fußbänke und Morgenschuhe, nur daß er mißverständlich Anlaß genommen, einen kostbaren ausgestopften japanischen Kupferfajan in seine Atome zu zerzausen, von einem Gepardenfell sämtliche Krallen abzuschleifen und eine Eisenbeinichnerei, ein paar spielende Affen, auch ein kleines japanisches Kunstwerk, einfach als Knochen zu behandeln. So zeigt er in allem feinen gewählten Geschmack.

Auch in seinem Verkehr. Er ist im ganzen freundlich und leutselig, nur Fleischer- und Väterjungen kann er nicht leiden. Sei dem ihn einmal ein paar Väterjungen früh morgens an einen Strich gebunden von unserm Grundstück entführt und am ienfseitigen Gelände der Stadt ausgelegt haben, ist er von einem lebhaften Haß gegen alles, was weiße Schürzen trägt, erfüllt.

Trotz allem: ein lieber Hund. Im Verkehr nach außen hin eigentlich noch mehr als für den Hausgebrauch. Seine persönliche Anhänglichkeit an die Hausgenossen läßt zu wünschen übrig, kaum daß er seiner Ida, die so fein für ihn kocht, ein wärmeres Gefühl entgegenbringt. Aber was da immer Fremdes ins Haus kommt, begrüßt er mit enthusiastischem Schweißwedeln, mit seelenvollem Anschmiegen der unendlich langen Schnauze. Er begleitet die Besucher zur Tür, über das Grundstück hinaus, straßenweit; der Ruf seiner Lebenswürdigkeit erfüllt die ganze Stadt.

Manchmal kommt er auch lange nicht zurück. Es gehen dann Gerüchte, daß man ihn auf dem „Brunnen“, oder in der „Waldbenke“ oder beim „Ausichtsturm“ oder bei der „Ruine“ gesehen habe, und alsbald beeilt sich hilfsbereit die Jugend Tannenwaldes, ihn zu suchen. Und sie findet ihn. Einmal ist er der Musik eines Kriegervereins gefolgt, hat sich auf dem Schützenplatz mit Pfannkuchen füttern lassen und ist mit kleinen weißgekleideten Mädchen Karussell gefahren. Welches Gaudium, „Schanzer“ in der Küche! Ein andermal ist der sonntäglichen Weißgewaschene zur Kurmusik auf dem „Brunnen“ erschienen und dort im Kohlenstall bis zu seiner Abholung in Gewahrsam genommen worden.

Aber es kommt noch schlimmer: Eine Nacht erscheint er überhört nicht, auch nicht am andern Tage, ebenso nicht in der zweiten Nacht. Vergeblich wird die Jugend unter Zusicherung erhabener Trinkgeld mobil gemacht, werden Dienstleute und Droßknechte verhöhet. Einer der letzteren will ihn auf einer Fahrt über Land gesehen haben — so klappern wir in keinem Gefährt die umliegenden Dörfer ab, und nach dem wir Summen verfahren, finden wir ihn in einer Dorfkneipe im Spi 1

mit einer gebüdeten Dogge, die auf dem Stuhl sitzen und „singen“ kann! Aber weit gefehlt, daß er sich nun schämt oder sich des Wiedersehens freut, empfindet er unsre Einmischung als sehr störend, will sich nicht von der Dogge trennen, so daß wir ihn einfangen und mit in die Droschke nehmen müssen — wobei er allerdings sofort im schlanken Bogen über die andere Wagentür hinweggeht. Endlich besinnt er sich auf seine Pflicht, und nun ist's wirklich eine Lust, zu sehen, wie er durch die Felder saust, im hohen Korn verschwindet und ganz unerwartet an einer andern Stelle sichtbar wird, dann den Damm, auf dem unsre Fahrt geht, herauf und an der andern Seite wieder hinab. Wie ein weißer Blitz — kaum daß das Auge ihm folgen kann. Als wir uns Lammewalbe nähern, fährt gerade der Berliner Zug ein, und Sascha bringt es fertig, ihn um ein paar Nasenlängen zu überholen!

Trotz dieser Leistung erhellet sich meines Gatten Gesicht nicht, er ist tief verstimmt, und als wir zu Hause angelangt, ist sein erster Griff nach dem Konversationslexikon. Dort steht schwarz auf weiß die Charakteristik unsers weißen Prinzen: „Der Windhund ist meist sehr selbstständig, wenig treu, empfänglich gegen Liebkosungen, leicht erregbar. Er läuft eine Stunde lang mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnpersonenzuges.“

„Kannst du dir nun denken, was es mit den „besonderen Umständen“ des Inferats auf sich hatte?“

Von jetzt ab kommt System in Saschas Ausflüge. Er verschwindet jeden Mittag nach eingenommener Mahlzeit und erscheint jeden Abend zwei Minuten vor zehn, im Augenblick, wo der Portier die Villa zuschließen will. Hierbei verspätet er sich nie, es ist, als ob ein sechster Sinn ihm genau die Zeit angäbe. Hinterher hört man rühmend erzählen, daß er sich einer Widnidgeellschaft angeschlossen oder den ganzen Nachmittag als treuer Hüter neben einem Kinderwagen gelegen habe. Letzteres bildet er zu seiner Spezialität aus.

„So geht das doch nicht weiter,“ sagt mein Mann endlich, „dem muß ein Niegel vorgeschoben werden.“

„Gut, versuchen wir's also.“

Die Versuche mißglücken gänzlich. Mit einem starken Seil wird er auf dem Hofe an einen Eisenring der Mauer festgeschloffen, aber in zwei Minuten ist der Strich durchgenagt. Nun wird eine sechs Meter lange Eisenkette angeschafft, jedoch sie wird zerrissen wie ein Bindfaden; mit ein paar Sägen ist Sascha der Gute bereits vor uns die Treppe hinaufgerast, wo er uns mit Unschuldbiene erwartet. Endlich schafft's eine andere Kette, ein besonders verzwicktes Geschlecht aus Stahlbraut. Nur leider, nun er nicht mehr anrücken kann, erinnert er sich seiner Troubadourlieder. Er gibt nun der „singenden“ Dogge nichts mehr nach. Tags, und was schlimmer, auch nachts läßt er seine

Gefänge ertönen, ein eigentümliches, wehleidiges Winseln, das etwas Nüchternes hat wie das eines angeschossenen Sechshunders; dazwischen klagen mit einem verzwickelten, schrillen Schlußschrei wie die Mittagsspeise in einer Fabrik. Schließlich legt sich die Nachbarhaft ins Mittel, bittet um Gnade für den „armen Hund“ — und die Folge der Lossetzung ist ein Dauerbummel über zwei volle Tage hinweg.

Der Winter fährt uns nach Berlin. Sascha akklimatisiert sich großartig. Freundlich nimmt er mit der kleinen Etagenwohnung fürlieb, mit der Ruhe eines Philosophen hält er seine lange Nase dem ungewohnten Maulkorb entgegen. Das Wunder der Elektrizität verblüfft ihn nicht, geschickt weicht er aus, findet sich mit triumphierendem Fahneschwenken zu uns zurück. Es ist, als ob die Schreden der Großstadt ihm endlich das Gefühl der Zugehörigkeit zu uns weden.

Nach einem Weilschen jedoch werden Klagen laut. Feige ist er jetzt wahrhaftig nicht mehr: einen weißgelben Setter, sein Abbild ins Jagdhundmäßige überlegt, hat er unter eine Droschke gejagt, einen Terrier durch einen Hieb seiner mächtigen Pranke zu Boden geschlagen. Die Fälle der zerrissenen Fleischerschürzen, um die ich gepönt werde, mehren sich.

Und wieder ein Weilschen später jängt Sascha sein altes Lotterleben von neuem an.

Was kann man dagegen tun! Man muß diesen weißen Riesen auf die Straße führen, aber das Mädchen kann ihn nicht am Riemen halten, denn er hat Dremenschenträfte und reißt sie einfach dorthin, wo's ihm gefällt.

Nun sind wir häufige Gäste auf den Meldestellen der Polizeibureaus von Wilmerdorf und Charlottenburg; Fragearten mit Rückantwort fliegen an den Tierchutzverein; die Inferate in den Tagesblättern und an den Lifsaßäulen könnten wir im Abonnement aufgeben; die Belohnungen an die Wiederbringer verschlingen ein Kapital.

Denn das ist das Merkwürdige: wiedergebracht wird Sascha stets, selbst dann noch, wenn wir von Rechts wegen schon die Hoffnung aufgegeben haben sollten. Eine auf dem Halsband eingravierte, höchst ausführliche Namens- und Wohnungsangabe verhilft mit dazu.

Eines schönen Tages aber bleiben Meldungen, Karten, Inferate, Säulenausschlüsse erfolglos, Sascha bleibt verschwunden. Wir mögen's nicht glauben, vertrauen auf unsern guten Stern. Wenn wir ausgehen, hoffen wir, daß irgend jemand uns begegnet, der ihn an der Leine führt. Es wäre zwar der Ring des Polykrates — aber warum nicht? Nach drei Wochen machen wir einen Strich durch die verschiedenen Episoden Sascha, zweifeln nicht mehr daran, daß er einem teuflischen Unglücksfall zum Opfer gefallen ist. Einen Nachfolger geben wir ihm nicht, sein ehrbar Trauerjahr soll ihm werden. (Schluß folgt.)



Fritz Reuter.

geb. am 7. Nov. 1810 in Stavenhagen i. Mecklbg., studierte in Rostock und Jena, beteiligte sich an der burschenschaftlichen Bewegung und büßte dafür von 1833–40 in strenger Festungshaft. Im Jahre 1853 erschienen seine „Gänschen und Kimmels“, 1860 „Ut de Frankefontid“, 1863 „Ut mine Festungstid“, 1862–64 „Ut mine Stromtid“. Reuter starb am 12. Juli 1874 in Eisenach.

jemand uns begegnet, der ihn an der Leine führt. Es wäre zwar der Ring des Polykrates — aber warum nicht?

Nach drei Wochen machen wir einen Strich durch die verschiedenen Episoden Sascha, zweifeln nicht mehr daran, daß er einem teuflischen Unglücksfall zum Opfer gefallen ist. Einen Nachfolger geben wir ihm nicht, sein ehrbar Trauerjahr soll ihm werden. (Schluß folgt.)

Fritz Reuter.

Zum 100. Geburtstag des Dichters. (7. November 1910.) Von Karl Meyer.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Menschen, die trotz schwerer äußerer Unglücksfälle innerlich unberührt bleiben und fast unverändert ihre geistige Lebensfrische und Elastizität behalten. Dies liegt weniger daran, daß sie nicht den Kopf hängen und den Mut in solchen schweren Prüfungen haben sinken lassen, sondern diese innere Unberührtheit verdanken sie allein ihrer glücklichen Natur, die, oftmals mit einem köstlichen Humor ausgestattet,

selbst dann, wenn der Körper unter dem schweren Druck Schaden genommen haben sollte, ihre Frische und ursprüngliche Spannkraft beibehält. Vielleicht mag die frische und ungebundene Kindheit, wie sie Fritz Reuter erlebt hat, auch ihr Teil zu seiner stets bewahrten Heiterkeit mit beigetragen haben; daß aber die 50-jährige Festungshaft keine weiteren trüben Spuren in dem Geiste des Dichters hinter-

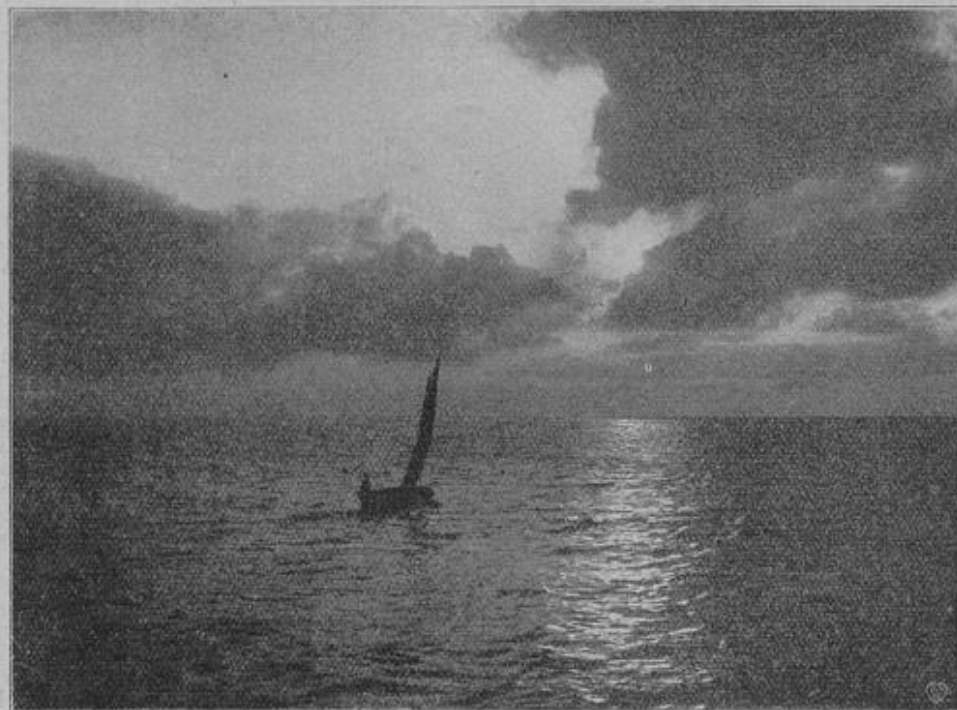
lassen hat, ist wohl vor allem seiner glücklichen Anlage zuzuschreiben, einer Anlage, die nicht allzuviel Grüblerisches in sich trägt, vielmehr einen heiteren, behaglich gleichmäßigen Mittelweg eingeschlagen hat. Wenn diese „mittlere“ Anlage bei Fritz Reuter schon an sich das Hindernis zu einem großen Dichter war, so lag doch für ihn — so wie sein Leben nun einmal verlaufen war — der Vorteil darin, daß sie ihn vor tieferen inneren Kämpfen bewahrte. Problematisch war er nun einmal nicht veranlagt; er sah und beobachtete das Volk und das Land um ihn und zeichnete es, wie es war, ohne daß er zum „Tiefsten und Geheimsten des Seelenlebens des heimatischen Menschen“ hinabstrebte. Und wenn man ihn gegen die andern großen Heimatdichter stellt, wie Jeremias Gotthelf, dessen Kräfte einzig und allein in dem Gedanken aufgingen, dem Heil seines Bauernvolkes eine sichere Grundlage zu verschaffen, und den nur der Druck der äußeren Verhältnisse auf seine Feder beschränkte; wie ferner Klaus Groth, der aus seinem Volke nur das Reipoetische herausholte, so fällt der Vergleich für Fritz Reuter, dessen „Läuschen und Nimmels“ und die „Reis' na Belligen“ gegen Klaus Groths „Quidborn“ geradezu ein Rückfall in die landläufige dialektische Schwankliteratur

war, in dieser Hinsicht nicht allzu vorteilhaft aus. Was nun allen dagegen den mecklenburgischen Poeten so lieb macht, das ist sein gemütliches Sichhingeben, sein zwangloses Behagen, das in eben der „mittleren“ Stimmung oder Anlage, von der ich so eben sprach, seinen Grund hat. Das, was er uns zu erzählen hat, kannte man schon; trotz des spezifisch mecklenburgischen Kolorits fand man sich oder andere in den Erzählungen wieder. Die Beobachtungen, die

der Dichter bei seinem Volk als „Strom“, und vorher auf der Fehlung gemacht hatte, hundert kleine Geschichten, wie er sie selbst erlebt oder von andern sich hatte berichten lassen, boten ihm das, was er als zwangloser Erzähler brauchte. Bekommen dadurch seine Werke oft auch etwas Anekdotenhaftes, wie die „Festungstid“, so haben wir auch hier den Grund dafür, daß wir in der „Festungstid“ ein Stück Selbstbiographie zu betrachten haben, in der sich dem Dichter eben die Ereignisse als einzelne Anekdoten wie an einem roten Faden aufreihen. Damit will ich keineswegs den poetischen Wert dieses Werkes in Frage stellen, sondern „der tiefere menschliche Gehalt dieses Buches steckt“, wie Bartels richtig bemerkt, „in der Seelengeschichte des unglücklichen politischen „Verbrechers“, der auf das grausamste um seine Jugend gebracht wird und uns um so tiefer ergreift, als er nun imstande ist, die schrecklichen Jahre humorvolltätig zu schauen.“ Dieser sonnenhelle Humor, der auch über dem ganzen realistischen almedlenburgischen Zeit- und Lebensbilde der „Französentid“ liegt, tut auch überall dort bald seine belebende Wirkung, wo ernste und manchmal sogar ein wenig sentimentale Reflexion sich breit machen möchte.

In den Gedichten findet man den wahren Fritz Reuter selten, da er hier meist auf mehr oder weniger geistreiche Weise witzig pintifiziert oder auch manchmal nicht allzu feine Pointen gibt; in seinen größeren Werken, schon in „Kein Häfing“ und „Hanne Rüte“, und vor allem dann in der „Französentid“ und der „Stromtid“, muß man

ihn aufsuchen, wenn man ihn in seiner behaglichen Erzählung, besonders aber als Menschen in seiner ganzen humorvollen Lebenswürdigkeit genießen will. Und die „Stromtid“ hat außerdem noch eine andere Bedeutung, nämlich die, daß dies Werk ein Zeitroman ist, wie wir keinen besseren aus den achtundvierziger Jahren auf dem Lande haben. Es ist das Werk Reuters, das die reichste Fülle von Gestalten und Situationen aufweist — wenn auch die „Französentid“ und „Dörchländing“ künstlerisch wohl seine bedeutendsten sind und das letztere kulturhistorisch interessanter ist. Wenn man Gestalten, wie die des alten Inspektors Bräsig, des waderen Karl Havermann, des Fritz Tribbelsig, wenn man das löbliche Ehepaar Nüßler und Pomuchelskopp an seinem Geiße vorüberziehen läßt — wer möchte, da nicht verstehen, daß gerade die „Stromtid“ das Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden ist? Und solange sich das Volk an diesem Humor noch ergötzen kann, ist für seine innere Gesundheit nichts zu fürchten. Bedenkt man noch, daß Reuter in seiner „Stromtid“ die Höhe heimatischer oder, wenn man will, nationaler Dichtung erreicht, indem er einen Volkstamm in seiner starken Lebenskraft und in allen seinen Lebensverhältnissen und Bedürfnissen und „mit dem Besten, was es als geistiges Erbe teil hat, eben seinem Humor“, darstellt, diese Darstellung außerdem noch von warmer Heimatliebe getragen wird, so läßt es sich um so mehr erklären, warum das Volk immer wieder gern zu Fritz Reuter greift, warum seine Schriften bleibenden literarischen Wert besitzen. Gehört er auch nicht zu den Größten, so doch sicher zu den Verdienstvollen und vor allem zu den glücklichsten Humoristen unseres Volkes.



Abendsahrt auf der Nordsee. Aufnahme von H. J. Schenky.

Unsere Bilder.

An der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Krypta des Domes zu Hildesheim rankt sich, 8 m hoch und 12 m breit, der berühmte Rosenstock empor, dem die Ueberlieferung ein Alter von 1000 Jahren beimißt. Das Titelbild der Nummer zeigt den Dombhof mit dem interessanten Rosenstock, dem auf Grund genauer Untersuchungen von Botanikern ein Alter von immerhin 2—300 Jahren geachsen wird. Neuerdings erfährt der Rosenstock sorgfältige, gärtnerische Pflege; jährlich werden eine Anzahl Zweige ausgeschnitten. — Einen Blick in den von regstem industriellen Leben erfüllten Düsseldorfener Hafen mit seinen großartigen verkehrstechnischen Einrichtungen gewährt das Bild Seite 356. — Im Hinblick auf die Bestrebungen nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England und nach Reorganisation des britischen Heerwesens überhaupt verdient die Illustration Seite 357 besonderes Interesse. Englische Artillerie mit der neu eingeführten Bespannung in gedecktem Terrain wird da gezeigt. — Das Porträt Fritz Reuters veröffentlichen wir mit einem Aufsatz über seinen Werdegang auf Seite 359. — Den Schluß der Illustrationen stellt eine Aufnahme dar, die das wunderbare Panorama einer Abendsahrt auf der Nordsee veranschaulicht. — m.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 46.

Sonntag, den 13. November

1910

Wolfdietrich.

(I. Fortsetzung.)

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Das junge Mädchen fragte den Ziegenhirten: „Peter, wohin tragen wir die Verunglückte? Welches ist das nächste Haus?“
„Die Sennhütte, wo man halt macht, wenn man von Ihrem Hotel auf die Rochers de Naye steigt, Mademoiselle.“

„Also vorwärts!“
Sie hoben sie auf; es war ein mühseliges Tragen, und sie mußten oft ruhen. „Ich weiß auch, wie's geschehen ist, Mademoiselle,“ sagte Peter unterwegs geheimnisvoll und zwinkerte Josepha vertraulich zu.

„Wie denn?“

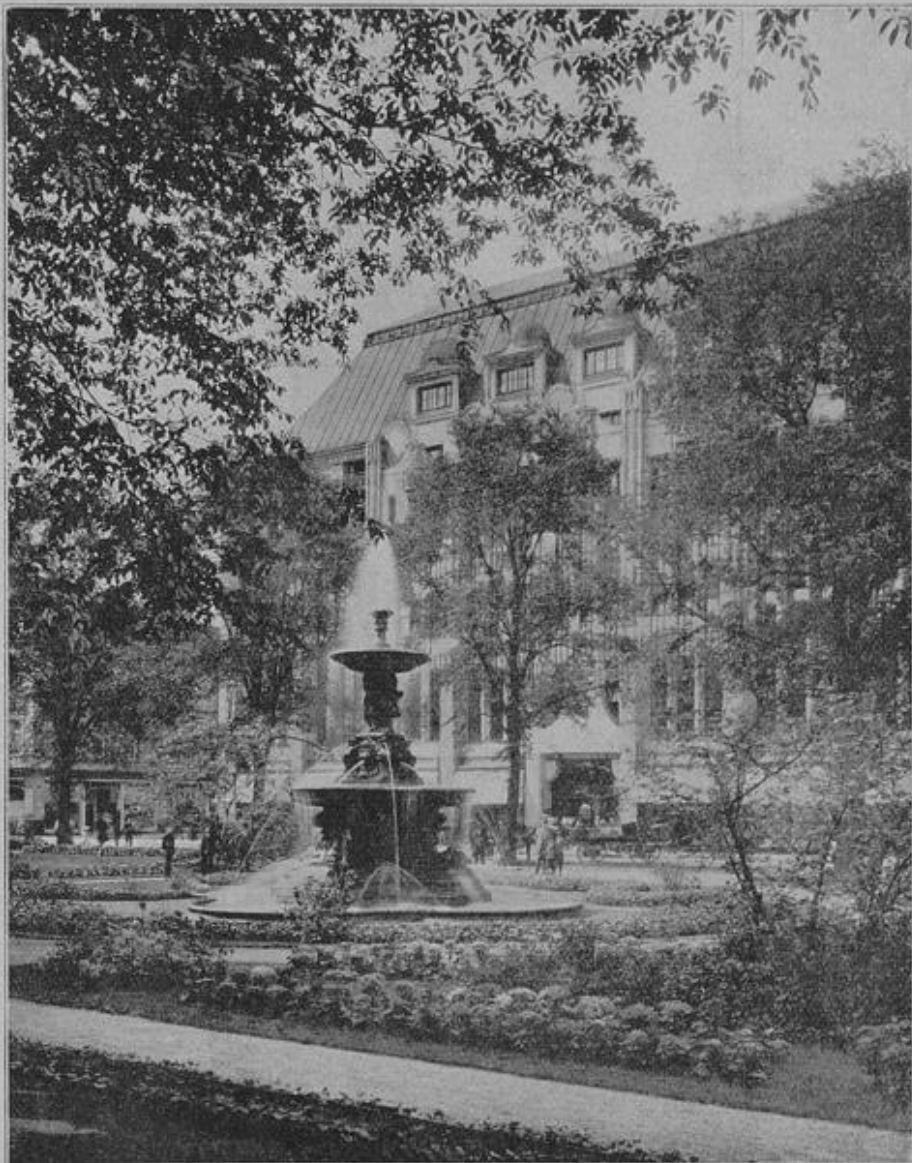
„Ja, wie ich meine Ziegen treibe, kommen von Montreux herauf ein Herr und eine Dame; sie gehen beide immer in derselben Richtung, wie ich hüte, und unterhalten sich, und weil ich Deutscher bin, so kann ich sie auch ganz gut verstehen, und der Herr, der sieht immer nach den Rochers de Naye, und die Dame sagt: „Das hat dir gestern wohl gut gefallen? Wollen wir noch einmal hinauf?“

„Nein,“ sagt er, „du nicht, aber ich möchte eben einmal von hier aus hinaufklettern; warte solange, du hast ja ein Buch; setze dich ruhig hin; ich bin gleich wieder bei dir.“ Denken Sie, was das heißt, eben einmal auf die Rochers de Naye klettern, Mademoiselle, hier an der steilen Seite, da geht kein Weg, kein Steg, ganz steil und gerade ist es, eine glatte Wand ohne Halt und Stützpunkt! Also er will hinauf. Sie natürlich weiß nicht, wie schlimm das ist; aber sie ahnt es am Ende doch; denn sie sagt: „Wenn ich nicht wüßte, daß du doch nicht auf mich hörst, würde ich dich bitten, mir zu Gefallen hier-zubleiben.“ Dabei versucht sie zu lächeln und sieht ihn freundlich an; aber er sagt: „Um mich Sorge ich mich nicht; es tut mir gut, da hinaufzusteigen, du weißt, ich klettere gern, und Unkraut vergeht nicht.“ Und damit küßte er sie, drückte sie auf einen Baumstamm nieder, und davon ist er.

Nun denken Sie aber nicht, daß sie da still geseßen hat, Mademoiselle, ich glaube, sie hält graulich viel von ihm, und es hat ihr keine Ruhe gelassen seitdem. Sie ist aufgestanden und ihm heimlich gefolgt, so weit sie konnte, dann ist sie stille gestanden und hat ihm nachgeschaut. Mich hat die Neugier geplagt, sie jammerte mich auch, die schöne junge Frau, denn schön ist sie, Mademoiselle, schön wie ein Bild, und ich gehe ihnen nach. So gehen wir alle drei nacheinander, erst er, dann sie, dann ich, hinter mir die Ziegen, und keines wendet sich nach dem andern um; er sieht nur die Felsen an, sie sieht nur ihn an, und ich sehe nach allen beiden. Wie er nun an die Felsen kommt, steigt er gleich los; rasch geht's nicht, denn wohin soll er? Da ist kein Steg, kein Halt, und er hat nichts als seinen Stod.

Sie sieht und sieht immer hinter ihm her; sie rührt ihren Kopf nicht und verfolgt

ihn nur mit den Blicken. Und das muß ein schlimmer Zustand für sie gewesen sein, Mademoiselle: denn mich überließ es, wie ich ihn an den blanken, steilen Felsen hängen sah, und jeder Tritt konnte ihn herunterschmettern, und was wäre dann von ihm übrig geblieben? Er wußte auch selber kaum, wie er weiterkommen sollte, er befaß sich oft, suchte mit den Augen und sah über sich. Nur rückwärts sah er nie. Und wie er einmal so an einem Fuße hängt und mit dem



Blick auf die Gartenanlagen am Corneliusplatz in Düsseldorf.

andern tastet und probiert, und auch die eine Hand sucht mit, und die andere flammert sich nur lose an, und es sieht aus, als müßte er sogleich herabstürzen, da schreit sie laut auf, sinkt um und fällt mit dem Kopf hart auf einen Stein, als habe sie der Schlag getroffen.

Der da oben hört und sieht nichts, steigt auch weiter und muß längst oben sein, wenn er nicht im Abgrunde liegt. Ich laufe zu ihr hin, und als ich sie wie tot daliegen sehe — aber da ist das Haus, Mademoiselle, und da ist der Konrad."

"Konrad, Alter, kommt her! Hier gibt es etwas zu tun."

Der Angeredete eilte herbei; ihm folgte ein jüngerer, kräftiger Mann, der sein Sohn zu sein schien. Sie legten, ohne Worte zu verlieren, hilfsreiche Hand an, während Peter in die Hütte sprang und die Frau des älteren von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzte.

In der Wohnstube war bald ein Lager hergerichtet, man legte die Beruhigungsdarum, und Josepha wandte nun alle Mittel an, sie ins Leben zurückzurufen. "Ich will indessen den Herrn suchen gehen," erklärte der allzeit geschäftige Peter und flog wie ein Pfeil zur Tür hinaus.

Es dauerte lange, bis es gelang, die Kranke aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, und als endlich das Leben zurückkehrte, da schüttelten den armen, zarten Leib Fieberphantasien, die sich in erregten, abgerissenen Worten Luft machten. Das blasse Gesicht rötete sich, die schwarzen, krausen Haare fielen wirr um den Kopf, und die dunklen Augen sahen verständnislos um sich.

Dieser Zustand hatte eine Weile gedauert, als die Tür sich öffnete und ein Mann hereintrat. Wie ein Sturmwind war er neben dem Bette und ha-te die Hände der Phantasierenden ergriffen. Mit weiten, wilden Augen sah er ihr in das glühende Gesicht, hörte ihre unzusammenhängenden Laute. Er selber schien der Sprache nicht mächtig, er sah und hörte nichts außer ihr, und die Berührung seiner Hände wirkte auf sie wie Zaubergewalt, ein Aufatmen ging durch ihren ganzen Körper, die Züge glätteten sich, die Augen verloren ihren unheimlichen Ausdruck, und der Mund begann zu lächeln.

"Du bist es, Wolfdietrich? du bist es wirklich? du bist nicht heruntergestürzt? ich habe dich wieder? ist es wirklich wahr, daß du nicht tot bist? ich sah dich doch unten liegen, zerschmettert. Sprich doch mit mir, Wolfdietrich, sage, daß du lebst, damit ich es glauben kann."

Der starke Mann am Lager der Kranken rang nach Worten, doch er konnte keinen Laut hervorbringen, da warf er sich über sie und küßte sie. Sie lächelte glücklich und umschlang ihn mit den schwachen Armen; sie sah ihn an und streichelte ihn und küßte ihn wieder und wieder und sagte ihm zärtliche Worte. Und dann ließ sie ihn los und legte ihren Kopf erschöpft mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück. Er betrachtete sie lange, und als er sich endlich umwandte, fiel sein Blick auf — Josepha.

Das war ihr erstes Wiedersehen, seitdem sie sich gegenübergestanden und mit herben Worten voneinander geschieden waren.

"Ich glaube, Sie brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben," sagte Josephas ruhige Stimme, "die Ohnmacht ist vorüber, und Lebensgefahr ist ausgeschlossen."

Er hatte noch keine Worte. Er war es nicht gewohnt, sich unter Schicksalsschläge zu beugen, und es fehlte ihm an Fassung.

Die Kranke fing wieder an zu phantasierern. "Ich will nicht mehr allein bleiben, Wolfdietrich soll kommen; er muß mich lieben, ich liebe ihn ja auch; ich bin doch seine Frau. Aber er soll nicht so hoch fliegen, da kann ich nicht folgen, da bin ich ihm so fern, so fern. Er strebt immer nach der Höhe, und was er nicht erreichen kann, das will er haben. Warum ist er nicht mit mir zufrieden?"

Er wollte wieder ihre Hände fassen; aber sie stieß ihn zurück: "Nein, nein, nein," rief sie angstvoll, "rühre mich nicht an! Du willst mich mit dir ziehen; aber ich kann nicht dahin, ich kann nicht, ach, laßt mich ruhig sterben."

"Ueberlassen Sie mir Ihren Platz," sagte Josepha bestimmt und stellte sich neben Wolfdietrich. Er trat zurück und sah zu, wie sie die Kranke beruhigte. Es fiel ihm ein, daß Josepha jetzt Arzt sei. Ruth hatte es ihm geschrieben; nun stand sie hier am Lager seiner Frau und wartete mit Ruhe und Umsicht ihres Amtes, nun hatte sie, ein Weib, die Macht in Händen, wo er ohnmächtig dabei stand, sie waltete zwischen Tod und Leben; sie, die er gerade um ihres Entschlusses willen von sich gestoßen hatte, sie diente ihm mit ihrer Kraft und ihrem Wissen, sie half, wo er machtlos war! Das war bis jetzt die schärfste Sprache, die mit ihm geredet worden war.

"Wir wollen nach Montreux schiden und einen Arzt holen lassen; es ist ein Nervenfieber im Anzuge," sagte Josepha.

Wolfdietrich sah sie erstaunt an. "Einen Arzt? Sie sind das ja selber."

"Ich wünsche einen männlichen Arzt hinzugezogen, um sein Urteil zu hören," sagte Josepha mit Nachdruck.

Wolfdietrich ging hinaus, um jemand zu seinem Hotelarzt zu senden. Dann saßen sie stundenlang beisammen am Lager und horchten auf den unregelmäßigen Atem und die abgebrochenen Laute. Sie sprachen nur das Nötigste und warteten.

"Ich bin schuld an diesem verlorenen Leben," sagte Wolfdietrich.

"Sie waren rücksichtslos, als Sie den Fels bestiegen; aber man muß seine Schuld nicht vergrößern," antwortete Josepha ruhig.

"Denken Sie, daß Entschuldigung die Sache verbessert?"

"Was wir selber Böses erfahren, das leben wir herunter; das, was wir anderen tun, hemmt und stört unser Leben."

Darüber mußte Wolfdietrich lange nachdenken. Vor drei Jahren hätte Josepha so nicht gesprochen; sie mußte innere Erfahrungen gemacht haben, die ihr ein solches Urteil in den Mund gaben.

Der Arzt kam und untersuchte die Kranke. Dann folgte eine leise geflüsterte Besprechung mit Josepha, bei der er häufig zu ihren Auseinandersetzungen nickte, und dann kam er zu Wolfdietrich.

"Ich kann mich nur mit dem, was meine Kollegin, Fräulein von Hande, festgestellt hat, völlig einverstanden erklären," sagte er, "Sie haben da einen Arzt, dem Sie vollkommenes Vertrauen schenken dürfen. Ist er jung, so ist er desto verständiger, und Sie gehen ganz sicher, wenn Sie sich Fräulein von Handes Anordnungen fügen."

"Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden," sagte Wolfdietrich.

"Sie werden aber Ihr Versprechen nicht vergessen," erinnerte Josepha.

"Fräulein von Hande wünscht, daß ich dennoch ab und zu heraufkomme. Ich bin damit einverstanden. Die Jungfer Ihrer Frau Gemahlin nebst einigen Bequemlichkeiten sende ich sogleich herauf."

Nun saßen die beiden wiederum neben der Kranken, einander so nahe und so himmelweit getrennt. Einmal stand Josepha auf, um Peter mit einem Brief an Ruth nach Les Avants zu senden und sie über ihr Ausbleiben zu beruhigen, sonst veränderte sich nichts. Edda war schwerkrank; das Fieber raste durch ihren zarten Körper und zehrte an den schwachen Kräften.

"Wird sie leben?" fragte Wolfdietrich, nachdem die Nacht vergangen war.

"Ich hoffe es," sagte Josepha.

Dem Gedanken, daß Edda sterben könne, wagte er nicht nachzugehen; er sah dabei in einen Abgrund, dessen Dunkel durch nichts erhellt wurde.

"Wird sie leben bleiben?" fragte Ruth, die am nächsten Tage vor dem Lager stand und in das liebe Gesicht mit den gläsernen Augen und den fieberheißen Wangen sah.

"Ich hoffe es," sagte Josepha wieder mit klopfendem Herzen. Ruth ging hinaus vor das Haus, wo Wolfdietrich auf einer Bank saß, um in der frischen Luft aufzuatmen. Sie setzte sich neben ihn und nahm seine Hand.

Er lächelte. "Du bist ganz dieselbe geblieben, Ruth, obgleich ich kein Kind mehr vor mir sehe; du allein von uns allen bist unverändert. Doch, rief Edda nicht nach mir?" Er sah durch das niedrige Fenster des Häuschens. "Ich habe mich geirrt. Glaubst du, daß Edda am Leben bleibt, Ruth?"

"Josepha hofft es." — — —

Und Edda kam durch. Aber ihr Zustand besserte sich nur langsam. Sie war die liebenswürdigste Kranke, die man sich denken konnte, voll Zärtlichkeit für Wolfdietrich, voll Liebe für Ruth und andere, welche sie besuchten, und dankbar für jede Dienstleistung. An Josepha hing sie mit wahrer Schwärmerei und machte auch kein Hehl daraus. "Ihr beide müßt euch schon gekannt haben; saht ihr euch schon früher?" fragte sie einmal ganz unvorbereitet Josepha und Wolfdietrich, als sie allein bei ihr waren.

"Ja," antwortete Wolfdietrich.

Sie ließ ihre wundervollen Märchenaugen von einem zum andern gehen. "Und das hast du mir nie gesagt?" meinte sie, leise mit dem Kopfe schüttelnd; "hattest du sie denn vergessen? Wenn ich Josepha früher gekannt hätte, sie wäre mir nie wieder aus dem Sinn gekommen."

Diese Worte entlodten Wolfdietrich ein Lächeln, das alte, spöttische Lächeln. Josepha lächelte nicht; aber sie ging hinaus und kam nicht bald wieder. Als sie zurückkehrte, erzählte sie, ohne eine weitere Frage Eddas, die jetzt allein war, abzuwarten, daß Wolfdietrich ein Freund ihres Vaters Eberhard sei, und daß sie und Ruth ihn bei dessen Eltern gesehen hätten.

"Ja, und daher stammt auch die warme Freundschaft zwischen Ruth und Wolfdietrich; er hat es mir eben selber berichtet. Ich verstehe nun alles," fügte sie hinzu; Josepha wußte nicht, was alles sie jetzt verstehe, und Edda selber kam nicht wieder auf diesen Punkt zurück; sie ließ nur öfter sinnend ihren Blick auf Josepha und Wolfdietrich ruhen und war noch liebevoller und dankbarer gegen beide.

Anfang September siedelte Edda nach Les Avants über. Sie hatte fast einen Monat zugebracht. "Es waren die glücklichsten Wochen, die ich seit langem gekannt habe," versicherte sie Wolfdietrich, "sie haben mich soviel gelehrt, wie sonst nicht drei Jahre."

"Wenn du nur nicht zu flug geworden bist," meinte er scherzend. "Nein, aber du sollst in mir von jetzt an eine bessere Frau finden." — — —

Die Rosen waren auf ihre Wangen zurückgekehrt, das reizende Oval des Gesichtes fing wieder an, sich zu runden, die Glieder gewannen ihre Kräfte zurück; sie war liebevoller denn je, und alle Schwärmen für sie.

Im Hotel erregten die neuen Gäste aus der Semnhütte einiges Aufsehen. Der große, mächtige Mann mit der zarten, schönen Frau, die für alle ein bezauberndes Lächeln hatte und stundenlang in ihre Kollstuhl im Garten oder auf der Veranda saß, stets einen oder mehrere

ihrer treuen Pfleger zur Seite. Sie lag meist mit weit offenen Augen da und sah in die Berge hinaus und auf das Stückchen See, das dazwischen hervorblickte. Sie hörte auch gern Musik, und Ruth war stets bereit, ihr etwas vorzusingen.

„Geht es dir heute Abend gut, Edda?“

„Sehr gut; ich fühle meine Kräfte ordentlich zurückströmen; nächstens werde ich ohne Hilfe die Treppe hinaufgehen.“

„Heute aber erlaubst du, daß ich es noch für dich tue.“

„Ach freilich, Wolfdietrich, ich lasse mich ja so gern von dir tragen.“

Er hob sie auf seine Arme; das war für ihn eine Kleinigkeit, und sie schmiegte sich an ihn, hilfsbedürftig und vertrauensvoll. Die Menschen sahen ihnen nach und sagten: Welch ein glückliches Paar!

Josepha ließ sich zur Mittagstafel mit wichtigen Briefen entschuldigen; sie blieb auf ihrem Zimmer, kam aber gegen Abend herunter und ging in das Lesezimmer. Es war leer, nur aus einem Stuhl erhob sich ein Herr, der, den sie suchte; in seiner ganzen Höhe stand er vor ihr, der Tisch zwischen ihnen.

„Sie müssen abreisen,“ sagte Josepha nach einer Pause kurz und bestimmt.

Er antwortete nicht.

„Sie müssen abreisen,“ wiederholte sie, „Ihre Gegenwart ist nicht mehr erforderlich, Edda ist fast hergestellt, wir können ohne Sie fertig werden.“

„Ich weiß es,“ versetzte er bitter.

„Und wann werden Sie gehen?“

„Ist es Ihnen gar so eilig, dann morgen.“

Sie nickte und blieb noch zögernd stehen.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Josepha,“ sagte er, „es soll zum Abschied sein.“

Sie reichte sie ihm über den Tisch, sagte Gutenacht und ging hinaus.

Am nächsten Tage teilte Edda den Freunden die betrübende Kunde mit, daß Wolfdietrich wegen unaufschiebbarer Geschäfte habe nach Wildeneichen zurückkehren müssen, in drei Wochen jedoch zurückkehren und sie abholen werde. Edda schrieb täglich, er selten. „Er ist nie fleißig im Briefschreiben gewesen,“ entschuldigte sie ihn, „es ist ihm ein Greuel, die Feder in die Hand zu nehmen.“

„Ja, das weiß ich,“ sagte Josepha, „er schrieb auch an Ruth selten.“

„Weshalb schrieb sie nie von dir?“ fragte Edda und spielte mit den Seidenknäulchen in ihrem Schoße; „sie erwähnte dich niemals in den Briefen, die ich gelesen habe.“

„Es war ihm ein Dorn im Auge, daß ich studierte,“ zwang sich Josepha zu antworten, „deshalb erwähnte sie mich lieber gar nicht.“

Edda schlang beide Arme um sie. „Das mag alles sein und viel mehr noch, Josepha, aber ich habe dich so lieb, wie ich nicht sagen kann. Und du ahnst nicht, wie ich Wolfdietrich liebe, und das gleich vom erstenmal an, wo ich ihn sah. Ich glaube, ich wäre gestorben, wenn er nicht mein geworden wäre, und er ist so gut gegen mich, und ich muß manchmal weinen, wenn mich der große, starke Mann so sorgsam hütet und immer zart und sanft gegen mich ist.“

„Es sollte ihm auch schwer werden, ungeduldig gegen dich zu sein,“ sagte Josepha weid.

„O, sage das nicht,“ sagte Edda eifrig, „ich bin so gar nichts und habe nichts zu geben als meine Liebe.“

„Das ist aber auch etwas Großes, Edda.“

„Ja, es ist wahr, es ist etwas Großes,“ wiederholte sie nachdrücklich, „und das tröstet mich. Er hat mich ja auch selbst gewählt, und darum darf ich ihn lieben und in meiner Liebe zu ihm glücklich sein.“

Josepha bemerkte wohl, daß sie nur immer von ihrer Liebe zu Wolfdietrich sprach; aber sie scheute jedes nähere Eingehen auf diesen Punkt, und auch Edda sagte nichts weiter.

Der September flog dahin, und zu Ende des Monats kam Wolfdietrich, seine völlig wiederhergestellte Frau abzuholen. Josepha und Ruth waren am Tage vorher abgereist: sie wollten nach Handek und für den Winter nach Berlin — der erste nordische Winter für Ruth nach langen Jahren. Sie und Edda hatten aber eine häufige Korrespondenz verabredet; denn auf dich ist im Schreiben gewiß eben so wenig Verlaß wie auf Wolfdietrich,“ erklärte Edda gegen Josepha, „und ich muß von Euch hören.“

„Ja,“ sagte Josepha, „auch ich bin dafür, daß Ruth die Korrespondenz übernimmt, es ist besser so.“

Neuntes Kapitel

Ruth war Josephas Freude, und der Vater, der sie wohl gern einmal wieder in Handek gehabt hätte, verzichtete doch darauf bis zum nächsten Sommer zugunsten seiner ältesten Tochter. „Es versteht ja auch keiner, mit ihr umzugehen, wie sie,“ erklärte er seiner Frau, „es ist unsere Pflicht, das Mädchen das angefangene Werk fortsetzen zu lassen. Wenn ich allein ihr Werk an der Kleinen ansehe, so muß mich das mit ihrem Verufe auslöshen.“

„So bist du jetzt völlig mit ihrem Verufe einverstanden?“

„Natürlich,“ sagte der Freiherr mit einem Nachdruck, als habe er seine Tochter immer nur angetrieben, sich dem ärztlichen Verufe zu widmen; „es wäre lächerlich, etwas dagegen zu sagen. Was hat sie nicht alles geleistet, wie ist sie von ihren Professoren gelobt, ungernechnet die guten Zeugnisse, die sie bekommen hat!“ Und er ließ sein

Auge mit Stolz über die Abhandlung gleiten, mit welcher Josepha sich den Doktorgrad erworben hatte. Sie lag auf seinem Schreibtisch, und er hatte sie mit großem Fleiße Wort für Wort studiert.

Unte Linchen hatte selbstverständlich ihre Nichten nach Berlin begleitet; Hans studierte dort und hatte seine Junggesellenwohnung ganz in der Nähe der Schwestern aufgeschlagen. Nicht wenig trug zur Annehmlichkeit ihres Aufenthaltes ihre Anwesenheit Eberhards und Margots bei; waren beide auch durch Geschäfte und Geselligkeit sehr in Anspruch genommen, so blieben ihnen doch genug gemüthliche Stunden des Verkehrs.

„Ich habe wieder einen Brief von Edda.“

„In derselben Art?“

„Dies nur.“ Sie zog die Schwester neben sich auf den Divan und gab ihr den Brief. Er enthielt vier Seiten in flüchtiger, ungeordneter Handschrift.

„Liebe Ruth, gestern — oder war es vor ein paar Tagen —? bestellte ich bei Dir doch einen Spazierstock für Wolfdietrich. Du hast ihn gewiß schon gekauft, ach, wenn Du ihn nur noch nicht gekauft hättest! Es wäre entsetzlich sonst. Was soll daraus werden, Ruth? Denke Dir, er hat ja mehrere; was sollen wir mit so vielen? Ach einzige Ruth, wenn Du ihn nur nicht gekauft hast! Was fangen wir an? Und das schlimmste ist nun, daß ich nichts anderes für ihn habe; es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe; ich muß ihm doch etwas schenken, Ruth, nicht wahr, das siehst du doch ein? Und ich kann nichts finden, kann nichts finden; wenn ich nachdenke, dreht sich mir alles im Kopf herum, und ich weiß nicht mehr, wo ich anfang nachzudenken. Es gehört doch zu einer guten Frau, daß sie ihrem Mann etwas zuliebe tut, das sagst Du doch auch, Ruth? Und ich will doch so gern eine gute Frau sein, die beste. Dazu gehören nun freilich keine Geschenke, Du hast ganz recht. Er macht sich nichts daraus und sagt, ich soll ihn nur lieb haben, und das ist auch das allein Richtige. Ach, Ruth, besorge nur nichts für ihn; was soll daraus werden, wenn Du es doch schon getan hast? Es gehört ja gar nicht zu einer glücklichen Ehe. Es wird mir ganz wirt im Kopfe, wenn ich denke, Du gehst nun hin und kaufst Liebe oder Glück, oder wie man es nennt, für Geld; das Glück ist doch gar nicht für Geld zu haben, und auch die Liebe nicht. Frage doch Josepha, die weiß alles.“

Ach, Ruth, ich habe Ebnucht nach Josepha. Weißt Du, ich muß Dir sagen — aber es geschieht im tiefsten Vertrauen, es sieht Todesstrafe darauf, wenn es herauskommt, und Wolfdietrich ahnt nichts davon —, ich bin nämlich krank. Wo es eigentlich sitzt, weiß ich nicht; denn ich habe keine Schmerzen, esse und trinke und schlafe; darum sage ich nichts davon. Aber ich glaube ganz bestimmt, Josepha könnte mich gesund machen, sie ganz allein und niemand anders. Ich habe auch zu keinem Menschen ein solches Vertrauen wie zu Josepha, ich sage es auch immer zu Wolfdietrich; aber daß ich krank bin, sage ich nicht. Siehst Du, wie klug ich bin? Ich muß durchaus bald zu ihr.

O Ruth, der Postbote will fort, und mein Brief ist nicht fertig; ist es nicht entsetzlich? Was soll nur werden, wenn er weggeht, und ich bin nicht fertig? Ach, wenn doch der Brief noch mitginge! Deine traurige, glückliche Edda.“

„Nicht wahr, wie sonderbar!“ sagte Ruth.

„Sehr sonderbar,“ wiederholte Josepha und sah gedankenvoll aus dem Fenster.

„Soll ich antworten?“

In diesem Augenblick klopfte es, und Eberhard trat ein. „Ich bringe einen Brief von Wolfdietrich,“ sagte er, „und muß deswegen mit euch sprechen.“ Er reichte ihn Josepha.

„Lieber Eberhard, in den nächsten Tagen komme ich mit Edda nach Berlin: Bitte, besorge uns eine passende Wohnung auf einen Monat, Dienerschaft mit eingerechnet, und benachrichtige Josepha. Edda kommt mir nämlich krank vor, obgleich ich nicht sehe, wo es ihr fehlt, und auch unser alter Doktor kann nichts finden. Sie ist oft sehr reizbar, aber meist, wenn wir allein sind; daher findet der Alte auch nichts Außergewöhnliches; sie ist in seiner Gegenwart immer vernünftig und ruhig. Sie hat eine unennbare Sehnsucht nach Josepha und behauptet, wenn sie bei ihr sei, werde sie gesund. Das ist natürlich eine fixe Idee; aber da ich zu Josepha ebenfalls unbedingtes Vertrauen habe, will ich sie auch keinem andern Arzte übergeben, sondern sie ihr bringen.“

„Ahnst du, was geschehen ist?“ fragte Eberhard, nachdem sie gelesen hatte.

„Wir werden ja sehen, wenn sie kommt,“ entgegnete Josepha ausweichend.

Zwei Tage später standen Ruth und Eberhard auf dem Stettiner Bahnhof, die Angemeldeten zu empfangen. Sie waren erstaunt, Edda, die sie angegriffen wählten, frisch und angeregt und mit glänzenden Augen zu finden. Sie war enttäuscht, Josepha nicht zu sehen, beruhigte sich aber schnell bei der Versicherung, daß diese sie gleich nach ihrer Ankunft in der Wohnung aufsuchen werde.

Ruth und Eberhard fuhren mit nach der Villa im Tiergarten, wo Margot sie empfing.

„Ja, ja, es ist alles wunderschön, und ich freue mich, daß ich hier bin,“ sagte Edda und ging hin und her, „aber mit Wachau ist es nun vorbei, und ich war doch so gern in Wachau; wir lebten dort so schön, Wolfdietrich, wir hätten eigentlich da bleiben sollen.“

„Du wolltest doch gern nach Berlin, Edda.“
 „Ach, Wolsdietrich, in in Glück hängt doch nicht an Berlin, das ist doch bei dir. Wolsdietrich, warum verheißt du mich denn nicht?“
 „Wir reisen ja wieder nach Bachau, Edda.“
 „Ja, ja, du sagst es wohl; aber wenn es ernst werden soll, dann sprichst du anders. Versprich mir, daß du nichts dagegen sagen willst,“ bat sie erregt.

„Ich verspreche dir, daß du alles haben sollst, wie du willst, Edda.“
 Margot und Eberhard sahen einander erstaunt an. Was war aus dem eigenwilligen, ungeduldigen Wolsdietrich geworden, der die Freiheit nur in selbstgelegten Schranken suchte? Es schien fast, als könne jener mit seiner tropigen, ungezähmten Tyrannennatur nicht derselbe sein, wie dieser ernste Mann, der mit so rührender Geduld seine kranke Frau trug. Als Ruth nach Hause kam, konnte sie nur Unzufammenlängen des Berichtes, und am Nachmittag machte sich Josepha selber auf den Weg zur Tiergartenvilla.

Edda war allein. Sie lag auf ihr Sofa hingekauert, sie tat nichts, sie sah nur mit offenen Augen vor sich hin oder auf die Uhr, spielte mit ihren Fingern und redete dabei leise vor sich hin. Josephas Eintritt rief bei ihr einen Schrei des Entzückens hervor; sie sprang auf und umschlang sie. Dann wurde sie plötzlich mild und weich, ließ Josepha neben sich sitzen, hielt ihre Hand und erzählte, wie es zugegangen sei, daß sie nach Berlin gekommen wären.

„Wolsdietrich sagt, ich sei krank; aber das ist ein Irrtum, Josepha nicht wahr? Ist denn du mich krank?“
 „Nicht gerade krank,“ sagte Josepha, ihr schatz in die unruhigen Augen seherd, „aber du fühlst dich unbehaglich und weißt nicht, woher es rührt.“

„Ja, ja, so ist es,“ rief Edda lebhaft, „si hast du, ich sagte es gleich, daß du mir helfen könntest; du verstehst mich, du ganz allein.“

„Seit wann fühlst du dich nicht wohl, Edda?“
 „Seit wann? seit wann? Immer, glaube ich, oder — doch, nein, nein, es war viel später.“

„Weißt du nicht einen bestimmten Zeitpunkt anzugeben, wo du fühltest, daß etwas nicht in Ordnung sei?“

„Doch, ich muß mich nur besinnen.“
 „Vielleicht in Les Avants?“
 „O nein, viel später, es war einmal mittags.“

„In Bachau?“
 „Nein“ — Edda hielt mit beiden Händen ihren Kopf. „Es war auf der Post,“ sagte sie plötzlich und ließ die Hände sinken, „auf der Post war es.“

Josepha verwandte kein Auge von ihr. „Bekamst du eine Nachricht, die dich erschreckte?“

„Ja, ja, eine schreckliche Nachricht,“ flüsterte Edda, und ihre Augen sahen wirr und umflort aus. Sie rückte ganz nahe zu Josepha heran. „Es kam ein schwarzer Brief, Josepha, der Tod hatte meine heißgeliebte Mutter mitgenommen, ganz unerwartet.“

(Fortsetzung folgt.)

Das verschmerzte Glück.

Von Alfred von Hedensterna.

Uebersetzt von Rhea Sternberg.

(Nachdruck verboten.)

Der stark ergraute Generaldirektor Westmark sprang aus dem Rupee erster Klasse der Hauptbahn und eilte den Perron hinauf, um rasch den Esaal zu erreichen und sein Mittagessen einzunehmen, ehe die Zweigbahn, die er benutzen wollte, nach Westen abging. Pflöcklich fuhr der ernste Bureaufkrat zusammen, verlangsamte seine Schritte und entblöste ohne ein Wort seinen grauen Kopf.

Als er die Klinke der Speisekaltür ergriff, wandte er sich zur Hälfte um und betrachtete genau, aber rasch die Person, die er gegrüßt hatte, während seine dünnen Lippen sich unbewußt zu einem

Seufzer formten: „Da geht mein verschmerztes Glück...“ Das Glück sah nicht gerade so aus, wie es sich ein älterer, distinguirter Herr gewöhnlich denkt. Eher so, wie Kinder es sich in ihren Weihnachtsträumen ausmalen. Es stand auch still, was das wirkliche Glück selten tut. Es war eine robuste, braunäugige, heitere Frau in mittlerem Alter, beladen mit einer Menge Schachteln und Paketen, so daß sie sie kaum im Speiseaal bergen konnte, in den sie auch nach kurzem Ueberlegen ihre Zuflucht nahm.

Sie war augenscheinlich eine sowohl in physischer wie in psychischer und ökonomischer Beziehung sehr „wohlhabende“ Frau, aber so vornehm wie der Generaldirektor war sie durch-

aus nicht. Sie seufzte ein wenig zu laut vor Erleichterung, als sie sich von ihrer umfangreichen Last befreit hatte, und die sehr soliden einzelnen Stücke ihres Reisekoffers waren offenbar aus sehr verschiedenen Jahrgängen. Als sie die überflüssige Last los war, ging sie an den Frühstückstisch, nahm ein Buttermesser und rief dem Fräulein am Büfett freundlich zu: „Ja, ich möchte eigentlich nur Suppe und Vorspeise haben. Läßt sich das so berechnen?“

Es war keine lebhafte Station; in Saal gab es nur wenig Gäste. Das Fräulein nickte zustimmend. Als die freundliche Frau, erfreut über diese praktische Anordnung, sich wieder an den Frühstückstisch begab, stand der Generaldirektor vor ihr und verbogte sich:

„Vielleicht habe ich gar nicht die Ehre, von Ihnen wiedererkannt zu werden, Frau Pastor Ganglin?“

„Aber natürlich, Herr Kanzlei... Herr Bureau..., ich weiß nur nicht genau, welchen Titel Sie nun führen, Herr Doktor Westmark,“ rief die Frau Pastor sehr freundlich und nahm eifrig und treuherzig die feine weiße Hand, die sich ihr entgegenstreckte.

„Generaldirektor, wenn es denn ganz genau stimmen muß,“ lächelte der Bureaufkrat sie auf und lächelte sein verbindliches Lächeln,



Oberbürgermeister Wilhelm Marx, der nach 10jähriger Tätigkeit aus seinem Amt ausscheidende Oberbürgermeister von Düsseldorf.

indem er hinzufügte: „Gestatten Sie, daß wir uns gemeinsam an jenem kleinen Tisch in der Ecke dort niederlassen, da ich nun einmal nach Verlauf von so vielen Jahren das Glück habe, Sie ganz zufällig hier zu treffen?“

Die Frau Pastor lächelte, verneigte sich zustimmend und schwebte so sylphidenhaft, wie sie es vermochte, zu dem Mädchen am Büfett, dem sie zustüßerte:

„Ich habe meinen Entschluß geändert und esse ein ganzes Menü.“

Die männlichen Honoratioren ihrer Gemeinde waren bei weitem nicht so mondän wie der Generaldirektor, und die Frau Pastor fühlte sich angeregt und verjüngt, als dieser außerordentliche Kavaliere ihr aufwartete und eine Flasche Chambertin kommen ließ, so echt, wie das Haus ihn zu geben hatte. Und sobald die Kauerwerkzeuge der Frau Pastor ihre Bewegungen gar zu nervös überleiteten, fiel er mild beruhigend ein:

„Sie brauchen nicht unruhig zu werden, Gnädigste. Wir haben siebenundvierzig Minuten Aufenthalt, von denen noch kaum zehn

vergangen sind.“
Es begann richtig gemütlich zu werden in diesem stillen Winkel des kleinen Speisesaals, in dem keiner der wenigen andern Gäste den Generaldirektor kannte und nur ein einziger herankam und sich höflich vor der Frau Pastor verbeugte. Der Chambertin sank rasch, die Stimmung stieg, und bald erschien es ihnen beiden ganz unmöglich, daß es jaft dreißig Jahre her sein sollte, seitdem sie zum letzten Mal in dem alten Eleberga miteinander an einem Tisch gegessen hatten. In Eleberga, wo Kandidat Westmark einer der zwanzig Pensionäre gewesen war und Fräulein Elfsjö ihrer Mutter in dem außerordentlich großen Haushalt fleißig geholfen hatte.

Ob sie sich noch der Segeltouren und der Fahrten auf den Heurwagen erinnerte? Ja natürlich — und der Krocketspiele auf dem Vorplatz — und Patron Bengtssons grünlich schimmernder Perücke — und all des andern? Aber hatte der Kandidat... der Generaldirektor damals nicht die Absicht gehabt, Lehrer zu werden?

„Ach, der Mensch denkt, und Gott lenkt.“ Das kleine Fräulein Elfsjö dachte wohl damals auch nicht daran, Frau Pastor zu werden?

So plauderten und schwapten sie, und sie geriet beinahe in festliche Stimmung. Doch je lebenswürdiger und jugendlicher die Frau Pastor wurde, desto ernster wurde der Generaldirektor, und bei jedem neuen Beweis, den er dafür anführte, wie genau er Fräulein Elfsjös wenig merkwürdige Lebensschicksale verfolgt habe, war er mehr davon überzeugt, daß sie ihrerseits ihn völlig aus dem Auge verloren, nachdem sie sich damals im Herbst voneinander getrennt hatten; nur eine ganz unbestimmte Vorstellung hatte ihr vorgeschwebt, daß „er irgend etwas in dem Werk da oben in Stockholm geworden sei.“

Sie hatte ihn ja nur mit augenscheinlicher Mühe wiedererkannt, als er — obwohl die sylphidenhafte Else eine rundliche Matrone geworden war — mit unfehlbarer Sicherheit die braunen, leuchtenden, nie vergessenen Augen wieder gegrüßt hatte.

Der Generaldirektor mußte, wie gesagt, die kreuzende Zweigbahn nach Westen benutzen, die Frau Pastor aber hatte ihr Pastorat und ihren Mann ein paar Stationen entfernt in östlicher Richtung. Sein Zug ging zuerst. Und als der Inspektor das Zeichen zur Abfahrt gab, stand die Frau Pastor plaudernd, lachend, nidend und wehend auf dem Perron und war keineswegs vulgär und robust, sondern nur lebenswürdig und fast jung. Es kam dem Generaldirektor vor, als wäre sie sogar schlanker geworden. Er lehnte sich weit aus dem Ruweeffenster und neigte tief sein eisgraues Haupt, als die Räder sich in Bewegung zu setzen begannen.

Als die zur Matrone und Frau Pastor gewordene kleine Herzensbezwingerin Signe Elfsjö seinen Blicken entschwunden war, warf sich der Generaldirektor auf die Polster und begann zu denken. Wie innig hatte er vor dreißig Jahren die kleine Elfsjö geliebt. Sie war so früh und anspruchslos, verlangte so wenig und war so herzensgut. Wahrscheinlich wäre auf einem gemeinsamen Lebenswege mit ihr das Glück zu finden gewesen. Wie doch die Zeit vergeht!

Er überhäute sein vergangenes und gegenwärtiges Dasein. Generaldirektor wird ja nicht gerade jeder Erstbeste. Glück, Begabung, Energie oder wenigstens ein gewisser Sinn für Ordnung und Klarheit gehören dazu. Und er genoß ja bei den meisten Menschen große Achtung und war verheiratet mit einer hochwohlgeborenen Dame, die eine richtige Auffassung von ihrer Stellung besaß, ein wirklicher Charakter war und die ihm Kinder geschenkt hatte, die freilich aller leuchtenden Gaben und der innigen Liebe entbehrten, ihm aber auch nie irgendwelche schwere Sorgen bereiteten.

Korrekt, aber ziemlich freud- und lieblos lag sein Leben hinter ihm. So würde es auch weiter verlaufen.

Wenn er es erreicht hätte, daß seine Lebensversicherungen seine Schulden deckten. „Warum spekulierst du nicht wie andere und schlägst Münze aus deiner Stellung?“ So hatte seine hochwohlgeborene Frau ihn oft gefragt. Und sie war kalt gegen ihn geworden und hatte die Kinder zur Geringschätzung des Vaters erzogen, weil er zu feig und zu träge sei (er selbst meinte „zu ehrlich“), um das Glück beim Schopfe zu ergreifen.

Ach, wie ganz anders wäre Signe Elfsjö gewesen! Da hatte das Glück seinen Weg gekreuzt, aber auch da war er zu träge und zu feig gewesen, um es zu ergreifen, und so hatte das Glück seinen Weg fortgesetzt zu — Pastor Ganglin, während er selbst sich schmeichelte, „zu ehrlich“ gewesen zu sein, um eine geliebte Frau an Armut und an ein ungewisses Schicksal zu binden.

War er nicht läglicherweise auch noch heute? Warum hatte er nicht um die kleine Signe angehalten...?

Sie war hübsch und lebenswürdig, aber sie hatte äußerlich nicht die Haltung und das Benehmen, das seiner Stellung entsprach. Vielleicht hätte sie sich an ihrer Seite nie bis zu dem einflussreichen Posten eines Generaldirektors aufschwingen können.



Oberbürgermeister Dr. Adalbert Gehler-Cresfeld, der Nachfolger des Oberbürgermeisters Wilhelm Marx in Düsseldorf.

Zum Teufel mit dem nach Liebe hungernden Generaldirektor! Signe Elfsjö war das Glück, das an dem erträumten Schulmeisterheim des jungen Doktors vorübergegangen war, um im Pfarrhof zu landen.

Doch da sprang ein Eisenbahnangestellter auf das Dach des Wagens und machte Licht; die Station, an der Westmark auf seiner

Inspektionsreise absteigen wollte, lag vor ihm, in elektrisches Licht gebadet, dessen Schein zwei Angestellte seines Werts beleuchtete.

Da sprang der Generaldirektor aus dem Kupee, lächelte heiter und gnädig, war wieder klug und verständig, und dachte nicht mehr an das Glück, das an ihm vorübergegangen war.

Der weiße Prinz.

(Schluß.)

Skizze von E. Eyselt-Kilburger.

(Nachdruck verboten.)

Da — es ist anfangs April und kurz vor unsrer Ueberfiedlung nach Tannenwalde — führt uns ein Bummel nach einer der äußersten Ecken von Charlottenburg.

Dort gibt's ein Schokoladengeschäft, so ein kleines, gemütliches Lädchen, wo man sich noch mit Attrappen aus Karton in der Form eines Matrosenhutes oder einer Trommel begnügt, wo die in Stanniol gehüllten Schokoladetafeln wie eine Wendeltreppe übereinander-

gelegt sind und die blechernen Kaffeeboxen gar herausfordernd ausschauen — so ein trauliches Geschäftchen, das man weit eher in einem Städtchen weit in der Provinz als in der Nähe Berlins suchen würde. Vor der Tür steht ein Kinderwagen, von einem halbgarren, ländlichen Dienstmädchen bewacht, und neben dem Wagen liegt, die Branten gestreckt und die unendlich lange Schnauze daraufgelegt, unser weißer Prinz und blinzelt schläfrig in die Aprilsonne.

„Sascha!!!“ — Da erhebt er sich träge, schwenkt mit gehaltener Freundlichkeit die lange Fahne — und dann, als wir ihn

nochmals eindringlich anrufen, kommt's wie ein plötzliches Erkennen über ihn, so daß er ein jubelndes Freudenlied anstimmt, sich auf den Hinterbeinen erhebt und die Vorderbeine auf meine Schultern legt.

Als müßte es so sein, schließt er sich uns an, begleitet uns nach Hause; stolz tragt er im Gefühl der untrennbaren Zugehörigkeit neben uns, und so groß ist unser eigene Wiedersehensfreude, daß wir ganz vergessen, uns mit seinem jetzigen Herrn auseinanderzusetzen.

Zu Hause ist sein erster Weg in die Küche, wo er gewohnt gewesen, seinen Freßnapf zu finden; alsdann frisst er im Schlafzimmer die oft gerügte Unart auf, an unserm englischen Waschtisch, die Vorderbeine auf die untere Marmorplatte gestemmt, aus dem Waschbecken zu laufen. Ein zu lieber Kerl, wie er so dasteht, hoch aufgerichtet in seiner überblindischen Größe, die mächtige, appetitliche Schnauze aufgerissen, während das Wasser ihm über die roten Lippen rinnt! Man kann ihm nicht böse sein. Selbst jetzt nicht, da er die Vorderbeine lang aufs Bett streckt, ein Weilchen so ungebürlich verharrt und dann plötzlich die Hinterbeine mit einem unerwarteten jähen Ruck anzieht und sich auf der reifedagrünen, seidenen Steppdecke eine behagliche Kute schafft, in der er alsbald sanft entchlummert. Ganz wie immer —

Ein paar gute Tage, in denen unser weißer Prinz lebenswürdig ist als je zuvor. Offenbar hat ihn die Trennung geläutert. Seine kleinen Unarten führt er nur als eine Art Erinnerungsfeier, der Vollständigkeit wegen vor. Dann aber ist er wieder verschwunden. Die alte Geschichte: Einholen gehen mit Ida, Ringkämpfe mit einem Fudel und einem Dalmatiner, plötzliche Abhandenkommen ohne Spur.

Ohne weiteres Ueberlegen wandten wir uns diesmal gen Charlottenburg, und wirklich zeigte sich hier dasselbe Bild wie vor fünf Tagen: vor dem bescheidenen Laden das halbgare Kindermädchen, das den Wagen auf demselben Platz langsam hin und her rollte, und daneben unser weißer Prinz, schläfrig hingelagert.

„Sascha! Herumtreiber du, infamer!“

Aber zugleich mit dem Hunde sprang ein kleiner Mann

auf uns zu, firschtrot im Gesicht, prustend vor Zorn: „Aha, da sind ja wohl die Herrschaften wieder, die mir meinen Hund mitgenommen haben. Bummelst du — willst du wohl —“

„Ihr Hund? Na, erlauben Sie mal, unser Hund, wollen Sie doch wohl sagen.“

„Ihr Hund? Ja, da hört sich ja allens auf! Ihr Hund soll dat sind? Meiner ist es, den ich für mein gutes Geld gekauft habe, und wenn die Herrschaften sich nun noch weiter damit abgeben, hole ich die Polizei, verstanden!“

„Aber lieber Herr“ — ein Blick auf sein Schild half uns aus der Ver-

legenheit — „lieber Herr Bimmermann, so lassen Sie doch mal vernünftig mit sich reden. Der Hund gehört mir, das ist doch in keiner Weise zu bestreiten, sehen Sie doch nur, wie er mich begrüßt,“ versuchte mein Gatte die Affäre zu klären.

„Bestreite ich, bestreite ich entschieden. Das macht die Kanaille mit alle so,“ knurrte der Schokoladenmann ingrimmig, indem er Sascha einen Tritt in die Seite versetzte. „Frau! Winna!“ schrie er dann in den Laden hinein, „komm doch mal vor, sag die Herrschaften, wem der Hund gehört.“

Und das kleine Frauchen, das ebenso rot und rund wie ihr Legitimer sich aus der Tür in der dunkeln Ladentiefe vorschob, versichert trozig: „Jawohl, das ist unser Hund, vor einem Jahr haben wir ihn gekauft, wie er noch klein war, von'n Kaufmann Müller in der Spandauerstraße, das kann unser Mädchen da bezeugen und die ganze Nachbarschaft.“

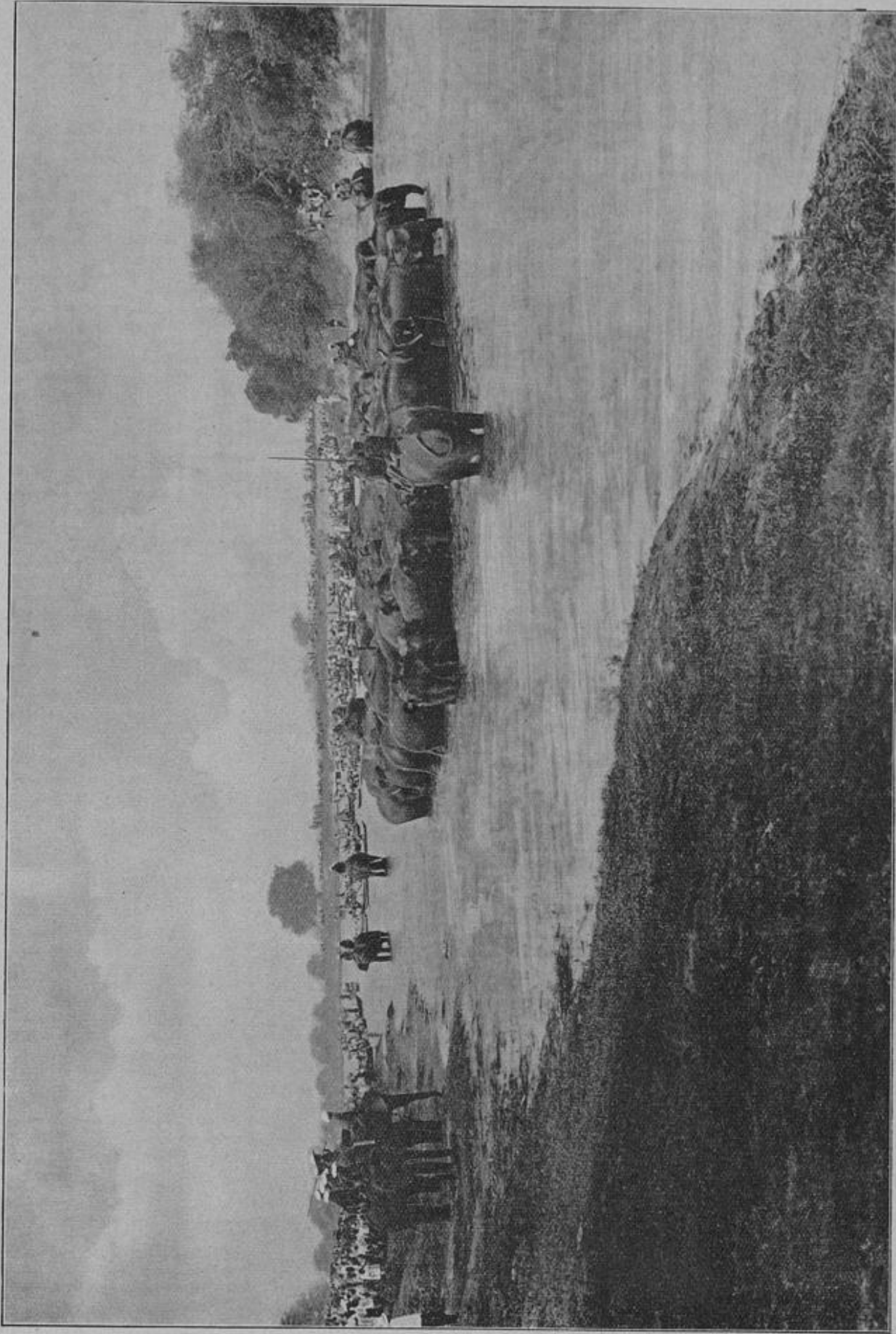
Diese hat sich bereits in ein paar hervorragenden Vertretern an der Stätte der Verhandlung eingefunden und bekommt bereitwillig ihre Zustimmung: die Porzellanhändlerin von links, der Grünframhändler von rechts, das kleine schüßelige Fräulein aus der Bäckerei gegenüber. „Das können Sie doch gleich daran sehen, wie er zu die Herrschaften hi'r ist,“ sagte der Schokoladenmann, und wirklich spazierte der weiße Prinz von einem zum andern, schweißwedelnd und die lange Schnauze an den Knien reibend, mit freundlichem Kopfstreicheln belohnt.

Wirklich ein zu lieber Hund!



Höhere italienische Offiziere beim Kartenstudium im Manöverterrain.

Phot. Charles Traupus.



Aus dem „Lande der weißen Elefanten“: Eine Herde Elefanten passiert den Menam-Fluß bei Bangkok.

Mein Mann sah mich an, ich meinen Mann.
„Ja, mir ist aber ein Hund genau wie dieser entlaufen, das kann ich auch durch Zeugen erhärten,“ sagt mein Mann, „genau so im Aussehen —“

„Die sehen ja alle ziemlich egal aus.“

„Mit solch gelben Flecken —“

„Haben auch viele.“

„Hieß auch Sascha —“

„So heißen die meichsten davon.“

„Und die Narbe auf der Stirn —“

„Die kriegen sie von dem Maulkorb.“

„Und er ist doch mit uns gegangen —“

„Das Vieh looft mit jedem, das sind alle jene Bummelers, zwanzigmal, fünfzigmal ist er weggelooft. Der kommt immer wieder, jeder bringt ihn zurück wie einen grünspanigen Pfennig. Ich verlooft'n auch nächstens, ich habe es satt.“

„Um. Ja, sagen Sie, da wäre es doch immer möglich, daß das unser Hund ist, da könnte doch —“

Mein Mann kam nicht weiter, so energisch protestierte die Volkstimme gegen diese Annahme, verhärtet durch beständig wachsenden Zulauf. Unsere Situation wurde kritisch, es war bereits schwierig, hier einen ehrenvollen Abzug zu finden.

Da richtete mein Mann sich mit einem rasch gefaßten Entschluß auf. „Sie sagten, Sie hätten Lust, den Hund zu verkaufen — vielleicht gehen wir in Ihren Laden und einigen uns.“

Die kleine Frau klappte ihren Mann sehr energisch, und wir gingen in den Laden. Als wir herauskamen, waren wir die unbefristeten Besitzer des lieben Tieres, eines Maulkorbes, der zweifellos nicht unser alter war, und einer Leine, an der sich der Prinz willig führen ließ.

„Hast du Worte?“ fragte mein Mann, als wir ein Stück gegangen. „Na, wenigstens hast du deinen Sascha, ob er echt oder unecht ist.“

Wir kamen nach Hause. Als wir den Hof betraten, klappte oben ein Fenster, und eine Stimme rief in hellsten Jubeltönen herunter: „Sascha ist wieder hier“ — und dann erwidert: „Ach Gott, noch einer —“

Das Unglaubliche war geschehen: Wir waren die glücklichen Besitzer zweier Saschas. Im Flug war die Treppe genommen und die Tatsache konstatiert. Diesmal war er aus Rixdorf eingebracht worden, wo er sich tags zuvor eingefunden hatte. Die Abenteuer der Zwischenzeit blieben in tiefes Dunkel gehüllt.

Einen Augenblick beschnüffelten sich die beiden Prinzen, dann nahm mein Mann den Pseudosascha mit in die Stube, sank gekniet auf einen Stuhl, sah mich trostlos an und sagte dumpf: „Was nun?“

Eine Pause.

„Liebes Männchen —“

„Was?“ brummte er ärgerlich.

Männer wollen behandelt sein. Ich ging zu ihm, strich ihm bejährend über das Haar. „Du bist so ein lieber Mann, willst du nicht versuchen, den Kauf wieder rückgängig zu machen?“

„Dem Tierchutzverein übergebe ich das Vieh, er soll damit machen, was er will.“

„Aber nein — sei doch vernünftig —“

Fünf Minuten nachher war er auf dem Wege nach Charlottenburg; als er nach einer Stunde zurückkehrte, war der Fall erledigt. Aber Neugeld hatte es gekostet!

Sascha der Gute ist noch der unsrige. Seit gestern ist er zwar wieder fort, aber wir sorgen uns nicht weiter. Nichts vermöchte unsere Ueberzeugung zu erschüttern: „Er kommt wieder wie ein grünspaniger Pfennig.“

Ein zu lieber Hund!

Unsere Bilder.

Unter den modernen Großmetropolen steht Düsseldorf, unbeschadet seines industriellen Charakters, bekanntlich als „Gartenstadt“ unerreicht, einzig da. Das künstlerische Moment, das im Leben Düsseldorf seit Jahrzehnten eine so bedeutende Rolle spielt, hat auch dem äußeren Charakter dieses Gemeinwesens seine besondere anziehende Note aufgeprägt. Das Titelbild dieser Nummer zeigt aus dem reichen Schatz gärtnerischen Schmudes eines der interessantesten Städte — die Anlagen des Corneliusplatzes, dieses Jockys in unmittelbarer Nähe des stärksten Verkehrs —. Um die Ausgestaltung Düsseldorf nicht nur nach der architektonischen Richtung, sondern auch in wirtschaftlicher und sozialpolitischer Beziehung hat sich Herr Oberbürgermeister Marx hochverdient gemacht. Er scheidet nach annähernd 10jähriger Tätigkeit aus diesem Amte. Wir bringen

sein Porträt sowie dasjenige seines Nachfolgers, des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Dehler, auf den Seiten 364/65. Geboren am 29. September 1852 zu Delinghoven (Siegfrieds), widmete sich Marx dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften; 1880 wurde er Assessor am kgl. Amtsgericht Düsseldorf, dann Amtsrichter im Bergischen, 1885 Landrichter in Elberfeld, 1888 befohdeter Beigeordneter und am 11. November 1898 Bürgermeister von Düsseldorf. Seine Bestätigung unter Verleihung des Titels Oberbürgermeister erfolgte am 22. April 1899, seine Amtseinführung am 5. Juni 1899. — Herr Dr. Adalbert Dehler, geb. am 13. April 1860 in Schildau (Kreis Torgau), ist ebenfalls aus dem Juristenstande hervorgegangen. Nachdem er als Mitglied des Magistrats von Magdeburg und 5 Jahre lang als Oberbürgermeister von Halberstadt fungiert hatte, wählte man ihn am 15. Mai 1905 zum Stadtoberhaupt von Greifeld. Hier hat er auf vielen Gebieten ersprießlich gewirkt. — Italienische höhere Offiziere beim Kartenstudium im Manöverterrain zeigt das Bild S. 366. — In das Land der weißen Elefanten, in das neuerdings wegen des Thronwechsels daselbst vielgenannte Königreich Siam, führt die Illustration auf S. 367. Der Menam, Siams Hauptfluß, wird von einer Herde der intelligenten, gezähmten Diphäuter passiert. — Den Schluß der Abbildungen stellt die Reproduktion der Gedenktafel dar, die vor kurzem zu Ehren Franklins in Ecton in Northamptonshire enthüllt wurde. Die Vorfahren des berühmten nordamerikanischen Staatsmannes stammten aus dieser kleinen englischen Stadt, wie dies auch der erste Teil der Inschrift angibt. Der zweite Teil enthält nachstehende Worte, die Franklin an die Konvention der Amerikaner im Jahre 1787 richtete: Ich habe eine lange Zeit gelebt (81 Jahre), und je länger ich lebe, desto untrüglicher wird mir die Ueberzeugung, daß Gott die Geschichte der Menschen leitet.

Gedankensplitter.

Eine gewissenhafte, sorgfältige Anwendung der Zeit kann erträglich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unser Eigentum ist, sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können.
Schiller.

Die beste Universalmedizin gegen alle Torheiten ist die Einsicht.
Gracian.

Die Verachtung durch andere ist dem Menschen empfindlicher, als die durch sich selbst.
Nietzsche.



Benjamin-Franklin-Gedenktafel

auf dem Friedhof zu Ecton in Northamptonshire (England). Aus dieser Stadt stammen die Vorfahren des berühmten amerikanischen Staatsmannes und Philanthropen. Die Gedenktafel wurde in Anwesenheit des amerikanischen Botschafters und zahlreicher Vertreter der londoner amerikanischen Kolonie enthüllt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 47.

Sonntag, den 20. November

1910

Wolfdietrich.

(8. Fortsetzung.)

Roman von M. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

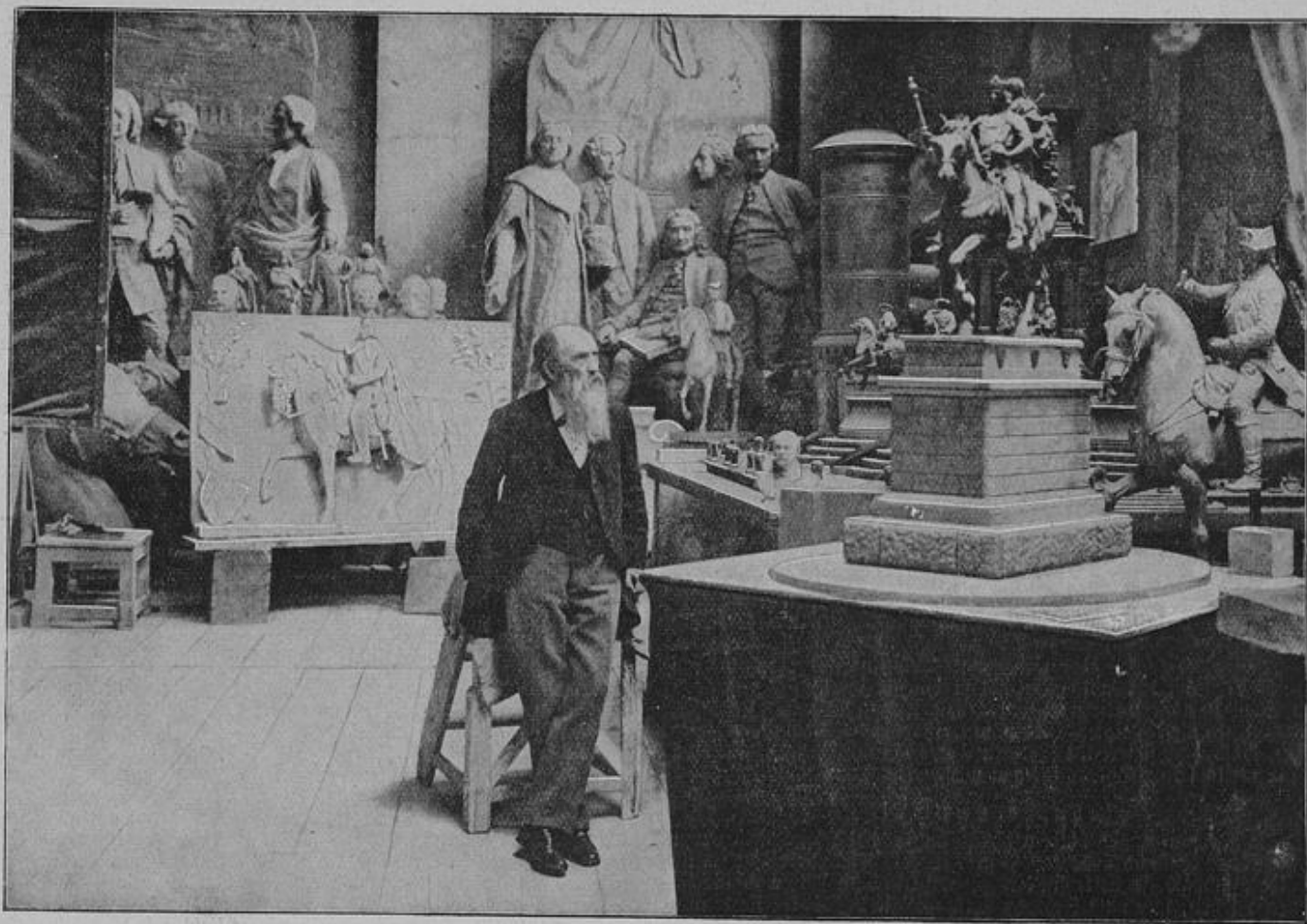
Wolfdietrich las es mir vor, ich riß ihm das Blatt weg, ich wollte ihm nicht glauben und es selber lesen. Aber alles war so schwarz; ich konnte nicht, und denke dir, Josepha, da war es, als ob es in meinem Kopfe einen leisen Sprung gab, der mich erst ganz dumpf und stumpf machte und dann so sonderbar — das läßt sich gar nicht beschreiben. Du wirst wohl wissen, wie das ist; du bist ja ein Doktor. Wenn du den Sprung ausheilen könntest, Josepha, dann wäre ich gesund. Es ist recht schlimm,“ fuhr Edda in rührend kindlichem Tone fort, „gerade wo ich eine recht gute Frau werden wollte, wie Wolfdietrich sie braucht. Ich habe ihn doch so lieb, wie nichts sonst auf der Welt, und nun kann ich nicht, und das wird mir das Herz brechen, Josepha.“

„Hast du Wolfdietrich erzählt, was du in deinem Kopfe spürtest.“

„Bewahre, wie durfte ich denn? Es weiß kein Mensch, wie es wirklich ist; es darf's auch keiner wissen, als du allein, hörst du, Josepha? Kein Mensch! Was sollte sonst daraus werden? Ich bin ja nicht wirklich krank, du verstehst mich doch, Josepha, es ist nur der Sprung, der unglückliche Sprung; könntest du den Sprung forttschaffen, so fehlte mir nichts. Und meine Mutter, Josepha, die mühte wiederkommen. Sie liebte mich so, wie kein Mensch auf der Welt. Ich liebe Wolfdietrich, Josepha, aber meine Mutter liebte mich.“

Das war herzerreißend anzuhören. Alles, was dies arme, junge Herz durchgemacht hatte, lag in den Worten: „Ich liebe Wolfdietrich, aber meine Mutter liebte mich.“

Josepha streichelte leise Eddas kleine, kalte Hand. „Du darfst jetzt nicht mehr sprechen,“ sagte sie, „du mußt dich ruhig halten.“



Professor Kaspar El. von Zumbusch,

der Schöpfer des Kolossalbildes Kaiser Wilhelm I. auf dem Wittelsberg i. Bess. und zahlreicher anderer Monumente, in seinem Atelier in Wien. Zumbusch feiert am 23. November seinen 80. Geburtstag.

„Das will ich,“ und Edda legte sich gehorsam in die Kissen zurück. Aber sogleich stand sie wieder auf. „Wolfdietrich kommt,“ sagte sie mit strahlendem Lächeln und trat mitten ins Zimmer.

Wolfdietrich kam; er umarmte Edda mit herzlichen Worten und begrüßte dann Josepha. Beider Gedanken waren mit Edda beschäftigt. Sie nahm sich augenscheinlich sehr zu Herzen; sie war stiller, und was sie sagte, war nicht auffallend. Auffallender war, zu sehen, wie der wilde Mann weich und sanft mit ihr umging, als sei sie ein Kind oder ein märchenhaftes Wesen, das man nicht behutsam genug berühren könne, und das man doch nicht verstehe. Er erzählte, daß seine Pferde und Wagen von Waghau angekommen seien, und daß Edda nun spazieren fahren könne, so oft sie wolle. „Freust du dich darüber?“ fragte er.

„Sehr; nun wollen wir den ganzen Tag fahren, nicht wahr, Wolfdietrich, und es soll niemand weiter dabei sein, als höchstens noch Josepha. Nicht wahr, Wolfdietrich, du versprichst mir, daß wir fahren wollen?“ bat sie flehend.

„Gewiß, gewiß,“ beschwichtigte er sie und strich die krausen Haare aus ihrer Stirn, „hast du Lust jetzt gleich?“

„Ja, o ja,“ rief sie aufspringend; dann blieb sie plötzlich mit allen Anzeichen der Furcht stehen.

„Weißt du lieber hier, Edda?“

Sie sah so müde aus, daß Josepha sie auf das Sofa bettete und mit großer Bestimmtheit sagte: „Jetzt schlafe etwas, Edda.“ Sie nickte wie ein gehorames Kind, schloß die Augen und atmete bald ruhig und regelmäßig.

Wolfdietrich seufzte tief, und, als könne er Eddas Anblick nicht mehr ertragen, erhob er sich und ging hinaus. Sobald Josepha sich von dem festen Schlaf der Kranken überzeugt hatte, rief sie die Jungfer herbei und suchte ihn dann auf. Er kam ihr entgegen und sah sie erwartungsvoll an. „Es steht wohl sehr schlecht?“ fragte er, „ist wieder ein Nervenfieber im Anzuge, oder ist es etwas Schlimmeres?“

„Es ist kein Nervenfieber, Herr Wildeneichen, es ist ein Nervenleiden.“

„Von Ihnen, Fräulein von Handeck, erwarte ich Offenheit ohne Rückhalt und Rücksicht, wie wir es gewohnt waren,“ sagte er schroff. „Eddas Leiden ist nicht körperlich, Herr Wildeneichen, ihr Geist ist gestört.“

„Ja,“ sagte er mechanisch und als ob er mehr erwartete.

„Es ist nicht leicht, festzustellen, wie tief die Gestörtheit greift, welcher Art sie ist, und ob es ein Mittel dagegen gibt. Wir müssen einen Spezialarzt befragen.“

In Wolfdietrichs Gesicht arbeitete es gewaltig; die Adern an seiner Stirn schwellen an, und in den mächtigen Gliedern zuckte es. Er trat dicht vor Josephas Sessel und sagte: „Fräulein von Handeck, können Sie mir sagen, wodurch dieses Leiden entstanden ist? Aber ich bitte um rücksichtslose Offenheit.“

Josepha verstand ihn und die furchtbare Qual, die ihm diese Worte auspreßte. „Die nächste Veranlassung war der Brief mit der Todesnachricht von Eddas Mutter,“ antwortete sie; „der Schlag kam zu plötzlich; von da an bildete sich die Krankheit schnell weiter aus.“

„Es ging also noch eine andere Veranlassung nebenher?“

„So ist es; diese Krankheit ist in der Familie Bantow erblich.“

Er sah sie starr an.

„Ich habe mich aufs genaueste erkundigt,“ fuhr Josepha fort, „der Großvater Eddas litt mehrere Jahre an demselben Leiden, wurde jedoch später vollständig geheilt.“

Die furchtbare Spannung in Wolfdietrichs Zügen ließ nach; es lief fast wie ein Friedensschimmer über sein Gesicht. „Also erblich?“ fragte er, „und sie kann wieder gesund werden, ganz gesund?“

„Mir scheint, der Fall ist nicht hoffnungslos; doch mache ich mir kein Urteil an.“

„Doch, doch, Sie wissen es, keiner so gut wie Sie,“ sagte er heftig; „also mehrere Jahre, mehrere Jahre. Ist es nicht entsetzlich, sich das auszubedenken? Arme Edda!“

„Und armer Wolfdietrich,“ dachte Josepha, „welch ein Leben für ihn, welch eine Kette für seinen ungebundenen Freiheitstrieb!“

„Und was müssen wir jetzt tun, Fräulein von Handeck?“ fragte Wolfdietrich.

„Ich werde Ihnen eine erfahrene Wärterin schicken, wir müssen Ihre Frau unter beständige Aufsicht stellen, sie sorgfältig beobachten und Klarheit über ihren Fall gewinnen. Ich kann mir kein Urteil erlauben, ehe nicht einige Zeit vergangen ist. Einstweilen lassen Sie sie gehen, fahren, musizieren, lesen, arbeiten, ganz wie sie will; nur darf sie nie allein sein. Später werden wir weiter sehen.“

Rehntes Kapitel.

Die Wochen gingen bleiern schwer dahin; der Monat März war da, in Eddas Zustand änderte sich nichts. Die Freunde besuchten sie häufig; stundenweise hatte sie das gern, zu andern Zeiten wollte sie niemand sehen, nur nach Josepha verlangte sie beständig; sie konnte auch Edda am besten mit einem ernsten Wort zur Ruhe bringen; deshalb nahm man immer noch Anstand, sie in eine Anstalt überzuführen; ein Irrenarzt selber, der sie einige Tage auf Josephas Wunsch beobachtete, riet dazu, sie hier zu lassen, wo sie sich verhältnismäßig wohl fühlte, und wo sie Josepha, in deren Behandlung er großes

Vertrauen zu setzen schien, häufig bei sich sehen konnte. Josepha selber meinte, daß sie sich darin wohl finden werde, nicht aber in die Trennung von Wolfdietrich, der jetzt kaum stundenweise von ihr entfernt sein durfte; nur in seiner Nähe fand sie Glück und Erleichterung.

Wolfdietrich litt grenzenlos, obgleich er niemals klagte. Es schien, als sei die ganze unbezwingene Kraft in ihm in drückende Fesseln gelegt von einer fremden Macht, mit der zu kämpfen er aufgegeben hatte.

Daran dachte Josepha, als sie in diesen Tagen die Jubiläumsausstellung durchstreifte, und sie sah doch nirgends Hilfe. Sie war ganz allein. Hier fand sie Wolfdietrich. „Edda schlief,“ sagte er, „und mich trieb es hinaus. Ich habe verspielt,“ sagte er mit leiser, dumpfer Stimme, „mein Leben ist verloren. Der Einsatz war sehr hoch; Kraft, Mut, Fähigkeit, vor allem der Trieb zum Bessern, alles ist dahin; von meinem frühern Selbst ist nichts geblieben als die ausgehörte Schale. Ein schöner Rest das, Fräulein von Handeck! Ich dulde das Leben als eine verdiente Strafe. Josepha, Sie dürfen mir glauben, es ist oft eine Hölle sein für mich, und daß ich lebensmüde bin, wer will es mir verargen?“

„Ich,“ sagte Josepha energisch und sah ihn fest an.

„Sie, Josepha? Und Sie sollten doch die erste sein, welche mir zustimmt, daß mein Leben verloren ist — ein so reiches Leben! Josepha, ich könnte darum weinen, wenn ich Tränen hätte.“

„Kein Leben ist verloren,“ sagte Josepha, „über dem Gott waltet.“

„Sie sind ein Mann, Herr Wildeneichen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „Ihnen ist viel gegeben, darum müssen Sie auch viel leisten; lebensmüde sein, ist für einen Mann, wie Sie, ein Unrecht. Bis jetzt haben Sie Ihre Kräfte gemißbraucht, jetzt werden Sie sie gebrauchen.“

„Ja, wenn wir uns nie getrennt hätten,“ sagte er erregt.

„Das wäre kein Glück gewesen,“ entgegnete sie bestimmt, „mit allen unsren hochfliegenden Wünschen und Gedanken hätten wir nichts erreicht, sondern uns nur geschadet; denn wir stellten unsern Eigenwillen über alles.“

„Sie wollen doch nicht sagen, daß es recht war, uns zu trennen?“ rief er heftig.

„Es war unrecht, und wir mußten beide dafür leiden.“

„Kommen Sie mit zu Edda?“ fragte er. „Es war wieder ein schredlicher Tag.“

„War sie unruhig?“

„Ja; sie duldete nur mich um sich, bis sie gegen vier Uhr einschlief. Wir müssen eilen, sie wird erwacht sein.“

Er schritt plötzlich mit großer Hast vorwärts, winkte einen Wagen heran und befahl dem Kutscher Gile. Seine Erregung war fieberhaft. „Es könnte ein Unglück gegeben haben,“ sagte er.

Vor der Villa sprang er herab, ehe der Wagen hielt, und eilte in den Vorgarten, ohne sich nach Josepha umzusehen, die ihm folgte.

Im Fenster des Schlafzimmers, mit der Hand das Fenstergeländer umschlingend, die großen Augen abwärts gerichtet, stand Edda. Mit der andern Hand wehrte sie die Wärterin ab, die sie von hinten umfaßte. Sowie sie Wolfdietrich erblickte, rief sie einen jauchzenden Ruf aus: „Wolfdietrich, ich komme,“ und stürzte sich mit ausgebreiteten Armen herab.

In demselben Momente, wo sie losließ, sprang auch er vor und breitete seine Arme ihr entgegen. Sie fiel hinein, und so seufzgewurzelt stand er, daß er unter der plötzlich auf ihn fallenden Last nicht schwankte. Es sah aus, als habe er das Bewußtsein verloren; dann öffnete er die Augen und sah auf Edda, die sich lächelnd und freundlich an ihn schmiegte.

„Sie wollten mich nicht zu dir lassen,“ sagte sie mit dem rührenden Ton ihrer Kinderstimme; „aber ich wußte wohl, daß du da warst, darum kam ich mit Gewalt, und, siehst du, es ging ganz gut mit dem Fliegen. Nicht wahr, Wolfdietrich, so machen wir es nun öfter, wenn sie mich nicht zu dir lassen wollen und ich es doch ohne dich nicht aushalten kann.“

„Ja, ja, Edda, aber nun komm hinauf,“ sagte Josepha, als Wolfdietrich noch kein Wort hervorbringen konnte, „Wolfdietrich ist müde, wir wollen ihm Ruhe gönnen, und du sitzt dann neben ihm.“

„Ja, ich sitze neben ihm,“ wiederholte Edda einverstanden, „Wolfdietrich ist müde, ich will ihn pflegen, ich habe ihn ja lieb.“

Sie ließ sich von Josepha aus seinen Armen nehmen, legte dann aber ihre Hand in die seinige. Er schien erst wieder zum Bewußtsein zu kommen, als er im Wohnzimmer saß und Edda fragte: „Bist du unverfehrt?“

Sie lachte fröhlich. „Dachtest du, ich hätte mir Schaden getan? Ich fliege gern durch die Luft; es ist nur ein Irrtum von den Menschen, daß sie meinen, man fürbe davon. Gute Nacht,“ sagte sie zu Josepha, „küsse mich, ich habe dich sehr lieb, nächst Wolfdietrich am meisten — außer meiner Mutter,“ fügte sie plötzlich ernst hinzu, „meiner Mutter, die mich liebte. Ich wünsche dir ein glückliches Leben wie meines, Josepha, mit soviel Liebe, und einen Wolfdietrich, wie ich ihn habe, dem dein ganzes Herz gehört, wie ihm meines, und“ — ihre Stimme wurde ganz leise — „der dich ebenso wieder liebt, wie du ihn.“ —

„Die Wärterin ist bei ihr,“ sagte Wolfdietrich, als er zu Josepha kam, die ihn im Wohnzimmer erwartete. Er sah erschreckend bleich aus; die Arme ist ganz erschöpft; sie will die Verantwortung nicht mehr tragen. Was raten Sie?“

„Edda muß fort; wir warteten schon zu lange, wie das heutige Ereignis zeigt: sie muß in eine Anstalt.“

„Morgen schon?“

„Am besten morgen früh, dies Haus ist kein sicherer Aufenthalt für sie.“

Er nickte. „Ich werde die Wärterin mitnehmen und den Diener.“

„Sie wollen sie hinbringen?“

„Selbstverständlich; wir fahren in meinem eigenen Wagen.“

Am folgenden Tag strahlte heller Sonnenschein; es war ein rechter warmer, knospender Frühlingsmorgen.

„Fahren wir nicht spazieren?“ war Eddas erster Ausruf, sobald sie hinausblühte, und Wolfdietrich antwortete erleichtert: „Ja, wir fahren, Edda, gleich nach dem Frühstück.“

„Und recht weit? Es ist so eng und dumpf in den Zimmern.“

„Ja, sehr weit.“

Sie flüchtete vor Freude in die Hände. „Das ist herrlich, und dann bleiben wir den ganzen Tag draußen, nicht wahr? Kommt Josepha mit?“

„Nein, sie kann heute nicht.“

„Dann ein andermal,“ sagte Edda, „es kommen ja noch viele Frühlingsstage, und jeden Tag wird es schöner, nicht wahr, Wolfdietrich?“

Sie nahmen nur das notwendigste Gepäd, damit Eddas Verdacht nicht rege werden sollte. Sie war ganz unbefangen, heiter und fröhlich. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, ganz die alte, liebreizende Edda. An jeder Aussicht, an jeder aufbrechenden Knospe erfreute sie sich, und als sie gar an einem See vorüberliefen, auf dem Schwäne schwammen, kannte ihr Entzücken keine Grenzen. Der Wagen mußte halten, damit sie Zeit hätte, sie zu betrachten, und endlich schmeichelte sie so lange, bis Wolfdietrich öffnen ließ und mit ihr ausstieg, damit sie die weißen, schönen Vögel in der Nähe ansehen könne.

Hand in Hand standen sie da, und Wolfdietrich erschien alles wie ein Traum, dieser Weg, sein Ziel, er und Edda, alles. Es kam ihm vor wie früher, wenn sie miteinander durch den Park von Wachau gingen und am See die Schwäne fütterten; sie war ja ganz die alte Edda; es mußte und würde gewiß alles noch einmal gut werden. Dabei hielt er aber immer ihre Hand fest umschlossen.

„Das ist der See von Wachau,“ rief Edda auf einmal fröhlich aus, „siehst du es nicht? Ich dachte gleich, daß ich ihn kannte, ich konnte mich nur nicht besinnen.“

„Er ist ihm wenigstens ähnlich,“ antwortete Wolfdietrich.

„Nein, nein, es ist derselbe,“ sagte sie erregt, „auch du weißt es, warum willst du es nur nicht gestehen? Und ich kenne ja die Schwäne. O wie freue ich mich! Ich dachte, daß ich nie wieder nach Wachau käme, und nun bin ich da. Du hast wirklich dein Versprechen wahr gemacht, Wolfdietrich; daran sehe ich, daß du mich doch lieb hast, weil du mich wieder nach Wachau gebracht hast, endlich, endlich! Wolfdietrich, ich bin so glücklich, nun brauche ich keine Mutter mehr, du hast mich ja lieb.“

Und plötzlich riß sie mit einer Kraft, wie sie ihr in natürlichem Zustande niemals eigen gewesen war, ihre Hand los und entfloh, wie auf Windesflügeln getragen, auf den See zu, und laut rufend: „Ich muß zu dem See, er hat mit mein Glück gebracht,“ glitt sie lautlos in die Fluten.

Aber Wolfdietrich war nicht weniger schnell als sie; kaum verschwand sie im See, als er auch schon neben ihr auftauchte, sie mit kraftvollen Händen an ihren hellen, weichen Gewändern ergriß, mit ein paar Schritten das Ufer erreichte und sie dort niederlegte.

Wolfdietrich stand an der Leiche seines Weibes. Da lag vor ihm am Boden, was sein gewesen war vier Jahre hindurch, das anmutige Geschöpf voll Schönheit und Jugend, ausgestattet mit allem Liebreiz, der über ein weibliches Wesen ausgegossen sein kann, mit ihrem warmen, liebenden Gemüt, mit ihrem Glüd und ihren Hoffnungen, mit dem ganzen unverdienten Reichtum der Liebe, die für ihn in diesem Herzen geschlagen hatte. Eben noch sprach sie zu ihm Worte der unverfälschten Liebe, jetzt waren die Lippen geschlossen für immer.

Und über Wolfdietrich kamen in dieser Minute, als er in dies schöne, blasse Gesicht sah mit den Märchenaugen, die sich nun nie mehr aufstun würden, alle Qualen der Seele, welche ihm Margot vorausgesagt hatte; sie drangen auf ihn ein, brennend, gewaltig, unermesslich, bis er bewußtlos zusammenbrach.

Elftes Kapitel.

Ein Niese lag auf dem Krankenlager. Draußen schien die Sonne, braunte der Regen herunter, stürmte der Wind, es wurde Tag, es wurde Nacht und wieder Tag und wieder Nacht, die Anschwellungen der Bäume wurden zu Knospen, die Knospen sprangen auf, die Blätter zeigten Lust, sich zu entfalten, einladend grüßten die Wiesen mit ihren ersten Blumen, die Residenzbewohner durchreisten zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde den Tiergarten, sahen zu den Buchen hinauf, meinten, es wolle Frühling werden, und es sei Zeit, an eine Partie in die Umgegend zu denken.

Der Niese hinter den Vorhängen seines Krankenzimmers sah und hörte nichts. Die Fenster standen weit offen, er brauchte Luft. „Luft, Luft!“ rief er auffahrend; aber er schien nichts von seinen Worten zu ahnen. Er wußte wirklich nichts davon; Körper und Geist

waren in einem Zustande, der jedes Bewußtsein ausschloß. Eine dumpfe Schwere belastete den Verstand; sie lähmte auch die Glieder; zuzeiten wieder zuckte es hindurch wie glühende Nadeln, als werde jedes Glied einzeln zerrissen.

An Wolfdietrichs Lager standen Eberhard und der Arzt.

„Er ist dermaßen an Geist und Körper zerrüttet, wie es mir in meiner langen Praxis noch an keinem Menschen begegnet ist,“ sagte der Arzt; „es muß jahrelang an ihm gezeht haben, und die Willensstärke, mit der er die keimende Krankheit zurückgedrängt hat, grenzt an das Unmögliche.“

„Fühlt er die Schmerzen?“

„Soweit man beurteilen kann, ist er seiner Sinne nicht mächtig.“

„Ob er durchkommt?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Selbst ein Hüne ist nicht unbezwinglich, Herr Graf. Noch ist die ungeheure Kraft, die in dem Körper steckt, nicht aufgezehrt. Lassen Sie fortfahren wie bisher, kaltes Wasser, offene Fenster, überhaupt viel Luft und Kühlung; das ist das Notwendigste für eine Natur wie diese.“

Der Arzt ging.

„Es ist entsetzlich anzusehen, dies Ringen zwischen Tod und Leben in einem Manne von Wolfdietrichs Kraft und Fähigkeit,“ sagte Eberhard zu Margot, die er mit der kleinen Elisabeth in ihrem Zimmer fand.

„Noch immer keine Aenderung?“

„Es ist augenblicklich gar nicht zu beurteilen, sagt der Arzt; aber solange Leben da ist, ist Hoffnung. Gut, daß ihr kommt,“ fuhr er gegen Josepha und Ruth fort, die eben eintraten, „ich bringe auch keine schlechteren Berichte; ich danke es dir, Josepha, daß du mit solcher Entschiedenheit zu der Ueberführung riefest. Ich bin überzeugt, es war das einzig Richtige. In dem Hospital, wohin sie ihn zuerst gebracht hatten, war es unerträglich für ihn und uns alle, während wir hier auf unserer Villa freien Spielraum haben.“

„Ich denke, wir werden es nicht bereuen,“ sagte Josepha, „er erholt sich hier rascher.“

„Ich will einmal nach ihm sehen,“ sagte Eberhard.

„Laß mich mit dir gehen,“ sagte Josepha aufstehend. Eberhard nickte, nahm sie bei der Hand und führte sie hinein. Es ging wie ein früherer Lustzug von einem Ende des Zimmers bis zum andern. Schweigend standen sie am Bette und sahen auf den Mann, der da keine Schranke seines Willens im Himmel und auf Erden hatte anerkennen wollen, und den nun die gewaltige Hand aus den Wolken niedergestreckt hatte wie einen zerichmetterten Stamm. Was war geblieben von seiner ihm unermesslich dankenden Kraft? Was war übrig von der herrlichen, durch nichts zu begrenzenden Freiheit? Und doch vermochte Josepha nicht sich aufzulehnen gegen das Strafgericht, das sie hier verhängt sah. Es mußte so kommen, aber sie litt, als sei sie selber die Getroffene. Und hatte sie nicht gefrevelt wie er und duldete nun doppelt für sich und für ihn? Ihre Seele strömte über in Liebe und Leid um den vor ihr Liegenden, den sie in den Tagen ihrer stärksten Liebeskraft nicht so geliebt zu haben meinte wie heute, und langsam tropfte Träne auf Träne aus ihren Augen auf seine Hände.

Es blieb nichts von seinem früherem Selbst. Furchtbar erfüllten sich die Worte, die einstmals auf der Terrasse der Villa Bella fremdend, unerhört und doch grauenvoll prophetisch an sein Ohr gedrungen waren: „Sie müssen vielleicht unfähliche Schmerzen dulden, Gott kann schaffen, daß Ihre Hände jeder Macht beraubt sind, daß Sie nicht können, wie Sie wollen, und was dann?“

Jetzt war er bei jenem entsetzlichen „Was dann?“ angelangt, und nun entspann sich in diesem armen, gefesselten Ich ein letzter, harter Kampf, ein letztes Ringen mit dem eigenen Ich, um so ergreifender und aufreibender, als es sich in äußerer Stille und Regungslosigkeit vollziehen mußte, während es doch der Natur dieses Riesen entsprochen hätte, in Freiheit zu streiten.

Seine Umgebung sah seine Not, wenn auch nicht in ihrem Umfange; aber sie konnte ihm nicht helfen. Was hier geschah, mußte im verborgenen geschehen.

Ruth hatte gefragt, ob sie ihn besuchen dürfe, und war gern angenommen worden. Sie kam täglich und saß meist still an seinem Bette.

„Ruth, ist Josepha hier gewesen?“ fragte er einmal.

„Nein, ich glaube nicht; wann meinst du?“

„Es ist schon lange her; da träumte ich, sie stände an meinem Bette und weinte über mich.“

Ruth erinnerte sich an den Tag, als man Wolfdietrich nach Villa Bella gebracht hatte, und antwortete: „Wenn ich nicht irre, trat sie einen Augenblick bei dir ein.“

„Von da an kamen mir die Gedanken wieder,“ entgegnete er.

„Hast du viele Schmerzen, lieber Wolfdietrich?“ fragte sie.

„Schmerzen? O ja, ich weiß nicht mehr, was schmerzlos sein heißt. Aber laß nur, das schadet nicht, es ist recht so.“

In der nächsten Nacht wachte Eberhard einige Stunden bei ihm.

Gegen Morgen ließ die Anspannung in des Kranken Zügen nach, eine große Erschöpfung trat ein, und er schlief lange und fest. Als er aufwachte, sagte er laut und kräftig: „Jetzt bin ich gesund.“

Eberhard hörte ihn mit zitternder Freude. Das war der alte Ton, und er klang doch ganz anders, und seltsam rührend und wunderbar nahm er sich aus von einem, der gelähmt da lag und dem die leiseste Berührung namenlose Schmerzen verursachte.

Später kam Ruth. Er winkte ihr mit den Augen zu. „Die lange Winternacht ist vorüber, meine kleine Ruth,“ sagte er lächelnd, „der Sagen-Wolfdietrich hat doch schließlich den Sieg davongetragen.“

Im Juni stand Wolfdietrich zum erstenmal auf. Er konnte nicht gehen. Erst sah er erst runt, ja unwillig aus, dann lachte er. „Es wird nicht lange dauern, behaltet nur eure Schadenfreude für euch,“ sagte er zu Margot und Eberhard, „ihr sollt sehen, wie rasch ich wieder der alte bin.“

Josepha und Ruth waren fort, letztere, von Hans begleitet, nach Handed, um sich dort stolz und triumphierend als interessantesten Fall aus der ärztlichen Praxis ihrer Schwester vorzustellen, Josepha und Tante Linchen zunächst nach Genf; den nächsten Winter wollte man wieder in Berlin zubringen. Als der Monat zu Ende ging, war Wolfdietrich wieder hergestellt.

„Du kommst mit nach Villa Bella?“ sagte Eberhard, „wir treffen dort alle zusammen.“

Aber Wolfdietrich schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht, Eberhard, vielleicht später, ich weiß es nicht. Jetzt muß ich auf meine Güter. Ich habe viel versäumt, ich will es nachholen. Mich drängt's mit unbezwinglicher Gewalt, zu zeigen, was für Bahnen ich jetzt einzuschlagen gedenke.“

Während die Kahlenberg'sche Familie gen Süden eilte, stand Wolfdietrich im Gewölbe zu Bachau neben dem Sarge Eddas. Als er herauskam, lag tiefer Ernst über seinen Zügen; allein sein Gang war leicht, sein Haupt trug er erhoben wie einer, der wohl von Gefahren umgeben ist, sie aber zu besiegen gedenkt, und aus den hellblidenden, festen Augen leuchteten Mut und Lebensfreudigkeit.

zwölftes Kapitel.

Mehr als ein Jahr ist vergangen. Schön und majestätisch wie immer liegt Villa Bella am Thuner See; sie spiegelt sich in der Flut, läßt ihre Mauern von den Wellen beivälen und öffnet, gastfreundlich ihre Tore, die von nah und fern herbeieilenden Gäste aufzunehmen.

Mit dem Dampfer von Scherzlingen ist ein Herr angekommen; er hat sich über den Bord des Schiffes gelehnt und schaut in die blispenden Wellen.

„Gerade solch ein Tag wie vor sieben Jahren,“ sagt er vor sich hin, „lauter Sonnenschein, und auch die Amerikaner mit dem Bäderer in der Hand fehlen nicht zur vervollständigung des Bildes. Was für ein Datum schreiben wir denn? Ist es nicht sogar derselbe Tag wie damals? Merkwürdig!“

Dies Zusammenreffen einiger ähnlicher Umstände scheint ihn ungemein zu beschäftigen; er sieht sehr ernst aus. In Thun steigt man aus. Der Fremde eilt weiter; er sieht sich wohlgefällig nach alle Seiten um, wie einer, der sich mit Vergnügen in Erinnerungen vertieft, die mit dieser Gegend verknüpft sind. Am Tore von Villa Bella hockte Frau Christine und starrte dem Ankommenden ins Gesicht wie einem von den Toten Erstandenen. „Herr Wildeneichen! ist es möglich? lassen Sie sich wieder sehen? Wird das ein Wundern geben.“

Der freudig überraschte Karl beeilte sich, den Herrn sogleich auf ein Zimmer zu bringen, ließ seinen Koffer vom Landungsplatze holen und half ihm bei der Toilette. Nun war er fertig. Langsam ging er durch den Korridor, an den rotgeprentesten Marmorsäulen vorüber,

wo er so oft auf und nieder gewandelt war. Links lag Josephas Zimmer; da hinein hatte er einmal Ruth getragen aus dem Regen. Der Saal war leer, auch auf der Terrasse sah er niemand; aber auf dem Tennisplatz war's lebendig, daher schallte ein Lachen und Jubeln, jugendliche Stimmen, alte Stimmen und seine Kinderstimmchen.

Wolfdietrich kam unbemerkt heran und gewann einen Ueberblick über den Kreis. Auf dem weichen, kurzgekehrten Rasen standen Eberhard und eine ihm unbekannte junge Dame; ihnen gegenüber Ruth und ein fremder Herr. Die Bäule der Zuschauer nahmen Graf und Gräfin Kahlenberg ein; neben ihnen saß Margot, ein Kind auf den Knien. Eine große Versammlung, und doch schien sie dem Lauscher nicht zu genügen; denn sein scharfes Auge spähte immer noch umher; doch war niemand weiter zu sehen. Er vergaß aber, gerade wie damals, seine Gestalt hinter dem Blätterwerk verborgen zu halten.

„Wolfdietrich, Wolfdietrich,“ riefen mehrere Stimmen zugleich; die Bälle flogen fort, die Raketen fielen zu Boden, die Sitzenden standen auf, und bald war der Gast umringt von der ganzen Gesellschaft.

„Das sieht dir ähnlich,“ jaget Eberhard lachend und schlug ihm kräftig auf die Schulter, „schreibst erst, du könntest nicht kommen, Ernte, Leutewechsel, Flachswende und dergleichen, und bist dann plötzlich da, ehe man sich noch von dem Aerger über die Absage erholt hat.“

„Könntest du dich denn herfinden? Du bist ja seit vorjintflutlichen Zeiten nicht hier gewesen,“ meinte Ruth.

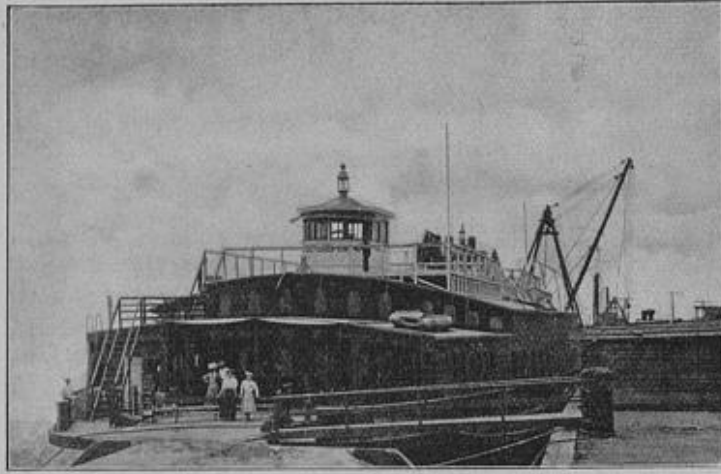
„Vorjintflutliche Zeiten,“ wiederholte Wolfdietrich, Ruth von oben bis unten betrachtend, „stammst du etwa noch aus den vorjintflutlichen Zeiten? Solch ein Widelfind, das ich nur gemohnt war auf den Armen zu tragen? Du bist mir doch nicht neu?“

„Meinst du? Vielleicht irrst du dich diesmal,“ sagte sie schelmisch und errötend.

„Ja, was ist das?“ rief Wolfdietrich, das Lächeln der übrigen wahrnehmend, „ist die Zeitrechnung wirklich mit mir spazieren gelaufen? Wahrhaftig, das Widelfind ist zur Jungfrau ausgewaschen und hat die Verpuppung gesprenkelt. Der achtzehnte Rosenommer ist da, aber was noch mehr? Jetzt bin ich auf alles gefaßt.“

„Wenn du gefaßt bist, so wollen wir diesen Moment benutzen, ehe die Fassung entschwinden sollte,“ sagte Eberhard vortretend, und Ruth bei der einen, Philippe bei der andern Hand nehmend, fuhr er feierlich fort, „erlaube mir, dir hiermit ein Brautpaar vorzustellen, Fräulein von Handed, Monsieur de Bruz, seit gestern mit unierer gütigen Bewilligung in aller Form verlobt. Die Anzeige hiervon liegt in Bachau; wahrscheinlich erfreut sich dein Administrator daran.“

An Spielen war nicht mehr zu denken; alle begaben sich zur Terrasse und ließen sich dort in großem Kreise nieder. Ruth und Philippe wurden von Margot und Eberhard viel geadelt; sie hielten dem jungen Brautpaar ihre reichen Erfahrungen aus den Bitterleiten des Braut- und Ehestandes vor. Das vergnügte Paar ließ sich indessen durch derartige Redereien nicht im geringsten einschüchtern. (Fortsetzung folgt.)



Das amerikanische Fährboot „Susquehanna“, eingerichtet als Genesungsheim für Tuberkulosekranke. Cop. Grantham Bain.



Siesta der Tuberkulosekranke an Bord des Fährbootes „Susquehanna“ auf dem Mississippi und den großen amerikanischen Seen.

Auf dem Fuji.

Nach einem Erlebnis von Johannes Voldt.

(Nachdruck verboten.)

Am Sonntag in Yokohama. Ueber dem Hafen tanzen die Strahlen auf einem sonnenfreundigen Gewirr von großen und kleinen Schiffen, von großen und kleinen Menschen. Die Vögel singen von allen Zweigen, der Himmel vertieft sich zu einem wunderbaren Blau, und über der Welt liegt ein freudiger Hauch wie Rot auf einer Mädchenwange. Im Südwesten hebt sich der Fuji Gipfel wie eine Verheißung aus verschleiertem Grunde. Und ringsum atmet alles in farbenfroher Sommerluft. —

An einem solchen Tage beschloßen Stürmer, Brandis, Herwege und ich in unserer Weise auf dem Bluff unter einem Niesen-Sonnen-Schirm die Fahrt nach dem Fuji. —

fügte sich aber mit einigem Nachzucken der Notwendigkeit. Die beiden andern gewannen der Fahrt die romantische Seite ab und schritten schweigend, aber kräftig davon. Ueber uns stand ein tiefer, klarer Himmel — mit leuchtenden Flimmerpunkten übersät. Um uns war es still.

Brandis war unter den Europäern Yokohamas als guter Sänger bekannt und hatte auf der englischen Dilettantenbühne angenehme Tenoristenerfolge zu verzeichnen. Er sang jetzt mit frischer Stimme deutsche Volkslieder. Zuweilen ließ auch Stürmer einen barbarischen Bass ertönen.

Inzwischen hatte uns dichter Wald aufgenommen, der leise rauschend den Gefängen heimische Untertöne gab.



Vom Beginn des Wintersportes: Schneeschuh- und Schlittenverkehr in Engelberg in der Schweiz.

Der Gipfel des Fuji ist von fünf Seiten zugänglich. Wer von Norden und Nordosten vorgeht, wird einen zum großen Teil durch Wald beschatteten und wenig steilen Weg zurücklegen. Auch die West- und Südwestseite bieten bei allerdings erhöhter Steilheit angenehme Strecken, während man von Südost her mit viel mühseliger Kletterei und starkem Sonnenbrand aufwärts klimmen muß. Dennoch wird der südöstliche Weg als der kürzeste am meisten benutzt. Da man den ersten Teil nachts zurücklegt, begegnet man den sengenden Strahlen erst in höheren Regionen, die ein gut Teil Sonnenhitze erträglich machen. —

Am Morgen des Fujitages lag Yokohamas Schatten in einer Hitze von 34 Grad Celsius. Dennoch bestiegen wir nachmittags um 4,11 Uhr den Schimonoseki-Expreß, der uns gegen 7 Uhr in Gotenba auswarf. Hier stand an der Station für jeden von uns ein Pferd bereit. Vier Kulis warfen sich auf das Gepäc, und wir brachen auf.

Nach einiger Zeit mußten wir wegen der Dunkelheit absteigen und die Pferde am Baum führen. Darob erhob Herwege — ein Mann von kleiner Figur und 228 Pfund Reingewicht — großen Lärm,

Stürmer hatte jenseits in gewaltiger Tiefe „In Mantua in Bänden...“ angestimmt, als durch das Waldesdunkel eine gleichmütige Stimme zu uns herüberrief — „I say — Mr. Stürmer — if you don't stop that awful noise — I shall box you down —“*

Vor uns ward es hell, und wir sahen vor einem Hintergrunde dunkler Hütten eine Gruppe von vier Engländern, die schweigend an einem Feuer ihren high-tea einnahmen. Wir sehten uns zu ihnen.

Meine drei Begleiter schienen mit den Fremden vertraut zu sein. Ich wurde mit der gewohnten englischen Kälte in den Kreis aufgenommen. „Wohin des Wegs?“ fragte Brandis.

„Gipfel —“ antwortete ihm ein knochiger Riese mit glattem Gesicht und Ragezähnen, ohne in seiner Lautstärke einzuhalten.

„Sport oder Zwed?“

Brandis hatte sich schon die englische Kürze angeeignet.

„Beides —“ sagte der Kauende. — „Und welcher Zwed?“

* „Ich sage Ihnen, Herr Stürmer — wenn Sie mit diesem Lärm nicht aufhören — so schlage ich Sie nieder —“

„Mrs. Yuagati schützen —“
 „Ihre Landsmännin, die den Japaner heiratete?“
 „Woll — soll jetzt zum Buddha gezwungen werden —“
 „Gezwungen?“
 „Glaub' nicht, daß jemand freiwillig Abions Gott verläßt —“
 „Warum nicht? Dem Gatten zuliebe —“
 „Liebe und Religion liegen sich oft in den Haaren —“
 „Brandis sah zweifelnd drein —“
 „Immerhin —“
 „Der Ton des Engländers wurde schärfer —“
 „No, lenne sie — wird freiwillig nicht zum Buddha gehen —“
 „Kusine von mir —“
 „Ach — darum verbringen Sie Ihr Leben seit zwei Jahren ständig in Yokohama — ohne einem Beruf zu folgen —“
 „Warum?“
 „Brandis sah ein wenig betroffen in das kalte Gesicht und sagte zögernd —“
 „Nun — um zur Hand zu sein, wenn Mrs. Yuagati Schutz begehren sollte —“
 „Wird nie Schutz begehren —“
 „Um — wenn Sie das wissen, warum kriechen Sie hier herum?“
 „Zu stolz — meine Kusine. Wird nie um Hilfe betteln —“
 „Und Sie —“
 „Werde dennoch helfen —“
 Eine Weile schloß das Gespräch. Schließlich fragte ich, um meine Gegenwart in Erinnerung zu bringen:
 „Sind sie weit vor uns?“
 „Nicht sehr,“ antwortete der Goliath — „schleppen sich mit Säntle und kommen nur langsam vorwärts.“
 „Und von Station 6 ab wird die Lady auf eigenem Gehweck vorwärts müssen —“ ergänzte Stürmer — „da geht's noch langsamer —“
 „Station 8?“ fragte den Niesen einer seiner Gefährten.
 „Werden wir sie haben —“ war die Entgegnung. — — —
 Nach beendetem Mahl brachen wir von Amagasaki auf und stiegen weiter bergan. Da zunehmender Sternenschein die Nacht genügend erhellte, sahen wir wieder auf.
 Nachdem wir Tarobo durchritten hatten, gelangten wir in pflanzenarmes Gebiet, das aber aus einer phantastischen Formation in die andere überging und im ungewissen Sternenschein geheimnisvoll dreinschaute. Es erschien mir wie ein Zauberreich, dessen Gebieter den fremden Eindringlingen an allen Wegbiegungen geisterhafte Rundschafter entgegenstellte.
 Von nun an waren wir bis zur Fuji'spiße auf zehn Stationen angewiesen, die den Zweck von Schutzhütten erfüllen und Nahrungsmittel, wie Tee und Reis, sowie nächtliche Unterkunft zu bieten vermögen.
 Um Mitternacht erreichten wir Station 2, befanden uns also bereits 6000 Fuß über dem Meerespiegel. Die Höhenfalte zwang uns zum Kleiderwechsel.
 Nachdem wir etwas Tee und kaltes Fleisch zu uns genommen hatten, begannen wir unter Zurücklassung der Pferde um 1 Uhr mit dem eigentlichen Aufstieg.
 Zwei Kulis wurden mit Laternen vorausgeschickt. Und wir stapften hintereinander in das Dunkel hinein, dem Laternenschein und Sternenglanz nur wenig von seiner Angewissenheit zu nehmen vermochten.
 Der Weg war noch nicht sonderlich steil, dennoch mühsam, weil man leicht von ihm abglitt und dann bis zum Knöchel durch Lavaasche wühlte. Doch wen solche Mühseligkeit nicht allzusehr verdroß, der durfte statt des Hin und Her wiegenden Müdens eines ächzenden Vordermannes die dunkeltragende Regelspiße des Fuji-yama auf sternstrahlendem Hintergrunde erblicken.
 Nach einer Weile stiegen am östlichen Horizont bleiche Gesichter empor, die mit weißen Armen nach den Himmelsklammen griffen und sie auslöschten — eine nach der anderen.
 Und als wir kaum von Station 4 aufgebrochen waren, glitt ein Strahlen über die Welt, daß wir vor soviel Glanz die Augen schließen mußten. Und dann stand eine freudige Sonne über einem freudigen Tag. Wir weitete sich das Herz vor solcher Schönheit. Und nicht mir allein. Auch die Deutschen und die Engländer schauten mit glänzenden Augen — bis auf den knochigen Niesen.
 Gegen 6 Uhr erreichten wir Station 6 in einer Höhe von 9300 Fuß.
 Hier versagte Herzwege. Herz und Lunge vermochten die Körperfälle nicht zu bewältigen. Und da selbst ein längerer Aufenthalt seine Lebensgeister nur schwach erregte, wurde er mit Proviant ausgerüstet und seitwärts nach Subachiri abgeschoben.
 Ein wunderbarer Fernblick öffnete sich vor uns, als wir von der Station um 7 Uhr aufbrachen. Vor uns hoben sich die Satone-Berge, zwischen die sich der Satone-See wie ein blinkender Stein einlagerte. Zur Rechten ragte der Aschitaka-yama mit unwidlicher Stirn, und hinter ihm wallte ein Dampfmeer, das sich gleich Wollknoten aufschichtete. Im fernsten Westen aber schimmerte wie die Verheißung ein silberner Streifen — das Meer.
 Der Aufstieg ward jetzt schwierig. Von zweihundert zu zweihundert Meter mußten wir haltmachen. Schließlich wurden die Abstände der Ruhepunkte auf hundert Meter verkürzt.

Vor meinen Geist trat das Bild einer Frau, die von brutalem Mongolenstimm hier heraufgehört worden war, um dort oben dem Buddha zu dienen, einem Gott, den sie vielleicht verabscheute. Ich kannte sie nicht. Dennoch sah ich fast körperlich ihre schmerzhaft verzogenen Nieren, ihre wartenden Glieder, ihre blutenden, gleitenden Füße. Und mein Blick glitt zu dem Better hinüber, dem knochigen Mr. Hanley — und entdeckte auf dem Grunde der kalten Augen mit Wohlgefallen unheilbringendes Glimmen. Doch es lag über diesem harten Gesicht nicht nur menschlicher Zorn ob einer menschlichen Tat — in diesem unbewachten Augenblick hingelte sich schüchtern ein Sehnen an die wilde Regung. Und der Mann schien mir ein neues Gesicht zu tragen. Aber er spürte meine forschende Betrachtung. Mit unwilligem Stirnrunzeln zerrte er die kalte Maske über die Augen herab. — — —

Und dann erreichten wir sie in Station 8.

Beim Eintritt drang uns heißer Teedunst entgegen. Die linke Hälfte wurde von Kulis eingenommen. Zur Rechten hockte ein Japaner im weißen Pilgerkimono. Neben ihm saß ein häßliches Weib in Gelb, wahrscheinlich eine Verwandte des Mannes. Und im Hintergrunde lag auf seidnem Kissen ein dunkelhaariges Wesen, das aus weißem Gesicht mit heißen Augen zu uns herüberschaute. Sie mußte es sein — und sie war's. Das ersah ich aus der hastigen Bewegung, mit der sie sich beim Erblicken Mr. Hanleys aus dem Kissen hob. Und das Ausleuchten der Augen sagte alles.

Aber diese Neußerungen des Gefühls waren unter der Einwirkung der Ueberraschung hervorgetreten.

Als der Engländer sich mit schneller Gebärde ihr nähern wollte, streckte sie ihm plötzlich eine abweisende Hand entgegen. Und in ihren Nieren lag Stolz — nur Stolz.

Und Mr. Hanley verneigte sich nur.

Ich aber durchschaute die Verhältnisse, die ihre harten Arme um diese drei Menschen schlangen.

Stolz war von jeher der Grundzug im Charakter dieser Frau gewesen. Und der Stolz hatte sie wohl in seiner Entartung zum Trotz, zu der Heirat getrieben, in die sie Liebe hineinzutragen glaubte. Und um des Groten willen hatte sie die Liebe des Betters misachtet, diese große Liebe, die noch jetzt schüßend ihre Person umhegte. Und sie hatte sicherlich erkannt, was ihr verloren gegangen war — hatte manche Neuestunde durchweint. Aber in Einsamkeit. Vor der Welt litt ihr Stolz die Reue nicht. Und sie wies den Schutz von sich. —

Aus zwei Augenpaaren sahen haßgetränkte Blicke auf den Engländer. Derkehrte sich nicht daran, sondern fragte den Japaner mit eifrigem Gesicht:

„Was soll die Frau mit den zarten Gliedern auf diesem Berg der Mühseligkeit?“

„Sie sucht die Gottheit —“ antwortete Yuagati.

„Weshalb? Hat sie keinen Gott? Sie ist vom Stamme der Angelsachsen. Also wird sie an den Gott ihrer Heimat glauben —“

„Sie möchte sich zum Buddha wenden —“

„Ihr sagt: möchte! — Sie — warum nicht; soll! —?“

„Weil sie ihrem eigenen Willen gehorcht.“

In Mr. Hanleys Stirn grub sich eine Falte —

„Hat sie denn einen Willen?“

Ueber das gelbe Gesicht glitt eine Verzerrung, der ein Hohnlächeln folgte —

„Sie ist eine Engländerin — nicht wahr? Also hat sie einen Willen —“

Das war raffiniert. Er verknüpfte seine Erklärung mit einer Schmeichelei, deren Ablehnung für Mr. Hanley die Herabsetzung der eigenen Nationalität bedeuten konnte.

Und der Britte schwieg wirklich.

Da ich in seinen Augen etwas wie ein Hilfsuchen zu sehen glaubte, iprang ich ein —

„Wir glauben dennoch, daß sie gezwungen wird —“

Die Frau im gelben Kimono warf einen Schielblick auf mich und sagte mit krächzender Stimme:

„Was will der Fremde von uns — Sohn —?“

„Weiß nicht — Mutter —“

„Rag er uns den Rücken zeigen —“

Ichkehrte mich nicht an den meinen Ohren bestimmten Dialog und drängte —

„Nun?“

Yuagati zuckte mit den Schultern und fragte harmlos:

„Wer sollte sie zwingen?“

Mr. Hanley fuhr unwirsch auf —

„Ihr — Sie — wer sonst?“

Ein sanftes Kopfschütteln lehnte den Vorwurf ab —

„Fragt sie selbst —“

Ich wollte mich gegen die Frau im Hintergrunde wenden. Da spürte ich des Engländers Hand auf meiner Schulter, und seine ruhige Stimme sagte —

„Fragt nicht — Mr. Normand — Mrs. Yuagati wird uns nie sagen, daß man sie hat zwingen dürfen —“

Ueber die beiden Mongolengesichter glitt ein spöttischer Hauch. Auch diese Menschen hatten den Grundzug im Wesen der Britin erkannt und nützten ihn gegen uns aus. — — —

Nach längerem Aufenthalt verließen wir mit der Familie Yuagati die Station.

Die Asche nahm jetzt ab. Fels- und rote Lavablöcke traten hervor. Zur Linken hingen leuchtende Schneedriften von über 500 Meter Länge. Ueber uns stand eine sengende Sonne, die uns die Haut rotbraunte. Es war ein von Schweiß getränkter Weg.

Und mir schien's, als sei es für Mrs. Yuagati nun genug der Buße.

Um 4 Uhr nachmittags langten wir auf dem Gipfel an. Die Britin hielt sich kaum noch und wurde von Yuagati und dem gelben Weibe gestützt.

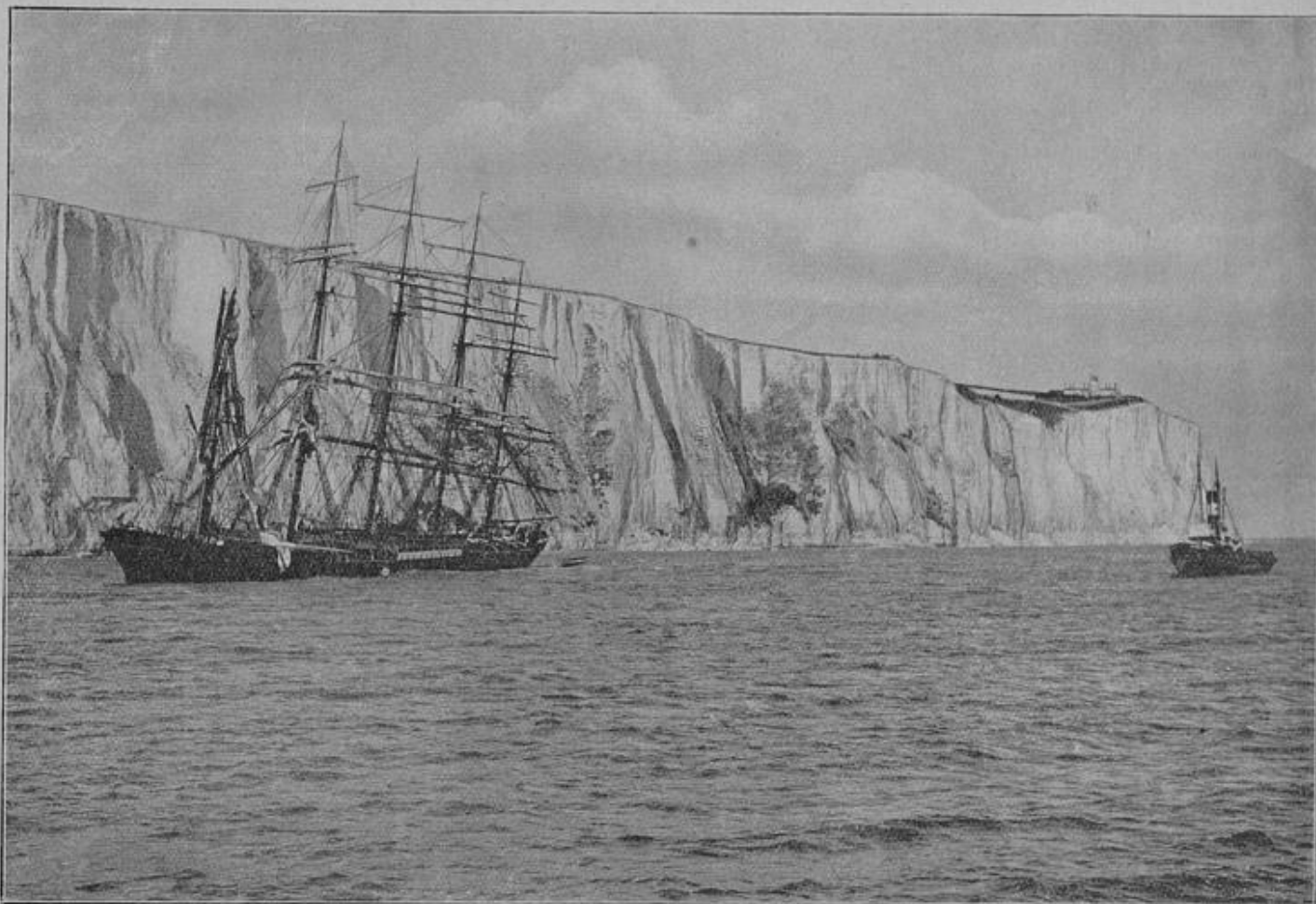
Jemand neben mir sah's mit stumpfer Wut.

Ich begriff die Regung und schenkte den beiden gemaulten

Uns wurde von eifertigen Eingeborenen eiskaltes Wasser geboten, das einem Brunnen auf der Fujijspitze entsprang und außer dieser Eigenart nur noch die besondere Fähigkeit besaß, Fremden zugunsten der darbringenden Persönlichkeiten Geld zu entziehen.

Da sich langsam dichte Nebel auf den Gipfel niederließen und Kältehaue über uns warfen, verlangte den Tenor Brandis nach einem warmen Plätzchen. Daraufhin führte man uns an ein Loch im Felsen, dem heiße Dämpfe entstiegen. Wir ließen uns auf dem starkehitzen Boden nieder und nahmen ein Mahl ein, dessen gewärmte Bestandteile wir in der heißen Asche zubereiteten.

Die Höhe von 3800 Meter trug eine starke Luftverdünnung in sich, die im Bunde mit einer schlaflos verbrachten Nacht Müdigkeit bei uns hervorrief. Und als die Sonne untergegangen war, Schatten



Strandung eines der größten Segelschiffe der Welt, des Hamburger Fünfmasters „Preußen“, an den Kreidesfelsen von Dover.

Nachdem die „Preußen“ auf offener See mit einem englischen Passagierdampfer zusammengestoßen war und dabei erhebliche Beschädigungen erlitten hatte, wurde der Fünfmaster vom Sturm an die gefährlichen Kreidesfelsen und Klippen von Dover getrieben und strandete hier. Die Länge der „Preußen“ beträgt 133,5 m, die Breite 16,4 m, die Raumlänge (vom Kiel bis zum Oberdeck) 10,25 m, der Brutto-Raumgehalt 8000 Tonnen, die Höhe

des Mittelastes vom Kiel bis zum Flaggenknopf 68 m, die gesamt Segelfläche 5570 qm. Unter den größten Gefahren hielt die wadere Mannschaft mehrere Tage und Nächte an Bord des Brades aus, bis sie durch Schlepddampfer an Land gebracht werden konnte. Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich sprachen in Telegrammen an den Kapitän Nissen, der als letzter das Segelschiff verließ, ihre Anerkennung über das tapfere Verhalten der Offiziere und der Mannschaft aus.

Menschen ein stilles Hoffen. Mehr stand nicht in meiner Macht. Und ein starkes Hoffen war es auch nicht. Denn es hingen wuchtige Mauern zwischen ihnen.

Doch als wir am Kraterrande standen, und ich tief unten zwischen steilen Wänden ein friedliches Schlummertuch aus strahlendem Schnee über dem Feuerpfuhl sah — und darüber einen herrlichen Himmel — da war mir's, als dürfe ich auch über Menschenleid der Schlaf legen — und über ihm ein Hoffnungshimmel blauen.

Es herrschte Leben auf dem Fujijspitze. Um niedrige Steinbauten, die teils Tempel, teils Schutzhütten darstellten, scharten sich alte und junge Pilger in den vorgeschriebenen weißen Kimonos.

Yuagati löste sich mit seinem Anhang von uns und zog sich in eine der Schutzhütten zurück. Die späte Stunde und die Erschöpfung Mrs. Yuagatis verhinderten für heute die Darbringung des Opfers.

über die Welt heraufgestiegen kamen und der Himmel mit erwachenden Augen auf das steigende Dunkel herniederbligte — da gingen wir in einer der Steinhütten zur Ruhe. —

Kurz vor Mitternacht hörte ich einen Laut, der dem Rascheln einer Strohmatte glich. Ich erwachte sofort, da die Erregung neben mir hochte und den Schlaf nur selten zu mir ließ. Ich lag noch mit geschlossenen Augen, als ich auch von draußen ein Geräusch hereinbringen hörte.

Und dann schlich jemand auf allen vieren an mir vorüber. Durch ein Loch in der Wand fiel Sternenshimmer auf sein Gesicht — ein kaltes, entschlossenes Gesicht mit den starren Lichtern eines ausgestopften Tieres. Ich erkannte Mr. Hanley. Mit Waffen und Gut — und diesen Augen — das hatte etwas zu bedeuten.

Ich zweifelte nicht, daß sein Unternehmen der Wes. Yuagati galt. Und mein Empfinden war nicht gegen ihn. Aber wenn er an eine Uebermacht getiet? Sollte er dann irgend Hilfe finden? Und ich packte meinen Revolver und schlich hinter ihm drein.

Die dünne Luft warf sich mir kalt entgegen. Der Himmel wölbte sich in wunderbarer Klarheit über mir, daß einen das Sehnen paden konnte, die Flimmerpunkte dort oben greifen zu dürfen....

Hinter einem gewaltigen Lavablock machte der Mann vor mir halt. Ich warf mich zur Erde und streckte mich aus, während meine Augen den lauschenden Ohren folgten.....

Und vor Yuagatis Hütte sah ich's sich regen in geisterhaftem Weiß — wie helle Schatten im Dunkel. Voran eine Gestalt mit Frauenschritt — hinterdrein ein hastender Mann.

Ich höre Stimmen. Einen melodischen, gleichmäßigen Frauen-ton — eine stoßende, rauhe Männerprache. Er will sie halten, doch sie schreitet unentwegt vorwärts, wie von höherer Gewalt getrieben. Am Kraterande halten sie und heben sich wie Gespenster vom Dunkel des Osthimmels ab.

Und nun streckt das Weib mit schnellem Rud die Hand nach oben, als hinge dort etwas Wunderbares. Und er schaut danach — — schaut — danach — — — da ist er verschwunden — vom Boden verschlungen — möchte ich sagen, wenn nicht im Krater etwas hart gegen die Felsen schlug — wenn nicht hinterm Lavablock jemand hauchte —

„Alice!“

„Sie hat ihn hinabgestoßen. —

Nun steht sie da reglos und starrt in die uferlose Tiefe — und starrt in ihre uferlose Seele.

Und von uns beiden Lauernenden weiß keiner, ob er sie hören darf in ihrer Abrechnung. Und wir halten den Atem an. —

Da schleicht eine neue Gestalt durch die Finsternis — hinüber zu der Sinnenenden. Und das Blinken eines Messers schimmert herüber. Das ist die gelbe Frau — seine Mutter.

Schon will ich auf und hinter ihr drein — da rührt sich der Mann vor mir. Und als das Messer über dem ahnungslosen Haupt am Kraterande schwebt, wird es plötzlich zurückgerissen. Ein gewürgter Laut klingt durch die Nacht. Dann ist alles wieder still. Und eine Gestalt liegt am Boden. Eine andere ruht in den Armen des großen, starken Mannes. Und nun ist's mir, als schluchze ein Weib seine Qualen von der Seele. Sie küssen sich — die beiden am Kraterande.

Dann schreiten sie davon — eng aneinandergeschmiegt hinein in das Dunkel — — — und entschwinden.

Der letzte Akt einer furchtbaren Tragödie hatte sich da abgepielt.

Die ganze Nacht habe ich mit meinem Revolver in der Hand vor der wiedererwachten gelben Frau gefesselt, nachdem ich ihr beim ersten Öffnen der Augen zugestimmt habe:

„Wenn Ihr Euch rührt oder schreit, schieße ich —“

Bis am Morgen die Gefährten zu mir traten, um mit mir den Rückweg anzutreten.

Das Fluchgeschrei der Pilger gellte noch lange hinter uns drein.

Gedankensplitter.

Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar/ Goethe.

Die Natur weiß immer, was sie tut, und gibt nie ohne Liebe; sie hat den Rosen Dornen beigelegt, — und wer uns von allem Schmerz befreien wollte, würde uns zugleich auch jede Freude genommen haben.

Viele sind hartnäckig in bezug auf den einmal eingeschlagenen Weg, wenige in bezug auf das Ziel.

Wenn man viel hineinzusteden hat, so hat ein Tag hundert Taschen. Nietzsche.

Unsere Bilder.

Der Senior der deutschen Bildhauer, Kaspar von Zumbusch, tritt am 23. November in sein 80. Lebensjahr ein. Er ist ein Sohn des Westfalenlandes — seine Wiege stand in dem Dorfe Herzebrod im Kreise Bielefeld. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er durch Halbig in München. 1858 ging er nach Rom, wo namentlich J. M. Wagner von Einfluß auf sein Schaffen wurde. Nach 2 Jahren schlug er seinen Wohnsitz wieder in München auf. Den ersten großen Erfolg errang der junge Bildhauer im Wettbewerb um das Nationaldenkmal für Maximilian II. von Bayern. Auch seine Büste Ludwigs II. bedeutete eine hohe künstlerische Leistung. Für den bayerischen Monarchen schuf Zumbusch dann eine größere Anzahl Marmorstatuetten zu Motiven in Richard Wagners Musikdramen. Weitere Werke des Meisters aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die Kolossalstatue des Grafen Rumford in der Maximiliansstraße zu München, das Kriegerdenkmal in Augsburg, das Grabmonument für den Prinzen August von Preußen im Park des Schlosses Bellevue bei Berlin usw. Im Jahre 1873 wurde er als Lehrer an die Kaiserliche Kunstakademie nach Wien berufen. Viele plastische

Schöpfungen von kraftvoller Auffassung gingen für die Kaiserstadt unter dem Meißel des bedeutenden Künstlers hervor. Außer zahlreichen Monumenten in den verschiedensten Städten Deutschlands führte er auch die Kaiserstatue an dem 1896 eingeweihten Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Bittelandsberge an der Porta Westphalica aus. Seit 1902 lebt Zumbusch im Ruhestand in Wien. Das Titelbild dieser Nummer zeigt den verdienstvollen genialen Meister in seinem Atelier, umgeben von den Modellen seiner besten Werke. — Der Gedanke der Freiluftsanatorien zur Heilung der Tuberkulose hat jetzt in Amerika auf beachtenswerte Weise Verwirklichung gefunden. Die stärkende Einwirkung der Seeluft, überhaupt der Luft über großen Wasserflächen speziell in Fällen der Lungentuberkulose ist auch in Europa neuerdings mehrfach bei der Anlegung von Sanatorien ausgenutzt worden. In der Union hat man jetzt ein großes Fährboot, den „Susquehanna“, der den Mississippi und die mächtigen Binnenseen ständig befährt, in eine „schwimmende Tuberkulose-Heilanstalt“ umgewandelt und mit dieser Einrichtung sehr gute Erfolge erzielt. Die beiden Bilder auf S. 372 zeigen das Neuhere dieses Schiffes und das durch ein Dach geschützte Deck, auf dem die Patienten oft viele Stunden zur Kräftigung verbringen. — Zeitig in diesem Jahre hat der Wintersport in den Hochgebirgsgegenden, namentlich der Schweiz, seinen Anfang



Der Sirt und der Hartl, zwei bekannte Tiroler Charaktertypen.

genommen. Die Illustration auf S. 373 veranschaulicht das Plateau bei Engelberg am Aarwässer, wo bereits fleißig gerodelt wird und Skiläufer ihre Kunstfertigkeit zu üben reiche Gelegenheit haben. Dorf Engelberg selbst mit dem uralten Benediktinerkloster gleichen Namens ist übrigens nicht nur für den Touristen und Winterortler interessant, sondern hat auch nicht geringe wirtschaftliche Bedeutung. Es ist ein Zentrum für die Fabrikation des Schweizer Käses. In dem großen Magazin daselbst lagern oft mehrere 1000 Stück der riesengroßen runden, viele Pfund schweren Produkte. — An den Kreidefelsen von Dover ist der große Hamburger Fünfmäster „Preußen“ gestrandet. Unser Bild auf S. 375 zeigt das stolze Fahrzeug in seiner gefährvollen Situation. Die Offiziere und die Mannschaft der „Preußen“ haben sich bekanntlich heldenmütig benommen, um die Rettung des größten Teils der wertvollen Ladung des Fahrzeugs zu ermöglichen und zu verhüten, daß das Fahrzeug als verlassenes Wrack den Küstenschiffen zur Bergung überlassen wurde. Die „Preußen“ befand sich unterwegs auf der Fahrt von Hamburg nach Valparaiso. Das Schiff war wegen seiner schnellen Reisen in aller Welt bekannt. — Den „Sirt“ und den „Hartl“, zwei typische Tiroler-Figuren nach Art Müllers und Schulzes, veranschaulicht die Abbildung auf dieser Seite. Beide Bauerngestalten erfreuen sich in den Schilderungen des ländlichen Lebens des Hochgebirges großer Popularität. Sie vereinigen in sich unwüchsigen, kernigen Humor mit einer scharfsinnigen Bawerischschlaueit.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 47

Sonntag, den 27. November

1910

Wolfdietrich.

(Schluß.)

Roman von W. Romanek.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin Nahlenberg erzählte währenddessen mit halblauter Stimme Wolfdietrich, daß Monsieur de Vreux schon im vorigen Sommer, als Ruth in Handed war, schriftlich bei ihrem Vater um sie angehalten habe, daß Ruth aber nichts davon erfahren habe, und daß ihm die Bedingung gestellt sei, ein volles Jahr zu warten, da man ihn zu wenig kenne, Ruth auch noch zu jung sei.

„Als dies geschah auf Josephas Veranlassung,“ fuhr die Gräfin fort, „sie wollte die Verlobung damals nicht zugeben, und sie hatte

„Sie hatte mehrere Besuche vor,“ antwortete Ruth. Wolfdietrich stand auf und ging zur Mauer, er lehnte die Arme darauf und sah in den See hinaus. Eberhards Augen folgten ihm dahin.

„Was ist aus dem Menschen geworden, wenn man sein früheres Leben mit dem jetzigen vergleicht,“ sagte er.

„Es laufen die wunderbarsten Gerüchte über ihn um,“ bemerkte Graf Nahlenberg; „der eine erklärt ihn für einen Ausbund von



Stand des Rheinhochwassers in Düsseldorf am Sonntag, den 13. November, mittags 12 Uhr.

Nach einer phot. Originalaufnahme.

recht. Dem jungen Manne ist die Wartezeit entschieden nur vorteilhaft gewesen; einmal war er in Handed, einmal hier, damit wir ihn kennen lernten, und es war sehr deutlich, daß er kein anderes Bild im Herzen trug als Ruth und nur Ruth.“

„Und so ist die Sache seit gestern klipp und klar,“ fügte Graf Nahlenberg hinzu, der sich dieser kleinen, geheimen Gruppe angeschlossen hatte.

„Wo nur Josepha so lange bleibt?“ bemerkte Margot, „sie ist über zwei Stunden fort.“

Solidität, der andere hält sich über seine seltsamen Einfälle und wunderlichen Ideen auf, der dritte kann seine Verschwendung an die unerschöpflichsten, lächerlichsten Dinge nicht begreifen, der vierte ist außer sich über seinen Geiz. Noch nie habe ich jemand gesehen, der so ununterbrochen das Interesse seiner Mitmenschen in Anspruch nimmt; sie beschäftigen sich fortwährend auf irgendeine Weise mit ihm und seinem Wesen.

„Du hast ihn kürzlich in Bachau besucht, Eberhard?“ fragte seine Mutter nach einer Weile.

„Ja, ich war fast acht Tage bei ihm.“

Die Gräfin sah ihn forschend an; er schien so wortfarg und beschäftigte sich mit seiner Zigarre. „Erzähl doch davon,“ ermunterte sie ihn freundlich.

„Es ist nur, weil es mir das Herz schwellt vor mächtiger Bewegung, wenn ich daran denke,“ brach Eberhard aus und warf die Zigarre fort, „ich wollte, ihr hättet selber sehen und hören können, was ich sah und hörte. Da geht er umher unter seinen Gutsleuten, um die er sich früher nicht im geringsten kümmerte. Jetzt kennt er jeden einzelnen von ihnen, er weiß in jedem Hause, in jeder Familie Bescheid, und sie alle wenden sich an ihn mit ihren Anliegen und bringen sie vor ein williges Ohr; denn er hilft immer, wo es not tut. Er hat sich große Liebe unter seinen Leuten errungen; wenn er vorbeikommt, sehen ihm die Großen mit glänzenden Augen nach, und die Jugend geht für ihn durchs Feuer; denn seine Kraft und Körperstärke imponiert ihnen, und die Alten murmeln: Er ist gut. Er hat ein Siechenhaus gebaut für die arbeitsunfähigen Männer und Frauen seiner Besitzungen, wo sie unentgeltlich gepflegt werden; er hat ein Waisenhaus gegründet für die Kinder, die sonst in Familien untergebracht wurden. Für die Bewirtschaftung hat er unzählige vorteilhafte Neuerungen eingeführt, wobei es ihm natürlich zustatten kommt, daß er über reiche Geldmittel verfügt.“

„Da also liegt die Verschwendung, die man ihm vorwirft,“ bemerkte die Gräfin.

„Gewiß; die Menschen müssen immer übertreiben. Auch läßt sich die Behauptung des Gegenteils erklären. Da er nicht wie früher sein Geld im Spiel verschleudert, so können ihm die einsigen Genossen auf diesem Gebiet solche Veränderung nicht vergeben und belegen sie mit dem Prädikat geizig.“

„Auch solide soll er geworden sein?“

„Ja, denn er braucht keine Kräfte. Seine Eigentümlichkeiten verleugnet er deshalb nicht, daher der Vorwurf der wunderlichen Ideen; er besetzt z. B. darauf, in seinem Marstall immer sechs Schimmel ohne irgendwelchen Fehler zu haben; unter seinen Schafen dagegen hat er stets tausend Stück lohlschwarze Exemplare; jeder Tagelöhner muß in seinem Garten eine hangende Eiche besitzen, wie ihr sie habt, und der Gärtner hat dafür zu sorgen, daß im Gewächshause, in einem eigens dazu hergerichteten Raume, stets mindestens ein Duzend Edelweispflanzen stehen. Natürlich gehen die Blumen beständig aus, denn die Pflege ist umständlich, fast unmöglich; allein er muß immer wieder neue anschaffen, die dann wie die anderen dahinwelken. Uebrigens ist er der erste Sportsmann der Gegend, reitet am besten, hat allerdings auch immer die besten Pferde, ist ein eifriger Jäger, schwimmt in seinem See herum und sucht in allen ritterlichen Künsten seinesgleichen, findet es jedoch nicht.“

„Das ist viel Lob auf einmal,“ sagte die Gräfin.

Inzwischen war Wolfdietrich aus dem Tore gegangen, ohne recht zu wissen, was er wollte. Erst draußen fiel ihm ein, daß er Josepha suche; wo aber sie finden?

„Holla, Freund,“ rief er einen vorübergehenden Arbeiter an, „wissen Sie hier Bescheid?“

„Wie in meiner Westentasche,“ war die prompte Entgegnung.

„Wie geht man denn zu der Kranken — Sie wissen doch, die Kranke —, ich kann nicht auf den Namen kommen.“

„Sie meinen die Kranke Western?“ rief der Mann.

„Richtig, die Western. Was fehlt ihr doch gleich?“

„Sie hat neulich ja den Fuß gebrochen, wie ihr der Wagen darüber fuhr.“

„Die meine ich. Wer behandelt sie denn?“

„Das gnädige Fräulein von Handeck.“

„Schon gut, mein Freund; wo wohnt die Western?“

„Gehen Sie nur immer geradezu, bis Sie an den Kreuzweg kommen; da müssen Sie links abbiegen, und gleich im dritten Hause von da liegt die Western.“

„Schönen Dank.“

Wolfdietrich holte rasch aus. Die Western hatte also Josepha jedenfalls besucht, und war sie nicht mehr dort, so konnte man ihm doch jedenfalls sagen, wohin sie gegangen war. „Wohnt hier die Western?“ fragte er einen kleinen, schmutzigen Jungen, der mit braunen Flecken auf den Backen sich im Sande vergnügte und zugleich ein Honigbrot zwischen die Zähne klemmte.

Der Junge nickte und setzte aus eigenem Antriebe hinzu: „Das gnädige Fräulein ist drin.“

Wolfdietrich wanderte vor dem Hause auf und nieder. Er brauchte nicht lange zu warten, da sah er die wohlbekannte Gestalt herauskommen und ihm entgegentreten. Sie sagte dem schmutzigen Jungen ein paar Worte und ging mit gesenkten Augen weiter.

Wolfdietrich trat auf sie zu. „Ich bin da, Josepha,“ sagte er. Sie wurde sehr blaß, gab aber kein Zeichen von Ueberraschung; sie sah ihn nur einen Augenblick an und reichte ihm ihre Hand. Dann gingen sie zusammen weiter.

„Sie kommen von Wachau?“ fragte sie.

„Ja; ich war schon in der Villa, wo man mir eine Neuigkeit mitteilte, die ich mir nicht entfernt hätte träumen lassen.“

Josepha lächelte. „So haben Sie unser Brautpaar gesehen? Hat es Sie befriedigt?“

„Vollkommen. Ich verspreche mir ein reiches Glück von diesem Besuche.“

„Sie haben eine Wartezeit durchgemacht,“ sagte Josepha stöhnend. „Sie taten recht, eine solche zu verlangen. Nach den Erfahrungen, die Sie selber machen mußten, war es natürlich, daß Sie Ihre Schwester keiner ähnlichen Enttäuschung aussetzen wollten,“ erwiderte er ernst.

„Ich muß jetzt noch zu einem kranken Jungen,“ sagte Josepha ablenkend, „dann ist meine Arbeit für heute beendet.“

„Ich begleite Sie,“ sagte er kurz. Er nahm auch eine eingewickelte Flasche Wein, die sie trug, ohne weiteres aus ihrer Hand und belud sich damit. Auch trat er ohne ein Wort der Erlaubnis mit ihr in das Haus, wo der Kranke lag; das war ihr nicht angenehm. „Wollen Sie nicht draußen bleiben?“ fragte sie, „ich bin gleich wieder da.“

„Nein, ich gehe mit hinein,“ entgegnete er ruhig, indem er ihr die Tür öffnete. Drinnen vergaß Josepha bald, daß sie nicht allein war; sie tat klare und bestimmte Fragen an den Kranken, sie maß das Fieber, untersuchte den Verband und überließerte der Mutter den Wein zu gewissenhaftem Gebrauch. Die Leute lauschten ihren Verordnungen mit Ehrerbietung. Man merkte ihnen an, wie völliges Vertrauen sie in die Heilkunst des gnädigen Fräuleins von Handeck setzten. Sie fragte aber auch nach diesem oder jenem Notstande im Hause: ob die Großmutter noch Wolle genug zum Stricken habe, ob die Kuh Milch gebe, ob der Vater das letztmal den ganzen Wochenlohn heimgebracht oder wieder einen Teil ins Wirtshaus getragen habe, und die Mutter des Knaben schüttete ihr Herz aus und war voll Dank für die Hilfe und Teilnahme.

„Nun bin ich fertig,“ sagte Josepha, als sie wieder im Freien standen, „gehen wir zurück?“

„Ja, aber ich werde Sie fahren,“ sagte Wolfdietrich. Bei dieser Führung wurde der Weg merkwürdig lang und weitläufig.

„Haben Sie eine große Tätigkeit in dieser Gegend, wenn Sie sich bei den hiesigen Verwandten aufhalten?“ fragte Wolfdietrich.

„O ja, es sind viele Arme hier, und sie kommen in Menge, weil sie meine Hilfe umsonst haben.“

„Und Sie tun es immer gern?“

„Es ist mein größtes Glück,“ sagte sie leise, und ihre Augen leuchteten bei diesen Worten.

„Ich glaube es, ich sehe es,“ erwiderte er langsam. „Ich habe in Wachau ein Krankenhaus gebaut,“ fügte er wie abgebrochen hinzu.

„Wie schön!“ rief Josepha; „eine solche Einrichtung für Handeck war immer mein Wunsch.“

„Und Sie als Arzt an solch einem Hospital?“

„Gewiß; Wünschenswerteres könnte ich mir nicht denken.“

„Ich habe noch keinen Arzt für das meine,“ sagte Wolfdietrich, „glauben Sie, daß ich einen dafür finden werde?“

„Warum nicht? Ich dünke, das könnte nicht schwer sein.“

„Ich bin aber nicht leicht zufriedengestellt, ich würde nur einen sehr guten haben wollen,“ sagte er mit Nachdruck.

„Sind Sie immer noch so anspruchsvoll?“

„Wie man es nehmen will; in manchen Dingen allerdings sehr.“

„Nehmen Sie doch Philippe de Brux.“

Er lachte hell auf; Josephas Herz schlug ordentlich vor Freude, als sie dies Lachen hörte. „Ich bitte Sie, wo sollte Ruth bleiben? Doch lassen wir das jetzt; man kann den Vorschlag ja in Erwägung ziehen. Wer hätte gedacht, daß Sie für einen zukünftigen Schwager so prompt sorgen würden!“

Darüber mußte nun sie lachen. Er fuhr fort, von Wachau zu erzählen, von der Arbeit, seinen dortigen Einrichtungen; er kam aber unwillkürlich immer wieder auf das Krankenhaus zurück.

„Sie tun so viel, Herr Wildeneichen,“ sagte Josepha, „sind Sie wieder ganz hergestellt?“

„Von meiner Krankheit? O, die liegt längst hinter mir; es ist eine gute Spanne Zeit darüber hingegangen. Seitdem fühle ich alle meine Kräfte doppelt und bin lebensfreudiger denn je.“

„Es war eine furchtbare Krankheit,“ sagte Josepha.

„Eine furchtbare Krankheit, ja, und doch eine heilsame Krankheit, Fräulein Josepha,“ sagte er plötzlich ernst, „sie war eine Notwendigkeit, wenn ich noch einmal leben sollte, ich meine, das Leben eines nützlichen Menschen.“

„Und alles, was vorherging?“

„Ich habe Ruhe gehabt, darüber nachzudenken,“ fuhr er gedankenvoll fort, „und habe gefunden, daß alles so sein mußte, die ganze Kette von Umständen, so lange ich denken kann, bis hin zu der Bekanntschaft mit Ihnen. Und alles, was folgte, die Trennung, und dann Edda — das ist ja der dunkelste Punkt, aber auch, weil da die größte Schuld liegt, derjenige, der die reichste Vergeltung gebracht hat. Und war nicht die zweimalige Bewahrung Eddas wunderbar, erst der Fall Aux A vants mit der folgend n Krankheit, und dann der schauerliche Sprung aus dem Fenster? Beide Male wurde sie gerettet, und erst das drittemal ereilte sie das Ende. Auch hierin ist mir die Absicht klar, wir sollten erst beide noch reifen im Leiden; ich fand noch nicht tief genug vor mir selber da.“

„Ja,“ sagte Josepha, „damals schien es mir fast zuviel für Sie.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er, „es war gut, der Drud ist von mir genommen. Wenn ich noch nicht an Leib und Seele gesund wäre, würde ich in krankhafter Ueberpanntheit glauben, Eddas Tod

müsse alsdann auf meinem Leben liegen und ich könne in der Pflichterfüllung allein noch Trost finden, aber auf keine Lebensfreudigkeit mehr rechnen. So würde ich dann wohl sprechen; das tue ich aber nicht, Josepha, ich stehe voll und ganz mit gutem Mute, mit allen Kräften und der Zuversicht da, das Leben werde mir noch Glück und Freude aufbewahren. Und das kann ich, weil ich gesund geworden bin."

* * *

Nun begann das frühere Stilleben auf Villa Bella, und doch verändert. Margot und Eberhard hatten ihre eigene Familie, Ruth war gesund und eine glückliche Braut, Josepha hatte so viele Beschäftigungen, daß man sie oft halbe Tage nicht sah, und Wolfdietrich verreiste häufig, hierhin und dorthin, „um zu lernen“, vertraute er Ruth an; man könne aus jedem Lande nützliche Einrichtungen in das eigene verpflanzen.

„Weißt du denn immer, welches die nützlichen sind?“ neckte Ruth. „Das macht meinem Scharfsinn natürlich Kopfzerbrechen genug,“ entgegnete er, „wie aber du, mein früheres Fräulein, dir einfallen lassen kannst, in solchem Frageron diesen heißen Punkt zu berühren, das zeigt wieder deutlich, daß dir leider die Flügel gewachsen sind und ich den Tag erleben werde, wo du mir über den Kopf davonfliegst. Was soll ich mit dir anfangen, Widestkind, das du nicht mehr bist? Welchen Ton muß man bei dir anschlagen?“

„Den alten, gewohnten, Wolfdietrich; er ist mir der liebste.“ „Dann laß dir aber nicht einfallen, meine großartigen und schöpferischen Ideen zu bespötteln; das paßt nicht zu dem alten Verhältnis, welches ich in diesem Falle aufhebe.“

„Bespötteln, Wolfdietrich? Als ob ich wagen würde, etwas, was du tust, zu bespötteln!“

„Der unschuldige Kinderton steht dir freilich sehr gut, Kind, aber er ist dir doch nicht ganz natürlich. Nimm dich in acht, daß er dir nicht Anlaß zur ewigen Scheidung zwischen uns beiden gibt, in welche ich aus verschiedenen Gründen ungern willigen würde.“

„Darf man die Gründe erfahren, gestrenger Herr Wolfdietrich?“

„Nein, Fräulein, das kann man heute nicht; aber seien Sie versichert, daß die Zeit auch diese Stunde der Befriedigung Ihrer kindlichen Wissbegierde bringen wird.“

Wolfdietrich begleitete Josepha manchmal auf ihren Wegen zu den Kranken; was er dort sah, erfüllte ihn mit immer neuer Bewunderung, und diese wurde bestärkt durch das, was er von Eberhard und Philippe über die Ausfüllung ihres Berufs hörte. Sie wiederholten immer wieder, daß es ihre Ueberzeugung sei, dort lägen ihre Gaben, und man müsse nur wünschen, daß sie sich bald einen festen Wirkungskreis gründe.

Es kam Wolfdietrich fast vor, als sollten diese Bemerkungen wie eine Warnung aussehnen; aber er lächelte, als er darüber nachdachte. „Ist Josepha glücklich?“ fragte er Ruth.

„Gewiß ist sie das.“

„So glücklich, daß sie nicht noch glücklicher werden könnte?“

Ruth hatte eine rasche Antwort auf der Zunge, aber sie unterdrückte sie. Wolfdietrich beobachtete sie. „Du sollst mir gar nicht antworten, Wid' Kind, komm, wir wollen bootfahren. Da kommt dein zukünftiger Lebensgefährte daher, den nehmen wir mit, damit die Freude vollkommen ist.“

„Und Josepha,“ fügte Ruth hinzu, „siehst du gar nicht, daß sie mit Philippe zusammen ist?“

„Doch, ich sah es,“ entgegnete Wolfdietrich ruhig.

Sie gingen an den Landungsplatz, setzten sich in eines der Boote und fuhren ab. Die beiden jüngeren hatten sich viel zu sagen, die älteren sprachen fast gar nicht. Wolfdietrich ruderte mit machtvollen Schlägen, als gelte es eine Wette, und Josepha war so in Gedanken verfunten, daß sie kaum merkte, wie sie schließlich umkehrten und wieder die Ausfahrtstelle erreichten. Die Sonne war schon untergegangen, das Märchenschiff mit seiner funkelnden Beleuchtung fuhr vorüber und bewegte in schaukelnden Wellen das Wasser bis zu ihnen her, so daß der Kahn leise schwankte. Drüben schimmerte die Jungfrau, und es war eine große Stille ringsumher. Ruth und Philippe stiegen aus und betraten Arm in Arm den Weg zum Garten hinauf.

„Kommt ihr mit?“ fragte Ruth so leichthin, ging dann aber weiter.

Josepha fuhr aus ihrem Sinnen auf und wollte folgen.

„Bleiben Sie noch, Josepha,“ sagte Wolfdietrich. Es war der alte Ton, und sie gehorchte ihm. Er kettete den Kahn an und setzte sich neben sie. Die Fische hing über ihnen, und das Geräusch der Wellen tönte leise und regelmäßig.

„Es ist gerade wie damals,“ sagte Wolfdietrich mit einem eigen-tümlichen Blick auf Josepha. Sie antwortete nicht.

„Soll es wieder zwischen uns sein, wie es damals war?“ fragte er in weichem Tone und beugte sich dicht zu ihr heran.

„Gerade wie damals?“ wiederholte sie stönd. Die Farbe kam und ging auf ihrem Gesicht, und um den Mund zuckte es seltsam. Er sah sie immer an.

„Josepha, ich kann nun nicht länger warten,“ sagte er endlich mit fester Stimme, „es muß heute, es muß in dieser Stunde zwischen uns zu Erde kommen. Wollen wir es noch einmal versuchen, zusammen durchs Leben zu gehen, Josepha?“

„Ich möchte wohl, aber ich glaube, ich kann nicht,“ entgegnete sie unsicher: ihre Augen umflorten sich unter seinem Blick; sie legte die Hand auf die Hand und brach in Tränen aus.

Er berührte sie nicht. „Sie können es, und Sie werden es,“ sagte er bestimmt: „meinen Sie, wir würden uns noch einmal täuschen, Sie und ich? Nein, Josepha, mit der Täuschung ist es nun vorbei, jetzt kommt die Wahrheit und die Wirklichkeit. Ich will Ihnen sagen, wie es ist, Josepha,“ fuhr er fort, „wir hatten uns immer lieb; auch als wir uns nicht kannten, gehörten wir zusammen, und als wir uns dann sahen, und als wir uns dann trennten, immer und immer. Wir haben unsere Liebe eine lange Weile verborgen mit der Kraft unseres blinden Willens. Das ist aber vorbei; darum bricht sie nun doppelt stark hervor, und wir haben ein Recht, sie dankbar willkommen zu heißen.“

„Ich bin ja aber gebunden,“ sagte sie leise.

„Gebunden?“ wiederholte er unwillig und nahm ihre Hand fest zwischen seine beiden; „Josepha, du bist an nichts gebunden als an mich. Und diesmal gibt es keine Trennung wieder als die nur, welche Gott selber uns setzen wird, nämlich den Tod.“

Josepha mußte lächeln. Es war so ganz die alte, unwiderstehliche Art, und er so ganz ein Mann, der Mann, dem allein sie gehören konnte. Sie vergaß alles außer ihm und ließ ihm ihre Hand. „Ich muß wohl,“ sagte sie mit schwankender Stimme.

„Ja, du mußt,“ sagte er und lächelte auch.

„Warum kann ich aber nicht nein sagen?“ fragte sie, erstaunt über ihr eigenes Wort und ihre Nachgiebigkeit.

„Das ist sehr natürlich,“ entgegnete er und küßte sie, „du kannst nicht nein sagen, weil dein Herz ja sagt, und du bist zu aufrichtig, um es Lügen zu strafen. Und ich will dir etwas sagen, Josepha, ich wäre nicht von dieser Stelle gegangen, bis ich mit dir einig geworden war.“

„Und du zweifelst nicht, daß ich nachgeben würde?“

„Nein, selbst in dem Fall, daß du erst nein sagen würdest. Ich wußte ja, so gewiß wie wir beide hier sitzen, daß wir zusammengehören, und daß wir unrecht tun, uns länger gegen unser Glück aufzulehnen.“

„Das ist sonderbar,“ sagte Josepha nachdenklich und sah ihn mit leuchtenden Augen voll unverborgener Liebe an. „Bist du denn wirklich recht, daß ein Mann immer die Frau bekommt, die er haben will?“

Er lächelte. „Das sage ich immer noch und mit vollster Ueberzeugung, es muß nur der richtige Mann sein und sie die für ihn richtige Frau.“

„Und so muß ich in der Tat meinen Beruf aufgeben?“ fragte sie nach einer Pause.

Wolfdietrich sah sie groß an; dann wurde sein Gesicht sehr ernst.

„Ich verdiene es, daß du so sprichst, Josepha; muß ich dich erst bitten, ihn festzuhalten mir zuliebe? Muß ich dir erst sagen, daß es mir die größte Freude sein wird, wenn du ihn pflegst, wenn ich dir in seiner Ausübung helfen kann, daß ich glaube, erst dann wird es uns gelingen, das Rechte zu schaffen und unsere Pflicht zu tun?“

„Wolfdietrich, ist das wahr?“

„Für wen, dachtest du denn, sei das Hospital in Wachau gebaut, wenn nicht für dich, Josepha? Dich sehe ich dort unter den Kranken arbeiten, aber immer an meiner Seite, du hilfst mir, ich helfe dir, und alles tun wir zusammen.“

Sie saßen dicht nebeneinander mit verschlungenen Händen und sahen in den Abend hinaus. Sie redeten wenig; sie bedurften jetzt nicht der äußeren Sprache, nachdem es still geworden war in ihren beiden Sturmnaturen. —

Und an Wolfdietrichs innerem Auge gleitet die Zukunft vorüber; er sieht sich walten als treuen Gutsherrn unter seinen Untergebenen; er sorgt für sie, er hilft ihrer Armut auf, er zeigt ihnen nicht nur Befehl und Strenge, sondern Liebe und Geduld. Er sieht Josepha unter den Kranken, wie sie heilt, wie immer mehr zu ihr eilen und von ihr Hilfe erlangen, wie sie unter den Armen sorgt; er steht nicht allein in seiner Arbeit, Josepha ist ihm zur Seite, ratend, helfend, mildernd, und sie ist nicht haltlos unter ihren Kranken; ihr Mann steht neben ihr, er teilt ihre Sorgen, ihre Schmerzen. Und so wird ihr Wirkungskreis immer reicher, immer größer, einer stützt den andern, einer benutzt des andern Gaben zum gemeinsamen Werke an den Mitmenschen, und wo diese reichen Gaben zusammenschließen, da strömt Segen und Gedeihen, da blüht Wachstum und doppelter Gewinn für Körper und Geist.

Ueber dem Thuner See ist es dunkel geworden, schattenhaft drohen die Berge herüber, bleich und schimmernd steht die Jungfrau da, die Wellen schaukeln den Kahn, nicht fragend und schüchtern wie damals, sondern freudvoll und triumphierend. Die Zweige der Fische hängen herein und berühren die Gesichter der Menschenkinder. Sie erheben sich beide und stehen auf, die beiden hohen Gestalten, fest umschlungen, als wären sie eins.

„Komm, Josepha,“ sagt Wolfdietrich kräftig, „wir wollen Abschied nehmen von dem See und der Jungfrau und dem Boot und der Fische. Der Abend bricht an; wir aber grüßen ihn als den Anfang eines neuen Lebensmorgens.“

Ende.

Der Brief.

Ein Erlebnis von J. B.

Nachdruck verboten.

Ich traf den wunderlichen Alten in seinem Arbeitszimmer an. Er saß neben seinem Schreibtisch vornübergeneigt auf einem Stuhle und starrte tiefsinnig auf eine Kiste von gewaltigem Umfang nieder, die vom Fußboden bis zu seinen Knien reichte.

Da ich die traurig verkommenen Linien seines Gesichtes sah, wollte ich mich leise zurückziehen.

Doch er hatte mich bereits bemerkt, stand auf, kam auf mich zu und hielt mich zurück. —

„Nicht davontrennen — mein Freund! Seien Sie mir lieber behilflich.“

„Gern — soweit meine mittelmäßigen Fähigkeiten nützen können.“

Ich legte ab. Er setzte sich wieder, hieß mich einen Stuhl heranschieben und neben ihm Platz nehmen.

Ich saß vor der Kiste. Mein Blick streifte die aufgemalte Adresse und las:

„Fräulein Anita Bergmann
München, Kaulbachstraße 13.“

Und daneben stand in ungefügigen Lettern:

„Adressatin verstorben. Zurück.“

„Sie haben einen Verlust zu beklagen —“ fragte ich den Alten voll

Teilnahme, indem ich den Kistenvermerk mit seinem Wienenausdruck vernüpfte — „gewiß einen besonders schmerzlichen —“
„Ja — —“
brachte er zögernd hervor — „wie man es nimmt. Es ist eine wunderliche Geschichte. Sehen Sie — diese Anita Bergmann stand einst meinem Herzen sehr nahe. Und in meiner Erinnerung hat sie stets

ein sehr anpruchsvolles Dasein geführt. Ihr Tod bedrückt mich an sich — das muß ich sagen. Aber — hm — —“

„Bitte — glauben Sie nicht, daß ich Ihre Geheimnisse oder auch nur Ihre Erinnerungsgedanken aufstöbern möchte.“

„Ach — reden Sie nicht. Da Sie doch einmal hier sind und mir auch helfen wollen, würden Sie dem „Aber“ bald in die Papiere geguckt haben. — Also — hören Sie — diese mächtige Kiste birgt als Inhalt nichts weiter als einen Brief.“

„Donner — muß das ein gewaltiger Brief sein!“

„Er wiegt nicht über zwanzig Gramm.“

Ich mußte ungläubig lächeln und schob ein wenig an der Kiste, um durch das Maß meiner Anstrengung meinen Zweifel zu begründen. Und ich sagte —

„Sie müssen mir schon gestatten, Sie einstweilen nicht zu verstehen.“

„Wie gesagt — Sie stehen vor einer sehr wunderlichen Angelegenheit. Sehen Sie sich einmal die Bemalung an. Da nennt sich als Absender ein Bekannter von mir in Hamburg. Und dabei weiß der Hamburger gar nicht, was dieses Ungetüm enthält. Er hat es in meinem Auftrage verschickt und mir wieder übermittelt, als sich die Unbestellbarkeit herausstellte. Wenn Sie nun den Dede abnehmen, finden Sie eine zweite Kiste, deren Adresse meinen Namen als den des Empfängers nennt — darin wieder eine, die für Fräulein Anita Bergmann bestimmt ist. Und so geht's fort. Ein Nonstrum von Packstüd — nicht wahr?“

„Vielleicht noch eigenartiger in seiner Bedeutung als in seiner Zusammenfassung.“

„Ja — das will ich Ihnen erzählen. Dreißig Jahre sind's wohl her, als ich mich mit Fräulein Anita Bergmann verlobte. Sie war

schön und geistreich, und ich staunte damals, daß sie trotz ihres Alters von achtundzwanzig Jahren noch ohne männliche Begleitung durchs Dasein wandelte. Doch als ich mich zu diesem Begleitungsdiens erfolgreich erboten hatte, wich das Staunen einem trübsinnigen Versehen, dem bald darauf ein schwerer, aber von Einsicht erzwungener Schritt entwich.

Schon in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft hatte ich es gespürt, daß es ihr unendlich schwer fiel, sich einer anderen Meinung unterzuordnen — mochte diese noch so berechtigt sein. Nur mit geröteter Stirn, zornblühenden Augen und zusammengebissenen Zähnen erkannte sie damals zuweilen an, daß ich in irgendeiner Streitfrage über ihr stand. Das war zu Anfang und währte bis zu unserer Verlobung. Dann kam's anders.

Mit geradezu verblüffender Hartnäckigkeit und oft recht verlegenden Ausfällen verfocht sie ihre Anschauungen, die einem einigermaßen vernünftigen Menschen die Kopshaare in die Höhe treiben mußten. Und ihr stand nicht etwa eine felsenfeste Ueberzeugung zur Seite. Im Gegenteil, ich erlebte oft, daß sie mit gleichem Eifer sich für die ebenfalls ansehbaren krassen Gegenätze der von ihr einst verteidigten Ansichten ins Zeug legte.

Dieser Zustand verhärtete sich tagtäglich. Und in ihrem Charakter

übte der eine fehlerhafte Zug herrischer Neigungen in derart despotisches Regiment, daß sämtliche sonstigen Eigenschaften von der Bühne dieses Seelenschauspiels abtraten.

Unter diesen Verhältnissen erschien mir ein Eheschluß als ein Verbrechen. Da sie es liebte, nach jedem von ihr nicht siegreich ausgefochtenen Zante acht- undvierzig Stunden

lang gegen

mich beleidigt zu tun, so hätte sich unser eheliches Verhältnissen zu einer Kette schwerelastender Verstimmungen ausgewachsen.

Ich mußte, daß ihr eine Aufhebung der Verlobung schmerzlich gewesen wäre — nicht nur um des gesellschaftlichen Geredes willen, das allerdings auch bedeutsam in ihren Gedankenkreis hineinzuspielen vermochte — sondern auch aus einer Neigung für mich heraus.

Dennoch reifte langsam in mir der Entschluß zu einem Bruche.

Und als sie einst in geradezu frivoler Weise an meinen Ueberzeugungen zu rütteln versucht hatte, ging ich in heftigem Zorn und mit einem unumstößlichen Willen von ihr. Und am selben Abend noch erklärte ich ihr schriftlich unser Verlöbniß für gelöst. Meinen Ring bat ich sie einschmelzen zu lassen und in anderer Form als ein Andenken an mich zu behalten. —

Der nächste Tag warf mir einen Brief von ihr ins Haus. Er lag lange vor mir auf meinem Tische, während ich auf ihn niederstarrte und überlegte, ob ich ihn öffnen solle. Und ich kam zu dem Entschlusse, ihn ungelesen zurückzuschicken. Ich zweifelte nicht, daß sie in dem Schreiben mit beweglichen Worten eine Wiedervereinigung ersuchte. Ich wollte diese Worte nicht zu mir lassen. Es sollte aus sein. Wir würden ja niemals eine bessere oder auch nur gleichwertige Lösung finden. Der Brief ging in einem neuen Umschlag fort.

Er kam wieder. Mit der Aufschrift: „Annahme verweigert.“

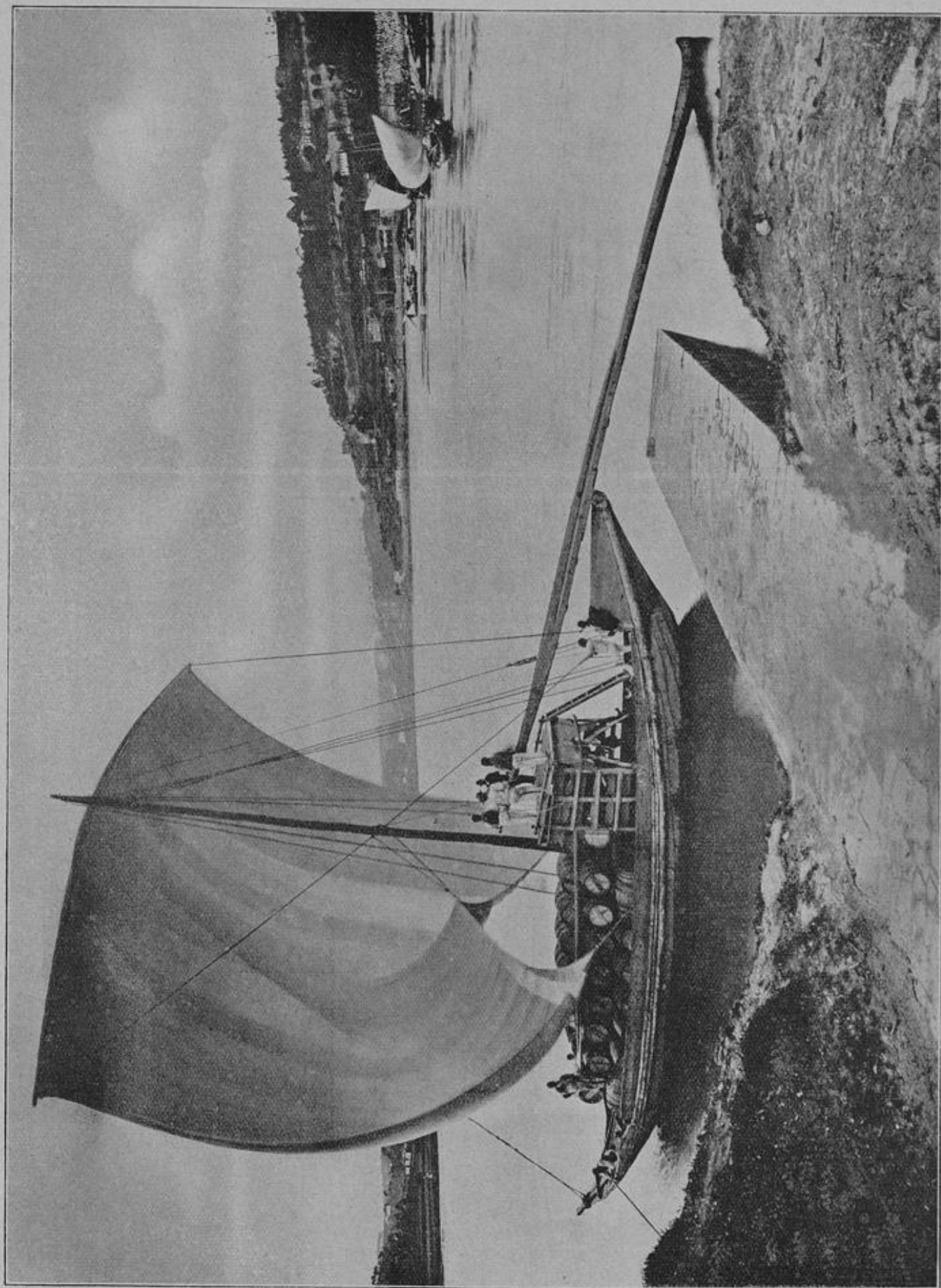
Gut. Sie lehrte jetzt Trost und Verachtung heraus. Sie mochte wohl durch meinen Umschlag den Schimmer ihrer Adressenaufschrift gesehen haben.

Ich gab dem Brief eine neue Hülle, fertigte die Adresse mit verstellter Handschrift und unterließ die Absenderangabe. Sie tat das gleiche und ließ ihn mir einen Tag später wieder zustellen.

Das ging so fort.



Übungsmarsch einer Abteilung Skiläufer der norwegischen Armee.



Weinboote auf dem Douro unter Segel.

Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Wir wurden älter. Sie verzog — ich verzog — das Leben griff hartnäckig in unsere Anschauungen hinein — aber unsere Hartnäckigkeit sog sich an diesem Briefe fest — und näherte sich an ihm. Und er wanderte dreißig Jahre hin und her. Häufig verweigerten wir die Annahme, doch häufiger schlich er zu uns ins Haus. Denn wir führten sämtliche Fächer unserer Erfindungsgabe an ihn heran, um ihm möglichst unverdächtige Gewandungen zu geben. Und oft vermochten erst eingehende Studien mir über die Bedeutung gewisser Sendungen Aufschluß zu geben.

Da nun keins von uns des anderen Briefumschlägen zu öffnen trachtete, nahm der Umfang des Briefes körperlich beträchtlich zu. Er wuchs zum Paket heran — zur Postkiste — zur Bahntüte.

Glauben Sie mir — er hat mich ein Vermögen an Portoausgaben gekostet.

Und nun — seine Stimme hatte einen gedrückten Ton — „nun ist sie tot.“

Als diese Kiste heute bei mir eintraf — mit diesem traurigen Bahnvermerk — da hat's mich doch gepackt.

Sehen Sie — aus meinem Herzen hab ich sie nie verbannen können. Und — ehrlich gestanden — dieser wunderliche Briefwechsel — er ist mir doch zu einem Bedürfnis geworden. Ich glaube — wenn sie ihn eines Tages angenommen hätte — ich wäre sehr niedergeschlagen gewesen.

Das ist also vorbei. Om — und dazu kommt — nun der — Brief selbst. Ich meine — ich hätte ihn damals doch vielleicht lesen sollen.

Wenn ich's getan hätte — wer weiß — hätten wir nicht doch noch miteinander auskommen können? Die Zeit mildert ja manches.

Aber ich will's nachholen. Mögen heute die zarten Worte über meine Seelenfalten zittern, die ich damals so hart von mir wies. Und ich will denken, daß sie auch ein wenig in ihrer späteren Gesinnung lebten.“

Er betrachtete die Kiste mit innigem Blick und sagte leise vor sich hin:

„Daß du nun bei mir bleiben mußt — das betrübt mich tief —“

Und dann fest und laut zu mir:

„Bitte — wollen Sie mir jetzt helfen! Ich will Hammer und Brecheisen beschaffen.“

Drei Stunden später.

Wir sind beide sehr erhitzt und sitzen schweratmend auf unjeren Stühlen. Um uns schichten sich Berge braunen, gelben und blauen Pappapiers.

Der Alte hält mit tropfender Nase und tränenden Augen einen Brief in der bebenden Hand. Darauf steht von kräftiger Frauenhand geschrieben sein Name in einer längst nicht mehr gültigen Adresse.

„Das ist er“ — sagt er zitternd auf — und zieht — einen gleichfalls uneröffneten Brief heraus — seinen ersten Brief.

„Na, so was —“ stammelt er verwirrt — „was sagen Sie nun? Gar nicht gelesen hat sie ihn. Und ich war also bis jetzt mit ihr verlobt!“

Joaquim.

Erzählung aus Portugal von Fr. Reutter.

Nachdruck verboten.

Die Vorstadt Kabregas liegt auf dem rechten Ufer des Tajo, östlich von Lissabon, und besteht aus einer unendlichen Reihe herrlicher Landhäuser, unter denen sich auch große, heute in Fabriken umgewandelte Klöster befinden. Anstatt der betenden Mönche vernimmt man jetzt das einsörmige Summen und Surren der Räder und Spindeln. Nichts erinnert in dieser Gegend an das Land, kein Vogel erfreut das Ohr des Spaziergängers; überall herrscht ein bedrückendes Gefühl der Wehmut. In der Ferne erheben sich die Hügel und Bergketten vom Ufer des majestätischen Flusses aus; es fehlt aber der Landschaft an großen, dichtbelaubten Bäumen, wo der Reisende sich setzen könnte.

In einem heißen Julitag stand ein Greis von hoher Gestalt mit Bettelsack und Wanderstab versehen vor einer der düstern Türen dieser Landhäuser der Vorstadt Kabregas. Die glühenden Sonnenstrahlen brannten ihm auf den Rücken, ohne daß er darauf zu achten schien. Den spitzen Filzhut über die Augen gedrückt, den Kopf nach vorwärts neigend, blies er auf seinem langen Dudelsack eine Melodie, deren Takt er mit seinen beiden Händen schlug. Ein Pudel, den ein Strid an den Arm des alten Bettlers band, schlief friedlich auf der Treppe vor dem Eingang, der immer geschlossen blieb. Eidechsen rannten behend über das Moos hin, große Grasbüchel wuchsen aus den Fugen der Steine hervor, und dichtes Spinnengewebe schmückte die Fassade von oben bis unten. Unermüdet leierte der Greis all die ihm bekannten naiven und wilden Lieder auf seinem Instrumente herunter, deren er sich aus seiner Jugend als Hirte in Algarve, der südlichsten Provinz Portugals, erinnerte. Plötzlich wurde er in seinem Singang unterbrochen durch eine Chaise, die, von vier Maultieren gezogen, langsam vorübertrabte. Im Augenblick, als der Wagen in der Nähe des Greises angekommen war, neigte sich ein schwarzlockiger Kinderkopf zum Wagenfenster heraus und rief: „Frau Gräfin, sehen Sie doch den Bettler vor dem Haus dort.“

„Ja, mein Kind, du kannst ihm einige Reis hinwerfen, wenn du willst. Holla! wer wohnt denn in diesem Haus?“

„Ich danke Ihnen, meine liebe Dame,“ verjeste der Greis, sich die schweißtriefende Stirne trocknend. „Wenn man nicht sieht, so geht man eben hin, wohin der Zufall einen führt.“

„Wissen Sie, wo Sie sind?“ fragte die Gräfin.

„O ja, ich fühle die Luft des Tajo. Vergessen Sie den armen Blinden nicht!“

Er streckte seinen Hut nach dem Wagen hin, und da das Kind bereits den Arm ausstreckte, um sein Almosen hineinzulegen, hielt die Gräfin es zurück: „Warte, Joaozinho! Er soll nur einsteigen und mit uns fahren.“

„Aber er ist so schlecht gekleidet!“

„Düte dich vor dem Stolz, mein liebes Kind,“ und sich an den Greis wendend, „sind Sie noch weit von der Stadt entfernt?“

„Vielleicht eine schwache Stunde; wenn ich zu Fuß zurückkehre, schickt mir der liebe Gott vielleicht irgendeine wohlthätige Seele, die mir ein Stück Brot zu essen gibt. Vergessen Sie mich nicht, bitte!“

„Kommen Sie mit uns,“ rief Joaozinho, den der Vorwurf der Gräfin ins Herz getroffen; „kommen Sie mit uns, ich werde Ihnen alles schenken, was ich in der Tasche habe.“

„Ein armer Blinder wie ich!“ rief der Blinde. „Sie wollen über mich spotten.“

„Nein, nein,“ verjeste die Gräfin, „treten Sie einen Schritt vor... bücken Sie sich ein wenig... heben Sie den Fuß... so, jetzt sind Sie schon hier.“

Der Kutscher schloß die Wagentüre, und im Trab fuhren sie davon.

„O mein Hund,“ rief der Blinde plötzlich, „mein Hund, mein Caninho!“

„Er wird uns schon folgen,“ tröstete die Gräfin; „hören Sie, da bellt er ja hinter uns drein.“

„Dieses arme Tier ist aber auch alles, was mir auf der Erde bleibt. Meine armen Augen vermögen mich nicht mehr zu leiten — aber weinen können sie noch!“

Das Kind heftete erstaunt seine großen schwarzen Augen auf den Greis, der mit sich selbst zu sprechen schien. Nie zuvor hatte es so viel Fleiß gesehen und so schmerzliche Klagen eines leidenden Herzens vernommen.

„Entschuldigen Sie mich, Madame,“ fuhr der alte Bettler nach einer Weile fort; „ich habe mich vielleicht ungehört ausgedrückt. Wem gehört dieses Kind da?“

„Es ist der Sohn einer jungen Dame, welche ihn mir während ihrer Abwesenheit anvertraut hat. Meine Kinder sind verheiratet, und ich wohne ganz allein, so habe ich Joaozinho zu mir genommen, um mich etwas zu zerstreuen,“ und damit küßte die Gräfin den Anaben auf die Stirn.

„Also hat er zwei Mütter, der kleine Herr da,“ sagte der Greis; „ich hatte zwei Kinder, von denen mir aber keines geblieben ist. Nur einmal möchte ich noch die Berge von Algarve sehen, wo ich meine Herden am Ufer hütete und das Meer betrachtete, wenn es der Sturm heulend gegen die Felsen war. Damals hätten Sie meine Schafe sehen sollen, wie sie mir nach über die Felsen kletterten und mir wie einem General folgten. Und dann heiratete ich. Verzeihen Sie, Madame, sehen Sie meinen Caninho noch?“

„Zawohl, da läuft er neben dem Wagen her,“ antwortete der Anabe.

„Und wo sind die Kinder, die Ihnen Gott gegeben hat?“ fragte die Gräfin.

„Für mich sind sie verloren,“ sprach der alte Bettler; „mein Junge, welcher an Bord eines Lissaboner Fischerbootes war, langweilte sich, immer auf dem Tajo umherzufahren; es trieb ihn hinaus in die Welt, um andere Länder zu sehen. Das andere Kind... ein Mädchen... aber Madame, lassen Sie mich aussteigen, ich erstirbe hier. Am Geräusch der Wagenräder erkenne ich auch, daß wir uns jetzt in der Vorstadt Santarem befinden, und ich wohne ganz in der Nähe in einem engen Gäßchen hinter der Kathedrale. Ich danke Ihnen für die Fahrt, und Gott belohne Sie. Vergessen Sie den alten Bettler nicht.“

Während er aus dem Wagen stieg, drückte Joaozinho dem Greis eine Handvoll Kleingeld in die runzelige Rechte, und die Gräfin sagte ihm halblaut: „Rein braver Mann, wenn Sie etwas brauchen, erinnern Sie sich der Gräfin von... die auf dem Platz Sol do Rio“

wohnt. Das Anarren der Räder verhinderte sie, den Dank des Blinden zu verstehen. Caninho bezeugte durch fröhliches Wellen und lustige Sprünge seine Freude, seinen Herrn wiederzusehen. Dieser atmete tief auf und machte sich, von Joaozinho lange beobachtet, wieder auf den Weg längs der Häuser.

Vater Joaquim, der alte Blinde, war kein professionsmäßiger Bettler, der schreiend und lärmend immer an den gleichen Türen klopfte. Das reichliche Almosen der Gräfin und des Anaben hatten ihn in den Stand gesetzt, einige Wochen verstreichen zu lassen, ehe er sich wieder an ihre Freigebigkeit wenden wollte. Eines Tages saß er auf einer hölzernen Bank vor dem Laden eines Friheurs am Marktplatz, wo sich die Fischer und Fischverläufer und Seeleute zusammenfanden. Der Hund lag zu seinen Füßen und schlief, und auch ihn überkam nach und nach jener Halbschlummer, der Körper und Geist gleich erschläft. Ein Matrose mit lauter Stimme setzte sich mit seinen Freunden neben ihn. Der Hund begann zu knurren.

„Still, du Hundevieh!“ rief der Matrose lebhaft, „oder ich werfe dich in den Fluß. Aber was seh ich, sind Sie es, Vater Joaquim? Wollen Sie eine Handvoll Geld verdienen?“

„Warum nicht, mein Junge?“
„So spielen Sie mir einige Ihrer Lieder aus den Bergen, aber rasch. Platz gemacht, ihr andern!“

Der Blinde begann eine seiner heitersten Melodien, welche den Matrosen auch sofort dermaßen hinriß, daß er begeistert ansing zu tanzen, und aus seinen Taschen vernahm man den Klang der aneinander schlagenden Pfasterstücke. Als er lange herumgesprungen und alle möglichen Pirouetten unter dem Beifall der Zuschauer ausgeführt hatte, fuhr er mit der Hand in die Haare, setzte den Hut auf den Hinterkopf und reichte dem Greis eine Handvoll Reis.

„Wie schön ist doch heute der Tajol Weber auf der Reede von Cadix, noch im Hafen von Rio de Janeiro gibt's eine schönere Brigg als die Bom-Pastor.“

„Die Bom-Pastor! Ist das der Name Ihres Schiffes?“ unterbrach ihn der Bettler.

„Jawohl. Am Schiffsbug steht ein Hirte, der ein Lamm auf den Schultern trägt.“

„Aber,“ sprach der Greis etwas unsicher, „mein Sohn befand sich an Bord. Sie müssen ihn wohl kennen: einen großen, stattlichen Burschen, er heißt Vicente. Ist er nicht auch mit Ihnen zurückgekommen?“



Dr. h. c. Wilhelm Raabe, der berühmte Romanschriftsteller †.



Blick auf das Dorf Eschershausen im Braunschweigischen, die Geburtsstätte Wilhelm Raabes.

Phot. Hans Brenner.

Lichtstrahlen aus W. Raabes Werken.

Man spricht viel zu leichtfertig vom Lachen in der Welt; ich halte es für eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit.

... Ich habe es bis jetzt auch nicht gewußt, daß die Sorge mit das Beste in und an der Welt ist.

Der Herr läßt Gras wachsen auf den hohen Bergen; aber als lieber Gott hat er seinen schönen Blumen den Aufenthaltsort doch mehr im Tal angewiesen.

Wie kalt und jämmerlich würde manches Stück Erde aussehen, wenn kein Unkraut darauf wächst.

Es gibt Dinge, Verhältnisse, Zustände und Berufsarten, gegen die der Mensch sich mit Händen und Füßen wehrt, wenn er eben hineingerät, und die er nachher ganz und gar für sich zugeschnitten findet, wenn er endlich darin steckt.

Es ist ein wunderbar Ding um des Menschen Seele, und des Menschen Herz; kann sehr oft am glücklichsten sein, wenn es sich so recht sehnt.

„Es kommt immer ganz anders.“ Das ist das wahrste Wort und im Grunde zugleich auch der beste Trost, der dem Menschen in seinem Erdenleben mit auf den Weg gegeben worden ist.

„Doch, ich kenne Vicente,“ antwortete der Matrose Diogo, und er warf seinen Kameraden einen ernsten Blick zu und zog eine Schachtel Zigarren aus der Tasche; „wir haben ihn in Brasilien gelassen, wo er wegen eines Streites mit unserem Kapitän ans Land ging. Als wir wieder abfuhr, hatte er an Bord eines Dreimastlers Dienste genommen, und in einigen Tagen wird er wohl hier sein. Wollen Sie nicht eine Zigarre, Vater Joaquim, eine echte puro do Brazil? Unter uns gesagt, hätte Vicente besser getan, sich nicht an Bord der Bom-Pastor einschreiben zu lassen.“

Der Blinde hatte einen Teil der Zigarre abgeschnitten, um ihn zwischen den Handflächen zu zerreiben und kleine Zigaretten daraus zu machen; aufmerksam horchte er auf die Worte Diogos, ließ sich aber auch den herrlichen Geruch der eingeschmuggelten Zigarre nicht entgehen. Seit sechs Monaten hörte er zum erstenmal den Namen seines Sohnes wieder aussprechen, und die Andeutungen des Matrosen hatten seine Neugier nur noch mehr angefeuert.

„Mein Freund Diogo,“ begann der Greis von neuem, „sagen Sie mir offen, was vorgefallen ist. Seit er fort ist, habe ich viel Kummer erlebt. Ich zähle die Tage und Stunden bis zu seiner Rückkehr. Leben kann ich nicht mehr, also sagen Sie mir es offen, por amor de Deos, wo ist mein Sohn?“

Diogo warf seinen Freunden einen fragenden Blick zu, und ihre Geberden schienen ihm zum Sprechen zu ermutigen.

„Nun wohl,“ versetzte Diogo, „ich will Ihnen das Abenteuer, das Vicente zurückgehalten hat, in wenigen Worten erzählen. Aber ich bin preffiert, ich habe noch viele Besuche zu machen.“

Wie ich Ihnen schon gesagt war die Brigg Bom-Pastor nicht gebaut worden, um Zuderhüte zu schiffen, und Ihr Sohn Vicente hätte sicherlich besser getan, sich nicht mit uns engagieren zu lassen. Als er zum erstenmal auf Deck kam, war er ein wenig überrascht, sich mitten in einer Gesellschaft von etwa zwanzig Gefellen aller Nationen und aller Farben zu finden, die eher Teufeln als Engeln glichen. Allmählich jedoch gewöhnte er sich an das Regime an Bord. Wir waren gut genährt und man gab uns Kognak und Rotwein von Almeida. So verstrichen acht Tage auf dem Weg nach Süden. Wir hatten schönes Wetter, günstige Winde, ein ruhiges Meer. Eines Abends sagte uns der Kapitän mit lauter Stimme: „Meine Jungen, ihr wißt natürlich so gut wie ich, wohin ich euch führe? Die Bom-Pastor hat Lämmer zu verladen da drüben in einer ruhigen Bucht, wo sie von unseren Freunden geschützt werden. Die Leute des Nordens wollen uns dieses kleine Geschäft verbieten, das uns doch ehrlich ernährt: das ist ihre Sache. Für uns handelt es sich aber darum, ihren Kreuzern aus dem Weg zu gehen und ihnen zu entweichen. Aufgepaßt also!“

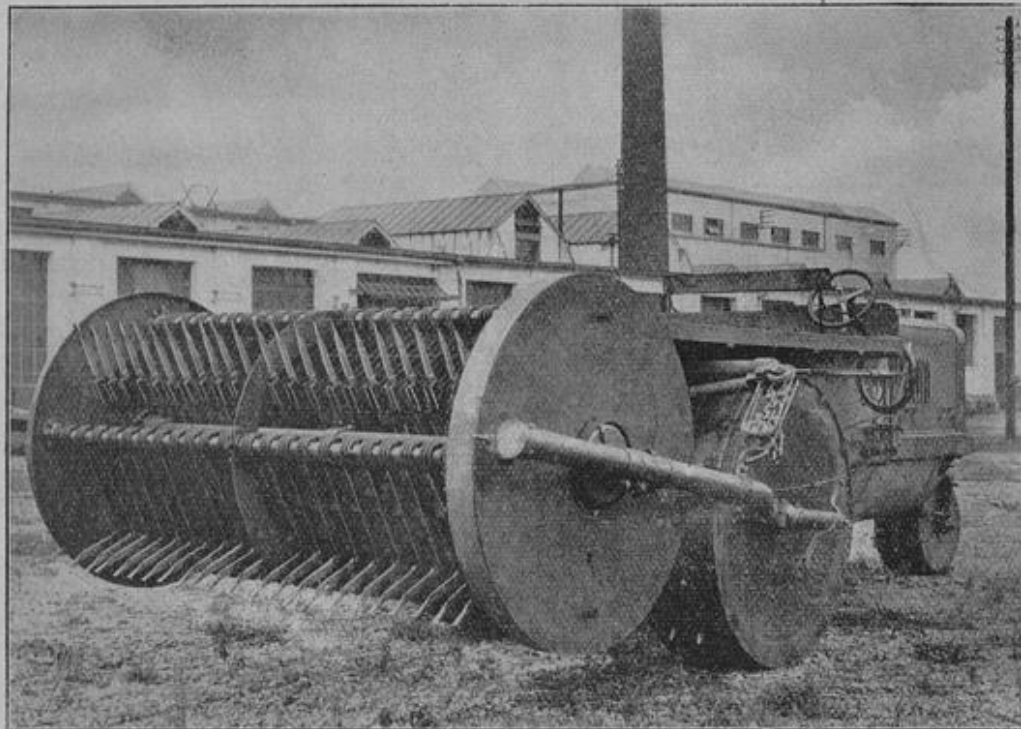
„Der Kapitän war ein braver Mann, sanft wie ein Lamm und freundlich gegen seine Untergebenen. Auf seine Rede antworteten wir mit lautem Geschrei, nur Vicente schwieg, so daß sich schließlich der Kapitän etwas misgelaunt an ihn wandte: „Paßt dir das nicht, Galizier?“

„Was, er hat meinen Sohn einen Galizier genannt!“ rief der blinde Joaquim, außer sich vor Zorn. „Ein Galizier, ein gewöhnlicher Diener, ein Berachteter! Vicente ist ein Kind von Algarve, ein tapferer Bursch!“

Die Galizier sind friedsame Arbeiter, die ihr Brot auf alle mögliche Art und Weise zu verdienen suchen,“ antwortete Diogo beruhigend. „Gewiß ist Vicente ein tapferer Bursch, aber es fehlte ihm an Erfahrung, an Kenntnis der Wirklichkeit.“ (Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Namentlich die Nebenflüsse des Rheines zeigten in den letzten Tagen eine erhebliche Steigerung, aber auch der Hauptstrom wies eine bedenkliche Zunahme seines Niveaus auf, und aus verschiedenen Gegenden des nordwestlichen Deutschlands kommen Berichte über Zerstörungen durch die Wasserfluten. Die Abbildung auf der Titelseite dieser Nummer ist nach einer photographischen Momentaufnahme hergestellt, welche den Rheinwasserstand am Sonntag, den 13. November, mittags, in Düsseldorf an der Ueberfahrtsstelle nach Oberkassel veranschaulicht. Ganz so bedrohlich wie beim Hochwasser im Februar d. J. war es diesmal ja nicht, aber immerhin überfluteten die Wogen ein beträchtliches Stück des Ufers. — Mit Beginn des Winters, der in den nördlichen Gebieten Europas mit ganz besonderer Schärfe eingeleitet hat, nimmt auch die sportliche Betätigung auf den Schnee- und Eisgebirgen ihren Anfang. In der norwegischen Armee bestehen besondere Ski-Abteilungen, die ganz hervorragendes in der Ueberwindung von Terrain-schwierigkeiten und in der Bewältigung weiter Distanzen leisten. Eine solche Abteilung in ihrer militärisch-fachlichen Ausrüstung auf einem Übungsmarsche im Schneegelande zeigt die Abbildung auf S. 380. — In südliche Gegenden, in das Gebiet der



Ein neuer Landbau-Motorwagen in Tätigkeit.

jüngsten europäischen Republik, nach Portugal, führt die nächste Illustration Seite 381. Den Hauptausfuhrartikel des Landes stellt der Wein dar, der dort nicht nur auf Anhöhen, sondern auch in gartenartigen Anlagen angepflanzt wird. Der Douro ist um die jetzige Zeit von zahlreichen Segel- und Ruderbooten belebt, die die Wein-ernte aus dem Innern des Landes nach den Hauptstapl-plätzen an der Küste bringen. Diese Boote selbst fügen sich malerisch in die romantische Landschaft ein. — Den zahlreichen Fremden

Raaberische Poesie, denen die Trauerkunde von dem Ableben des bald 80jährigen humorvollen, welt- und menschenkundigen Dichters einen tiefen Schmerz bereitet hat, wird das Porträt des originellen Autors und die Abbildung seines Geburtsortes Eschershausen im Braunschweigischen willkommen sein. E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und Arthur Schopenhauer haben den Ideengang, die Weltanschauung des merkwürdigen Mannes bestimmt. Seit dem 21. Juli 1870 hat er in stiller Zurückgezogenheit in Braunschweig gar fleißig die Feder geführt. Endlich kehrte der Ruhm bei dem einsamen Poeten ein: zwei Universitäten machten ihn zum Ehrendoktor; der Bauernfeldpreis ward ihm verliehen usw. Vor wenigen Jahren gab er zum Schluß einer kurzen Selbstbiographie von sich das Bekenntnis:

„Drei Dinge sind mir persönlich aus meinem Aufenthalt auf der Erde heute, wenn auch nicht die bemerkenswertesten, so doch merkwürdig: Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem „Plänenlasten“ Licht angezündet und Feuer gemacht wurde. — Ich habe einen Herrn gekannt, der noch seinen Zopf trug. — Ich habe noch einen Mann gesehen, der im Siebenjährigen Kriege mit dabei gewesen war.“

Den Schluß der Abbildungen in dieser Nummer stellt die Wiedergabe eines neuen Landbau-Motorwagens dar. Auf der Hinterachse trägt der Motorwagen eine drehbare Trommel mit sogenannten Hadenwellen. In Bewegung gesetzt, bearbeiten diese den Boden ähnlich wie die Hade. Das Prinzip der Erfindung ist Zeiterparnis.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 49.

Sonntag, den 4. Dezember

1910

Joaquim.

(Schluß.)

Erzählung aus Portugal von Fr. Reutter.

(Nachdruck verboten.)

Der Matrose fuhr in seinem Bericht fort:
„Bald zeigte sich in der Ferne die Küste so niedrig, daß man sie hätte für einen Sumpf oder eine überschwemmte Gegend halten können. Nachdem man vom obersten Mast nach allen Seiten nach irgendeinem Kreuzer ausgepäht hatte, traf der Kapitän alle Vorbereitungen, um mit Einbruch der Nacht ans Land gehen zu können. Hinter einer Reihe am Ufer stehender Palmen warfen wir Anker. Weit und breit war nichts zu sehen als eine Hütte, wo die Freunde des Kapitäns zwei- bis dreihundert Schwarze eingesperrt hatten.

„Meine Kinder,“ sprach der Kapitän, „hier ist nicht gut sein, denn die Gegend ist ungesund. Wir müssen also vor Tagesgrauen wieder in See stechen. Und die armen Neger werden noch sehr zufrieden sein, wenn wir sie endlich an Bord bringen. Hätten wir nur noch acht Tage gedögert, so wären sie alle Hungers gestorben; denn hier fingen die Lebensmittel an, knapp zu werden.“

„Er befahl also auch Menschlichkeit, unser Kapitän. Und wieviel gibt es hier in Lissabon feine, guterzogene Fräulein, die Millionen schwer sind und die einer Fliege kein Leids zufügen möchten, die aber alles, was sie besitzen, dieser Jagd auf die Wilden verdanken? Diese Damen denken gar nicht mehr daran, nicht wahr?“

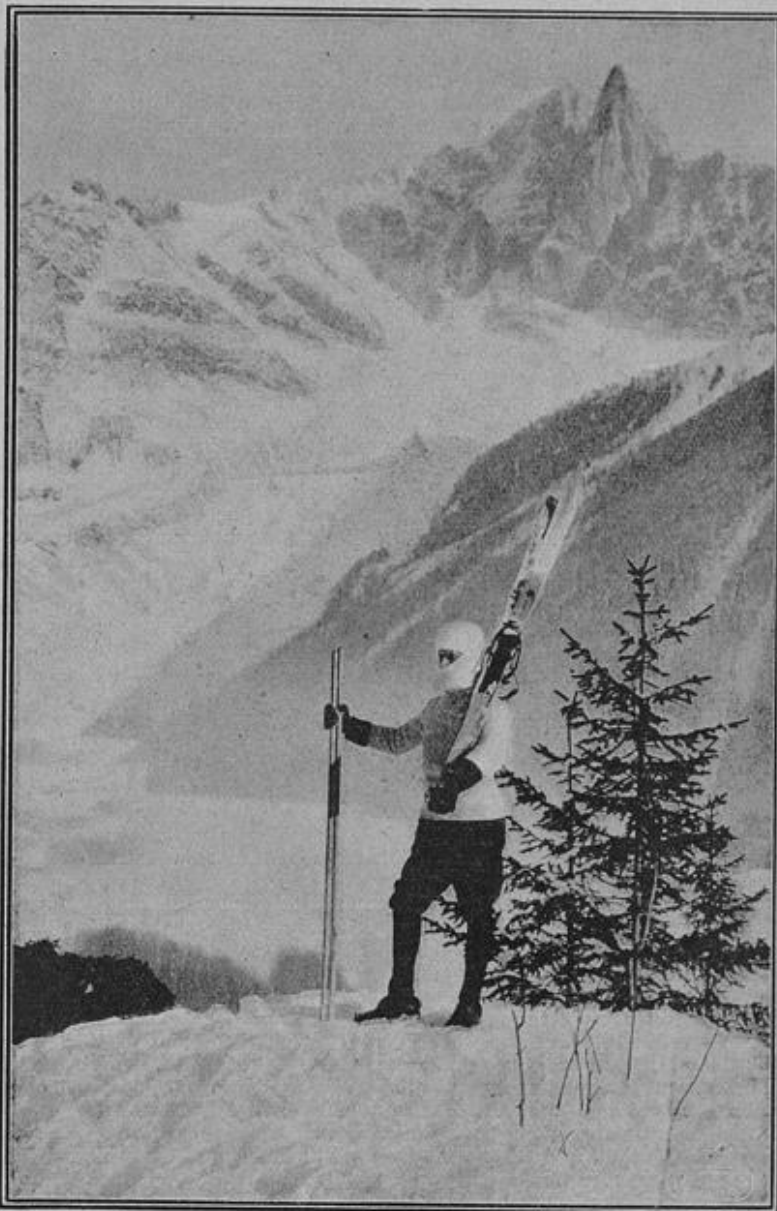
„Vater Joaquim, Ihr Sohn war allerdings dieser Ansicht nicht. Als er sah, daß die Schwarzen sich nicht gern einschiffen, daß man sie kofen, ja schlagen mußte, und daß man sie an Bord tatsächlich aufeinander drängte und zusammenpferchte, ohne danach zu fragen, ob sie auch genügend Luft zum Atmen hätten, machte Vicente eine widerspenstige Gebärde. Und als schließlich die letzte Ladung an Bord geführt wurde, befand sich darunter eine noch ganz junge Negerin, die ein kleines Kind stillte. Aufmerksam musterte sie die Schiffsmannschaft, bis ihr Blick auf Vicente haften blieb, dem sie so lange, so zärtlich, so mitleidheischend ins Weiße der Augen sah, daß der arme Junge schließlich bis zu Tränen gerührt war. Er gab ihr beim Einschiffen die Hand, genau so wie ein Edelmann seiner Dame beim Einsteigen in den Wagen behilflich ist. Plötzlich schlüpfte die Negerin ihm unter dem Arme durch und warf ihn um, sie selbst sprang ins Wasser, erreichte das Ufer und verschwand hinter den Bäumen. Es war Nacht, und niemand war mehr am Lande, um sie zu fangen. Die ganze Geschichte sah fast aus, als ob Vicente ihr noch behilflich gewesen wäre.“

Voll väterlichen Stolzes rief der alte Vater: „Ich jagte es Ihnen ja, mein Sohn ist ein ehelicher Seemann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat!“

„Sie haben gut reden, Vater Joaquim,“ versetzte Diogo lebhaft. „Sie finden, daß er recht gehandelt hat? Er hat die Brigge um tausend Pfaster bestohlen. Nehmen wir zum Beispiel an,“ damit wandte er sich an den Fischer Pedro, „jemand würde dir den schönsten Fisch aus deinen Netzen nehmen und wieder in den Tajo werfen, was würdest du dazu sagen?“

Der Fischer kratzte sich hinter dem Ohr ohne zu antworten, und die anderen Zuhörer begannen zu lachen. Diogo aber fuhr mit fester Stimme fort: „Ein englischer Kreuzer hatte uns doch beobachtet und erwartete uns am Ausgang der Bucht. Vielleicht hatte die flüchtige Negerin uns verraten. Wir hatten kaum die hohe See erreicht, so tauchte auch schon der Kreuzer auf, der uns bald einholen mußte. Wir

hißten alle Segel. Der Kapitän stand auf der Schiffsbrücke, beobachtete alle Bewegungen des Kreuzers und gab seine Befehle ruhig und fest, wie gewöhnlich. Unsere Kanonen waren geladen; an Bord herrschte tiefes Stillschweigen; der englische Kreuzer kam sichtlich näher. Der Kapitän legte sein Fernrohr beiseite, zündete einen Docht



Skiläufer in Chamonix am Mer de Glace und der Aiguille Verte.

Phot. Charles Trampus.

an und legte Feuer an die große Schiffskanone. Der Bom-Pastor zitterte in allen Fugen, und als sich die uns einschließende Rauchwolke etwas verzogen hatte, gewahrten wir den Kapitän wie wütend, wie befehlen umherrennen.

„Meine Freunde!“ rief er, „unser Schicksal ist besiegelt. Wir haben auf ein Kriegsschiff geschossen. Wenn wir gefangen genommen werden, ist uns der Galgen sicher. Darum verteidigen wir uns! Aus Werk!“ Sobald die Kugel unserer Kanone ihre Spuren in den Segeln des englischen Kreuzers hinterlassen hatte, wurden wir unmittelbar darauf mit einem wirklichen Kugelregen überschüttet; anfänglich achteten wir gar nicht darauf, da wir alle Hände voll zu tun hatten, um die Schwarzen ins Wasser zu werfen.

„Die Kranken und die Alten nicht!“ rief der Kapitän; „sie würden zu rasch sinken. Kehmt lieber die Jungen, die Starke, welche länger schwimmen können.“

Es war uns bei dieser Arbeit, als würfen wir unser Geld, unsere Pfaster mit vollen Händen ins Meer. Der Kreuzer ließ seine Rettungsboote ins Wasser sehen, um die Neger aufzufischen. Diese aber schienen sein Bemühen nicht zu verstehen und wichen ihm, wie Enten tauchend, aus. Unterdessen gewannen wir einen Vorsprung. Aber mitten in der anstrengenden Arbeit erblickte der Kapitän zufällig Vicente, der unbeweglich mit gekreuzten Armen am Hauptmast lehnte.

„Was tust du da, Galizier?“ rief er ihm zornig zu.

Vicente antwortete nichts.

„Kamst du nicht auch helfen, die Ladung ins Meer zu werfen, du Faulenzer?“

Der Bursche aber schüttelte den Kopf, ohne sich zu rühren. In seiner Wut ergriß der Kapitän eine Axt, um ihn den Schädel zu spalten, weigerte er sich doch, im Augenblick der höchsten Gefahr zu gehorchen.

„So klettere da hinauf, du Feigling, wenn du es wagst!“ rief der Kapitän mit Donnerstimme, „und besetzte das Distanz an der Brigg, und ich will dir deinen Ungehorsam hingehen lassen.“

Es war ein gefährlicher Posten, und mir persönlich war es wohl bei meiner Arbeit, als da droben im Mastkorb zu schweben.

„Und was tat Vicente?“ fragte der Greis.

„Nun ja, Vater Joaquim, Vicente kletterte in den Mast hinauf und besetzte ein Distanz an das im Wind hin und her flatternde Segel, ohne sich besonders zu beeilen. Der Kreuzer schoß immer weiter, vielleicht ein wenig ins Blaue und ohne uns viel Schaden zu verursachen. Bald setzte die Bom-Pastor mit größerer Geschwindigkeit ihren Weg fort. Vicente kletterte, sich mit einer Hand haltend, wieder herunter... eine Kartätschekugel hatte ihm soeben den linken Arm weggerissen.“

Bei diesen Worten faltete der alte Blinde die Hände und hob seine großen tränenfeuchten Augen zum Himmel empor: „Vater und Sohn also invalid! Was soll nun aus uns werden? Diogo, verbergen Sie mir nichts! Lebt mein Sohn noch?“

„Ich habe die Wahrheit gesagt: Vicente hat uns alle gerettet durch den Verlust seines Armes. Als wir in Brasilien ankamen, hat ihn der Kapitän als Invalide ans Land gesetzt, ohne ihm seine volle Rente zu bezahlen, und deshalb war der arme Kerl gezwungen, auf einem anderen Schiff zurückzulehren. In acht Tagen wird er hier sein. Sie brauchen aber nicht zu verzweifeln, Vater Joaquim. Dank des verlorenen Armes kann sich Vicente jetzt an einer Ecke des Platzes Belourinho aufstellen und wie ein alter Soldat dort um Almosen bitten. Wenn ihm das Handwerk nicht mehr gefällt, kann er so auch bei einem Geflügelhändler in Dienste treten und dessen Truthähne durch die Straßen führen. Sie sehen, er hat also immer noch zwei Eisen im Feuer.“

Diogo hatte seine Geschichte vollendet; jetzt drängte es ihn, fortzugehen und sein in den Taschen klingendes Gold so rasch wie möglich los zu werden.

„Der schämt sich nicht mal seiner Schandtaten,“ bemerkte einer der Zuhörer.

„Ich möchte ihm nichts nicht auf der Brücke von Alcantara begegnen mit einem Sack voll Geld,“ fügte ein dritter hinzu.

„Und doch wart Ihr vor kurzem noch seiner Ansicht,“ versetzte der Blinde vorwurfsvoll. „Komm, Caninho, komm! Wir wollen ein wenig weitergehen, vielleicht werden wir die traurigen Nachrichten etwas vergessen.“

Der Greis schritt nach der anmutigen Vorstadt Junqueira, ging also der Mündung des Tajos und damit dem Meere zu, wie wenn er seinem Sohn entgegengehen wollte. Alte Erinnerungen stürmten auf ihn ein, er erinnerte sich jener glücklichen Zeit, wo er an der einen Hand sein Mädchen und an der anderen Vicente, auf den Bergpfaden umherführte und von ferne den Rauch der Hütte aufsteigen sah, wo die Mutter seiner Kinder das Abendessen bereitete. Was war aus Riquela, seiner Tochter, geworden, die vor sieben Jahren das Vaterhaus verlassen? Warum war er so unglücklich, er, der keinem Menschen ein Leids tat und tagtäglich sein Gebet zum lieben Gott emporludte? Solche Fragen stellte er sich ohne jede Bitterkeit, ohne jeden Zorn. Die frische Abendluft erst belebte den Mut des alten Mannes wieder, der sich von seinem Kummer hatte zu Boden drücken lassen. Die im Ozean unter sinkende Sonne ließ die dunkeln, die Mündung des Tajos einschließenden Felsen in rosigten Farben erblühen; der alte Turm Belem erhob sich mitten im roten Abendstrahl als ein Denkmal vergangenen

Ruhmes. Bald vernahm Joaquim aus der Ferne jenes ihm wohlbekannte Geräusch eines herannahenden Dampfers. Auf den Kais drängten sich Müßiggänger und Neugierige, um den von Cadix kommenden englischen Steamer einlaufen zu sehen. Ganz in seiner Nähe vernahm der Blinde eine Kinderstimme, die wohl einem Diener sagte:

„Hilf mir doch, Gaetano, auf den Stein hinaufsteigen; ich möchte sehen, ob Mama wirklich an Bord ist.“ Es war die Stimme jenes Knaben, der ihm im Wagen der Gräfin auf der Straße nach Kabregas soviel Geld geschenkt hatte.

„Passen Sie aber auf,“ versetzte der Diener, „daß Sie nicht herunterfallen.“

Und er hielt das Kind, vorsichtig hinter ihm stehend, am Gürtel fest.

„Sieh doch, sieh doch!“ rief Joaozinho, seinen Federhut schwingend; „sieh dort, Gaetano, dort die schöne Dame: das ist Mama!“

„Bleiben Sie ruhig!“

„Ja, sie ist's. Sie winkt mir mit dem Taschentuch!“

„Bleiben Sie ruhig, wenn Ihre Mama an Bord ist, muß sie hier vorüberkommen.“

Aber Joaozinho war nicht länger zu halten; mit dem Eigensinn des verwöhnten Kindes drängte er sich unter die Volksmenge, so daß dem Diener nichts anderes übrig blieb, als ihm zu folgen. So gelangten sie schließlich an den Landungsplatz, und sobald die Mutter ans Ufer stieg, sprang ihr Joaozinho an den Hals und küßte sie voll heißer Zärtlichkeit. Den Diener, der unbeweglich mit dem Hut in der Hand neben ihnen stand, hatten sie augenblicklich vergessen.

Den Wandervögeln gleich kommen manche Schiffe oft des Nachts an. So geschah es auch einige Tage nach der Rückkehr der Bom-Pastor mit dem Dreimaster, der Vicente zurückbrachte. Niemand erwartete den verstümmelten Soldaten; mit schwerem Herzen schritt er über die Steinschiffen dahin, seinen Sack auf dem Rücken, nach dem Stadtviertel La Se, wo sein alter Vater wohnte. In dieser Morgenstunde waren alle Straßen noch menschenleer. Auch der Blinde war heute, seiner Gewohnheit gemäß, in aller Frühe gegen den Hafen hinuntergegangen. Plötzlich sprang der Hund lebhaft auf und begann fröhlich zu bellen; er hatte soeben Vicente gesehen und erkannt. Und dieser selbst war beim Anblick seines Vaters mechanisch stehen geblieben. Als der Alte aber ganz in die Nähe seines Sohnes kam, konnte sich dieser nicht enthalten, einmal über das andere zu rufen: „Mein Vater, mein Vater!“ und mit diesen Worten stürzte er sich in die offenen Arme des Greises, der seinen Sohn gerührt ans Herz drückte.

„Ich weiß alles,“ sprach der Greis mit schluchzender Stimme; „ja, ich weiß, daß du nur noch einen Arm mit um den Hals legen kannst; aber wenigstens kommst du so, wie ich dich gekannt, und so, wie ich dich immer sehen möchte — als ein ehelicher Mann zurück. Wir beide sind gewiß zu beklagen. Aber Gott ist lieb und gut: hier, nimm meinen Arm und führe mich! Laß den Hund laufen! Es tut wohl, sich auf den eigenen Sohn stützen zu können!“

Während der Hund bellend umherrannte, schritten Vater und Sohn weiter gegen den Hafen hinab.

„Wie wär's, wenn wir mal frühstückten?“ sagte der Greis, „du mußt doch Hunger haben? Komm, führe mich in eine Wirtschaft. Heute arbeite ich nicht mehr. Es ist immerhin hart, das Bewußtsein zu haben, daß man seinen Kindern zur Last fällt.“

„Hart ist es aber auch, Vorwürfe hören zu müssen, die man nicht verdient hat. Das Unglück verfolgt mich überall.“

„Man muß nie verzweifeln. Ach, wenn ich dich nur sehen könnte!“ Indem sie so ihre Gedanken und Schmerzen austauschten, kamen sie vor eine offene Türe mit dem Schild Vinho do Labrador, wo sie eintraten und an einem Holzisch Platz nahmen. Stillschweigend aßen sie ihr Stück Weißbrot, das jeder sich mitgebracht hatte, und tranken den leichten Landwein. Vicente erzählte, der alte Blinde horchte aufmerksam zu. Die Liebe und Aufopferung, die dieser Sohn ihm erwies, erweckten in ihm die Erinnerung an seine Heimat wieder. Joaquim dachte an das Val Formoso; es überkam ihn tiefes Heimweh nach der Luft der Heimatberge in Algarve.

„Mein Sohn,“ sagte er schließlich, Vicente bei der Hand fassend, „führe mich in die Heimat zurück. Lieber dort Hungers sterben, als hier vor Kummer und Heimweh umkommen. Ich habe nicht soviel verdient wie du; nur zehn Cruzades; aber mit dem, was du besitzt, haben wir zusammen siebzig. Dort unten in der Heimat kannst du dann ein Boot kaufen.“

„Aber dazu brauche ich mindestens hundert Cruzades, und soviel kann ich wohl kaum in zwei Jahren verdienen.“

„So kenne ich jemand, der uns helfen wird.“

„Man borgt aber nur, wenn man auch wieder zurückzahlen kann.“

„Schon recht!“ versetzte der Greis, von neuen Hoffnungen belebt, „wir haben Bekannte, gute Bekannte, schöne... ich kenne eine Dame, eine Gräfin, die mir ihren Schutz angeboten... willst du mich heute abend zu ihr führen?“

„Am zu betteln?“ sagte Vicente ganz leise.

„Warum nicht, wenn's zum letzten Mal ist?“

Der alte Joaquim zog eine Handvoll Kleingeld aus der Tasche und zählte es mehrere Male. Nachdem er sich versichert, daß in seinem Glas kein Tropfen Wein zurückgeblieben, legte er das Geld dafür, dreißig Centime, auf den Tisch und entfernte sich mit seinem Sohn, große Projekte im Kopfe wägend.

Vicente rechnete nicht viel auf den Schutz der Gräfin. Sobald er seinen Vater verlassen hatte, eilte er nach dem Hafen zurück, um dort Arbeit zu finden. Aber die Schiffer zögerten, ihn in ihre Dienste zu nehmen. Niedergeschlagen wollte er schon wieder zu seinem Vater zurückkehren, als er Diogo, dem Matrosen von der Bom-Paster, begegnete.

„Komm mit mir, Vicente, ich werbe eben Kameraden an!“

„Wozu?“

„Damit sie mir helfen, mein Geld los zu werden. In acht Tagen wird unsere Brigg wieder in See stechen und du weißt wohl, daß ein echter Matrose sich nicht eher einschiffst, als bis er den letzten seiner Cruzades verbüßt hat.“

„Ich habe keine Zeit jetzt.“

„Du willst schon wieder arbeiten? Komm doch; ich habe da drunten ein Abendessen mit Musik bestellt. Dein Arm verhindert dich doch nicht, zu tanzen. Alte Bekannte wirst du dort wiedersehen...“

„Ich danke. Mein Herz ist nicht zum Vergnügen aufgelegt!“

Er entfernte sich und wandte sich der Promenade Rocio zu, wo sein Vater ihn erwartete. Die Sonne war eben untergegangen; die Glode im Garten läutete zum Zeichen, daß sich die Spaziergänger zu entfernen hätten. Von den benachbarten Hügeln sank frischer, geheimnisvoller Schatten herab auf den kleinen Park. Die Bäden wurden überall geschlossen und Lissabon nahm selbst in seinen schönsten Vierteln ein strenges, düsteres Aussehen an. Der Blinde hatte die Spaziergänger an sich vorbeiziehen lassen; als sein Sohn sich näherte, erkannte er dessen Schritte und erhob sich: „Bist du es, Vicente? Hast du Arbeit gefunden?“

„Ich habe keine Chancen; sie alle wollen mich wohl nehmen, aber nichts bezahlen.“

„Ich dachte mir das; diese Großstadt paßt nicht für uns. Auch ich habe nichts verdient, nicht einmal genug, um ein Stück Brot zu kaufen, und doch waren so viele Leute hier. Komm, wir gehen in unsere Heimat!“

„Willst du nicht nach Hause gehen, Vater?“ fragte Vicente; „es wird Nacht...“

„Zuerst müssen wir bei der Gräfin am Platz Sol do Rato vorübergehen. Komm, dort wirst du noch brave Leute finden, die das Herz am rechten Fleck haben.“

Die Gräfin bewohnte eines jener meist auf das Prachtvolle eingerichteten Häuser, denen man in Lissabon gern den Namen *praco* oder Palast beilegt. Auch die Wohnung der Gräfin war ein solches stattliches, weißläufiges Gebäude mit einem geräumigen Hof und ziemlich ausgedehntem Garten. Der Hof und die Gemächer waren an diesem Abend, als der blinde Joaquim der Gräfin seine Aufwartung machen wollte, glänzend beleuchtet. Eine elegante Gesellschaft drängte sich in den weiten Räumen und stand in kleinen Gruppen zusammen, bis endlich die Mutter von Joaozinho mit dem Knaben an der Hand unter ihren Gästen erschien.

„Dona Flora,“ sprach die Gräfin leise zu der elegant gekleideten Mutter, „warum lassen Sie uns solange warten? Ich gebe doch dieses Fest, um Ihre Rückkehr zu feiern.“

Anstatt zu antworten, drückte ihr Dona Flora herzlich die Hand, und Joaozinho entwichte geschwind seiner Mutter, um sich von den Damen küssen zu lassen. All diese jungen Frauen lachten und redeten lebhaft und vergnügt miteinander, kleine Cercel bildend. Unter ihnen kam sich Dona Flora wie fremd vor, und die Gäste des Hauses betrachteten sich auch eher mit Erstaunen als Sympathie. Sie ist schön, murmelte man sich gegenseitig zu, aber sie hat weder Anmut noch Frische!

„Ehe Sie eine Ihrer großen Arien singen,“ wandte sich die Gräfin an ihre Freundin, „erlauben Sie mir, daß Joaozinho etwas spielt, damit Sie sich selbst von den Fortschritten überzeugen, die er während Ihrer Abwesenheit gemacht hat.“

Das Kind ließ sich nicht lange bitten. Lebhaft glitten seine kleinen Finger über die Tasten hin, und er wurde von allen gelobt. Dona Flora hörte diese Lobreden, ohne die geringste Freude an den Tag zu legen. Und sobald das Kind seine Übungen vollendet hatte, näherte auch sie sich dem Klavier und griff mit Talent und Sicherheit in die Tasten und begann eine große italienische Arie zu singen. Selbst die gleichgültigsten Gemüter waren beim Klang dieser vibrierenden Stimme vor Begeisterung gerührt, und Dona Flora warf die letzten Klänge ihrer Stimme in die Nachluft hinaus, als der alte Joaquim unter der Führung seines Sohnes vor dem Palais ankam.

„Nicht wahr, hier wohnt die Gräfin?“ wandte sich der Blinde an einen der mühsig umherstehenden Diener.

„Ja,“ antwortete dieser.

„Kann man sie jetzt sprechen?“

„Nein, sie hat Besuch. Auch empfängt die gnädige Frau keine Leute wie Euch.“

Während dieser Zeit hatte sich Joaozinho an das Fenster gesetzt, von wo man die ganze Straße überblickt, und er erblickte Vicente unten an der Mauer. Lebhaft eilte er auf seine Mutter zu und sagte leise zu ihr: „Mama, drunten auf der Straße ist ein Mann, der nur noch einen Arm hat; komm doch!“

„Untertrich mich nicht immer,“ antwortete Dona Flora, den Knaben küssend; „da, wirf ihm das Almosen hinunter!“

Das Kind tat, wie ihm geheißen.

„Ich habe etwas fallen hören,“ sagte der Blinde, der etwas enttäuscht zu seinem Sohn zurückkehrte.

„Ich auch,“ versetzte Vicente. „Aber die Gräfin will dich jetzt nicht sehen, nicht wahr? Aber hier ist ein Teston (fünzig Pfennig), den man uns von oben zugeworfen hat.“

„Morgen früh werde ich wiederkommen und sehen, ob die Gräfin wirklich ihr Versprechen vergessen hat. Ich glaube es nicht.“

Und wie um sich neuen Mut einzulösen, begann er auf seinem Dudelsack eine seiner Lieblingsweisen zu spielen.

Dona Floras Arie war zu Ende, und nach dem lauten Beifall entstand einen Augenblick tiefe Ruhe. Aus der Ferne klang die Melodie des Dudelsacks wie das Echo leiser Klage an ihr Ohr. Der alte Bettler entfernte sich spielend, und man hörte ihn nicht mehr; Dona Flora aber modulirte in allen Tonarten die Gefühle der Traurigkeit, welche ihr das einfache Motiv eingebläst hatte. Als sie sich erhob, war sie selbst ganz verwirrt und erschrocken beim Anblick ihres bleichen Antlitzes in einem Spiegel.

Vicente war darauf mehr denn je erpicht, sein Brot durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. In aller Morgenfrühe machte er sich wieder auf die Suche. Ein Barkenbesitzer engagierte ihn für den Tag, und von neuem begann er seine Fahrten auf dem Tajo. Vater Joaquim seinerseits bestand auf seinem Plan, in seine Heimat nach Algarve zurückzukehren. So machte er sich wieder auf den Weg, seine Beschützerin aufzusuchen, und sein treuer Hund führte ihn. Gegen zehn Uhr kam der Blinde vor dem Hause der Gräfin an und klopfte. „Mabaume kann Sie nicht empfangen,“ antwortete ihm ein Diener barsch.

„Sind Sie auch sicher? Sagen Sie ihr doch, daß der Blinde von Kabregas sie sprechen möchte.“

Der Diener gab sich alle Mühe, den Greis zum Weitergehen zu bewegen, und schließlich meldete es ein Mädchen der Herrin, daß sich im Hof ein Armer mit den Dienern zankte. Die Gräfin befahl, ihn sofort eintreten zu lassen.

„Setzen Sie sich, mein braver Mann,“ begann die Gräfin mit Liebe; „was kann ich für Sie tun?“

Der Greis legte ein wenig bestürzt seinen Hut, Stod und Dudelsack auf den Boden und antwortete: „Frau Gräfin, ich bin sehr zu beklagen! Mein Sohn ist zurückgekehrt, ist aber ein Krüppel. So sind wir beide im größten Elend.“

Während der Blinde sprach, hatte Joaozinho leise die Zimmertüre geöffnet. Er näherte sich auf den Fußspitzen, nahm den Hut und Stod und Dudelsack vom Boden auf und begann vor einem Spiegel die Geberden und Gesten eines Bettlers nachzuahmen. Die Gräfin verwies ihm das Benehmen, und er entfernte sich wieder.

„Aber sagen Sie mir offen, was Ihnen fehlt!“

„Ach, was uns fehlt — eine ganz beträchtliche Summe — nicht weniger als...“ und er begann, seine Pläne darzulegen.

„Nun, Sie können auf mich zählen, innerhalb acht Tagen werden Sie in Ihr heimatliches Tal zurückkehren können.“

Der alte Blinde weinte vor Freude und fand fast kein Wort des Dankes vor lauter Ueberraschung. Einige Augenblicke nach dem Weggang des alten Joaquim stieg die Gräfin in den Garten hinunter, wo Dona Flora allein in Träume verfunken spazieren ging.

„Flora, was haben Sie, mein Kind?“

„Kopfschmerz, ich leide und fühle mich bedrückt. Ach, wenn ich mich nur zurückziehen könnte — irgendwohin — aber ich weiß nicht wo!“

„In Ihrem Alter? Sie würden es bedauern!“

„Wer weiß? Sie sind zu gütig, Frau Gräfin, Sie haben mich wie Ihre Tochter aufgenommen und erziehen meinen Joaozinho wie Ihren eigenen Sohn. Wie kann ich Ihnen das je danken? Ich bin ein undankbares Wesen... ich täusche Sie... hier auf dem Herzen bedrückt mich etwas...“

„Und wie haben Sie mich getäuscht?“

„Ich bin durchaus nicht, wie ich Ihnen gesagt habe, die Tochter eines ruinirten Hidalgo von Tra-os-Montes; meine Eltern waren arme Landleute von der Küste...“

„Sie hätten allerdings besser getan, mir die Wahrheit nicht zu verbergen. Aber ob Tochter eines Edelmanns oder eines Fischers, Sie haben den Adel, welchen das Talent, das Genie verleiht.“

„Eine fremde Familie,“ fuhr Dona Flora in ihrer Erzählung fort, „hatte sich in der Nähe unseres Dorfes niedergelassen. Meine Eltern verdrängten mich dort einen Platz, man behandelte mich gut. Man trieb viel Musik, ich hörte die großen Arien und begann selbst zu singen; da ich eine hübsche Stimme besaß, ermutigte man mich, mein musikalisches Talent weiter auszubilden. Was zuerst nur ein Vergnügen für mich war, wurde bald zur Leidenschaft. Als die fremde Familie unsere Gegend verließ, entfernte ich mich unter dem Vorwand, ihr folgen zu wollen, aus dem Vaterhause. Zuerst kam ich nach Lissabon und dann nach Spanien, wo ich zuerst unbekannt in Konzerten auftrat, bis ich schließlich von einem Theater zum andern wanderte und überall vom Publikum mit tosendem Beifall gefeiert wurde. Seit sieben Jahren treibe ich dieses Leben, und jetzt habe ich genug. Ich fühle mich so einsam...“

„Ist Ihr Gatte immer noch in Kuba, wie Sie mir gesagt haben?“

Dona Flora schüttelte den Kopf ohne zu antworten und wurde bei dieser Frage über und über rot.

„Sie könnten ihn ja da drüben auffuchen,“ fuhr die Gräfin fort; „obgleich ich Ihr Fortgehen bedauern würde. Aber erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch ein Geständnis ablege.“

„Bitte, reden Sie.“

„Ich habe einen Schilling — einen gebrechlichen blinden Greis, den ich aus dem Elend retten möchte. Wir beide könnten was für ihn tun — wie wäre es zum Beispiel mit einem großen Konzert im Theater San Carlos zugunsten meines Blinden? Ich sage Ihnen, nichts ist besser als Wohltun, um den Kummer zu verschleichen.“

„Ich bin mit ganzer Seele bei der Sache,“ antwortete Dona Flora lebhaft. „Es soll das letzte mal sein, daß ich die Bretter eines Theaters betrete.“

Die Gräfin hatte doch einige Mühe, um alle ihre Bekannten, die sich an ihrem Empfangstage so bereitwillig in ihren Salon drängten, zu einem Werk der Wohltätigkeit zu vereinigen. Vordringend unterstützte sie den Blinden mit freiwilligen Gaben. Vicente arbeitete regelmäßig und war zufrieden, wenn er seinen Vater glücklich sah. Eines Abends kam er nach Hause und sah, wie eine Droschke in die enge Straße einbog, wo sein Vater wohnte.

„He da!“ wandte sich der Kutscher an Vicente, „wo wohnt denn der Senhor Dom Joaquim?“

„Dort ganz am Ende der Gasse.“

An allen Fenstern zeigten sich Neugierige, bis der Wagen vor der Haustüre des Greises hielt und der Kutscher mit lauter Stimme rief und mit seiner Peitsche knallte: „He da! Dom Joaquim! Ich komme von der Gräfin, um Sie abzuholen. Also leiden Sie sich an und rasch!“

Der Sohn war seinem Vater behilflich. Der Caninho mußte diesmal zu Hause bleiben. Behaglich setzte sich der Greis auf die Kissen des Wagens und ließ sich, in Gedanken versunken, davonführen. Der Kutscher hatte den Befehl, den Blinden im Theater San Carlos abzugeben und ihn zur Gräfin zu bringen.

„Guten Abend, Senhor Joaquim,“ begrüßte ihn diese; „meine Damen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Benefizienten von heute abend vorstelle.“

„Und wo sind wir denn? Ist es hier erlaubt, zu rauchen?“

„Nein, denn wir sind hier nicht im Freien!“

Bald vernahm man die einladenden Klänge eines Orchesters. Joaquim ließ die Zigarette, die er eben mit den Fingern gedreht hatte, fallen und sprang plötzlich auf. Die Musik hatte es ihm angetan. Lebhaft gestikulierend fuhr er mit den Armen in der Luft umher: „Ach, die schöne Musik!“ rief er einmal über das andere.

Es fiel dem Alten schwer, während des mehrstündigen Konzerts ruhig auf seinem Platz sitzen zu bleiben. Man führte ihn hinaus, und draußen rauchte er mit Bonno ein halbes Duzend Zigaretten und vernahm aus der Ferne immer wieder das Orchester. Auch Dona Flora hatte bereits gesungen und die Zuhörer in lebhafter Begeisterung mit sich fortgerissen. Schließlich führte man den Blinden auf seinen Platz zurück, da Flora noch eine Tiroler Arie singen wollte, die sie für diesen Abend extra einstudiert hatte. Das Orchester spielte ein Präludium, die Klarinetten und Hoboen begannen den lebhaften ersten Satz.

„Vorwärts, horch!“ sagte sofort der Blinde, „das ist eine Melodie aus meiner Heimat, ich weiß sie auswendig...“ und halbleise begann er sie mitzusummen. Aber als Dona Flora selbst auf der Bühne erschien und die ersten Töne ihrer angeblichen Tiroler Melodie sang, fuhr der alte Joaquim mit der Hand nach dem Herz und stieß einen

lauten Schrei aus. Die Gräfin wandte sich ihm zu, und er fragte: „Wer singt denn hier?“

„Eine große Künstlerin, Dona Flora.“

Der Greis zitterte an allen Gliedern, er weinte.

„Bitte, wie heißt die Sängerin? Täuschen Sie mich aber nicht.“

„Dona Flora, aber schweigen Sie.“

„Es ist nicht möglich, sie heißt nicht so! O nein, das ist Miguclita!“

Von allen Seiten vernahm man Wischen und lautes Rufen nach Ruhe, so daß die Gräfin alle Mühe hatte, Joaquim zum Stillschweigen zu bewegen.

„Ach!“ rief der Blinde, seine grauen Haare schüttelnd, „ich soll still sein! Nein! Das ist Miguclita, meine Tochter!“ Und wie außer sich stürzte er davon, immer lauter „Miguclita, Miguclita!“ rufend! Dona Flora hatte den Ruf auch vernommen und erblaßte; und von der oberen Galerie erklang eine Stimme: „Das undankbare Weib!“ Jedermann suchte zu verstehen, was eigentlich vorging. Dona Flora

erstarb die Stimme in der Kehle, obgleich das Orchester immer weiter spielte, und von neuem zerriß der laute Schrei „Miguclita, Miguclita!“ das Theater. Ohnmächtig ließ Dona Flora die Arme sinken, wie wenn sie ein Stich ins Herz getroffen, und zog sich unter dem Beifall der Menge mit halbgeschlossenen Augen, in Tränen gebadet, von der Bühne zurück.

Eine halbe Stunde nach dieser Szene, die einem einfachen Wohltätigkeitskonzert den Anstrich einer dramatischen Vorstellung verliehen hatte, trat Dona Flora in den Salon, wo die Gräfin sie in Gesellschaft des alten Bettlers erwartete. Die Rollen schienen jetzt wie ausgetauscht: der Bettler hatte seine Ruhe und Würde wiedergefunden, verlegen und demütig ging Dona Flora ihm entgegen. „So bist du's doch, Miguclita!“ sagte Joaquim, die Arme über der Brust kreuzend.

„O, mein Vater!“ rief sie, „so habe ich dich endlich doch wiedergefunden!“

„Hast du mich denn je gesucht?“

„Vater, verzeihe mir! Du warst immer so gut zu mir.“

„Ja, ich liebte dich, als du gut und einfach warst, als ich mich deiner nicht zu schämen brauchte! Heute abend noch sangst du für arme Unbekannte, ohne dich um deinen Vater zu kümmern. Wenn man dir gesagt hätte: dein Vater ist in Lissabon und dein Bruder auch, der eine ist blind und der andere ein Krüppel, hättest du dich dann auch beccit, um uns aufzusuchen und zu trösten?“

„O ja, sie hätte es getan,“ antwortete die Gräfin darauf bedacht, Miguclita, die in Tränen ausbrach, zu Hilfe zu kommen. „Narwohl, Joaquim, Ihre Tochter hat ein gutes Herz. Und die Wohlhabenheit, die sie nun zurückbringt, empfanget sie als Sühne für ihre Fehler. Verzeiht ihr!“

„Im Namen meiner Mutter,“ sagte Miguclita, „verzeiht mir!“ und sie warf sich dem Greis um den Hals, so daß er seine Nahrung nicht länger verbergen konnte. Noch hielten sie sich umschlungen, als Joaquim ins Zimmer trat. Die Gräfin zog ihn zu sich heran und führte ihn zu dem Greis hin: „Senhor Joaquim, hier ist ihr Enkel und will Sie umarmen!“

Der Greis nahm ihn in die Arme, das Kind schien sich nicht zu regen. „Du trägst Samtkleider, mein Kleiner?“ sagte der Greis. „Und wo ist denn dein Vater, Miguclita?“

„In Auba,“ versetzte die Gräfin, da Miguclita schwieg.

„Und was tut er dort?“

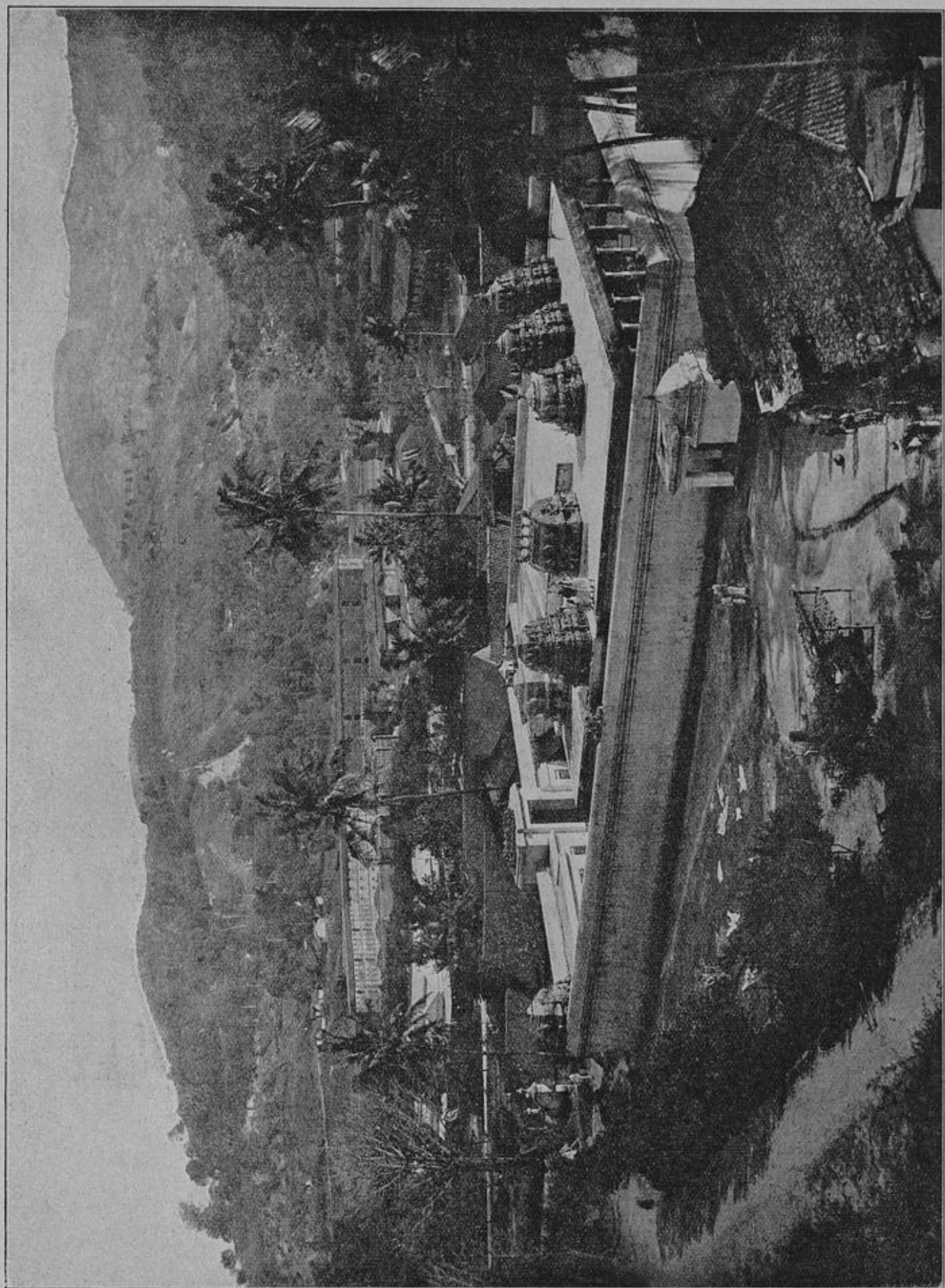
„Aber antworten Sie doch, Flora!“ wiederholte die Gräfin.

„Frau Gräfin,“ sagte Miguclita leise, „der, den Sie meinen Gatten nennen, Joaquim's Vater, ist tot: er ist in einem Duell gefallen.“



Das vor kurzem in Tokio enthüllte Denkmal für den Marquis Ito.

Nach einer phot. Originalaufnahme.



Von der Ostseitenreife des Kronprinzenpaares: Der berühmte Tempel in Pallakelly bei Kandy, der alten Hauptstadt Ceylons.



Es war Baron von... Ihr Nefse. Sterbend hat er mir empfohlen, Sie aufzusuchen und sein Geheimnis zu bewahren."

"Ach, solche Geschichten!" rief der Vater Joaquim. "Ein Baron, ein Duell!... ach, mein Gott, was würde deine Mutter sagen? Ist das alles wahr, Frau Gräfin?"

"Indem ich Ihnen die Wahrheit verhehlte, gehorchte ich einfach seinem letzten Wunsche. Lesen Sie hier den Brief, den ich immer bei mir trage, und Sie werden sehen, daß der Tod allein ihn daran verhindert hat, das Mädchen zu heiraten, das einige Monate später seinem Sohn das Leben gab."

"Ich hätte lieber einen Fischer oder einen armen Schäfer zum Schwiegerjohn gehabt," versetzte der Blinde voll Traurigkeit.

Miguela hatte sich entfernt, um ihre elegante Toilette abzulegen, erschien aber bald wieder wie eine Frau aus dem niederen Volke mit der Kapotte auf dem Kopf.

"Mein Vater," sprach sie leise, "Dona Flora hat der Welt und dem Theater Lebewohl gesagt; sie will wieder sein, was sie früher gewesen und immer hätte sein sollen. Aber jetzt wollen wir meinen Bruder Vicente auffuchen."

Dieser irrte, über das lange Ausbleiben seines Vaters beunruhigt, schon lange um das Haus herum, und sobald sie auf die Straße traten, fanden sie ihn. Alle drei stiegen in die Wohnung hinauf, welche Miguela bei der Gräfin innehatte. Der arme Vicente war mehr erstaunt als zufrieden, und nachdem man ihm, dem Dufel, noch seinen Nefsen Joaquim gezeigt hatte, begaben sich alle zur Ruhe. Dona Flora oder Miguela begleitete ihren Vater nach Algarve, wo sie ihm ein hübsches Häuschen im Val Formosa kaufte und wo der Alte seine Tage in Ruhe beschloß. Vicente erhielt auf Fürsprache der Gräfin eine Stelle in der Zollverwaltung, während Joaquim bei der Gräfin bleiben durfte, die ihn als Edelknaben aufzog und ihn über alles liebte. Mit zwölf Jahren trat er in die Marine ein und wurde später ein tüchtiger Offizier. Nach dem Tode ihres Vaters lehrte Miguela in die Nähe ihres Sohnes nach Lissabon zurück, und das um so leichteren Herzens, als sich Vicente verheiratet hatte und seiner Schwester nicht mehr bedurfte. Im Grunde herrschte zwischen beiden Geschwistern nur wenig Sympathie. Sie, die man immer Dona Flora nannte, besand sich in ihrem Element, wenn sie das Leben der Großstadt genoß; dem verkrüppelten Seemann aber genügte die Seelust mit den Freuden der Familie.

Kobolde des Schicksals.

Skizze von Marie Solzer.

Nachdr. verb.

Das Leben ist das reine Hürdenrennen," schloß der junge Sportsmann seine Betrachtungen, „überall richtet das Schicksal oder der Zufall, oder die Vorsehung Hindernisse auf, die man nehmen muß, um vorwärts zu kommen."

"Kann man sie nicht leicht umgehen," meinte der kleine blonde Advokat, den schwarzumrandeten Zwider mit der Taschentuchede pfeufend, „immer vorwärts schauen, alles zu übersehen trachten, nichts außer acht lassen, all die tausend feinen Fäden des Geschehens in der Hand zu halten suchen, dann steht man plötzlich vor einem tiefen, schneeberwehten Abgrund oder vor einer steilen Wand. Ein guter fachkundiger Jägersmann oder ein Geologe freilich läßt sich von solchen Dingen nicht überraschen wie etwa ein waghalsiger Tourist; er wittert sie, möchte ich fast sagen ebenso wie ein wirklich Vorausdenkender vor jeder Gefahr ahnend abbiegt oder unmerklich retiriert und ihr aus dem Wege geht ohne Kraftvergeudung — das ist Lebenskunst."

"Nein, die Hindernisse, die Abgründe und steilen Wände laß ich schon gelten," sagte der Herausgeber einer bekannten Revue, „die stärken unsere Kraft. Unsere Geistesgegenwart lernt sozusagen blühtartig arbeiten; das Überwinden jeglicher Gefahr läßt immer ein Stück Befriedigung zurück; ein Unterliegen spornet zu neuer Arbeit an. Aber die kleinen Schrakeln und Zwischenfälle, die Stimmungsverderber, die plötzlich von irgendwo in unser Leben hineinlachen mit spöttisch geschminktem Clownsgezicht, die bringen uns aus der Fassung. Wer hätte nicht schon einmal unter solcher Schicksalsstunde zu leiden gehabt? Wer hätte es nicht schon veripart im höchsten Affekt — oder wenn ein Gefühl langsam allmählich zum Greifenden anschwillt, das hämische Bajazzolachen, das Funkeln schelmischer Koboldsaugen, das uns aus allen Himmeln reißt. Versteuert oft — zum Wahnsinnigwerden manchmal, und dann nach Wochen, vielleicht auch Jahren laßt man darüber — oder lächelt wehmütig — je nachdem. Es wäre ohnedies nichts geblieben als die Erinnerung, die schließlich auch verblaßt — so oder so."

"Herr Doktor, bitte, erzählen Sie uns jenes Erlebnis. Ich weiß, Sie denken an eine ganz bestimmte Episode Ihres reichen Lebens, das zeigt schon das dunkle Ausleuchten Ihrer Augen, trotz der philosophischen Rede von Resignation, die Sie gern über alles breiten," sagte der dicke, kurzatmige Apotheker.

"Ja, ja," meinte der andere, „eine ganz alltägliche Geschichte, wie sie jedem von uns ein Duzendmal passiert — oder öfter — eine Episode, der jener Späsmacher des Schicksals die Spitze abbrach, und vielleicht deshalb bleibt der Stachel eine Weile in uns stecken und regt sich zuweilen oder wandert wie eine verichludte Nadel."

Kellner, zwei Flaschen Burgunder! Sie sind meine Gäste, meine Herren, ich will Sie im voraus milde stimmen, denn was ich erzählen will, ist nichts als eine Illustration meiner Behauptung, machen Sie sich also auf nichts besonderes gefaßt. Es ist keine Geistergeschichte. Ich glaube, ein moderner Mensch kann Wunder fühlen — aber Wunder schauen kann er nicht!

Vor Jahren, ja ich kann's ruhig gestehen, ein Jahrzehnt liegt dazwischen, da liebte ich eine schöne junge Frau mit rätselhaften Augen, die das merkwürdigste Spiel trieben, das ich gesehen. Die ganze weite Stala der Empfindungen spiegelte dieses Augendaar. Zuweilen lag eine Kälte darin, die der Grausamkeit nahe verwandt ist, und ein andermal lachten sie übermütig, auch wenn das ganze wie aus Eisen ein gemeißeltes Gesicht reglos blieb und nicht das leiseste Zucken um die Mundwinkel ihr Denken zu verraten schien, und wieder ein andermal glühten sie wie verglimmende Kohlen — warm — sprühend —

funkelnd. Wir sahen uns ab und zu in Gesellschaft förmlich — offiziell Ein Tanz, eine Plauderei beim Souper in Gegenwart vieler — das war alles. Ob sie mir gut war, ich wußte es nicht.

Und einmal saß ich abends in meinem Bureau und arbeitete. Die Sprechstunde war längst vorüber, und niemand durfte mich stören. Da bringt mir der Diener ihre Karte. Sie folgt ihm auf dem Fuße. Auf meine erstaunt freudige Miene bittet sie, dem Diener nicht zu zürnen, er habe ihr trotz seiner strengsten Miene nicht imponiert und sie habe sich eben nicht abweisen lassen; eine Sammlung zu einem wohlthätigen Zweck, die sie notgedrungen übernehmen mußte, führte sie her. Es habe sie ohnedies Ueberwindung und Herzklopfen gekostet, sich in so einen Herrenzwinger hineinzuwagen, ein zweitesmal brächte sie dieses Wagemut nicht fertig — und deshalb —

Ich schob ihr ein Fauteuil hin, denn sie war außer Atem. Ja, eine lästige Aufgabe! Schon das hundertmal „bitte" sagen, auch wenn es für andere sei, empfinde sie als — als eine Demütigung. Dabei spielte sie verlegen mit einem kleinen schwarzen Heft und legte es dann auf das kleine Tischchen. Ich zeichnete eine fabelhaft hohe Summe. Sie sah mich lächelnd an, und das „danke" klang so warm und herzlich, daß ich es fast wie eine Liebeslosung empfand. Wir plauderten dann über allerhand Nichtigkeiten. Ihre Augen, freundlich anfangs, bekamen Feuer, jenes dunkle, warme, funkelnbe Feuer verglimmender Kohlen und tief — tief im Hintergrunde ab und zu ein Ausleuchten wie das Emporschwellen einer erstühten Flamme.

Es verrät eine merkwürdige Unkenntnis der menschlichen Natur, daß sich die Meinung verbreitet und eingewurzelt, daß der Liebe ein Kampf vorausgehe, ein Werben auf der einen Seite, ein Sichwehren auf der anderen. Daß man das förmlich als ein Postulat der sogenannten Anständigkeit hingestellt. Ich weiß auch nicht, ob es eine Liebe auf den ersten Blick gibt — ich weiß nur, daß eine stimmungs-volle Stunde all die Gefühle, die tief in unserem Herzen schlummern, unbewußt vielleicht — vielleicht schweigend, wachstüßt wie der warme Frühlingwind die fest geschlossene Knospe zur duftenden Blüte.

Unmerklich, fast wie selbstverständlich kamen wir auf den Umwegen allgemeiner Gesprächsthemen auf unsere Auffassung von Glück — auf die Sehnsucht, die in jedem jungen Menschen lebe wie eine Naturkraft.

Hatte sie es gesagt oder ich — oder wir beide? Ich weiß es heute nicht, ich wußte es damals nicht.

Leise stahlen sich die letzten Strahlen der untergehenden Herbstsonne in die Stube, vergoldeten ihr Haar, das merkwürdig glimmerte. Ihre Augen blickten mich weltverloren an, und tief drinnen schimmerte es wie eitel Sehnsucht. Sie war so süß in jenem Augenblick, so haltlos süß wie eine Pfirsichblüte auf schwankem Ast, die ein schmeichelnder Wind entblättert. Die Sonnenstrahlen, die sie lieblosend umspielten, verschwanden, und die Dämmerung schlich sich auf leisen Sohlen ins Zimmer, legte sich um unser Denken und Fühlen, machte uns doppelt empfänglich und empfindsam, so daß unsere Seelen ineinanderklangen wie ein wunderbares Märchenlied, losgetrennt von allem ringsumher. Wir schwiegen — sie und ich. Dann nahm ich leise, leise ihre kleine Hand in die meine. Sie sah vor sich hin und lächelte. Es war das Lächeln des Glückes, das ich einmal sah und niemals wieder.

Da wird die Tür aufgerissen, und der Metteur en page, ein guter Kerl, er ist noch immer bei meinem Blatt, aber ein unverbeßlicher Störenfried, stürzt herein: „Herr Chefredakteur, es fehlen mir nur noch hundertfünfzig Zeilen Literatur!" — — —

Wie unsere Köchin uns erhalten blieb.

Von Hedwig Neumann.

(Nachdr. verb.)

Ich wollt' Madam' man bloß sagen, daß ich zu Michaeli abgeh, also von nu in sechs Wochen. So sprach Trina, unsere Köchin indem sie, auf der Schwelle des Salons hin und her wiegend, die Bänder ihrer Küchenschürze verlegen um die Finger wickelte. Ich sprang bestürzt auf. „Aber was ist denn passiert? Weshalb willst du fort?“

„Gott Madam, wegen Ihnen is 's ja nich und wegen 'n Herrn auch nich, denn gut hab' ich es hier gehabt, das kann ich nich anders sagen, un ich weiß 'n ganzen Berg Mädchens, die es nich so gut haben.“

„Na also, Trina?“ fragte ich.

„Gott Madam — wenn der Mensch es auch noch so gut hat — der Mensch will doch auch mal zu 'n Ziel kommen, nich? Und eigner Herz ist Goldes wert, hat mein Pabding immer gesagt —“

„Ach, du willst heiraten?“

„Mad. m' hat immer allens gleich 'raus, jedereiner is nich so klaut, wie Madam,“ sagte Trina in der Absicht, mir zu schmeicheln. „Und wer ist es denn?“

Trina antwortete nicht, denn von der Küche drang eben ein schwacher brenzlicher Geruch herein; sie schnüffelte mit ihrer stattlichen Nase erst einen Augenblick sachverständig in der Luft herum, um dann mit Händeringen und mit dem Kufe: „Jesus, de Pannkoken!“ hinauszufrühen. Ich folgte ihr nicht. Was waren mir jetzt die Pfannkuchen! Nichten sie doch verbrennen! Um meine Konfessionierung ganz zu begreifen, muß man wissen, was mir Trina war. Sie ist einfach eine Perle und ihresgleichen gibt es nicht, hatte meine gute Mutter gesagt, als sie bei meinem Abschied vom Elternhause großmütig auf ihre langjährige Stütze verzichtet und sie mir in mein neues Heim mitgegeben hatte. Und die Perle hatte sich auch in der neuen Fassung als echt bewährt. An mir, die sie schon als Kind gekannt, hing sie mit rührender Treue, dazu war sie von ziemlicher Sauberkeit, und schließlich lockte sie vorzüglich. Das waren ihre Tugenden. Fehler hatte sie eigentlich gar nicht. Eine gewisse Beschränktheit in allen Dingen, die nicht wirtschaftliche Fragen betrafen, und eine starke Neigung zu längeren Reden, das sind doch keine Charakterfehler. Ihr Neufertes freilich ließ zu wünschen: Sie hatte fast gar keine Haare mehr, d. h. auf dem Kopfe; auf der breiten Oberlippe dagegen sproß ein zierliches Bärtchen, das den Reiz jedes Fräuleins erregen konnte. Auch die Zähne waren sehr schäbhaft — Trina war über 45 — und die Ohren strebten entchieden vom Kopfe weg; aber was schadete das alles, sie war doch eine Perle. Uebrigens ahnte sie selbst gar nicht, daß ihr Neufertes nicht den Schönheitsgesetzen entspricht, und ich wußte aus ihrem eigenen Munde, daß sie sich, besonders Sonntags, wenn sie ihr „laienwammsches Zeug“ anhatte, für eine sehr „staatliche Person“ hielt.

Am Nachmittage erfuhr ich von der sanft Erdörterden, daß „er“ der Kohlenmann sei, der schon längere Zeit „bei uns kommt.“

„Gehört ihm selbst denn das Geschäft?“ erkundigte ich mich.

„Ne, er fährt man bloß, aber wenn wir nu heiraten tun, denn woll'n wir'n litten Kohlenhandel anfangen in'n Keller, un was sein jetziger Herr is, der soll ihm denn Kohlen in Kommission geben.“ —

„Wenn er's nur ehrlich meint, Trina, und dich nachher nicht sitzen läßt.“ — „Ja, was sollt' er man nich, Madam,“ sagte Trina fast beleidigt, „ich bün doch kein Kind nich mehr und wegzuverfen brauch' ich mir meinswegen auch nich an'n ersten besten, wo ich doch fünfhundert Reichsmärk auf Sparrasse hab'; aber was'n ornlichen Menschen is, dem sieht man es doch meinswegen gleich an die Augen an. Un ich weiß 'n ganzen Berg Männers, die nich so sünd — so solide, mein ich. Aber so is mein Klas nich, ne, ne, der is ganz un gar nich for's Neufertliche und hat auch auf'n Sonntag in Wachtmann's Salon bloß mit mich getanzt.“

„Du hast ihn also im Tanzlokal kennen gelernt?“

„Ne, kennen tu ich ihn all lang, ir dem daß er hier in's Haus immer Kohlen fährt, aber angesprochen hat er mir erst lekten Sonntag bei Wachtmann. Ich verzählte grade an die Zette von oben, die auch da war, daß ich nu fünfhundert Reichsmärk auf Sparrasse hätt und daß meine Madam' mich das Buch aufbewahren tät, weil daß es in meine Kommode doch nich so sicher wär'. Also wie ich sie das so verzählen tu, weil daß nämlich die Zette immer allens for Staat ausgehen tut un immer so aufgedonnert geht, daß man meint wunder was, un is doch gar nix hinter un hat nich mal was auf Sparrasse — also, was ich man noch sagen wollt' — ja — un er muß ja woll schon in die Nähe gestanden haben un gehört haben, was ich die Zette for verständige Ratichläge gab, un mit einmal sagt er: Fräulein, sagt er, sünd Sie schon ankaufiert? Ne, sag' ich, un dann ging das los, un dann hat er den ganzen Abend mit keine andere getanzt, un wie's nu aus war, da hat er gefragt, ob er mich vielleicht nach Hause bringen dürfte, un da hab' ich gesagt, daß würde mich sehr angenehm sein. Und wie wir dann beinah zu Hause sind, da sagt er, er möchte mir so schredlich gern leiden und ob ich ihn vielleicht auch gern leiden möcht'. Un er wär' kein Freund vom vielen Sprechen, aber denken tät' er dafür desto mehr.“

Wir hiege ein leiser Argwohn auf über das, was in Klas Augen Trinas wahren Wert ausmachte, aber ich mochte der Glücklichen

keine Illusion rauben und sagte daher nur: „Jedenfalls wirst du ihm kein Geld geben, bevor Ihr verheiratet seid.“ Aber da kam ich schon an. „Ja, der will ja gar kein Geld nich haben,“ rief Trina entrüstet, „der hat doch selbst was.“ — Schließlich erreichte sie von mir noch die Erlaubnis, daß „er ihr mal besuchen kommen dürfe,“ obwohl es gegen unsere Hausordnung war. —

Am nächsten Sonntag pünktlich um die Besperzeit traf Klas ein. Das erfreuliche Ereignis wurde mir von Trina sofort gemeldet; die nicht ganz korrekte Form, in der das geschah, hielt ich ihrer Erregung zugute. Sie steckte nämlich den Kopf durch die Salontür und rief, unbekümmert um den gerade anwesenden Besuch, freudestrahlend herein: „Madam! Eben is hei kamen!“ — Trina sprach immer Plattdeutsch, wenn sie aufgereggt war, es kam ihr mehr vom Herzen. Von unserm Korridor ging ein Schiebefensterchen nach der Küche, durch welches man unbemerkt hineinsehen konnte. Ich widerstand der Versuchung nicht, mir den anzusehen, der Trinas Herz so schnell erobert hatte. Er saß auf der Küchenbank und trank schweigend aus Trinas großer Kaffeetasse, von Zeit zu Zeit von dem Mundstück Hamburger Weißgebäck abbeißen, das sie ihm gestrichen, und die Stüde bedächtlich und ansehend in ernste Gedanken versunken mit seinen großen Zähnen zerkauend. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, etwas groblosig aussehend, mit kleinen, unangenehm zwinkernden Augen und einem großen, struppigen, schwärzlichen Schnurrbart. Ich vermutete, daß dieser Schnurrbart eine nicht unbedeutende Rolle in Trinas Liebesleben gespielt hatte. Sie saß ihm gegenüber und sah mit glühenden Wangen schweigend und ehrerbietig zu, wie er Kaffee trank. Keines von beiden sprach ein Wort.

Mehrere Tage waren seit diesem Besuche vergangen, da bat mich Trina um ihr Sparrassenbuch, „weil daß sie sich doch 'n büschen Klebasse und so'n Kram anschaffen müste.“ „Aber du hast ja noch dein Vierteljahrsgehalt,“ wandte ich ein.

„Datt's nich genug.“

„Dann will ich dir, was du mehr brauchst, vorstreden, damit du keine Zinsen verlierst.“

Aber Trina war auch mit diesem gutgemeinten Vorschlage nicht zufrieden, sie kam mir überhaupt sehr verlegen vor und gestand mir endlich auf mein Inquirieren, „dat he dat hebben wull“. Jetzt wurde ich ernstlich böse und verweigerte ihr das Buch auf das Bestimmteste. „Sage ihm, der Herr habe es eingeschlossen und den Schlüssel vom Geldschrank mit auf die Reise genommen.“ Sie machte noch einige schüchterne Einwände, doch schließlich fügte sie sich. In den nächsten Tagen aber fing sie wieder davon an, diesmal dringender und sichtlich von „ihm“ aufgeschwemmt. „He wull mi dat nich gleuwen un he mutt dat Bauk unner alle Umständen in sin Hänne kregen.“ — Es schien, Klas konnte auch den Mund austun, wenn es nötig war.

„Aber du sagtest doch, er brauche kein Geld von dir, er habe selbst genug.“

„Datt's auch woll richtig, awerst nu er die ganze Einrichtung anschaffen soll, meint er, muß er doch auch 'n Sicherheit haben, daß ich nu nich vielleicht mitens sagen tu: nu mag ich nich un er dann dasigen tut mit die Einrichtung.“

Ich versuchte vergeblich, ihr klar zu machen, wie wenig sichhaltig das alles sei, daß Klas auch gar nicht an ihrer Treue zweifle und daß im Gegenteile sie selbst, sobald sie das Buch aus Händen gegeben, diejenige sei, die keinerlei Sicherheit habe. Schließlich ermüdete mich ihre Sturheit und ihre Unfähigkeit, meine gute Absicht zu begreifen, und ich händigte ihr das Buch ein. Da sie mich aber dauerte in ihrer Vertrauensseligkeit, so ließ ich mir „so wahr sie selig werden wolle“, von ihr versprechen, daß sie das Sparrassenbuch nicht aus den Händen gebe. Ich umgab diesen Akt mit einer gewissen Feierlichkeit, deren Wirkung auf Trinas Gemüt ich sicher war. Richtig gab sie mir das Buch auch nach ein paar Tagen zurück, es war jetzt nur noch dreihundert Mark wert. Klas war zwar erst etwas beleidigt gewesen, hatte sich aber dann großmütig mit dem erhaltenen Gelde begnügt, d. h. vorläufig; nach dem ersten Aufgebote „mutt he dat Bauk kregen“. — „Das wird sich finden,“ sagte ich zu Trina.

Von nun an erfreute mich Trina täglich mit der genauesten Beschreibung der neuen Einrichtungsstücke, die Klas für den künftigen Haushalt angeschafft hatte. „Da soll'n Kommode sin mit blanke Elöffers, so wie an unjer Bussch welche sind, un das hab' ich mir all fest vorgenommen, Madam', puzen tu ich die nich, da werden sie man bloß rostig von, ich reib' sie bloß mit'n trocknen Lappen ab.“

„Warum kaufst du denn nicht selbst die Möbel mit ein oder siehst sie dir wenigstens in deiner künftigen Wohnung an?“ fragte ich.

„Soll ich ja nich,“ sagte Trina seelenvergnügt, „soll ja grad'n Ueberrastung für mir sein, un Klas meint auch, das schidte sich nich für'n anständiges Mäten, in'n Junggesellen sein Wohnung zu gehn.“

Zwischen mehrten sich die Anschaffungen; bald war es eine Waschküschel, bald ein Kochtopf, binnen un buten mit Glafir an,“ den mir Trina eingehend beschrieb, obwohl sie selbst alle diese Herrlichkeiten mit keinem Auge gesehen hatte. Ich sah mich mit schwerem Herzen

nach einem Erfas für Trina um, denn der gefürchtete Zeitpunkt rückte bedrohlich nahe. Da eines Sonntagabends brach die Katastrophe herein. Mein Gatte und ich waren von einem Ausflug nach Hause gekommen. Wir fanden Trina, die wir noch lange nicht von ihrem sonntäglichen Ausgange zurückgelaufen hatten, auf der Küchenbank im Dunkel zusammengesunken, mit wirrem Haar und bleichem, tränenüberströmtem Gesicht. Auf unsere erschrockenen Fragen erfuhren wir dann die ganze trübselige Geschichte.

Klas, der sonst immer den Sonntag mit ihr zusammen verbrachte, hatte sich für heute beurlaubt gehabt, weil er von einem Freunde, einem Matrosen von der „Kolumbia“, eingeladen sei, der schon morgen wieder in See müsse. Der Grund war für Trina einleuchtend gewesen, um so mehr, als sie schon lange den Plan in ihrem treuen Busen hegte, ihr künftiges Heim einmal zu inspizieren. Und so hatte sie sich denn trotz Klas' strengem Verbot (er war ja nicht zu Hause und konnte es nicht erfahren) heute Nachmittag nach der Vierländerstraße aufgemacht. Von unserer Wohnung war es eine Meile bis dahin, aber wenn sie auch nur durchs Fenster gucken konnte, es gelang ihr doch vielleicht, ein oder das andere Stück von „ihren Möbeln“, vielleicht gar die wunderbare Kommode mit den blauen Schließern zu sehen und sich daran zu freuen. Nach langem Suchen hatte sie endlich den Keller entbedt und zu ihrem Erstaunen die Tür offen gefunden. Sie war vorsichtig hinter gegangen, als ein wüstes Gejohle, wildes Singen, Lachen und Schreien an ihr Ohr drang. Durch die Glascheibe der angelegten Zimmertür konnte sie alles sehen. Arme Trina! Sie sah mit einem Blide all ihre Hoffnungen zertrümmert. In der Stube war weder von einer Kommode, noch sonst von neuen Möbeln etwas zu entdecken, nur ein alter geleimter Tisch und zwei Rohrstühle bildeten das Meublement. Zu dieser Armseligkeit stand die ausgelassene Lustigkeit der Versammelten in merkwürdigem Kontrast. Im Zimmer befanden sich drei junge Burtschen, die angeheitert teils auf, teils unter dem Tische saßen; am meisten betrunken aber schien Klas selbst, der mit einem Mädchen, „so'n ganze freche Deern mit abgeschüttelte Haare“, in der Stube herumtanzte. Auf dem Tische wie auf dem Fußboden lagen und standen silberhalsige Champagnerflaschen, und „ortlich'n Kühler hatten sie dazu stehen, so wie auf unfer Bussch ein steht, un wie ich reinfam, da waren sie grade bei und sangen: Olsch Trina soll leben, un ehr Spurrbart daneben.“

Da waren dem törichten alten Kinde denn doch endlich die Augen aufgegangen. Sie hatte plötzlich Mut gefaßt und war nähergetreten, mitten unter die wüste Gesellschaft. Es folgte nun eine unbeschreibliche Szene. Trina wehrte die betrunkenen Burtschen, die sich sofort anschickten, einen Freudentanz um die „reiche Braut“ anzuführen, gelassen von sich ab und wandte sich, das Mädchen keines Blickes würdigend, an Klas, der, plötzlich ganz nüchtern geworden, versuchen wollte, sie zu begütigen. Auf ihre Frage, wo die neuen Möbel seien, erwiderte er kleinlaut, sie seien noch nicht angeschafft, aber schon morgen — Sie hatte ihn gar nicht ausreden lassen, sondern kurz ihre zweihundert Mark zurückverlangt, worauf die ganze Gesellschaft in ein unausslöschliches Gelächter ausgebrochen war. Da hatte sie sich ohne ein weiteres Wort zum Gehen gewandt, aber Mut und Beschämung hatten sie so sehr übermannt, daß sie nur mühsam den Ausgang gewinnen konnte. Aus den rohen, höhnischen Zurufen, die ihr nachgeschand wurden, gewann sie dann die Ueberzeugung, daß Klas sich ihr nur genähert hatte, um ihre Ersparnisse zu erschwindeln, die

er bis auf den letzten Pfennig verjubelt, und daß das Mädchen seine ältere Geliebte sei, mit der er nach Empfang des übrigen Geldes auf und davon gehen wollte. Letzteres wurde ihr draußen noch durch einige von dem Lärm herbeigelodete Nachbarn bestätigt, die ihr mitteilten, daß Klas schon lange die Absicht habe, nach Amerika auszuwandern, und nur noch auf eine Erbschaft von dreihundert Mark gewartet habe, die ihm in nächster Zeit ausbezahlt werden sollte. — Halb ohnmächtig vor Aufregung hatte sich die Ärmste dann nach Hause geschleppt. Fast demütig sah sie da, nachdem sie die ganze tragikomische Geschichte erzählt, abwechselnd meine Hände küssend unter beständigen Selbstvorwürfen: „Wat bün id blos däsfig west! Un wem 't nich noch so'n gaude, klauke Madam hätt', dann wär' mein büschen Geld woll ren all! Herrsch, vor min suer verdientes Geld Champagner to löpen!“ — Ich brachte es nicht fertig, ihr noch extra Vorwürfe über ihren Leichtsin zu machen; was hätte es ihr auch genügt, zu wissen, daß ich dies alles fast genau so vorhergesehen? Ich versprach ihr, um sie zu trösten, daß wir sofort Schritte zur Bestrafung des Betrügers tun würden; aber darum war es Trina durchaus nicht zu tun. Mit der Polizei und dem Gericht in Verührung zu kommen und gegen den Treulojen als Klägerin aufzutreten, das erschien ihr als der Gipfel des Schrecklichen, das sie heute erlebt hatte, und sie beschwor uns unter Tränen, es ihr zu ersparen. Wir mußten schließlich nachgeben, obwohl es uns sehr gegen den Strich ging, daß der freche Burtsche ohne Strafe davonkommen sollte.

Von diesem Tage an war Trina wie verwandelt, ihre Hochachtung vor meiner besseren Einsicht hatte sich durch diesen Zwischenfall so ungeheuer gesteigert, daß sie sich willig in alle Anordnungen fügte, die ihre „klauke Madam“ zu treffen für gut findet. Es steht fest bei mir: eine neue Liebe wird nicht mehr über Trina Macht gewinnen.

Ob sie aber noch an den Betrüger denkt, ihn vielleicht noch liebt, trotz alledem? Häufige Tränen Spuren, die bei meinem Kommen stets sehr hastig entfernt werden, lassen es

fast vermuten. Wer wollte so ein altes treues Herz ergründen? Wer vermag selbst die Vorgänge im eigenen Innern genau zu ergründen? Gab ich mir doch auch nicht genau Rechenschaft darüber, ob sich nicht in mein Mitgefühl für Trinas Schmerz auch ein klein wenig — gewiß nur ein ganz klein wenig Freude mischte, daß ich meine Perle nun wieder behalten durfte.

Unsere Bilder.

Auf den Bergabhängen von Chamonix steht der Winterport dank dem starken Schneefall und der anhaltend kalten Witterung der letzten Wochen, jetzt wieder in voller Uebung. Einen Skiläufer in voller Ausrüstung veranschaulicht die Illustration auf der Titelseite. — In Tokio ist dem Schöpfer des modernen Japan, dem Marquis Ito, ein Denkmal gesetzt worden (siehe S. 388). Ito, welcher der „Bismarck Japans“ genannt wurde, ist im August 1909 durch einen Anarchisten ermordet worden. — Das deutsche Kronprinzenpaar hat auf seiner Reise nach Ostasien auch das berühmte Heiligum der Buddhisten, den Tempel in Palakelly bei Kandy auf Ceylon, besucht. Das Bild auf Seite 389 zeigt den uralten Tempel. — Zum Schluß bringen wir eine Momentaufnahme von Schießübungen einer Maschinengewehrabteilung von Bersaglieri, der italienischen Alpenschutztruppe.



Uebung einer Maschinengewehrabteilung von Bersaglieri in hügeligem Gelände.

Nach einer phot. Originalaufnahme.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 50.

Sonntag, den 11. Dezember

1910

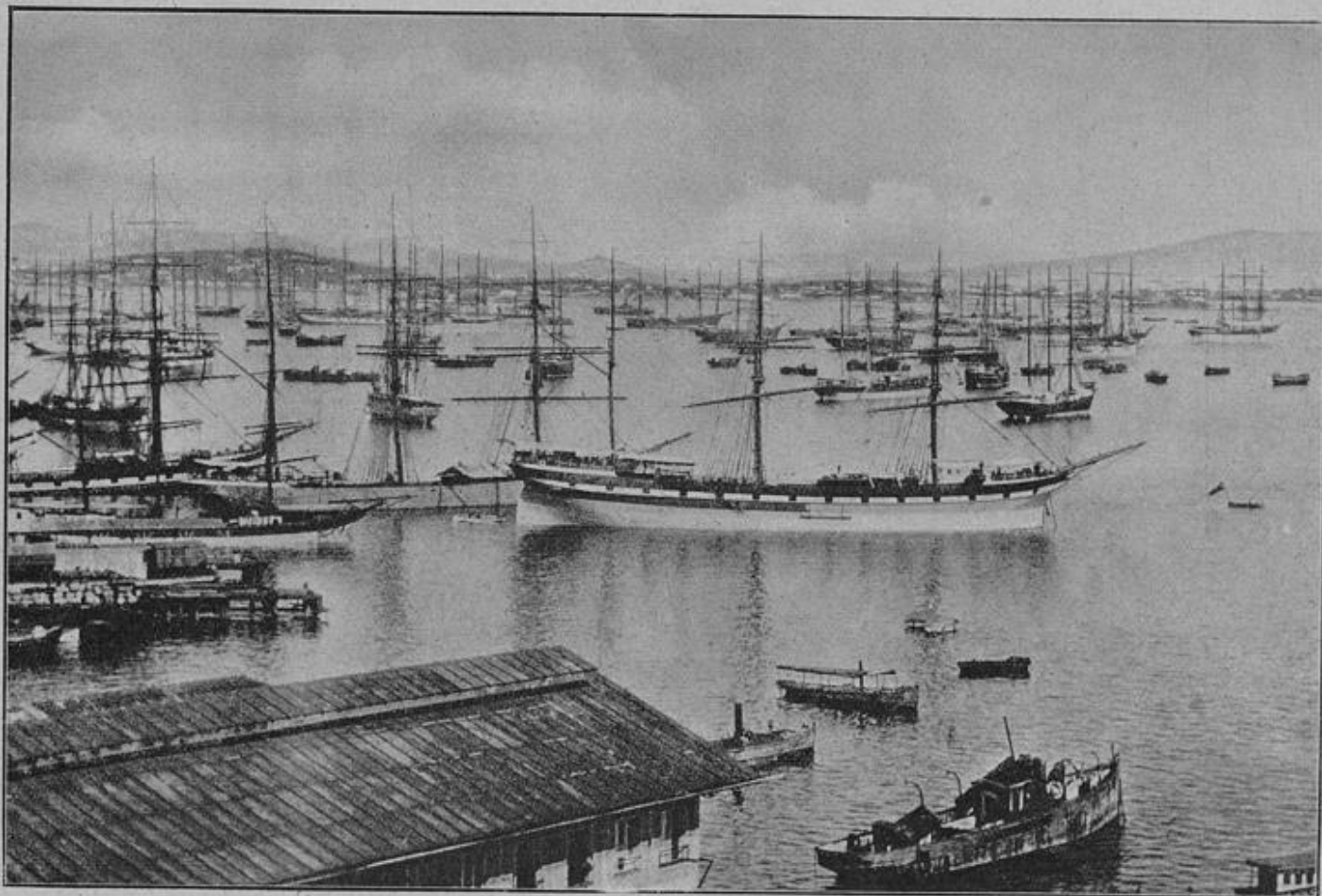
Das lebende Bild.

Novellette von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen, eine Runde von neun bis zehn älteren Herren, in unserem behaglichen Klubzimmer im „Lorbeerkranz“ zusammen und erzählten uns etwas. Der „Lorbeerkranz“ ist ein Gasthaus älteren Schlages, ohne modernen Firlefanz. Birt — Bedienung — Essen — Zimmer — alles gediegen und solide, recht für uns Grau- und Weißköpfe passend. Wir haben alle dereinst bei derselben Waffe gedient, die einen ganz beruflich, die andern „in Reserve“, — einige von uns haben Güter in der Provinz, in Amt und Würden ist wohl keiner mehr; verheiratet sind die meisten. Wenn es irgend angeht, halten wir den

warm, — das gute Essen war vorüber, desgleichen eine ziemlich hitzige Debatte zwischen viere von uns... die leidige Politik natürlich, wobei die notleidenden Agrarier und die gewesenen Artillerieoffiziere schmerzlich aneinanderprallten. Jetzt stand nur noch das gute Trinken, eine gediegene Bowle, auf dem Tisch und die harmlose Plauderei auf der Tagesordnung. Ein halb Duzend gute Zigarren, ein paar Zigaretten und zwei kurze Pfeifchen glühten und gaben einen feinen bläulichen Rauch und einen für „ausgepöchte Schote“ höchst angenehmen Geruch her. Kieftig gemütlich war es also.



Der Hafen von Janeiro, in dem sich der Schlusakt der brasilianischen Meuterei, die Ergebung der bei dem Putsch beteiligten Kriegsschiffe an die Regierung, abspielte.

Klubtag — einmal im Monat — möglichst präzis inne und sitzen ein paar Abendstunden im „Lorbeerkranz“ bei gutem Essen und Trinken, eifrig debattierend oder auch nur plaudernd, beisammen.

So denn auch heute. Draußen gab es einen echten, traditionellen Januarfrost mit zwölf Grad Kälte, knirschendem Schnee und frostklar funkelnden Sternen. Hier innen im Klubzimmer war es schön

Ich weiß nicht mehr, wie es kam: mit einemmal waren wir bei sogenannten Spulgeschichten angelangt. Halb lachend, halb bedenklich erzählte dieser und jener dies und jenes, — eifrig hörten die andern zu. Glauben tat ja kein einziger an „so'n Zeug“, wenigstens behauptete das jeder von uns, — schließlich aber redete und hörte sich's so gut an, und man setzte seinen Trumpf drein, zu beweisen, daß

man auch auf diesem Gebiet so allerlei erlebt und gehört oder, wie der Kamerad von Schüchting sich ausdrückte, „ebenfalls einmal einen Geist in der eigenen werten Familie gehabt habe.“

Nur einer aus der Runde tat nicht mit. Der lange Barnewitz tat nicht mit. Saff da, die Henry Clay im Munde, paßte und schmünzelte ganz eigen vor sich hin. Der lange Barnewitz war einer unserer ältesten Herren und sicherlich weitans der reichste unter uns. Alter Geburtsadel, große, schuldenfreie Besitzungen, hochgeachteter Name. Schön war er nie gewesen — aber warum brauchte denn ein Mensch wie er auch schön zu sein? Der konnte sich das schenken, — der konnte es sich getrost leisten, sogar häßlich zu sein. — Und er hat es sich geleistet. Im übrigen ein prächtiger, ehrenhafter, nobler Kerl, dessen Treue, Verlässlichkeit und offene Hand wir alle bereits seit Jahren erprobt hatten. Er war vor kurzem Witwer geworden und hauste mit Tochter und Schwiegerjohn auf dem feudalen Stammgut der Barnewitze, ein paar Meilen von unserer Klubstadt entfernt.

Eine geraume Weile hatten wir ihn ruhig sitzen, rauchen und lächeln lassen... aber diese Beschaulichkeit sollte ihm doch nicht so durchgehen. Einer und der andere warf ein Wort hin: „Barnewitz, so red' du doch auch 'n Ton!“ „Barnewitz, hier bloß als Staffage sich hinpflanzen und schmünzeln, das geht einfach nicht!“ „Jetzt ist endlich mal an Ihnen die Reihe, Barnewitz!“ und so fort. Bis unser Senior, der famose alte Oberst a. D. Krull, mit einem Ohnmesserschen an sein Glas schlug, daß es schrillte, und diffamatorisch verkündete: „Barnewitz hat das Wort! Silentium!“

Der Betreffende wollte protestieren. „Ich? Hab' ja gar nicht ums Wort gebeten! Kann nicht mit Gespenstern und Alopfsgeistern und Totenmeldungen aufwarten! Der Geist, der mir einmal erschienen ist...“

„Also doch!“ „Da haben wir den Salat!“ — „Her mit deinem Geist, Hans Christian von und zu Barnewitz!“ — „Ruhe, Ihr Herren!“

Er sah, — es half ihm nichts. Er schmünzelte wieder, gab seiner Henry Clay einen laugen, widerstrebenden Abschiedskuß und begann wie folgt:

„Ich war so gegen dreißig, da sollte ich laut Familienbeschluss heiraten. Einsehen mußte ich die Notwendigkeit, ich bebaute meine Scholle, unsere Linie durfte nicht aussterben — und ich hatte auch im Grunde nichts gegen das Heiraten. Nur — und da eben sah der Dafen — ich hatte auch nichts rechtes dafür. Verliebt war ich ja ein paarmal gewesen, — aber, das mußte ich einsehen: das, in was ich mich da verliebt gehabt hatte, paßte nicht für mich zum Heiraten und wollte auch keineswegs geheiratet werden. Na, Ihr wißt, ja!“

Also sagte ich meinen beiden Onkels und den drei Tanten, die meinethwegen im Familienrat saßen, sie sollten für mich ein bißchen auf die Brautschau gehen — ich wäre ja im Prinzip nicht abgeneigt, wollte mir aber die Geschichte hübsch bequem machen, — so alles nett auf dem Präsentierteller zurechtgelegt.

Dauerte auch nicht lange, da hieß es: „Hans Christian, wir haben es! Du wirst dich in Brogehen zur Jagd anmelden, das ist ein sich haltiger, plausibler Grund, denn sie haben da wirklich gutes Rot- und Damwild — und dann wirst du dir die Trude von Schönau ansehen, und, wir sind überzeugt, du wirst sie auch nehmen, denn sie ist neunzehn Jahre alt, sehr hübsch, häuslich erzogen und doch gebildeten Wesens. Geld hat sie keines, aber, sieh mal, das schadet wirklich nichts, denn du hast es ja!“ Dagegen war nichts einzuwenden. Brogehen lag in der Nachbarprovinz, sechs Stunden Eisenbahn, etwa zwei Stunden Wagen, — er, der Brogeher, war so ein Onkel von mir im zweiten, dritten Glied; ich hatte ihn vor langen Jahren mal flüchtig bei einem Familienfest gesehen und seither nur dann und wann gehört, es gieng ihm schlecht mit dem Gut — alter, erbeingelegener Besitz, aber heillos heruntergewirtschaftet von den Vorgängern, — Schönau hatte das Gut mit Schulden bis über beide Ohren übernehmen müssen, und Kinder waren, glaub ich, sechs da, — die in Rede stehende Trude Nummer zwei. —

„Na gut!“ sage ich denn und seh' mir meine liebevoll besorgten fünf „Schadchen“ — was ein „Schadchen“ ist, wißt Ihr ja alle! — der Reihe nach an. „Ich werd' mich in Brogehen anmelden und da jagen, ... ich hab' bloß die eine Bedingung: jene Trude darf keine Ahnung haben, weswegen ich eigentlich komme! Kein Mud — kein Hauch von „Brautschau“ und so etwas! Das Mädchel muß unbesungen bleiben, sonst mach' ich nicht mit!“

Die fünf „Schadchen“ versprachen mir alles — ich meld' mich so Ende September zur Jagd an, ganz Rimrod, der ich auch dazumal wirklich war, — bekomme' zulagenden Bescheid und reife. —

Von euch kennt keiner Brogehen? Nein? Dachte ich mir! Na, von üppigen Feldern und Wiesen war nicht viel, und die einmal ganz herrlichen Forsten waren auch schon stark reduziert... aber das Schloß — ja, das konnte sich sehen lassen! Ein soltettes Ding, Rokoko, ... Lage hoch und überichtlich, Park drum herum in hochherrschastlichem Stil — Zimmer natürlich nur zur Hälfte möbliert; für was und für wen soll der arme Kerl einige vierzig Kamenaten standesgemäß möbliert stehen haben? —

Der Onkel von Schönau... tip — top, Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle, die Tante eine feine, verblühte Dame, ehemalige Schönheit, Hofdame, — Komtesse Varenfeld von Geburt. Zwei, drei jüngere Kinder, hübsche, zutrauliche Dingere, kamen zum

Vorschein — von einer herangeblähten Jungfrau fürs erste nichts zu sehen. Ich werde in mein Zimmer geführt, — das ist das schönste Gastzimmer gewesen, was ich vordem und nachdem jemals gesehen habe. Also hoch und groß, mit köstlichem Stuck am Plafond, mit wundervollen abgeblähten blauen Seidentapeten, mit geschweiften Möbeln, die goldene Arme und Beine hatten, — einem Himmelbett, wie ein kleines Rittergut, ganze Wölken von bauschenden weißen Vorhängen drum herum, — mit einer Prachtausicht aus den hohen Bogenfenstern — Park und See und hügeliges Land — und an dem einen Fenster ein soltetter Schreibtisch mit schwerem Polsterstuhl davor... über dem Schreibtisch aber ein Bild... —

Ja — das ist denn nun wohl eine Ahnfrau derer zu Schönau, vielleicht auch derer zu Varenfeld gewesen... eine schlohweiß gepuderte junge Dame in lichtblauem Kleide und weißflüchtigem Besen-tuch, mit einem süßen, rosigem Gesichtchen und Augen, — so Aug, so lieb, so sprechend — — ich stand und schaute und vergaß, mir den Reifstaub abzuschütteln und meinen Koffer anzupacken, um mich zum späten Mittagmahl umzuleiden. Als ich das endlich tat, zog ich mich ganz in die Tiefe des Zimmers zurück, — die wunder-schönen blauen Augen des Bildes waren gar zu lebendige Zuschauer! — Bei Tisch war natürlich die ganze Familie Schönau anwesend, — da gab es mir einen heftigen Schlag aufs Herz: die Trude — Ihr wißt doch — die Trude, die ich „nehmen“ sollte, sah Zug um Zug dem Bilde ähnlich; das da in meinem Gastzimmer über dem Schreibtisch hing! —

Ein sehr hübsches Mädchen also — ein bildhübsches Mädchen! Schlau und raff in dem einfachen dunkelblauen Kleidchen — und schöne Augen, schöne Zähne, ein feines Näschen — Teufel — Teufel! — Mir gefiel überhaupt alles dort im Hause. Das Mahl, keineswegs zufällig, aber vortrefflich zubereitet, schmeckte mir gut — desgleichen der zwar leichte, aber durchaus reine Tischwein, ein ganz trinkbarer Mosel. Die Unterhaltung gieng lebhaft und ungezwungen ihren Weg — Land, Forst- und Bodenverhältnisse, — meine Provinz, ihre Provinz, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen, — die bevorstehende Jagd... alles dies lieferte reichlichen Stoff. Die jüngeren Kinder waren mit bei Tisch, — der älteste Sohn war auswärtig — sie betrogen sich gefittet und wohlherzogen, die ältere Schwester beaufsichtigte sie, wies sie hier und da mit leiser Stimme ein wenig zurecht. Sie folgten ihr auf den Wink und schienen sie sehr zu lieben. Ich erfuhr im Laufe der Tischunterhaltung, daß Gertrud die zwei Jüngsten unterrichtete, eine auch bereits im Klavierpiel — ich erfuhr, daß Gertrud die Suppe gekocht und den Braten gemacht, ich erfuhr, daß sie die hübsche Decke dort gestickt, die schöne Truhe in jener Ecke geschmückt habe. Die Eltern sagten kein Wort davon — die Kinder kamen zufällig damit heraus.

Alles gut und schön... wenn nur sie selbst, die Hauptperson, die Trude, etwas unbefangener gewesen wäre! Aber unbefangen war sie nicht! Dies rasche, verstoßene Hinübersehen zu mir — dies unvermittelte Eröten und die Wimpern senken, — leidige, dunkle, lange waren es! — Dies einsilbige Antworten und plötzlich, wie mit einem innerlichen Rud, sehr lebhaft werdend... es gab mir doch zu denken! Ich hatte so gern, so gern „durch Zufall“ zur Jagd hier hereingeschnitten sein mögen, nicht als angeklagter wahrer freier Mann... fast schien es, als ob letzteres der Fall sei! Hatte einer von meinen fünf „Schadchen“ nun doch nicht meinen Mund gehalten? —

Daß ich aus einem Jäger, Besucher und Beobachter ein Freierrmann werden würde — und zwar bald! — das schien mir angesichts der Trude immer wahrscheinlicher. Versieht mich nur recht: ich war nicht beim ersten Bild bis über beide Ohren verliebt, ich dachte nicht: „Die oder keine!“ Dazu war ich zu alt, zu verständig, zu erfahren — was weiß ich nicht alles! Aber das Mädchen gefiel mir ausnehmend gut, ich sah es gern an, ich hörte es gern mit seinem weichen, lieben Stimmchen reden, — ich war auf dem besten Wege, mich regelrecht zu verlieben. —

Gegen Ende der Mahlzeit kam denn auch auf das Bild, auf die Ähnlichkeit — die Rede. Eine von den kleinen Schwestern regte es an, „der Better Barnewitz“ — so wünschte ich, hier genannt zu werden — habe so erstaunte Augen gemacht, wie er die Trude zu sehen bekommen hätte. Gewiß wäre ihm auch die Ähnlichkeit mit dem Gemälde, das im blauen Zimmer hing, aufgefallen. — Ich wurde ein bißchen verlegen — die Trude wurde es sehr; sie winkte dem unbefangenen Plaudermäulchen ab und wollte lebensgern die Rede auf etwas anderes bringen. Der Vater aber nahm mit Schmünzeln das Gespräch weiter auf. Ja, das sei eine Urgroßmutter seiner Frau gewesen, das Bild wäre famos, und wenn auf Brogehen ein Ahnen-saal existieren würde, so gehörte es da hinein, — aber — leider — es sei keiner vorhanden, und die Trude bestünde darauf, das Gemälde müsse im blauen Gastzimmer bleiben, — da passe es hin, und die jeweiligen Besucher könnten sich daran erfreuen. Ich wollte zustimmen, er wollte noch mehr sagen — da wurde am unteren Ende der kleinen Tafel ein Weinglas umgeworfen. Der Junge, der dieser Untat bezichtigt wurde, erklärte entrüstet, er sei es gar nicht gewesen — die Trude habe es getan. Der schien indes niemand eine solche Ungeschicklichkeit zuzutrauen — es gab einen kleinen Streit, und darüber wurde die Tafel aufgehoben. — — —

Selbstredend wurde an diesem Tage nicht mehr auf den Anstand gegangen — der Hausherr wies mir Hof und Garten, Ställe, Maschinen und Scheunen, wir blieben lange bei den Pferden, es war alles gut und ordentlich gehalten; aber, man sah es deutlich genug: es fehlten die Mittel, die Sache hier und da gründlich zu heben. Mit dem Onkel Schönau redete es sich gut, — er klagte nicht, er erwähnte nur, was ich schon wusste, daß er das Gut arg vernachlässigt und heruntergewirtschaftet übernommen habe, und daß es schade d'rum sei, daß er leider nicht in der Lage wäre, es zu der hohen Kultur zu bringen, die es ganz gewiß erreichen könnte, wenn man ihm gäbe, was ihm zukomme.

Es war nun allmählich dunkel geworden, und ich trug ernstliches Verlangen, wieder ins helle Haus und zu der schönen Trude zurückzukommen. Wenn ich auch nicht sagte . . . auf dem Anstand war ich doch, und ein richtiges Edelwild hatte ich mir ausersehen, — ein so reizendes Schmalzierchen, wie es mir noch nicht vor Augen gekommen war.

Im hellen Lampenlicht sah die errötende Gertrud so entzückend aus, daß es mir anfangs, im Kopf zu kreiseln bei dem Gedanken, ich könnte die zur Frau bekommen! Schönheit allein tut es nicht — Herrgott, nein, ich wusste es! Aber was war gegen diese Wonne von einem Mädchen überhaupt zu sagen? Wußte ich einen — auch nur einen Zug an ihr, der mir nicht gefiel? Nein!! Nun also!! —

Beim Abendessen gab es gute ländliche Speisen, dann wurden die Kinder zu Bett geschickt, eine kleine Bowle aufgesetzt, und wir vier, die Eltern, Gertrud und ich, blieben um den abgeräumten Tisch mit unsern Gläsern, wir beiden Herren mit unsern Zigarren, sitzen.

Meine verehrten Zuhörer — ich weiß es bis zur heutigen Stunde noch nicht, was in der kleinen Bowle, die da harmlos vor uns auf dem Tisch stand, gewesen ist! Sie war gut von Geschmack, und die Trude hatte sie gebraut — das genügte mir, um mich mit einer gewissen Begeisterung ihr zu widmen. Sie kennen mich aber hier fast alle seit meinen Jugendjahren — nun tut mir die Liebe, und sagt mir: war ich ein trinkfester Stumpen oder nicht? Könnte ich 'n gehörigen Schuß vertragen, oder konnte ich nicht? — Euer beifälliges Gemummel ehrt mich und bestätigt meine Annahme! Ich hatte schon damals Leistungen bei Trinkgelagen hinter mir, die mir einstimmige Anerkennung bei Sachverständigen eingetragen hatten — diese Bowle schien mir sehr harmlos, und wenn ich viel von ihr trank, so hatte ich kein Arg dabei. Die schadete mir nichts! — Wir unterhielten uns sehr animiert, — und daß die Mama bald schlüfrig wurde und die Wassen streckte, fiel mir weiter nicht auf. Die Frau war sehr schwächlich, war den Wein nicht gewohnt, hatte in der Wirtschaft, mit den Kindern viel zu tun . . . sie hat, ich möge es nicht übelnehmen, wenn sie sich zurückzöge, sie sei fürchtbar müde. Ich nahm es nicht übel — sie zog sich zurück, und wir drei blieben zurück und tranken die Bowle leer. Der Löwenanteil kam auf mich, der Hausherr war sehr mäßig, und die Trude nippte nur so wie ein Vögeln, das den Schnabel ins Futterglas steckt. Ließ ihr natürlich reizend, wie alles, was sie tat. Sagte ich schon, was für Haare sie hatte? Nein? Pardon! Also braune, glänzende, schöne — um Ohr und Schläfen und Nacken immer ein Ringelchen neben dem andern. Sehr hübsch — sehr hübsch! —

Wie nun so 'ne kleine Stehuhf mit 'nem ganz hellen, frechen Stimmchen zwölf Schläge tut, da fahr' ich empor: Herrgott, wir wollen morgen früh auf die Jagd — und die Bowle ist auch zu Ende — und das kommt davon, wenn ein so reizendes Mädchen da ist — und nun schleimigst gute Nacht! Der Hausherr bringt mich auf mein Zimmer, und zuvor sag' ich: „Gute Nacht, allerhöchste Rufine! — und küsse der Trude die Hand. Das will sehr viel sagen bei mir, ich finde Handküssereien im allgemeinen albern!“

In meinem schönen blauen Zimmer brennt auf dem Schreibtisch eine Stehlampe mit rosenrotem Schleiher, und über dem Schreibtisch hängt das Bild der schönen Ahnfrau und sieht mich an — und lächelt mich an . . . Hans Christian, gib klein bei — es ist um dich geschehen!

Jetzt schon ins Bett gehen? Aber kein Gedanke! Das Fenster aufgerissen und die weiche Luft eingeatmet — zu weich eigentlich — kein Windeshauch — kein Stern am Himmel — kein Blatt flüstert — und nun vor den Spiegel getreten und mich gemustert.

Ja — na!! Für eine Schönheit hatte ich mich nie gehalten, und meine gute selige Mutter hatte oft zu meinem Vater gesagt: „Paul, was hilft es, die Wahrheit zu umgeben? Unser Junge ist recht häßlich, und häßlich wird er auch bleiben, denn, nimm es mir schon nicht übel — er ähnelt dir!“ — Dieser Ausspruch hatte weder mich, noch meinen Vater gekränkt, denn wir waren beide der weitverbreiteten Ansicht, daß es bei einem Mann auf das Gesicht überhaupt nicht ankomme! —

Heute — vielmehr an jenem Abend vor dem Spiegel! — fand ich nun aber doch, daß es eigentlich darauf ankomme — und wie ich mich zögernd vom Spiegel zu dem Bilde umwende, da sieht es aus, als nide es mir lächelnd zu: „Zarwohl kommt es darauf an! Und sehr sogar! Ich weiß das!“ —

Ich starre wie ein geschlagener Mann in das infame Glas, sehe wieder zu dem Bilde zurück . . . Herrgott, wie ist es doch schön! Ist es möglich, daß eine Ur-Urgroßmutter so schön gewesen sein kann? —

Unwiderstehlich, wie mit Händen, zieht es mich zu dem großen Polsterstuhl vor dem Schreibtisch — von ihm aus kann man das Bild natürlich am besten sehen. So — da säße man nun!! — — —

Jetzt sage mir keiner, ich sei eingeschlafen . . . ich war wach, — ganz wach — wenn auch mit eigentümlich schwerem Kopf und schlaffen Gliedern. Frage mich auch keiner, wie lange ich so dageessen habe in dem weiten, weichen Polsterstuhl . . . ich weiß es nicht! Es wird mir nicht leicht, die Augen offenzuhalten, — ich sehe ins rosig verschleierte Lampenlicht — sehe auf das Bild — totenstill ist es um mich her — ich denke: Du kannst ja dein eigenes Herz klopfen hören — versuch' es doch jedenfalls! —

Mit einemmal ist mir's, als dreht sich etwas vor meinen Augen . . . ist es die Wand? Ist es das ganze Zimmer? Es dreht sich — und es bewegt sich — und wie ich recht hinsehe, — da ist das Bild aus dem Rahmen gestiegen und steht lebensgroß vor mir und schaut mich an mit lebendigen Augen. —

Ich will aufspringen — aber ich kann nicht; mir sind die Glieder wie gelähmt. Ich will etwas sagen — aber die Zunge gehorcht mir nicht. Ich sitze da und staune das reizende Wunder an, das sich vor meinen Augen bewegt.

Dem ein „reizendes“ Wunder ist es. Das empfinde ich trotz Schläftheit und Lähmung und allem. Der schlante, gleichmiedige Wuchs in dem leicht fließenden hellblauen Kleide — das weiße, grazios geschlungene Vuientuch, aus dem noch weißer, wie der Schaft einer Blume, der Hals emporsteigt — das schlohweiße bauschige Haar und das kleine Rosengesicht mit den schönen Augen, dem lodenden Munde . . . na — ein Anblick, mit einem Wort. — Ich hole tief Atem und mähle mich, einen Ton aus der Kehle zu bringen, aber das ist unnötig, denn sie regt sich und spricht.

Regt sich nur um ein ganz wenig, indem sie die Hand etwas hebt. Spricht gedämpft, aber deutlich . . . jedes Wort ist zu verstehen. Und ich behalte auch jedes Wort, trotz meines wunderlichen Traumzustandes. —

„Siehe — es ist die Zeit zwischen zwölf und eins — die Geisterstunde!“ sagt die leise Frauenstimme. „Da darf ich herabsteigen aus meinem Rahmen und reden zu den Bewohnern dieses Zimmers, wenn ich es will! Und zu dir will ich reden. Nicht nur eine Urahn dieses Hauses bin ich — sein Schutzgeist auch, bestimmt, über seinen Töchtern zu wachen, wenn ihnen Heil widerfährt — wenn ihnen Unglück droht.“

Ich weiß, weshalb du in dies Haus gekommen bist — sage nichts darüber! Ich weiß es! Eines deiner Kinder sollst du sein — und in schweren Zwiepsalt und Kummer wirst du es stürzen, wenn du dein Vorhaben ausführst. Des Kindes Eltern sind gut und würden die Tochter weder bedrohen noch zwingen . . . aber sie sind arm, — und in ihren Augen wäre ein reicher Eidam ein großes Glück — für die Tochter — für sie selbst — für die übrigen Kinder — für den alten Erbsitz, den sie kaum mehr behaupten können. So würden sie des Kindes töchterliche Liebe zu Hilfe rufen, würden bitten — überreden — das Herz der Tochter zu rühren trachten. — Und dieses Herz, ob es gleich Eltern und Geschwister innig liebt, — dieses Herz . . . es ist nicht mehr frei! Es gehört nicht länger sich selbst . . . einem Nachbarn — John hat es sich zu eigen gegeben, seit mehr als Jahresfrist. Er ist gut und edel und liebt Gertrud . . . o, — wie er sie liebt!! Aber er ist arm, wie sie, und ihre schöne, junge Liebe müssen die beiden vor der Welt, vor den Eltern und Angehörigen verbergen, denn es ist keine Aussicht — keine! — auf Erfüllung ihrer heißen Wünsche! Lassen aber können sie nimmermehr voneinander — es sei denn, daß der Tod sie scheide! — Willst nun du kommen und ihr Herzleid vermehren — das Mädchen zwischen Pflicht und Liebe stellen — vielleicht — vielleicht ein Weib an meine Seite sesseln, das dich nicht liebt, — ein Weib, dessen Herz einem andern gehört? —

Du wirst es nicht — du tust es nicht . . . ich weiß es! Adligen Geblütes nicht nur . . . nein, adligen Sinnes bist du und wirst nicht einen schweren Kummer verhängen wollen über Menschen, die dir nichts zuleide getan, — wirst deine Hand nicht ausstrecken wollen nach eines andern Eigentum! — Darum: Lass' ab von der Tochter dieses Hauses — bewirb dich nicht um sie — pflege des edlen Weidwerks, und zieh' deines Weges, wie du gekommen bist. Die Eltern werden ihre kleine Enttäuschung bald überwinden, und für das Kind dieses Hauses kommt vielleicht — ach — vielleicht! dennoch einmal eine Zeit, da es sich frei bekommen darf zu seiner Liebe und, glücklich, wie es insgeheim jetzt ist, glücklich auch werden darf vor Gott und aller Welt!“

Wie die holde Ahnfrau die letzten Worte gesprochen hat, da habe ich gesehen, wie die schönen Augen sich leicht verschleierten, wie die lieblichen Lippen bebten — da habe ich gehört, wie die Stimme zitterte, als wären die Tränen nahe — sehr nahe. — — —

Und nun wieder ein Drohen und Neigen von Wand und Zimmer, daß es mir im Blick flimmert und im Kopf schwindelt . . . Ich setze mich in meinem Stuhl zurecht, — ich fasse die Seitenlehnen mit beiden Händen . . . ja, der Stuhl steht fest, der Boden unter mir schwankt nicht. Ich muß doch geträumt haben — ich muß! Ich fahre mir über das Gesicht — zupfe herzhaft an meinen Haaren — ja, — es tut mir weh . . . also ich wache — wache wirklich! Meinen Kopf wende ich nach rechts und nach links — da steht rechts die rosenrot verschleierte Lampe — da ist links das halbgeöffnete Fenster — der Spiegel . . . ich hebe meinen Kopf in die Höhe, — da hängt das Bild, das eben noch lebendig war und zu mir sprach, stumm mir zu Häupten und lächelt auf mich herab. —

Wie ich in dieser Nacht ins Bett gekommen und geschlafen habe, das kann ich so recht nicht mehr sagen. Soviel stand fest: im Bett lag ich, als am andern Morgen in aller Herrgottsfrühe an meine Tür gehämmert wurde, ich möge aufstehen, es sei famoseres Jagdwetter! —

Das war es denn auch — und ich erhob mich, des Entschlusses voll, „des edlen Weidwerks zu pflegen“ und dann „meines Weges zu ziehen“, wie des Hauses Schutzgeist mir geraten. Ich kann es nicht anders sagen: mir war ziemlich miserabel zumute, es schien mir so lächerlich, hier wie die Kape vom Taubenschlag abzuziehen, zumal . . . na — gleichviel! Auf der andern Seite aber: um ein Mädchen werben, das einem andern gehört — mein Hab und Gut in die Wag-schale werfen gegen Glück und Frieden dreier Menschenherzen — ja, wohl, — dreier, denn das meinige war auch beteiligt . . . pfui! Der Appell an meine adlige Gefinnung und Ritterlichkeit sollte nicht umsonst an mich gerichtet worden sein! —

Beim Ankleiden vermied ich es tunlichst, zu dem gefährlichen Gemälde hinüberzusehen — ich riß weder das Fenster auf und ließ die klare, kalte Herbstmorgenluft herein — da sah ich am Fuß meines Polsterstuhls etwas Weißes am Boden liegen — eine Kose — halb-well natürlich, aber einen lieblichen Duft ausströmend. —

Die Kose war vor meinem Traum oder vor meinem Abenteuer — wie sollte ich es nennen? — nicht da gewesen, das konnte ich beschwören.

Sie war das greifbare Zeichen meines — jetzt konnte ich es sagen: meines Erlebnisses! Ich steckte sie in die Brusttasche meines Jagd-rodes, — und, meine Herrn und Freunde, wenn ich Ihnen erzähle, und zwar der Wahrheit ge-mäß, ich habe an jenem Mor-gen einen Vog geschossen, — so können Sie dies in einem oder im andern Sinn auf-fassen, — es steht Ihnen frei! Aus „An-stand“ bin ich auf den An-stand gegangen — und mit Anstand habe ich am nächsten Tage des Unfels von Schönau gäst-liches Haus verlassen — ich

ließ mir durch einen guten Freund schleunigst eine von diesen fingierten Depeschen zuschicken, die schon so oft im Leben ihre nützliche Rolle gespielt haben. — Die schöne Trude bekam ich wenig mehr zu sehen in diesen anderthalb Tagen. Ich gab mich viel mit ihren kleinen Geschwistern ab, und das kleinste der Schwesterchen erzählte mir denn auch gelegentlich unter vier Augen, die Trude habe ganz so ein Kleid und Brusttuch und solche Haartane, wie die schöne Anufran auf dem Bilde — sie sei mal auf einem Polterabend in der Nachbarschaft als ihre eigene Ur-Urgroßmutter erschienen und habe viel Beifall gehabt. —

O ja, . . . das konnte ich mir schon denken!! — Dies meine Lieben, ist meine Geistergeschichte. Mit sonstigen Herrschaften von der vierten Dimension habe ich leider keinen weiteren Verkehr zu verzeichnen!

Barnewitz griff nach seiner Henry Clay, aber — „halt, halt!“ rief es aus dem Kreise der Lachenden heraus. „Erst mal noch Rede stehen! Was ist denn aus der schönen Trude geworden?“

„O — die“ — Barnewitz zog sich phlegmatisch die Streichhölzchen heraus und setzte eines in Brand, „die sehe ich ziemlich häufig — die ist sehr glücklich an einen von meinen Administratoren verheiratet. Er bewirtschaftet mein Lieblingsgut Heidsfelden, sie haben reizende, begabte Kinder, und es geht ihnen sehr gut!“

„Das ist dann wohl der Nachbarsohn, der Jugendgeliebte, dieser Administrator — wie?“

„Natürlich!“ sagte Barnewitz lakonisch.

□ □ □

Die Aerztin.

Novelle von Elise Lauffs.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Bahnhof der kleinen Kreisstadt herrschte reg's Leben. Ein Schnellzug war eben angekommen, und von der anderen Seite sollte der zweite gleich einlaufen.

Gepäckwagen fuhren breitspurig über den Bahnsteig. Hier nahm jemand tränentreichen Abschied, dort lachte und scherzte eine Gruppe junger Leute.

Etwas abseits stand ein junges Paar. Er war Student mit einem lederen Schmiss auf der linken Wade, und sie ein hoffnungsvoller Bad-fisch, blondköpfig und rotbackig.

„Ich möchte gleich mit dir fahren, Ernst. Es dauert immerhin noch ein paar Jahre, bis ich mein Abiturium habe und auf die Univerſität komme, dann bist du längst fertig.“

„Weißt du, Grete, es wäre viel besser, du lernst kochen und wirt-schaften; sieh mal, wir haben uns doch lieb, dann wirst du meine Frau. Ihr Frauen könnt doch niemals leisten, was wir Männer fertig bringen. Ich glaube wahrhaftig, seitdem du den abenteuerlichen Gedanken gefaßt hast, Medizin zu studieren, liebst du mich nicht mehr!“

„Doch, doch,“ sagte sie mit einem strahlen-nden, bewun-dernden Blick, „wenn ich heirate, nehme ich nur dich. Aber ich möchte auch können, was du lernst, ich möchte so gern kranken Menſchen helfen. Du mußt mir des-halb nicht böse sein. Ich möchte es be-nah noch lieber als deine Frau werden. Das würde ja auch noch schrecklich lange dauern.“

Etwas ge-tränkt drehte sich der Stu-dent um. „Da kommt der Zug; fürs e-ste werden wir uns nicht wiedersehen, Grete. Deine Zeit wird ja genug mit Studien auf-gefüllt sein, da

wirst du mich bald vergessen. — Adieu!“ Damit wollte er einsteigen.

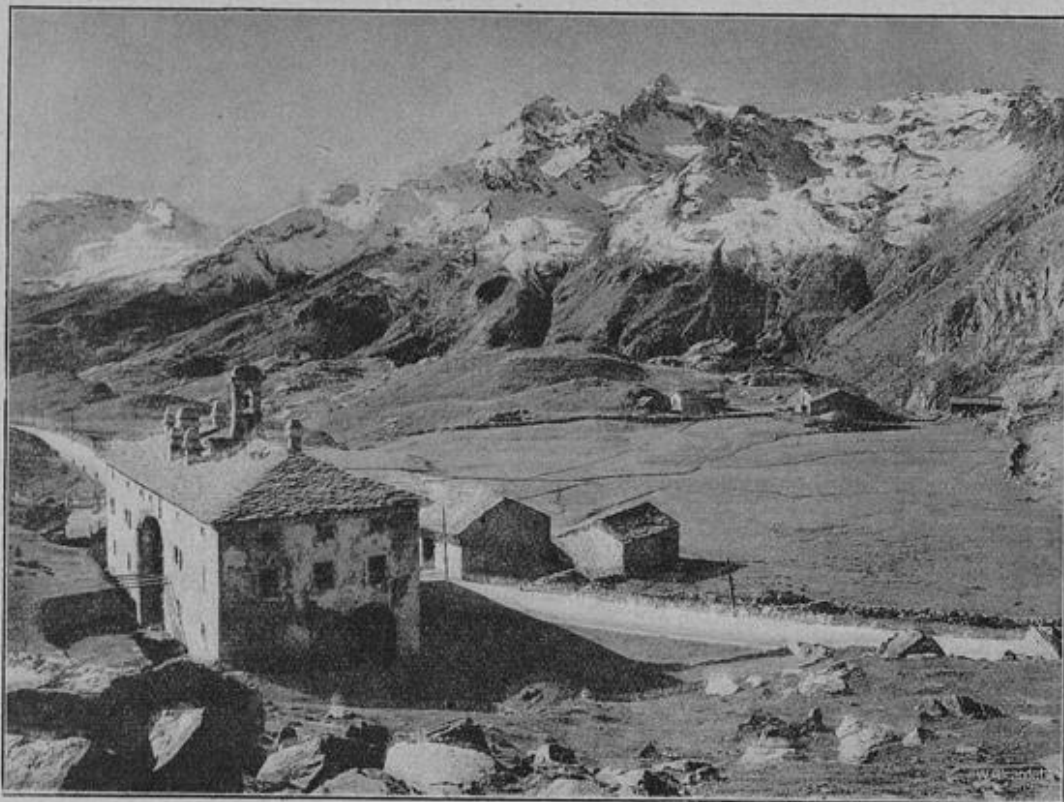
„Nicht so, Ernst, bitte versteh mich doch! Nur weil ich dich gern habe, will ich dasselbe Ziel erreichen wie du. Ich dachte, du würdest dich da-rüber freuen, mir helfen. — Mit den Eltern habe ich einen harten Kampf deshalb gehabt, und nun bist du auch so. — Schreibst du mir mal?“ und leise und eindringlich fügte sie hinzu: „Bleibst du mir treu?“

Sie sah so süß aus mit den nassen blauen Augen und dem ängstlich kindlichen Blick. Dazu lag in ihrer Haltung, den zusammengepreßten Händen und dem aufwärtsgewandten Gesicht etwas so weiblich hingebendes, daß es dem Jüngling ganz warm und weich wurde. Er faßte ihre Hände, drückte sie fest in den seinen und sagte: „Aber natürlich, du kleines Schäfchen, lieber Schatz, ichreibe mir bald, leb wohl, Grüße zu Hause und odse nicht zu viel!“

Da setzte sich der Zug in Bewegung. Die Beiden winkten und redten sich fast die Arme aus. Dann ging Grete traurig nach Hause.

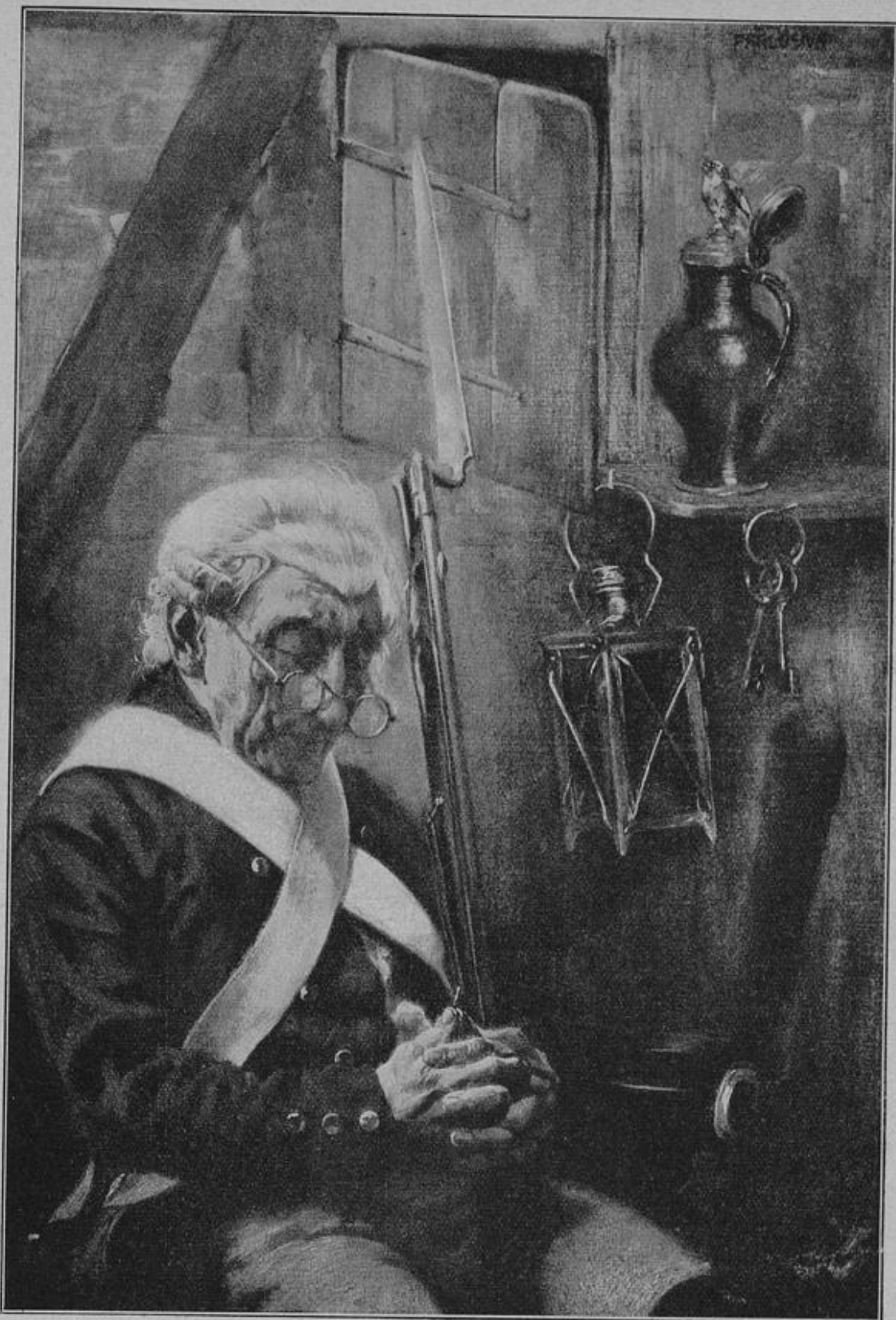
Ernst war ihr Freund aus der Kinderzeit. Seine Eltern und ihre hatten in demselben Hause gewohnt, und er war im selben Alter wie ihr einziger verstorbener Bruder. Darum hing ihre Mutter mit fast mütter-licher Liebe an ihm, zumal er seine Mutter im vorigen Jahr verloren hatte.

Seitdem nun ihr Vater, ein höherer Eisenbahnbeamter, nach Schleswig-Holstein versetzt worden war, hatten die Kinder sich nur selten gesehen. Doppelt groß war daher die Freude gewesen, als Ernst sich für die Osterferien angemeldet hatte. Die beiden waren rasch wieder gute Freunde geworden. Ernst hatte bei Grete so viel Verständnis für seine Studien gefunden, nicht ahnend, was er damit anrichtete.



Auf dem Splügenpaß an der italienisch-schweizerischen Grenze.

Phot. Charles Trepoizat.



Der tapfere Stadtsoldat. Nach einem Gemälde von G. Bartolusius.

Ein achtungswertes Mitglied der „Reichsarmee“ von Anno dazumal, als selbst das kleinste „reichsunmittelbare“ Nest seine besondere Militärmacht hatte. — Viel Pulver vor dem Feinde hat der alte Kumpen wohl nicht gerochen. Seine Hauptfeinde sind die Studenten und die Handwerksburschen, die ihn auf seinem Posten als Hüter des

Stadttore häufig arg belästigen und sich um den „Lorngroschen“ herumzudrücken suchen. Gefährlich nur sieht das mächtige Schießgewehr mit dem scharfen Eisen oben darauf aus; angenehm dagegen der dickbauchige Krug auf dem Gdrett. In diesen Krug, der das Bier hübsch kühl hält, hat der tapfere Stadtsoldat offenbar einen tiefen Blick getan.

Die Examenzeit mit ihren Nöten ging vorüber. Grete kam etwas blaß und überanstrengt zu ihren Eltern zurück nach gut bestandenem Rigorosum; sie war jetzt Fräulein Doktor. Bald erholte sie sich, und als ein früherer Lehrer ihr anbot, einen ihm befreundeten Arzt in einem kleinen Städtchen in der Eifel auf ein paar Monate zu vertreten, nahm sie mit tausend Freuden an.

Es war aber wahrhaftig kein leichtes Leben für das immerhin verwöhnte Mädchen. Bis sie das Mißtrauen der ärmlichen und mürrischen Bergbewohner überwunden hatte, verstrich eine geraume Zeit. Manche Nacht durchwachte sie und brachte manches Opfer, auch pekuniärer Art, denn mit ihr, in guten, warmen Herzen half sie, wo sie nur konnte, nicht nur mit ärztlichem Rat und aufopfernder Pflege. Allmählich erwarb sie sich Achtung, ja Verehrung. Das viele Wandern durch die Wälder zu einsam gelegenen Gehöften härtete sie ab, ihre kerngesunde Natur half ihr über Schwierigkeiten hinweg, denen wohl die meisten andern Frauen erliegen wären. Und dann wo es sie so ernst und eifrig und glühend, und ihrem Willen gelang es, ihren Körper zu fühlen.

Eines Tages wurde sie nach einem hoch auf einem Berg gelegenen Bauernhof gerufen zu einem fremden jungen Mann, der in eine Schlucht gestürzt war, viele Verletzungen davongetragen hatte und dabei von heftigem Fieber geschüttelt wurde.

Mit ruhiger, sicherer Hand verband sie ihn und stellte eine schwere Gehirnerschütterung fest. Nachdem sie einen Knecht zur Stadt nach Eis geschickt, Packungen und Umschläge gemacht, hatte sie erreicht, daß der Kranke ruhig geworden war, und sie gab der sauberen jungen Bauersfrau die nötigen Anordnungen.

In seiner Brieftasche hatte sie die Adresse seiner Mutter gefunden. Er selbst war Regierungsassessor in einer rheinischen Stadt.

Sie telegraphierte der Mutter, bat sie, selbst zu kommen oder sonst eine Pflegerin oder einen Pfleger zu schicken. Transportieren des Kranken sei ausgeschlossen, auch bat sie darum, daß man Bettzeug, Leinen und Wäsche mitbrächte.

Bis die Mutter am folgenden Abend kam, war Grete soviel wie irgend möglich bei dem Kranken. Sie brachte Leinen und Kissen mit herauf, um den Fiebernden bequem zu betten. Die ganze Nacht wachte sie bei ihm, unermüdet machte sie Packungen und Umschläge, hielt mit ihrer ruhigen Hand dem Kranken Kopf und Hände, was gleich beruhigend wirkte.

Zu lichten Augenblicken sah er sie an, und in diesem Blick lag so viel Dankbarkeit, daß ihre Pflicht ihr leicht erschien.

Frau Regierungsrat Faber, die Mutter, kam mit einem Dienstmädchen und unzähligem Gepäck an. Sie war entsetzt über die primitiven Zustände des Bauernhauses und sehr befremdet, keinen männlichen Arzt zu finden.

Grete empfing sie und erklärte ihr eindringlich, daß sie nicht eher zu ihrem Sohne dürfe, bis sie sich ganz beruhigt hätte. Die geringste Aufregung könne ihm gefährlich werden. Sie blieb bei der armen Mutter, bis diese sich ausgeweidet hatte; ihre energische Ruhe machte solchen Eindruck, daß die Frau nach einer halben Stunde ins Krankenzimmer gelassen wurde, und unter Gretes Anleitung all die Handgriffe der schwierigen Pflege lernte.

Des Nachts wechselten die beiden Frauen sich ab, und am Tage war Grete, so oft es ihre Zeit erlaubte, oben, denn das Verbinden der Wunden konnte und wollte sie keinen unerfahrenen Händen überlassen.

Mehrere Tage rang das junge Leben mit dem Tode, dann wurde der Kranke ruhiger, und das Fieber sank.

„Liebes Fräulein Doktor,“ sagte eines Tages Frau Faber, „ich habe ja vollkommenes Vertrauen zu Ihnen und kann Ihnen nie vergelten, was Sie für uns getan haben. Würden Sie es einer überängstlichen Mutter übelnehmen, wenn sie einen männlichen Arzt zu Rate zöge? — Dies ist mein einziger Sohn, zwei Töchter habe ich schon verloren.“

„Aber ich bitte Sie, erwiderte Grete, „das wäre mir sehr angenehm, wenn die Gefahr auch jetzt beseitigt ist. Wissen Sie jemand? Ich will gern an den Herrn schreiben und ihm den Fall erklären.“

„Ach tun Sie das, bitte! Erich hat einen Freund, der außerordentlich tüchtig ist trotz seiner Jugend. Der wollte in nächster Zeit eine Fußtour durch die Eifel machen und Erich treffen. Ich bin überzeugt, daß er gleich kommen wird. Hier ist seine Adresse.“

Grete nahm das Papier und las und stufte einen Augenblick: Herr Dr. Schmidt, las sie. Ob das Ernst war? — Aber schließlich gab es so viele Dr. Schmidts, daß sie sich wieder beruhigte. Dann schrieb sie den Brief, und setzte ihren ganzen Namen: „Dr. Margarete Berner“ unter ihr Schreiben.

Am nächsten Morgen kam eine Antwortdeutsche, die den Arzt für denselben Abend um halb neun an der Bahnstation anmeldete. Grete erbot sich, ihn abzuholen und heraufzubegleiten.

Erich Faber war wieder bei Besinnung. Mit matter Stimme fragte er seine Mutter, wer das wunderbare Geschöpf sei, dessen Nähe allein ihm schon Genesung brachte. Als Grete gleich darauf hereinkam und mit leuchtenden Augen zur Mutter sagte: „Frau Faber, jetzt ist ihr Sohn wirklich gerettet,“ da rief er sie leise und bat: „Geben Sie mir Ihre Hand!“ Und sie gab sie ihm gern. Mit der anderen Hand hielt sie ihm liebevoll über die Stirn; es war ihr, als gehörte dieser Mensch ihr.

Am Abend stand sie am Bahnhof und erwartete den Kollegen. Das Herz klopfte ihr doch, als der Zug einlief. Aus der zweiten Wagenklasse stieg nur ein Herr, sein Gesicht konnte sie nicht genau sehen; auf den ging sie zu mit der Frage: „Sind Sie Herr Dr. Schmidt?“

„Ja,“ sagte er vergnügt, „und Sie sind Dr. Berner, Grete Berner, na, das nenne ich ein Wiedersehen!“

Das Wörtchen „Sie“ schnitt ihr ins Herz — wozu das?

Nachdem er alles erledigt hatte, gingen sie zusammen hinaus auf die Landstraße.

„Wir haben einen weiten Weg, und es droht zu regnen, haben Sie nicht einen Umhang oder dergleichen, — Herr Doktor — (wie komisch das klang), sehen Sie sich vor, sonst bekomme ich 2 Patienten da oben“ sagte Grete lächelnd.

„Ach was,“ meinte er beinahe etwas ärgerlich, „was denken Sie denn von mir?“

Sie sah ihn an. Wie statlich er aussah, aber bleich war er, und seine Züge waren unruhig.

Rüstig schritten sie weiter. Nach einer kleinen Weile bogen sie in einen Waldpfad ein, und zu gleicher Zeit begann ein warmer, gleichmäßiger Frühlingsregen herabzufallen. Grete nahm unter ihrem großen Lodenumhang eine Laterne hervor, die sie anzündete, und schlug die Kapuze über den Kopf. Das Gespräch stockte wieder.

Ernst sah seine Gefährtin von der Seite an. Wie rüstig und elastisch sie dahinschritt! Sie hatte noch den etwas hüpfenden Gang. Na, dachte er, den wird sie bald verlieren, ebenso wie ihre frische Farbe. — Gretes Herz klopfte immer lauter, sie merkte die Beschwerden des Weges nicht. Tief atmete sie den wunderbaren Duft der trinkenden Erde und des jungen Laubes ein. Sie mußte ihre Hand fest zusammenballen, daß sie nicht nach seiner Hand griff. — Wie bedrückend war das Schweigen! Mehrmals mußte sie stehen bleiben, um tief Atem zu holen, dann schob sie ihre Kapuze zurück.

Ernst blieb auch stehen. Er war wirklich müde, es ärgerte ihn etwas, daß das Mädchen den Weg so mühelos zurücklegte. „Sind Sie nicht müde?“ fragte er sie.

„Ich müde, nein, ich könnte noch stundenlang so laufen. Es ist so herrlich hier, die Luft ist doch berauschend.“

„Na, ich danke, ich finde diesen Regen recht ermüdernd; haben wir noch weit zu gehen?“

„Nein, sehen Sie oben das Licht? Das ist der Hof.“ Dann erzählte sie ihm von dem Patienten, seiner Mutter, den Bauersleuten, nur um das Schweigen zu enden.

Ernst wunderte sich über die kluge und sichere Art, mit der sie über den Verlauf der Krankheit sprach, und über ihr reifes, freies Urteil. „Schade,“ dachte er, „die Blaustrümpfe verlieren doch ganz das mädchenhafte Schüchtern.“

Oben angelangt, ließ er sich gleich aus Krankenbett führen. Nach eingehender Untersuchung der Wunde, der Verbände, der Medizinflaschen wandte er sich an Frau Faber mit den Worten:

„Gnädige Frau, ich bin hier ganz überflüssig, alles ist in bester Ordnung.“

Grete strahlte. „Dann kann ich ja nach Hause gehen, für Sie habe ich ein Bett hier oben aufschlagen lassen, damit Sie in der Nähe Ihres Freundes sind, gute Nacht.“

„Sie wollen doch nicht etwa jetzt noch zur Stadt?“ fragte Ernst. „Natürlich will ich das, ich habe noch eine Kranke zu besuchen.“

„Aber Sie können doch nicht allein gehen; ich begleite Sie.“

„Wo denken Sie hin? Es ist hohe Zeit, daß Sie zur Ruhe kommen. Mir passiert nichts, Sie vergessen, daß ich nicht Dame bin, sondern Ärztin. Uebrigens brauche ich wohl morgen gar nicht zu kommen?“

Aber da erhob der Kranke Einspruch, der bis dahin still, mit geschlossenen Augen gelegen hatte:

„Doch, doch, Sie müssen kommen, sonst werde ich nicht gesund.“

„Nun, dann muß ich ja wohl, also auf Wiedersehen!“

Was war nur das Gefühl, das Ernst bewegte? Er konnte sich nicht klar darüber werden. War es Neid? Nein, so klein war er doch wohl nicht. Und doch hätte er so gern irgend etwas, eine kleine Nachlässigkeit gefunden, um als Mann zu triumphieren. Er schämte sich fast dieser Anwandlung. Dann sah er im Geiste seine Kollegin vor sich. Die hätte er früher gern zu seiner Frau gemacht, — und jetzt?! „Du, diese selbständigen Weiber sind entsetzlich,“ dachte er. Ihre leuchtenden Augen kamen ihm aber immer wieder in den Sinn, und im Traum sah er sie, wie sie sich mit schweren Tränen füllten und ihn immerfort ansahen.

Stöhnend erwachte er. Es war noch ganz früh, und es trieb ihn hinaus in den erwachenden Frühlingstag. Warum mußten seine Gedanken immer und immer wieder zu Grete zurückkehren?

Als er ans Bett seines Freundes kam, fand er ihn frisch und fieberfrei.

„Es tut mir eigentlich leid, daß wir dich in diese Wildnis gerufen haben,“ sagte er, Ernst seine Hand hinstreckend, „aber Mutter bestand darauf. Ich habe mein Vorurteil gegen weibliche Ärzte ganz abgelegt. Unter Fräulein Doktor ist zweifellos ein ganz besonderes Prachtexemplar. Wie sie mich gepflegt hat, mit welcher Aufopferung, welcher freundlichen Selbstverständlichkeit, das hätte kein Mann getan. Verzeih, Ernst, aber das mußt du doch zugeben. Ihre bloße Gegenwart wirkt heilend. Wenn sie ins Zimmer tritt, wird es heller, und meine Schmerzen weichen, sobald ich Sie kommen sehe.“

„Ereife dich nicht so, sonst kommt das Fieber wieder,“ sagte Ernst ruhig und drückte den erschöpften Freund in die Kissen zurück. Ihm selbst aber gaben die Worte des Kranken zu denken. „Er wird sie lieben, er liebt sie jetzt schon, und sie? — Erich ist ein lieber, prächtiger Mensch, aber, daher die aufopfernde Pflege!“ Und in Gedanken sah er die beiden Menschen schon vereint. Aber er konnte sich nicht recht darüber freuen, und als am Nachmittag Grete kam, beobachtete er scharf jeden Blick und jede Bewegung.

Sie war sehr lieb mit dem Patienten, aber doch wieder so freundlich ruhig, daß kein Verdacht nicht weiter genährt wurde.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Doktor,“ sagte sie beim Weggehen, „möchten Sie mich nicht zu einer armen kranken Frau begleiten? Ihr Urteil wäre mir sehr wertvoll.“

„Gern,“ sagte Ernst und nahm seinen Hut.

„Ziehen Sie sich warm an, diese warmen Frühlingstage sind tödlich hier in den Bergen, und die Abendnebel haben schon manchen starken Mann aus Krankenlager gebracht: wir haben noch dazu einen ziemlich weiten Weg.“

„Ich werde mich doch nicht mehr einwickeln als Sie,“ erwiderte Ernst etwas gereizt.

„Ach ich, ich habe mich schon an das Klima gewöhnt, und mein Lodenkleid ist leicht, aber warm.“

Er blieb aber eigensinnig und wanderte so in seinem Anzug mit ihr. Bald war er in Schweiß gebadet, und in dem überheizten Krankenzimmer der Bäuerin kühlte er sich nicht ab.

Da mußte er wieder die sachliche Ruhe und zugleich die liebevolle, echt weibliche Fürsorge bewundern. Die Kranke hatte ein schweres Krebsleiden, war wohl unheilbar krank. Grete hatte es verstanden, ihr Leiden zu erleichtern, ihre Schmerzen zu lindern. Auch hier merkte er, wie wohlthuend ihre bloße Gegenwart wirkte. Es ging ihm durch den Sinn, daß sie doch eigentlich kein Blaustrumpf sei.

Als sie hinaus kamen, war die Sonne untergegangen, und ein eisiger Wind segte über die Höhe. Ernst konnte ein Frösteln und Zittern nicht unterdrücken.

Seine Gefährtin sah es wohl, sie hatte aber kein Wort des Triumphes, wie es wohl ganz natürlich gewesen wäre, kein: „Ich hab's ja gesagt“ oder: „Sehen Sie wohl!“

Sie zog einen wollenen Shawl aus der Tasche und widelte ihn ihrem Begleiter um Hals und Brust, was er ruhig geschehen ließ.

„Und nun kein Wort gesprochen, diese Rebel sind Gift,“ sagte sie und sah ihn besorgt an.

Er war ganz blaß geworden; trotz des schnellen Gehens konnte er nicht warm werden, und sein Atem ging schnell und unregelmäßig. Dazu peinigte ihn die seelische Unruhe: „Liebt sie ihn oder liebt sie ihn nicht?“ Immer wieder begann er von seinem Freund zu sprechen, aber jedesmal schloß sie ihm den Mund mit einem energischen Verbot.

Das Schweigen konnte er nicht mehr ertragen, seine Glieder versagten fast den Dienst, es lösete ihn übermenschliche Anstrengung, mit seiner Begleiterin Schritt zu halten. An einer Biegung des Wegs blieb sie stehen. Man konnte von da das Bauernhaus sehen und leicht erreichen. Sie wollte abwärts zur Stadt.

Als sie ihrem Begleiter zum Abschied die Hand reichen wollte und das Licht ihrer Laterne seine Züge beleuchtete, erschraf sie.

„Um Gottes Willen, wie sehen Sie aus, Sie sind krank, so kann ich Sie nicht allein gehen lassen.“

Er ließ es ruhig geschehen, daß sie ihm ihren Mantel umhing und ihren Arm unter den seinen schob, um ihm den Aufstieg zu erleichtern.

Als er schließlich nach einem schlimmen Hustenanfall ganz erschöpft im Bett lag, ging sie zu ihm hinein und waltete ihres Amtes.

„Ich glaube, es gibt eine Lungenentzündung,“ sagte er matt. Da klopfte sie ihm Rücken und Brust und legte ihr Ohr horchend darauf, aber ihr eigenes Herz klopfte so laut, daß sie nichts hören konnte. Dann zwang sie sich zur Ruhe und vernahm wirklich das verräterische Geräusch in seiner Brust. Sie war im Augenblick ganz Ärztin, traf alle nötigen Vorbereitungen und bettete sich schließlich selbst auf einer Streu, die ihr die Bauersleute zurecht gemacht hatten.

Jetzt hatte sie wirklich zwei Patienten. Erich Faber machte ihr wenig Sorge, er schritt langsam, aber sicher seiner Genesung entgegen. Je mehr ihm Bewußtsein und Kräfte zurückkehrten, desto mehr wuchs in ihm die Liebe zu seiner Lebensretterin. Diese war indes so sehr mit ihren Pflichten beschäftigt, um Erichs Neigung zu bemerken.

Erichs Zustand machte ihr schwere Sorge. Sie war jetzt mit kurzen Unterbrechungen immer bei ihm. Frau Faber, die von der Pflege ihres Sohnes abgepannt und elend war, reiste wieder ab. Grete fühlte, wie ihre Kraft erlahmte, vor allem aber ihre Selbstbeherrschung. Viele Tage und Nächte lag der Kranke im Fieber, geduldig und ruhig, wenn ihn der Husten nicht quälte. Nur sein Atem flog und leuchtete.

Da kam die Krise. Das Fieber stieg. Es war abends gegen 10 Uhr. Eine grenzenlose Angst packte das Mädchen. Das Alleinsein mit dem Todkranken war ihr plötzlich unerträglich, und als sie noch Licht sah in Erichs Zimmer, klopfte sie bei ihm an.

Bleich und ängstlich, wie er sie nie gesehen hatte, stand sie in der Tür. „Herr Faber, ich glaube, er stirbt, o Gott, was soll ich anfangen?“

Da wußte er mit einem Male alles. Die große Liebe und die Herzensangst um den Geliebten standen zu deutlich auf ihrem Gesicht geschrieben.

Gleich war er an ihrer Seite. „Liebes Fräulein Doktor, kann ich Ihnen nicht helfen? Wir, Sie müssen ihn retten. Aber die Fassung dürfen Sie nicht verlieren.“

Die hatte sie schon verloren. Er legte den Arm um die heftig Schluchzende, und Sie lehnte sich einen Augenblick an seine Schulter. Da hielt er sie nun. Wie oft hatte er sich diesen Augenblick ausgemalt, und wie anders war er geworden!

Plötzlich raffte sie sich zusammen, trodnete energisch ihre Tränen und eilte ins Krankenzimmer zurück.

Ernst lag jetzt ganz ruhig, und als Grete sich über ihn beugte, sah sie beim fahlen Schein der Dellampe, daß ihm Tropfen auf der Stirn perlten. Das Fieber war gebrochen, das Leben gerettet.

So schlief er ruhig ein paar Stunden und erwachte beim Morgenrauschen mit klarem Bewußtsein. Er sah sich erstaunt im Zimmer um. Da in der Ecke, auf der Streu, lag Grete. Ihr Kleid hatte sie am Hals etwas geöffnet, und ihre schweren Flechten hingen bis auf den Boden.

Plötzlich wurde ihm die ganze Sachlage klar. Er hatte eine schwere Lungenentzündung gehabt und eben die Krise überwunden, und sie, Grete, hatte ihn gepflegt. Er war aber noch zu schwach, um viel zu denken, und so lag er ganz still und betrachtete die Schlafende.

Ob sie nun den Blick fühlte? Jedenfalls wurde sie wach und wrang gleich ans Bett. Er reichte ihr nur stumm die Hand. Sie machte sich schnell im Zimmer zu schaffen, um ihre Erregung zu verbergen.

„Grete, was es sehr schlimm?“ fragte er nach einiger Zeit leise.

„Ja, ziemlich.“

„Und du, Grete, hast mich so treu gepflegt?“

Das Du kam ihm jetzt ganz natürlich.

„Ich habe nur meine Pflicht getan, du würdest dasselbe für mich getan haben. Aber jetzt darfst du kein Wort mehr reden. Ich gehe gleich fort und komme gegen Abend wieder.“

Erichs gesunde Natur half ihm schnell den Rest der Krankheit überwinden. Grete kam jetzt viel seltener, und die Abschiedsstunde stand bevor.

Erich Faber hätte schon längst reisen können, aber er konnte sich nicht entschließen. Schließlich schrieb ihm seine Mutter, daß sie ihn mit einem bestimmten Zuge erwarte, und so nahm er Abschied von den guten Bauersleuten, die ihn so lange beherbergt hatten, und von Ernst, der in wenigen Tagen folgen wollte.

Es hatte sich ein herzliches Verhältnis zwischen den beiden Menschen gebildet. Ihm war das Entfagen sehr schwer geworden, und jetzt, in der Abschiedsstunde, erschien ihm sein Leben öde und leer ohne sie. Aber er hielt sich tapfer.

Grete erzählte ihm, daß ihre Vertretung hier nun bald zu Ende sei und sie sich nach einer Praxis umsehen wolle.

„Ah, vielleicht wählen Sie doch noch einen anderen Beruf,“ meinte er fortgehend.

Erstaunt blickte sie auf und merkte an seinem Blick, daß er sie durchschaut hatte.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie, zur Seite blickend, „ich weiß nicht, was das Schicksal mit mir will.“

„Aber Ernst liebt Sie doch.“

„Liebt er mich? Ich glaube es nicht. Er hält mich doch nicht für ebenbürtig. Er selbst ist mir wohl in vielem überlegen, aber ich kann doch meine Pflichten hier ebenfugut ausfüllen wie die meisten männlichen Kollegen. So lange der Mann, den ich liebe, das nicht anerkennt, so lange genügt mir seine Liebe nicht. Er hat Ihnen wohl erzählt, daß wir alte Freunde sind. Ihm zuliebe habe ich Medizin studiert, um seine Interessen ganz zu teilen. Bei jedem Fortschritt dachte ich nur an ihn. — Und nicht ein ermutigendes Wort hat er mir gegönnt. Er liebte in mir nur den Vorfisch, das reise Weib gefällt ihm nicht.“

„Ja, das hat sich doch wohl geändert in der letzten Zeit, dafür möchte ich meine Hand ins Feuer legen. — Und übrigens, wenn ich nicht so genau wüßte, wie es um Sie beide steht, wer weiß, Fräulein Grete, vielleicht hätte ich noch mein Glück versucht. — Aber mir zuliebe hätten Sie wohl kaum Jura studiert.“

Nun muß ich aber fort. Was Sie an mir getan haben, kann ich nie wieder gut machen. Jedenfalls wissen Sie, wo immer und unter allen Umständen ein Freund für Sie ist, der zu jedem Opfer bereit ist, wenn es sein muß, auch zum Studium der Medizin.“

Dann ergriff er schnell ihre Hände, drückte sie an seine Lippen und eilte hinaus.

Grete sah wie versteinert. Also der liebt sie, wie sie geliebt werden wollte, und sie empfand für ihn nur eine ruhige, warme Freundschaft. Sie hätte gern seinen lieben Kopf in ihre Arme genommen und ihn gestreichelt, wie man einen Bruder liebt.

Zwei Tage später schickte sie einen Boten zu Ernst mit der Bitte, ihr zu helfen.

Ein reicher Bauer war erkrankt, weigerte sich aber, die Vorschriften einer „Frauensperson“ zu befolgen, und verlangte einen „ordentlichen Doktor“.

Ernst und Grete gingen zusammen hin. Der Mann war nicht so krank, daß er nicht eine Zurechtweisung hätte vertragen können, und Ernst fuhr ihn ganz energisch an:

„Was wollen Sie eigentlich? Freuen sollten Sie sich, eine so tüchtige Ärztin zu haben. Kürzlich erst hat sie mein in Freunde und mir das Leben gerettet; so wie sie pflegt Sie kein Mann. Ich möchte

mich von niemand anders, nicht von dem berühmtesten Professor behandeln lassen. Was sie Ihnen verordnet hat, ist vorzüglich. Preisen Sie sich glücklich, von ihr behandelt zu werden; sie kann's besser als ich."

"Ja, wenn der Herr Doktor es meinen," sagte der Mann leulaut, "es war mir nur erst so ungewohnt."

Als sie wieder draußen waren, sagte Ernst: "Der Mann muß auch erst durch die Erfahrung klug werden. Man steckt eben zu tief in den alten Vorurteilen drin. Ich habe dir viel abzubitten, Grete, du weißt warum, erpäre mir die Erklärung. — Was hast du denn jetzt vor, ich höre, du willst bald fort von hier?"

"Ach, ich weiß es selbst noch nicht, vielleicht hilft mir der Zufall."

"Glaube doch nicht an den Zufall, der ist doch unmöglich. Unser Schicksal ist in uns selbst, es wird bedingt durch unseren Charakter, unsere Anlagen; wir können ihm nicht entgehen, weil wir uns selbst nicht entgehen können. Grete, laß uns zusammen bleiben, ich mag und kann ohne dich nichts mehr unternehmen. Ich wollte schon lange gern ein großes Sanatorium gründen, du fehltest mir noch dabei, willst du?"

Also du meinst, wir sollen da gemeinsam arbeiten, eine Doppelstrima bilden, Dr. Schmidt und Dr. Werner? — Ich will's mir überlegen."

Ach, nun hatte sie seine Werbung so aufgefaßt, das hatte er nicht gemeint.

"Grete," sagte er endlich warm, "wilst du mir gegenüber nur die Ärztin sein, niemals Weib? Du hast mir doch schon vor Jahren versprochen, meine Frau zu werden. Hast du das ganz vergessen?"

"Nein, Ernst, ich habe es nie vergessen, aber du wolltest doch nur den unwissenden Badfisch, die Kollegin war dir eine Fremde."

"Kannst du mir meine Verblendung nicht verzeihen? Kannst du nicht zugleich mein Weib und meine Mitarbeiterin sein? Jedes allein genügt mir nicht. — Grete, hab mich doch noch lieb, so lieb wie damals, als du so gern alles mit mir teilen wolltest."

"Glaubst du denn, ich hätte je aufgehört, Dir gut zu sein? Ich will ja viel lieber dein liebes Weib sein als bloß deine Mitarbeiterin."

Sie waren stehen geblieben. Sie hatte ihre Hände auf seine Schultern gelegt, und dann zog er sie an sich und hielt sie lange fest in seinen Armen. Dann sprangen sie lachend Hand in Hand den Berg hinunter. Ihre schweren Flechten lösten sich und flogen ihr um die Schultern, ganz wie vor zehn Jahren.

Gretes Eltern waren glücklich über die Nachricht, und da die Hochzeit bald sein sollte, gab es viel zu tun und zu überlegen.

Das große Sanatorium wurde schon ein Jahr danach eröffnet. Der erste Kurgast war Erich Faber, welcher behauptete, ganz fabelhaft krank zu sein, und nur von Frau Dr. Grete behandelt werden wollte. Er blieb aber

nicht lange der einzige, schon nach 2 Monaten war das ganze Haus besetzt. Man konnte nicht recht feststellen, wer von den beiden, Herr oder Frau Doktor, als Arzt am meisten beliebt war. Merkwürdig war jedenfalls, daß die Herren sich lieber von der Frau und die Damen sich lieber vom Mann behandeln ließen. —

Unsere Bilder.

Die Republik Brasilien hat wieder einmal einen Putsch zu übersehen gehabt. Diesmal ging er von der Kriegsmarine aus, deren Offiziere mit verschiedenen Maßnahmen des Staatsoberhauptes und mit internen Dienstverrichtungen unzufrieden waren. Die gesamte Kriegsflotte Brasiliens setzt sich aus 30 Fahrzeugen meist veralteter Bauart zusammen. Dagegen ist die Zahl der Seeoffiziere, namentlich in den höheren Stellen, überreichlich, und gerade hier sind die unruhigen Elemente zu suchen, die immer wieder die politischen Gegensätze zu heftigem Ausbruch bringen. Eine Zeitlang sah die Situation sogar recht gefährlich aus; es wurden Bomben geschleudert und tüchtige Mengen Pulvers verknallt. Schließlich aber löste sich alles in Wohlgefallen auf; die Regierung machte Zugeständnisse, die Empörer stellten sich dem Präsidenten wieder zur Verfügung, und mit einer Art Flottenparade im Hafen von Janeiro schloß die ganze Aktion. Das Titelbild in dieser Nummer gibt einen Blick auf diesen Hafen, der einer der schönsten und größten der Welt ist. — In die Hochgebirgsregion der Schweiz führt das nächste Bild, S. 396, auf die Pashöhe des Splügens, dort, wo sich die italienische und die schweizer Grenze berühren. Die in der Illustration wiedergegebenen Kantoniern zeigen kleine Glodenlärchen auf den Dächern. Während der Schneestürme und bei der Verdröhung der Landschaft durch Lawinen werden die Gloden zur Warnung geläutet. Nicht selten reicht der Schnee in den Wintermonaten bis zum ersten Stod der Häuser. Bei ihrem Uebergang über den Splügenpaß im Jahre 1800 unter Macdonald erlitten die Franzosen hier durch Schneeverwehungen und Lawinenstürze große Verluste. Berüchtigt wegen ihrer gefährlichen Beschaffenheit ist besonders auch die in der Nähe sich abzweigende Viro-Schlucht. — Den Schluß der Abbildungen stellen zwei photographische Aufnahmen von der Nordsee dar — hoch aufgewühlt werden die Wogen des Meeres vom steilen Nordwest, der auch der Schifffahrt in der Winterzeit die größten Schwierigkeiten bereitet. In feierlicher Ruhe, im



Rauhrost auf Föhr.



Vom Nordwest aufgewühlte Wogen in der Nordsee.

meckwürdigem Gegenlat zu dem wildangeregten Seepanorama zeigt sich das Winterbildchen von der Insel Föhr, auf der der Rauhrost alles mit glitzernden Kristallen überzogen hat.

Gedankensplitter.

Wer gewissenhaft als Beobachter auszieht, bringt keine Kunde von der Natur; aber dem, der von Leben strotzt, stürmt sie entgegen, um sich zu offenbaren.

H. D. Thoreau.

An die dumme Stirn gehört als Argument von Rechts wegen die geballte Faust.

Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich; davon wird

er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein.

Es ist nichts, was die Menschen sich teurer bezahlen lassen, als Demütigung.

Riefische.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 51.

Sonntag, den 18. Dezember

1910

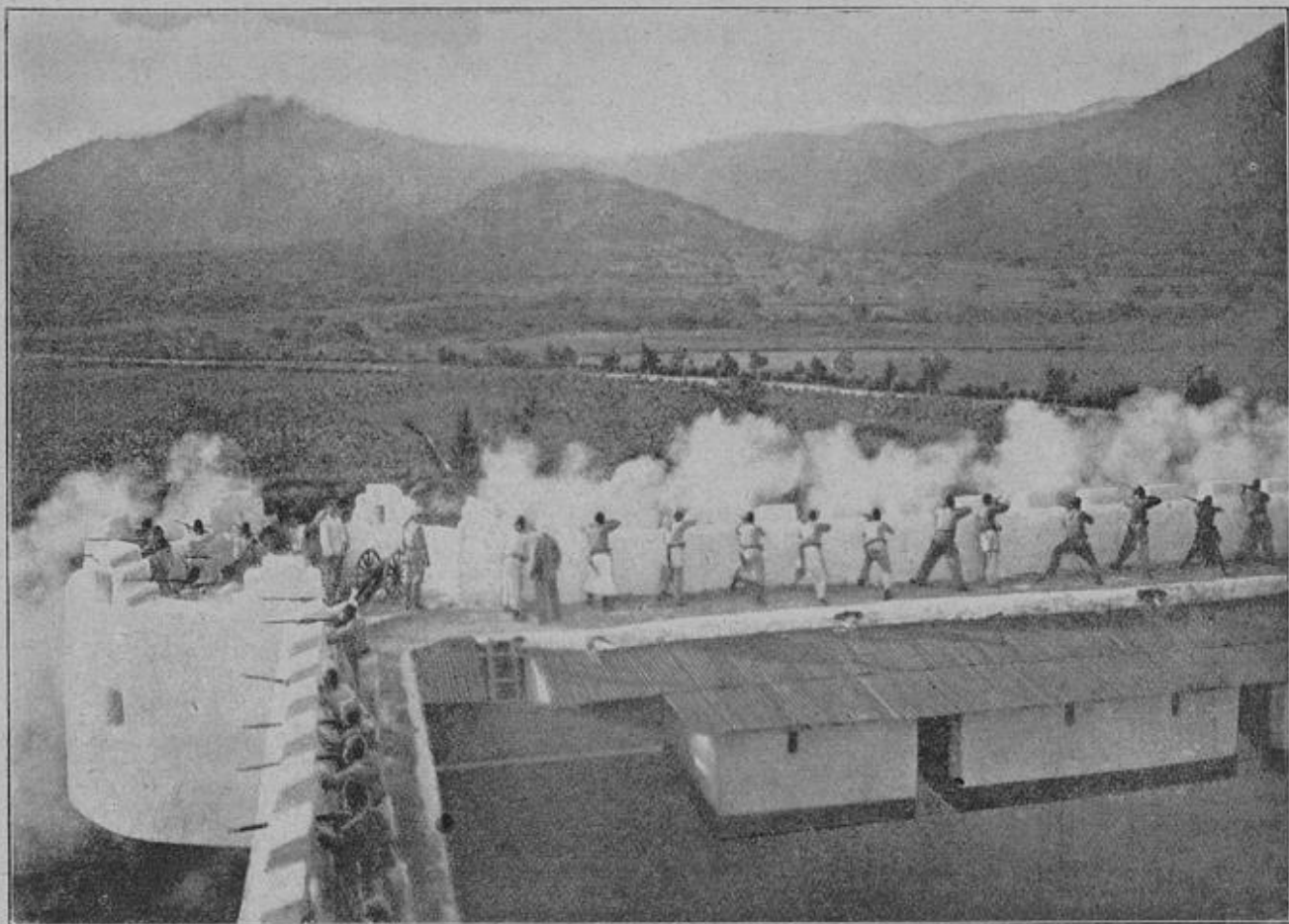
Tiefen und Höhen.

Erzählung von M. v. Konarski.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Teestunde. Aus zartfarbigen Blütenkronen ergoß sich gleich Strömen flimmernden Taues elektrisches Licht und erfüllte die Gesellschaftsräume des Großindustriellen B. — Um den schweren Eichentisch im getäfelten Eßsaal hatte sich ein Kreis von

von der dunklen Samtportiere, die sie leicht mit der weißen Hand geschürzt hielt, hob sich die zarte Gestalt im hellen Gesellschaftsleide eigenartig ab. Da hielt sie inne im Weitererschreiten; denn durch die Tür, die ein Diener nach der Vorhalle geöffnet hielt, trat ein verspäteter Gast.



Alarm auf der Militärstation Apapua, einem der wichtigsten besetzten Posten in Deutsch-Ostafrika:
Schnellfeuer der schwarzen Schutztruppe von den Wällen des Hauptforts aus.

Phot. Gebr. Harpel.

Gästen, vornehmlich gute Freunde des altangehehenen Hauses, versammelt, die aber jetzt alle nach dem Musikzimmer strebten.

Ein besonderer Genuß winkte: Die Sängerin Ilka Martini, der fröhliche Mittelpunkt des heutigen Abends, hatte soeben bereitwillig erklärt, daß sie einige Lieder singen werde.

Sie war schon auf der Schwelle zum Nebengemach. Gleich einem Heiligenscheine stand ihr blondes Haar gegen das Licht, und

Die Biegsamkeit und Schlankheit seines Wuchses ließen ihn größer erscheinen, als er tatsächlich war. Das schmale, edel geschnittene Antlitz wurde von jenem inneren Feuer erhellt, das dauernde Jugend zu verleihen scheint. Jedenfalls wäre es schwer gewesen, ihm ein bestimmtes Alter zuzusprechen, aber der leicht angegraute braune Vollbart und die Silberfäden an den Schläfen deuteten darauf hin, daß die Vierzig bereits überschritten waren.

Seine tadellose Verbeugung wurde von einigen Seiten mit Kopfnicken beantwortet; dann flutete der ungeduldige Schwarm hinüber und riß die Sängerin mit, die einen Augenblick wie gebannt ihre dunklen Augen in die des Verspäteten getaucht hatte.

Nur die Hausfrau blieb zurück. „Ah, lieber Professor, also doch Wort gehalten!“ Das von grauem Haar umrahmte, feine Gesicht lächelte ihm liebenswürdig zu. „Kaum von der Reise heimgekehrt, und Sie stellen sich ein. Das ist viel, und zum Dank dafür schnell noch etwas Wärmendes!“

Er küßte die Hand, die sich ihm bewillkommend entgegengestreckt hatte und nun anmutig um ihn sorgte.

„Sie wissen ja, verehrte Freundin, wie scheint mir mein Junggesellenheim einsamer, als wenn ich von einer Reise zurückkehre.“ Dann setzte er hastig hinzu, und es klang fast wie Erregung durch die Stimme: „Sagen Sie schnell... wer war die Dame... die da... an der Portiere?“

„Sieh mal einer — Welch seine Nase solch ein Porträtmaler hat! Kaum zur Tür herein, und ausgerechnet unseren Stern spürt er auf! Nicht wahr, eine entzückende Person? Sie weiß hier nur kurze Zeit auf einer Gastreise. Aber — kannten Sie denn die berühmte Martini noch nicht?“

„Nein — ich habe sie nie gehört — doch fiel sie mir merkwürdigerweise sofort in die Augen — ja, fast ist's mir, als hätte ich ihr Gesicht schon einmal gesehen.“

Er strich mit der Hand über die Stirn, trank hastig seinen zumgewürzten Tee und folgte der Wirtin hinüber. Sie traten beide möglichst geräuschlos auf, denn schon hatten die ersten Töne eingesetzt. Eine wunderbar klare Stimme erklang, und es war gerade eines von des Professors Lieblingsliedern, das ihn umschmeichelte: *Morikes taugartes, duftumspinnenes Esfenlieb*.

Still ließ er sich in einen Sessel nieder, bedeckte die Hände über die Augen und lauschte... lauschte mit der ganzen Inbrunst seiner schönheitsgeschwellten Künstlerseele. „Sie hat eine entzückend natürliche und schlichte Art im Auftreten,“ dachte er befriedigt. „Es fehlt ihr ganz das Anspruchsvolle und Selbstbewusste des sogenannten „Stars.““

Als die anderen brausenden Beifall spendeten, blieb er bewegungslos, aber seine Augen tauchten mit so heißer Bewunderung in die der Sängerin, daß sie schnell über die ihren den dunklen Schleier ihrer langen Wimpern fallen ließ. „Merktwürdig,“ grübelte er wieder — „wenn ich sie auch noch nicht gesehen habe, sie erinnert mich aber doch an jemand — wähe ich nur, an wen.“

Nachdem die Künstlerin noch einige Lieder zum besten gegeben hatte, machte sie eine längere Pause. „Wissen Sie denn auch schon,“ unterbrach der Hausherr die Plaudernden, „daß just heute Abend der Winter seine Herrschaft antritt? — Wir haben den ersten Schneefall!“

In die einzelnen Gruppen kam Bewegung. Die Sängerin trat stillschweigend an ein Fenster, schob die schweren Vorhänge um ein wenig auf und blickte angelegentlich hinaus. „Wahrscheinlich,“ wandte sie sich in den Saal zurück, „es ist, als geistere eine weiße Niesenhand herein — in drei Tagen haben wir Weihnachten — das gibt erst die rechte Feststimmung.“

„Eigentlich müßten wir nun alle in einem Kreis zusammensitzen,“ meinte spöttisch eine moderne Dame, „und möglichst gefühlvoll Weihnachtslieder singen.“

„Was wohl unsere Primadonna dazu sagen würde!“ entgegnete der Sohn des Hauses, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, indem er feurige Blicke zu Ilsa, seiner neuesten „unglücklichen Liebe“, schickte. „Nach Wolf, Strauß und Brahms simple Kinderlieder — nee, danke.“ Wieder suchte sein Blick das Auge der Sängerin, wie um sich ihres Beifalles zu versichern. Die aber war lächelnd näher getreten und sagte kopfschüttelnd: „Simpel, junger Freund — dann ahnen Sie nicht, welche unendliche Kraft diesen Liedern innewohnt — mir sind sie noch heute lieber als alle anderen.“

Ein blondblotiger Wadtsch klatschte in die Hände. „Ach bitte, bitte, singen Sie uns doch einige Weihnachtslieder!“ Die blauen Kinderaugen sekundierten den rosigen Lippen mit solcher Inbrunst, daß die Sängerin, nachdem sie sich fragenden Blickes der Zustimmung der anderen versichert hatte, bejahend das Haupt neigte.

Sie winkte zwei Diener heran, gab ihnen einige Befehle, und im Nu waren die elektrischen Glühkörper dunkel und die schweren Vorhänge an den Fenstern aufgezogen.

Draußen tanzte der Schnee zur Erde nieder, lautlos, unaufhaltbar. Auf dem milchigen Schein, der von der Straße hereinsickte, brannten die Gaslaternen in trübgelben Flecken. Ihr Strahl war jedoch stark genug, um sich in dünnem Gerinselfing in das verstaubte Gemach zu erzwingen. Es legte sich auf den Teppich, kroch in zitternden Wellen an den Wänden zur Decke hinauf und umwob die Gestalt vor dem Flügel, die sich selbst begleitete, mit märchenhaftem Dämmerlicht. Und nun erscholl, halblaut von süßer Glodenstimme gesungen: „Ihr Kinderlein, kommet,“ und als dies beendet war, folgten andere bekannte Weihnachtslieder nach.

So singt keine routinierte, verwöhnte Sängerin des Konzertsals, die in der Entfaltung vollendeter Kunst blendend darzutun weiß, welche strahlender Mittel sie fähig ist. So singt ein Kind, das in dunkler Nacht seines Herzens Licht, seinen frommen Glauben

entzündet, daran es sich nun freut und wärmt. Da fliehen alle Schatten in einjame Winkel zurück, und wie ein scheues Geheimnis, das sich entschleiern will, blühen der Seele weichste Regungen auf. Und Kinder sind sie, die verwöhnten Menschen der Großstadt, die da lauschen, große Kinder, denn eine verschüttete Welt tut sich in ihnen auf, weit, so weit, daß sie ihnen den Atem beengt.

Ilsa Martini hatte geendigt. Kein Händellatschen folgte. Auf allen lag gleich einem Mann die Andacht der letzten halben Stunde. Die Sängerin selbst sah noch einen Augenblick wie benommen vor dem Flügel. Dann sprang sie empor; im Nu flammten die Gaslaternen auf, und ihr Licht spiegelte sich in mancher Träne, die nun schnell und heimlich weggewischt wurde. Die Hausfrau umarmte die Künstlerin, drückte ihr die Hände und flüsterte mit bewegter Stimme: „Das Köstlichste, das Sie uns geben konnten!“ — Die Jugend und mehrere von den älteren Gästen verabchiedeten sich, um zu Theater und Konzerten zu fahren. Ilsa ließ sich halten, und die Zurückgebliebenen, darunter Professor Diemer, versammelten sich nun in einem kleineren Gemach, einem jener traulichen Räume, in dem bronzene Ständer unter Kuppeln von Milchglas und Perlen oder in Umhüllung von seidnen Schirmen ein weiches, gedämpftes Licht verbreiten. Im Halbkreis ließ man sich in der Nähe eines prasselnden Kaminsfeuers nieder. Diemer gingen umher und kredenzten rubinrotes Gebräu, „denn erster Schneefall und erster Punschdampf gehören zusammen wie Lenznacht und Nachtigallenschlag,“ versicherte liebenswürdig drängend der Wirt. Es lag eine seltsame Stimmung über den Gemütern, gewebt aus zurückgedrängter Nahrung, verhaltenen Fröhlichkeit und heimlicher Erwartung. Diese zusammengekehrten Menschen fühlten sich heute abend wie eine große Familie, und man rückte näher und plauderte lebhafter, vertraulicher.

Professor Diemer hatte versucht, sich Ilsa zu nähern; es war ihm jedoch nur gelungen, wenige Worte mit ihr zu wechseln. Aber während sie höfliche, gesellschaftliche Sätze tauchten, sprangen ihre Blicke prüfend, voll Spannung ineinander. In beider Augen stand dieselbe Frage; doch wie zu eigener Beantwortung, als wolle sie sich damit beruhigen, schüttelte Ilsa unmerklich verneinend das Haupt. Der Professor aber grübelte weiter: „Wie alt mag sie wohl sein — die zarte Gestalt zeigt jene leise Neigung zur Fülle, die die Dreißiger bringen — demnach muß sie über die erste Blüte der Jugend hinaus sein.“

Der Hausherr hielt eine kleine Rede. Es war eine glühende Sublimationsode an die gottbegnadete Künstlerin, die ihnen heute das Paradies der Kindheit zurückerobert habe. Ilsa wehrte lächelnd dem Beifallssturm, der seinen Worten folgte: „Nicht mir gebührt Ihr Lob — eine ungeschulte Stimme würde wahrscheinlich dieselbe Wirkung auf Ihr Gemüt ausgeübt haben wie die meine; der Zauber liegt in der diesen Liedern eigenen Kraft und Tiefe — die Ueberlieferung von Jahrhunderten steckt darin, die starke Gläubigkeit vieler Generationen, Ihre eigene Kindheit...“

Professor Diemer hatte sich mehrere Male gedankenvoll den Bart gestrichen; jetzt nickte er der Sprecherin beifällig zu: „Na, ja, es ist schon eine eigene Sache um die Macht dieser Lieder — ich selbst habe sie einmal unter ganz besonders merkwürdigen Umständen erprobt.“ „Erzählen!“ rief lebhaft der Hausherr, und auch die anderen drängten stürmisch. „Ich weiß nicht,“ sagte der Maler zögernd, indem sein Blick Ilsa's Gestalt unsicher reifte, „ob ich nach den heutigen Kunstgenüssen unserem berühmten Gast mit meinen Erinnerungen kommen darf.“

„Aber ich bitte darum, es wird alles angenommen,“ rief die Sängerin mit gezwungener Lebhaftigkeit. „Doch eine Frage ist wohl vorher noch gestattet? Wann spielt Ihre Geschichte?“

„Na — es mögen so an die fünfzehn Jahre her sein.“

„Ah,“ entfuhr es den Lippen der Künstlerin, und es war, als zitterten sie leise. Dann setzte sie sich in einen Sessel abseits von den anderen, stützte einen Arm auf die Lehne und beschattete die Augen mit der Hand.

Der Maler zog noch einmal kräftig an der Zigarre und begann: „Ich hatte in Düsseldorf und München meinen Malstudien obgelegen und war nun nach Berlin gekommen, um ihnen dort gewissermaßen die letzte Politur zu geben. Strebsam und ehrgeizig, aber noch gänzlich ohne Namen und Verbindungen, trug ich als einzigen Reichtum hüfne, hochsitzende Pläne in der Tasche. Na, — was Wunder, daß mir da der Westen Berlins eine unerforschte Gegend blieb! Desto besser für mich, denn gerade jene Hungerzeit war's, die mich so recht ins volle Leben hineintrieb — in eine Flut voller Klippen und Strömungen, aber schwimmen lernt' ich und Augen und Ellbogen gebrauchen. Also — eines Abends schlenderte mein Freund und ich — ach so, hab' vergessen, Ihnen meinen alten Schulkameraden Heinz vorzuführen, den ich jetzt in Berlin wiedergefunden hatte. War ein komisches Gewächs geworden — unter eine borstige Sorte von Literaten gegangen, wollt' die Kunst partout aus Füße und Pfuß herausdefilzieren. Ueberall schleppte er mich herum, in die dunkelsten Winkel und Gassen und billigsten Kneipen. Wenn sich auch mal der Nesthet in mir aufbäumte, meine leere Tasche blieb sein bester Verbündeter.“

Eines Abends sind wir also wieder unterwegs, da fängt's an zu schneien, erst ganz sacht und heimlich — dann wirbelt's toll durcheinander, und nach einer Viertelstunde sind unsere Hüte und Havelocks vom schönsten Flodenpelz verhüllt. „Du,“ raunt mein Freund geheimnis-

voll, „heut lernst du was Besonderes kennen: ich führe dich jetzt in einen richtigen Verbrecherteller.“

„Ach was,“ rufe ich ärgerlich, „was soll ich denn dort?“

„Studien machen — hochinteressant. Ich sag' dir, Typen finden wir da — Typen!“

Ich wollte zuerst nicht. Bin sonst kein Feigling, aber die Geschichte war mir unbehaglich. Der rabiate Mensch hält mich am Knopf fest und redet auf mich ein: „Ich soll doch mitgehen ihm zuliebe — er braucht so ein paar Kerle für seinen neuesten Roman — aber er kann auch allein“ — ... na, da laß ich mich bereden.

Ein trübes Licht fällt durch das Oberglas einer Tür, zu der mehrere Stufen hinunterführen. Wir steigen abwärts, und ich raune meinem Freund noch zu: „Du, meinen Revolver habe ich nicht bei mir —“

„Ich auch nicht,“ lacht er sorglos und stößt die Tür auf. Wir treten in einen ziemlich großen, etwas dunklen Raum. Saubere Wände und Tische stehen umher, und in der Mitte an der Decke hängt eine Mischlaterne, in der eine trübe Gasflamme brennt. Mehrere Männer sitzen in zwei, drei Gruppen beisammen; einer oder der andere räfelt sich hin, aber das Ganze macht sozusagen einen anständigen Eindruck.

Na — wir setzen uns in eine Ecke, abseits von den andern. Einige Köpfe wenden sich uns zu. Einer, ein Geselle mit schwarzem Spitzbart, schiebt seine Schultern widerwillig herum und belauert uns mit schiefem Blick von unten her; dann nehmen alle scheinbar keine Notiz mehr von uns und sprechen weiter. Halblaut, leidenschaftslos klingt ihr Gemurmel zu uns herüber — nur die Hände reden zuweilen eine lebhaftere Sprache.

Ein Mädchen kommt hinter dem Schenktisch her auf uns zu. Im Vorbeigehen hält einer von den Männern sie fest und will sie neben sich auf die Bank ziehen. Sie gibt ihm einen Stoß gegen die Brust, wirft den Kopf trotzig zurück und macht sich los. Halbblaues Gelächter folgt ihr, dann reden sie in der gleichen gedämpften Weise weiter. Sie steht an unserem Tisch und fragt nach unserem Begehr. Es ist ein junges, schwächliches Ding, höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre, ihr Haar von wundervollem blond. Sie trägt es in zwei dicken Zöpfen nach vorn um den Kopf gelegt. Wie kommt solches Kind hierher?

Sie bringt uns das verlangte Glas Wein und verschwindet wieder hinter dem Schenktisch, um nach kurzer Zeit von neuem aufzutreten; denn jetzt füllt sich der trübe Raum mehr und mehr.

Männer stapfen herein, schwere, knobige Gestalten, rauhhäutig und mit dröhnendem Schritt, und zwischen ihnen wunden sich andere durch mit dem scheuen, schleichenden Tritt der Kaze.

Es ist schon wahr: Studien kann man da machen. Kerle sieht man, wie sie uns sonst die Kultur nur ganz selten in den Weg stellt. Dicke, buschige Brauen, unter denen die Augen verwegener oder listig hervorblicken, wilde, struppige Köpfe und bläsfarbige oder aufgedunsene Gesichter. Dazwischen ein paar Frauenzimmer mit frechen oder müden Zügen, in schlampigen Röcken oder aufgetafelt in verschliffenen Staatskleidern.

Das Weibsvolk erst bringt Leben in die Gesellschaft. Man lacht, schreit durcheinander, begrüßt sich mit herausfordernden Zurufen. Aber noch macht die Geschichte einen zähen Eindruck. Erst als sich einer vor ein Klavier, das in einer Ecke steht, hinräfelt, die Beine weit vorgezogen und die Hände in den Hosentaschen, erhebt sich ein wüßtes Föhlen und Gejauchze: „Der Emil will Musik machen, horcht, der Emil, der kann's.“

Der vor dem Klavier — ein fettbäuchiger Kerl mit einem Gesicht, in dem die Röte der Nase noch die der aufgedunsenen Wangen übertrifft, beißt an einem Zigarrenstummel, wirft ihn, da er ausgegangen, achlos in eine Ecke und gähnt. Dann fährt er mit einem gewissen Schwung in die Tasten und legt los mit gröhrender Stimme. Es ist ein wüßtes Lied, voller Zoten. Beifall ertönt, man klatscht in die Hände, kreischt durcheinander und stimmt in den Schlusston eines zweiten Liedes mit ein.

Der Lärm steigt. Mich ekelt das Treiben an, und ich glaube, mein Freund hat auch genug; denn wie ich zum Ausbruch mahne, ist er gleich bereit. Da aber legt sich eine harte, knochige Hand auf die meine und drückt mich nieder. Ich sehe in das drohende Gesicht des schwarzen Spitzbärtigen. „Fortgehangen wird jetzt noch nicht,“ raunt er mir zu, „wir gehen weiter.“

Ich wechsle mit Heinz einen Blick. „Verdammte Geschichte —“ Ich will's kurz machen. Die Singerei wurde wüßter, der Lärm toller und das Lachen freischender.

Wie sollten wir hinausgelangen? Kein Gedanke daran, unauffällig bis zur Tür zu kommen. Wir wußten, daß wir überwacht wurden. Der Kerl vor dem Klavier hatte sich müde gesungen und in eine Ecke zurückgezogen, wo er mehrere Gläser hinter die Binde goß. Ich sah nach dem aufgeschlagenen Instrument und erhob mich unwillkürlich. Aber da drohten mir dieselben wilden Augen ins Gesicht wie vorhin. „Ich möcht' auch 'mal ein Stück spielen,“ sage ich zögernd.

Da tritt der Schwarze bereitwillig zurück. „Bitte, bitte,“ grinst er, „ist uns ene Ehre.“

Na also — ich greife ein paar Akkorde, spiele irgendeine Phantasie; aber es ist ein Lärm um mich her, daß die Töne fast davon verschlungen werden. Ich lasse mich jedoch nicht beirren und spiele weiter, einen Walzer, ein paar Gassenhauer, und die Melodie pfeife ich dazu.

Der Lärm hat nachgelassen, man scheint aufmerksamer zu werden, und so reihe ich eins ans andere, Operettenmelodien, wieder einen Tanz und so fort; denn jedesmal, wenn ich aufhören will, umdrängen mich einige und bitten: „Eins, noch eins,“ trinken mir zu und klatschen sich auf die Knie.

Mein Freund steht neben mir ans Klavier gelehnt und flüstert: „Wie lange willst du den Kummel noch mitmachen?“

Wieder erhebe ich mich. Wir steuern nach der Tür, aber man drängt sich uns in den Weg; keine Möglichkeit durchzukommen. Eine Hand fällt auf meine Schulter: „Sie geb'n wer nich so rasch wider her,“ sagt ein Brandrote mit breitem, gutmütigem Gesicht; „Sie lönn'n wer grad broochen, lieber Herr, vielen Se man ruhig weiter!“

Heinz fährt auf: „Ach was — Unverschämtheit, harmlose Gäste festhalten zu wollen. Möcht' doch mal sehen, ob wir hier nicht herauskommen!“ Der schwarze Spitzbärtige steht neben uns und pfeift durch die Zähne. „Eh daß de Herrns nich 'n Spiel mit uns jemacht hab'n — is nich, gell, du, Emil?“

Der also Angeredete, ein schmalkultriger, schwindbüchtiger Mensch mit bartlosem, fahlem Gesicht, ist heranzetretten. „Natürlich,“ sagt er geismwidrig, „de Herrns wer'n uns doch en Keenet Spielen nich abschlagen.“

„Ach wat,“ fällt der Brandrote ein, „Spielen, hat sich wat mit det Spiel! Uff et Klavezimbel soll de Herr spielen — zur Feier von det scheene Weihnachtsfest, wat mer nu bal hab'n.“

Ich gab Heinz einen warnenden Puff; denn ich begriff, daß mit Gewalt hier nicht viel auszurichten war. Dann zog ich ihn wieder mit zum Klavier.

„Eine hübsche Weihnachtsvorfeier,“ murmelte ich vor mich hin. Morgen war wirklich schon Heiligabend. „Na,“ dachte ich, „probieren kann man's ja.“

Ein kurzes Präludium, und durch den trüben Saal zogen feierliche Klänge: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“

Sie waren still geworden. Die Tatsache, daß solche frommen Töne in diesem Raume erklangen, schien verblüffend auf die Gemüter zu wirken. Zischen und Pfeifen Vereinzelter hatte sich zu Anfang erheben wollen; aber es war von anderen unterdrückt worden wie schwache Flämmchen, die ein frischer Luftstrom erstickt, bevor sie Schaden tun.

„Jetzt mal wieder etwas kräftigere Kost,“ dachte ich, als ich das Lied zu Ende gespielt hatte, „damit sie sich den Magen an ungewohnten Delikatessen nicht verderben,“ und ich ließ die Melodie in ein Volkslied hinübergleiten und spielte: „In einem kühlen Grunde“ und darauf zur Abwechslung etwas Frischeres: „Muß i denn, muß i denn.“

Sie waren ganz Ohr; ein aufmerksames Publikum konnte ich nicht verlangen. Ich fühlte, daß ich diese Herzen in meine Gewalt bekam, und so nahm ich nun keinen Anstand mehr und ließ ein Weihnachtslied nach dem andern folgen: „Es ist ein Ros' entsprungen“ und „Ihr Kinderlein kommet“ und andere. Und jetzt eine kurze Pause. Dann lasse ich mit aller Feierlichkeit, Kraft und zugleich Zartheit, deren ich fähig war, das hohe Lied der Weihnachtszeit folgen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und plötzlich ist mir's, als schwebte der Ton eines feinen, dünnen Glöckchens über den lautenden Köpfen. Eine zarte Menschenstimme ist eingefallen, und wie ich aufschaue, steht das schwächliche, blonde Kind neben mir, das kleine Stellnermädchen. Die Augen hat sie in die Ferne gerichtet, und sie singt und singt und scheint alles um sich her vergessen zu haben.

Nach dem Schlußvers bleiben alle eine Weile regungslos; kein Beifall ertönt, einige haben die Köpfe in die Arme vergraben. „Kind,“ flüstere ich dem Mädchen zu, „was hast du für eine liebe, kleine Stimme! Wollen wir noch weiter —“

Sie nicht nur, und wir fahren fort. Immer inniger werden ihre Töne. Ich summe mit, mein Freund Heinz mischt seinen schönen Bariton darunter, und als wir bei „O, du fröhliche“ angekommen sind, da singt wahrhaftig ein Teil der Versammlung mit, und ich kann nicht anders sagen, als daß sie ganz andächtig dabei sind.“

Der Professor hielt inne, um sich eine neue Zigarre anzuzünden. „Weiter, weiter,“ dängte die Bassstimme eines jovialen alten Herrn, „bin gespannt, wie Sie aus der Bude herausgekommen sind.“

Wieder flog des Malers Blick forschend zu der Sangerin, die regungslos wie bisher in der abgewendeten Stellung verharrte. Er fuhr fort: „Nachdem wir geendet hatten, erhob ich mich und gab Heinz ein Zeichen. Noch herrschte dieselbe lautlose Stille, es lag ein Bann über den Herzen. Und dann kamen sie auf mich zu; langsam schob der eine heran, ein anderer brach sich stürmisch Bahn, und sie drückten mir die Hände und konnten sich nicht genug tun mit Beifallsversicherungen und Dankesworten. „Kinder,“ sage ich da, „es freut mich, wenn's euch gefallen hat, aber nun tut auch uns die Liebe an und laßt uns heingehen — wir sind müde!“

Bereitwillig springen einige auf und bahnen uns eine Gasse durch den gefüllten Raum. Der Brandrote torfelt auf mich zu, wischt sich mit dem grellroten Taschentuch über die Augen und schwenkt das Glas gegen mich, indem er schluchzend und schludend lallt: „Bruderherz — das for dir — un wenn de dir barduh nich mer halten lassen willst, es soll dir keiner molestieren.“ — Und der Schwindbüchtige, der uns das Geleit gegeben, hält die Tür auf, macht einen ehrerbietigen

Kragfuß und murmelt: „Et war mich ene Freide — kommen Se bal widder, lieber Herr — Se sehen, dat Se mit Schentelmen zu tun hab'n.“

Professor Diemer blidde sinnend vor sich hin. „Gott ei Dank!“, sagte die Hausfrau, befreit aufatmend, „dat Sie so davankamen, das war ja ordentlich aufregend.“

„Ja“, nickte der Maler, „wir waren glücklich heraus. Die Geschichte hat zwar noch ein kleines Nachspiel... doch das gehört eigentlich nicht mehr hierher.“

„Wird nicht geschenkt“, eiferte der Hausherr. „Wer A jagt...“ und andere fielen ein: „Bitte weiter, Professor, der Schluß kann Ihnen nicht erlassen werden.“

„Na, dann meinetwegen“, sagte der Maler ergebungsvoll, setzte sich nochmals zurecht und nahm wieder auf: „Als wir hinaustraten, umging uns eine köstliche, klare Winterluft. Es hatte aufgehört zu schneien, und am Himmel, der sich in stählernem Blau über uns wölbte, zitterten die Sterne in ihrem strahlendsten Glanze. Wir schritten durch die Straßen, ohne zu reden; nur einmal wandte sich Heinz um, blieb einen Augenblick lauschend stehen und meinte: „War mir's doch gerade, als folge uns jemand.“ Auch ich schaute umher und horchte hinter mich zurück, aber es war nichts Auffälliges zu bemerken. Da — als wir an unserer Haustür angekommen sind und aufschließen,

drückt sich etwas an uns vorbei und huscht ins Haus hinein. Ich zünde eine Wachskerze an und leuchte umher, und da sehe ich eine schmale, kindliche Gestalt, die sich zitternd an die Wand schmiegt. Große, verängstigte Augen blicken mich flehend an, und unter dem Kopftuch hervor drängen sich wirr ein paar Strähne hellblonden Haares — das kleine Kellnermädchen steht vor uns!

„So was!“ sagt Heinz ungehalten — „folgt uns das Wör hierher — willst du gleich...“

Da schlägt das Mädchen die Hände vors Gesicht, weint

auf und murmelt verzweifelt vor sich hin: „Nie mehr geh' ich zurück — keiner soll mich wieder dahin bringen...“

„Sieh' mal, Kind“, sage ich in erstem Tone, „du mußt doch einsehen, daß du bei uns nicht bleiben kannst.“

„Nur die eine, einzige Nacht, lieber Herr — morgen helf' ich mir schon weiter“, bittet sie. Und dann setzt sie stohweise flüsternd hinzu: „Wie mer heut' abend die Weihnachtslieder g'funge ham — da is mei g'forbenes Mutterl' nebe mer g'stande — un da hab' ich g'wisst, daß ich dort net mehr bleibe kann.“

Heinz und ich sehen uns bedeutungsvoll an. Ich schließe die Haustür hinter mir ab, wende mich zu der Weinenden und streiche ihr beruhigend über das Haar: „Na, dann komm mit“, sage ich, „wollen sehen, was sich tun läßt.“

Ich will zu Ende kommen: Oben angelangt, riefen wir unsere Hauswirtin herbei und erzählten ihr, wir hätten das Mädchen frierend auf der Straße gefunden. Sie möge ihm doch für diese Nacht eine Schlafstätte zurecht machen. Frau Pischle blidde uns sowohl als den Eindringling unwillig an. „So wat“, sagte sie tadelnd und schlug die Hände überm Kopf zusammen, „zu nachtschlafender Zeit de Leute so Unseleheiten ze machen!“ Dann aber ließ sie sich doch dazu herbei, einen Kaffee für uns alle zu kochen.

Während sie draußen hantierte und in einer Kammer ein Lager richtete, fragten wir das Mädchen aus. Es zitterte noch immer vor Kälte und Aufregung und gab nur larme, abgebrochene Antworten.

Aber soviel entnahmen wir ihnen, daß vor einigen Jahren seine Mutter als Witwe eines kleinen Beamten mit ihrem einzigen Kinde aus Süddeutschland nach Berlin gezogen war. Sie mußte sich hier kümmerlich durchschlagen, hatte versucht, durch Zimmervermieten und Handarbeiten ihren Lebensunterhalt zu verdienen; aber was sie auch unternahm, es mißglückte. Die paar Mobilien wurden ihr über den Kopf weg versteigert; Krankheit kam dazu, und vor einigen Wochen hatte man sie aus all dem Elend hinausgetragen zur ewigen Ruhe. Des zurückgebliebenen, halbwüchsigen Kindes nahm sich eine im selben Haus wohnende Frau an, die sich als Stellenvermittlerin ausgab. Sie war es auch, die ihm die Stelle als Kellnerin besorgte, und das junge Ding, verlockt von einem verhältnismäßig hohen Lohn, war vor zwei Tagen in den Dienst eingetreten, dessen Gefahren es nicht kannte.

Der warme Tranke schien beruhigend auf das Mädchen zu wirken. Als Frau Pischle zum Schlafengehen drängte, gehorchte es still und bereitwillig. Auf der Türschwelle streich ich ihm nochmals ermutigend über das Haar: „Schlaf dich jetzt nur mal aus — morgen früh reden wir dann, was wird“, sagte ich, da fühlte ich von heißen Kinderlippen einen Kuß auf meiner Hand.

Aber am nächsten Tag war es verschwunden. „Einfach weggestohlen hat sich det Jöhr“, sagte Frau Pischle aufgebracht. „N“

Schlüssel in et Schlüsselloch rumgedreht, un wie ich uffgestanden bin, is et fort, ohne mit en eenziget Wort ze danken. Na, mer kennt ja die Sorte!“

„Ein Nixchen, das in seine trüben Pluten zurückgetaucht sein wird“, meinte auch mein Freund Heinz. Ich aber schüttelte den Kopf. Die Verzweiflung des jungen Geschöpfes, sein Bestreben, von der unwürdigen Umgebung wieder loszukommen, waren offenbar echt gewesen —

Die Sangerin schnellte aus ihrer Versunkenheit hervor und wandte sich lebhaft und mit gespanntem

Ausdruck zu dem Professor: „Und Sie — was dachten Sie von dem Verschwinden des Mädchens?“

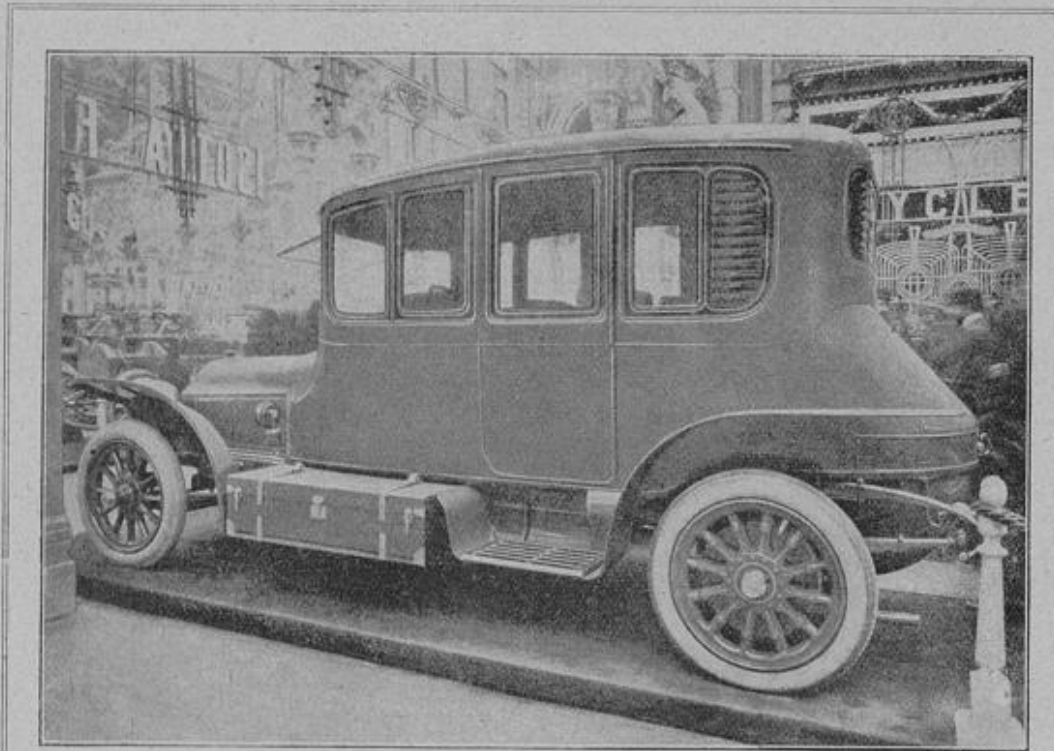
Diemer sah nachdenklich vor sich hin, um dann forschend seine Augen auf die Künstlerin zu richten, wie wenn er aus ihren Zügen seine eigenen Gedanken herauslesen könnte. „Ich glaube“, sagte er langsam, „das Kind ist aus lauter Rücksicht auf uns gegangen. Hat gefühlt — vielleicht nur unklar —, daß sein Verschwinden mit uns in Verbindung gebracht werden könnte, und um uns weiter keine „Unseleheiten“ zu machen, wie Frau Pischle sagte, verwißchte es seine Spur.“

Da eilte Ilka Martini auf Diemer zu und drückte ihm warm die Hand. „Ein echter, wahrer Menschenfreund findet doch überall ein goldenes Körnchen“, sagte sie mit bewegter Stimme. „Ihr gütiges Herz wird Ihnen auch hier das Richtige gedeutet haben!“

Eine Dame trat auf die beiden zu und fragte interessiert: „Haben Sie denn später gar nichts mehr von dem Mädchen gehört?“

„Ne“, entgegnete Diemer, „es war und blieb verschwunden. Nicht einmal seinen Namen kannte man, um nachforschen zu können. Ich hätte viel darum gegeben — das kleine, rührende Ding hatte es mir angetan.“

Allgemeiner Ausbruch erfolgte. Ilka Martini wandte sich zu den Wirten und verabschiedete sich lebenswürdig. Dann kam sie noch einmal auf den Maler zu. „Ihre Geschichte hat mir sehr — wirklich sehr ans Herz gegriffen“, sagte sie leise, und ihre Augen



Von der XII. Automobil-Ausstellung in Paris: Ein neuer, origineller Automobiltyp, eine Karosserie vornehmer, zweckmäßiger Bauart, mit einem Antrieb von 30 Pferdekräften.

Phot. M. 120



Verschneite Waldpartie im Harz. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Unter den deutschen Mittelgebirgen hat der romantische Harz von Jahr zu Jahr mehr Zuspruch durch den Touristen- und Sportverkehr auch im Winter gefunden. Rodler und Skiläufer bevölkern zu Hunderten die Abhänge der Berge in der Nähe bekannter Kurorte, und auch die „Eingeborenen“ wissen sich des Schneeschuhes vor allem als Verkehrsmittel mit großer Gewandtheit zu bedienen. Die pittoresken Landschaftsgenerien, die des Winters Zauberzepter auf den Bergen

und in den Tälern dieses Gebirges zur Erscheinung bringt, locken aber auch Maler und Amateurphotographen in Mengen hierher. Ein solcher naturkundiger und naturfreundiger Beobachter mit Zeichenstift und Kamera hat auch das winterliche Stilleben auf unserem Bilde dauernd festgehalten. Wunderbar wirken die phantastischen Eis- und Schneebildungen. Majestätische Ruhe, weichevolle Schönheit prägen sich in diesem Ausschnitt aus der Harzger Waldregion in überraschender Weise aus.

schimmerten feucht. Fast schächtern setzte sie hinzu: „Eine große Bitte hätte ich noch: Wollen Sie mich malen? Ich bleibe etwa vierzehn Tage, das dürfte vielleicht genügen!“

Der Professor verbeugte sich: „Ich wünsche nichts sehnlicher!“

Wieder hing er seine Blide mit solcher Bewunderung an ihrem Antlitz, daß sie verwirrt die Augen niederschlug.

Dann reichte sie ihm herzlich die Hand: „Also abgemacht! Morgen vormittag komme ich ins Atelier, wenn's Ihnen recht ist, da können wir ja gleich anfangen!“

Am nächsten Tag schritt der Maler unruhig in seinem Atelier auf und ab. Immer wieder zog er die Uhr: „Es ist ihr doch nicht leid geworden?“

Da öffnete der Diener die Tür und ließ eine Dame eintreten, eine zarte, feine Gestalt. Sie schlug den Schleier zurück, und er blickte in die Züge, die ihn seit dem vorigen Abend unausgesetzt beschäftigten. Voll unverhohlener Freude führte er sie umher, zeigte und erklärte dies und das und legte zuletzt ein kleines Bild vor sie hin mit den Worten: „Im Anschluß an meine gestrige Erzählung, der Sie mit so gütiger Aufmerksamkeit folgten — aus der Erinnerung gemalt.“

Sie nahm es auf und betrachtete lange schweigend die kindlichen Züge, und es schien, als kämpfte sie eine heftige Gemütsbewegung nieder. Dann nestelte sie plötzlich mit entschlossenem Griff den Hut los und sah ihn erwartungsvoll an. Die leicht aufgetürmte Lockenfrisur von gestern war verschwunden. Statt dessen trug sie das blonde Haar schlicht in zwei dicken Zöpfen nach vorn um den Kopf gelegt.

Er starrte sie an und verglich noch einmal ihr Gesicht mit dem des Bildes: „Ich wußte es ja,“ brach es aus ihm heraus, „diese Augen gibt es nur einmal — Sie sind —“

„Ja, ich bin's. Ich wollte es mir selbst nicht zugestehn, aber vom ersten Augenblick an ahnte ich in Ihnen meinen Vetter — still, still, wehren Sie nicht — für mich sind Sie es gewesen! Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht Sie zu rechter Zeit meinen Weg gekreuzt hätten.“ Sie hielt schauernd inne. Er setzte sich auf ein niederes Taburett, das in ihrer Nähe stand, und schaute unverwandt in das liebliche Gesicht: „Jetzt klären Sie mich aber vor allem auf, wie Sie weiter den Weg aus —“

„Aus der Tiefe fanden, wollen Sie sagen. Nun, von Stund' an, da Sie ihn überschritten, führte er stetig in die Höhe.“

Sie zog langsam die Handschuhe aus und fuhr fort: „Mein Schicksal löste sich auf eine sehr einfache Weise. Als ich damals, da Sie mich aufgenommen, am Morgen erwachte, fing ich an nachzudenken. Ihre Wirtin hatte mir vorm Schlafengehen noch einige liebevolle

Neuerungen vererbt, die über Nacht bei mir in einem Gehirnedchen Wurzel geschlagen haben mußten — jedenfalls war mir klar, daß ich Ihnen nicht länger zur Last fallen dürfe. Wenn mein Brotherr nach mir forschte — wenn man Sie oder mich auf der Straße erkannte — ich bebte im Gedanken, daß Sie durch mich Unannehmlichkeiten ausgeht sein könnten! Mit Herzklopfen, aber kurz entschlossen verließ ich das Haus.“

Meine Mutter hatte früher für eine Herrschaft genäht und gestickt, und ich mußte von Zeit zu Zeit die Arbeiten dort abliefern. Einmal nahm sie die Dame des Hauses selbst an der Tür in Empfang. In meinem dünnen Kleidchen machte ich wohl einen armseligen Eindruck, denn sie führte mich ohne weiteres herein und ließ mir von der Köchin warmes Essen geben. An diese Familie erinnerte ich mich nun, und ich sollte mich nicht getäuscht haben. Man nahm mich — schon um des Heiligabend's willen — freundlich auf, und am selben Tag noch fuhr meine Beschützerin mit mir zu einer Freundin, einer alleinstehenden älteren Dame, die mich gern behielt und mich in allerlei Haus- und Küchenarbeit anlernte.

Nachdem ich einige Wochen unter dem freundlichen Dach verlebt hatte, wich der Druck der letzten Monate von meinem Gemüt. Ich taute auf und wurde zutraulich, und es kam nun öfters vor, daß ich beim Arbeiten fröhlich vor mich hinsang. Da hörte mich einmal eine bei uns zu Besuch weilende Sängerin. Sie wurde aufmerksam auf mich, und meine Dame ließ mich musikalisch ausbilden. Aber auch sonst scheute sie kein Opfer, denn sie hatte mich lieb gewonnen und hielt mich wie ihr Kind — ich bekam Unterricht in allen andern Fächern.

Sie lebt noch heute mit mir zusammen und begleitet mich auf den meisten Reisen. Wenn Sie heute Abend zu einem Tee- und Plauderstündchen zu uns kommen, werde ich Sie mit meinem Mütterchen bekannt machen. Wir dürfen Sie doch erwarten?“

Als sie sah, daß er mit aufleuchtenden Augen zustimmte, flog ein bezauberndes Lächeln über ihr Gesicht. „Gestern hielt mich falsche Scham davon ab, mich Ihnen zu erkennen zu geben,“ sagte sie leise. „Aber nun ich den Freund gefunden, durch den mein Leben in eine höhere Sphäre gerettet wurde, möchte ich ihn nicht wieder verlieren — das heißt, wenn ihm meine Freundschaft heute etwas wert ist!“ Da küßte er stürmisch beide Hände, die sie ihm voll Dankbarkeit entgegen hielt. —

Als am heiligen Abend von allen Türen Glockentöne einanderbrausten, stand ein Paar eng aneinandergeschmiegt unter dem breitenden Baum und sang selig ein Weihnachtslied ums andere.

Die Frauen in der Philosophie.

Von Irma v. Troll-Borostjani.

(Nachdruck verboten.)

Die Tatsache, daß eine stetig wachsende Zahl von Universitäten ihre Pforten dem Frauenstudium erschließt und daß immer mehr Frauen außer der ärztlichen auch die philosophische und in letzter Zeit auch die juristische Doktorwürde erlangen, hat eine Flut von Diskussionen über den Wert und die Zweckmäßigkeit des Hochschulstudiums der Frauen hervorgerufen, in denen diese Frage von den verschiedensten Gesichtspunkten und Parteilichkeiten erörtert wird.

Mag man nun diese Erscheinung freudig begrüßen oder bedauernd beklagen, jedenfalls ist es sicher, daß die Wege, welche die kulturelle Entwicklung unserer Zeit nun einmal eingeschlagen hat, zu der Notwendigkeit führen, die Bildungstätigkeit, die zu betreten bis vor kurzem nur dem Manne gestattet war, auch der Frau zu eröffnen und ihr die Bedingungen zur freien Betätigung des erworbenen Wissens auf den verschiedenen Berufsgebieten zu gewähren.

Im Gegensatz zu Friedrich Schlegel, der — etwas paradox — die Frauen auf die Philosophie, die Männer auf die Dichtkunst verwies, sind es insbesondere die philosophischen Studien, zu deren Bewältigung manche den weiblichen Intellekt für nicht gewachsen halten. Man nimmt vielfach an, daß die den Frauen zugeschriebene Eigenschaft, ihr Denken und Urteilen durch ihr subjektives Gefühl beherrschen zu lassen, sie für das streng abstrakte und objektive, von aller persönlichen Anteilnahme absehbende philosophische Raisonnement ungeeignet mache.

Und doch hat es eine gar nicht unbedeutende Zahl von Frauen gegeben, die sich in den verschiedensten philosophischen Systemen durch klares und scharfes Denken auszeichneten. Aber freilich führt uns ein Rückblick auf die Geschichte weibliche Philosophen nur in solchen Kulturepochen vor, in denen die Frauen eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielten, und bei solchen Völkern, bei denen die Philosophie einen Gegenstand öffentlichen Interesses bildete, während dort, wo sie eine Geheimwissenschaft bedorugter Kasten blieb, und zu den Zeiten, wo die starre Gebundenheit der Sitte die Frau von jeder höheren Geistesbetätigung unerbittlich ausschloß, die Frauen selbstverständlich zu einer Beschäftigung mit der Philosophie gar nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise gelangen konnten.

Die Blütezeit Athens, jene Epoche, in der die Philosophie zu einem allgemeinen Bildungsgegenstand geworden war, war es denn auch, in der das Auftreten einer ganzen Reihe von Philosophinnen historisch verbürgt ist.

Als deren Vorläuferinnen weiß der Historiker Suidas zwei Philosophinnen der pythagoräischen Schule zu nennen: Anaxara von Lucanien, aus deren Feder ein Werk „Ueber die menschliche Natur“ noch im Fragment aufbewahrt ist, und Arignota von Samos, die geistvolle Epigramme und verschiedene Schriften über die bacchischen Mysterien hinterließ.

Als die glänzendste Repräsentantin der philosophierenden Frauen jener Blütezeit Athens tritt uns Aspasia, die Freundin eines Sokrates und eines Perikles, dessen Gattin sie später wurde, entgegen, eine Frau, deren Genialität zu jenen historischen Erscheinungen gehört, die fruchtbar in die Geschichte der Menschheit eingreifen und die vorfindene Kultur schöpferisch weiter entwickeln.

Diese ebenso geistvolle wie schöne und ammutige Frau war es, die Perikles in der Kunst der Rhetorik unterrichtete, die an seinem politischen Wirken als Mitarbeiterin Anteil nahm und deren Rat er bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten einholte. Selbst der Spötter Aristophanes berichtet, daß Perikles die Gabe der Ueberredung, mit der „der Olympier blühend und donnernd das ganze Hellas durchrüttelt“, Aspasia verdanke. Und Sokrates, der erklärte, daß Aspasia nicht seine Schülerin, sondern seine Lehrerin sei, die auch „noch andere treffliche Redner gebildet habe“, erzählt, daß die berühmte Leichenrede, die Thukydides den Perikles halten läßt, das Werk Aspasiens gewesen ist.

Auch noch andere geistvolle Frauen werden mit Sokrates philosophierend vorgeführt. So die Theodota und die geistreiche Diotima im platonischen „Symposion“, von der Sokrates die herrliche Lobrede des genannten Dialogs auf den Gros vernommen haben will und deren Anschauungen über die Natur und über den Anfang und Zweck des Lebens Platon überliefert. Zu diesem glänzenden Kreis geistvoller, wissenschaftsbegieriger und durch Schönheit und Grazie ausgezeichneter Frauen gehören auch die beiden Freundinnen Lashenia von Mantinea und Axiothea von Phlius, die in Männerkleidern an

Platons Vorträgen teilnahmen, und die durch ihre Gelehrsamkeit, wie nicht weniger ob ihrer Tugend und Schönheit berühmte Nidesia aus Alexandria. Nicht unerwähnt dürfen hier auch bleiben Hipparchia von Maronea, der Suidas mehrere philosophische Abhandlungen, darunter „Fragen an Theodor, den Atheisten“, zuschreibt, und die philosophische Lehrerin Areta von Kyrene, welche die von ihrem Vater gegründete Kyrenäische Schule fortsetzte und neben andern Jüngern auch ihren Sohn Aristipp unterrichtete, dem aus diesem Grunde der Beinamen „Schüler seiner Mutter“ beigelegt wurde.

Die spätere römische Kaiserzeit ist die zweite Epoche, in der wir historisch beglaubigten Philosophinnen — mit Ausnahme der die Plotinische Schule vertretenden Gemina durchwegs Griechinnen — begegnen. Und zwar stehen diese gelehrten Frauen mit der Philosophie in noch engerer Verbindung als jene aus Athens Blütezeit. Denn jetzt treten sie öffentlich an den Akademien als Schülerinnen, ja selbst als Lehrerinnen auf — heute würde man sagen, als Professorinnen der Philosophie. Aus der nicht geringen Zahl weiblicher Philosophen dieser Zeit wollen wir nur die hervorragendsten: Askepigenia, Ebesia und Sosipateia nennen, vor allem aber auf die großartige Erscheinung der Hypatia verweisen. Ende des IV. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Alexandria als Tochter des berühmten Mathematikers Theon geboren, wurde sie von diesem in Mathematik und Astronomie unterrichtet, worauf sie sich der Geometrie zuwandte, die ihr eine Vorstufe der Philosophie wurde. Nachdem sie zur Vollendung ihrer Studien eine kurze Zeit in Athen gewohnt hatte, kehrte sie nach Alexandria zurück, um dort in regelmäßigen öffentlichen Vorlesungen über den Neuplatonismus als wirkliche Lehrerin aufzutreten. Ihre Gelehrtheit und Beredsamkeit, der durchdringende Scharfsinn ihres Geistes im Verein mit außerordentlicher Anmut, Schönheit und strenger Tugend zogen aller Blicke auf sie, und so groß war die Anziehungskraft ihrer Vorträge, daß die sich herandrängende Menschenmenge ihre Tür belagerte. Nicht nur die erlesene alexandrinische Gesellschaft, darunter der kaiserliche Statthalter Orestes, sondern sogar ein christlicher Kirchenfürst, der Bischof Synesius von Kyrene, zählten zu ihren eifrigsten Zuhörern. Von der schwärmerischen Freundschaft dieses Mannes für die Denkerin geben seine an sie gerichteten, teilweise noch erhaltenen Briefe Zeugnis. Diese hervorragende Rolle, die Hypatia als Vertreterin der antiken Weltanschauung gegenüber der zu jener Zeit mächtig vordringenden christlichen spielte, besiegelte aber den Untergang der edlen Frau. Gegen sie, als die Hauptstütze aller dem Christentum Widerstrebenden in daß entflammt, reizte Cyrillus, der Bischof von Alexandria, den Pöbel auf, indem er sie der Zauberei beschuldigte. Und bei einem der gegen Hypatia entfesselten Tumulte wurde sie von der Menge aus dem Wagen gerissen und gesteinigt.

Daß von dieser Zeit an im Auftreten weiblicher Philosophen eine lange Pause zu verzeichnen ist, kann im Hinblick auf die Jahrhunderte des Mittelalters und seiner Verdrängung der Frauen aus der Öffentlichkeit nicht überraschen. Daher begegnen wir erst während und nach der Zeit der Renaissance vereinzelt Philosophinnen. Wir nennen aus dem XVI. Jahrhundert die philosophische Schriftstellerin Morata und die für ihre philosophische Lehrtätigkeit von der Universität in Avignon mit dem Dokortitel ausgezeichnete Julienne Moreli; aus dem XVII. Jahrhundert die durch ihre öffentlichen Vorlesungen bekannte Gräfin Maleguzzi und Laura Danielli; aus dem XVIII. Jahrhundert die französische Philosophin Luise Bassin; insbesondere aber Laura Bassi, die, erst 21 Jahre alt, zufolge einer in glänzender Rede verteidigten philosophischen These von der Universität von Bologna den Dokortitel erhielt und wenig später an

derselben Universität auf eine philosophische Lehrkanzel berufen wurde, sowie schließlich die 1827 von der Universität Marburg mit dem Dokortitel ausgezeichnete deutsche philosophische Schriftstellerin Johanna Wyttenbach. Hierher gehört ferner die berühmte Mathematikerin Sophie Germain, die auch in der Geschichte der Philosophie als eine der scharfsinnigsten und originellsten Denkerinnen ehrend genannt und sogar neben August Comte gestellt wird.

Die Bedeutung der Frauen für die Philosophie erschöpft sich jedoch keineswegs in ihren eigenen Produktionen. Sie äußert sich auch in dem geistigen Einfluß, der auf viele der hervorragendsten Philosophen durch Frauen, mit denen sie in enger Verbindung standen, geübt wurde. Wir erinnern an die Beziehungen Descartes zur hochgebildeten Königin Christine von Schweden und an Leibnizens Stellung zur geistvollen Königin Sophie Charlotte, deren Einflusnahme auf die „Theodicee“ verbürgt ist. Als glänzendstes dieser Beispiele ist wohl das Verhältnis Voltaires zur Marquise Gabriele du Châtelet und ihre tiefgreifende Einwirkung auf seinen geistigen Entwicklungsgang zu nennen, indem sie es war, die ihn zu seinen philosophischen Schriften und zu seinem vortrefflichen Geschichtswerke „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen“ veranlaßte. Diese ebenso schöne wie geistvolle Frau, die durch ihre eigenen naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften, von welchen der „Traité sur la nature du feu“ von der Akademie preisgekrönt wurde, ihre hohe Begabung für abstraktes Denken und strenge Wissenschaftlichkeit bewies, übte einen so großen Einfluß auf ihren Freund aus, daß man sie Voltaires Urania nannte. Mit ihr beginnt eine Reihe von Frauen in der französischen Gesellschaft, die wegen ihrer regen Anteilnahme am geistigen Leben ihrer Zeit nicht übergangen werden dürfen, die de Tencin, Geoffrin, Neçamier, Momet, Legendre und viele andere, in deren Salons die Enzyklopädisten in geistdurchwurzelter Unterhaltung über ästhetische und philosophische Fragen diskutierten.

Eine wiederum schwächere Wiederholung dieser Erscheinung tritt uns in Deutschland zur Zeit der Romantiker entgegen, wo Schelling in Karoline Schlegel, seiner späteren Gattin, eine so mächtige Anregung für sein geistiges Schaffen fand, und der gesellschaftliche Kreis der geistreichen, unzweifelhaft philosophisch veranlagten Nabel zu einem Sammelpunkt der hervorragendsten Denker ihrer Zeit wurde.

Ein Blick auf die hier vorgeführten Gestalten lehrt, daß die Frau im Entwicklungsgang der Philosophie keine geringe Rolle spielt. Dieser Einfluß macht sich, wie immer zu jenen Zeiten bemerkbar, die den Frauen ausnahmsweise eine freiere geistige Bewegung und hervorragendere Position in der Gesellschaft einräumten. Dies läßt den Schluß zu, daß die auf Hebung der sozialen Stellung der Frau und auf deren freie Zulassung zu den Bildungshäusern abzielende moderne Kulturentwicklung eine erfolgreiche Anteilnahme der Frau an den philosophischen Wissenschaften neuerdings hervorgerufen wird.

Solche Anteilnahme würde zudem dadurch begünstigt, daß der außerordentliche Einfluß, den der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaft auf das geistige Leben der Gegenwart übt, der Philosophie andere Wege ihrer Forschung weist, als sie früher gewandelt. Die mächtig aufblühenden exakten und historischen Wissenschaften haben dem wissenschaftlichen Denken ganz neue Bahnen und Ziele eröffnet und die Philosophie gezwungen, die Methode der Naturwissenschaft zur ihrigen zu machen und die Gegenstände ihrer Erkenntnis in der Erfahrung zu suchen. Hierdurch wird nun die philosophische Disziplin der dem weiblichen Intellekt zugesprochenen Eigenart einer konkreten, an die Ergebnisse der Erfahrung sich haltenden Auffassung um vieles näher gebracht.

Auf dem Gang.

Drei Skizzen von M. Holzer.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte es kommen sehen. Mit Riesenschritten. Mit der häßlichen Vorausicht Unbeteiligter, die das Leben sehen wie es ist, wie es sein muß vielleicht, ohne die Illusion, die alles übergoldet, ohne die wunderbare Glücksempfindung, die alles Denken überflutet mit einem Glorionschein von unendlicher Süße. Ich sah das Leuchten ihrer Augen; das Lächeln auf ihren Lippen; den Glanz auf ihrer Stirne. Ich sah, wie sie daherschritt von tausend Hoffnungen getragen, wie ihr jede Arbeit Freude war. Wie sie auf jedes kleinste Ding liebevolle Sorgfalt verwandte; ich fühlte die Liebe mit der sie alles umgab, die unendliche Geduld, die sie den Kindern gegenüber zeigte. Und von der Küche her hörte ich immer ihre frische, helle Stimme, die frohliche Lieder sang oder summt, wenn sie zu stören fürchtete. Ihr ganzes Wesen war getaucht in ein seltsames Glücksgefühl, und wie eine flimmernde Aureole lag ein Strahlenkranz von Glüd um ihre Person, um ihr Tun und Denken. Und jedes mahnende Wort erkam mir auf den Lippen, schien mir ein Frevel, eine Entweihung. Wozu mit rauher Hand, mit kaltem Wort an etwas rühren, das eines Menschen Seligkeit ausmacht, sie versinkt doch meist so schnell! Und dann, sie hätte es mir nicht geglaubt, man glaubt eben Dinge

nicht, die man nicht glauben kann, nicht glauben will. Jede Erfahrung bei andern trifft im eigenen Falle nicht zu — ganz gewiß nicht.

Ich sah es nicht, wenn sie des Abends auf einen Sprung hinunterging, statt wie sonst an der buntpfarbigen Deckhengarnitur zu sitzen, der Schmutz der guten Stube einfiel, wenn sie, des Dienens müde, heiraten sollte. Ich sah es nicht, daß sie sich immer neue Blumen nähete, einen neuen großen Hut anschaffte mit knospenden Rosen, ich sagte ihr bloß, daß sie hübsch sei, und lächelte ihr zu, wenn sie Sonntags fortging, strahlend und siegesbewußt. Ich wollte es nicht sehen und hätte sie so gern ermahnt, hätte sie behüten mögen und beschützen, hätte ihr so gern meine Hand gereicht als Stütze, aber jedes Wort wäre ein Raubreif gewesen um schon erwachte Frühlingsblüten und deshalb schwiege ich. Aber hundertmal legte ich mir die Frage vor: wo beginnt die Nächstenliebe, und wo hört sie auf?

Und was ist Menschlichkeit hier und Mitgefühl? Darf man die Kreise seiner Nächsten stören; wer weiß, was gut ist? Einmal fährt das zum Ziele und einmal jenes. Und was ist das Ziel überhaupt, ist es Glüd, Wärme, Seligkeit, oder Ruhe, Sicherheit und was die Menschen Ehrbarkeit nennen? Ist es nicht doch Sehnsucht und

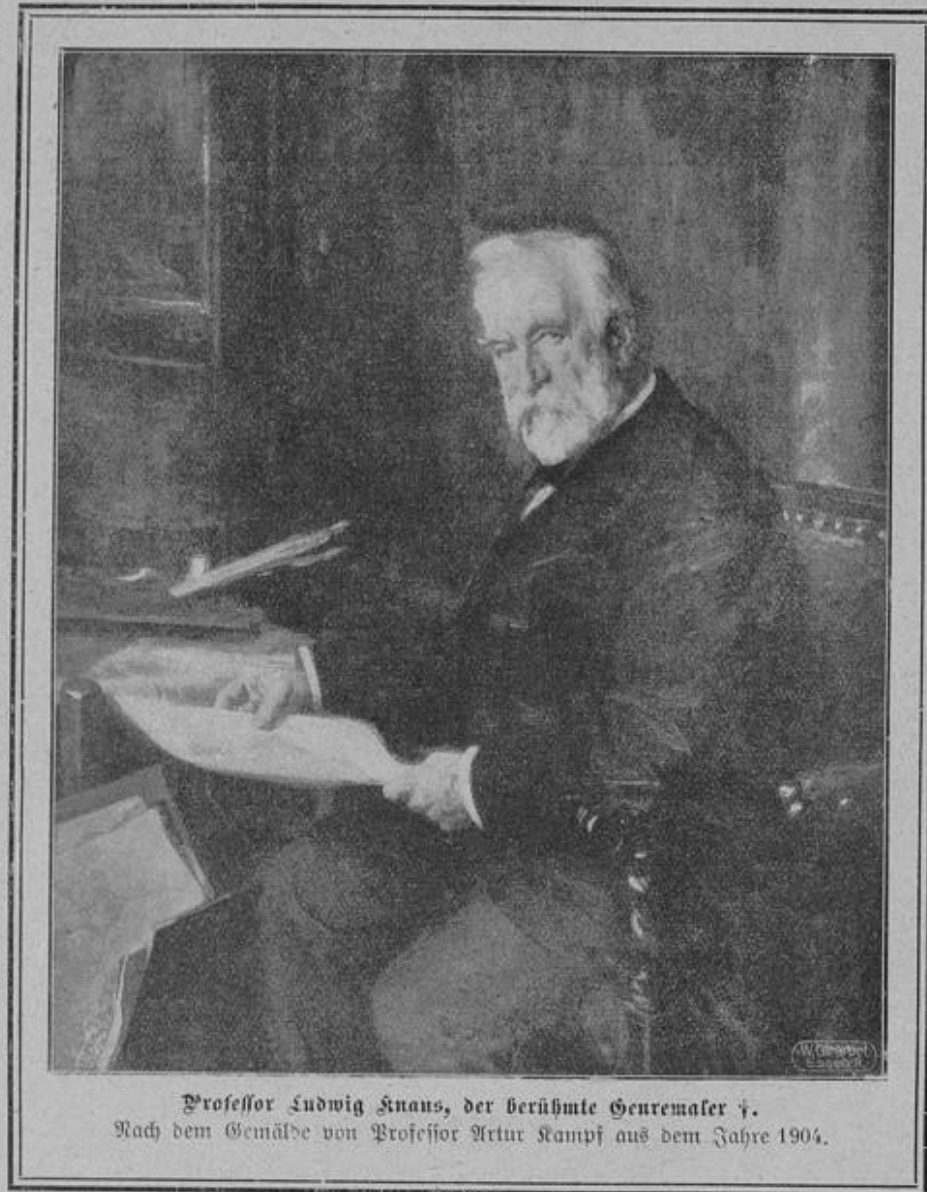
Hoffnung? Fühlte sie nicht das Leben doppelt, hundertfach? Ist es nicht wie ein lichter Tag, an dem die Sonne flammend untergeht, glänzend und strahlend, daß man geblendet dasieht und nichts sieht als ihre Farbenglut, und doch enthüllt uns eine solche Episode alle dunklen Mysterien des Lebens. Ist es nicht die einzig treffende, ewig wahre Antwort auf die dumme, qualende, ewig wiederkehrende Frage: Warum und wozu?

Das Frühjahr verging und der Sommer, und einmal sah ich Tränen in ihren Augen. „Haben Sie böse Nachrichten, Rose?“ Die Frage entfuhr mir unwillkürlich. Sie schüttelte den Kopf und lächelte, aber das Lächeln war verzerrt und tat weh. Ich ging hinaus, ich wußte, es war das Ende. Ich fühlte mit ihr, litt mit ihr — und schwieg wieder. Was hätte ich sagen sollen? Hätte sich nicht noch dem Leid die Scham zugesellt, wenn sie gewußt, daß ich Mitwiserin ihres Geheimnisses war? Und dann, man leidet am besten allein. Bei uns war es still geworden. Sie sang nicht mehr. Müde schleppte sie sich herum. Die geringste Arbeit kostete sie Mühe. Ihre Augen waren glanzlos, und abends sah sie, die Hände im Schoß, auf dem langen Gang, der ums Haus herumging, in der äußersten Ude, dort wo die großen Wasserkäfer standen, und sah in die Sterne. — —

Und auch die junge Frau von nebenan sah auf dem Gang und blickte in die Ferne dort weit hinaus auf die tolle Hügelandschaft, wo ein einsamer Baum auf einer stillen Anhöhe stand und vielleicht von einer fernen Palme träumte. . . . Sie haßte ihren Mann aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele, und einmal, als sie im Frühjahr alle seine bunten Sommerwesten, dreißig waren es, wie hatten sie gezählt, aus dem tiefen Stoff geacht, in dem sie ihren Winterschlaf gehalten, und eine nach der andern auf das Gitter hängt, da hatte die kleine Polin von nebenan gelacht, ihr helles, klingendes, boshaftes Lachen, und da fühlte ich trotz ihres Schweigens, daß sie jede dieser Westen haßte mit einem unverfönlischen Haß. Und in einer jener rätselhaften Stunden, wo man haltlos ist und hoffnungslos, wo man die Herrschaft über sich verliert, wo das mühselig aufgebaute Kartenhaus, das unser Fühlen verdeckt und das man immer vorsichtig balancierend aufrecht erhält, eingestürzt war, da hatte sie mich in ihr leeres Herz schauen lassen, einen Blick in ihr ödes, trauriges Leben. Durch halbe Worte, durch einen trostlosen Blick hatte sie sich verraten. Oder wir haben manchmal zu Zeiten die Gabe, einem bis auf den Grund der Seele zu blicken, man weiß oft nicht warum. Sie hatte das Leben auf sich genommen, ahnungslos sich selber nicht kennend, und rüttelte nicht daran, konnte nicht rütteln, denn sie war schwach und hilflos und hatte nicht die Kraft, zu streifen. Sie wußte, sie werde es fortzuschleppen ein ganzes langes Leben, denn man verbirgt sich ein Unglück als wäre es eine Schuld. Und nur abends, wenn sie vor ihrer Türe auf dem Gange saß, still und stumm, da erzählte sie den Sternen ihr Leid. — —

Auch der stille blonde Mann, ein kleiner Beamter war es, sah manchmal vor der Türe seiner Wohnung und sah in den Himmel. Er lebte ein stilles, einförmiges Leben; tagsüber im Bureau, und in seinen freien Stunden malte er. Landschaften, stille, müde Landschaften im Dämmerlicht, vom Nebel umwoben; ein paar Ulmen, einen Birkenhain, ein gemähtes Feld, auf dem die Heuschöber standen und über dem ein grauer Herbsthimmel lagerte. Feiertags wanderte er schon des Morgens, die Staffelei unter dem Arme, weit zur Stadt hinaus und zeichnete und malte, und all die Müdigkeit seiner Seele legte er in seine Bilder. Sie amüsierte sich; ein Heer von Hofmachern war immer hinter ihr her, und ihre warmen blauen Augen lachten, und ihr Lächeln triumphierte. Er schwieg und litt. Und abends sah er, bis spät in die Nacht oft, vor seiner Türe auf dem stillen Gang,

von dem man weit über die meisten niedrigen Häuser des Ortes hinweg sah, in grüne Fernen und sah hinauf in die Sterne, die einmal der Menschen Schicksal vorausgejagt haben sollen oder das man deuten wollte aus ihrem Lauf. Aus denen wir noch immer lesen möchten und an deren fallenden Lichtstrahlen tausend Menschen tausend Wünsche hängen und auf Erfüllung rechnen. Sternschnuppen! Ein merkwürdiger Gedanke, der einmal aufgetaucht, irgendwo und irgendwann, und der fortlebt durch Generationen, Jahrhunderte in allen Kreisen und Schichten, in allen Ländern. Und an diesem kleinen sinkenden Strahle flammen hundert müder Hoffnungen auf zu lebendigem Leben.



Professor Ludwig Knaus, der berühmte Genre-maler.
Nach dem Gemälde von Professor Artur Kampf aus dem Jahre 1904.

Unsere Bilder.

An der Kreuzung der Karawanenstraßen aus dem Seengebiet und dem Usagaragebirge nach der ostafrikanischen Küste erhebt sich auf einem Hügel die Militärstation Mpapua, in deren Schutz die Ansiedlung gleichen Namens liegt. Die Waggon werden von der Militärstation aus in Schach gehalten. Das Bild auf der Titelseite zeigt den

malerischen Anblick der Festung im Augenblick eines Alarms. — Auf der XII. internationalen Automobil-Ausstellung in Paris erregte u. a. der S. 404 abgebildete neue Automobiltypus besonderes Interesse. — Zum Schluß bringen wir das Porträt des kürzlich verstorbenen bedeutenden Genre-malers Prof. Ludwig Knaus nach dem Gemälde von Prof. Artur Kampf, dem langjährigen Lehrer an der Düsseldorfer Kgl. Kunstakademie, der jetzt in Berlin wohnt. Das Gemälde stellt L. Knaus in seinem Atelier dar, stammt aus dem Jahre 1904, befindet sich in der Städtischen Gemälde-Sammlung zu Düsseldorf und hat eine Höhe von 1,80 m, eine Breite von 0,98 m. Knaus war 1829 in Wiesbaden geboren, besuchte von 1845—52 die Düsseldorfer Akademie, nahm nach längerem Aufenthalte in Italien und Paris in Berlin Wohnung, lehrte 1866 nach Düsseldorf zurück und wirkte hier 8 Jahre ungemein produktiv; 1874 zog er endgültig nach Berlin, wo er eine Professur an der dortigen Hochschule für die bildenden Künste übernahm.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 52.

Sonntag, den 25. Dezember

1910

Weihnachten

Erweigt vom kalten Winterwind
Ruhet still und friedevoll die Erde,
Die Abendstunde langsam rühmt,
Das Feuer knistert auf dem Herde;
Es weht um uns zur Dämmerzeit
Wie Tannenduft und süße Lieder . . .
Dann senkt die Nacht, die Gott geweiht,
Sich leise von dem Himmel nieder.

O heil'ge Nacht, voll Glück und Licht,
Du wundersamste aller Nächte,
Du bist das herrlichste Gedicht,
Wie Menschenjam es nie erdächte;
Du nimmst die Menschheit in den Arm,
Gleichwie die Mutter tut dem Kinde,
Dass Not und Glend, Sorg' und Harm,
Sei's auch für kurze Frist, entschwinde.

Unfängt es uns nicht märchenhaft,
Wenn alte, fromme Weisen klingen,
Und wenn wie einst in Jugendkraft
Selbst Greise wieder selig singen?
Es tritt uns nah, was fern und weit,
Und was verloren, kehret zurücke,
Die lang' verrauschte Kinderzeit
Steigt wieder auf vor unserm Blicke.

Wie heil'gen Friedens Unterpfand
Ertönt der Glocken friedlich Grüßen,
Und durch das nächtlich stille Land
Bieh'n Engel hin auf frommen Füßen;
Wo nur des Himmels Boten geh'n,
Wird Licht und Liebe ausgegossen,
Doch Kinderang' nur kann sie seh'n,
Dem noch die Wunderwelt erschlossen.

Verfolge ihren heil'gen Gang,
Das Herz erfüllt von sel'gem Schauer!
Versteh' der Weihnacht Glockenklang,
Such' auf der Menschheit stille Trauer,
In nied're Hütten trag den Christ,
Lass Armut nicht vergebens hoffen,
Bedenk', dass heute Weihnacht ist,
In der der Himmel allen offen.

O trinket aus der Liebe Born
In dieses Festes Feierstunden,
Vergesst Leid und Haß und Born
Und schlägt nicht, sondern heilet Wunden!
Auf eure Kinder senkt den Blick,
In ihren Augen steht's geschrieben:
Der Weihnachtsfeier reinstes Glück
Besteht im Geben und im Lieben!

Anton Ohorn.

Ein Weihnachten in Pempelfort.

Düsseldorfer Weihnachtsgeschichte von Marthe Schwerdtlein.

(Nachdruck verboten.)

Der Weihnachtsabend war angebrochen. In der Schadowstraße drängten sich Tausende vor den hellerleuchteten Schaufenstern, wo alles glänzte und glitzerte und lodte. Für besonders künstlerische Ausstattung hatten heute nur wenige Kaufleute gesorgt; Massen wurden in die Auslagen hineingeworfen, da Massen und Massenbedarf befriedigt sein wollten. Wie das geschäftig in der Straße hin und her wogte! Glänzende Augen, die suchten, glänzendere, die schon gefunden hatten, aus denen schon die geheime Freude des Schenkenfreusses, die Seligkeit des Gebens leuchtete. Heute hatte jeder sein Päckchen zu tragen wie auch sonst, aber eben im frohen Weihnachtsstimm.

Bekannte hasteten aneinander vorbei, ohne sich zu sehen; und wenn sie sich sahen, erfolgte nur ein flüchtiger Gruß: jeder hatte heute nur ein festes, unverrücktes Ziel vor Augen: zu kaufen, um schenken zu können, um jetzt schon im Vorgenuss der Freude des anderen zu schwelgen.

Nur einer eilte nicht, sondern ging ziemlich mißmutig und langsam die Schadowstraße hinunter nach der Königsallee zu. Das war der Rechtsanwalt Pitter III vom Amtsgericht. Bald wurde sein feiner Pelz von den spigen Nadeln eines Tannenbaums gestreift, der eben vorbeigetragen wurde, bald wurde er von einem Paket gestoßen und zweimal sogar auf die Ladstiefel getreten. In trübseliges Simmen versunken, achtete er indes nicht darauf.

„Schrecklich! Wir armen Junggesellen!“ dachte er bei sich. „Während sich heute alles im warmen Glanze des strahlenden Lichterbaums sonnt, sind wir die Ausgestoßenen, die Danebenstehenden; darüber kann keine noch so freundlich gemeinte Einladung hinwegtäuschen. Wo Kinder sind, fühlt man sich überflüssig, und wo keine Kinder sind, da ist auch kein richtiges Weib — au weh!“ Wieder hatte es eine Axtambolage gegeben. Aber bald war er von neuem im Irregarten seiner mißmutigen Gedanken.

„Nun soll ich für meine Mutter etwas kaufen, wovon ich keine Vorstellung habe — sie wahrscheinlich auch nicht — einen Schal der eigentlich ein Schleier ist, aber um Himmelswillen kein Automobilschleier; weiß, aber nicht ganz weiß... es ist zum Verzweifeln. Niemand hat heute für mich Zeit, die Verkäuferinnen am wenigsten. Ich kann doch unmöglich eine Dame ansprechen — eine Idee! Warum eigentlich nicht? Aber das ist ja Unsinn, heute hat niemand Zeit, noch Lust... und doch...“

Pitter III war an der Königsallee angekommen und strebte auf den Albrichbau zu. Mit müder Resignation sah er sich um. Plötzlich blieb er, überrascht von der Schönheit einer eleganten jungen Dame, stehen. Sein Hintermann, der auf dieses plötzliche Bremsen nicht vorbereitet war, rannte ihm beinahe über den Haufen. Er achtete aber nicht darauf; seine Blicke hingen an dem Vordenkopf, auf dem fest und grazios ein Rembrandthut von vornehmer Einfachheit saß. Wie von magischer Gewalt gezogen, folgte er ihr, soweit es das Gedränge zuließ. Ansprechen? Unmöglich! Aber diese geistvollen, edlen Züge wollte er sich jedenfalls einprägen. Er mußte sie wiedersehen, mußte sie sprechen; warum, wozu, das machte er sich im Moment nicht klar. Er ließ die Augen nicht von ihr.

Da fiel ihm ihr Benehmen auf. Sie sah nicht auf die bunten Auslagen, sie sah auf die Menschen, als suche sie jemanden... nein, als suche sie, gefunden zu werden... Einbildung! Und doch...

Plötzlich sah er etwas Weißes aus ihrer Handtasche zu Boden gleiten. Das war ein Wink des Schicksals. Hatte sie es fortgeworfen oder fallen lassen, gleichviel; wie ein Habicht stürzte er hinzu und hob es auf: es war ein nicht verschlossener Brief. Ohne dies weiter zu beachten, eilte er der schönen Blondine nach und überreichte ihr mit höflichem Lächeln des Hutes seinen Fund.

„Verzeihung! Gnädiges Fräulein haben Sie diesen Brief verloren.“ Ein leises Erschrecken, ein flüchtiger Blick. Dann kam es kalt, wie abweisend über ihre Lippen: „Sie irren sich, ich habe nichts verloren.“

„Kochmals Verzeihung, ich bitte, in Ihrer Tasche nachzusehen, ich kann mich nicht getäuscht haben.“

Kalt und stolz kam eine zweite, nicht mißzuverstehende Abweisung: „Bitte!“ Die Dame bog ab, bestieg die nächste Straßenbahn und fuhr fort; Pitter machte ein langes Gesicht. Er hätte ebenfalls einsteigen können, doch das wäre aufdringlich erschienen. So stand er eine Weile unschlüssig da. „Fata Morgana“, murmelte er und ging mechanisch wieder zurück. Da fiel ihm ein, daß er den Brief noch immer in der Hand hielt. Vielleicht eine Adresse? Er drehte ihn um und las die Aufschrift: „An den Finder dieses Briefes.“ Ranu? Schnell zog er den Brief heraus und las:

„Der Finder dieses Schreibens erhält am heutigen Heiligabend in der Zeit von 8 bis 12 Uhr eine Weihnachtsgabe Pempelforterstraße 103, drei Treppen.“

In dem Augenblicke von Pitter III summt es wie ein Bienen-schwarm. Ein Aprilscherz zu Weihnachten? Danach sah die Dame

nicht aus. Eine Abenteuerin? Noch viel weniger. Hatte sie selbst vielleicht erst den Brief gefunden? Dann hätte sie ihn nicht verleugnet. Pempelforterstraße 103? Ein Königreich für ein Adressbuch! Pitter eilte ins Bureau der „Neuesten Nachrichten“ und bat um das Buch. Mit zitternden Fingern blätterte er: Platanen-, Paulus-, Pionier-, Pempelforterstraße 103: Sophie Müller, Kunstmalerin. Eine gewisse Enttäuschung bemächtigte sich seiner. Müller? Und Malerin? Sollte sie auf diesem etwas ungewöhnlichem Wege, angereicht durch die allgemeine Familienfreundschaft, etwa... Nein, nein. Aber Malerin, das konnte schon stimmen. Dieser künstlerisch schöne Hut, der mit der Mode kaum etwas zu tun hatte, diese aparte, vornehm-einfache Robe —

Rechtsanwalt Pitter III ging in den nächsten Blumenladen und erstand einen mächtigen Strauß großblütiger Chrysanthemem in allen Farben.

Als er mit den Blumen wieder auf der Straße stand, kam er sich ungemein lächerlich vor. Und er monologisierte wieder: „Was willst du denn eigentlich? Das führt doch im Leben zu nichts Gutem. Du bist nun 34 Jahre alt, da ist es Zeit, endlich vernünftig zu werden. Jetzt ist es sieben Uhr, da wollen wir mal erst etwas essen. Ein gutes Souper hat noch immer am besten über romantische Anwandlungen hinweggeholfen. Pempelfort lassen wir schwimmen. An Wunder glaube ich nicht. Und für diese Blumen werden wir schon noch eine Verwendung finden.“ Und damit ging er in das nächste Hotel und begann eine eingehende Konsultation mit dem „Ober“.

Inzwischen war Elli Wrangel, die Dame mit dem Rembrandthut, ziemlich übler Laune. Zunächst war sie, nur um mit der Briefangelegenheit nicht länger behelligt zu werden, in eine Straßenbahn gestiegen, die sie gar nicht brauchen konnte, und mußte umkehren. Dann war sie ärgerlich über sich selbst, daß sie den Brief so ungeschickt fallen ließ. Zu dumm! Ein stattlicher feiner Mann war es ja; aber sie hatte sich in ihren Gedanken immer nur vorgestellt, ein Kind oder eine bedürftige Matrone würde auf den Brief kommen. Zum ersten Male stieg ihr jetzt der Gedanke auf, daß auch ein Herr — Der Einfall erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Licht. Sie überlegte: sollte sie wirklich zu den Freundinnen fahren, die sie in der Pempelforterstraße erwarteten? Wenn er nun kam? Nein! Aber wohin am Heiligabend? Die Familie ihrer Wirtin war ihr nicht sympathisch, und nach Hause zu reisen, hatte sie bereits abgelehnt, da man ihr dort nur in den Ohren liegen würde, ihren Verfall als Porträtfistin aufzugeben. So bummelte sie, in Gedanken versunken, planlos durch die Straßen.

Im Atelier ihrer Kollegin Müller ging es bereits lebhaft und lustig her. In dem großen Raum stand in der Mitte ein reichgeschmückter Tannenbaum mit Kerzen; an den Wänden, die mit Bildern und Skizzen bedeckt waren, hatte man durch Kisten und Bretter reichliche Sitzgelegenheit geschaffen; Teppiche, Felle und Stoffe, von geschickter Frauenhand arrangiert, verdeckten die Einfachheit der Möbel. Lissi und Mizzi, die beiden Sperlinge, wie sie von ihren übermütigen Kolleginnen genannt wurden, ordneten die Geschenke für die Brieffinder, denn jede der Damen hatte einen Brief gleichen Inhalts in verschiedenen Straßen fallen lassen. Die Geschenke bestanden zumeist in Wäsche, Garderobenstücken, auch an Zigarren hatte man gedacht, und heimlich hoffte man, ein oder das andere Bild bei dieser Gelegenheit loszuwerden. Während die Pianistin Lisbet Krafft auf dem Klavier über alle möglichen Weihnachtslieder phantasierte und dabei mitunter in eine Rhapsodie oder in den Walskärenritt geriet, braute die Besitzerin des Ateliers, eine weißhaarige, aber sehr bewegliche Dame, in einem Nebenzimmer, das vom Atelier nur durch eine Portiere getrennt war, eine Ananas-bowle. Neben ihr legten zwei weitere junge Damen, Emmi Schusterus und Hilde Hänsgen, ebenfalls Malerinnen, die letzte Hand an ein kaltes Vasett.

Die Unterhaltung drehte sich natürlich um die Frage, ob und wer auf die Briefe kommen würde. Man zappelte vor Ungeduld, wenn man es sich auch nicht eingestand. Lisbet Krafft hatte eben den Schluß ihrer Phantasie gedonnert und rief: „Kinder, es ist schon halb neun; wenn nun nicht bald jemand kommt, dann — dann warten wir noch ein Weildchen!“

„Ich glaube,“ meinte die bedächtige Emmi Schusterus, „wir haben einen dummen Streich gemacht. Wer soll denn kommen? An unsere gute Absicht wird so leicht niemand glauben; schließlich kommt noch einer von der Polizei.“

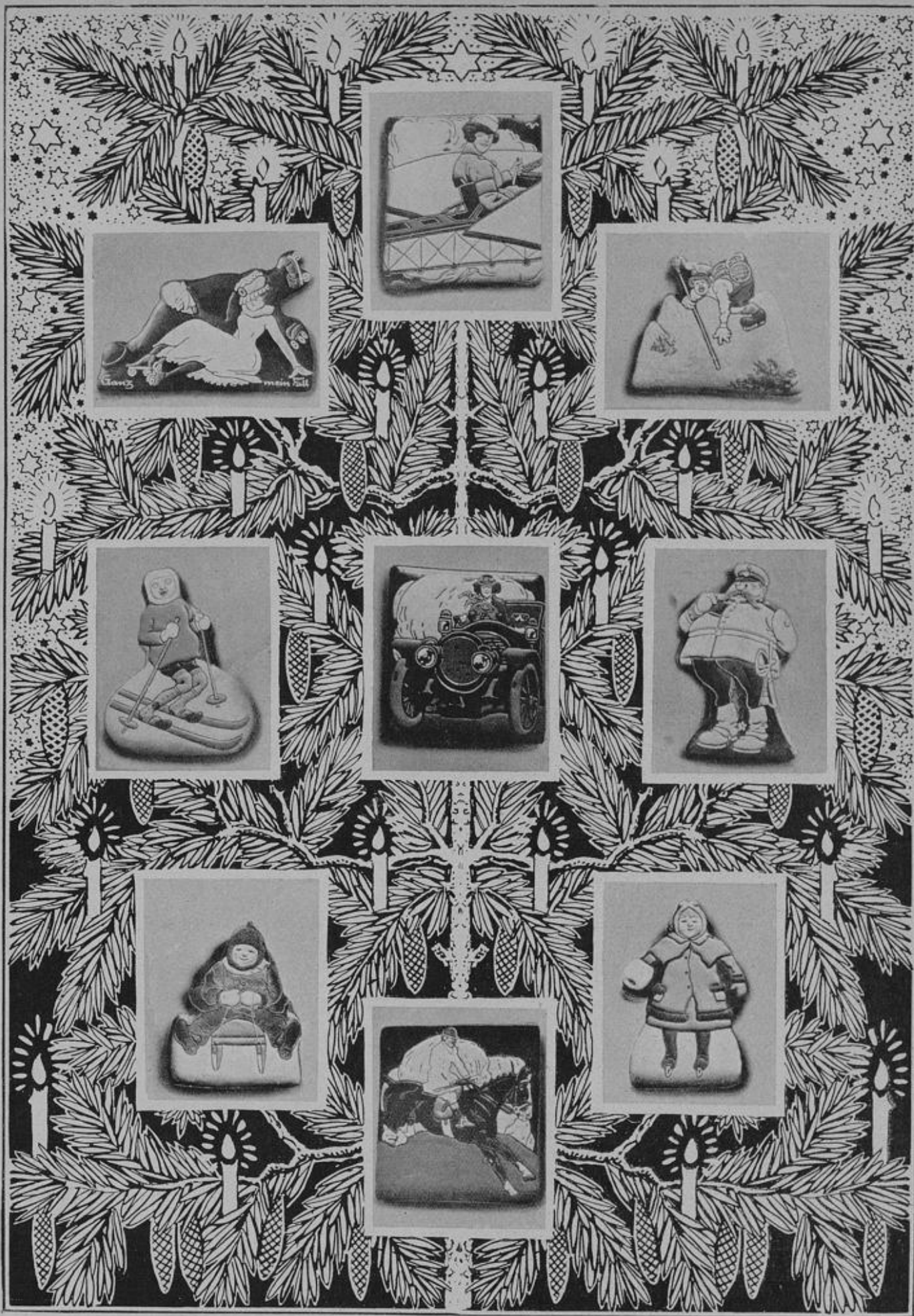
„Ist auch nur ein Mann,“ meinte Hilde gleichmütig.

„Der kriegt Zigarren,“ fiel Lissi ein.

„Und ein Glas Bowle.“

„Aber nur, wenn er hübsch ist.“

„Was, ein Schutzmann?“ entsetzte sich Mizzi, die, wie man wußte, heimlich für einen Leutnant schwärmte.



Künstlerlebkuchen zum Weihnachtsfest. Nach Entwürfen von Matthias Ebenboeck, München.

„Warum nicht? Der hat doch auch zweierlei Tuch und blaue Knöpfe.“ Alles lachte über Hilbes boshafte Anspielung. Man war jetzt um den Weihnachtsbaum versammelt und suchte durch eine etwas forcierte Heiterkeit eine gewisse Unruhe und Neugierde zu verbergen.

Da klingelte es. Alles fuhr mit Herzklopfen in die Höhe. Jede sah die andere fragend an, wer den Gast empfangen sollte. Nur Hilde Hänsgen schritt resolut zur Tür und öffnete.

„Es ist nur Elli Wrangel.“

Alle setzten sich wieder beruhigt und ein wenig enttäuscht. Nach der allgemeinen Begrüßung fragte Elli, ob schon jemand gekommen wäre. Man verneinte. Sie berechnete bei sich: gegen sieben Uhr war das Renkontre, jetzt ist es bald neun, da kommt er nicht mehr. Und es war ihr unklar, ob sie nun eigentlich damit zufrieden war oder nicht.

Die allgemeine Erwartung wurde endlich durch einen etwa 12 bis 13 Jahre alten Jungen unterbrochen, der schüchtern eintrat und schweigend, mit jenem wundervollen bettelnden Blick, den nur Kinder haben, den gefundenen Brief hinreichte. Man stopfte ihm die Taschen mit Pfefferluchen, Äpfeln und Nüssen voll, gab ihm für sein Schwesterchen eine Puppe mit und schob den noch immer Wortlosen, der seine Füße wie im Traum setzte, sanft hinaus.

Den nächsten Brief brachte eine stämmige Arbeiterin, die ziemlich sicher auftrat und sich mit dreifacher Neugierde umsah. Nachdem man sich nach ihren Familienverhältnissen erkundigt hatte, gab man ihr mehrere Wäschestücke und etwas Raschwerk. Sie nahm alles wie selbstverständlich in Empfang und sagte:

„Danke sehr, Fräulein Schusterus.“ Dann fuhr sie sich erschrocken mit der Hand vor den Mund und konzentrierte sich mit einem wiederholten „Danke auch recht schön, meine Damen!“ hinaus.

Emmi, die sich errötend abgewendet hatte, wurde sofort von allen Seiten mit Fragen bestürmt, woher die Frau sie kenne. Sie suchte auszuweichen, wußte aber ihre Verlegenheit nicht zu verbergen, und so kam es denn heraus, daß es ihre — Wäschfrau war. „Die praktische Schusterus! Sie hat den Brief ihrer Wäschfrau gegeben! Sie ist auf unsere Kosten wohlthätig!“ Ein homerisches Gelächter erscholl rings, und die Redereien wollten kein Ende nehmen. Schon wollte die Verlegene das Fest verlassen, als es wieder klingelte. Lizzi öffnete, und Lizzi, die durch die Türpalte gegudt hatte, rief vor Aufregung beinahe heiser:

„Kinder, ein feiner Herr im Pelz.“

Es war Pitter III vom Amtsgericht. Es war nicht der gute Müdesheimer, der ihn unternehmungslustig gemacht hatte. Er war in streng logischer Gedankenfolge zu dem Schluß gekommen, daß es besser sei, wenn er nicht nach Kempfort ginge. Dann hatte, wie so oft bei Männern, ein vages Gefühl — in diesem Fall Verlassenheit, genährt mit Weihnachtsstimmung — den Verstandeskalkül umgeworfen, und er war im letzten Augenblick diesem Gefühl gefolgt.

Nun stand er mit seinem Strauß am Weihnachtsbaum, die Damen im weiten Kreis um ihn. Er grüßte mit weltmännischer Höflichkeit und orientierte sich mit raschem Blick. Zu seiner Freude stellte er fest, daß auch seine schöne Unbekannte zugegen war, Elli Wrangel, die sich etwas verlegen im Hintergrund hielt. Doch er verriet mit keiner Miene, daß er sie wiedererkannt hatte.

„Welcher der Damen darf ich diesen Brief übergeben?“

Die männerfeindliche Hilde trat ihm fest entgegen. „Sie haben es hier nicht mit einer Person, sondern mit einem Verein zu tun, der am heutigen Heiligabend der Wohlthätigkeit sein bescheidenes Opfer bringen will. Sie“ — Hilde ließ ihren Blick über den Pelz gleiten — „haben doch offenbar Ihr gutes Auskommen. Was wollen Sie also hier?“

„Aber Hilde,“ mahnte Frau Müller.

„Das gnädige Fräulein hat von ihrem Standpunkt aus ganz recht,“ erwiderte lächelnd Pitter der älteren Dame. „Ich weiß in der Tat nicht, was mich hierhertrieb. Zunächst war ich nicht darauf gefaßt, in einen so glänzenden Kreis schöner Frauen zu kommen, sondern zu einer einzelnen Dame.“

„Aha! Und da erwarteten Sie wohl ein galantes Abenteuer?“ griff Hilde von neuem an. „Deshalb haben Sie wohl auch die Blumen mitgebracht. Was haben Sie sich eigentlich von der Schreiberin des Briefes gedacht?“

Pitter sah das entrüstete kleine Fräulein ernst an. „Ich habe mir gesagt: wie unendlich einsam muß sich die Schreiberin fühlen, wie wenig Verständnis für ihre Eigenart bei den nächsten Bekannten finden, daß sie sich mit ihrem übervollen Herzen an gänzlich Unbekannte wendet, daß sie lieber wildfremden Menschen etwas Gutes erweisen will als ihrer gewohnten Umgebung, deren selbstsüchtige Gedanken und Absichten sie wahrscheinlich kennt. Der ungewöhnliche Weg, den sie dazu einschlug, dieser, ich möchte beinahe sagen, Verzweiflungssakt, schlug bei mir eine verwandte Saite an. Auch ich kenne die Menschen. Und so drängte es mich, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen: Ich glaube dich zu verstehen, und ihr diese Blumen zu Füßen zu legen als eine Huldigung, als einen Dank aller der Unbekannten, die heute nur empfangen und des Glücks entbehren.“

Die trostige Hilde schweigend betreten, und die anderen sahen sich mit ersten Mienen an. „Nur keine Pause in der Unterhaltung,“ jagte sich Pitter und fuhr darum in leichtem Tone fort:

„Ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Statt in trübe Wirklichkeit bin ich in ein Feenland gekommen. Es sind so viele holdselige Blumen hier“ — er sah die Damen der Reihe nach an — „da finden meine armen Christanthemen gewiß auch noch Unterkunft. Sie sind sehr bescheiden, sie brauchen nur Wasser, wenn sie dürsten, keine — Bowle. Darf ich bitten?“

Er bot jeder der Damen einige von den großen, langstieligen Blüten an, die mit Dank angenommen wurden. Die letzten Blumen überreichte er Elli, ohne auch nur mit einem Blick zu verraten, daß er sie schon einmal gesehen und gesprochen hatte. „O, hier duftet es so gut nach Bowle,“ schnupperte Pitter III mit Kennermiene, „wenn ich um ein Glas bitten darf?“ Mit diesen Worten zog er ganz ungeniert seinen Pelz aus und nahm Platz.

„Sie wollen doch nicht etwa hier bleiben,“ fragte Hilde mit komischem Entsetzen. „In Ihrem Brief steht, die Geschenke seien von 8 bis 12 Uhr abzuholen, und Mitternacht ist es noch lange nicht. Im übrigen hat darüber der Verein zu bestimmen. Ich bitte daher um Abstimmung. Wer dafür ist, daß ich den Abend hier bleiben darf, bitte ich die Hand zu erheben.“ — Nur Frau Müller erhob gütig lächelnd ihre Hand; die anderen wußten nicht recht, was sie tun sollten.

„Sie sehen, Sie sind hinausballotiert,“ blühte ihn Hilde triumphierend an. Pitter suchte verzweifelt nach einem Ausweg, aber es fiel ihm nichts Gedächtnisses ein. Schon wollte er den Rückzug antreten, da klingelte es. Lizzi eilte hinaus, kam jedoch noch schneller wieder herein und rief entsetzt:

„Ein Kerl.“

„N o c h e i n e r?“ meinte Hilde.

Und da kam er auch schon hereingetappt, ein Mann von schwerem, starkem Gliederbau, anscheinend ein Gepäckträger. Der Brief schwankte in seiner Hand. Mit heiserer Stimme fragte er:

„Ist das hier richtig, wo —?“ und hielt den Brief hin. Aber sogar mit diesem Niesen nahm es die furchtlose Hilde auf: „Nann! Sie haben ja getrunken.“

„Ehr so och,“ erwiderte dieser, auf die Bowle deutend.

„Aber Sie haben zuviel getrunken und kommen in diesem Zustand her —“

„Kann ich dafür? — uyy! Dowerall, wo ich jet hinbräng, trie ich ne Schlud — uyy — soll ich et ston lasse? — uyy! Trink ehr emol so vill, dann sied ehr och nit mehr nöchtern. Na wie is dat denn no mit dem Geschent, oder will man mich hier for der Ged halten?“

Bei diesen Worten war seine Stimme drohend angeschwollen, so daß sogar Hilde zurückwich. Da wandte sich Elli Wrangel zum erstenmal an den Rechtsanwalt, der in ihrer Nähe stand, und bat:

„Ach, Herr — wollen Sie nicht eingreifen?“

„Welche Fragen soll ich dem Angest. dem Mann vorlegen?“

„Na zum Donnerstiel, wie is dat —“ Da trat Pitter zwischen ihn und die Damen und sagte schneidend:

„Sie wissen doch, was Hausfriedensbruch ist?“

Bei diesen Worten kam dem Mann eine dunkle Erinnerung an eine unangenehme Stunde seines Lebens. Er duckte sich und antwortete bescheiden: „Zawoll, Herr Gerichtshof.“

Elli trat leise hinter den Rechtsanwalt und soufflierte. Darauf fragte dieser: „Sind Sie verheiratet?“

„Leider.“

„Schämen Sie sich!“ krächte jetzt Hilde wieder los. Aber der Rechtsanwalt fühlte sich jetzt ganz im Beruf und dekretierte als Richter: „Ruhe im Zuhörerraum!“ — „Haben Sie Kinder?“

„Zwei Jungens und drei Mädchens.“

„Wie alt?“

„Na, so von zwei bis sieben Jahre.“

„Halt!“ sagte jetzt Elli und trat hervor. „Da nehmen Sie Ihren Blagen diese Puppen mit und dies Bilderbuch, und hier sind Pfefferluchen und Nüsse. Und damit Sie die Sachen heil heimbringen — gebt mal einen Stoffrest her und Packpapier — wollen wir sie Ihnen einwickeln.“ Während das geschah, bedankte sich der Riese wiederholt, bemerkte aber mit listernem Blick auf die Bowle:

„Und wo bliew ich?“

„Nee, nee,“ sagte Elli lachend, „das giebt's nicht; aber hier haben Sie noch eine Handvoll Zigarren.“ Mit einem Grunzen, das Aerger und Dankbarkeit zugleich bedeuten konnte, trollte der Riese hinaus.

Pitter III nahm seinen Vorteil wahr. „Also, meine Damen, wir wurden in der Abstimmung unterbrochen, ob ich hier bleiben darf. Also wer dafür ist, erhebe die Hand.“

Und jetzt waren alle dafür; denn man fühlte, daß man einen Beschützer brauchte; Hilde jedoch machte noch einen Vorstoß und fragte: „Aber wollen Sie sich denn nicht vorstellen?“

„Warum denn? Ich bin hier im Märchenland, wo man nur Vornamen hat; der meine ist Georg.“

„Mitter Georg, der vorhin den Drachen bezwang,“ mit diesen Worten präsentierte Frau Müller ihm ein Glas Bowle. Nun wurde die Unterhaltung flotter; man musizierte, tanzte, deklamierte, und die Redereien flogen herüber und hinüber. Lisbet sah schon wieder am Klavier, und Lizzi sang mit seelenvollem Augenaufschlag: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

„Wenn sie nicht allein liebt,“ bemerkte der Rechtsanwalt leuzend zu Elli, die leicht errötete.



Madonna mit dem Christuskinde. Nach dem Gemälde von G. Baffion.

Verlag d. Phot. Union, München.

Nach zehn Uhr kamen noch zwei junge Leute. Der eine überreichte einen Brief und hielt eine humoristische Ansprache in Versen. Den anderen hatte er „aus eigenem Recht“ mitgebracht. Man lud sie ein, dazubleiben; an Abstimmung dachte bereits niemand mehr. Bald genug kam es heraus, daß der eine Lizzis Bruder war, dem die Schwester ihren Brief gegeben hatte. Er war Architekt in München und in den Ferien auf Besuch in Düsseldorf. Er kannte den Rechtsanwalt und begrüßte ihn mit Titel und Namen. Damit war es um Pitters Infognito geschehen. Ihm aber war dieser männliche Zuwachs äußerst angenehm, da die Damen von ihm abgelenkt wurden. „Denn die Arge liebt das Neue.“ So konnte er sich ganz Elli widmen.

Musik, Theater, Kunst, Reisen, Lebenserfahrungen und Eindrücke, allerhand Ansichten wurden im Fluge ausgetauscht, wie das eben unter gebildeten Menschen üblich ist, die sich soeben kennen gelernt haben. Jetzt standen sie hinter dem Tannenbaum, von den anderen getrennt.

„Nun wissen wir noch immer nicht, was Sie eigentlich gern möchten,“ sagte Elli, auf die Geschenke deutend. Da reifte in ihm ein heroischer Entschluß.

„Was ich gern möchte? Heiraten!“ In Ellis Wangen stieg ein feines Rot. „Wenn ich dies Himmelsgeschenk aus Ihren Händen

erhalten könnte...“ Elli klopfte das Herz zum Zerpringen. „Gefällt Ihnen nicht eine von meinen Freundinnen?“

„Ich habe sie noch nicht angesehen.“ Und dann schwiegen beide. Es war ein bereitetes Schweigen.

„Ich soll für meine Mutter einen Schal kaufen, der eine ganze Reihe von Eigenschaften haben oder nicht haben soll. Würden Sie mir wohl beim Aussuchen helfen?“

„Gern.“

„Und wollen wir ihn dann zusammen meiner Mutter in Danzig bringen?“

Elli wendete den Kopf zur Seite und nickte unmerklich.

„Hand darauf?“ Ohne Zögern reichte sie ihm die Hand, die er in der seinen behielt.

„Ein helbes Weihnachtsmärchen,“ flüsterte er und sah ihr hoffnungsfreudig in die Augen.

„Na, ein Märchen,“ seufzte sie.

„Nein,“ erwiderte er feurig, „kein Märchen, sondern holde Wirklichkeit!“

„Und doch ein Märchen,“ lächelte sie leise.

Da sagte er selig mit kaum unterdrücktem Zaudern:

„Ich glaube wieder an Wunder.“

Marten Modders.

Skizze aus dem Fischerleben von Otto de Noot.

(Nachdruck verboten.)

Wer Marten Modders riesige, quaderförmige Gestalt sich in der feuchten, anklenden Luft der Watten bewegen sah, der wurde unwillkürlich an einen der Meeregötter gemahnt, der aus seinem kristallinen Palast heraufstieg, um sich am Strande zu ergehen. Und doch war so nichts unwirkliches an Marten Modders, — im Gegenteil, er war von einer überst eigerten Erdhaftigkeit mit seinem breiten, starken Gesicht, das aus angeglühter Bronze geschnitten schien, mit seinem Bartkranz aus greisenhaftem Seetang, — mit seinen Augen von der Farbe heimlichen Wassers, deren Blicke frei und weit über die Flächen gingen. Und dann diese Schultern, die wuchtig geneigt, wie Karpatiden, unsichtbare Lasten zu tragen schienen, diese Beine, die von den hohen Wattenstiefeln wie von einer blanken, sähernen Haut schwer umschlossen wurden. Und seine Bewegung über dem kalten, grauen Schlid, dieses schwankende Schaukeln, wie ein Mast bei steifer Brise, die ihm den Beinamen „Marten Grotmarr“ eingetragen hatte! Wahrsch, das war von so nobiger Kraft, als ob eine schwerfällig rollende Woge menschliche Gestalt angenommen hätte.

Langsam ging Marten Modders über das Watt, — weit draußen, dort, wo die grauen, grünlichgelben Wellen blank und schäumend über den Sand liefen, eine jede mit einem kleinen, rauschenden Strömen ausatmend. Mit der rechten Hand schwenkte er das Buttneß, Tschentkeßle und Krabben, die mit drollig hieselndem Gang seitwärts flüchteten, und weißbauchige Fische geschick in die Kiepe schlendernd, die er auf dem Rücken trug. Das geschah mit dem gemessenen Gebaren eines Krans, — immer die ruhig wiederholte, weitgreifende Gebärde.

Langsam ging Marten Modders über das Watt. Rings um ihn, gleichsam von ihm ausstrahlend, die unabsehbare Weite der Watten und des Meeres, in ihrem prachtvollen Dehnen und Strecken. In den lüsterne, verheimmlichten Glanz des Schlammes hatte die zurückweichende Welle zierliche, mit Wasser gefüllte Rinnen eingezeichnet, wie das Muster in einem Moirégewebe, — größere Tümpel und Einsenkungen waren hier und dort darin eingebettet, und zur Rechten schnitt ein breiter Kanal, eine Balge, schroff in den schlidigen Grund. Ihr Wasser erschien dunkel und tief, und der leise Wind haßete auf emsig trippelnden Pfötchen darüber hin. Und in all' diesen Rinnen, in den Tümpeln und Kanälen glänzt der Himmel dieses Abends, — der sonnenlose, in bleichem Topasgrün schwelgende Himmel. Auf der fernem Halligwerft erhebt sich ein einsames Gehäut, in seine tropische Genügsamkeit ganz verhulnt; — die matte Silhouette der Halligkirche steht plump und feucht, wie aus Brachholz gezimmert, gegen den bräunlich sahl überdunkelten Horizont. Nach Osten zu schiebt der Deich keine straffe, energische Wehr dem Wasser entgegen und gibt dem in großer, larter Ruhe lebenden Bilde den Abschluß.

Der heulende Ruf eines Dampfers fern draußen auf der See ließ Marten Modders aufsehen. Vom Dodeholm herüber kam das dumpfe, drohende Brausen der Brandung, wie das Rollen ferner Trommeln in den Choral des Abends hineingrollend. Der ganze westliche Himmel war von dem Gürtel einer glanzlosen, gelben Wolke umschürt, — die rostig-roten Segel mehrerer Fischerboote trieben langsam davor vorüber. Das Wasser kam in niedrigen, aus gelblichen Tiefsen sanft emporgeschwellten Wellen heran, mit kräuselnden Schaumbändern, — volltönig, wie der Wind in Buchenkronen, rauschend und rieselnd. —

Die hellen Augen des alten Seemannes spähten in die Ferne, wo sich die Segel eines großen Schiffes, wie silbergraue Flügel, über

dem Wasser emporhoben. Wie sie jetzt in das scharfe Licht des gelben Streifens hineinglitten, konnte man deutlich die fünf Masten, gleich seinen Strichen, unterscheiden, wie sie sich dem Druck der Oberbramsegel in sanftem Neigen fügten. Marten Modders kannte das Schiff, es war der „Potof“, der große Fünfmastler der Reederei Laeß in Hamburg, und er kannte auch jemanden an Bord, dessen Herz beim Anblick der Heimatküste in schnellerem Takt schlagen wird. Das war sein Sohn, der Freert, Oberbootmannsmaat auf der Potof, dessen scharfe Seemannsaugen vielleicht schon die Gestalt seines Vaters im Grau des Watters unterschieden hatten.

Der alte Fischer nahm sein Buttneß und den langen Priestod über die Schulter und wanderte am Rand der Balge entlang. Der Abend brach merklich rasch herein, der Himmel senkte sich wie ein dem Einsturz nahes Gewölbe in immer flacher gedehnter Spannung. In die tiefen Spuren von Modders Stiefeln schloß das Wasser gierig mit leisem Sprudeln und Gurgeln. Ein ferner Laut, wie der Hall eines Böllerchusses, schlug an sein Ohr. Auf der Spitze des Kirchturms, die den Deich überragte, flatterte eine grellweiße Fahne, — dort drüben, in Bordelum, war heut eitel Festjubiläum, dort schmettete die Tanzmusik im niedern Wirtschaftsaal, — dort prasselten die Herdfeuer unter Pfannen und Töpfen, — dort quoll das Bier schäumend über den Rand der Krüge. Die Jantje, — die hübsche Jantje, mit dem hellen Flechtenkranz um Stirn und Schläfen, — seines Bruders Tochter, — feierte Hochzeit heut! Und Ulrich Ankes hieß ihr Erwählter, — war drüben aus Lütelsburg im Ostfriesischen, und die Bagen klangen ihm lustig in den Taschen! —

Die hübsche Jantje! Wie oft hatte er sie auf den Armen geschaukelt und auf den Schultern reiten lassen, damals, als sie noch so ein ganz kleines Menschenkindlein war, von dessen zartem Gesicht man nur die blauen Augen sah! Er hatte sie gelehrt, die Segelschote zu handhaben und die Ruder zu führen, war mit ihr über das Watt gewandert und hatte ihr dessen Schönheiten und heimlich lauende Gefahren offenbart. Fest waren sie zusammen verwachsen, der alte, wetterzerichlagene Stamm und das junge, fröhliche Reis! Und heute, am Ehrentage der Jantje, war er fern von ihr und wanderte einsam und mit verdrossenen Gedanken durch den Watten Schlid.

Ein Schwarm Möwen stürzte sich, wie weißsprühende Funken, schreiend auf das Wasser des Priels herab. Marten Modders blieb stehen und spähte über die Schulter zurück nach dem Segelschiff, das jetzt — schon halb in der Dämmerung verloren — seines Weges zog. Da drüben war einer an Bord, dessen heiße Sehnsucht, dessen treues Hoffen nach der Jantje nun niemals in den Hafen einlaufen würde; — dessen Liebe, ohne es zu wissen, schon jetzt ein Brach war. Sein Sohn, der blonde, starke Freert, hatte den Vater zu seinem Vertrauten gemacht, hatte ihn manchen Blick in sein Herz tun lassen, das je länger, je fester sich an die Jantje hing. Und oftmals war der Alte erschreckt worden von der Leidenschaft, die seinen sonst so kühlen, gelassenen Sohn gepackt hatte. Und so war dem Alten die Sache seines Sohnes zu seiner eigenen geworden, und während dessen langer Abwesenheit hatte er oftmals die ehrliche Treue, die schöne gerade Kraft des Freert vor dem Mädchen in den hellsten Farben spiegeln lassen. Alles schien gut zu gehen, — jetzt, nach Beendigung dieser Fahrt wollte der Sohn vor sie hintreten und um sie freien.

Da aber war der Ulrich Ankes des Weges gekommen, und alle Lustschlösser waren in Trümmer gestürzt. Jantje hatte nicht warten wollen, — nein, nicht einen Tag! Auf alle Vorstellungen und Ermahnungen des Alten hatte sie nur die eine Antwort gehabt:

„Ne, Marten Modders, täuwen (warten) dat kann ich nich! Dat Glück is en snellen bunten Vogel, u. wenn man em nich pakt, wenn hei voröber flügg!, denn is hei furt un kommt nimmer wedder. Du Jung is en braven un en goden Jung, aber min Glück, — dat is he nich! De Ulrich is tome i un dor is dat anfangen, to gräunen un to blöhen in min Garten drin un nu will dat sin Fröling hebben un täuwen, Vadder Marten, dat givt dat nu nich mehr!“

So hatte sie gesagt und ihm dabei mit ihren klaren, blauen Augen gerade ins Gesicht gesehen. Aber in ihm war ein Groll aufgestiegen, — die redliche Liebe seines Sohnes, die in fernen Meeren gewachsen und erstarrt war, schien ihm mißachtet und verraten zu sein, und mit finstern Gesicht hatte er sich abgewandt. Nun läuteten drüben die Hochzeitsglocken, und er wanderte wie ein ganz Fremder, ein beiseite Gehobener, in den Abend hinein. Und die Sehnsucht, die dort auf den Schwingen des königlichen Fünfmastlers heraufzog, würde niemals in dem so heiß begehrten Heimatsgrund die Anker fallen lassen!

werst, die Lage jedes Wasserlaufs, die er doch so gut kannte, nochmals einzuprägeln gesucht. Unter seinen Füßen begann es zu rauschen und zu sprudeln, als ob tausend gierige Quellen sich öffneten, mit hartnäckiger Geschäftigkeit das Netz der Rinnen anfüllend und vertiefend und seine Maschen enger und dichter zusammenflechtend. Er blinnte zurück: Das Meer wälzte sich in breiten, gleichenden Ringen, wie eine schwerflüssige, quallig bewegte Masse, ingrinnig schäumend und murrend heran. Seine vordersten Wellen überschütteten den Boden mit metallisch blankem Schwall und spülten über seine Füße hin. Was war das? Trat die Flut früher ein, als er erwartet hatte? Unmöglich, wie sollte er, Marten Modders, sich in den Flutzeiten irren! Oder war es eine Springflut, die den geregelten Gang der Gezeiten unterbrach? Wie es auch war: dort brach die Flut tobend über die Batten herein, und jede Sekunde, die er hier noch verweilte, bedeutete sicheres Verderben!

Marten Modders übersprang die Balge, die vor ihm floß, mit



Blick auf die Graf-Adolf-Strasse in Düsseldorf. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Marten Modders wandte sich um, — der Segler war verschwunden. An seiner Stelle war eine häßliche, bleifarbene Wolke auf das Wasser herabgefallen und wurde schwerfällig, wie der Rumpf eines mastelosen Schiffes, dem Gestade zugetrieben. Ueber seine Füße rauschte es seltsam hin, — das Wasser des Briel war in den wenigen Minuten über den Rand getreten und schwemmte über den Schlid. Er warf einen Blick um sich her, — das Halliggehöft, der Deich, der weite Halbkreis des Horizonts lagen hinter aschbleichen, fieberisch bewegten Wänden verborgen. Ein Windstoß fuhr in den brodelnden Qualm, — er blähte sich wie ein ungeheures Segel, schwankte und rückte weiter vor. Und jetzt, — kaum waren einige Sekunden verflossen, — begann es auch um Marten Modders mit wirbelnden Nebelfegen zu wehen, — weiße, flackernde Flammen schossen aus dem Boden, dem Wasser, dem Nichts hervor und verstritten sich ineinander zu einer dichten, unheimlichen Lohse, die jeden Durchblick wehrte. Der Himmel stürzte ein, wie ein Zelt, das der Sturm umbläst, und seine dicken, grauen Tücher schlugen mit schlappenden Falten zusammen.

Während dies in unbegreiflicher Plöschlichkeit geschah, hatte Marten Modders mit Blitzesschnelle sich die Richtung nach der Heimats-

Hilfe seines Brielstods, und schlug die Richtung ein, in der das Heimatsgehöft liegen mußte. Der Rebel öffnete sich widerwillig vor ihm, als ob er sich durch ungeheure Mengen von Watte kämpfen müßte, und schlug lautlos hinter ihm zusammen. Zehn Minuten mochte er durch den aufsprühenden Schlamm in dem schlitternden Gang des Wattenläufers gegangen sein, da fand sein Brielstod, der tastend den Boden sondierte, keinen Widerstand mehr. Und schon hörte er das Gurgeln eines andern Briel, der von links her seinen Weg schnitt, unmittelbar zu seinen Füßen. Er schritt eine Strecke daran entlang, — da verlor er sich, geheimnisvoll aufgefogen, in den Rebelhüllen. Wieder schritt er weiter, als eine gewaltige Welle, wie ein graues, schleimiges Ungetüm, aus dem Rebel hervorsprang und ihn bis zu den Hüften mit ihrem brandenden Gisch überhäutete. Einen Augenblick zögerte er, — dann watete er weiter mit weitausholenden Schritten. Da streifte seine Schulter an einen harten Gegenstand, — es war eine verdorrte, in den Boden gesteckte Fichte, eine Wegbake, — ein Anzeichen, daß er sich auf dem rechten Weg befand.

Das Wasser war ihm inzwischen bis an die Knie gestiegen, und mit leise glucksendem Tönen stieg es weiter. Zuversichtlich schritt Marten

Robbers aus, — wohl minutenlang, — da wich plötzlich der Boden unter seinen Füßen, — er stürzte, und über seinem Kopf schlug die Flut zusammen. Mit Mühe arbeitete er sich aus der tiefen Rinne, in die er gefallen, hinaus und setzte seinen Weg fort. Die Rinne bog quer vor seinen Füßen hin, — er wollte sie überspringen, konnte aber den jenseitigen Rand mit dem Prielftöck nicht erreichen. Er ging daran entlang, — da hörte er plötzlich den Donner der Brandung, wie er meinte, unmittelbar vor sich. Als ob der Nebel brüllend den Rachen öffnete, schlug dieser Ton gegen ihn an. Er änderte die Richtung, ging einige Schritte durch plätscherndes Wasser und sank wieder ein. Das Wasser stieg mit unheimlicher Schnelligkeit, das Gehen wurde mühsam, bis über die Knöchel sank er ein in den zähen Schlamm. Da kam wieder eine Rinne, — nochmals wählte er eine andere Richtung, — blieb stehen, — horchte auf einen vertrauten Laut. Der Nebel schludte jeden Ton ein, — in dem toten, feindseligen Schweigen war nur das heimliche Rieseln des Wassers hörbar. Wieder setzte er sich in Marsch, — jetzt über die Richtung schon ganz im Ungewissen, — stieß wieder auf eine Rinne. Da stand er still. Er hatte sich verirrt, — verirrt auf dem grenzenlosen Watt, über das die Flut höher und höher, eine erbarmungslose, schwarze, hungrige Masse, hinwegging.

Glaubt nicht, daß auch nur eine Sekunde lang ein Gefühl der Angst oder der Ohnmacht in Marten Robbers Seele Raum gewann. Nein, — das Meer, das ihn jetzt wie eine zum Spielen aufgelegte Weste bedrohte, war ihm ein Freund geworden, in dessen Aufhals er jeden Zug deuten und enträtseln konnte. Hundertmal schon hatte es seine Kranten nach Robbers Leben, ausgestreckt, und niemals hatte es ihn zerbrechen können. Er war ihm ein ebenbürtiger Gegner, — sein riesiger Körper, seine große tapfere Seele setzten ihm eine unzerbrechliche Wehr entgegen. Aber heute war die Gefahr riesengroß, — Marten Robbers wußte es, ein Ringen würde anheben, Brust an Brust, Auge in Auge und im Vorgefühl dieses Riesentampfes redete er seinen gewaltigen Körper, den der Anprall der Meereswogen, gleich den Uferfelsen, gekühlt und gehärtet hatte. Die Kraft, die so lange in ihm geschlummert hatte, jetzt schwoh und glühte sie in seinen Adern, wie das Eisen unter den Schlägen des Hammers. Und wahrlich, gleich einem tönendem Hammer begannen jetzt die Wogen auf ihn einzuschmettern, brausend stürzten ihre Schläge herab, und aus den bleichen Nebeln quoll ihre schwere Haß, wie blaueschwarzer, flüssiger Stahl.

Marten Robbers ramnte den Prielftöck schräge vor sich, so fest er konnte, in den Schlamm und stemmte das obere Ende gegen seine Achsel. Fest pflanzte er die Füße in den Grund, und hoch und unerschütterlich, wie ein einsamer Wachturm, ragte er auf. Das Wasser stieg ihm bis an die Hüften, — dann bis an die Brust. Mit wühlender Unerbittlichkeit, — in einem rastlosen, brausenden Kreisen und Wandern, in dessen Wirbel die Seele wie in den Schlund eines Kraters hineingezogen ward. Der Herzschlag des Meeres klang mit dem Pochen seines eigenen, fühlen und mutigen Herzens zusammen. Immer enger schnürte es sich um seinen Körper, wuchs und wuchs, als ob die Erde alles Lebendige in einem einzigen, tiefen Atemzug vernichten wolle.

Wie lange schon hatte er so gestanden? Längst war die Nacht hereingebrochen, — bebende Dunkelheit lag über den Wassern, — nur der Nebel leuchtete aus sich selbst in bläulichem, phosphoreszierendem Schimmer. Als ob die Schatten einander zuriefen, scholl ein gedehntes, heiseres Krächzen herab: Ein Zug Kraniche verfolgte hoch oben in den Lüften den Weg nach Süden. Aber der Finsternis entgegen schwoh das Wasser, — wühlte um seinen Hals, — brach in einzelnen Wellen schäumend über seinen Kopf herein.

In dieser Not erinnerte er sich der Kiepe, die er noch immer auf dem Rücken trug. Sie war mit dem Fang des heutigen Tages, mit Fischen und Krebsen, bis an den Rand gefüllt und mußte ihm einen Standort gewähren. Hastig löste er sie von den haltenden Riemen, ließ sie herabgleiten, bückte sich unter das Wasser und drückte sie mit aller Kraft in den Boden nieder. Dann, — vorsichtig — stieg er hinauf. Sie trachte und schwante unter seinem Gewicht, aber sie hielt.

Und wieder wanderte die Zeit, mit den Wassern um ihn her, dem Ewigen zu. Marten Robbers fühlte seinen Körper nicht mehr, — langsam versteinerte er zu einer Fossilie. Aber seine Seele flog in die Weite, und große und einfache Gedanken trug sie ihm zu. Gott richtete sein mildes, ewiges Angesicht vor ihm empor und sah ihm mit erlösenden, gütigen Blicken ins Auge. Leise öffneten sich stille, unirdische Pforten, — leise und fern. Dann wieder schrie die Wirklichkeit in diese Bilder hinein, — ihm war, als nahe sich ein ungeheurer Schatten, wie ein schwarzes, breitgeschweltes Segel, — der Bug eines Bootes schnitt tausend durch die Wellen, — schon wollte er rufen, da zerfloß alles, wie Spul und Traum.

Noch immer stieg das Wasser. Die gluckenden Wellen sprachen von seinem Leben, malten Bilder und Gestalten, — immer andere, — immer neue, in endlosen Reihen an ihm vorüberziehend. Er hielt die treue Hand seiner Mutter in der seinen, hörte ihre leise, liebe Stimme, er kämpfte mit den Schreden eines Schiffbruchs, droben an der schottischen Küste; er wanderte durch die sonnedurchglühnten Straßen tropischer Städte. Und Jantje tauchte vor ihm auf, Jantje, Jantje!

Eine Welle, höher als die andern, strich kalt an seinen Wangen entlang. Nur sein Kopf schwamm, wie losgelöst vom Körper, noch auf der finstern Flut. Da schrie er auf, — einmal, — gewaltig . . .

Jantje! schrie er mit seiner juchenden, dröhnenden Stimme, daß ihm die Adern an Gasse schwoh. Und nochmals „Jantje!“, wie eine zerklüftete Posaune, die ihren ehernen Atem in die Weite schleudert. In diesem Augenblick erklirte das Glas in der Hand Hochwürden Herrn Pfarrers, das er drüben an der Hochzeitstafel in Vordelum eben zu einem letzten Trinkspruch erheben wollte. In der Stille, die eingetreten war, klang dieses Klirren wie ein ferner, mahrender Ruf, — wie ein leiser, unendlich schmerzlicher Seufzer. Jantjes trübes Gesicht wurde plötzlich bleich.

„Wo ist Marten Robbers?“ stammelte sie, einem lange gehegten Gedanken wie unwillkürlich Ausdruck gebend. „Wo ist Marten Robbers?“ Ihre Blicke wanderten über die Reihen der Gäste, die fragend einander in die Augen sahen.

„Wo ward he denn sin, bin Marten Grotma?“ brummte tauend der dicke Hinnad Kreinsen, — „he ward all tomen, . . . taw man'u beten!“

„Ne, t a u w a n n i c h!“ rief Jantje mit ihrer hellen Stimme und sprang auf. „Jan“ — und dabei schlug sie ihrem jungen Gatten auf die Schulter, „moof dat Boot star, — id schir de Beer an den Bogen — un denn rut op't Watt!“

Und die ganze Festtafel mit ihren blinkenden Augen umfassend: „Wer Kurafsch hett un en echten Seemann is, de tumut mit! Marten Robbers is buten op dat Watt un mutt versupen, wenn ji em nicht helpt!“

Sie war schon längst aus der Tür; ihr Ruf war noch nicht verhallt, als die Gäste mit einem Rud von ihren Stühlen in die Höhe sprangen.

Um drei Uhr morgens hatten die Fluten ihren höchsten Stand erreicht, und in der vierten Stunde rannen die Wasser langsam, wie ein geschlagenes Heer, des Weges zurück, den sie gekommen waren. Müde und zögernd schlug der Morgen die Augen auf, einem kranken gleich, der nach schlafloser Nacht matter und mühsam zu seinen Schmerzen erwacht. Auf der grenzenlosen Wasserfläche, die das Watt noch immer bedeckte, lag sein verflörter Schein wie langsam schmelzender Schnee.

Wenn ein wägendes Auge über die Wasserwüste hingeführt hätte, würde es keinen Punkt, an dem es länger hätte verweilen können, entdeckt haben. Nur die weit verstreuten Halliggehöfte, die plumpe Halligkirche ragen in schütterem Grau, wie leicht bereist, daraus hervor. Keinen Punkt? Dort drüben, — spielt nicht das Wasser dort mit einem Gegenstand, der fremd und dunkel sich auf ihm schaukelt? Nein, — nur eine auffringende Welle, — schon verrann sie im Grau. Oder dort, — wo die Möwen so wild erregt durcheinander taumeln? — Oder dort, — weiter rechts, — gerade in einer Linie mit dem Fischewer, der draußen segelt? Seht ihr es, — wie weiße Haare flattert es auf, — dort, blickt hinüber — seht ihr's?“

„Marten Robbers!“ — schallt plötzlich ein heller, klingender Schrei über die Wasserfläche. Ah . . . längst hat er sie gesehen, der Mann, der dort nur mit Kopf und Schultern über das Wasser emporsragt, — längst hat er sie gesehen, die Gestalt, von der jener Schrei ausging! Aber er kann kein Glied rühren, — keinen Laut aus der Kehle hervorbringen. Mit tausend Jubelrufen hätte er ihn begrüßen mögen, den Morgen, der sich für ihn, nur für ihn, wie eine unfähig schöne Knospe aus den Hüllen schälte. Aber er hatte ausharren müssen, stumm, in qualvoller Stellung, kaum fähig, zu atmen, — ein einsamer, trostloser Fels, an dem die Wogen wuschen und zerrten. . . .

Nun aber rauschte und klirte es heran durch das Wasser! Die Schimmel halten die Köpfe mit hochgeworfenen, schraubenden Rüstern über das Wasser erhoben und blasen Wolken weißen Dampfes vor sich hin. Bis zum Widerriß gehen sie im Wasser, von dem braunen Geschirr strömt es herab, und der lange Leiterwagen, den sie ziehen, sinkt oft bis über die Seitenprossen ein. Aber oben auf der ersten Wagenbank, wie eine Siegesfanfare in den Morgen schwellend, steht Jantje, unsere Jantje, mit gelben Zöpfen um den Kopf gelegt, mit glänzenden, lachenden Augen. „Marten Robbers!“ jubelt sie und zerrt an den Zügeln, bis die Schimmel dicht neben dem verfunkenen Mann zum Stehen kommen. „Süßt du dat nu woff, dat man nich täuwen sall? Nu hol id di to mine Hochtid, un du kannst nich mal „Ne!“ seggen.“

Und dann haben sie ihn wie den schweren Stumpf eines Mastes auf den Wagen gehoben. „Jantje, min sünte, lütje Jantje“, stammelt er, als er sich trierend auf den Brettern unter rasch übergeworfenen Decken ausreckt. Und dann noch so was wie „n beten stiew in de Been . . .“ ehe er laumfest in Schlaf fällt. —

So brachten sie ihn heim, ein gar ungefüges Strandgut, und alt und jung stand im Städtchen vor den Häusern und jubelte: „Marten Grotma, — Marten Grotma!“ — wenn der Wagen vorüberfuhr. Er aber schlief den Schlaf, um den ihn diese furchtbare Nacht betrogen hatte. Das war Marten Robbers, von dem die jungen Burischen, wenn sie abends über das Wasser des Watts rudern, singen:

Marten Robbers, de seggt:

Nu ward dat all recht,

Dat Water, dat sall mi nich fregen,

Ja pflanz' mi hier op

As 'ne iverne Popp, (eiserne Puppe)

Keen Flood kann mi rögen un regen . . .

So singen sie. Aus den Wellen aber steigen leise Mähren und Sagen auf und schweben langsam in den Abend hinein. — — —

Das Erwachen zum Licht.

Weihnachtserzählung von Kolph Boddenhusen.

(Nachdruck verboten.)

General von Sarneski hatte das dürftige blaue Lämpchen, das sonst bei Dunkelheit in seinem Entree zu brennen pflegte, heute nicht anzünden lassen; ausdrücklich nicht. Er selbst ginge aus, und im übrigen brauche nicht illuminiert zu werden.

Es gab einen Tag oder richtiger einen Abend im Jahr, an dem der Herr General eine tiefe Abneigung gegen alle überflüssige Beleuchtung hatte.

Und das war heute. —

Er tastete im Dunkeln nach seinem Pelzmantel und pfliff dem Hunde. Während der langhaarige Setter sich aus seiner Ecke emporrappelte, eilte der Bursche aus seiner Tür, um seinem Herrn behilflich zu sein.

„Haben Sie für mich abgefragt im Kasino?“

„Befehl, Herr General!“

„Liegt sonst noch was vor?“

„Bitte gehorsamst — wenn ich ein paar Stunden Urlaub bekommen könnte —“

„Wozu?“

„Es ist Weihnachtsheiligabend, Herr General.“

„Sonst nichts?“

Der alte Herr versetzte dem Hunde, der in der Ausgehstunde kläffend an ihm emporsprang, einen Klaps, öffnete die Tür zum Flur und trat hinaus. Es schien fast, als wenn die Sache damit erledigt wäre. Aber er wandte sich noch einmal zurück und sah den Burschen in der hellen Flurbeleuchtung scharf ins Auge.

„Weihnachtsabend! Natürlich! Gemütsliste aufmachen, nicht wahr? Ist was für Frauenleute und für Kinder, aber nicht für solchen ausgewachsenen Lulatsch. Verstanden? Meinetwegen zum Teibel scheren — aber nur bis neun! Um neun bin ich zu Haus und geh in die Klappe.“

Dann schritt er langsam, schwerfällig die Treppe hinab und fügte, ohne aufzublicken, hinzu:

„Auf meinem Schreibtisch liegt was für ihn — in einem grauen Kuvert.“

„Danke gehor —“

„Kann er mitnehmen. Maul halten, 'n Abend.“

Unten auf der Straße kramte der General einen Brief aus der Tasche seines Interimsrobes und steckte ihn in die Manteltasche. Dann knöpfte er sich fest in den Pelz und schritt in seiner harten, etwas stielenden Gangart dicht an den Häuserreihen entlang.

Er drückte sich um den regen Straßenverkehr — um diese ganze ungeheuerliche Gemütsliste, um den unlogischen Freudentaumel mit seinem Drängen, Quarren und Quielen, um das herzspannende, frohe Erwarten auf allen Gesichtern.

Und was erwartete man? Der eine ein Paar gefidte Morgenschuhe, der andere den Moment, wo er seinem Jungen das neue Schaufelpferd vorführen würde oder sonst ein Spielzeug, das nach drei Tagen in seine Bestandteile zerlegt ist. Und allen gemeinsam winkte der Genuß von allerhand unverdaulichen Dingen. Das war die ganze Geschichte. Das erwartete man, und darauf freute man sich. Es war eigentlich zum Lachen —

Aber der General lachte nicht. Als er in der entlegenen Vorstadt die kleine Weinkneipe seines ehemaligen Burschen und späteren Feldwebels Gustav Bröje betrat, die er seit zehn Jahren alle Heiligabend zu besuchen pflegte, lag ein bitterer, herber Zug auf seinem verwittrten Gesicht.

Ein maßloses Bestremden aber malte sich darin, als der alte Herr die Veränderungen bemerkte, die sich hier vollzogen hatten. Das enge, einst so verräucherte Lokal war gar nicht wiederzuerkennen. Eine Gasröhre warf blendendes Licht auf neue helle Tapeten, auf ein blickblankes Büfett und auf das alberne Gesicht eines Kellnerjungen, der dienstfertig heranhißte.

„Sag mal, mein Sohn,“ fragte der General, nachdem er sich eine Weile umgesehen, „ist das hier recht bei Bröje?“



Weihnachtsfeier im Zwischendeck eines deutschen Dampfers.

Phot. Gebr. Haefel.

„Sehr wohl, Erzellenz — wollen Erzellenz nicht ablegen — und was darf ich Erzellenz bringen?“

„Vorerst darfst du mal das Maul halten und nicht Erzellenz zu mir sagen. Ich bin nicht Erzellenz. Wo ist Herr Bröse?“

„Nebenan in der Privatwohnung; er hat zu tun.“

„So — na dann geh mal nebenan und bestelle, der General von Sarneski wäre da und ließe fragen, ob Herr Bröse verdröht geworden sei. Wenn nicht, dann möchte ich eine Flasche Raumentaler und was zu essen. Auch für den Hund. — Na, wird's bald?“

Der Stift hakte seine auseinanderlassenden Kinnbäden zusammen und entwich zögernd.

Der General verharrete noch eine Weile in kopfschüttelndem Betrachten der ausgeputzten Gaststube und legte dann ab. Er hatte sich bereits in einer Ecke niedergelassen, als er sich plötzlich noch einmal

erhob und einen Brief aus der Tasche seines Pelzmantels zerrte. Er hatte ihn auf dem ganzen Wege in der Hand gehalten — ihn befühlte, gestreichelt und zerfummelt, so daß er sich ziemlich schwer aus dem Kuvert löste. Jetzt strich der alte Herr das Papier auf dem Tisch glatt stützte den eisgrauen Kopf in beide Hände und las — obwohl er sie wohl schon fünfzig Mal gelesen, diese ungelenten Zeilen einer Kinderhand:

„Lieber Großpapa! Wie jedes Jahr seit ich schreiben kann, schick ich Dir einen schönen Weihnachtsgruß und ich bitt Dich vieltausendmal von Mammi und Pappi, daß Du gut sein und zu uns kommen möchtest. Es ist wirklich sehr schön bei uns, und ich bekomme diesmal wahrscheinlich eine Eisenbahn. Bloß Mutti weint immer am Weihnachtsbaum, deshalb bitt ich, daß Du gut sein und kommen möchtest. Ein Pingpong Krieg ich wahrscheinlich auch, und eine neue Schultasche. Von der alten hat mir der Heine bei einer Keilerei den Deckel halb abgerissen. Aber ich habe ihn untergekriegt, womit ich Dich bitte, daß Du kommen möchtest. Dein Dich liebender Bob.“

Schuff hatte die struppige Schnauze auf das Knie seines Herrn gelegt und schaute diesem aus menschenflugen Augen unverwandt ins Gesicht. Er möchte da etwas Befremdliches bemerkt haben, denn er winselte leise auf und legte dann wie närrisch die Hand, die ihn gestreichelt. — Der General hatte gar nicht bemerkt, daß Gustav Bröse mit etwas gekniffenem Gruf eingetreten war. Erst als dieser den Wein vor ihn hinstellte, sah er auf.

„Da sind Sie ja, Bröse! Wollen Sie mal sagen, weshalb Sie aus Ihrer gemütlichen Kneipe solch einen geschneigeltten Affentasten gemacht haben, he? Wohl einen Naps bekommen, was? Und wie sehen Sie denn überhaupt aus? Haben ja sogar einen steifen Hemdfragen um und einen Schlips. Wahrhaftigen Gott auch einen Schlips! Mensch, was ist denn mit Ihnen passiert!“

„Herr General —“ drückte Gustav Bröse hervor, indes seine kolossalen Pranken versuchten, die Lehne eines Stuhls abzubrechen, den er in der Verlegenheit ergriffen hatte; „es ist allerdings manches anders geworden seit dem vorigen Jahre. Und es ging auch nicht so weiter. Man verschlammte ja ganz. Aber würden der Herr General uns nicht die Ehre erweisen, ein bißchen zu uns überzukommen?“

„Uns? Sind Sie denn doppelt geworden, in Aududs Namen?“

„Das grade nicht. Aber — ich habe geheiratet, und was Kleines ist auch schon da, und es werden eben die Lichter angezündet, Herr General — und wir werden uns sehr freuen —“

„Geheiratet! Lichter angezündet! Ja du Schwerenöter, hast du denn das nicht tausendmal geschworen?“

„Herr General, jeder Mensch bekommt einmal seine Zeit, wo er vernünftig wird. Der eine früher, der andere später. Bei mir ist sie schon gekommen. Und es ist was Wunderbares um so ein bißchen Familie. Man wird überhaupt erst Mensch und —“

Eine ungeschulte, aber langvolle Frauenstimme intonierte nebenan das alte, unvergängliche „Stille Nacht —“, dazwischen quarrte ein Baby, und als Gustav Bröse zur Tür trat und sie öffnete, drang ein schier überirdischer Lichtschimmer in die Gaststube.

Durch die untersekte Gestalt des alten Militärs lief ein Zuden und Zittern. Er warf ein Goldstück auf den Tisch und taumelte wie ein Trunkener nach seinem Mantel. — Wortlos ging er davon.

Ob es denn nirgends ein Plätzchen, wo nicht Weihnacht gefeiert

wurde? Der alte Fiel, der Bröse, feierte nun auch. Alle Menschen feiern! Selbst ungeratene Kinder, die sich über den Willen des Vaters hinwegsetzen — wie sein Kind beispielsweise, das sich von einem Farbenkleber hatte heiraten lassen, gegen den Willen und ohne den Segen des Vaters. Trotzdem ging es ihnen gut, wie er gehört hatte, sehr gut. Mühte doch wohl etwas recht Ueberflüssiges sein, so ein Vaterlegen! Oder sollte es wahr sein und nicht eingelehrt, was der Bub da schrieb? Er war nun neun Jahre alt. Wie mochte er wohl aussehen? Und den andern Jungen, den, der ihm die Schulmappe zerrissen, den hatte er richtig untergekriegt.

In seiner harten, seltsamen Gangart schritt der Alte wieder dicht an den Häuserfronten entlang — nach Hause, wo allein nicht Weihnachten gefeiert wurde.

Und als es dann von den Türmen her einsetzte — erst in einzelnen Schlägen, dann immer lauter und voller, bis die dröhnenden Afforde das Herz erbeben machten, da setzte er sich auf eine der verschneiten Bänke an der Promenade, presste den Kopf seines Hundes fest an sich und wünschte sich eine tiefe Stelle unter der weißen Erde, um nichts zu sehen und zu hören. So sah er stundenlang.

Als er heimkehrte, war es neun Uhr.

Im Entree alles dunkel — nur hinten in der Ecke, wo Schuff seinen Platz hatte, brannte ein winziges Licht, und als der General genauer hinschaute, sah er, daß dieses Licht auf einem Tannenbäumchen steckte, das mit Würfeln und Kringeln be-

hangen war. Schuff schaute mit glänzenden Augen und wand und krümmte sich vor kaum gezügelter Begeisterung.

„Niemaß!“ — Der Burche stolperte aus seiner Tür.

„Was — was soll das da?“ fragte der alte Herr mit belegter Stimme. „Herr General!“ erwiderte der Burche treuherzig, „das ist für den Schuff. Herr General haben mir so viel Geld geschenkt — und ich hab mich so gefreut — und da hab ich gedacht, der Hund soll doch auch Weihnachten haben —“

Der Alte schludte und rang nach Worten. Er krampfte die Hände in den Taschen — und in der einen Hand knifferte der Brief.

„Das ist gut, Niemaß. Laß das Vieß sich freuen. Es ist doch nichts ohne Weihnachten. Ich gehe nochmal fort — und Sie können mitkommen. Werden mir ein Schaukelpferd tragen. Oder wissen Sie sonst, was so einen neunjährigen Bengel recht freuen könnte?“

„Besehl, Herr General,“ lachte der Burche über das ganze Gesicht.

„Na, denn dalli! Den Schuff lassen wir aber lieber hier, der hat schon sein Weihnachten.“



Unter dem strahlenden Lichterbaum.

Weihnachten in Sitte und Sage, in Volksbrauch und Volksglauben.

(Nachdruck verboten.)

Die deutsche Weihnacht mit ihrem strahlenden Lichterglanz, ihren Gaben und Gebräuchen ist uns nicht von außen überkommen; sie ist vielmehr echt vollständig und stellt einen Rest des Heidentums unserer germanischen Urväter dar. Die alten Deutschen nannten ihre alljährlich wiederkehrenden Feste, die, sich mehr oder weniger an den Götterkult anlehnd, mit den Naturerscheinungen der einzelnen Jahreszeiten im engsten Zusammenhange standen, Hochzeiten oder Wehzeiten. Das Julfest, das Fest der Winter Sonnenwende, war das bedeutendste. Es galt als Geburtstag der segenspendenden Sonne, die man sich unter dem Bilde eines Rades (altnordisch *Jul*) vorstellte, und begann mit der Nacht zum 25. Dezember, der „Heiligsten Weh- oder Mutternacht“, und dauerte bis zum 6. Januar, dem „Heiligen Licht- oder Oberstag“. Noch heute erinnert die Bezeichnung „Die Zwölfen“ oder „Die Zwölfnächte“ an diese Zeitspanne. Von den Bräuchen des Naturdienstes der germanischen Vorzeit haben sich nun zahlreiche Spuren erhalten. Das Christentum hatte die heidnischen Götter besiegt. Aber immer von neuem klang altheidnisches Wesen in die Freude über die Geburt des Weltheilandes hinein.

Heute noch, wie einst, läßt der Volksglaube in der Zeit der „Zwölfen“ mancherlei Uebermenschenwesen durch das Land wandeln. Wie einstmal's Wodan, der Sonnengott, im dunklen Himmelsmantel, bedeckt mit dem Wolfenhute, auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipnir durch alle Welt flog und die Gebete und Opfergaben seiner Verehrer entgegennahm, wofür er ihren Saaten Wachstum und Gedeihen schenkte, so zieht in unseren Tagen der „Anecht Kuprecht“, oder der „Belzmäc", der „Santeklas", der „Schimmelreiter", oder „Sant Nikolaus“ von Tür zu Tür, um mit den Kindern zu verfahren, wie einst Wodan mit den Erwachsenen. Am Niederrhein setzen die Kinder ihre Schuhe auf den Kochherd, denn Sant Nikolaus bringt seine Geschenke durch den Schornstein; aber auch sie wollen etwas

geben, darum stecken sie Hen in die Schuhe, auf daß Sant Nikolaus' Hof auch etwas zu fressen habe auf seinem langen, beschwerlichen Wege. In Ostfriesland spricht man die Verse:

„Sünterklās, du gode Bloot, — Bring' mi Rüt' und Jaderbrot, Rich to veel un nich to winn — Wirf in mine Schörten in!“

Auch in Frankreich — es sei diese kleine Abschweifung gestattet — kennt man den winterlichen Kinderfreund. Man bittet dort:

„Saint Nicolas, bon homme, — Donnez-moi des pommes, Donnez-moi des macarins, — Saint Nicolas est mon cousin.“

Den Erwachsenen ist Wodan noch in dem „wütenden Heere“ sichtbar, das vielleicht eine Erinnerung an den Umzug des Gottes

mit den in „Walhalla“ aufgenommenen Helden darstellt. In Schwaben spricht man von „Burtas Heer“, wen, es so recht laust und braust; es soll das ein gutes, fruchtbares Jahr bedeuten, namentlich wenn es in den weihnachtlichen Nächten zu hören ist.

Anderwärts zieht in der letzten der zwölf Nächte „Frau Holle“ durch die unwirtlichen Gefilde: hier spähst sie, ob der Spinnroden auch richtig abgesponnen ist; dort übernimmt sie die Rolle des „Anechts Kuprecht“ und des „Sant Nikolaus“. Sie schreiet wohl auch einer Schar Kinderseelen voran, die einen Pilg hinter sich her ziehen und in kleinen Krügen die Tränen mit sich führen, welche um sie vergossen worden sind.

Die Rittersnacht vor dem heiligen Christtage zeitigt mannigfache Wunder. So heißt es in einer Chronik des 16. Jahr-

hunderts von einem Apfelbaum: „Will man doch sagen, daß im Frankenland unter dem Stiff Würzburg zweene Weime zu finden sehn sollen, die all Jar in der Christnacht umb den Bahrensichren echte Epfel tragen sollen, so gros als eine gemeine Nus. Auffn Abendt merkt man nichts. Umb Rittersnacht gewinnen die Weime Anöpfen, schlagen aus und blühen. Gegen Morgen umb den Bahrensichren werden reiche Epfel von den Weimen abgebrochen, welchs ein gros



Am Futterplatz. Nach dem Gemälde von Joseph Schmitzberger, München.

Wunder ist." Im Thüringischen läßt der Volksglaube in der Christnacht den Hopfen und Schlehdorn blühen; am Kyffhäuser entfaltet die schöne, blaue Wunderblume ihren Blütenzauber. In Tirol glaubt das Volk an ein Erblühen der Farne in der heiligen Nacht. In der Christnacht werden vielfachem Volksglauben zufolge auf eine Minute „alle Wasser zu Wein und alle Bäume zu Rosmarin“; in ihr macht die Sonne zwei Freudenstränge, und ebenso freuen sich die Tiere und reden um die Stunde der Mitternacht; sie sinken auf die Knie und preisen Gott den Herrn mit menschlicher Stimme.

Das Sinnbild des deutschen Weihnachtsfestes ist der Weihnachts- oder Christbaum. Der mit Lichtern geschmückte Weihnachtsbaum findet sich auf deutschem Boden zum ersten Male erwähnt in einer Schrift des Wittenberger Rechtslehrers Gottfried Kisting aus dem Jahre 1737.

Älter als der Weihnachtsbaum ist die Weihnachtsbecherung; bis ins 16. Jahrhundert läßt sie sich verfolgen. In zahlreichen Gegenden erfolgt die Weihnachtsbecherung erst am frühen Morgen des Christtages.

Wie an allen Tagen der Freude, so spielt von alters her auch am Weihnachtsfeste Essen und Trinken eine besondere Rolle. Unter den Opferschmäufen des Julfestes stand das Schwein in erster Reihe. Man schlachtete den Jul-Eber und buk Kuchen in Gestalt von Ebern und Mädem. Noch vor etwa zweieinhalb Jahrhunderten soll am Rhein von manchen Dorfschaften ein Schwein auf gemeinschaftliche Kosten aufgefüttert und dann als Opfer dem hl. Antonius dargebracht worden sein. Eine weitere Erinnerung an den altgermanischen Jul-

Eber ist der Brauch, wonach man z. B. in der Uckermark zu Weihnachten grünen Kohl mit Schweinstopf zu essen pflegt. Fast jede Gegend hat übrigens in den Zwölfnächten ihre bestimmten Speisen, von deren Genuß man Heil und Segen erhofft. Auch besonderes Gebäck muß am Christfest in den Familien gegessen werden. In Mittel- und Norddeutschland sind es zumeist die „Christstollen“; im Thüringischen heißt man sie „Christwede“ oder „Schüttchen“, auf der Insel Rügen „Heetweden“; in Schwaben bäckt man „Springerln“ oder „Hugelbrot“, in Bayern „Klozenbrot“. Aber auch Lebkuchen, Pfefferkuchen, Honigkuchen, Kohnpillen usw. gibt es am Christfest wohl in den meisten deutschen Familien. In Rheinland und Westfalen steht der „Spetlatus“ um diese Zeit in besonderem Ansehen.

In Norwegen gedenkt man neben den darbenenden Mitmenschen zur Weihnachtszeit auch der hungerleidenden, frierenden Vögel. Raum ein Gehört dürfte es dort geben, wo man nicht, sei es auf den Dächern der Häuser oder an Bäumen, ein Bündel Hafer besetztigt sieht für die besiedelten Gäste der Menschen.

Im Schwäbischen reitet man am zweiten Weihnachtsfeiertage die Pferde aus, im Glauben, daß dies die Tiere vor Unheil im kommenden Jahre bewahrt. Ebendort, wie auch am Rhein, läßt man am dritten Weihnachts-, dem Johannistage, in der Kirche eine Maß Wein weihen, der nachher als sogenannter Johannessegen zu Hause getrunken wird. Der 28. Dezember lautet im christlichen Kalender „Anschuldige Kindlein“; dieser Tag ist dem Andenken der auf Herodes' Befehl getöteten Kinder geweiht.

J. F.

Gedankensplitter.

Wozu hat man sich denn seine Menschenkenntnis erworben, als um sich nachher in's Unatänderliche zu fügen? Raabe.

Der Wage gleicht die große Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt. Veffing.

Wenn der Mensch zu seinem Leid von heute nicht immer auch sein Leid von gestern und sein Leid von morgen hinzurechnet, so wäre jedes Schicksal erträglich. Sammetling.

Du bist dir selber der beste Gast,
Wenn du an dir selber Gesellschaft hast.

Zu bedauern sind auch die auf Erden,
Die des Schadens bedürfen, um klug zu werden.
Max von der Smist.

Mancher möchte uns auf Rosen betten, aber die Dornen daran lassen. G. W.

Einige Leute halten sich für freigebig, weil sie nichts verweigern. R. S.

Talent allein ist ein Stück rohes Metall; der Fleiß prägt es erst und bestimmt seinen wahren Wert. D. Barbach.

Der größte Dieb ist der Schlaf, — er raubt uns das halbe Leben. G. W.

Die Langlewille ist die Gouvernante der Bosheit. G. S.

Wer vielen zu gefallen trachtet, wird in der Regel den meisten mißfallen.

Bei der Schwester des Marschalls Bazaine.

Christnachtserlebnis eines Wuppertalers im Feldzuge 1870—71.

(Nachdruck verboten.)

Mein Weihnachtserlebnis in der Christnacht 1870 klingt wie ein Märchen, wie eine erdichtete Erzählung, und ist doch Wirklichkeit. Der Zufall hat wohl schon manchem sonderbare Erlebnisse gebracht; so auch mir und zweien meiner Kameraden in der heiligen Nacht 1870 in Frankreich.

Am 23. Dezember zog unsere Kompanie von Blois aus in der Richtung auf Tours zu, also Loire abwärts, nach Le Vicomte auf Vorposten, um die 1. Kompanie daselbst abzulösen. Eine schöne Villa und die dazugehörigen Dekonomiegebäude standen uns völlig zur Verfügung. Die Herrschaft war anwesend, wohnte aber nicht in der Villa, sondern in dem Gutsgebäude nebenan.

Als nach unserer Ankunft die Dienstverhältnisse geregelt waren, wurden Vorbereitungen für das Weihnachtsfest getroffen. Aus einer Tanne, welche im Garten vor der Villa stand, wurde die Krone herausgeschnitten, in ein schnell hergestelltes, umzäuntes Christbaum Brett gesteckt und dann ausgeputzt. Geschickte Hände flochten Papierketten, Korbchen usw. Kerzen hatten wir vorzüglich von Blois mitgebracht. Der Baum wurde dann in einem Salon der Villa aufgestellt und, da daselbst allerlei Nippes vorhanden waren, fehlte es auch nicht an figürlichen Schmuck. Allerdings, manches paßte zum Christbaum wie die Faust aufs Auge.

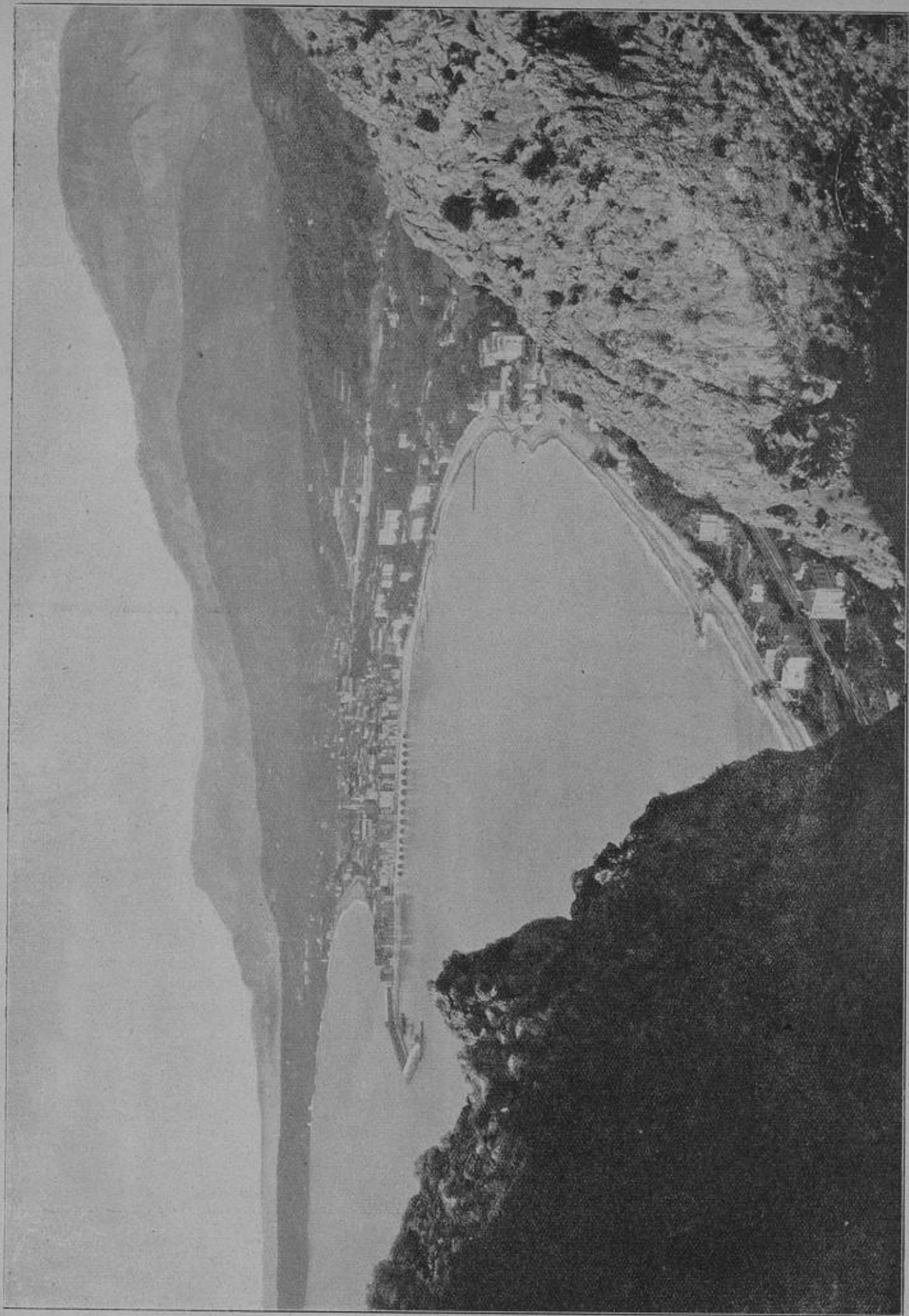
Am heiligen Abend war alles fertig, und um die Weihnachtsfreude zu erhöhen, war auch die Feldpost eingetroffen und brachte Briefe und Pakete aus der Heimat. Um nun zu der christlichen Feier auch den nötigen Wein zu haben, mußten wir eine höchst unchristliche Handlung begehen. Nämlich sechs bis acht kriegserfahrene Landwehnmänner von unserer Kompanie, Söhne aus dem Wuppertal — ich besenne, daß ich auch dazu gehörte —, erbrachen einen Weinkeller, holten einige Faß Wein heraus und schlossen ihn wieder so kühnigrecht, daß man den Einbruch nirgendwo an Tür oder Mauer bemerken konnte. O, wir hatten viel gelernt!

Wir waren gerade so recht bei der Feier, der Christbaum erstrahlte im Kerzenglanze. Der Einjährige Martin saß am Piano und spielte Weihnachtslieder, welche wir so gut und so schlecht wie möglich, aber sicherlich in feierlicher Stimmung sangen, da kommt ein Unteroffizier herein und ruft: „Sander, Sie müssen eine Patrouille an der Straße nach Tour machen.“ So wurde unsere Weihnachtsfeier jäh unterbrochen: Da hieß es: hinaus in die kalte Winternacht! Zwei weitere Kameraden kamen hinzu, und ich wurde als Patrouillenführer bestimmt.

Es herrschte eine grimmige Kälte. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Da die Loire nahe an der Landstraße vorbeifloß, hörte man, wie sich die dicken Eisschollen über- und gegeneinander schoben. Dieses verursachte ein dumpfes Toben, manchmal sogar lautes Krachen. Es war so recht nordisch-winterlich, nicht als ob man sich in einer Gegend befände, wo man gelinde Winter gewöhnt ist.

Nachdem wir an dem vorgeschobenen Dragonerposten (Bettete) vorbei waren, trabten wir, der Kälte wegen, stramm drauf los, bis wir an ein Dörflchen kamen. Der vorher genossene Wein hatte uns unternehmend gemacht, und so gingen wir viel weiter, als wir eigentlich sollten. Bei dem Dorfe lag eine schöne Villa, die von einem prächtigen, parkartigen Garten umgeben war. Ein großes, silbervoll gearbeitetes Eisentor wehrte den Zutritt. Ich rüttelte stark an dem Tor und rief: „Ouvrez la porte!“ Nachdem ich dieses in kurzen Zwischenpausen wiederholt hatte, erschien endlich ein Diener in reicher Livree. Ich machte ihm im schlechtesten Französisch begreiflich, daß wir verstedte Feinde vermuteten, auch Waffen, welche alle abgegeben werden mußten. Er schüttelte den Kopf und erklärte, daß weder französische Soldaten noch Franztireurs oder Waffen im Hause wären. Ich bestand darauf, selbst nachzusehen, und rüttelte barbarenmäßig am Tor. Er lief wieder ins Haus, kam aber gleich zurück und öffnete.

Durch einen mitterleuchteten Vorraum kamen wir an eine große Flügeltür. Mäglich öffnet sich diese von innen und — wir standen da wie geblendet. In einem feinen kleinen Salon erstrahlte im hellen



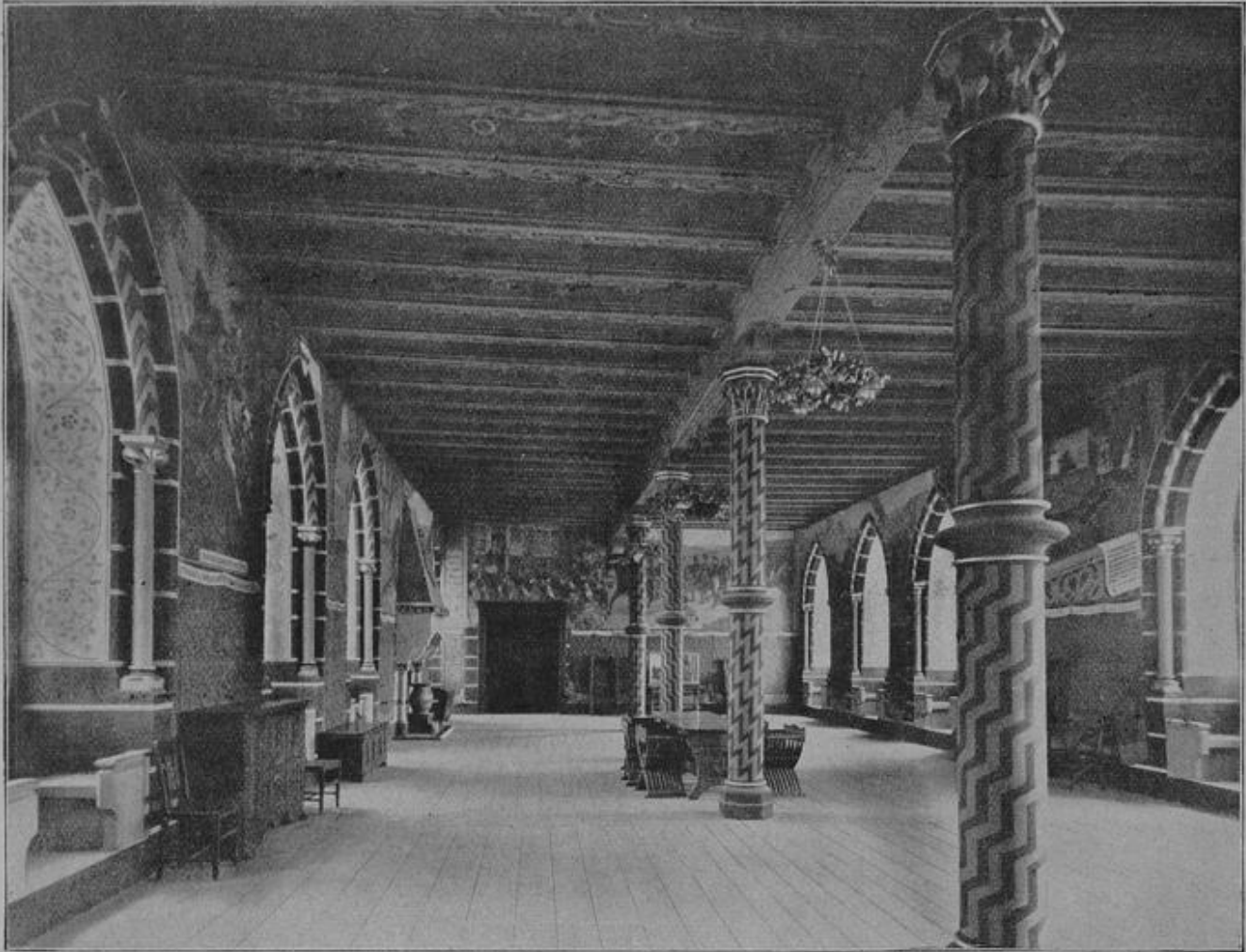
Blick auf Mentone mit dem Mont Higel (1149 m), dem Monte Grammondo (1377 m) und dem Cap Martin an der Meeresküste.

Phot. Charles Trempas.

Kerzenschein ein Weihnachtsbaum, ganz nach deutscher Art ausgeschmückt. Wir wußten nicht, ob wir wachten oder träumten. Eine große, stattliche Dame redete uns, wenn auch etwas fremdartig, in unserer Muttersprache an. Mit freundlichen Worten wurden wir gebeten, einzutreten. Es war uns, als wären wir und alles um uns verzaubert, wie in einem schönen Weihnachtsmärchen. Wir konnten uns von unserem Ersäunen schwer erholen. Franzosen, Franktireurs, Wäffen, alles war vergessen. War denn das alles Wirklichkeit? — Neben dem Baum stand eine junge hübsche Dame, ca. 17—18 Jahre alt. Seitwärts sah ein älterer Herr, ein echter Franzose, schlank, geschmeidig, fein in der äußeren Erscheinung. Er schien sich an unseren verbläfften Gesichtern zu weiden. Der Diener rückte drei Stühle zurecht, und wir wurden höflichst gebeten, Platz zu nehmen. Die junge Dame redete uns im besten Deutsch an und sagte, daß sie mehrere

seien und gierig die schmutzigen Speisereste vom Spülstein herausgefucht und gegessen hätten. Wir hätten schließlich kein Stüd Brot mehr gehabt, und an einem Marktenderwagen hätte ich mein ganzes Geld, etwa zwei Taler, für Speisen ausgegeben. So wie ich, möchten auch wohl mehrere andere Kameraden gehandelt haben; denn, sagte ich, es wären ja keine Feinde mehr gewesen, sondern arme, leidende Soldaten, welche ihre Pflicht getan so gut wie wir. Da ging der Dame das Herz über, sie weinte bitterlich und sagte unter Schluchzen, daß sie die Schwester des unglücklichen Marshalls Bazaine sei. Sie beklagte sein Unglück, besonders aber, daß man ihn für einen Verräter hielt.

Ich habe die bedauernswerte Dame getröstet, so gut ich konnte, und besonders hervorgehoben, wie heldenhaft sich die Armee des Marshalls Bazaine gewehrt und in welcher hoher Achtung Heerführer, Offiziere und Soldaten bei uns ständen. Wir konnten aus Erfahrung



Der Ritteraal in Schloß Burg a. Dopper, rekonstruiert von dem Wiedererbauer der Burg, dem Architekten G. A. Fischer. Der Saal ist im Stil der ersten Errichtung der Feste (um 1220), also im Stil der Uebergangszeit vom Romanischen zum Gotischen gehalten. Schlankte, farbige Säulen tragen die dunkle Holzdecke. In den Fenstern sind die Wappen der Bergischen Städte angebracht.

Phot. Wilh. Fülle-Barmen.

Jahre in Deutschland in Pension gewesen, unsere Sitten und Gebräuche kenne und besonders die Art, wie man in Deutschland Weihnacht feiere, liebgewonnen habe und darum alljährlich nach deutscher Art einen Weihnachtsbaum aufspize.

Wir wurden reichlich beschenkt mit Backwerk, Nüssen und Äpfeln. Der Diener brachte auch Wein und bediente uns, als wenn wir seine Herren gewesen wären. Ich konnte mir nicht versagen, unseren Dank und unserer Freude Ausdruck zu verleihen, und so hielt ich denn eine kurze Dankesrede.

Die alte Dame fragte mich, ob wir auch bei Metz gewesen wären. Ich bejahte dies und erzählte von der Belagerung, der Kapitulation und den Leiden, welche die eingeschlossene französische Armee hätte erdulden müssen, und daß die untrigen auch schlimm genug gewesen. Ich sprach von dem bedauernswerten Zustand, in welchem sich die Franzosen bei der Kapitulation befanden: Daß das Geschrei der armen Menschen nach Brot die Lust erfüllt und bei uns tiefes Mitleid erregt hätte. Ich verschwieg auch nicht, daß einige bei uns ins Haus gesprungen

ipreden, die Schreier in den französischen Zeitungen nicht. Dieses schien die Dante in etwas zu beruhigen.

Nach reicher Bewirtung und nachdem man uns alle Taschen vollgepfropft hatte mit Nüssen und Gebäck, verließen wir dankend die Villa und ihre Bewohner. Gleich darauf empfing uns wieder die eilige Kälte des harten Winters und das rauhe Kriegshandwerk. Wir hatten uns weit über die Zeit aufgehalten. Anstatt der üblichen dreiviertel Stunde waren es bald drei Stunden geworden. Man hatte längst eine Patrouille nachgeschickt, diese hatte uns natürlich nicht getroffen. Bei der Meldung suchte ich unser Fernbleiben zu entschuldigen mit Verlaufen im Walde, fernem Schießen usw. Von unserer märchenhaften Weihnachtsfeier und der Schwester des Marshalls Bazaine sagte ich nichts. Später hörten wir von einem Offizier, daß tatsächlich die Schwester des Marshalls Bazaine uns diesen schönen Weihnachtsabend im Felde besichert habe, der mir und allen anderen Teilnehmern unvergänglich bleiben wird.

Karl Sander, 11. Kompanie O. J.-R. Nr. 91.

Die Zerpflückten.

Ein Briefwechsel von Johannes Voldt.

Nachdruck verboten.

I.

Lieber Hans! Ich hab's Ihnen ja längst angemerkt, daß Sie mich liebten. Und wenn Sie ein wenig mehr auf mein Wesen als auf meine Körperlichkeit geachtet hätten, so würden Sie auch wohl ehedem zu der Erkenntnis meiner Liebe gelangt sein. Nun — wir haben ja Klarheit geschaffen. Wir beide kennen jetzt zwei Herzen, die füreinander schlagen.

Trotzdem stehen Sie mit gekrauter Stirn vor einer Frage, deren Beantwortung ich Ihnen für heute versprochen habe.

Hier ist sie.

Ich wünsche weder die Veröffentlichung unseres Geheimnisses noch das innige „Du“ in unserem Verkehr, bevor wir einander kennen — einander seelisch durchdrungen haben.

Fahren Sie nicht auf, sondern lesen Sie geduldig weiter.

Ich sehe Ihnen im Geiste an, daß Sie tausend Einwendungen zu machen haben. Aber ich werde nichts dagegen gelten lassen — nein — mehr: ich werde Sie von der Zweckmäßigkeit meiner Bedingung überzeugen!

Sie wissen, daß man mich jung an einen Mann verheiratete, von dem ich außer seiner Altertümlichkeit und seiner einträglichen Stellung nichts kannte. Und Sie wissen, daß eine kalte Ehe hinter mir liegt, weil ich die Fehler meines Gatten erst in der Ehe betrachten durfte, also da es zu spät war, mich ihnen zu entziehen.

Einem solchen Schicksale will ich mich nicht abermals ausliefern. Nein — ich werde Sie zerpflücken, bevor ich mich Ihnen übergebe, werde jeden Zug Ihres Wesens schriftlich festlegen und mir daraus ein für meine Entscheidung maßgebliches Urteil bilden. Und damit Sie wissen, wie ich Sie sah, werden Sie nach jedem Beisammensein eine briefliche Kritik Ihrer Persönlichkeit empfangen. Brieflich, weil eine mündliche Auseinandersetzung zuviel verwischen würde.

Demgegenüber steht natürlich Ihr Recht, sich in gleicher Weise mit mir zu beschäftigen. Und ich beantrage nachdrücklich, daß Sie von Ihrem Rechte Gebrauch machen.

Mit Gruß und Kuß
Ihre Sidonie.

II.

Liebe Sidonie! Daß irgend etwas Nervenschütterndes in Ihrem niedlichen Frauenhirn zusammengebadet werden würde, habe ich mir gedacht. Ob's auch schmachhaft ist — nun, ich will Sie nicht kränken. Hauptsache, daß uns der Genuß bekommt. Was ich allerdings bezweifle — arg bezweifle, da ich Ihr Badwerk nicht nur für überflüssig, sondern beinahe für schädlich halten möchte. Da ich jedoch weiß, daß Sie etwas exzentrisch veranlagt sind, will ich nicht ohne weiteres aus dem vorgeschlagenen Experiment auf einen Mangel an reinem Gefühl schließen. Ja — ich will mich sogar Ihrem Gebot unterwerfen.

Doch versichere ich Ihnen von vornherein, daß es nach meiner Ueberzeugung weniger waghalsig ist, Nitroglycerin zu lauen als in Aufrichtigkeit zu machen.

Ich überlasse es Ihnen, teure Sidonie, den Streit anzufangen.

In Treue
Ihr Hans.

III.

Lieber Hans! Trotzdem wir einander seit dem Geständnisse unserer Liebe nicht wiedersehen, muß ich Ihnen doch schon einiges über Sie auseinandersetzen.

1. Sie bringen meiner ernstgemeinten Absicht nur spottendes Getändel entgegen, erscheinen somit nicht fähig, einer bedeutenden Sache tiefes Denken zu widmen — sind also oberflächlich.

2. Sie suchen menschlicher Fehlerhaftigkeit eine wesenswürgende Eigenschaft anzuhängen, fürchten aber zugleich eine Aufdeckung Ihres moralischen Geheimnisses. Daraus folgt,

- a) daß Sie tatsächlich Fehler zu verbergen haben und
- b) daß Sie eine feige Natur besitzen.

3. Sie erlauben sich, durch eine abfällige Beurteilung meiner Persönlichkeit die Bedeutung der ganzen Prüfungsangelegenheit auch von meinem Standpunkt aus zu verzerrern, woraus wieder zu schließen ist, daß Sie

- a) gewalttätig sind, wo Ihre unter 2b erwähnte Eigenschaft keinen Grund zum Eingreifen findet,
- b) nicht die geringste Anlage zur Beurteilung eines Menschencharakters besitzen und
- c) mit empörender Undankbarkeit das gesunde Wollen eines edlen Herzens treten.

Mit Gruß
Ihre Sidonie.

IV.

Teure Sidonie! Es ist mir unmöglich, Ihren letzten Brief ernst zu nehmen. Und Sie wünschen das auch gewiß nicht. Sie wollen mir nur eine Probe des geistigen Probestums geben, das Ihnen

der verstorbene Sekretär Nadelmann, Ihr einstiger Gatte, tagtäglich vorführte. So ist's — nicht wahr? Ich gestehe — Sie trafen den Ton vorzüglich. Ganz dieser verknöcherte Beamte, der selbst sein Dasein nach einer Disposition regelte und seine Sterbeworte acht Tage vorher sorgfältig zusammenstellte.

So werde ich mich hüten, in Ihrem Briefe ein Stüd Ihres Wesens zu erkennen, obwohl Sie recht energisch von meiner Schreibart auf meine innere Zusammenfassung schließen.

Aber ich erwarte mit Sehnsucht den Augenblick, da ich Sie sehen darf, wie Sie sind, nachdem Sie so sehr bemüht waren, sich mir in einer abschreckenden Maske vorzustellen.

Mit innigem Gruß
Ihr Hans.

V.

Lieber Hans! Wenn ich mich bei Ihrem gestrigen Besuche vor Ihnen verleugnen ließ, so geschah es, um nicht durch Ihren Anblick eine Klärung in mir zu beeinträchtigen. Denn die Augeninnlichkeit ist ja gar zu oft geneigt, die inneren Produkte des Geistes über den Haufen zu werfen. Sie verstehen wohl — die Klärung galt dem Gedanken an Sie. Und sie wurde durch Ihren letzten Brief das Zeugnis eines angefüllten Gebotes, das mich völlig beherrschte.

Hans — wie hätte ich je so etwas von Ihnen denken können — von Ihnen! Noch jetzt geht's allemal wie eine elektrische Entspannung durch meinen Körper, wenn mir Ihre Worte in den Sinn kommen. Und über wem einen Toten! Wohl — er hatte Fehler — und unserer Ehe mangelte es an Wärme. Aber dennoch sollten Sie sich schämen, mit so giftigen Worten das Große an ihm in den Staub zu zerren. Hätte ich mich je an die Seite dieses Mannes drängen lassen, wenn er nicht eine ragende Bedeutung gehabt hätte?

Ich wollte, Sie dürften einen Blick in seine Akten tun! Sie würden das Bild eines Menschen aufsteigen sehen, der nie Urlaub nahm, nie Krankheitsanzeigen schrieb, nie zu spät kam, nie zu früh ging, nie Vorgesetzte beleidigte oder auch nur kränkte, nie sich beschwerte, nie ein Komma oder den Submissionsstrich vergaß — der immer am Wortlaut der Gesetze haftete, immer das bestehende Regiment als das beste anerkannte, immer die Arbeiten anderer an sich rüstete, immer laubere Register zur Kalkulation einreichte — kurz — allgemein als das Muster eines Beamten hingestellt wurde. Ich betone — er stand in geistiger Hinsicht auf der Höhe seiner Zeit.

Sie aber — lieber Hans — werden vor meinem inneren Bild zu einer traurigen Figur.

Ich habe alles, was ich bisher von Ihrem Wesen erkannte, in ein Schreibbuch meines verstorbenen Mannes eingetragen und mußte soeben unvorsichtiger Augen hinzufügen, daß Sie

4. die Toten nicht achten, also
 - a) religionslos,
 - b) herzlos
 sind und
5. eine errungene geistige Stellung mit schmutzigem Hohn befritteln und somit von
 - a) Taktlosigkeit,
 - b) Neid
 durchdrungen erscheinen.

Mit scheuem Gruß
Sidonie.

PS. Das Schreibbuch ist nicht etwa von meinem Manne aus den seiner Verwaltung unterstellt gewesenen amtlichen Materialien entwendet worden.

VI.

Liebe Sidonie! Wenn ich Ihre Briefe mit dem vergleiche, was ich von Ihnen sah und hörte, so lege ich mein Gesicht allemal in die Falten der Verständnislosigkeit. Weiß Gott — ich glaube noch immer an einen Scherz.

Ich lernte Sie als eine Dame kennen, die nach Aussehen, Geschmack und Anschauungen wohl bereits über die Grenzen der Jugendllichkeit hinausgewandert war, aber noch genug körperliche und geistige Elastizität barg, um ein Liebesempfinden weden und einem alternden Manne den Daseinsrest würzen zu können. Da Sie nebenbei vermögend und anhanglos sind, so war für unsere Vereinigung auch eine angenehme materielle Grundlage geschaffen.

Ich gebe zu, daß wir uns selten ohne die Gegenwart dritter Personen sprachen, aber ich glaubte, Ihre Wesensart dennoch völlig verstanden zu haben.

Nun tritt mir aus Ihren Briefen eine Persönlichkeit entgegen, die — nein — Sidonie — Sie täuschen mich! Sie stellen sich anders dar als Sie sind. Lassen Sie mich zu sich, damit ich die Sidonie sehe, die ich kenne.

Mit innigem Gruß
Ihr Hans.

VII.

Sehr geehrter Herr Ludwigsen! Ich habe Sie in Ihrem ganzen Wollen und Tun erkannt. Ihre versteckte Anspielung auf mein Vermögen hat mich erleuchtet. Ah — Sie glauben dadurch ein besonders unschuldvolles Denken zum Ausdruck zu bringen, indem Sie sich so offenherzig über diesen Punkt äußerten — wollten also indirekt jede geldgierige Neigung in Abrede stellen, obwohl man Ihnen diese keineswegs nachgesagt hatte. Und Sie sicherten vor sich hin beim Schreiben Ihrer Briefzeilen, während Ihr Hirn die Worte formte — „Bei einer so naiven Erwähnung ihres Vermögens wandert der Gedanke an eine von mir beabsichtigte Gelbheirat sicherlich bei ihr aus.“

Ja — Sie! Er ist nicht ausgewandert! Nun gerade nicht! Ihre vorgegebene heuchlerische Einsicht hat Sie verraten — qui s'excuse, s'accuse!

Ja — wenn Sie nicht vorher die platte, lägendurchwobene Begründung Ihrer Liebe gegeben hätten!

Trotzdem Sie erkannten, daß ich häßlich, abgeschmackt und altmodisch sei — oder — wie Sie zu sagen belieben: „nach Aussehen, Geschmack und Anschauung wohl bereits über die Grenzen der Jugendlichkeit hinausgewandert“ — trotz dieser Erkenntnis — die Sie wohl völlig allein vertreten — machten Sie mir eine Liebeserklärung. Weil ich körperlich und geistig elastisch sei! Wann hätte man aber je einem Weibe um seiner Elastizität willen Liebe entgegengebracht?! Man liebt ein Frau nur, wenn sie nach „Aussehen, Geschmack und Anschauung“ jung ist. Und man heiratet eine Frau nur, wenn man sie liebt, oder wenn sie Geld hat. Sie aber haben mich nicht geliebt — also — trug ich heute in das Register Ihrer Eigenschaften mit großen Lettern meine letzte Erkenntnis über Sie ein, die in dem einen Worte gipfelt:

6. Geldgier.

Die schriftliche Aufzählung der schlechten Instinkte, die in diesem Worte ruhen, habe ich mir erspart. Rein Urteil ist bereits gefällt. Vorbei! Ich bin froh, das von mir erfundene Verfahren zur Begründung eines wahrhaft glücklichen Ehestandes angewendet zu haben. Es hat mich vor einer schlimmen Zukunft bewahrt.

Sidonie Nadelmann.

VIII.

Sehr geehrte Frau Nadelmann! Sollten sich jemals Zweifler an der Wirksamkeit des von Ihnen erfundenen Verfahrens finden, so bitte ich Sie dringend, sich auf mich zu berufen. Wenn ich auch nicht die Begründung eines glücklichen Ehestandes bei Anwendung Ihrer Methode garantieren kann, so stehe ich doch voll für die Vermeidung eines unglücklichen ein. Falls Sie lesterem Gesichtspunkte noch Berücksichtigung schenken würden, wäre eine Vorlage der Angelegenheit beim Patentamt sicher eingehender Ueberlegung würdig.

Nehmen Sie noch das Geständnis, daß ich zur Anlegung eines Registers über Ihre Eigenschaften nicht gekommen bin. Nachdem ich mich nun zur Erkenntnis der Ernsthaftigkeit Ihrer Briefe durchgerungen habe, halte ich ein solches Register auch nicht mehr für erforderlich. Indem Sie mich verpflichten, haben Sie sich selbst aller Blätter beraubt. Das wird Ihnen unverständlich sein. Aber darauf kommt es ja so sehr nicht an. Und nun seien Sie zum letzten Male herzlich begrüßt von Ihrem dankbaren H. Ludwigsen.

IX.

Frau Sidonie Nadelmann an Herrn Hans Ludwigsen.

Ich verbitte mir Ihre weitere Korrespondenz.

Sidonie Nadelmann.

Unsere Bilder.

Weihnachtsstimmung! Text und Illustrationen in dieser Nummer tragen dem Festcharakter der gegenwärtigen Zeit nach Möglichkeit Rechnung. Jung und alt werden mit besonderem Interesse Kenntnis von den neuesten künstlerischen Leistungen nehmen, die von dem bekannten Münchener Matthias Ebenboed auch in diesem Jahre entworfen sind. Der Weihnachtsbaum, an dem wir die schmuckhaften Erzeugnisse der Zuderbäderei aufgehängt haben, zeigt in dieser Zusammenstellung den Einfluß, den das moderne Sportleben auf die humorvolle Phantastie des Künstlers ausübt. Auch das Auge des Gesetzes fehlt auf dem Tableau nicht. — Von wunderbarer Zartheit und Innigkeit ist die Auffassung, die G. Barrison, der hervorragende englische Maler, dem Madonnen-Motiv mit dem Christuskinde, angebetet von Engeln, gegeben hat. (Vgl. das Bild S. 413.) — Düsseldorf's Grobstadtverkehr, zumal in der Weihnachtsperiode, einen Blick auf die Graf-Adolf-Straße gibt die Illustration auf S. 415 wieder. — Wenn irgend möglich, suchen die großen Dampfer am Weihnachtsabend festen Ankerplatz. Läßt sich die Fahrt aber nicht unterbrechen und namentlich ein Heimatshafen nicht erreichen, so muß man sich eben auch damit abfinden. Eine Weihnachtsfeier an Bord hat auch ihre Schönheiten; und besonders gilt das von der Art, wie man im Zwischendeck den Heiligabend verbringt. Lichtergeschmückte Christbäume, Kuchen und allerhand gute Getränke gibt es für die Mannschaften und für die Passagiere, und zur Erhöhung der weihnachtlichen Stimmung tragen die Weihnachtslieder bei, die von der Schiffskapelle geblasen werden. Auf lange, lange Zeit hinaus ist es für die Auswanderer oft das letzte deutsche Weihnachten, das sie erleben — so wohl auch für die vielköpfige Schar der Kinder und Erwachsenen im Zwischendeck auf unserem Bilde S. 417. — In den traulichen Familientreibern führt die nächste Illustration: unter dem hell leuchtenden Weihnachtsbaum steht eine junge glückliche Mutter mit ihren Kindern, denen der Jubel aus den strahlenden Augen blüht. — Aber auch die Tierwelt soll in dieser Zeit, da draußen Regen und Unwetter die Herrschaft ausüben, nicht vergessen werden. Am Futterplatz im Walde (s. Bild S. 419) stellen sich die zwei- und vierbeinigen Mit-Geschöpfe des Reichens ein, und finden dort frische Nahrung. — Während bei uns im Norden der Winter sein strenges Regiment aufrecht erhält, umfängt eine milde sonnige Witterung die südlichen Gegenden. An den Gestaden der Riviera, in Mentone (vgl. Seite 421), ist die Saison jetzt in regem Gange. — Im großen Palas von Schloß Burg an der Wupper, ursprünglich von Engelbert dem Heiligen († 1225) aufgeführt, seit dem Wiederaufbau des Schlosses zuerst aus Schutt und Trümmern entstanden, nimmt der Ritteraal den ersten Platz ein. (Siehe die Abb. S. 422.) Die größte Anziehungskraft übt der Saal durch seine Wandmalereien aus, von Klaus Meyer in Düsseldorf im Auftrage des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen von 1899–1903 geschaffen. Sie schildern die Geschichte des Bergischen Landes in ihren Hauptereignissen. — Den Schluß der Abbildungen in dieser Nummer

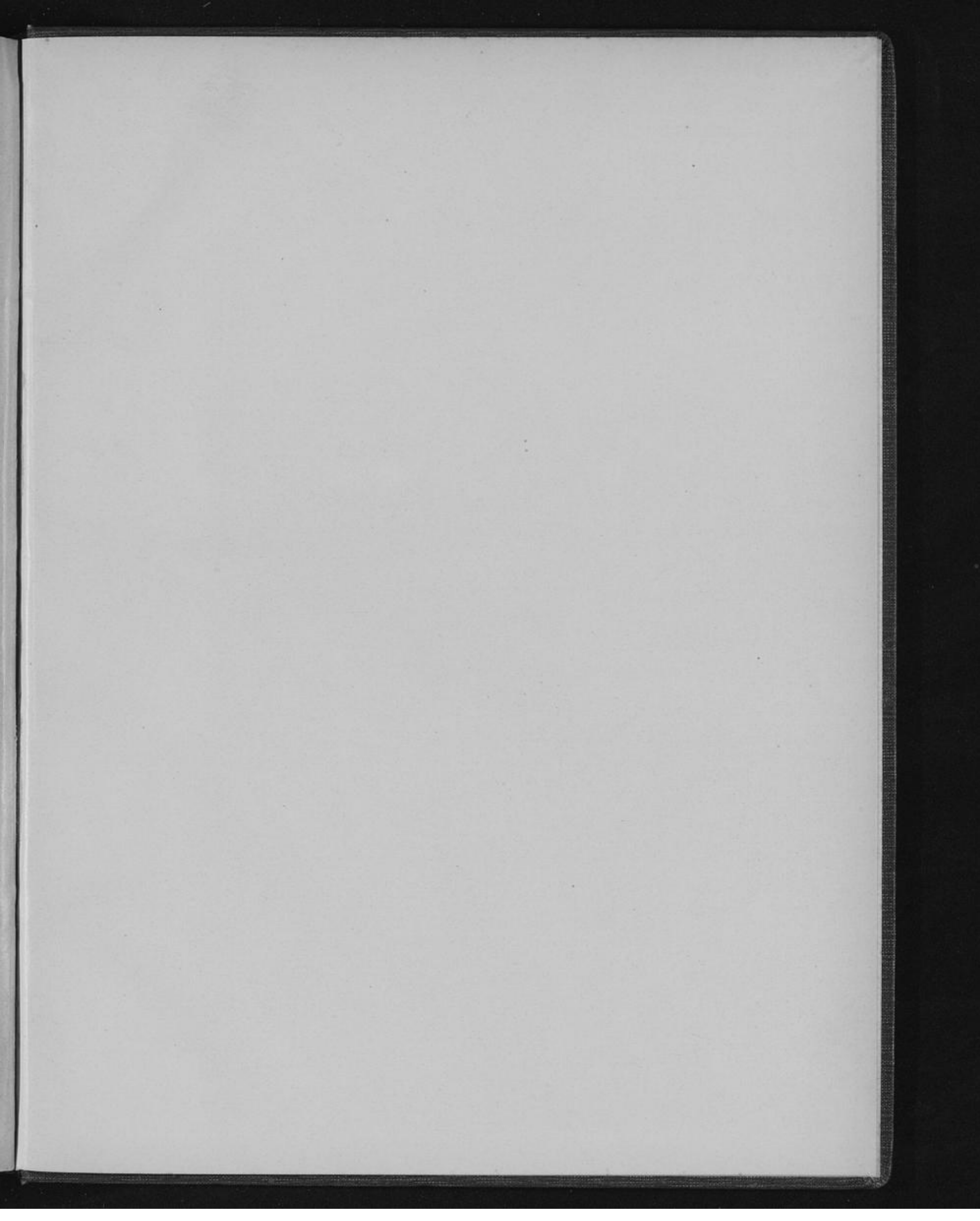


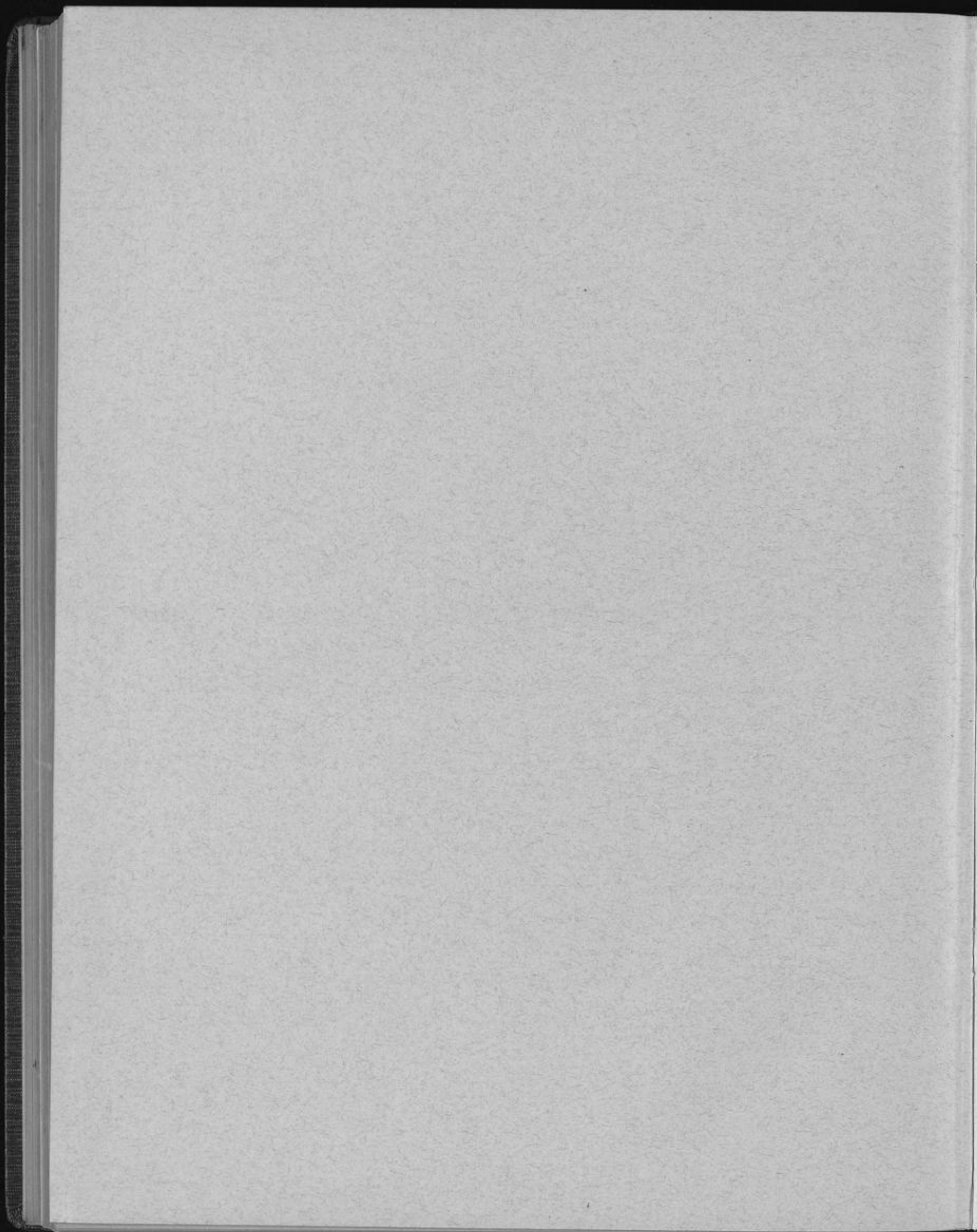
Junges Mädchen aus Landeck im Oberinntal im Sonntagsstaat.



Bauern aus dem Oberinntal in der Landestracht.

stellen einige photographische Aufnahmen von interessanten Landestrachten aus dem Oberinntal dar.





TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

A	1	2	3	4	5	6	8	9	10	11	12	13	14	15	17	18	19
		R	G	B		W	G	K		C	Y	M					

